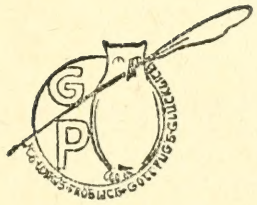
UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

BINDING LIST APR 1 1922

Deutsche Rundschau

Band CLXXXVIII

(Juli — August — September 1921)



17/483
18. V. 22

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt
Übersetzungsrecht vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 188-89

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertachtundachtzigsten Bande (Juli — September 1921)

Seite

Karl Haushofer. Oſtaſiens Haltung gegenüber der Mitteleuropäiſchen Umwälzung 1
Paul Schmid. Till. Novelle 14
Willy Schlüter. Tatdenkeriſche Führungskunſt 35
Richard von Schaukal. Die Krücke. Novelle. (Schluß) 52
M. Holzmann. Der Mahdi. Ein Beitrag zum Problem der orientaliſchen Seele 64
Ebbe Kornerup. Peru 77
Victor Franz. Leib und Seele 86
M. v. Graevenitz. Joſef Joachim und Giſela von Arnim . . . 93
R. P. Maitage in Kärnten 98
Politiſche Rundſchau 102
Chronik des Grenz- und Auslanddeutſchtums 110
Luftfahrt-Rundſchau 112
Literariſche Rundſchau 114
Literariſche Notizen 120
Vom Geiſte der Völker 124
Literariſche Neuigkeiten 129
Ludvig af Petersens-Stockholm. Tſchechoſlowakiſche Verhältniſſe 1921 133
Karl Hermann. Deutſches aus Jugoſlawien 143
Adolf Lapp. Tolborouque. Eine Rhapſodie 161
Theodor Storm und **Heinrich Seidel** im Briefwechſel. Herausgegeben von H. Wolfgang Seidel 186
Fritz Gränz. Der Geiſt der deutſchen Landſchaft 207
Arthur Eloeſſer. Fritz von Unruh 220
Arthur Bauckner. Das Kapellmeiſteramt 229
Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Romain Rolland 237
Chronik des Grenz- und Auslanddeutſchtums 242

(Fortſetzung umſtehend)

Seite

Politische Rundschau 244
Luftfahrt-Rundschau 249
Literarische Notizen 252
Vom Geiste der Völker 258
Literarische Neuigkeiten 361
Universitätsprofessor Dr. Fritz Rörig. Die Hanse, ihre europäische und nationale Bedeutung 265
Professor Gustav Berthold Volz. Die auswärtige Politik Friedrichs des Großen 278
Hermann Horn. Gertrud und Regina. Novelle 301
Hugo Elbertzhagen. Dante und Deutschland 351
Die Briefe Franz Marcs. Von Paul Fechter 359
Anton Bettelheim. Voltaires Anteil am Text der Zauberflöte 362
Otto Piper †. Von Moeller van den Bruck 365
Entdeutschungspropaganda. Von Sylvanus 366
Luftfahrt-Rundschau 373
Volle Scheuern. Von R. P. 375
Politische Rundschau 384
Literarische Notizen 395
Literarische Neuigkeiten 396

Ostasiens Haltung gegenüber der Mittel-Europäischen Umwälzung

Von

Karl Haushofer

„Je mehr einer weiß vom Seelenleben der Einheimischen, um so weniger vermißt er sich zu sagen, was sie tun oder lassen werden" — viel weniger erst, was sie denken oder tun, bei dem, was w i r tun oder lassen! Dieser Schluß zu einer treffenden Bemerkung des uns zwar bitter feindlichen, aber erfahrenen Völkerpsychologen Kipling kam mir in den Sinn, als ich an den Auftrag der „Deutschen Rundschau" heranging, persönliche Anschauungen und Erfahrungen über die politische und psychologische Einstellung, die äußere und innere Haltung von Japan und China zu den Geschehnissen der europäischen Umwälzung zu äußern. Denn eine solche Äußerung fordert — weit über das zurzeit objektiv Beweisbare hinaus — Eintreten mit Werturteilen; und zwar nicht nur Preisgabe eigener Erfahrung, die auf jahrelangen Beobachtungen und Beziehungen im fernen Osten fußt, von denen sich viele erhalten und bis zum heutigen Tage verdichtet haben, sondern auch Vertretung von Werturteilen und vertraulichen Äußerungen befreundeter Gewährsleute, die im Gesamtbild oft kaum mehr vom Selbst-Beobachteten zu scheiden sind.

Solches Bewußtsein belastet den Schreiber mit dem Druck einer Verantwortung gegenüber offenherzigen Freunden aus dem Osten, in deren Sinn freilich ausgleichendes Wirken liegt. Warnend steht auch vor mir die Erinnerung an den Augenblick, wo mir beim Abschied von Ostasien klar zum Bewußtsein kam, daß ich trotz langen Zusammenlebens mit dem japanischen Heer und vielfacher Berührung mit den Trägern östlicher Kultur eben erst angefangen hatte, sie wirklich zu verstehen.

So schreibe ich nicht ohne innere Hemmungen das Folgende nieder, klar darüber, daß es ein notwendig stark persönlich gefärbtes Bild geben müsse, einen kleinen Ausschnitt aus einem weiten Felde, und doch irgendwie auf unsere Zukunft wirken könnte, wie alles, was zur Neuanbahnung unserer Beziehungen zum fernen Osten getan wird, freilich ebensosehr, was unterlassen bleibt.

* * *

Bei dem Versuch, eine g a n z Ostasien gemeinsame Haltung herauszufinden, zeigt sich sofort dessen Unmöglichkeit, hervorgehend aus der grundsätzlichen Verschiedenheit in der politischen Tradition von Japan und China, trotz sonstiger Verwandtschaft

der Kulturen. Zweifellos sind allen ostasiatischen Völkern gewisse ethische Grundformen des politischen und sozialen Denkens gemeinsam, namentlich das lebendigere Gemeinschaftsgefühl aller gegen alle, das widerstandslosere, unpersönlichere Sichfügen in zwingendere Lebensrhythmen, aber auch das Widerstreben gegen die im Grunde immer noch Japanern und Chinesen gleich peinlichen aufdringlichen Züge des westlichen Wirtschaftslebens, das ihnen so stark vom Angebot, vom Vorteilsuchen, so viel weniger von der natürlichen Nachfrage, dem Wunsch gerechten Güterausgleichs geleitet scheint, als das ursprüngliche Wirtschaftsleben des Ostens. Eine gleiche Seelengrundstimmung erzeugt auch als psychisch-metaphysischer Regulator die Überzeugung von der Wiedergeburt nach Verdienst (Palingenese), die viel tiefer verbreitet ist, als der oberflächliche Beobachter vermutet, und die stark ausgeprägte soziale Grundtendenz der konfuzianischen Staatsphilosophie.

In anderen Richtungen aber geht die Auffassung Chinas und Japans so scharf auseinander, wie die Tendenz ihrer Staatsentwicklung, wie das Vorwiegen von Staatsallmacht und die Verkörperung langsamer Evolution im Inselreich gegenüber dem Vorherrschen des Familien- und Gildengefüges und den regelmäßig wiederkehrenden Revolutionen im Festlandstaat. Japan hat in seiner auf zweieinhalb Jahrtausende zurückverfolgbaren Geschichte ein natürliches Talent zur Evolution bewiesen, das nicht einmal von dem der Angelsachsen erreicht wird; China hingegen hat den Gedanken der Revolution von Zeit zu Zeit, des regelmäßigen „Mandatwechsels" (Ko-ming), wenn ein führender Kreis verbraucht ist, zur staatsphilosophischen Selbstverständlichkeit durchgebildet. Das hat grundverschiedene Entwicklungen zur Folge, ebenso verschieden, wie die englische von der kontinental-europäischen, und ebenso grundverschiedenes Verhalten zu den Entwicklungen anderwärts. Freilich durfte sich China bisher noch auf seine gesunde Familienzellenstruktur und seine unverwüstliche Rassenkraft verlassen und sich bei allen Umwälzungen, mochten sie mehr von außen oder von innen kommen, mit der durch Jahrtausende bewährten Erfahrung trösten: „China ist ein Meer, das alle Flüsse salzig macht, die sich darein ergießen." Was auch über uns kommen möge, in ein paar Geschlechterfolgen wird es chinesisch geworden sein.

Im Gegensatz dazu hat Japan schon mehrfach gefährliche Stimmungsschwankungen und Ausschläge durchgemacht; man muß auch bei der temperamentvollen Südrasse in Zukunft auf weitere solche gefaßt sein, aber man ist eben doch der nationalen Einheitsstruktur des Inselvolks, des geopolitischen Feingefühls der Rasse, des Instinkts gegenüber jeder Grenzbedrohung von außen her ganz sicher. Infolgedessen ist man einer Reihe von instinktlosen Handlungen, wie sie in den mitteleuropäischen Übergangsgebieten vorkamen, ganz verständnislos gegenübergestanden, für die man hingegen in China in gewissen Partikularismen der großen Provinzen (Setschwan und Kolonial-Südchina) sehr ähnliche Gegenstücke besitzt, und die man dort also auch eher versteht, ganz ebenso wie die sonst bei uns zutage getretenen übernationalen und chiliastischen Ideologien.

So wird man also bei der Frage nach der Einstellung Ostasiens zum heutigen Mitteleuropa unterscheiden müssen zwischen gewissen gemeinsamen Grundanschauungen und der sehr verschiedenen Auffassung Japans und Chinas im einzelnen; außerdem wohl beachten müssen, daß der dort über die europäischen Vorgänge wirklich orientierte Kreis viel kleiner ist, als wir von vornherein glauben. Innerhalb dieses Kreises entstehen weitere Abstufungen durch den schroffen Unterschied der Parteien in ihrer Stellung zu den Ereignissen. Den Kämpfern um erweiterte Volksrechte im Osten waren die Ergebnisse der Revolution zum Teil Wasser auf ihre Mühle, wenn auch sogar sie sich vielfach von dem würde- und haltlosen Wie des Vollzugs abgestoßen fühlten. Den herrschenden Kreisen, die unserm alten Verwaltungs- und Wehrgefüge im Geist nahe gestanden waren, ist die Revolution als beklagenswerte Überstürzung und als unnötiger Bruch mit einer gerade in Japan streng festgehaltenen geschichtlichen Kontinuität erschienen.

Zu einer wirklich objektiven Beurteilung von höherer Warte aus befähigt war aber auf dem Festland wie auf den Inseln nur eine ganz kleine Schar. Um einen Anhalt dafür zu geben, wie klein von Kennern diese Schar von über das Abendland politisch selbständig denkenden Köpfen im Verhältnis zu den Menschenmassen Ostasiens geschätzt wird, sei angeführt, daß ein erfahrener Beobachter aus Schanghai die Zahl der eine einheitliche Bildung und ein bewußtes Nationalgefühl vertretenden Kulturträger unter der halben chinesischen Milliarde auf etwa 26 Millionen schätzte; also 5 Prozent, die fähig seien, Lebensbedingungen und Daseinsfragen des eigenen Erdraums selbständig zu beurteilen. Danach ist leicht auszurechnen, wie sich diese Zahl noch verkleinert, sobald man ein eigenes Urteil über europäische Verhältnisse verlangt. Geht man mit politisch-geographischen Methoden den Zahlen genau auf den Grund, von denen das gegenseitige Verhältnis großer volkreicher Staaten tatsächlich abhängt, so ist es ja wahrhaft erschreckend, wie klein die Zahl der Wissenden und Wollenden im Verhältnis zu den urteilslosen Mitläufern ist. So verfügte über die Trennung von England und Amerika 1775 die Vertretung von nicht ½ Million; 7½ Millionen Engländer und 3 Millionen Amerikaner blieben so gut wie unvertreten bei der Entscheidung. Und wenn jetzt Amerika und Japan über der kalifornischen Frage in gefahrdrohenden Gegensatz geraten, so wird nur ein Bruchteil der pazifischen Küstenprovinz mit insgesamt 3½ Millionen Einwohnern es fertig gebracht haben, 106 Millionen Amerikaner mit etwa 12 Millionen insularem Anhang und die 83 Millionen des gesamten Neujapanischen Reiches in unheilvolle Spannung zu versetzen. So ist aus der Lokalfrage eines Einzelstaats, wegen des Landbesitzes von nur 70 000 Japanern, infolge der Rassenimponderabilien eine Weltfrage geworden.

Auch bei diesen wenigen Wissenden und Wollenden besteht aber durchaus kein einheitliches Verhältnis zu den umwälzenden Ereignissen in Mitteleuropa und in Osteuropa, die man in Asien viel häufiger auseinander hält, als in Europa selbst. Zu den osteuropäischen Vorgängen ist kaum ein objektiv uninteressiertes Verhalten Asiens möglich: dazu brennt das Feuer zu nah dem eigenen Hause, ist Nutzen und

Schaden schon viel zu deutlich fühlbar eingetreten, ist man schon zu sehr in den Bannkreis der einzelnen Geschehnisse praktisch hineingezogen worden — und das in Japan und China mehr, als man gewünscht hätte. Weit objektiver steht man den Vorgängen in Mitteleuropa gegenüber. Trotzdem darf wohl gesagt werden, daß fast alle die Japaner, die Deutschland aus eigener Anschauung vor dem Kriege gekannt oder gar länger da gelebt hatten, seine Veränderung mit Bedauern sehen, wie sie einst die Vorzüge seiner Vergangenheit mit Sympathie betrachtet haben. Allerdings kennen sie auch unsere Geschichte gut genug, um zu wissen, daß Deutschland immer durch Druck von außen her zu neuer Blüte gleichsam gezwungen worden ist, und gründen darauf die Hoffnung, daß es auch jetzt noch durch „musterhafte Errungenschaften", wie sich ein ehrlicher Freund wörtlich ausdrückt, den fernen Osten günstig beeinflussen und ihm geistig noch viel geben könne, allerdings einstweilen mehr „im Ausverkauf". Begreiflicherweise sieht man das Problem aus sicherer Ferne vorwiegend von der Erwägung des Nützenkönnens aus an.

Man meint zwar einerseits, der Sturz des Kaisertums in Deutschland gehe den Osten nicht viel an, aber er könne doch in sozialer wie in militärischer Hinsicht manche Lehren daraus ziehen, wenn man auch im Osten die starre und einseitige Ausprägung weder des monarchischen, noch des aristokratischen, noch des demokratischen Prinzips gekannt habe, deren Übersteigerung im Westen so unheilvolle Folgen gezeitigt habe. Man zeigt sich bei dieser Gelegenheit in Japan sehr stolz auf den geglückten Übergang zum Zwei-Parteien-Schaukelspiel nach dem Muster des englischen etwa aus dem 18. Jahrhundert, das der Evolution freie Bahn zu schaffen geeignet sei. Rein konservative Geister in Japan sind über das Wie der Entwicklung bei uns, vor allem über gewisse grobe Formverstöße, besorgt und betrübt. Zu ihnen gehört z. B. der in Berlin wohlbekannte Oberst Watanabe, der sein Urteil in dem Offiziersblatt „Kaikosha" veröffentlicht hat und deshalb bei Namen genannt werden darf. Er meint, es gebe drei nötige Vorbedingungen für eine Wiederaufrichtung Deutschlands: Erstens ein Wiederaufleben der alten Arbeitstreue in der Arbeiterschaft (selbst unter freiwilliger Aufgabe des verkürzten Arbeitstages) und des einheitlichen Nationalgefühls aus der jetzigen Zersplitterung und dem Parteihaß, zweitens die Anlehnung an einen finanzkräftigen anderen Staat zur Wiederherstellung des Kredits, und drittens eine gründliche Revision der geradezu unmöglichen Bedingungen des Versailler Friedensvertrages. Weil er aber besonders für die Erfüllung der ersten Bedingung zu schwarz sehe, sei er ganz pessimistisch in bezug auf Deutschlands Zukunft zurückgekehrt. Das Urteil eines Mannes wie Watanabe, dessen frühere Neigung und Achtung für Deutschland bekannt war, findet natürlich Beachtung und Widerhall gerade in deutschfreundlichen amtlichen Kreisen.

Eine ganz andere Stellung nehmen einige weit links stehende Soziologen und Wissenschaftler ein, die den europäischen Umformungen kühl und innerlich unbeteiligt gegenüberstehen und nur bestrebt sind, sie als lehrreiches Experiment möglichst nahe zu beobachten und genau zu zergliedern. Dazu muß erläuternd gesagt werden, daß naturwissenschaftlich-biologische Betrachtung geopolitischer Vorgänge vom Ent-

wicklungsstandpunkt aus, immer de lege ferenda, im Gegensatz zu der bei uns in alles hereingeschleppten juristischen Auffassung de lege lata, dem japanischen Gelehrten naheliegt. Das kommt vom Vorwalten der naturwissenschaftlichen Bildung, namentlich vom Einfluß so vieler bedeutender Ärzte beim Neubau des Reiches; dazu kommt freilich die bei den dortigen Soziologen so starke staatssozialistische Grundtendenz, von der sich das alte autarkische Japan erst vor kurzem in die neue Wettbewerbswirtschaftsordnung hineinentwickelt hat, und die immer noch durchschlägt.

Aber diese stark rationalistisch denkenden Leute, deren Weltanschauung mit der in Haeckels „Welträtseln" vertretenen nah verwandt ist, möchten am liebsten das unterste zu oberst kehren, wie auch schon bei der Erneuerung im 19. Jahrhundert unhistorisch denkende Reformatoren in der Art des jungen Inoune alle Reisfelder gern in Weizenbreiten verwandelt hätten. Sie würden europäische Neuerungen urteilslos an Stelle auch des notwendig zu erhaltenden und tief im Volkscharakter verankerten wertvollen Erbgutes setzen, vertreten aber mit ihren etwas oberflächlich nach Büchern gefaßten Meinungen keineswegs die Masse des Volkes, was die letzten Parlamentswahlen mit ihrer Absage an den Radikalismus deutlich gezeigt haben. Wer diese Zahlen richtig zu deuten versteht, wird zu der Meinung kommen können, daß geschickte Hände das Japan von heute Menschenalter lang ganz ähnlich steuern könnten, wie etwa das England des jüngeren Pitt durch eine höchst bewegte Zeit gesteuert worden ist, mit maßvollem Verständnis für Fortschritt und politische Freiheit bei allem Festhalten bewährter Sicherungen und geschichtlicher Kontinuität, also mit Erhaltung seines Grundcharakters und zu seinem materiellen Gedeihen. Hat es doch bisher den Kern seiner eigentümlichen Kultur zu bewahren verstanden, trotzdem es die Schutzpanzerung der westlichen technischen und materiellen Zivilisation aus Selbsterhaltungsdrang so rasch durchgeführt hat. Es würde bei solcher Führung diese selbst vorgezeichnete Richtung auch den neuen europäischen Einflüssen gegenüber weiter festhalten können. „Unsere Geschichte ist unerschütterlich", schreibt mir ein kluger, erfahrener Freund von drüben; aber sie war es vielleicht gerade deshalb, weil sie nie starr etwas Überlebtes zu verewigen versuchte, sondern biologisch ungemein anpassungsfähig war und sich doch bis jetzt keines unvermittelten Bruches mit der Vergangenheit schuldig machte.

Gegenüber dieser inneren Sicherheit, die aus dem geschlossenen Nationalcharakter Japans erwächst, ist das chinesische Urteil schwankender und zu Ausschlägen geneigter, wie das die Unsicherheit der eigenen Ausgangslage bedingt. Aber daraus entspringt beim Chinesen mehr Verständnis für die so haltlose Seelenstimmung von Mitteleuropa, und das ist ein wesentlicher Vorsprung für das Sicheinfühlen. Der Durchschnittsjapaner ist, wie der Angelsachse, im privaten wie im öffentlichen Leben leicht peinlich berührt, wenn er vor unverhoffte Charakterumschläge gestellt wird, und ebenso ergeht es ihm als Völkerpersönlichkeit anderen gegenüber. Wie man bei den Inselmächten in eine Familienüberlieferung, eine Schule, eine Partei hineingeboren wird, sich im allgemeinen dann damit abzufinden hat und nur bei ungewöhnlicher politischer Begabung allenfalls das Recht erringt, „umzulernen", so gilt

ihnen das auch für die Persönlichkeitsprägung des Gesamtvolkes und in dessen Stellung zu seinem geopolitischen Schicksal. Das auf die zurückhaltenden Ostasiaten fast schamlos wirkende Bekenntnisbedürfnis unserer Zeit, unsere schroffen Umschläge in Stimmungen und Überzeugungen verachtet man dort oder empfindet sie doch als Haltlosigkeit. Einer solchen innerlich trennenden Zerfahrenheit, wie sie sich im Festhalten einer chiliastischen, einer Reichs- und einer Kaiser-Idee einerseits, mit gleichlaufender Selbstzerstörung ihrer realen und geschichtlichen Daseinsbedingungen andererseits auswirkt, diesem Nebeneinander von Schwarz-Weiß-Rot, Schwarz-Rot-Gold und Rot, dieser ganzen Zerrissenheit und Problematik steht der Durchschnittsjapaner mit Unbehagen gegenüber, etwa wie einer öffentlich preisgegebenen peinlichen Familienauseinandersetzung, die man besser im Innern des Hauses hinter verschlossenen Türen abgemacht hätte. In China, wie übrigens auch in Indien, begegnet gerade diese Problematik, diese konfliktsschwangere, deutsche „Schwere" einem weitgehenden Verständnis. Die formsichere Geschlossenheit des einheitlichen Inselstaats steht in solchen Fragen dem romanischen und dem angelsächsischen politischen Stilgefühl viel näher, auch ihrem Sinn für die konventionelle Geste und Form, ihrem Verständnis für die schützende Notwendigkeit des „cant", des „das Gesicht wahrenden" Kompromisses.

So leicht es ist, aus gedruckten und gesprochenen Äußerungen ein Bild der hier gezeichneten Durchschnittsmeinung zu gewinnen, so schwer ist es, volle ostasiatische Kulturhöhe mit westlicher Bildung vereinigende Führerpersönlichkeiten zur Äußerung ihrer Anschauungen zu veranlassen. Sie sind gewohnt, sich in solchen Dingen mittelbar und durch die Blume auszudrücken. So malte mir ein feinsinniger Buddhist zu einer Zeichnung symbolischer Art über die Münchener Rätezeit wortlos, aber mit einem verstehenden Lächeln die chinesischen Zeichen für „große, völkerzerstörende Irrlehre", die nach den buddhistischen Vorstellungen einer Art von jüngstem Gericht ähnlich gleichläufig vorhergeht wie unserem jüngsten Tag. Als völkerzerstörende Irrlehre also sah der vornehme Japaner alter Schule, der durch die Erziehung seiner chinesischer Kultur gegangen war, die Leitsätze jener Vorgänge an, die er doch geschichtlich zu beurteilen vermochte, denn er kannte außer seinen Ortssprachen recht gut Deutsch, Englisch und Russisch, war ein einflußreicher Organisator von Rang, der den herrschenden Kreisen seiner Heimat sehr nahe stand, und trotz vorwiegender machtpolitischer Interessen fähig, Goethe, wie Omar Chayam und Li Tai Pe in der Ursprache, Horaz in der Übersetzung zu genießen. Ein solcher Mann war sich klar über den Leidensgang, der vor unserem Volke liegt, dem er verständnisvolle Sympathie entgegenbringt; er konnte das Provisorische der gegenwärtigen Lösungen in Mitteleuropa erkennen. Den Sturz der bayrischen Dynastie bedauerte er ganz objektiv, da sie nach seiner Meinung in den ersten Novembertagen 1918 doch alles getan habe, um die Bayern zum freiesten, sich am meisten selbst regierenden Volk auf dem Erdenrund zu machen, und die unnötige vollständige Zerstörung des alten Staatsgefüges Bayern in Wahrheit viel mehr Unfreiheit gebracht habe, als es vorher jemals kennen gelernt hätte.

Ein Gast aus dem Osten zeigte nur durch drei schweigende, tiefe Verbeugungen vor dem Bild eines bei Nacht und Winternebel mit seiner Frau auf die Landstraße getriebenen Greises die ritterliche Sympathie seiner Rasse mit dem gekrönten Unglück und das innere Verhalten vornehmer fernöstlicher Kultur zu jener Roheit nahöstlicher Unkultur, die sich für immer an den Namen Kurt Eisner und sein rassenverwandtes Gefolge knüpfen wird. In einer solchen wortlosen Gebärde pflegt sowohl der chinesisch geschulte gebildete Japaner wie der von westlicher Bildung schon stark beeinflußte Chinese vieles auszudrücken: sie bedeutete in diesem Fall ein vernichtendes Urteil über die Form oder vielmehr Formlosigkeit, in der sich die von landfremden Elementen hereingetragene Umwälzung vollzogen hatte, so wenig sie andererseits die Notwendigkeit besonnener Erneuerung verkannten.

Wir alle sind nach ihrer Meinung zu hart gegeneinander gewesen, noch mehr in der Form, als in der Sache, die Inhaber von Macht und Gewalt von oben, wie die Wortführer des Mißtrauens und des organisierten Neides von unten her.

Im Urteil solcher einzelner führender Persönlichkeiten hat man wohl das Gesamturteil einer Vereinigung der großen Ostkultur in einem Menschen und ihre Haltung zu den europäischen Geschehnissen vor sich: so wie ja früher auch der Begriff einer gesamteuropäischen Kultur mit bestimmten, ihr eigenen Wertungen bestand, freilich von viel weniger Menschen verkörpert, als den Namen „guter Europäer" für sich beanspruchten. Je fester ein solcher Mann in seiner eigenen, oft tausendjährigen Familienüberlieferung stand, als geborener Führer seines Heimatgaues, in seiner nationalen Überzeugung, in freier und doch ernster Erfassung einer großen Weltreligion und durch Verarbeitung der höchsten Bildung seines eigenen Landes zur Übersicht über die Weltkultur befähigt war, desto eher konnte er sich gerecht und tolerant zu den Vorgängen eines fernen Erdraumes stellen, und um so wertvoller werden Urteile solcher Zuschauer für uns selbst. Freilich wird uns das Gefühl nicht täuschen: was solche Männer im Namen ihres ganzen Kulturkreises schweigend und doch deutlich verurteilen, des einzigen Kulturkreises, der neben dem arischen sich selbständig behauptet hat und im wesentlichen in seinem Urteil über Deutschland trotz der gegnerischen Hetze unbeirrt blieb, das wird später auch von der Weltgeschichte wohl ähnlich verurteilt werden — und das ist die Halt-, Würde- und Formlosigkeit, in der sich die Ereignisse in Deutschland vollzogen, vor allem durch den Führermangel oder das Versagen zum Führen berufener Persönlichkeiten.

Lehrreich für uns ist die Auffassung des fernen Ostens über die F ü h r e r f r a g e, die ihm (und nicht nur ihm!) bis jetzt in den mitteleuropäischen „Erneuerungen" ungelöst erscheint. Bei der stürmischen Umformung zu Anfang der Meiji-Periode (in der Mitte des 19. Jahrhunderts) hatte man in Japan das, wie immer, verkettete Glück und Verdienst, eine ungewöhnlich große Zahl von Führern mit politischem Talent, obendrein aber mit Willen, Charakter und Selbstlosigkeit zu finden, die sich ganz in den Dienst großer Ideen zu stellen und auch für sie zu sterben bereit waren. Denn blutig genug ist es bei dieser Staatserneuerung an Haupt und Gliedern zugegangen! Daß große politische Leidenschaften in solchen Zeiten mit

voller Wucht gegeneinanderfahren, daß die Führer sich nicht nur mit Reden und Ränken bekämpfen, sondern einander mit blutiger Gewalttat von der Bühne verdrängen, das ist dem verjüngten Japan sehr geläufig, und ähnliche Vorgänge würden es auch bei uns nicht weiter überraschen. Ji kamon no kami, der Gründer von Yokohama und erste überzeugte Vertreter der Reichsöffnung, Saigo, Mori, Ito sind Opfer politischer Morde geworden, Inouye, Okuma wurden von Attentätern verkrüppelt; Katsura, Komura, Yamagata sind mehr als einmal nur auf Haaresbreite Attentaten entgangen — und mit dieser Aufzählung sind nur einige wenige aus einer langen Reihe von Namen herausgegriffen. Aber mit Schmutz beworfen haben sich die Führer selbst in der Öffentlichkeit so gut wie nie, außer etwa in der Zeit und unter dem Einfluß des Demagogen Hoshi, der eine ähnliche Rolle spielte wie Liebknecht und ein ähnliches Ende fand. Ein Typ für den vornehmen Zug des politischen Kampfes ist etwa der merkwürdige Verlauf des Attentats auf Ji kamon no kami, das zwar in unversöhnlichem Aufeinanderprallen der sachlichen und persönlichen Gegensätze, aber doch in tadelloser Form sich abspielte, wie ein altjapanisches Drama. (Nach höflicher Rede und Gegenrede und mit allen äußeren Formen der gegenseitigen Hochachtung.) Solche Vorkommnisse sind bezeichnend für die Art, wie im Osten, vor dem Eindringen westlicher Einflüsse, solche Fragen ausgetragen zu werden pflegten. Daß sie auch jetzt noch teilweise gilt, beweist ein Beispiel aus allerneuester Zeit: Daß der alte Graf Okuma eine Einladung zu der Feier erhielt und annahm, die zu Ehren des Mannes veranstaltet wurde, der ihn seinerzeit aus politischer Gegnerschaft auf Lebenszeit zum Krüppel gemacht hatte.

Man war im Osten sehr gespannt, welche Art von Führern nun in Mitteleuropa an die Spitze der Bewegung treten würde, und sah sich dann sehr von der Kleinheit ihres menschlichen Zuschnitts enttäuscht. Man fand unter ihnen keinen, der etwa den Vergleich mit Yuanshikai ausgehalten hätte, oder auch nur mit einem der weniger bekannten chinesischen Führer, die angesichts des Scheiterns ihrer Bestrebungen durch ihren Freitod einen letzten Mahnruf oder Protest eingelegt haben, ganz zu schweigen von der stolzen Größe des aufrührerischen japanischen Feldmarschalls Saigo. In allen Urteilen über die Führer der mitteleuropäischen Bewegung spricht sich die Enttäuschung über das menschliche Versagen des westlichen Individualismus aus, der ein Monopol darauf zu haben glaubte, im Gegensatz zu den mehr unpersönlich entwickelten Ostasiaten, große Einzelpersönlichkeiten hervorzubringen.

Die *ersten Amtshandlungen der neuen Männer* sind im Osten viel aufmerksamer beobachtet worden, als wir annehmen. Ein solcher Beobachtungsgegenstand war zum Beispiel die erste offizielle Handlung, mit der das neue Deutschland nach mehr als vier Jahren wieder im ostasiatischen Erdraum auftrat: die Vorbereitung des Heimtransports der Gefangenen. Der während des ganzen Krieges unbehelligt tätig gebliebene deutsche Unterstützungsausschuß hatte im Verein mit der stellvertretenden Gesandtschaft schon mit Vorarbeiten für den Heimtransport begonnen, und man beabsichtigte auch von japanischer Seite, ihn viel fürsorglicher zu gestalten, als er dann tatsächlich ablief; ein Kredit von 5 Millionen Yen war diesem

Ausschuß bereits zugesagt. Da mischten sich private Interessen und zwiespältige Einflüsse amtlicher zweiter Geleise ein und störten das schon begonnene vertrauensvolle Zusammenarbeiten selbstloser Deutscher und Japaner. Ein heilloses Durcheinander entstand, eifersüchtige Ressorts und eigensüchtige Firmen arbeiteten gegeneinander, und diejenigen deutschfreundlichen Japaner, die mit Hilfe ihres Regierungsapparates, so z. B. mit Kohlen zu Vorzugspreisen, die Sache für Deutschland möglichst vorteilhaft hatten gestalten wollen, standen dem sich austobenden Eigennutz und Ressortzwist sichtlich abgestoßen gegenüber und zogen sich schließlich erkältet zurück. Zwar kennt Japan, gerade so wie England auch, auf dem zweiten und dritten Geleise sehr wohl den Begriff des „grünen Tisches" oder des „red tape" und klagt weidlich darüber; aber wenigstens wissen sich die leitenden Kräfte ersten Ranges davon frei zu halten, diese suchen und finden persönlich Wege freier und großzügiger Verständigung. Diese Männer hatten freilich solche Wege zu uns schon gesucht, lange ehe der Krieg begann, aber keine Gegenliebe gefunden; denn bei uns waren eben sogar die Inhaber der ersten Geleise, Holstein, Bethmann Hollweg und ihre Gefolgschaft, vom Aktendämon besessen gewesen und hatten die wiederholt angeregte Verhandlung von Mann zu Mann abgelehnt. Die Steine der deutschen Botschaft in Tokio, aber auch der Wilhelmstraße, könnten viel von versäumten Gelegenheiten erzählen. Zu wenig verantwortungsbereite Männer, zu wenig offene Worte von Mensch zu Mensch, zu viel Aktengeschreibe und heimlich und öffentlich gegeneinander arbeitende Ressorts: so hatten die Ostasiaten unseren auswärtigen Betrieb kennen gelernt. So sahen sie uns, als durch die Kriegstrennung der Vorhang, unmittelbare gegenseitige Beobachtung abschneidend, zwischen ihnen und uns niederging; und als er sich wieder hob, da stand der ganze Chor in unveränderter Gebärde wieder vor ihnen und betrieb die Geschäfte genau so weiter, als ob seitdem alles beim Alten geblieben wäre. Die paar vielgeschäftigen Arbeitersekretäre, die unterdessen zwischenhinein gesetzt worden sind, haben für den außenstehenden Beobachter das Bild nicht geändert, denn sie haben dieselben Schwächen, dieselbe Vielschreiberei, dieselbe Unfähigkeit, große Fragen unmittelbar mündlich zu besprechen und abzumachen, wie in England von Mann zu Mann am Kamin, in Japan am „hibachi" (Kohlenbecken), und nur etwa nachher unverfänglich niederzulegen; dazu einen in der Zahl ins Riesenhafte gewachsenen Beamtenapparat, aber noch subalterner, noch weniger zum Führen geeignet als zuvor. Das wird in beiden Ostländern um so schonungsloser ausgesprochen, zunächst im kleinen Kreise, später im großen, als die alte respektvolle Distanz für immer dahin ist. Anders als bestenfalls al pari nimmt uns der Osten nicht mehr!

Aus diesem infolge des Selbstmords von Europa neu erwachten Gefühle der Gleichstellung, wenn nicht gar Überlegenheit heraus stellt sich der weiterblickende Teil auch der Geschäfts- und Handelswelt im Osten das künftige Verhältnis nicht mehr in Anknüpfung an die alten, so tonangebend vom Westen beeinflußten Beziehungen vor, sondern auf dem Boden des direkten Handels und dem der gleichberechtigten Kooperation, namentlich in China. Ernste

Mahnungen kommen von drüben, nicht zu versuchen, wie es schon geschah, neuerdings um scheinbarer kurzfristiger Vorteile willen China gegen Japan auszuspielen. Ein kluger alter Verkehrspraktiker läßt uns sagen, wir kämen in China an Japan doch nicht vorbei und könnten immer noch eher mit Japan zusammen auf einen grünen Zweig gelangen, als unter amerikanischer Fuchtel; soweit es auf die Westmächte ankäme, würden wir ja überhaupt nicht mehr hineingelassen. Auch Japan selbst habe es ja anfänglich, auch noch zu Beginn des Krieges, in China mit einer einseitigen Macht- und Prestigepolitik, mit Gewalt versucht; es sei aber längst von dieser Methode zurückgekommen. Der Augenblick sei nahe, wo sich China und Japan, wie überhaupt der ganze Osten, verständigen und finden würden, weil er es unter dem Druck von außen müßte, und wer dann auf das falsche Pferd gesetzt habe, der sei dann für immer aus dem Rennen.

Künftige Teilorganisationen der großen, unter sich kulturverwandten Ufer des Stillen Ozeans, des amerikanischen wie des ostasiatischen, werfen ihre Schatten voraus. Weder das ostasiatische noch das amerikanische Ufer, ganz zu schweigen von dem völlig in seine eigene egoistische Abschließung gebannten australischen, fühlen sich zu dem jetzigen Völkerbund hingezogen: Dazu sind die beiden Kulturgruppen viel zu stark und eigenwillig und wissen zu genau, welche unverbrauchte Kraft gegenüber dem ruinierten Europa in ihnen steckt.

Ganz besonders eingehend beschäftigt man sich in Japan mit der Rolle der Judenfrage bei unserem Zusammenbruch. Okuma z. B. hat sich höchst freimütig und ohne Rücksicht auf das internationale Großkapital über sie ausgelassen, und mehr als ein Bericht wird von ostasiatischen Beobachtern über sie geschmiedet, allerdings im Bewußtsein, eine der am schwersten lösbaren Fragen, ja vielleicht das schwierigste Daseinsrätsel des Westens vor sich zu haben. Für uns überraschende Ansichten treten zuweilen zutage: So wurde einmal ausgesprochen, die Deutschen hätten jetzt die Wahl, ob sie versuchen wollten, als geschlossene Völkerpersönlichkeit wieder mit dem Osten Beziehungen anzuknüpfen, oder sich damit begnügen wollten, aufgelöst in Privatinteressen verfolgende Einzelgrüppchen sich wieder in die Geschäfte hineinzudrängeln, und eine ähnliche Rolle zu spielen, wie einst die Juden im Römerreich oder in Osteuropa. Den Juden würden sie gleich, wenn sie die alten Wege einschlügen: überall als Preisdrücker mit Abneigung betrachtet und doch immer erst in zweiter oder dritter Linie zugelassen. Wollten sie sich als Ganzes wieder Geltung verschaffen, so müßten sie sich auf den Standpunkt der Kooperation, des unmittelbaren Verkehrs mit dem Osten selbst stellen. Dabei würden freilich die alten Vermittlergeschäfte leiden, aber diese könnten sich auf die Dauer ja doch nicht halten. In unmittelbarer Fühlung aber sei es noch auf lange Zeit möglich, ja für Deutsche wie Ostasiaten nötig, in der Weltwirtschaft zusammen zu arbeiten, weil sonst beide Teile unter den ungeheuren Mitteln der Amerikaner erdrückt würden, die mit einer Energie, einem Optimismus und einer finanziellen Großzügigkeit vorgehen, die das vor dem Krieg erreichte Maß jetzt noch weit übertrifft (jüngstes Beispiel die Rockefeller-Stiftung von 6 Millionen Dollars für die Medizinschule in Peking). In diesem

Lichte werden diese wichtigen Wirtschaftsfragen der nächsten Zukunft von denen gesehen, die sich für die Nächsten am ostasiatischen Geschäft halten, von den Japanern.

Ein genaues Bild davon, wie sich die leitenden japanischen Kreise nunmehr die weitere Entwicklung vorstellen, ist noch kaum zu erlangen; nur eine Skizze kann andeutungsweise gegeben werden. Man ist sich dort viel klarer darüber, als man bei uns in Mitteleuropa weiß (nicht bei den besser orientierten Weltmächten), wie schwierig durch die Zerstörung des europäischen Gleichgewichts auch die Aufrechterhaltung des ostasiatischen geworden ist. Man weiß, daß man mit höchster Vorsicht verfahren muß, und ist darauf gefaßt, ein ähnliches Kesseltreiben, wie es früher einmal wegen der Kongogreuel gegen Belgien, dann gegen die Mittelmächte künstlich entfesselt wurde, auch gegen Japan losbrechen zu sehen, als Druckmittel oder als Vorzeichen für ernste Einkreisungsvorgänge (ein solches Vorzeichen ist z. B. die Hetze angelsächsischer Missionskreise gegen Japan wegen angeblicher „atrocities" in Korea und die Übertreibung der Vergewaltigung in China).

Mit dieser vorahnenden Gefaßtheit hängt es zusammen, daß die japanische Politik gegen China — die übrigens stets weniger angreiferisch war, als sie uns geschildert wurde — seit den ersten Kriegsjahren immer vorsichtiger und rücksichtsvoller geworden ist, ebenso wie gegenüber den ostsibirischen Angrenzern. Natürlich weicht man von einmal erworbenen und anerkannten Rechten, wie den Fischereirechten in Kamtschatka und der Vorzugsstellung in Mandschurei und Ost-Mongolei, nicht ohne Gegenleistung zurück. Dieser geopolitischen Lage auf dem Festland entspricht die verkehrs- und wirtschaftsgeographische. Jedenfalls möchte man vorbeugend hintanhalten eine etwaige Vereinigung englischer und amerikanischer Wirtschaftskraft gegen Ostasien, die in der angelsächsischen Presse schon bisweilen befürwortet wird als vorbeugende Maßnahme gegen mögliche gesamteurasische Zusammenschlüsse eines wiedergenesenden Rußlands mit Mitteleuropa einerseits und Japan andererseits, von denen bei uns geträumt wird. Um eine bei den gegenwärtigen Machtverhältnissen so unerwünschte Kehrseite einer an und für sich sehr wünschenswerten Zukunftsmöglichkeit zu vermeiden, würde Japan jedes wiederaufkeimende Pflänzchen neuer Beziehungen zu Mitteleuropa rücksichtslos opfern; darüber darf man sich bei uns keiner Täuschung hingeben. Man erwartet auch nicht mehr so viel von einer Wiederaufnahme der deutschen Einfuhr wie ehedem. Die industrielle Entwicklung ist nicht nur in Ostasien selbst, sondern auch in unsern andern Konkurrenzländern mächtig fortgeschritten; was ihr an ökonomischer und systematischer Leistungsfähigkeit noch fehlt, das hält man dort für zum Teil erreichbar, nicht zuletzt mit Hilfe einzelner, vorübergehend zu gewinnender, dafür ja gut zu bezahlender deutscher Kräfte. In ganz Ostasien treten Amerika und England schon wieder als scharfe gegenseitige Konkurrenten auf und schaffen dadurch, trotz der Übererzeugungs- und Überfrachtraumkrise, das angenehme Gefühl des Wählenkönnens, einer bevorzugten Lage, namentlich dann, wenn das so umworbene Absatzgebiet sich zu monopolartiger Begünstigung eines Bewerbers entschließen könnte.

Man möchte sich aber einstweilen freie Hand bewahren, oder, wenn schon Verbindungen geschlossen werden müssen, dann am liebsten noch mit dem am wenigsten gefährlichen und am wenigsten gefürchteten unter den Wettbewerbern. So käme also wohl ein Zusammenarbeiten mit Deutschland in Frage, aber eben nur unter der Voraussetzung guten Willens von seiten Ostasiens, von dem es abhinge, ob der deutsche Handel dort überhaupt wieder aufblühen könne.

Es kehrt also dieselbe Voraussetzung immer wieder, ganz gleich, ob man mit Soldaten, Mitgliedern von Handels- und Industrie-Kommissionen oder Männern der Wissenschaft darüber spricht: die Forderung einer Einführung direkter Handelsbeziehungen zwischen deutschen Erzeugern und japanischen Großhandelsfirmen; industrielle Kooperation in Ostasien mit japanischem und chinesischem Kapital — eine Kooperation, die ja auch Japan selber mit chinesischem Kapital im großen Stil schon vorgenommen hat, in der Mandschurei, im Jangtse-Tal und weiter südlich, die auch im australasiatischen Mittelmeer schon angebahnt sei — und schließlich Verständigung über das zukünftige gemeinsame Vorgehen in China.

Diese drei Voraussetzungen, an die der Wiedereintritt in den Osten geknüpft werden soll, werden freilich den an die früheren Verhältnisse gewöhnten königlichen Kaufleuten wie ein kaudinisches Joch erscheinen. Aber die Welt ist eben auch dort nicht mehr dieselbe wie vor dem Kriege, ja sie war schon lange vor dem Kriege, seit 1904, nicht mehr dieselbe, wie sie sich noch in den Köpfen der älteren Amtsvertreter, der Berliner Kanzleien, aber auch mancher in Kobe, Yokohama und Schanghai ansässigen Firmeninhaber malte. Man kann viele Jahre in einer großen Hafenstadt sein und erfolgreiche Geschäfte treiben und doch dem Seelenleben des Wirtsvolks und seinen einschneidenden Wandlungen fremd bleiben: Das war der Fehler eines Teils unserer Landsleute draußen, und sie haben die Quittung dafür empfangen. Die großen chinesischen und japanischen Firmen lassen sich eben nicht mehr von außen bevormunden und arbeiten nur mehr auf gleichen Fuß von Land zu Land und bei sich zu Hause gegenüber den Gästen.

Es ist auch der Gedanke aufgetaucht, einen unmittelbaren Warenaustauschverkehr durchzuführen, ähnlich wie er mit niederländischen Krediten als Veredlungsaustausch durchgeführt wurde und den Vermittlern reichen Gewinn brachte. So könnte auch deutsche Ware unmittelbar mit japanischen Bergschätzen, zum Beispiel Kupfer, bezahlt werden, wozu japanischen Konzernen eigene deutsche Handelsabteilungen angegliedert werden könnten.

Größeren Schwierigkeiten als dieser von Japan schon angeregten Maßregel begegnet noch der Vorschlag, daß mitteleuropäische Werke, sich nicht mit ostasiatischem Kapital verbindend, in China und Japan Zweigfabriken anlegen sollten. Allerdings ist das Beispiel von Wakamatsu und Muroran — den beiden großen deutsch-japanisch und englisch-japanisch angelegten Staatswerken, die nicht die kaufmännischen Hoffnungen erfüllt haben — an sich nicht ermutigend und die Gefahr groß, daß der örtlich fernere Partner bei nicht ganz fester Haltung ins Hintertreffen gerät. Aber man muß sich auch klar sein, daß gegen hohe Bezahlung junge Experten

und Fabrikationsmeister, je mehr sie bei uns auf die Bezüge von Scheuerfrauen herabsozialisiert werden, ins Ausland flüchten und so das wertvollste Können ohne Gewinnbeteiligung heimatlicher Werke in die Ferne tragen werden. Noch schützen überall in den früheren Feindstaaten geltende Vereinbarungen vor einer rücksichtslosen Ausbeutung dieser Gewinnmöglichkeit durch das Ausland. Aber wie lange noch, und eine Massenflucht unserer jungen Intelligenz und Wissenschaft könnte dann dem undankbaren Vaterland zeigen, wie wenig auf die Dauer Hände ohne Köpfe vermögen, nachdem eine kluge Auslandkonkurrenz die besten Köpfe in ihren Dienst zu ziehen wußte. Den deutschen Arbeiter will man jetzt draußen nicht haben; vor seiner Einwanderung hat sich Ost und West durch sehr drastische Maßregeln geschützt; aber in der Nachfrage nach hochgebildeten jungen Technikern ist schon ein Umschwung eingetreten.

Gerade das rücksichtlos scharfe Vorgehen der geld- und willensstarken amerikanischen Konkurrenz in China legt den Japanern den Gedanken nahe, ihre dortige Stellung durch einen politisch ungefährlich gewordenen westlichen stillen Teilhaber zu verstärken. Freilich, „still" müßte dieser Teilhaber einstweilen noch zu sein wissen. Das laute, anspruchsvolle Auftreten von einst war schon früher weder klug noch erfreulich und ist es jetzt erst recht nicht mehr. Trotzdem kann man seinen nationalen Stolz und seinen Charakter festhalten: Energie und Grobheit bedingen sich ja durchaus nicht gegenseitig, und echter Stolz ist eher zurückhaltend als aufdringlich. Gerade bei der Kultureigenart der Ostasiaten würden wir durch verhalteneres Wesen gar nicht an „Gesicht" verlieren, ganz im Gegenteil. Bei besserem gegenseitigen Verstehen würde es dann wohl nicht fehlen an der Möglichkeit des Aufbaus großer gemeinsamer Organisationen, etwa Deutsch-Ostasiatischer Handelskammern oder sogar an Schaffung von Freihandelsgebieten und Musterlagern großen Stils. Notwendige Vorbedingung dazu wäre Zusammentreten zu direkter Aussprache verantwortungsfreudiger Persönlichkeiten, lebendige, nicht papierene und aktenmäßige Behandlung und Vertrauen in die gegenseitige Diskretion. Als Leitsatz für den Neuaufbau dieser Beziehungen dürfte sich jeder einzelne daran Beteiligte die uralte ostasiatische Staatsweisheit in den Sinn prägen: Yumei mujitsu, Wesen und Schein schließen sich aus, der Schein tut dem Wesen zum mindesten Eintrag! Wer das Wesen der Macht einmal erkannt hat, der sucht sie zu gewinnen und auszuüben, nicht im Rampenlicht, sondern im Verborgenen. Dieser Weisheit nicht zuletzt glaubt der ferne Osten die Dauerkraft seiner geopolitischen Zustände im Gegensatz zum Westen zu verdanken.

Till

Novelle

von

Paul Schmid

Als Jakob Crusius aus einem Seitengang der Galerie T. in den blauen Saal trat, verschwamm jeder Eindruck in ihm. Er fühlte sich geführt, er schritt ohne Teilnahme an großen Kamelen vorbei, die schwarz und grünlich schimmernd vor dem Zinnober einer Wüstensonne standen, schenkte einem faden, badenden Mädchen nur einen flüchtigen Blick und sah sich unversehens in die Nähe eines Bildes gedrängt, das ihn überwältigte. Er wich zurück, setzte sich auf eine Plüschbank und schützte mit der Hand die Augen vor dem Oberlicht. Dann besann er sich, daß das Doppelpaar dieser Blicke nicht von ungefähr und nicht unvermittelt eben jetzt an ihn herangetreten sein konnte; daß das, was nun Ereignis geworden war, seit langem seine eigenste Angelegenheit, das Geheimnis seiner Unruhe gewesen sei. Eine unaufhörliche Stimme überredete ihn. Die vielen Begegnungen seiner Träume, die schweifenden Begehrungen seines wachen Daseins klärten sich plötzlich auf; es mußten dieselben Augensterne gewesen sein, die ihn durch die Bildersäle getrieben hatten, die ihn am Schreibtisch verzweifeln ließen, die ihm endlich klar und endgültig am Eingang des Saales erschienen waren. Mit rascher, nervöser Bewegung strich er über seine Schläfen, fühlte sein Gesicht ab, so, als ob er sich vergewissern wollte, daß er nicht träume. Dann erst wagte er es, mit dem Bilde zu verkehren.

Noch nie hatte ein modernes Gemälde einen solchen Eindruck auf ihn gemacht. Farbengebung und Technik verriet keine ungewöhnliche Manier; um so erstaunlicher war die fanatische Energie, mit der es ein Unsagbares aussagte. Die Höhe des Bildes betrug nur etwa ein Drittel seiner Länge; auf einem großen, prächtigen Smyrnateppich, der alle Stufen linearer und chromatischer Verwirrungen und Vermischungen durchmachte, lag links der Länge nach mit sphinxartig vorgestreckten Pfoten eine große, graue Dogge und rechts, in ähnlicher Stellung, nackt, mit aufgestützten Ellenbogen und herausgewölbten Schulterblättern der weiße Körper eines schönen Weibes. Die Augen der beiden sahen sich dicht aufeinander gerückt, groß und unergründlich an, so, als ob eines dem andern sein letztes Geheimnis verriete. Die stärkste Erschütterung, welche dieses Bild auslöste, rührte aber davon her, daß die Rollen von Mensch und Tier vertauscht schienen; der unglaubliche, samtschwarze Blick des Hundes glitt mit menschlicher Überlegenheit in die braune Demut der Frauenaugen, die wie Blumen den Geruch des weichen, tierhaften Leibes aus-

strömten. Oder war das nur die Fassade? Es schien nicht möglich zu sein, sich dem Bild mit Worten und Auslegungen zu nähern, es hatte den unzähligen Reichtum, der das Gehirn entwaffnet und in der weiten, dunklen Wohnung des Blutes sich versteckt. Vielleicht war dieser demütige Frauenleib nur der andere Name einer kostbaren Seele, die sich vermummte und entzog; selbst die Sprache der prallen, begehrlichen Lippen und der schamlosen, in den Winkel der Ellenbogen eingedrückten Brüste schien rein und voller Andacht zu sein; man fühlte das erschauernde Blut, das aus den Blicken des Tieres sein eigenes Schicksal liest, und ahnte den reinen Widerstand der umlockten Stirne, die unsägliche Überwindung des Fleisches.

Als neue Besucher eintraten, stand Jakob Crusius jäh und erschreckt auf und notierte sich die Nummer des Bildes. Der Kunsthändler wunderte sich über die überstürzte Dringlichkeit, mit welcher der Handel erledigt wurde. Erst nachträglich erkundigte sich der Käufer nach der Herkunft des Bildes. Er erfuhr den Namen Till Wegner, Tiermaler, in Obersee bei München wohnhaft. Ob dieser Künstler noch mehr ausgestellt habe, hier, in anderen Räumen? — Das sei kaum anzunehmen, Wegner habe nur auf besondere Empfehlungen hin das Bild ihm in den Handel gegeben; wenn sich der Herr interessiere, möge er bei dem Maler persönlich sich erkundigen oder vorsprechen.

Während des ganzen Abends beschäftigte sich Jakob Crusius damit, dem Gemälde die schönste Stelle seines Arbeitszimmers anzuweisen. Er stülpte die ganze Ordnung um, hing die alten Bilder an die entfernten Wände, schob die Bücherständer beiseite, um den magischen Ort ausfindig zu machen, von dem aus die Augen des Hundes und die des Weibes gleichmäßig zugänglich waren. Als ihm dies gelungen war, prüfte er die tausendfältigsten Möglichkeiten, um das Bild zu erhellen. Er schraubte farbige Birnen in die Lampen ein, schattete ab, verdunkelte völlig und entdeckte, daß in der mondblauen Dämmerung des Zimmers noch immer der weiße Frauenkörper sichtbar blieb und nach längerem Zuwarten auch der Augenglanz des Tieres. Dieser Anblick war ohne Zweifel der seltsamste von allen; es schien die fast körperlich fühlbare, verzweifelte Auseinandersetzung und die schließliche Niederlage des Weibes gegen das Gespenst der entkörperten Augen zu bedeuten, zu sein.

Lange Stunden umkreiste Crusius seinen Schatz; das Mirakel der Farben begeisterte, das Gefühl einer neuen, großen Fruchtbarkeit erfüllte ihn. Die Ohnmacht der vergangenen Wochen wich einer entzückten Kraft; nun würde er nicht mehr von den überwundenen Bildern belästigt und von der dunklen Tapete bedrängt werden, wenn seine Augen das beschriebene Papier oder die Bücher verließen. Seit er von Weimar nach München übergesiedelt war und in der Nähe der Nymphenburg diese geräumige Junggesellenwohnung gemietet hatte, sah er sich um den Erfolg seiner neuen Zurückgezogenheit betrogen. Vergeblich hatte er gesellschaftliche Zumutungen abgelehnt und sein Inkognito gewahrt; seine schriftstellerischen Arbeiten machten nur langsame Fortschritte; die Unruhe, die ihn ausfüllte, trieb ihn zu diesem Bilde hin. Die seltsame Gewohnheit, das Lesen oder Schreiben oft zu unterbrechen und während der Spanne einer Zigarette an einem entfernten Gegenstand die Gedanken aus-

zuruhen und weiterzutreiben, hatte ihn zum Liebhaber besonderer Bilder gemacht, deren unendliche Auslegung irgendwie dazu beitrug, die geistige Tätigkeit zu befruchten. Er konnte seine Werke ohne diese Begleiter nicht denken; sie hatten ihn gedrängt, das stumme Leben ihrer Linien auszusagen; so hatte er durch lange Nächte den ungefügen Holzschnitt mit den sieben um Maria tanzenden Engeln in Worte verwandelt und die sprachlose Angst des riesigen Ahasvers gestaltet und erlöst. Und obwohl die Dinge, die er beschrieb, mit den Bildern nichts zu tun hatten, wußte er doch, daß der Verlauf einer krausen Linie oder die Färbung eines Steines das Wort bedeutete, das ihm gelang. Seine große Unruhe schob er schließlich auf das Ungenügen an den alten Bildern, deren überwundenen Bedeutungen er auswich, und so vertrieb er sich die leeren Nachmittage damit, in den Kunsthandlungen und Ausstellungen nach einem Gemälde zu fahnden, dessen verborgene Symbolik ausreichen würde, ihn durch die einsamen Stunden des nahen Winters zu begleiten, ohne die Langeweile und Ödigkeit auszuströmen, mit der einen meistens altgewohnte und vertraut gewordene Bilder schließlich belästigen.

Als er in später Nachtstunde auf einem Sessel unruhigem Schlaf verfiel, sammelten sich hinter seinem klaren, wachsbleichen Gesicht die neuen Gesichte.

In derselben Woche noch besuchte Jakob Crusius den Maler Till Wegner. Unfern des weitläufigen, von wenigen zerstreuten Weilern gebildeten Dorfes Obersee lag das altertümliche Landhaus des Künstlers. Der nördliche Giebel stand gegen eine kleine, von jungem Eichwald bestandene Anhöhe, während der südliche sich in einem ungefähr hundert Meter entfernten Bergsee badete. Der Fußpfad führte durch breites Wiesengelände an großen Herden brauner und gelbscheckiger Rinder vorbei, deren dumpfes, einladendes Geläute zuweilen vom aufdringlichen Geklingel eines jungen Kalbes unterbrochen wurde. Der Dichter sah sich bewillkommt; die alten, schnaubenden Kühe näherten sich, steilten die Stirnen und ließen sich von ihm krauen; der dünne Herdengeruch verdichtete sich, wenn ihn der warme Atem der Tiere umwehte. Scharen weißer Schwäne und Pekingenten schwammen und flügelten über den See ans Ufer, äugten ihn ruhig und aufmerksam an, drehten die Schnäbel unmerklich wie Zeiger mit seiner Bewegung und brachen endlich in ein erregtes Geschnatter aus. Am Hoftor aber wurde er von den schwarzen, leicht rot geränderten Augen einer grauen, schönwüchsigen Dogge feindselig begrüßt.

Er wurde von einem Gärtner ins Haus geleitet; der Hund folgte lautlos dicht auf, kuschte sich aber, als der Maler entgegentrat, auf dem Podest des ersten Stocks. Die beiden Männer waren von auffälliger Verschiedenheit. Der schlanke und fast zierliche Körper des eleganten Schriftstellers stand wie eine geschonte Puppe vor dem großen, schmutzigen Malerkittel, hinter welchem sich der robuste Leib eines Nordländers verbarg. Nicht weniger widersprach das scharfe, unter den zurückgekämmten, schwarzen Haaren mit dem Schwung einer hohen Stirne beginnende Profil dem breiten und offenen Gesicht des Malers. Er trat mit lässigen, ein wenig harten Bewegungen auf den Besucher zu, strich einen Busch hellblonder Haare aus der Stirne und überflog ihn mit den kühlen blauen Augen eines Porträtisten. Als

er ihn ohne Formalitäten begrüßte, schob er die Oberlippe zu einem Lächeln hoch, das die Doppelreihe auffällig schöner Zähne zeigte; eine leise Ironie, die ohne Geringschätzung war, huschte flüchtig in seine Augen. Er begann in breitem und unverstelltem bayrischen Tonfall. Jakob Crusius erfuhr, daß er hier kein Unbekannter sei; der Maler habe ihn schon oft im stillen beneidet, Frau Wegner gehöre zu den Verehrerinnen seiner Bücher, sie sei sehr erfreut über die Ankündigung seines Besuches gewesen; wie oft habe sie ihm schon von den Werken des Kollegen vom andern Fach vorgeschwärmt. Er lud ihn ein, Platz zu nehmen. — Was ihn denn in dieses abgelegene Gehäuse geführt habe; was es da für ihn gäbe; das Inventar eines Tiermalers, die Kühe, die Enten und die Hunde, könne er doch schwerlich in seiner Branche verwerten. Er habe übrigens, wie die meisten seiner Kollegen, eine uneingestandene Hochachtung vor der Schriftstellerei; er für seine Person verzichte ja auf deren Beistand, aber diese Art der Dichter, das alles so ohne Umschweife beim Namen nennen und gestalten zu dürfen, was dem Maler nur auf dem trostlosen Umweg der Farben zugänglich sei, darum müsse man sie beneiden.

„Darf ich vermuten, daß Sie meiner Kunst zuliebe gekommen sind, Herr Crusius?"

Dieser sah sich durch die Frage in der Betrachtung eines Bildes unterbrochen, das gegenüber in der Erkernische hing. Er erkannte die Gestalt desselben weiblichen Modells; auf einem schwarzen Pferd trabte sie mit fliegenden Haaren in die Meerwellen hinein. Ihr Leib war wie ein Segel von unbändiger Freude geschwellt; was wußte ihr Gesicht davon, die flammenden, gebreiteten Arme, daß sie auf einem zügellosen Tiere ins Verhängnis ritt. Das Bild atmete eine unnennbare Gefahr.

„Gewiß, Herr Wegner. Ich habe Ihr bei T. ausgestelltes Bild gekauft und bin begeistert. Ich wollte das Versäumnis, Sie bisher nicht einmal dem Namen nach gekannt zu haben, damit gutmachen, daß ich Ihnen persönlich meine Bewunderung ausspreche."

„Ersteres ist natürlich nicht Ihre, sondern durchaus meine Schuld, wenn Sie mir absolut schmeicheln wollen."

Wegner lehnte sich zurück, bot dem Besucher eine Zigarette und rollte sich eine zu eigenem Gebrauch. Sein Gesicht wurde ruhig und gespannt, als Crusius weiter sprach.

„Wir beneiden uns auf Gegenseitigkeit, wie es scheint. Wenn ich ehrlich sein will, so muß ich Ihnen gestehen, daß mich eine weitere Frage zu Ihnen führt. Es ist Ihnen gelungen, ein so rätselhaftes Mädchen, dasselbe übrigens, das ich soeben gegenüber entdeckt habe, in das Bild zu verflechten, daß ich die Frage nach dem Modell nicht unterdrücken kann. Der Zweifel beunruhigt mich, ob es in Wirklichkeit so deutliche und wunderbare Frauen gibt."

Wegner trommelte mit den großen fleckigen Fingern an die Butzenscheiben und lächelte. Dann drehte er den Fenstergriff und rief an Stelle der Antwort in den Garten hinaus:

„Hallo! Lissa!"

Eine helle, klingende Stimme drang herauf. Der Maler legte mit freundschaftlicher Wärme seine Hand auf die Achsel des Besuchers, der sich entschuldigen wollte. Abwehrend:

„Schließlich kommt es doch auf meine Frau hinaus. Ich selber empfinde gar keinen Unterschied zwischen Lissa und meiner Kunst, den andern tut bestenfalls die Wahl weh. So, nun können Sie sich entscheiden."

Crusius, ein wenig gepeinigt von diesen Worten, richtete sich auf und sah den Maler an. Er erkannte beschämt, daß dieses starke, offene Antlitz ohne jeden Argwohn war, die selbstverständliche klare Männlichkeit sprach so eindringlich mit seinem Gefühl und riß ihn zur Bewunderung fort, daß er ihm unwillkürlich die Hände gab:

„Wenn Sie wollen, bin ich Ihr Freund, Till Wegner."

In demselben Augenblick klinkte Frau Lissa die Türe auf. Sie kam von der Apfellese, hatte rostrotes Laub in den braunen Locken hängen, kam schwebend, fast mädchenhaft, in der Art, wie sie nur unfruchtbaren Frauen eigen ist, auf die Männer zu und reichte dem Schriftsteller mit der unbewußten Prätension der Schönheit leicht lächelnd die Hand.

Von diesem Augenblick ab datierte die Freundschaft der drei Menschen. Welcher Art diese Beziehungen, die in den folgenden Jahren immer innigere wurden, im Grunde waren, ist nur schwer zu sagen. Frau Lissa, die Mitte der beiden Männer, trennte nicht und wurde nicht getrennt. Sie fühlte sich von der Bewunderung des Dichters leicht erregt und nahm sie hin wie eine Pflanze das ferne warme Licht empfängt; den Stolz und die Schönheit, die sie so erwarb, schenkte sie Till zurück, in welchem sie wurzelte. Dennoch wuchs sie nicht in die eitlen Allüren einer bewunderten Frau hinein. Die Schenkung ihrer Liebe vollzog sie so ohne Anspruch und Bewußtsein, daß man ihr wie einem Kinde zu danken vergaß und sie nur verwöhnte. Die Art ihrer Schönheit schien sie den Tieren abgelauscht zu haben, mit welchen sie Umgang pflegte; manchmal hatte sie die Augen einer verwunderten Hirschkuh und deren leichtes Erschrecken, wenn man sie überraschte; und wenn sie schnellfüßig über die Wiesen sprang, geschah es mit der unbändigen Anmut eines jungen Terriers. Selbst ihre Klugheit wurde beherrscht von der unendlichen Sicherheit des Instinkts. Sie sprach mit flötendem Sopran und wunderte sich, wenn die Männer von ihren Worten verblüfft wurden und den Entscheidungen, die sie blindlings und wie mit dem Blute traf, gehorchten. Aber das Weiche und Kindhafte der Gebärden fügte sich doch dem strengen Befehl und der Herbigkeit einer Reife, die wie eine dünne Glasur auf Lissas jungfräulichem Lächeln lag.

Jakob Crusius begegnete ihr mit einer Liebe, die Andacht war. Er teilte seine Neigung unter die beiden Gatten gleichmäßig auf; er entschied sich nicht; er bewunderte das Wunder einer vollkommenen Gemeinschaft, die auf der Insel des Glückes ein abgelöstes Leben führte. Obwohl er später der schönen Frau verfiel, verwehrte er ihr ohne jeden Aufwand von Mühe in den ersten Jahren den Eingang in sein Blut; selbst seine Träume blieben andächtig und belauschten ihr Letztes nicht.

Das Dasein des Paares war so rund und restlos in sich erfüllt, daß der bloße Gedanke an eine Entzweiung seinem Gewissen ein unerträglicher Frevel gewesen wäre. Diese absolute Verdrängung und Umsetzung der Erotik in die Form eines fernen und begehrungslosen Schönheitsdienstes hing damit zusammen, daß seiner beherrschten Natur die räuberische, vom Widerstand gereizte und entflammte Liebe zu glücklichen, wunschlosen Frauen ganz unangemessen war; sie begann für ihn erst dort, wo sie Dienst und Echo trostbedürftiger und heimatloser Begehrungen ist. Vielleicht war es so: daß Lissa seine Freude und Till sein Freund war, daß aber die letzte Erfüllung und die tiefste Befriedigung dem wunschlosen Umgang mit dem Glück zweier vereinigter Menschen entsprang. Der ungezwungene Verkehr mit Frau Lissa glich der Beschäftigung mit einem rätselhaften Gedanken, den man nicht zu Ende denken kann. Sie hatte die vielen Verkleidungen, die nur den großen Liebenden zur Verfügung stehen; wenn sie die Fuchsien und Kapuziner auf den Balkonen begoß oder mit einem Strauß üppiger Gladiolen aus dem Garten kam, die Ärmel aufgekrempelt, eine zarte Apfelröte über den Wangen, war sie ganz die Landschaft, aus der sie kam und die Blumen, die sie trug; wenn sie mit den Hunden spielte oder als Halbakt regungslos in einer seltsamen Art von Hingabe stundenlang den Blicken der beiden Männer sich preisgab und lächelnd zusah, wie Till sie und ihre Lieblinge in das werdende Bild hineinhob, war sie selber zum Tier geworden, Farbe, Körper, Kontur, ein schönes, seelenloses Gebilde, und erst abends, bei den mondhellen Stunden auf der Altane, wurde sie wirklich Weib und Geliebte, stellte sie seltsame Fragen aus einem dunklen, verworrenen Herzen und erfüllte mit ihrem warmen, klingenden Lachen das Gespräch. Sie war eine jener Frauen, die nur sind, wenn sie sich einem Manne schenken können, und deren ganzes Tagewerk ein unaufhörlicher Liebesdienst ist. Sie konnte vielleicht nur einem Künstler gehören, nur einem, in den ihr ungeteiltes Leben eingehen durfte. Aber Till, ihr Mann, der verbrauchte sie mit einer selbstverständlichen, eifersuchtslosen Stärke; der hatte die kräftigen Sinne und die klaren Augen, denen sie ihren Leib und ihre Seele anvertrauen konnte. Sie fühlte nichts an sich verwaist; sie wußte, daß ihr Atem ihn betäubte und ihre warme Fraulichkeit ihn erzog; sie fühlte, daß ihre Seele mit der seinen verwuchs, und daß beide in seinen Bildern wohnten; sie erglühte unter der klaren Begeisterung, mit welcher Till die Linien ihrer Schenkel nachzog und erlebte. Sie fühlte sich aufgeteilt und einem gehörig, der nichts freigab von ihr, der nichts vergaß, der sie doppelt besaß.

Crusius war oft wochenlang Gast in Obersee. Der Umgang mit den Tieren und mit der reinen, grünen Berglandschaft gewöhnte ihn an jene inbrünstige Vertiefung in die Dinge, zu welcher nur das Licht des freien Himmels erzieht. Frau Lissa holte ihn meist auf dem Bahnhof ab, ging Arm in Arm mit ihm über die Wiesen dem Landhaus zu, lockte mit einem hellen Juchzer Till ans Fenster des Ateliers. Dieser winkte von weitem mit der Palette den beiden zu und rief:

„Hallo! Herr David!“

Dann lachte Frau Lissa und klatschte in die Hände. Nur die graue Dogge am Tor knurrte noch bei der Ankunft des Gastes und gewöhnte sich nicht an ihn.

Zu einer in einem Münchener Sommertheater stattfindenden Premiere eines Märchenspiels von Jakob Crusius hatte Wegner die Dekorationen geliefert. Am Tag der Aufführung waren Till und Lissa bei ihrem Freund zu Gast. In der Loge beobachtete Crusius das Spiel im Spiegel von Lissas Gesicht. Das erstemal drängte sich eine lauernde und begehrliche Aufmerksamkeit in den Blick des Dichters. Nun trat er in die Rechte des Malers ein; nun nahm seine Kunst Frau Lissa in Besitz und sprach sie aus. Als diese ihr Urbild in der Gestalt des blauen Engels erkannte, faßte sie die Hand des Freundes. Nun ging ein anderes über in ihn, das er noch nie begriffen hatte; wenn sie bei kindlichen Spielen in Obersee sich umarmt und umschlungen hatten, trug selbst die breite Brücke des sich berührenden Fleisches die Botschaft nicht; jetzt reichte die unmerkliche Berührung der Fingerspitzen hin, um Blut und Blut strömend zu verbinden. Ihr Gesicht drückte die begeisterte Erregtheit eines träumenden Kindes aus; als der Vorhang fiel, küßte sie den Dichter unter den Augen ihres Mannes leidenschaftlich auf den Mund. Aber Till trug eine deutliche Freude zur Schau, schüttelte Jakob Crusius herzlich die Hände:

„So drückt sie sich um den Lorbeer, den Sie Ihnen für diese Verherrlichung eigentlich schuldig wäre."

Wie das Licht aufging, erwachte Lissa und begriff. Sie zog die Vorhänge der Loge vor und fiel Till um den Hals; schmeichelnd:

„Till, ich habe geträumt. Daß man solche Dinge nur träumen kann."

Als Crusius ihr den Schleier über die Schultern legte, sah sie sich noch einmal fast furchtsam nach ihm um. Dann vergaß sie die Episode in der Verwirrung der folgenden Tage.

Schon in der ersten Woche nach Ausbruch des Krieges rückte Till Wegner als Leutnant mit seinem Regiment ins Feld. Crusius wurde nicht zum Heeresdienst herangezogen. Die ängstliche Anteilnahme, die er an Frau Lissa nahm, fand er bei seinen Besuchen in Obersee nicht bestätigt. Er traf sie heiter und ohne Besorgnis um das Schicksal Tills; sie lasen gemeinsam dessen Briefe, lachten über die heiteren Vorfälle, von denen er erzählte, über die flüchtigen Bleistiftskizzen, die er beilegte, über die Köpfe von Afrikanern, über schmutzige Belgierinnen, über das herrenlose Schwein, das sich nächtlicherweile in den Unterstand des Bataillonsstabs verirrte und das Gesicht des schlafenden Majors beschnüffelte. Till schickte nur sein Lachen nach Hause, und Lissa lachte mit; was hätte ein liebendes Herz anderes erdenken sollen als die Wohlfahrt des Mannes, vor den sie den breiten, sicheren Schild ihrer Liebe hielt.

Im zweiten Kriegsjahr wurde Till auf Wunsch zur Fliegertruppe versetzt. Während seiner Ausbildung kam er häufig nach München; die gemeinsamen Sonntage verbrachte das Paar bei Jakob Crusius. Lissa kleidete sich immer in schneeiges Weiß, wenn Till kam; wie eine Puppe tanzte sie mit ihm strahlend durch die Straßen, holte die kleinsten Wünsche aus ihm heraus, kaufte ein. In der Wohnung des

Dichters trafen sie sich; unter dem Bild der Dogge verbrachten sie die eiligen Nachmittage. Der Dichter saß klein und wie geduldet bei den beiden; manchmal, wenn ihn Lissa allzusehr übersah, klopfte der Maler dem Hauswirt auf die Achsel:

„Sehen Sie, Jakob, meine Bathseba spielt ausgezeichnet. Sie sind der reinste David a. D. Solange dieses Donnerwetter weitergeht, ist unsereiner Trumpf. Wer weiß, morgen wird wieder das andere gelten. Bei diesem Posaunenschwall schläft nun einmal die Harfe ein."

Lissa sprach oft von den Tagen des Friedens. Sie deutete auf das Bild, schmeichelte:

„Till, kennst du die beiden noch, Loni und Lissa? Es ist so wunderbar. Zuweilen bin ich ganz verwirrt und besinne mich, was eigentlich das Wirkliche ist und was der Traum. Das Gestern oder das Heute."

Und während sie ihm die roggenblonden Haare aus der Stirne strich oder ihn in der neuen Vermummung des Fliegers bewunderte, legte Jakob Crusius die Hände vor die Augen, bekämpfte die schmerzhafte Erregung seines Blutes, die bösen, rotgeränderten Augen des grauen Tieres, die Nacktheit des Weibes und tastete vergeblich nach den Reimen eines Gedichtes.

Till wurde Ende 1916 einer Staffel an der Westfront zugeteilt und kam nur selten mehr auf Urlaub. Um so häufiger besuchte Lissa, wenn sie in München Einkäufe machte, den Dichter und holte ihn ab. Einmal brachte sie einen Brief Tills mit, der an beide adressiert war:

„Unser Handwerk geht flott. Herrliches Wetter. Euer Uria wehrt sich seiner Haut; meinen nächsten Abschuß wird hoffentlich der Tagesbericht bringen. Gestern hatte ich wirklich Sehnsucht nach Euch beiden, aber an Urlaub ist nicht zu denken. In meinem Heimweh habe ich dem Metzger unseres Dorfes seinen mätin, einen rassigen, aber verwahrlosten Dobermann, abgekauft; das Tier hat schon den ersten Flug hinter sich; es benimmt sich ganz kuragiert. Überdies drangsaliert mich der komische Wunsch, Jakob möge Dir, kleine heimatlose Lissa, einen Kuß in meinem Auftrag geben."

Till schrieb das erste Mal von Heimweh. Während Crusius, im Sessel zurückgelehnt, den flüchtigen Brief las und nervös mit den Fingern beklopfte, stand Lissa hinter ihm, zog die Handschuhe ab, hielt sich an der Lehne fest. Als sich das wachsame, bleiche Gesicht des Dichters nach ihr umdrehte, floh sie zurück, setzte sich auf den Diwan. Ihre Lippen zuckten, ein leichter Schauer lief über ihre Gestalt, zwischen den Fingern zerdrückte sie knisternd das Kuvert. Dann breitete sie wie eine Tänzerin die Arme aus, wartete. Crusius stand auf, neigte sich herab, legte einen leichten Kuß auf die Spitzen ihrer Finger. Plötzlich wurde er von ihrem schluchzenden Körper umringt.

Spät in der Nacht, als er sich zu Bett legte, ging er ängstlich an der lauernden Dogge vorbei und vergewisserte sich im Spiegel, daß die geküßte Stelle seiner Stirne ohne Flecken geblieben war.

* * *

Es nahte der Tag.

Das Gehirn der Frau Lissa schnellte flüchtig an den Strand des taghellen Denkens. Sie lächelte; Till hatte sie besucht, sein Blondhaar stand dicht über ihrem schlafenden Gesicht. Sie wagte nicht, die Augen zu öffnen, damit sie ihn nicht verlor. Wie dünnes, gewalztes Gold lag es auf ihren Lippen, auf den Lidern; sie war unter seinen Augen wieder ein Kleinod geworden, kostbar, eine heilige Monstranz. Sie vergewisserte sich; strich über die seidenen Brauen, an den zitternden Flügeln der Nase vorbei, zog die geschwungene Linie des Mundes nach. Wie kühl, dachte sie, sein Atem muß der Nachtwind gewesen sein, auf ihren lauen flaumigen Wangen lag noch der Tau. Warum hatte sie seine Flucht nicht vereitelt, die Arme nicht um ihn gelegt, die gläsernen Wände des Traumes nicht zerschlagen; sie hörte seinen Anruf, sein Lachen; er wollte Zärtliches tun, aber wie ohnmächtig war sie gewesen, warum hatte sie ihn nicht entzaubert. Sie verlor die Fährte und schlug die Augen auf. Zartgrüne Dämmerung webte im Raum und mischte sich mit dem Rosa des Damasts zu unwahrscheinlichem Licht. Unten im Garten aber patschten die schweren Stiefel Peters; er trommelte und klirrte mit der Gießkanne, begoß das Pfingstrosenbeet, sie hörte den harten Fall der Tropfen und den dumpfen Anschlag einer aufgestörten Amsel. Nur oben, hoch in dem blauen Vorhang des Fensters stand die letzte Botschaft der Nacht, die silberne Sichel des Viertelmondes. O, wie war Lissa glücklich; der Tag ist noch weit, dachte sie, ich werde Till besuchen. Wie ein Fisch schlüpfte sie in ihr Blut zurück, trieb erneut an seinen seltsamen Bildern vorbei. Hallo, sie angelte sich an dem Mondbarren hoch, saß rittlings in dem Sattel der Mulde, schmiegte ihren schlanken Leib in die klare Kurve hinein. Ihre Arme verrankten sich mit der oberen Spitze; nun war sie selber der Mond, er floß über in sie. War sie nicht das leuchtende Herz des Alls? Das Weltblut der Bläue, die flockigen Sterne durchpulsten sie. Sie fühlte Richtung in sich, sie schwamm nach Westen. Über Hochöfen hinweg, die glühend nach ihr aufschlugen. Ihre Haut wurde von heißen Küssen versengt, ihr schleierndes Nachtkleid vom Atem der riesigen Rohre gebläht. Und ehe sie dieser Gefahr entging, trieb sie in eine neue hinein: Donner erschütterte sie, unsichtbare Schlünde heulten sie an. Herzig kläffte dazwischen ein Hund; sie warf Brocken hinab, Stille entstand. Manchmal schwamm sie an kleinen, rosigen Wölkchen vorüber; das waren ihre Schwestern, die vielen, heimkehrenden Träume der sehnsüchtigen Frauen, die den Schlaf der Geliebten bevölkert hatten. Husch, grüßte sie, legte einen Finger auf die Lippen, bat die Sonnenkinder, leise zu sein, sie nicht zu verraten. Sie trieb über die lothringische Hochebene, berührte mit silbernen Füßen die Wälder, spiegelte sich in der Mosel. Das ist Pont-à-Mousson, dachte sie; dort drüben sind die Unterstände und die bösen Kanonen. Sie querte die Linien; ein kleiner Franzose zielte herauf, surrend erlahmte die Kugel dicht unter ihr. In einer einsamen Ferme plärrte ein Bauer, schwenkte weiße Tücher, trieb fuchtelnd Kühe und Schweine in die Wälder hinein. Weiter vorne lag Toul, da rumorte es, bemalte Vögel stiegen auf, knatterten. Sie drehte, überholte die feindlichen Flieger, die sich aufwärts schraubten und nach Nordosten strebten. Das war

Chambley, sie erkannte den kahlen Flugplatz, die Hallen, das Kasino. Nun stieß sie laut ihr Lachen in das Mondhorn. Till, Till, schrie sie, blitzte in sein Gesicht, weckte ihn, stand mit ihrem Licht dabei, als er die Maschine aus dem Schuppen zog, erhellte, ermunterte ihn, küßte ihn wach, er stieg, er stieg! Der kühle Propellerwind schlug in ihr Gesicht, Schrauben und Drähte summten, o, Till war kühn, er würde sie töten, er flöge in ihren Mondleib hinein und durchschnitte sie. Sie mußte sich entmummen, damit er sie erkannte; mit aller Kraft pumpte sie die Lungen auf, löste die Schenkel aus der Sichel, durchbrach mit den Brüsten die keusche Schwingung der inneren Kurve, entsträhnte ihr Haar. Hallo! rief sie, ich bin es, Till, Lissa ist da, Lissa besucht dich, Lissa gleitet auf deine Flügel, Lissa sitzt neben dir. Und dann flogen sie lautlos durch den Raum, zurück nach Osten, in die Sonne hinein. Dort, wo die Sumpfdottern aufleuchten, die kleinen Seen spiegeln, die Wälder setzen an den welligen Hügeln kleben, dort umkreisten sie die Heimat, das Haus, und sie erzählte ihm die unendliche Geschichte ihrer Sehnsucht.

„Du bist so schlank geworden, Lissa, und so schön, so silbern, ich möchte dich malen."

Er prüfte ihre Hüften, Kuhglocken hallten empor, er küßte sie. Sie jubelte, legte ihren Mund dicht an die Lederhaube, flüsterte:

„Und du bist so kühn, so berühmt. Die Zeitungen erzählen deine Siege, die Kunsthändler bestürmen mich um deine Bilder, alles kommt, alles beglückwünscht mich. Ich aber möchte am liebsten immer mit dir steigen, wie jetzt, fast möchte ich sterben mit dir, seit ich weiß, daß du dich sehnst. Ich allein bin traurig geworden, Till, weißt du es? Die Skabiosen welken in den Vasen, immer neue Sträuße stelle ich täglich in deinen Zimmern auf, um dich zu empfangen. Wenn du ruhig bist, dann weiß ich doch, es ist irgend etwas, das deine Gedanken beschäftigt und gefangen hält, und wenn ich merke, daß es traurige sind, so dürfen sie nicht bei dir bleiben, so lange ich bei dir bin. O, deine traurigen Gedanken sind meine geschworenen Feinde, ich werde nie aufhören, den Kampf mit ihnen zu bestehen. Husch, hörst du, die Loni bellt, sie ruft dich, hör' doch, hör'!"

Till neigte sich über den Rand; Lo, rief er dumpf und rollend hinunter und stellte die Maschine ab. Sie drehte, flog dicht über den Wäldern hin.

„Was machst du dir Sorge, Lissa? Denke, wir haben gestern Wildsauen in den Eichenwäldern gejagt, was hätte Loni eine Freude gehabt an dem borstigen Tier. O, der Frühling ist schön im Moseltal, die Kirsch- und Pfirsichbäume blühen, und manchmal schrauben wir uns auf fünftausend Meter hinauf, denk' dir, vorgestern über Toul, wir sahen Verdun, und wenn man nach Osten guckte, schaute die Metzer Domspitze aus dem Flußnebel heraus, und unter uns, wenn die Sonne kam, lag die Blüte ausgebreitet, als ob die Mutter Erde ihr Linnen bleichte. So schön ist alles und so ohne Gefahr."

Lissa unterbrach ihn, sie mußte so vieles fragen und erzählen:

„Du schreibst, Till, daß zwei Drittel der Wand dunkelgrün und in Felder eingeteilt sind; da könntest du vielleicht ein paar der alten Holzschnitte anbringen.

Soll ich sie schicken? Und oben für den weißen Teil besorge ich dir bunte Sachen in Querformat. Deine Vorhänge sind rot, kann man den Stoff nicht färben? Wie groß ist das Fenster? Wenn es nicht allzu groß ist, hätte ich einen gemusterten Stoff für die Gardinen, rot mit weiß und schwarzen Blumen, das müßte dann auch noch einen Schirm geben für die mittlere Lampe. Der rote Antennenstoff gäbe vielleicht die Tischdecke; eine bunte Bordüre wäre schnell hineingenäht, du mußt mir von allem die Maße genau nehmen, Schatz. — Kennst du den Stoff über dem Drahtgestell? Es ist ja der Gürtel meines blauen Kleids gewesen, jetzt findet er ein würdiges Ende. Jetzt sollen dir die schönen Farben noch leuchten. Über dem Bett werden nun bald die bunten Bilder hängen, und auf der Chaiselongue wird mein Sofakissen — altgold, mit eingewobenen silbergrauen Ornamenten — sehr gut aussehen, die Armlampe ist ja fein, Schatz; brauchst du für den Klubsessel auch ein Kissen, ein kleineres vielleicht?"

Till lachte fröhlich in den Wind hinein und schüttelte den Kopf. Aber Lissa fuhr fort; hastig und hell:

„O, wie vieles muß ich dir noch erzählen. Weißt du, daß die Rehe den ganzen Winter über nicht zur Futterstelle gekommen sind? Nach der Schmelze wurden viele Skelette im Wald gefunden. Weißt du auch, Till, daß Loni, unsere Dogge, wieder ein Junges erwartet? Als sie unruhig war, hat Peter sie an die Kette gelegt; er schwört hoch und teuer, daß sie nicht losgekommen sei, aber eines Nachts hat sie schrecklich geheult, und das Unglück war geschehen. Till, du solltest unbedingt nach dem Rechten sehen. Aber eines hast du doch nicht vergessen, Schatz, küsse mich, daß heute unser Hochzeitstag ist. Wenn ich heimkomme, wird Peter mir einen Blumenstrauß überreichen, die alte Magd wird ihr altes Liedlein abheulen und mir die Hände küssen, und der kleine Eilg wird seinen Taler bekommen, wenn er seine Schreckpatrone abgeschossen hat. Wer hätte gedacht, Till, daß du nicht da wärest an diesem Tag. Und mittags, du weißt doch, kommt der Pfarrer zum Kaffee; er spielt schon lange nicht mehr darauf an, daß wir so selten zur Kirche gehen; denke dir, er bewundert dich, seit deine Siege in den Berichten kommen; jedesmal, wenn er mich trifft, trägt er mir Grüße auf. Kannst du dir ihn vorstellen, den braven Kerl, wie er Knixe macht und seine bauschigen Backen zu einem verbindlichen Lächeln zurechtlegt? Heute, Till, werde ich die Läden alle öffnen, den Besuchern deine verstaubten und verdunkelten Bilder zeigen, wir werden dich loben, wir werden nur von dir sprechen, und plötzlich wirst du da sein und uns überraschen. Siehst du die Sonne durch die Fenster flimmern? Denk' dir, noch immer scharrt Loni an deinen Türen, heute darf sie herein, sie wird sich wieder in die Ecke legen, auf den Teppich im Atelier, und geduldig warten, bis du kommst. Till, bis du kommst."

Frau Lissa erreichte noch das leichte Nicken seines verdämmernden Gesichts.

Den Morgen über besann sie sich wahrhaftig auf den Willkomm. Sie zog ein weißes Sportkleid an, gab sich Mühe mit ihrem kastanienbraunen Haar. Während des Frühstücks brachte Loni zwischen den Zähnen ein Telegramm von Jakob Trusius, er käme heute mit dem dritten Zug. Ob das vielleicht eine Finte Tills war, um

sie ein wenig vorzubereiten, um sie nicht allzu sehr zu überraschen? Sie ging durchs Haus, trällerte lustige Melodien, zog selbst in den Zimmern der verschlafenen Seitenflügel die Jalousien hoch, breite Ströme Lichtes fielen auf die Bilder. Dann huschte sie in den Garten hinaus, in die Wiesen, quer feldein, lief durchs tauige Gras. Loni trabte mühsam hinter ihr her. So übermütig war sie und so von süßen Hoffnungen quälerisch erregt. Auf einem vermooften Markstein saß ein Dorfbube, übte sich angestrengt im Peitschenknallen. Von hinten überraschte sie ihn, legte die Hand über seine Augen, küßte ihn herzhaft auf die Stirne.

Auf einer breiten Ahornallee mit wiesigem Grund stieg sie langsam zum Grat einer Hügelwelle empor, von dem aus man Aussicht auf die fernen, südlichen Berge und die vielen nahen Gehöfte hatte. Loni trottete träg und unlustig hinterher. Manchmal, wenn Lissa sich umwandte, stand das Tier unschlüssig mit rückwärts gedrehtem Kopf mitten im Weg, als ob es die Herrin bitten wollte, heimwärts zu gehen. In einer geschützten Mulde standen bereits vereinzelte Kirschbäume im Flor, fast verdunkelt von dem summenden Schwarm begehrlicher Bienen. Lissa bog die Äste herab, sog den leichten Honiggeruch der feuchten Blüten ein. Das Bräutliche der Landschaft war von wundervoller Bangigkeit. Die nahe Empfängnis, der Knabe Frühling verwirrte und süßte die Luft und die Pflanzen, o, alle Dinge warteten wie Lissa auf das Glück. Auf den Wiesen warteten die kleinen Margeriten und entrollten sich, und am Waldrand zitterten die ersten Anemonen ängstlich der heißeren Sonne entgegen, welche die kühle Anmut der sternigen Blüten zerstören würde. Wenn Lissa im Blust der Bäume stand, schlug ihr Herz wie einer Braut, die den weißen Schleier erschrocken duldet, und wenn sie unter das zarte Erstlingsgrün des Ahorns trat, fühlte sie sich von unsichtbaren Händen gesegnet. Manchmal sprach Lissa mit ihrer Sehnsucht, die neben ihr ging. Till, rief sie durch die Trompete der Hände in den Wald, der das Echo widergab.

Sie bemerkte bei einem dieser Rufe, daß große Rabenschwärme aus den benachbarten Bäumen aufstiegen, eine Strecke vorwärts flogen, um sich krächzend wieder in entfernteren Kronen niederzulassen. Einige Male wiederholte sich dasselbe. Was sollte das, dachte Lissa, und zischte mit ihrem Gertenstock unmutig durch die Luft. Till, rief sie hell und metallen hinaus, fast überschlug sich ihre Stimme. Till, was wollen die Raben? Dann lockte sie den Hund, peitschte ihn sanft über den Rücken, lief mit ihm windschnell den Krähen nach. Links unter den Bäumen entdeckte sie Spuren bläulicher und rotfleckiger Federn, ein ganzes Nest. Till, rief sie gellend, was wollen die Tiere; Lissa und Loni kommen, Lissa will bei dir sein. Und dann entdeckte sie unweit des Weges einen Habicht steil und spähend in der Wiese sitzen und hastig auf seine schwachflügelnde Beute niederhacken. Als Lissa die grüne Gürtelschleife hochschwenkte und schrie, stieg das Raubtier schwerfällig auf, flog, von den Rabenschwärmen begleitet, dicht über der Erde hin und ließ bei einem hellgellenden Laut Lissas eine große, blaue Taube aus den Krallen los. Und während der Räuber mit leichterem Schwingenschlag sich flügelblitzend in die Lüfte drehte und im Walde verschwand, flatterte das Opfer mühsam in eine Furche hinein.

Lissa legte das blutende Tier in die Schärpe und wickelte es sorgsam ein. Die kleinen glasigen Taubenaugen sahen hilflos aus dem Grün der Seide Lissa an; das war noch immer die alte unnennbare Angst, die stumme Klage. Das Blut schlug durch, färbte Flecken in den Verband, ein großer Tropfen sickerte auf das weiße Leinen von Lissas Kleid. „Meine liebe Taube", sagte sie und legte den kleinen Kopf und den samtweichen, schillernden Hals an ihre Wange. Loni umkreiste sie bellend, schwieg, von einem scharfen Schlag der Gerte getroffen. Das Tier wird sterben, dachte Lissa, es wird in meinen Händen, in der schönen Seide sterben müssen. Die Schenkel waren tief zerhackt, der Kropf aufgerissen; Gerstenkörner fielen heraus. Warum muß das Tier sterben, sagte Lissa leise und streichelte es; das Tier, das Tier, wiederholte sie, jeden Buchstaben betonend, denn sie hatte Till gedacht.

So begegnete sie dem Pfarrer, der, als Lissa hinter einem Schlehbusch hervortrat, sich von einer Waldbank erhob und sie begrüßte.

„Sie bringen einen Braten, Frau Wegner. Die arme Taube. Ich habe mir bei den Schwarzröcken so etwas gedacht."

Als sie ihm die Verwundungen zeigte, schüttelte er den Kopf:

„Frau Wegner, das Tier wird bald sterben, man sollte solche Geschöpfe am besten sofort töten. Es leidet."

Lissa setzte sich zu ihm auf die Bank, hob das matter und leichter werdende Tier an den Mund, fragte:

„Hochwürden, warum man nur leidende Tiere töten will und die leidenden Menschen verschont?"

Der Pfarrer deutete mit seinem Krückstock nach Westen, dann zog er einen Strich in den Sand, ohne die schöne Frau anzusehen, sagte er:

„Das sind die Tiere, und das sind die Menschen. Hier töten sich die Tiere, und hier töten sich die Menschen. Sie haben mich vor Jahren schon einmal gefragt, Frau Wegner, warum es keinen Tierhimmel gebe."

Wieder hob er seinen Stock und zeigte nach Westen über den Wald:

„Ich weiß es nicht, ob unser Heiland auch die Tiere zu erlösen kam. Vielleicht. Aber ich weiß es heute, Frau Wegner, dort drüben bei den Menschen hat er alle Hände voll zu tun und vielleicht auch bei uns, die wir begeistert über solche Dinge sind. Die Tiere müssen warten, bis die weise Kreatur erlöst ist; das alles ist ein Rätsel. Ich glaube heute, daß der Heiland nicht einmal ausreicht, um die Menschen zu erlösen."

Der rohe, eckige Kopf, der auf breitem Stiernacken saß und mit seinem schweren Gewicht den roten Hals wulstete und verdickte, stieß gegen die traurigen Augen Lissas vor. Ein leichter Abglanz von Güte und Schönheit legte sich auf die strenge Häßlichkeit des bartlosen Gesichts:

„Sehen Sie, das Täubchen stirbt. Ich kann mir nicht denken, daß es ein anderer Vorgang war, als der Heiland das Haupt neigte. Sehen Sie, wie der Kopf des Tieres zuckt, kämpft, sich auflehnt, um doch schließlich in Ihre schöne Hand zu sinken. Sie sollten doch nicht zuschauen, Frau Wegner, wie die Taube stirbt."

Als Lissa leise weinte und sich abwandte, nahm er ihr die Taube aus der Hand.

„Hören Sie den Specht, der dort drüben an der roten Föhre klopft? Auch der Wald hat ein Herz. Ein Märchenkind, das nichts von dem Vogel wüßte, würde denken, das Herz des Waldes klopft. Und dieser Specht tötet auch."

Frau Lissa unterbrach ihn, faltete die Hände, nahm die betende Geste des Kindes an, bat:

„Hochwürden, wir begraben die Taube."

Dieser drehte sich gegen die Lichtung, entdeckte in der Ferne einige Landleute, die Kartoffeln harkten. Um ihren Blicken zu entgehen, nahm er Lissa in einen Waldweg hinein. Unter den überhängenden Zweigen einer Weißtanne schürfte er das Moos mit dem Stock weg, scharrte mühsam eine kleine Mulde in den weichen Grund. Dann legte Frau Lissa mitsamt der Schleife das Tier hinein, deckte es mit Moos, Sauerklee und Anemonen sorgsam zu; der Priester trug in seinen großen Händen die schwarze Erde eines nahen Maulwurfshaufens herbei. In den kleinen gewölbten Hügel steckte er ein Weißtannenreis, das die klare Form eines Kreuzes hatte. Die hellgrünen Triebe konnten Kopf und Hände eines Gekreuzigten sein. Dann zog der Pfarrer sein Brevier aus der Tasche und murmelte Unverständliches über das Grab. Er klappte das Buch zu. Requiem aeternam dona eis domine.

Als die beiden auf dem Heimweg dicht vor dem Dorfe sich trennten, unterbrach der Priester das Schweigen:

„Sie dürfen mich nicht verraten, Frau Wegner, ich weiß, daß Sie so sehr die Tiere lieben. Ich habe es nur Ihnen zuliebe getan."

Dann hinkte er, den mächtigen Leib auf seinen Stock gestützt, schwerfällig davon. Frau Lissa aber rief ihm nach, lachend, fast getröstet, mit dem unerklärlich trotzigen Hochmut, wie ihn nur Frauen bisweilen haben:

„Hochwürden, heute mittag kommen Sie doch! Der Dichter ist da. Es soll recht lustig sein."

Und lief wieder leichtfüßig über die Wiesen. Warf sich ins Gras, biß in die Blumen, sog Süßigkeit, vergaß, sang laut, mit waghalsigem Sopran ein Rosenlied. Oben strudelte die Sonne in Blau; war sie nicht eben noch der Mond gewesen und hatte Till besucht? O, das war doch das Wirkliche, von dem Dunklen hatte sie nur geträumt. Aber als sie aufstand und heimwärts ging, sah sie sich vergeblich nach der grauen Dogge um.

Diese hatte sich auf dem Dachboden des Pferdestalls ins Stroh gewühlt; sie drehte ihre großen, feindseligen Augen der Türe zu, als man sie endlich entdeckte.

Mittags fuhr Lissa auf dem zweirädrigen Jagdwagen zur Bahn. Sie spürte die Haut ihrer Arme, die Muskeln spannten sich zitternd vor Erwartung. Eine schmerzhafte Sehnsucht bemächtigte sich ihres Körpers. Sie trieb den flinken Rappen an, machte weite Umwege, fuhr blitzschnell durch die Kurven der schlechten Sandstraßen. Vor einer Muttergotteskapelle zog sie scharf die Zügel an, stoppte, stieg ab und betete. Wie sie, hingekniet, die Augen schloß, war es, als ob die Madonna statt des Kindes eine zarte, blaue Taube in den Händen hielte. Als der Zug aus

der Ferne anbrauste, lenkte Lissa in rasendem Tempo aus einem Feldweg in die Straße, hielt sich auf der Höhe der Lokomotive. Sie peitschte wie ein Jockei mit beiden Händen das Pferd, jemand winkte, ein heller Schrei durchbrach das Knarren der Räder. Als Crusius ausstieg, kam ihm Lissa schon entgegen, lächelte verwirrt, als er ihr die Hände küßte, strich wie ohne Besinnung und so als ob sie einen Gedanken verscheuchen wollte, die verwehten, braunen Haare aus der Stirne und schlug plötzlich die Arme um den Hals des Dichters. Dieser küßte sie abwehrend auf die Schläfe und löste die Umarmung.

Crusius kam im Auftrag des toten Freundes, welcher die Bestimmung getroffen hatte, daß man bei einem etwaigen Absturz nicht seiner Frau, sondern Jakob Crusius die telegraphische Nachricht übermitteln solle. Während der Rückfahrt wunderte er sich, daß Lissa nichts aus seiner Kleidung und nichts aus seinem zurückhaltenden Benehmen schloß. Als sie auf dem schmalen Zweisitz saßen, als Lissa das Pferd antrieb, mit der Peitsche übermütig durch die Luft zischend, sah sie ihn fast begehrlich von der Seite an und sagte mit hellem, fröhlichem Ton:

„Wie lieb, daß Sie kommen, Crusius; es ist mein Fest, heute, Sie wissen es doch."

Der Dichter antwortete nicht. Als ein stößiges Rind auf den Dogcart zulief, riß er die Zügel an sich, lenkte glücklich vorbei. Dann quälte ihn die Überlegung, ob es nicht vielleicht besser gewesen wäre, wenn ein kleines Unglück sich ereignet hätte. Es würde Lissa aus ihrer Freude herausgerissen haben; diese wolkenlose Heiterkeit, diese Schönheit, die das Traurige aus ihrem Umkreis vertrieb, wäre durch ein Äußeres, eine leichte schmerzhafte Wunde entwaffnet worden; er hätte die ohnmächtige Lissa auf den Armen ins Haus getragen und sie eine lange Nacht mit behutsamen Händen gepflegt; und dann, wenn sie im Dunkel erwacht wäre, dann würde er ihr die Botschaft flüsternd eingeflößt haben, und sie hätte sie begriffen, langsam und ohne Erschrecken, wie man ein trauriges Gedicht begreift. Nun aber saß sie ahnungslos neben ihm und lachte, als er die Zügel in ihre behandschuhten Hände zurückgab:

„Jakob, Sie haben mich faktisch blamiert. Till wird sich freuen, wenn ich ihm von Ihrer Heldentat erzähle."

Der leichte Schreck hatte ihre Wangen gerötet, ihre Zähne blitzten ihn fröhlich an, er fühlte einen warmen Arm leicht in seine Seite gestemmt. Ist das Schuld, dachte er, und wich ihr aus. Hatte er nicht von diesen Dingen schon geträumt, diese dunklen, schrecklichen Wünsche schon gehegt und wieder verflucht, diesen Gedanken: Till ist tot, diese Hoffnung: Frau Lissa zu trösten; und hatte er nicht schon einmal diese Begehrung verbannt und unter Tränen der Scham vertrieben: Frau Lissa dann zu besitzen. Und nun war dieser entsetzliche Wunsch seiner Träume Wirklichkeit. Der dampfende Schweiß des Pferdes wehte zurück, die Gangart verlangsamte sich, vor dem Hoftor scheuchte ihn der Gedanke an die Dogge, an ein gefletschtes Maul, an feindselige Augen aus der Versunkenheit; aber vergeblich sah er sich nach dem Tiere um.

Oben im Herrenzimmer lehnte er sich in einen Klubsessel, zündete eine Zigarette an, spielte nervös mit den Ringen an seiner Hand. In der Erkernische sah er wieder das Bild. Die nackte Lissa auf dem Rappen, wie sie in die schäumenden Meerfluten ritt, sorglos mit entsträhntem Haar; es war das Weib, das eben noch warm an seiner Seite gesessen war, das Weib, das nichts als ihre eigene Schönheit und die Inbrunst des Lebens zu begreifen schien. Sie kam durch die Schiebetüre leise auf goldschnalligen Halbschuhen herein; sie hatte sich umgezogen und parfümiert. Eine dünne Woge Heliotrop umspülte ihn, das helle Rosa ihres Kleides schmerzte seine Augen. Sie rollte das gläserne Teetischchen heran, reichte ihm Gebäck und setzte sich gegenüber.

„Sagen Sie, Jakob, haben Sie keinen Brief von Till mitgebracht? Ich hätte Ihnen gerne einen vorgelesen, aber er schreibt so selten, seit die Amerikaner an seiner Frontstelle sind. Wie schade. Aber denken Sie, er hat unsern Tag doch nicht vergessen; im Halbschlaf war er heute früh bei mir. Ich bin mit dem Mond geflogen, ich habe noch nie einen so deutlichen Traum gehabt. Aber warum denn so schweigsam, Crusius?"

Sie zerknackte ein dünnes Buttergebäck zwischen den Zähnen.

„Wie gemessen Sie heute sind. Darf man sich vielleicht nach der Heldin Ihres neuen Stücks erkundigen. Ist sie denn nun wirklich gestorben, daß Sie ein so wehleidiges Gesicht machen? Ich habe Sie doch gebeten, Jakob, das Mädel zur Abwechslung zu verschonen. Es wirkt so unnatürlich, wenn immer alles am Ende stirbt."

Der Dichter schob den Ledersessel dicht vor Lissa hin, legte die Flächen seiner Hände auf die ihren.

„Lissa, Sie müssen ganz ruhig sein und Ihre Hände nicht bewegen, wenn ich Ihnen jetzt eine seltsame Geschichte erzähle. Ich werde vielleicht umständlich sein, aber Sie müssen zuhören und mir nicht widersprechen. Es ist etwas Unnatürliches geschehen, und Sie werden es so wenig begreifen, wie die seltsamen Geschichten, die ich Ihnen früher vorgelesen habe, Ihnen und Till. Die Sache, Lissa, ist die, daß die Heldin, das Mädel, lebt, aber der Held, der Mann, Sie ahnen es vielleicht, hat wider Erwarten sterben müssen. Warum, das weiß ich selber nicht, aber schließlich ist der Tod nicht so unnatürlich, wie Sie glauben, Lissa. Wenn man das Leben umwendet, wie ein Blatt auf die andere Seite dreht, dann steht dort immer der Tod. Es nützt nichts, diese Seite zu überschlagen; es ist so seltsam, gerade das Sinnlose ist der Sinn. Verzeihen Sie, wenn ich mich unterbreche. Ich denke eben an den Brief, den uns Till einmal schrieb, und der mit der Bitte endete, ich möchte Sie küssen, Lissa, von ihm. Nicht grüßen, küssen. Ich habe das damals nicht begriffen, ich gestehe, Lissa, damals hatte ich Furcht vor der Umarmung. Heute verstehe ich den Wunsch, und Sie müssen nicht erschrecken, meine Freundin, wenn ich Ihnen nachher einen langen Kuß auf die Lippen lege. Nachher, wenn ich Ihnen erzählt habe, daß das Mädel die Lissa ist und der Held Till. Lissa, Till ist tot."

Dann stand er auf, setzte sich auf den Schoß der wehrlosen, erbleichten Frau, nahm ihren Kopf zwischen seine Hände, legte ihn auf die hintere Lehne des Sessels

zurück. Er küßte sie auf die Augen und nahm, an ihre sanfte Brust gelehnt, die Erschütterung des schluchzenden Leibes auf. Liebe durchbrauste ihn, mit den tausend Zärtlichkeiten, die er in Träumen für diese Frau erdacht hatte, kämpfte er gegen den Widerstand ihrer Qual, gegen den Tod, gegen Till, den Lissa liebte, und für Till, der Lissa liebte, und ließ nicht nach, ehe die verzweifelte Gegenwehr erlahmte. Als er sich löste, sank ihr Gesicht wie das einer tief und ruhig Schlafenden zurück.

Crusius zerbiß seine Erregung auf den Lippen, mit leisen Schritten ging er in den Erker und sah auf den Garten hinaus. Vor Jahren hatte er hier mit Till gesessen, das erste Mal; den Hall der dröhnenden Stimme hörte er noch, die den seltsamen Namen Lissa hinausrief in den Garten, und die helle Antwort vernahm er noch, und wie er die Augen schloß, sah er Lissa eintreten, hochgeschürzt, mit herbstlichem Laub im Haar. Wie seltsam, daß jetzt Frühling war und damals Herbst. Auf die grüne Steinplatte des Rauchtisches legte er seine heiße, pochende Stirne und kühlte sie.

Die beiden fuhren gleichzeitig verstört empor, als der Pfarrer hereingeleitet wurde. Die leichte Erbleichung auf Lissas Gesicht konnte dieser kaum bemerken, sie trat ihm beherrscht entgegen und sagte freundlich, aber mit abwesender Stimme:

„Wie schön, daß Sie eben jetzt kommen, Herr Pfarrer; darf ich Ihnen einen Malaga bringen lassen, ja; denn wissen Sie, ich habe Sie vieles zu fragen; heute früh sind Sie mir gekniffen. Nehmen Sie doch Platz, bitte."

Der alte Priester humpelte mühsam über den Teppich, um Jakob Crusius, der mit verschränkten Armen in der Fensterfüllung stand und keine Miene des Entgegenkommens machte, zu begrüßen. Die fremde, fast unhöfliche Zurückhaltung und die grauen, abweisenden Augen des Dichters legten dem Besucher eine Demütigung auf.

„Ich höre, Sie sind eben angekommen, Herr Doktor. Ich freue mich, Sie wiederzusehen."

Crusius fühlte die unnatürliche Glätte, mit welcher die harte bäurische Stimme sich salbte. Er zog nervös an einer Vorhangkordel, gab ihm die Hand:

„Sehr erfreut, Herr Pfarrer. Wenn Frau Wegner Ihres Beistandes bedarf, sind Sie willkommen. Sie wundern sich vielleicht, daß ich Ihnen herzlich für die beste Handlung Ihres Lebens danke, dafür, daß Sie Till und Lissa Wegner verbunden haben." Mit lakonischer Handbewegung: „Bitte Platz zu nehmen."

Frau Wegner hatte mittlerweile ein kleines Kristallglas gefüllt und reichte es nun auf einem Tablett dem Priester:

„Hochwürden, entschuldigen Sie bitte Herrn Crusius; die Dichter, Sie wissen ja, haben Schrullen und müssen mit anderem Maß gemessen werden. Er hat mir eben Dinge erzählt, über die ich Sie gerne befragen möchte."

Als sich die beiden setzten, klopfte es an der Türe. Peter kam unter Entschuldigungen herein und hielt mit strahlender Miene ein neugeborenes, kleines, halbtrockenes Hündchen Lissa hin:

„Ich habe es eben entdeckt, gnädige Frau. Ich dachte, es würde Sie freuen, gerade heute."

Lissa griff hastig nach dem runden, wohlgenährten Tier. Durchs rosige Grau des Mäulchens schob sich das frische Rot einer zierlichen Zunge; schnappend und ängstlich drehte sich der Kopf nach allen Seiten; die durchschimmernden Öhrchen steilten sich, als Crusius näher trat. Der schwach behaarte Körper war von dem Grau der Mutter; nur auf der Stirne stand ein weißes, sterniges Zeichen, das die alte Dogge nicht aufwies. Doch die großen, mattschwarzen Kugelaugen hatten wieder dieselbe rote Ränderung; der Dichter erschrak, als ihre wachsame Feindseligkeit seinen Augen begegnete. Lissa sagte:

„Peter, wir können das Tier doch eine Weile behalten." Sie setzte es in einen runden Sonnenfleck auf den Teppich, kniete hin und liebkoste es:

„Hier wird es trocknen. Wenn Coni unruhig werden sollte, holen Sie das Junge ab, Peter."

Nachdem sich Lissa und Crusius gesetzt hatten, räusperte sich der Pfarrer, rieb die Hände:

„Frau Wegner, denken Sie jetzt, daß die arme Taube nur deshalb starb, damit das Hündchen geboren werden konnte. Es wäre vielleicht sehr schön, zu denken, daß es nur eine wandernde Seele war."

Crusius fragte verblüfft:

„Wie meinen Sie, Herr Pfarrer? Sie haben von einer Taube gesprochen. Wie darf ich das verstehen?"

Aber Lissa wehrte ab. Fast heiter:

„Hochwürden, das ist unser Geheimnis, nicht wahr? Und nun, sagen Sie, ob es ganz gewiß keinen Tierhimmel gibt. Ich habe immer geglaubt, irgendwo ganz in der Nähe des menschlichen, vielleicht durch eine dünne, durchsichtige Wolkenwand getrennt, da müßten die Tiere sein, die schuldlosen Seelchen, und manchmal würde Gott die Wolken wegblasen, und dann wäre nur noch ein einziges Himmelreich. Ist das nicht so, Hochwürden?"

Der Priester wich der Frage und den Blicken Lissas aus, stützte die schwere Kinnlade in die Hand, schwieg. Frau Wegner aber drang auf ihn ein, heftig, ihre Finger verkrampfend:

„So sagen Sie doch, Herr Pfarrer, daß es das nicht gibt. Und einen Himmel, in welchem nur die einsamen Menschen sind, das gibt es auch nicht. Denn sehen Sie, mein Mann hat an einen solchen nie geglaubt, wie könnte ein Tiermaler auch auf diesen dummen Gedanken kommen."

Sie trommelte erregt auf der Glasplatte des Teetisches:

„Und nun denken Sie sich aus, Herr Pfarrer, da drüben sitzt einer, der sagt, Till, mein Mann, sei tot, abgestürzt, einfach tot."

Sie wehrte unmutig das Beileid des überraschten Besuchers ab:

„Wie kann er tot sein, Hochwürden, wenn es doch keinen Himmel für seine Seele gibt. Sehen Sie, was wäre für ihn ein Himmel ohne Hunde, ohne Kühe und Rehe?

Und was würde er und seine Lissa, die doch in seinem Bilderhimmel immer bei den Tieren wohnte, unter lauter Engeln tun? Aber wenn es keinen Himmel für seine Seele gibt, so sagen Sie doch, wie kann sie ihn dann verlassen, wie kann er da gestorben sein?"

Ihre Frage schien nicht auf Antwort zu warten. Mit raschen, erregten Schritten ging sie auf das Hündchen zu, das leise, seltsame Laute ausstieß; es hatte sich aus der Sonne heraus in den Schatten gewälzt und lag hilflos auf dem Rücken da. Lissa hob es behutsam auf, berührte den weißen Stirnfleck mit den Lippen. Dann hastig ausbrechend, wie wenn sie ein verbotenes Geheimnis ausspräche und dennoch ihre Schönheit mit dem flehentlichen Ausdruck der Augen steigernd:

„Hochwürden, wir taufen das Tier."

Und während Jakob Crusius, von den Augen des leise kläffenden Hundes verfolgt, von der Stimme Lissas gepeinigt, zitternd in schwindelnder Angst ans Fenster trat, sich abwandte und aufs Gesims stützte, vernahm er das monotone Gemurmel des Priesters.

Lange Wochen sah er Lissa nicht mehr.

Denn Frau Lissa legte keine Kleider der Trauer an und bedurfte der Tröstung nicht. Sie ließ alle Besucher abweisen und konnte tagelang sich mit nichts anderem beschäftigen, als mit der Pflege des jungen Tieres. Sie legte sich mit ihm und der alten Loni auf den Rasen, sonnte sich und unterstützte die früheſten Bewegungen des Babys. Als es das erste Mal auf den Beinen gehen konnte, als seine Stimme zu einem wirklichen hellen Bellen umschlug, strich sie die Tage im Kalender an. Frau Lissa wußte nicht, daß für die Bilder ihres Mannes seit seinem Tode fabelhafte Preise gezahlt wurden. Sie öffnete keinen Brief. Frau Lissa wußte nur, daß keine Kosung so süß war, wie wenn die flinke, zärtliche Zunge des kleinen Tell den Rücken ihrer Hände leckte; daß kein Schmerz so lustvoll war, wie wenn seine spitzen Zähnchen die zarte Haut ihrer Finger schürften. Aber gegen die alte Loni nährte sie immer mehr einen eifersüchtigen Haß. Wenn Tell mit den Pfoten gegen den schleppenden Bauch der Mutter sich anstemmte und an den bräunlichen Warzen zog, durch eifersüchtige Augen vor jedem Zugriff geschützt, war es Lissa, als ob in ihren runden, brachen Brüsten die Milch sich schmerzhaft sammelte, als ob die unbekannten Erregungen der Mutter in ihrem Blut erwachten. Dann drückte sie mit schmerzhaftem Lächeln von unten ihre Brüste hoch und horchte lange in sich hinein. Und als der kleine Tell der Mutter nicht mehr bedurfte, mußte der Knecht die alte, bissige Loni erschießen.

Von diesem Tag ab schlief das junge, weißgestirnte Tier auf dem Smyrnaläufer vor Lissas Bett. Es wurde zum Entsetzen des Gesindes unendlich verwöhnt. Es war, als ob Till zurückgekehrt sei, so oft hallte die schmelzende Stimme Lissas lockend durchs Haus und rief: Tell.

Es waren mehrere Monate verstrichen, als sie bei Jakob Crusius wieder vorsprach. Sie führte den schöngewachsenen, großen Hund an einer silbernen Kette mit. An dem weißen Stern auf der Stirne erkannte der Dichter, daß dies der junge Rüde

war. Die Hände in den Taschen seiner schwarzen Samtjacke vergraben, trat er der schönen Frau entgegen und verneigte sich. Sie fuhr über den Rücken der Dogge und sah den Dichter an:

„Ein schönes Tier, Frau Lissa."

Es kam auf ihn zu, ließ sich streicheln, beschnupperte ihn. Er wunderte sich, daß er seinen Blick ertrug. Er war sanft und ohne Argwohn, nur selten drehte sich flüchtig das Weiße heraus, wobei sich die Ränder zu röten schienen. Aber Crusius wunderte sich, daß er den langen, unaufhörlichen Blick Frau Lissas nicht mehr ertrug. Sie sah ihn von der Seite an.

„Es ist mein erster Besuch, Jakob. Sie müssen mir verzeihen."

„Frau Lissa, Sie wissen, daß ich täglich mit Ihnen war. Ich habe alles verstanden."

Er deutete auf die Wand:

„Ich habe mir viele Mühe um das Bild gegeben. Lange Nächte habe ich in Ihren Augen gegrübelt, Lissa. Heute ist mir alles klar."

Er knöpfte seine Jacke auf, atmete. Warum ertrug er denn die Blicke Lissas nicht? Sie klebten an ihm, sogen, schwächten ihn. Er blendete schwindelnd die Augen ab, klappte ein Tintenfaß zu.

„Es würde mich freuen, Jakob, wenn Sie mich wieder besuchten. Sie sollten mir helfen. Es ist manches zu ordnen, die vielen Briefe, die Bilder, der Nachlaß und all das. Ich habe so einsam gelebt, Jakob, daß ich dies völlig vergaß. Heute nacht fiel mir das Wirkliche wieder ein. Dann habe ich geweint und nur Ihren Namen gerufen, Jakob, und dann . . ."

Sie schwieg, zog den Schleier über die Stirne.

„Und dann?"

„Und dann hat Tell geknurrt und dann . . ."

Wieder breitete sie die Arme aus; ihre braunen Pupillen jagten erregt hin und her.

„Und dann?"

„Und dann, Jakob, habe ich gelacht."

* * *

Es nahte die Nacht.

Lissa überließ es Jakob Crusius, mit den Kunsthändlern fertig zu werden. Er war früh am Tage in Gesellschaft mehrerer Herren nach Obersee gefahren. Lissa wünschte, den größten Teil der Bilder in den Handel zu geben. Sie machte weder bei den vergilbten Skizzenmappen, den alten verstaubten Landschaftsbildern, noch den Tierbildern neueren Datums irgendwelche Einwände. Sie schritt, den Hund dicht an der Leine, vor den Herren durch die Zimmer und die beiden Ateliers, schlug mit der kleinen silbergriffigen Peitsche leicht auf die Bilder, von denen sie sich zu trennen wünschte. Das grüne, eng anliegende Samtkleid, das sie trug, gab ihre Formen verwirrend preis; Crusius entdeckte eine leichte Üppigkeit, die ihre frühere Schlankheit

zu verdrängen begann. Aber das Schwebende ihres Ganges hatte sich nicht verloren; noch wenn sie stehen blieb, zurücksah und deutlich sagte: „Und dies", schien der Leib den Wellen ihrer Bewegtheit nachzugeben. Sogar das Selbstporträt Tills, das letzte Bild, das er gemalt hatte, verschonte sie nicht; leise klirrte die Peitsche auf das Glas. Crusius, dem sie das weitere überließ, schied wieder einige Bilder aus, von denen er nicht begreifen konnte, daß Lissa sie in fremde Hände gab. Er wollte sie überreden, sie ihm zu überlassen.

Nachdem sich die Händler verabschiedet hatten, ging Lissa mit dem Freund spazieren. Der leichte Schnee, der auf den Wegen lag, stäubte im scharfen Ostwind; man sah im Süden aus den grauen Nebeln heraus die glitzernden Gipfel der Schneeberge. Ihnen voraus rannte Tell; wenn Lissa die Reitgerte hinaus in die Wiesen warf, sprang er mit langen Sätzen hinterher und apportierte der Herrin. Sie hakte ein, nahm das schwarze Pelzbarett ab und ließ die Haare zerwehen:

„Finden Sie nicht, Jakob, daß heute alles so klar und leicht ist. Ich möchte hinausschreien und Ihnen danken, daß Sie da sind."

Sie verfaltete ihre Hand mit der seinen.

„Sehen Sie, Jakob, ich habe geträumt und war glücklich. Und jetzt wache ich und bin wieder glücklich. Es ist alles so, wie es früher war, so leicht und klingend ist mein Blut, so übermütig möchte ich sein."

„Ja, Lissa, Sie sind eine wunderbare und fröhliche Frau. Und weil hier alles so leicht ist und so kühl und windverweht, darf ich dir sagen, Lissa, daß ich dich liebe."

Als Tell anschlug, flog in der Nähe der Liebenden ein Schwarm Krähen in die Luft und kreiste aufgeregt und lärmend über den Wäldern.

Am Abend aber befahl Lissa, den Hund das erste Mal an die Kette zu legen.

Crusius las der Geliebten die vielen Gedichte vor, die er ihr in der Zeit der völligen Trennung gewidmet hatte. Sie lag entfernt von ihm auf der Ottomane, beobachtete ihn durch den Spiegel, hörte das Warme und Steigende seiner Stimme und nahm von allen Worten nur das Zärtlichste auf, das Du. Sie glitt in den alten Zustand ihrer Liebe zurück und fühlte kaum die Namen vertauscht. Das war dieselbe Andacht, in welcher sie stille hielt, wenn Till mit der Kohle den Umriß ihres Leibes entwarf; das war dieselbe Demut, mit der sie einst dem Geliebten sich preisgegeben hatte. Nichts hatte sich geändert, auf goldenem Gewölk schwamm sie in die blauen Fernen hinein und sehnte sich nach der süßen, mondigen Wölbung der Nacht. Und immer, wenn ein weicher Reim in ihr Bewußtsein drang, ließ sie aus dem offenen Halsband eine Bernsteinperle auf den Boden rollen.

Mitten in der Nacht erhob sie sich. Warf den blauen, boabesetzten Theatermantel übers Hemd und huschte, verwundert über ihre Einsamkeit, nachtfüßig die Treppe hinauf. Ihr singendes Blut ging ihr hell, wie ein Engel voran und rief das Wunder aus. Die weiße Nacht rauschte, das Dunkel der Gänge rauschte, die Atlasseide rauschte, vor allen Türen rief es: Lissa kommt, Lissa besucht dich, Lissa ist da! Und wie sie eintrat, fühlte sie sich sanft an den Rand des Bettes gedrängt, von der Hand eines leichten Windes entblößt. Und dann lief sie, schnellfüßig wie über Wiesen,

mit seinem raschen Blut unter dem Himmel der unendlichen Nacht in die neue Heimat hinein.

Aber mitten in dem Halbschlaf ihrer Verzückung neigte sich der Mond herab auf ihr Gesicht, drängte sich durch ihre zuckenden Lider und rief leis und verlockend: Till, Till, Till. Wie ein Mund sog er an ihrem Leib, wirbelte ihn hoch, lenkte ihn an die Türe, durch die dunkle Gasse des Flurs, machte ihn mit seinem Lächeln schwebend und hob ihn, eine tanzende Flocke, über die Brüstung des Fensters hinaus. Und Till erschien; Propellerwind schlug an ihr Gesicht, in die nachgiebige Nacktheit ihres Leibes; Schrauben und Drähte summten; auf den Flügeln seines Aeroplans stand er winkend, hünenhaft, glänzend wie getriebenes Gold und reichte ihr die Hand. Kling, kling, kling stieg sie über die Treppen des französischen Giebels und schwang sich vom First lachend in den fliegenden Kahn.

Während Lissa aus seinem Zimmer tanzte, hörte Jakob Crusius das rufende Gebell des Hundes und wenige Minuten darauf den dumpfen Aufschlag. Er fand die Geliebte tot. Aus Schläfen und Lenden sickerte durch fruchtfrische kleine Wunden Blut in den Schnee. Sie lag, den Rücken nach oben, mit aufgestützten Ellbogen und herausgewölbten Schulterblättern der Länge nach im Mondlicht. Der schöne Körper war warm und verschont; nur das Haupt zeigte die tödliche Neigung und berührte mit der Stirne den Grund. Der Leiche gegenüber aber lag, mit sphinxartig vorgestreckten Pfoten der Hund. Seine Lefzen waren blutig; er leckte die Schläfen Lissas ab.

Tatdenkerische Führungskunst

Von

Willy Schlüter

I

Zunächst einige Vorerörterungen!

Wir alle müssen sowohl Taten ersinnen als auch deuten. Es ist jedoch nicht ganz belanglos, wohin unsere Grundrichtung geht. Wir können gefühls- und gewohnheitsmäßig als bloße Tatdeuter sehr weit davon abgeführt werden, den Schaffensgedanken in lebensfruchtbaren Handlungen mitzudurchdenken und mitzuklären. Liegt nicht just darin das Verhängnis des Parteilebens? Was vom Tun nach außen hin sichtbar wird, ist in seinen zunächst erfaßbaren Einzelzügen oft noch sehr vieldeutig. Selbst ein gutes Gesetz „könnte" Beschwichtigungszwecken dienen. „Folglich" ist es für alle, die dem Gesetzgeber grollen, „selbstverständlich" nur ein Kunstgriff, um ein an sich „verderbliches System" zu stützen. Selbst der Schein einer Möglichkeit wird durch das Deuten zur Wirklichkeit. So ist es verantwortungsbewußten, tätigen Staatsmännern schlechterdings heute nicht mehr gestattet, sich

einmal dem Traume hinzugeben, sie könnten je etwas tun, das sich der Verdächtigung entzöge. Eher könnten sie eine neue Welt schaffen, als in dieser Welt der Tatdeutungskünstler nicht irgendeiner Gruppe als Volksverräter zu gelten. Denn wer könnte heute nicht von selbst in die heiligste Opfertat noch ein „Es-könnte-sein" herabsetzender Art hineinlegen? Es „könnte" sein, daß Jesus ein ganz besonders fein abwägender Epikuräer altruistischer Wonnen war. . . . Es „könnte" auch sein, daß ein Bismarck in der Berechnung der ihm erreichbaren Machtfreuden gerade als Monarchist die sicherste Genugtuung fand. . . . Es „könnte" sein, daß die deutsche Heeresleitung im Weltkriege das nordfranzösische Gebiet planmäßig verwüstete, um der deutschen Schwerindustrie Vorschub zu leisten. . . . Absichten kann man ja nicht wie Gegenstände auf den Tisch legen. Mit einiger Gewandtheit kann man Zweckzusammenhänge nach jeder beliebigen Richtung hin aufbauen. So wird man verstehen, daß heute die Forderung sich erhebt, nicht nur deutend, sondern auch denkerisch an die Taten heranzutreten. „Tatdenken" ist in diesem Sinne eine bewußte Gegenrichtung gegen Tatfälschung durch Deutungssucht. . . . . .

Weiterhin zeigt jede etwas vertiefte Selbstbesinnung, daß der l e b e n d i g e Gedanke und die f r e i schöpferische Tat in der vollen Reinheit ihrer Selbstbewegung e i n s sind. Der Gedanke, der nicht durch selbsttätige Bewußtseinsführung ertätigt und durchtätigt wird, ist kein Gedanke. Die Tat, die nicht in innerer Freiheit, mit denkerischer Klarheit gelenkt wird, mag ein Abspiel von Spannungen sein, aber sie ist keine echte Tat. Tun ist immer denkerische Führung. Führung ist immer denkendes Bestimmen, das nach den Kunstgesetzen der Könnensentfaltung höchst durchgebildet, „Führungskunst" wird. Wo darum der Mensch als M e n s c h waltet, das heißt als schöpferischer Ineinandergliedner von Können, Wollen und Erkennen im lebendigen Tatvollzuge, dort waltet tatdenkerische Führungskunst.

Noch tiefer gesehen ist, was wir Stoff nennen, zu allernächst der Ausdruck eines Widerstanderlebens, Kraft ist auf gleiche Art ein Spannungserlebnis. Widerstand und Spannung deuten beide auf die tätige Reizführung, die zum Anreiz und zum seelischen Reizerlebnisse hinzukommt, wie auf die Bewegungsführung, mit der wir auf die Anreizzusammenhänge zurückwirken. Es ist Selbstbehauptung und Selbstauswaltung, also T a t, die uns die Sinnenwelt erbildet. Schon Marx hat darum Feuerbach darauf aufmerksam gemacht, daß die Sinnlichkeit „praktische Tätigkeit" ist. So bauen wir unsere Ertätigungen zum Weltbilde aus. Schauen und denken wir stets Tat im Welterschauen, dann erhält also das Tatdenken auch einen erkenntniskritischen Sinn. Wir können dann auch noch uns bewußt machen, wie alles Tun mit Einschluß der denkerischen Führung Gegensatzführung ist. Denn V o r g ä n g e halten sich stets in Gegensätzlichkeiten rege und begründen von sich aus nur ein „Geschehen". T a t v o l l z ü g e bestimmen frei die A r t der Aufeinanderbeziehung der gegensätzlichen Spannungen oder Richtungen und begründen somit die Geschehensbestimmung, die Werdensführung oder die Obschwebeüberlegenheit des Führers. Tat und Gegensatzführung sind darum e i n s. Kein Werkzeug ist ja denkbar ohne ein Gegendingliches, ohne ein Anwirkung-Bietendes, das damit gegen-

werkzeuglichen Charakter erhält. So ist auch kein Begriff zum Denkvollzug zu erheben, ohne einen Gegenbegriff, kein Integrieren, ohne ein Differenzieren denkbar, kein Allgemeinfassen, ohne Bezug auf ein Besonderes, kein Werten, ohne Beziehung auf ein Gegenwertiges oder Unwertiges.

Auch erscheint ja kein „Dort" ohne eine Hierstellung bewußten Lebens, kein „Alsdann", ohne die bewußt ertätigte Vergegenwärtigung des Jetzt, kein „Anderes" und kein „Anderer" ohne die stets erneuerte Selbstsetzung. Und ohne die Mitte eines Selbst, Hier und Nun ergliedern sich weder Raum noch Zeit zu obschwebenden Umschlüssen, die Ferne und Nähe oder Vergangenheit und Zukunft überwalten. Ohne die Mitte kein „Herum", ohne ein selbst ertätigtes Nun kein Erleben des Zeitverflusses. Nur wer die Tat im Mittesetzen, im „Hier"-, „Nun"- und „Selbst"-Erbilden schauend und mitschaffend erfaßt, nur der „Tatdenker" der schöpferischen Gegensatzführung entrinnt darum dem „Mystizismus der Theorie" und findet, mit Marx zu sprechen, die „rationelle Lösung in der menschlichen Praxis und im Begreifen dieser Praxis".

Tatdenkerische Führungskunst hat somit den Tatdeutesüchtigen manches entgegenzuhalten. Zu den Tatdeutern sind aber auch die rückwärtsdeutenden Taterklärer zu rechnen. Sie deuten begriffliche Vergegenständlichungen, Spukwesen des Verstandes, in alles Tun hinein, vor allem dadurch, daß sie die obschwebende Lebensvollmacht des um- und fortgestaltenden Tuns, das sich beständig nur in der wachen Gegenwärtigkeit des umschaffenden Tatvollzugs erneuert, mit den aus dem Verjüngungsfluß des Fortbestimmens ausgeschalteten Ertätigtheiten und Abgewirktheiten stets wieder vertauschen. Es erfordert ein inneres T u n , die schwebende Kausalität des Fortwirkens immerfort aufs neue ins Jetzt zu heben und im Jetzt zu schauen, wo es noch mit einem „Noch nicht" und „Erst dann" verändernd in die Vorgänge greift. Stets fließt für die Taterklärer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in eins zusammen, wo es doch keinen schärferen Gegensatz gibt, als das Nichtmehr-anders-sein-können des endgültig Vergangenen und das weiterschaffende Nun, und wo ferner die Tatlebendigkeit gerade darin sich erweist, daß die Erbildung des Gegenwarterlebens als Obschwebeumschluß das Schon-getane ins Vergangene absinken läßt und das Noch-zu-tuende sich vorbildet. Tätige Vergegenwärtigung ist eben ein überlegener Zwievollzug des Ergebnisnehmens, das Vergangenheit aufschichtet, und des Vorbahnens der neuen Zukunft. Doch eben in den status operandi will die Taterklärung niemals schauen. Darum verfällt auch sie der tatfälschenden Deutungssucht. Weil sie nicht Tat schauen, Tat denken kann und will, kann sie auch nicht das denken und schauen, was das Leben tut. Es gehört aber schon Mut dazu, solche gemeinplätzlichen Beobachtungen zum Zwecke der Kennzeichnung der Eigenart der Tat anzuführen. Doch auch Goethe hat's erlebt, daß der Irrtum sich „immerfort in der Tat" wiederholt, und daß man deswegen „das Wahre in Worten unermüdlich wiederholen" muß. Und das Tatdenken macht im Grund nichts anderes geltend, als was der Führungskünstler von Weimar zu dem Spruche formte: „Man sagt, zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen liege die Wahrheit mitten

inne. Keineswegs! Das Problem liegt dazwischen, das Unschaubare, das ewig tätige Leben in Ruhe gedacht." Man denke es nicht in „Ruhe", nicht als „Sein", auch nicht als Abflußerscheinung, nicht als Werden, sondern als Tun und Können, und schaue in die Gegensatzführungen, die es ertätigt, frisch hinein, dann bekommen auch Gemeinbeobachtungen einen neuen Sinn. Das bisher Unschaubare wird plötzlich schaubar als Gegensatzführung, wie gleichfalls schon Goethe erraten läßt, wenn er sagt: „Daß der Mensch zur Behauptung seiner Freiheit den Gegensatz des Gegebenen selbst hervorruft, diese Erscheinung zeigt sich auch im Physischen, wo das Auge den Gegensatz einer gegebenen Farbe selbst hervorbringt, und mit dem Gegebenen und selbst Hervorgebrachten die Totalität abschließt."

Die Taterklärer werden sich dadurch noch keineswegs überzeugen lassen. Es gehört eben schon Tat dazu, die Grundgewißheiten des Lebens mit Lebensvollmacht in Besitz zu nehmen. Diese Gewaltsamkeit geschieht ja nicht von Verstandes Gnaden, der dort versagt, wo es sich nicht um Vergegenständlichung von Größen und Formen, sondern um Vermachtständigung lebendigen Könnens handelt. Man kann dem Verstande eben keine Funktionen aufbürden, die seiner Leistungseigenart nicht entsprechen. Tatschauend verhält sich das Verständnis, als Bereitschaft und Fähigkeit zum Mitertätigen, Miterleben — nicht der Verstand. Tatdenkend waltet die Verständnisvernunft, welche die Folgerichtigkeiten des Tatvollzugs sich aufschließt, nicht die Verstandesvernunft, die sich solche Folgerichtigkeiten nicht faßlich machen kann. Der Verstand und die Verstandesvernunft sind darum doch für die Ergreifung des schon Erformten, aus Tatschwebe und Verjüngungsfluß Gesunkenen nicht minder wichtig als die anders gerichteten Tat- und Lebensschau- und Lenkorgane unseres Geistes.

Zwar der Taterklärer wird sich auch damit nicht begnügen, daß dem Verstande nur eine bestimmte Gliedwertigkeit im Gesamtgefühl der Bewußtseinsführung zuerkannt wird. Der Verstand ist die Lebensfunktion, mit der er in einer verstandessüchtigen Rechnerwelt sich durchgesetzt und emporgebracht hat. So kommt es, daß Goethe trotz seines Weltruhms für ein grundsätzliches Tatdenken so gut wie unaufgeschlossen blieb. Darum blieb auch seine Lebensführungskunst im wesentlichen noch unverstanden. Man deutet Goethe in Kant hinein, oder deutet Kant in das Denken Goethes. Das ist so wahr und so unwahr, wie wenn man die Blüte in die Knospe zurückdeutet, oder als das Beste, was in der Blüte sich vorfindet, das, was noch an die Knospe erinnert, nimmt. Das Mehr von Entfaltung und Erfüllung, das in der Blüte zur Geltung kommt, wird durch solches Hin- und Herdeuten nicht ergriffen. Bei Kant erstarren die Tatvollzüge stets wieder zu Vergegenständlichungsformen. Er geht drei Schritte mit der Tat und läßt sie dann im Verstand erfrieren. Er fordert Tat, aber nimmt ihr den Puls, das Herzblut, indem er sie einer Gemeingesetzlichkeit zuordnet, welche das Sondertum verschlingt. Über der Gemeingültigkeit aber und der Sondergültigkeit der Gesetze steht die Gesamtgültigkeit, die gleichem Können gleiche Pflichten und Rechte, gehobenem Können aber gehobene Pflichten und Rechte zuerkennt. Nur so stößt die Tat in die Zukunft vorwärts und erobert sich Neuland

der Gültigkeit. Die Gesamtgültigkeit ist dann wieder der Obschwebeumschluß lebendiger Tatgegenwärtigkeit über Gleichsetzung und Höhersetzung in steigender Stufengliederung des Könnens. Zu dieser lichteren Höhe des Tatdenkens entknospete sich der herbe und große Genius Kant noch nicht, so sehr er auch durch die Erfassung des regulativen Sinns der „Ideen" und die Anerkennung der Lebensbedeutung der „reflektierenden" Urteilskraft dem Tatdenken Vorwege eröffnet hat. Doch ebenso geht Karl Marx, auf den wir uns berufen konnten, bei längerem Befassen mit der Tat der Atem aus. Er sieht nur Sinnliches in der Praxis und besinnt sich nicht einmal darauf, daß die Umbildung von Anlässen zu Aufgaben, die er fortgesetzt vornimmt, geistiges Tun ist. So verschlammt sich auch sein Denken mit deutungssüchtiger Taterklärung, und am Ende steht in dem großen Sozialisten vor uns ein ganz chiliastischer Utopist, der sich eine Zukunftswelt erträumt, in welcher durch Regelung der Produktion die Gegensätze der gesellschaftlichen Spannung endgültig ausgelöscht sind. Der Wissenschaftler in ihm erschaut das große Gesetz der Gruppengliederung durch den Gruppenkampf. Der Träumer und Deuter fälscht den Gruppenkampf in den wegzuwünschenden Klassenkampf rein wirtschaftlich bedingter Wesen voll Hunger und Fortpflanzungsbedürfnis um.

So reiht sich Karl Marx den Gegnern der spannungslebendigen, fortschaffenden, aufstufenden, aufgliedernden Gegensatzführung an. Seine Schüler konnten darum natürlich nicht wahre Führungskünstler sein. Schon der eine Umstand, daß Marx den Geltungsdrang nicht ins Auge faßte, ließ sie selbst kritiklos der heftigsten Geltungs s u c h t verfallen. Es gibt aus diesem Grunde heute nichts Unsozialeres als den Sozialismus. Er ist ganz verpestet von der Konkurrenz der Führer, die durch endlose Spaltungen die Massen verwirren. Das sind die notwendigen Folgen unzulänglicher Tatdenkkraft. Doch ist auch Kant an dem gegenwärtigen Stand der Dinge nicht unschuldig. Sein Moralgesetz fordert in der Pflichtenzuteilung eine Gemeingültigkeit, die sich auf die Losung: „Allen das Gleiche!" zurückführen läßt. Ein Sonderrecht für ein Sonderkönnen läßt Kant eigentlich nicht zu. Damit ist geistig folgerichtig die Formaldemokratie und weiterhin auch der Kommunismus gesetzt. Andernteils müssen notwendig sowohl der Kommunismus als auch die Formaldemokratie in die Willkürherrschaft einer Minderheit umschlagen. Ohne Tat kann keine Gesellschaft leben. Ohne Sondertun, das von Fall zu Fall sich abwandelt und sich für höheres Können auch freieren Spielraum schafft, kann keine Tat in Vollzug treten. Da aber ein stufendes und gliederndes Rechtsbilden und Verpflichten nicht anerkannt wird, fällt die Tatvollstreckung notwendig solchen Männern zu, welche die Gleichsetzungsethik und das Gleichheitsrecht für sich nicht wirksam werden lassen. Ihr Massengewissen und ihre Sonderstellung in der Führung treten zueinander in Gegensatz, ohne daß diese Spannung durch klarere Rechtsbegriffe geläutert wird. Statt Führungskunst gewahren wir die Roheit schlau rechnender Führungseigenmacht.

Bezeichnend ist in diesem Zusammenhange aber auch, daß die Entente ihrem Vorgeben nach eben im Namen des Pazifismus die Völker gegen uns aufgeboten

hat. Die gegensatzscheue Friedenssucht verlieh dem Feindverbande den Massenfanatismus, mit dessen Hilfe er einen übergroßen Teil selbst unserer eigenen Volksgenossen vor sich selbst ins Unrecht setzte. Nun erleben wir, wie die Dialektik der Geschichte gerade die Verfechter des unbedingten Pazifismus zu wütigen Militaristen werden läßt. So haben Marxismus und Friedenssucht durch ihre Gegensatzführungsfeindschaft die Welt so arg zerrüttet, wie es der schlimmste Traum eines Schwarzsehers nicht als Möglichkeit vor die Seele hätten bringen können. Innen- und Außenpolitik haben heute vor sich nur Trümmerhaufen. Im letzten Grunde wurzeln jedoch sowohl der kommunistische Utopismus als auch der deutschfeindliche Pazifismus im Genußanarchismus der Massen, der die Spannungen der Könnensgegensätze in der sozialen Geltung nicht mehr dulden will. Durch Taterklärung im Sinne bloßer Verstandeshaftigkeit und Tatdeutung im Dienste des Grollneides der Gleichheitssüchtigen aller Volksschichten ist das Bewußtsein der Völker Jahr für Jahr und Tag um Tag für den heutigen Zustand zugerichtet worden. Bedenkt man dies, dann wird man doch schließlich einräumen, daß gegensatzlenkende Führungskunst mehr als ein beliebiger Einfall ist. Man wird dann auch zwischen Tatdeutern und Tatdenkern einen grundsätzlichen Unterschied nicht mehr verkennen wollen.

II

Jetzt noch einige dialektische Klärungen! Denn den entscheidenden Gedankengang haben wir mit unsern Vorbetrachtungen noch nicht erreicht. Mag man uns zugeben, daß in unserer Auffassung eine tatdenkerische Führungskunst nicht der Gegenwartsbezüglichkeit ermangelt, so würde auch uns dennoch selbst die Dialektik fangen, die Pazifisten zu Machtfrevlern, Marxisten zu Autokraten, Genußanarchisten zu Genießern der allgemeinen Unterernährung und Lebensverlumpung macht. Denn wenn wir das Deuten und Erklären in seinem Gegensatz zum Aufsinnigen, Emporstellen, zum Weiterführen zu neuer Tatlebendigkeit behandeln, so ist mit dem bloßen Fordern eines Besseren nichts getan. Im Gegenteil! Wir tragen so unvermerkt auch von uns aus eine gewisse Starrheit des Gegensätzlichfassens in die Erörterung. Wir werden unversehens zu Deutern und Erklärern der Deute- und Erklärungssüchtigen und verdichten die Gegenwaltung gegen das Tatdenken so zu einer festen Gebundenheit. Wir werden so noch nicht zu Zukunftsbildnern, Zukunftshebern, woran es uns als tätigen Fortbewegern des Lebens doch recht eigentlich liegen muß. Sehen wir daher zu, ob wir uns nicht des zwanghaften Umschlagens der Begriffsbewegungen in ihr Gegenteil, woran das menschliche Denken krankt, irgendwie doch entziehen können. Gegensatzführung sollte und müßte ja zum mindesten ein Beherrschen der Vergegensätzlichungsbegriffe sein. . . . .

Eine kleine geschichtliche Rückschau! Die Hegelsche Dialektik hielt sich an die Mehrdeutigkeit der Begriffe und gab die wissenschaftliche Bestimmtheit der Gegensatzerfassung trotz aller Schärfe der Abgrenzung des Begrifflichen gegen das Vorstellungsmäßige preis. Indem Hegel immer die eine Seite eines Gegensatzes in die andere übergehen läßt, hebt er den Gegensatz im Grunde wieder auf. Die Gegensätze werden zu

„Widersprüchen", die sich als These und Antithese zur Synthese versöhnen. Das Verhältnis zum Gegensätzlichen wird so zum geistreichen Spiel des Nennens und Andersnennens. Die Realdialektik wirklicher Kräfte und Gegenkräfte, Richtungen und Gegenrichtungen, Wertungen und Gegenwertungen wird so logisiert und als weltbewegende Wirklichkeit nicht ernst genommen. Seine Begriffe sind keine Einbegreifsrichtungen eindeutigen Zuordnens, keine Tatbegriffe inneren Handelns, die mit scharf gegen sie gerichteten Gegentatbegriffen zu tun haben. Sie beziehen sich unmittelbar oder auf Umwegen immer nur auf ein „Sein" oder „Werden", und zwar durchgängig so, daß der Schein des Seins in ein Werden sich auflöst. So darf sein Gegenspieler Herbart eine Begriffsbearbeitung zur Geltung bringen, die den umgekehrten Weg einschlägt, die also den Schein des Werdens im Sein aufhebt. So stehen sich Hegel und Herbart wie Herakleitos und Parmenides einander gegenüber. Beide kommen zu Gewaltsamkeiten, die das Weltbild verfälschen. Beide kommen nicht zu Führungsumschlußbegriffen, welche die Schärfe der Gegensätze an ihrer Stelle gelten lassen und sie doch beherrschen. In ihren Kampf griff Schleiermacher mit einer eigenen Dialektik ein, die später Graßmann zu einer „Erspähungslehre" durchgebildet hat. Schleiermacher meint, daß, wenn zwei Dinge zu einer Einheit sich vermitteln sollen, das eine Ding nicht nur schroff die eine Seite, das andere schroff die andere Seite eines Gegensatzes verkörpern dürfe. Nach seiner Ansicht müssen im Gegenteil in jedem der beiden Dinge beide Seiten des Gegensatzes vertreten sein, wenn auch in entgegengesetzter Weise. In jedem der beiden Dinge muß sich somit immer noch ein zweiter Gegensatz zur Geltung bringen, der den ersten durchkreuzt. Graßmann baut in diesem Sinne ein Vermittlungsgefüge von Kreuzungsgegensätzen aus. Beide Denker bleiben aber wiederum am Sein und Werden haften. So kommt es auch bei ihnen nicht zu einer tatkünstlerischen Bewältigung der Vergegensätzlichungen.

Immerhin ist aber von diesen vier Denkern und ganz insbesondere von Graßmann die Lage soweit doch geklärt worden, daß eine Tatdialektik der Gegensatzführung heute Raum gewinnen kann. Herbart und Afrikan Spir haben dargetan, daß man, solange man in der Idee des Seins stehen bleibt, das Werden nur als Schein auffassen kann. Dagegen ist garnichts einzuwenden. Man kann nun wie Herakleitos in der Idee des Werdens verharren und das Sein als Trugspiel des Werdens fassen. Man kann ferner wie Nietzsche in der Richtung der Kräfte auf Macht Fuß fassen. Dann mögen „Sein" und „Werden" sich wie lauter Schein ausnehmen. Auch läßt sich denken, daß ein Denker das Werten und das Wertleben als das Ausschlaggebende betrachtet und etwa schließlich in letzter Folgerichtigkeit Sein, Werden, Können nur für Begleiterscheinungen der Wertbildung hält. Doch im Leben haben wir es mit dem Seienden, dem Gewordenen oder Werdenden, dem Könnenden und dem Wertenden zu tun. Und lebendig denken, heißt gliedernd denken. Gliedern ist ein vereinheitlichendes Vermannigfaltigen, kein bloßes Mannigfaltigsein, ein vermannigfaltigendes Vereinen, kein bloßes Einssein. Es ist nicht fertige Harmonie, sondern Harmonischmachen, nicht fertige Gliedrigkeit, sondern

tätiges Ergliedern. Soweit es der Starrheit eines Fertigseins verfällt, ist es Minderleben oder Nicht-mehr-leben. Soweit es die Tat in freier Spielkraft in sich wach und rege hält, ist es in seine eigentliche Idee getreten, ist es wahrhaft „Leben". Dies trifft auch auf das geistige Leben zu. Darum müssen sich in der Lebendigkeit des Tatdenkens auch die Grundsätze, Folgerichtigkeiten, Maßsetzungen und mit ihnen auch die „Ideen" stufend gliedern. So treten für das Tatdenken abstrakt das „Sein", das „Werden", das „Können", das „Werten" und konkret das Seiende, Werdende (Gewordene), das Könnende und das Wertende zu einem Gliederungsgefüge des lebendigen Zumals zusammen. Das Leben ist, es wird, es kann und es wertet zugleich. Es ist Kraftragendes, Kraftbewegendes, Kraftführendes und Führungwertendes in einem. Kraftragendes für sich, wie immer es genannt werde, „Stoff", „Materie", „Substanz", ist ein lebensmäßig nicht Denkbares. Ebensowenig kann lebendiges Denken eine Kraft, die ohne Kraftragendes abstrakt im Raume spukt, gelten lassen. Noch weniger ist lebensmäßig ein Können denkbar ohne zuführende Kraft und ein Werten ohne Beziehung auf die Tat. Nicht aber logisch, sondern im Erleben, Beleben und Lebensdenken sind Kraftragendes, Kraftbewegendes, Kraftführendes und Führungwertendes zusammengeordnet oder besser noch ineinandergegliedert. Immer liegt gleichzeitig das Verhältnis so, daß die Begriffstat des Stoffsetzens die eine Seite, die Begriffstat des Kraftsetzens die andere Seite einer inneren Vergegensätzlichungsarbeit ist. Wir schauen Tatbegriff und Gegentatbegriff, die beide von einem Führungsbegriffe umschlossen und gelenkt werden können. Über Kraftragendem und Kraftbewegendem steht das Können als Führungsumschlußbegriff. Vom Können mit seinen Anstrengungen leiht der Kraftbegriff sich den Begriff der Spannung, vom Widerstande, auf den das Können stößt, erhält der Stoffbegriff seine Härte. Das Werten überwaltet das Können, das „Sein"-werden, im Formen des Stoffes Dauer gewinnen soll, oder welches das Werden führen und so aus Abläufen Entwicklungen, Vervollkommnungen erbilden soll. So bleibt das Seiendsetzen eine eindeutig herausgestellte Richtung, das Werdendsetzen eine ebenfalls eindeutig ergriffene Gegenrichtung. Ebenso bleibt das Könnendsetzen, das „Vermachtständigen", in klarer Gegensätzlichkeit gegen das bloße Seiend- oder Werdendsetzen. Das Werten behält seine Gegensätzlichkeit gegen das bloße Könnendsetzen. Denn immer unterscheidet das Werten das Mehrkönnen und Minderkönnen und führt das Können gegen das bloße Dasein und bloße Werden. Ohne Wertung bliebe das Können unentwickelbar. So sind die Gegensätze einmal im nicht „Beweisbaren", nicht von der Gnade der Logik gesetzt, sondern in dem im Erleben sich selbst erweisenden Zumal des organischen Zusammenhanges, und dann durch ihre Beziehbarkeit auf gliedernde Gegensatzführung verknüpft. Es sind Begriffssetzungstaten des Lebens, die als Tatbegriffe und Gegentatbegriffe stets den Führungsumschluß der Obschwebe voraussetzen, der immer nur im lebendigen Tatvollzuge selbst, nicht vor und nach ihm da ist. Die Philosophie ist über die Debatte zwischen Hegel und Herbart wie über die Auseinandersetzung zwischen Schleiermacher und Graßmann zu etwas Neuem emporgeführt. Dies war aber nur möglich dadurch, daß sie sich als tatdenkerische

Führungskunst enthüllte. Die tatdenkerische Führungskunst ist somit mehr als bloßer Pragmatismus. Sie ist erkenntniskritisch und dialektisch durchaus über ihre Stellung im ganzen der philosophischen Arbeit unterrichtet. In ihr hebt sich das deutsche Denken zu einer höheren Stufe der Gegensatzbeherrschung und der Erkenntnisbildung empor. Und da jede Forschung, da Mathematik, Logik und Dialektik notwendig Gegensatzführung sind, so ist die tatdenkerische Führungskunst die Selbstanschauung des schöpferischen Denkens überhaupt. In diesem Sinne ist sie lebendige und kritische Gnosis und somit Wissenschaft, Weisheit und Kunst in einem heiligen Zumal.

Das Tatdeuten kann nun dem Ideengliedgefüge der Tatführung eingeordnet werden. Es bleibt nicht mehr außerhalb des Tatkreises. Soweit in ihm willentliche Stellungnahme zum Ausdruck kommt, tritt es in die Idee des Wertens. Deuten kann Eindeuten, Mitdeuten, Aufdeuten sein. Die einfühlende Eindeutung ist die Ansatzstufe der Deutungstat. Die mitfühlende, mitertätigende, mit Verständnis erfüllte Mitdeutung eines sinngebenden oder sinnhebenden Tuns ist die nächste Entwicklungsstufe. Die Reifestufe des Deutens aber beginnt erst dort, wo man als Mitsinngeber die Aufwärtsrichtungen der Tat ergreift und sie tätig mit empordeutet. Der Empordeuter ist ein Bruder des Tatdenkers, er hat den schöpferischen Sinn des Deutens verstanden. Standen sich Deuter und Denker zuerst in Wechselverdrängung gegenüber, so fordern Mitdenken und Mitdeuten einander. Denn alles tätige Denken deutet sich selber vorwärts. Und alles Mitdeuten wird zum Mitdenken, wenn es Verständnis wird. Das Aufdeuten bestimmt dann das richtige Maß des Mitdenkens und Mitdeutens, indem es danach strebt, nicht beim Erdeuteten und Mitgedachten zu verharren, sondern es zu höheren Betätigungsstufen emporzulenken.

Immer aber wird jedes neue Tun zunächst nur mit Eindeutung rechnen können. Der Gegensatz zwischen Deuten und Denken eröffnet den Tatgang der Deutungsarbeit. Die Abgleichung des Anfangsgegensatzes zu einem Wechselforderungsverhältnisse festigt und klärt den Gang der Arbeit. Die Maßführung in der Bestimmung der Gegensätze ist die Vollendungsstufe der Tat.

Auf gleiche Art gelangt der Gegensatz zwischen Taterklärung und Tatdenken zur Führung. Zunächst stehen Taterklärer und Taterleber sich schroff gegenüber. Der Erklärer deutet *seine* Weise, sich Klarheit zu geben, in die Tat hinein. Der Erleber findet sich in dieser Deutung nicht wieder. Durch wirkliches Mitdenken und innerliches Mitertätigen, Miterleben wird der Erklärer zum Mitverstehenden und kann nun auch die Verstandesseite des Tuns, das Rechnerische, Messende an ihm mitdenken. Ja Mitverstehen oder Verständnis und Verstand fordern jetzt einander. Denn zu jeder Vorgangsführung, zu jeder Stoffügung, zu jeder Begriffserbildung gehört abwägender Verstand. Die Höhestufe ist dann das aufwärts-beziehende Verstehen, das „Emporbeziehen" der Tatgänge, das sich Klarheit über neue Obschwebe- und Umschlußmöglichkeiten erringt. Man kann hier auch von einem „Emporklären" reden. Der Emporklärer ist dann der Bruder des Aufdeuters, und beide verbünden sich notwendig mit dem Tatdenker, der aufwärts drängt.

Man gewahrt hier, wie in dieser Dialektik zwischen Tatbegriff und Gegentatbegriff ein Mitteltatbegriff und Gegenmitteltatbegriff sich stellen. Der Mitteltatbegriff ist vom Denker her der Mitdenker, der nicht am Selbstanschauen des Denkens haftet, und der daher auch das Denken im Deuter verstehen kann. Der Gegenmitteltatbegriff vom Deuter aus ist der Mitdeuter, der das Deuten im Denker versteht. Die Aufdeutung ist dann der Führungsumschlußbegriff. Ebenso ist der Mitteltatbegriff vom Taterklärer her der Mitversteher. Der Gegenmitteltatbegriff vom Tatdenker her ist wieder der Mitdenker. Der Emporklärer ist hier der Täger des Führungsumschlußbegriffes.

Nun aber stützt sich alle Führungskunst, soweit wir sie zuvörderst in uns selbst durchbilden und zum Richtmaß der nach außen hin sich darlegenden Führungstaten machen, auf solche Führungsumschlußbegriffe. Und wenn wir Gruppen gliedern und führen wollen, müssen wir immer wieder Führungsumschlußbegriffe ertätigen und in praktische Gegensatzgliederung umsetzen. Darum konnten wir unsere dialektischen Aus- und Ineinandersetzungen nicht umgehen. Wenn es uns hier auch vor allem um die Erfassung der inneren Machtständigkeiten tatkünstlerischen Führens zu tun sein mochte, so mag es doch auch nichts ganz Nebensächliches sein, daß dabei auch für die Fortgestaltung der Dialektik eine neue Wendung sich uns aufgetan hat. Zwar wollen wir bescheiden bleiben. Die Anreizanlässe, die uns zu Reizerlebnissen und Reizführungen anregen, die außerbewußtlichen Etwasse, die unser Bewußtsein beschäftigen, wollen wir nicht mehr wie Hegel oder Herbart metaphysisch entgegenständlichen oder vergegenständlichen. Wir betrachten sie einfach praktisch als Arbeitsstoff der Bewußtseinsgliederung und gestehen ihnen ein „Mehr" zu, welches das Bewußtsein von sich nicht aufbringt, wie das Bewußtsein in seinen Formen ein „Mehr" hinzubringt, das der Arbeitsstoff der Anreize niemals von sich allein aus ergibt. Was dieses Andersmehr auf beiden Seiten für das Leben bedeutet, erweist die Arbeit, die Objektives und Subjektives in ihren Werken zusammenschmilzt. Unsere Dialektik dient nur den Führungsstellungen und Könnensformen im Tatvollzuge der sittlichen Arbeit, deren Werke heute neue Ineinandergliederungen der Gruppen zum Zwecke der Neustufung unseres Volkes sind.

III

Wir wollen Verständigung aller Schaffenden mit Beibehaltung der Eigenwerte jeder Spannung und Gegenspannung und mit voller Würdigung der Eröffnungswerte der Ansatzstufen der Tatentfaltung. Diese Verständigung aber und Würdigung sind für uns nicht nur Stellungnahmen, sondern ihrerseits Aufgaben für ein Fort- und Aufwärtsbilden, Arbeitsstoffe für unsere Kunst, die tatdenkerische Führungskunst. Unsere ewige Tat, in der Erfüllungen und Forderungen sich wechselseitig immer höher aufwärts drängen, ist die steigende Stufung und Gliederung der kulturentfaltenden Kräfte. Wir wissen, daß im Lebensganzen Kraft und Stoff sich beständig verschieben und anders lagern; wir wissen darum auch, daß die Aufgaben des Gliederns, Stufens, Zurreifebringens sich beständig verändern. Darum erwarten

wir nicht, daß die steigende Stufengliederung im Gruppenleben jemals in sinnfälliger Tatsächlichkeit vor uns steht. Genug, wenn die Erfahrung zeigt, daß die grundsätzliche Einstellung auf solche Stufengliederungssteigerung stets die Gesichtspunkte hervortreten läßt, die zu weiteren Verständnissen führen. Gewinnen wir so nicht immer gleich Sachlichkeiten, so tun sich doch edlere Menschlichkeiten auf. Indem in uns selbst die Werte, Grundsätze, Ideen, Tatrichtungen sich immer organischer ineinandergliedern, ohne ihre Spannungsfruchtbarkeit einzubüßen, fallen für uns alle krampfigen Fehlvoraussetzungen und Fehlforderungen, welche heute die Aufeinanderbeziehung der einzelnen und der Gruppen so sehr vergiften, fort. Je mehr einzelne in diesem Sinne Tatdenker werden, je mehr reinigt sich die soziale Atmosphäre von unfruchtbarem Fehlhaß und Fehlneid, von unergiebiger Selbstüberkrampfung im Fordern und Sich-zur-Geltung-bringen. Wo liegt denn das Böse? In den Anlagen? Gibt es eine Kraft, einen Stoff, ein Toxin oder Antitoxin, ein Gesetz oder eine Eigenschaft mit dem Namen „Böse"? Dumpf gespannte Gesinnungen, verschlackte Dränge und Triebe, Stockungen im Verjüngungsfluß des Vorstellungslebens, Verhärtungen im Ichtrotz ergeben sich immer nur aus Fehlaufgaben, die keine Gliedrigkeit und kein Gliedern zulassen. Sie erst erzeugen den Zustand der Gesinnung, der als „böse" bewertet wird, aber der doch für sich nichts ist, sondern nur als Ausdruck einer falschen Aufeinanderbeziehung zwischen Anlagen und Anlässen, zwischen Fähigkeiten und Forderungen, zwischen Kräften und Aufgaben etwas bedeutet. Die Tat bildet sich in solchen Mißverknüpfungen nicht kunstgesetzlich zur Obschwebe und zum Führungsumschluß durch. Die Fehlaufgabe erzeugt die Fehltat. Das Leben kann nicht eine Verkettung von Kräften sein, die fortgesetzt nur einander verdrängen. Es kann auch nicht das einseitige Überwiegen einer Einzelkraft bedeuten, welche die Gegenkräfte völlig aufbraucht. Es muß schon in der Urzelle eine Kräftegemeinschaft sein, eine Kräftegliederung, in welcher alle Kräfte einander dienen und tragen und in diesem Sinne, wie auch Kant es schaut, für einander zugleich Mittel und Zweck sind. Wechselgliederung durch Wechseldienst ist die Voraussetzung und die Erfüllung zugleich des Lebens. In diesem Sinne sind wir als ergliederte Zellenstaaten von vornherein ergemeinschaftet, durch Gemeinschaft erzeugt, ins Wesen gesetzt, „geboren". Die Sittlichkeit ist nichts anderes als die Selbstanschauung und Selbstanerkennung der urertätigten Selbstergemeinschaftung, Selbstergliederung des Lebens. Denken, wollen und steigern wir bis in die Arbeit der Gruppengliederung hinein das, was das Leben an sich schon tut, dann sind wir sittlich im Sinne des Lebens, aber auch im Sinne der Vernunft, deren Willens- und Gesinnungsbildegesetz Menschheitsdienst durch Menschheitsgliederung in Völkern, Volksdienst durch Volksgliederung in Selbstdurchgliednern ist. Wir dürfen somit unser Volk als „unbedingt" setzen, als Gliedwert der Menschheit, und uns selbst gleichfalls unbedingt nehmen als Gliedwerte und „Gliedner", Gliederungsfortführer unseres Volkes. Gliedern wir in diesem Sinne auch unsere Tatbegriffe durch spannungsichernde Vermittlung in Mittel- und Gegenmitteltatbegriffen und durch Erbildung von Führungsumschlüssen, dann greifen Kraftzeugung und Kraft-

lenkung im Sinne des Lebens organisch ineinander. Wir erobern uns dann eine Tatlebendigkeit, die durch Selbstverwertung im Volksganzen ein noch höheres und umfassenderes Leben in sich aufnimmt. Es erfüllt sich so das Wort eines Sehers: Die Gesamtform des Gliederungsgefüges des Lebensaustausches „wird immer einheitlicher, je mehr in sie wirken; sie bildet immer engere Verknüpfungen alles Gleichgearteten und Übereinstimmenden. Ein jegliches fügt sich als verwandt wiederum zwischen zwei oder mehrere vermittelnd ein". Es entsteht so die innerlich unendliche Form, der stets voller sich entfaltende Gliederungsumschluß, „der in alle Ewigkeit bereichert und dadurch vervollkommnet werden kann". (Immanuel Swedenborg. Über das letzte Gericht und die Zerstörung Babylons. London 1758. Neu herausgegeben von Eugen Diederichs, Jena.)

Man erwäge hier wohl, daß im letzten Grunde sowohl Nationalismus, als auch Kommunismus oder Sozialismus ein Hinstreben zu solcher Freude und Fülle der Gliederungsarbeit sind. Sie finden nur nicht den Weg zur Führungskunst des Gliederns. Sie denken immer noch viel zu viel Sein und Werden und viel zu wenig Tat. Wo das Tatwesen des Menschen erscheint, da geht die Herrlichkeit unendlicher Liebe auf. Das Denken des Gliederns und das Gliedern des Denkens führt zur Offenbarung der Vollmenschlichkeit. Für das umfassend Menschliche wollen wir die Tore des Umschlusses öffnen. Ihm wollen wir innere Obschweben der Führung bauen, von denen aus die Gegensätze je nach dem Einzelfall gestrafft oder gemäßigt werden können. Ihm zu Liebe segnen wir die Gegensätze. die Spannungen eröffnen und die Vermittlungstatbegriffe, die Spannungen zum Austausch führen, wie auch das Erbilden des schwebend und umschaltebeweglich abwägenden Maßes, das den Austausch lebendig hält.

Blicken wir nur einen Augenblick in die Entwicklungsgeschichte der Tat zurück! Wir schauen, wie Kraft und Hemmung durch geregeltes Ineinandergreifen sich zum Rhythmus befruchten. Wir gewahren, wie Lockerung und Straffung die Elastizität begründen. Wir sehen auch, wie Rhythmus der Elastizität aufgetragen, elastischen Saiten, Luftwellen eingetätigt, zur Musik sich verklärt. So steigt die Welt des Orpheus wiederum vor uns auf. Die Musik verrät sich mit Dur und Moll und weiterhin mit den Gesetzen der Kontrapunktik als Gegensatzführung und die großen Tongefüge als Gegensatzgliederung. Das ist das Tatwerden der Natur, die Auferstehung und Himmelfahrt der Semele mit Dionysos, dem Lebensgotte, zur Tatenfülle.

Das Griechentum zwar, dem Dionysos sich offenbarte, haftete doch vorwiegend noch an der Ausgestaltung. Die innere Unendlichkeit des Gliederungsumschlusses, die ewig sich neu eröffnende und bereichernde Form tritt mit dem Christentum vor die Anschauung. Der Gottmensch, der als Weinstock seine Jünger sich zu- und eingliedert, sie als Reben trägt, und der seinerseits im Abendmahl sich der Lebendigkeit seiner Gemeinde einopfert, sein Leben als „Fleisch und Blut" ihr ein innigt, einverseelt, eröffnet den Siegesgang der Gliederung. Die Germanen sind die Rasse, die im bloßen Zerlegen und Auseinandertun nicht ihre Wahrheit findet, die schon in ihren Urmythen immer gliedernd, lebensmäßig entfaltend schaut und denkt. Im

deutschen Idealismus fügt sich über allem Schulstreit das Erschauen der Gliederung als der höchsten Form in Verknüpfung mit der Gegensatzführung zu den mannigfaltigsten Erkenntnisgefügen zusammen. Wilhelm von Humboldt ist der geniale Exponent dieser gegensatzführenden Gliederungskunst des Denkens. Er ist der Vollmensch, der als Ganzes in sich trägt, was sich bei den schulstiftenden Philosophen verteilt und zum Teil auch ganz zersplittert. Darum können wir ihn als Zeugen für die tatdenkerische Führungskunst des persönlichen und grupplichen Gliederns aufrufen. Wilhelm von Humboldt würdigt ganz unbefangen den Eröffnungswert und die Kraftzeugungsfunktion scharfer Gegensätze. In seinen „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen", heißt es ehrlich: „Extreme müssen, gleich großen, in die Ferne leuchtenden Massen, weit wirken. Um den feinsten Adern des Körpers Blut zu verschaffen, muß eine beträchtliche Menge in den großen vorhanden sein." Darum müssen Wechselverdrängungen den Tatgang stets wieder neu eröffnen. Wertung und Gegenwertung müssen sich widereinander stellen. Auch der Ansatzstoß der Tat darf gewisse Störungen nicht scheuen, wie ja auch Störungen, die von außen eindringen, immer wieder zu Neulagerungen und dadurch zu Neubildungen führen müssen. Nicht minder muß jede Neureife ihren Selbstbehauptungskampf gegen gesättigte Altreife aufnehmen, damit die Reifekraft des Gesamtlebens in neuen Spannungen sich verjüngt. Denn nie ist die Tat- und Lebenskraft etwas endgültig Fertiges.

„Keine Kraft", sagt darum auch tatdenkerisch Wilhelm von Humboldt, „ist mit dem, was sie bis jetzt gewirkt hat, vollendet. Sie erhält mit jedem Wirken Vermehrung; sie hat (als Leben!) schon einen nie bekannten Überschuß über jedes ihr Wirken, und ihre künftigen Erzeugnisse lassen sich nicht nach den vorhergehenden berechnen. Es kann und muß ewig Neues entstehen." Tat ist ihr Atem. „Nichts Lebendiges kann als eine Substanz angesehen werden, die entweder selbst oder in irgend etwas ruhte", sondern alles Lebendige „ist eine Energie, die einzig und allein an der Handlung hängt" (Latium und Hellas oder Betrachtungen über das klassische Altertum). Taten sind eben nicht objektiv oder subjektiv zu fassen, sie sind nur im Tatvollzuge da, nicht vor und nach ihm, wie es jeder sich veranschaulichen kann durch die Erwägung, daß die Unendlichkeit der Zahlen nur als unendliche Aufgabe für ein ewig genommenes Zählenkönnen denkbar ist, also gleichfalls nur potentiv, nicht als Inbegriff objektiv vorhandener Mengen oder subjektiv bereitliegender Bewußtseinsformen. Es gibt überhaupt nur potentive Unendlichkeit. Die Weltobjekte müssen, wenn man sie als ein bestimmtes „Sein" setzt, irgendwo eine genau bestimmte Menge darstellen. Die Formen des Bewußtseins, von der Tat abgelöst gedacht, werden gleichfalls zu einer bestimmten Menge von Gegebenheiten. Nur im Flusse des fortwirkenden und umschaffenden Tuns werden Gegenstände und Zuständlichkeiten von der Unendlichkeit ergriffen, die ein als ewig gedachtes, tätiges Entendlichen ist, das über jeden gegebenen Punkt in der Richtungs- und Umschlußschwebe des Tatraums und über jeden Augenblick in der Verjüngungsschwebe der Tat- und Lebenszeit hinauswirkt. Darum bekennt Wilhelm von Humboldt, der

Verfechter von Tat und Leben: „Wenn man sich ein göttliches allgenugsames und unveränderliches Wesen denkt, so ist das ein Unding. Denn es ist nicht bloß etwas für uns, die wir an Bedingungen der Zeit gebunden sind, Unbegreifliches, sondern enthält als ruhende Kraft einen eigentlichen Widerspruch, und gründet sich, indem es der Zeit entflieht, auf falsch angewendeten Begriffen von Raum und Substanz." Dagegen erkennt der preußische Denker der sich fortentfaltenden Gestalt, der lebendigen Gliederung, in der auch im Christentum das Göttliche „Fleisch" wird, Göttlichkeit zu. „Die wahre Unendlichkeit der göttlichen Kraft", betont er, „beruht auf dem Vermögen, sich ewig neu und größer zu gestalten." So wird für ihn, wie er sagt, das „Leben zur Idee erhoben und Idee in Leben verwandelt".

Dieses Leben ist auch für Humboldt ein stets zukunftoffener, ewig erweiterungsfähiger, schwebender Umschluß, der Unabhängigkeit mit „höchster Reizbarkeit zu vereinen bemüht ist, und sich mit dem Drange beseelt, das außer sich Empfundene in sich aufzunehmen und das in sich Aufgenommene zu neuen Geburten zu befruchten". Jede Schönheit will der hellenisch empfindende Neuhumanist „in seine Individualität verwandeln, und mit jeder sein ganzes Wesen gattend, neue Schönheit zu erzeugen streben". So ist der Denker bewußter Eingliederer und Emporgliederer. In diesem Sinne vermittelt er seine Tatbegriffe, indem er dabei auch immer wieder auf die Vermittlung der Gegensätze im Geschlechtsleben blickt. So stellt er die zeugenden und empfangenen Tateinstellungen als Mittel- und Gegenmitteltatbegriffe in den Austauschkreis des Lebens, das nach außen hin sich im Gegensatz gegen das Ungliedrige und Entgliedernde kämpfend behauptet. Empfangen und Zeugen dagegen fordern einander. Der Führungsumschlußbegriff ist natürlich die Liebe, in der sich die Wirksamkeit der weiblichen und männlichen Kräfte „umschlingt". Auch in der Austauschführung sind aber „die entgegengesetzten Kräfte das höchste Beförderungsmittel aller Verbindung" (Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur). Wilhelm von Humboldt wagt also schon den Begriff der Vermittlung in Entgegensetzung, der sich dialektisch durch dieses Zugleich von Opposition und Korrelativität in der Aufstellung des Mitteltatbegriffes und Gegenmitteltatbegriffes für uns entfaltet. Wir könnten nun bei Fichte, Schelling und Hegel die gleiche Tendenz auf eine Begriffsgliederung in unserem Sinne spielend nachweisen. Diese Tendenz wird bei ihnen durch Systemdogmen fortgesetzt durchkreuzt, aber sie bricht immer wieder überraschend durch; bei Fichte besonders in seinen sprachphilosophischen und volkspädagogischen Gedanken, bei Schelling in seinen künstlerischen Betrachtungen, bei Hegel in seiner Rechtsphilosophie. Doch bei jedem nur irgendwie von Genius beseelten Denker findet sich Verwandtes. Die ganze geistig gehobene, christlich durchinnigte, deutsch durchwaltete Menschheit schreibt so im Grunde nur ein großes Buch: das Buch der tatdenkerischen Führungskunst. Sie verliert zwar noch viel zu häufig den Faden; was der tatwache Geist verknüpft, löst die Nacht des Nichttatdenkens wieder. Darum stellt sich noch Satz wider Satz und Formel wider Formel. Doch wenn unser Bewußtsein nicht von sich, von seinen Lebensgründen her, gliedernd einigte und gliedernd entfaltete, wie würde Bewegung in ihm sein, und wie

würden die Einzelrichtungen zur Einheit des Ichs sich zusammenordnen? Und schwebte über den Bewußtseinszuständen und Bewußtseinsinhalten nicht die Bewußtseinsführung als gegensatzlenkende und gegensatzgliedernde Tat, wie würden wir durch Lehre und Erfahrung, durch Vertiefung, Besinnung und Klärung uns selbst zu Höherem durchbilden können? Wenn ferner nicht zwischen Tatbegriff und Gegentatbegriff nicht Mitteltatbegriff und Gegenmitteltatbegriff gerückt werden könnten, wie würden wir der Spannungen unserer Gegensätze jemals froh werden, wie würden wir sie lebensfruchtbar machen können? Mit uns sind daher die Notwendigkeiten des Bewußtseinslebens selbst. In der tatdenkerischen Führungskunst steht das Gesamtleben der Menschheit vor den einzelnen und den Völkern und fleht zum Geist der Menschheit, wie in dem von Karl Schmidt übersetzten altgnostischen Fragment: „Rette alle meine Glieder, die seit der Erschaffung der Welt zerstreut sind, sammle sie alle ein und nimm sie in dein Licht auf" (Koptisch-Gnostische Schriften. Erster Band. Leipzig 1905, J. C. Hinrichssche Buchhandlung). Der von den Giganten der Leidenschaft zerstückelte Dionysos will sich im Tatdenken zu neuer Ganzheit zusammenfügen. Die in Wut- und Zornflammen zerloderte Odhinswelt will in Lif und Lifthrasil, in „Leben" und „Lebensdrang" sich zu neuer Fülle gliedern. Das ist der sittliche Sinn der tatdenkerischen Führungskunst.

IV

Wir erkannten nun die Gegenwartsbezüglichkeit, den erkenntniskritisch und dialektisch begründeten Aufschlußwert und das sittliche Ziel der tatdenkerischen Führungskunst. Wir lernten es als das Vermächtnis des deutschen Idealismus und als zukunftsfruchtbare Forschung der Vorbahnung neuer Könnenshebung würdigen. Wir fanden in ihm das Sehnen aller Gruppen, das Arbeitsziel der Menschheit wieder, deren heiliges, unablösliches, unersetzliches Tatvollzugsglied, das Gliednervolk, das deutsche Volk ist. Es wichen die Schatten des geistigen Todes, in denen die Parteien sich zerhadern. Ein neuer Weltgedanke leuchtet auf. Tat strahlt das Leben. Das Rad der Norm setzt sich zu neuer Wertung in Bewegung. Das Leben wird selbst zum Evangelium, und das Evangelium der Liebe, das immer schon Wechselgliederung durch Wechseldienst, Kräftehebung durch Kräfte-Vergemeinschaft gelehrt hat, eröffnet seinen Lebenssinn. Gleichzeitig tut sich uns die Edda mit dem Allebensbaume Yggdrasil, mit dem Urdsbrunnen, dem Urbrunnen des Lebens, in dem alles sich erneuert, mit Lif und Lifthrasil und mit dem Heiligsprechen der Gegensatzführung in der Verknüpfung des Gemeinschaftsgottes Baldur mit dem Kampfgotte Hader als Offenbarung neuer Andacht auf, die zum „Pleroma", zur Gliederungsfülle der Innerlichkeiten des Bewußtseins die Pleroma-Rasse der Germanen hinzubringt. Deutschland entfaltet das Germanische in sich zur geistigsten und sittlich gediegensten Vollmenschlichkeit. Deutsches Tatdenken löst die Rätsel des ganzen Menschheitsdenkens. Mit diesem göttlichen Vermächtnisse stehen wir, wie es so häufig schon Trägern der Geistesfülle ging, wie ein Paria unter den Völkern ... Gerade wir sind die Schuldigsten aller Schuldigen nach dem Urteil der Entente. Ge-

rade von uns sollen 20 Millionen zuviel sein auf dieser gegensatzfeindlichen und von Gegensätzen gerade darum völlig verwahnsinnigten Welt! Den Angelsachsen hat unser Germanentum nichts mehr zu bedeuten. Die französischen Republikaner spotten unseres guten Willens zu einem volkheitlichen Staat, Hohn über Hohn ergoß sich über unsere Entwaffnung. Zwischen den Mühlsteinen „Entente" und „Sowjetrußland" zerreibt sich unsere beste Kraft. Ein Weltweitervolk, eine Nation, die mit Kant den gestirnten Himmel in Entwicklungsfluß setzte, die mit Deußen, Garve, Oldenburg, Indien geistig aufschloß, die Hellas sich in seiner ganzen Lebensfülle einbaute, die Roms Geschichte schrieb, wird in die qualvollste politische und wirtschaftliche Enge gedrängt. Dürfen wir da noch Führung denken, ja gar noch die Führung zu kontrapunktischer Kunstgesetzlichkeit entfalten wollen? Was soll Tatdenken? Was soll Gegensatzlenkung? Was sollen Umschluß, Obschwebe, Maßführung, Gliederung? Was kann uns die Menschheit sagen, die uns so fürchterlich verrät? Warum sollen wir für ihre Aufwärtsgliederung Sorge tragen? Sollen wir uns nicht lieber mit Spengler bescheiden? Oder gar lieber noch buddhistische Bewußtseins-Auflösung in die Wege leiten?

Wir Menschen des Westens sind ja zu sehr Idealisten des Wollens. — Wir bauen und stürzen Staaten, Kirchen, Wirtschaftsgefüge, sind ewig in Flammen, immer suchen wir, nie werden wir unserer Erfolge froh. — Sollten wir nicht ein wenig mehr uns auf Asiens Weisheit besinnen, ein wenig gelassener vom Wünschen und Drängen in uns denken? Tat ist Tod . . . Alles Wollen wirkt Gegenwollen . . . Warum die unheimliche Kraft, das Verlangen, noch mehr entzünden? Schon steht ja die ganze Welt in Brand . . . Warum das Leben so stark empfinden wollen? Empfinden entflammt Begehren, Begehren zeugt Leid. — So verlocken uns unsere Wünsche, Enttäuschungen veröden uns, innere Öde macht uns zag oder böse. O, ewige Unfreiheit des Lebenswahns! Ist's nicht genug der Schwüle im alten Europa! Alle Tiefen lodern — die Massen glühen in unersättlicher Lustgier. — Ihr habt sie gerufen, habt der Freiheit Altäre gebaut . . . Nun geht die Saat eurer Träume auf!

Seht ihr denn nicht, wie sich die Seelen selbst erleben, und was sie von ihren Mitseelen denken? Sich selbst ist jeder blutvolle, innig durchfühlte Empfindung — der andere ist ihm nur ein Etwas, das sich bewegt. Sich selbst ist der einzelne rhythmisch dahin strömende Abfolge von lebhaft erfaßten Zuständlichkeiten, der andere ist ihm nur Form im Raum. Sich selbst bejaht, genießt, befestigt sich der einzelne als Wille, der andere ist ihm nur „Kraft" und meistens lästige, Argwohn fordernde Gegenkraft. Sich selbst spricht der einzelne gute Gesinnung zu, der andere ist ihm törichter oder verächtlicher Bestandteil einer verruchten Gegengruppe. Wie will man diesen Wahn der sozialen Aufeinanderbeziehung auflösen? Stellt er sich nicht nach jeder scheinbar endgültigen Verständigung wieder her? Ist er nicht im Wesen der Menschen selbst begründet? Was soll da eure Losung: „Allen Gleichen das Gleiche!"? Jeder zählt sich zur Elite, sieht den anderen als Atom einer unerlösbaren Masse. Jeder hält seine Leistung für ein Opfer des Lebens, das Werk des anderen dagegen

erscheint ihm als Hindernis des Verständnisses für sein eigenes Sich-mühen. Was wird sich da noch ergeben, wenn ihr den Stolz auf das Eigenkönnen planmäßig nährt! Werdet ihr dadurch die Härte der Selbstgerechtigkeit nicht noch verstärken? Ach, wie eng sind die Seelen schon ohnehin! Wollt ihr sie noch mehr voneinander trennen? Tue doch jeder, was er kann! Die Gemeinschaft verwalte die Wirtschaftsgüter, und jeder nehme dann, was er braucht. Laßt doch das Rechnen! Liebe, mehr Liebe! Baut Himmel des Friedens in die Herzen! Zeigt ihnen durch Güte, wie selig es sich wunschlos und ehrgeizlos lebt. Ein edler Kommunismus des still und klar gewordenen Herzens, eine Gemeinschaft ruhiger Entsagungsfreude, wie viel vornehmer sind sie doch, als eure aufgeregten Interessentengruppen. Möge doch ruhig der Bolschewismus das Viele, Bunte und ach so wehvoll Trügerische und Wirre, das uns so qualvoll zerspaltet, stürzen. Wenn nur die Seele sich sammeln kann! Wir bedürfen heute des großen, heiteren Gleichmuts, der die Entbehrung lächelnd trägt. Durch ihn werden wir vom Fieber des Wollens genesen. Unbefangen, unmittelbar werden wir mit der Ewigkeit uns verknüpfen! Genug vom „Können"! Weg mit dem „Tun"! Laßt uns ins Licht des Nirwanas strömen! — —

Doch es ist nicht männliche, stetige Ruhe, die so spricht! Hört genauer zu, und ihr werdet das Klagen der Müdigkeit aus diesen Worten hören. Noch schärfer aufgefaßt, werden aus den Klagen Anklagen! Die Nirwana-Sucht ist ungerecht gegen das heilig befruchtende Leid, ungerecht gegen die stählende Leidekraft des festen, tatdenkerisch geklärten Wollens. Sie belegt die schöpferische Glut des göttlichen Lebens mit Todesgrauen, sie tötet Mut, Wehrkraft, Tapferkeit. Eine angsthafte Mitfühligkeit, die entnervendes Selbstbedauern wachruft und alle Selbsttätigkeit zerrüttet, ist der Dampyr, dem sie die von ihr Verlockten preisgibt. Oder sie stürzt den Geist in den Abgrund völliger Apathie, bringt ihn um jede Kraft zum Schaffen, läßt ihn in der Dumpfheit des Instinkts zurück . . .

Ruhsucht! Du schauerliches Grab der Liebe! Hades des Sicherungs-Instinktes, Niflheim der Zagheit, die nichts mehr wagen will, qualvollste Marter der nackten Leere! Du harrest aller Lebensverleugner! Zwingst sie zur Selbsteinkerkerung ins Nichts! Folgerichtige, aber furchtbare Selbstbestrafung!

Darum Tatdenken trotz alledem! Trotz Lenin und Lloyd George, trotz der Phantastik unerschwinglicher Versklavungsschulden!

Führungskunst auch unter den so bedrückend entfalteten politischen Leidenschaften, welche die Gesellschaft zur Masse, die Masse zum Hordentum entfügen und die Blutrache an die Stelle des Rechtsschutzes setzen möchten.

Geistige Leidenschaft schlug und schlägt in Flammen des politischen Wahnes wild und roh empor, setzt sich in Sinnlichkeit und Genußdrang und schließlich in Verbrechen um. Wer sich Sieger glaubt, rast in toller Hybris, wer unterliegt, ruft den Acheron! „Wollust", „Wahnsinn", „Wut", die „Runen", die nach der Edda Mutter Erde einst in ihren Bann schlugen, dräuen wiederum den Gemütern Verzweiflung ein. Gerade darum aber ist es heilige Pflicht, die Gegenrunen: „Tat!", „Führung!", „Gliede-

rung!" sichtbar, denkbar, fühlbar zu machen. Man verarge es uns daher nicht, wenn wir Tat denken, Tat führen, Tat gliedern wollen und Volk, Leben, Auferstehung, Stufung und neue Richtmaßsetzung in die Begriffsarbeit der Philosophen tragen. Es ist Deutschland, das in uns seine Selbsterneuerungstaten mit neuer Schaffensinbrunst denkt, Deutschland, das geistig-sittliche Führungskunst wider die Rechner und Ränkeklugen sich ertätigt.

Die Krücke

Novelle

von

Richard von Schaukal

(Schluß)

VI

Aber es war nicht immer so wie an diesem holden Tage. Hubert hatte, empfänglichen Gemüts und lebhaften Willens, nach dem beglückenden Erlebnis des ersten Stadtbesuches beschlossen, wieder wie früher Niki zur Schule zu begleiten. War aber schon sonst die Zeit vom Aufstehen bis zum Aufbruch knapp genug bemessen gewesen, so langte sie jetzt, da sein Ankleiden weitaus umständlicher vor sich ging, nur in aufregender Hast zum Notwendigsten. Gleich am ersten Tage waren sie zu spät zur Bahn gekommen, und Hubert, der, um dem Knaben Bestrafung zu ersparen, einige die Säumnis entschuldigende Worte auf eine Besuchskarte schreiben wollte, sah sich, da sie auf einer entfernteren Haltestelle den aus anderer Richtung zur Stadt fahrenden [illegible]cklich, aber außer Atem erreicht hatten, im überfüllten Wagen außerstande, das Vorhaben auszuführen. Er mußte mit dem erhitzten Buben auf der [illegible]orm im Gedränge stehen bleiben. Schon in gesunden Tagen hatte ihn diese Lage eine der demütigendsten geschienen, deren sich ein Mensch von Feingefühl überhaupt versehen konnte. Eingepfercht zwischen ungepflegten Menschen, die Nase über unerquicklichen Gerüchen, den empfindlichen Fuß im geputzten Schuh stets in der Gefahr des schmutzenden Getretenwerdens, von den Erschütterungen der bald ruckweise zögernden, bald hinsausenden Fahrt immer wieder aus dem Gleichgewicht und so in noch nähere Berührung mit sonst gemiedenen Mitmenschen gebracht, hatte er beschämende Qualen ausgestanden, wozu die Sorge um das Kind, Ansteckungsvorstellungen und unterdrückter Ärger über rohe Regungen der Ichsucht sich gesellten. In seinem nunmehr natürlicherweise behinderten Zustand waren alle diese Unannehmlichkeiten bedrohlich emporgediehen. Und auf das schmerzlichste empfand er, daß er, wie es ihm alsbald lebhaft zu Bewußtsein gekommen war, seinem Sohn in nichts nütze sein konnte, wohl gar zur Last werden mochte. In seinem Unmut kam

ihn die Lust zu rauchen an, deren Befriedigung er sich jedoch versagen mußte, da es unmöglich schien, die Hantierungen zu erledigen, die zu diesem Ziele führten. Auch die Zeitung war er gehalten ungelesen in der Tasche stecken zu lassen. Gegen das Ende der qualvollen Reise bot ihm ein Mädchen seinen Sitz an. Er errötete wie ein Kind über diese unbefangene Bestätigung seiner Hilfsbedürftigkeit und lehnte höflich ab. Als sie den Wagen verlassen und eine kurze Strecke gehastet hatten, bat Niki schüchtern, ihn voraus eilen zu lassen, da es schon auf acht Uhr ginge. Er gestattete es nach einem halbwegs erstaunten Zögern hastig, ließ sich von dem ängstlich Fortdrängenden flüchtig die Backe küssen und sah dem Davonlaufenden traurig nach. Wozu hatte er ihn begleitet? Er hatte ihn bloß gehemmt. Solange die geliebte Gestalt ihm sichtbar blieb, verfolgte er jede ihrer Bewegungen und war einen Augenblick lang beglückt, da Niki sich, ehe ihn eine Ecke ihm entziehen mußte, freundlich grüßend nach ihm umwandte. Er hatte mit krankhafter Scheu, wie das ihm seit Jahrzehnten zur leidigen, aber unbezwinglichen Gewohnheit geworden war, ein „Orakel" daraus gemacht, ob sich der Knabe nach ihm umwenden würde: nun war er befriedigt. . . . Da er nun einmal in der Stadt war, suchte er den Friſör auf.

Herr Binder begrüßte den geschätzten Stammgast mit Wärme. Wohl konnte er nicht umhin, „sein Beileid" auszusprechen (es war, als wäre Hubert ein teurer Verwandter, das rechte Bein, abgeschieden), und daran knüpfte sich der unvermeidliche Bericht von dem Unfall. Aber dann gab's doch dem Manne Näherliegendes zu berichten: auf ihm, dem Sechzigjährigen, und seiner Frau, die ihm an die Hand gehen mußte, lag die ganze Arbeit. Die Gehilfenschaft des Gewerbes hatte gleich den andern Angestellten die Gelegenheit zum Ausstand ergriffen. Man hatte, um der verschönerungsbedürftigen Mitmenschheit den guten Willen zu erweisen, sogenannte „fliegende Rasierstuben" errichtet, wo die Besucher statt regelrechten Entgelts nach Belieben freiwillige Spenden leisteten; die Meister, die dem Begehren nach der Verdoppelung des Lohnes Widerstand leisteten, wurden von Rotten der Dienstweigerer an der Ausübung ihres Berufes gehindert, ja bedroht. Der Zustand hielt bereits einige Tage an. Erst hatte Herr Binder gleich den meisten seiner Genossen seine Werkstatt geschlossen gehalten, endlich sich aber doch dazu entschlossen, dem Verdienste auf eigene Faust nachzugehen. Nun ergoß die Frau über den Gast den Schwall ihrer Beschwerden. Der Unfug sei heillos. Schmählich aber wäre das Benehmen der Behörden, die ihn duldeten. Seien das etwa Gewerbeberechtigte, die sich da zum Schaden der steuerzahlenden Inhaber des Handwerks seiner Ausübung anmaßten? Und welche Gefahr für das Publikum! Da werde über Hygiene hin und her geschrieben und verordnet, aber den Freibeutern lasse man die sorglose Hantierung hingehen. Die Bartflechte verbreite sich bereits seuchenartig. Wo bleibe die Gewerbepolizei, wo überhaupt Gesetz und Sicherheit? Aber in diesem Jammerstaate sei ja nichts mehr zu erwarten, es müsse alles zugrunde gehen, wo vor der Frechheit und der Gewalttat ohnmächtige Gernegroße Schritt für Schritt zurückwichen. Herr Binder brachte nur hin und wieder eine seiner gelassenen Bemerkungen an. Er war einst Ballettänzer gewesen und trug seinen ergrauenden „Kaiserbart"

mit Anmut und Würde. Er vermochte aus der ihm gewohnten gemessenen Art, den eingeseiften Kunden mit halblauter „Konversation“ zu beschenken, nicht plötzlich zu aufwieglerischer Entrüstung überzugehen. Sein gelbes Weib ersetzte die ihm mangelnde Gabe reichlich durch ihre übersprudelnde Beredsamkeit. Hubert fiel mitten unter dem schrillen Geräusch ihrer atemlosen Stimme eine stille Frühlingsmondnacht ein, die er in Rußland auf der Wacht in lebhaften Vorstellungen von der fernen Heimat verbracht hatte, und unmerklich ging diese Erinnerung über in eine andre aus alten Tagen, da vorm Fenster seines stillen Gemachs in der „Villa“ der traumhaft süße Schlag einer Nachtigall sein schon versinkendes Bewußtsein noch eine Weile überm Rand des Schlafes erhielt. . . . Er sah im dunkeln Spiegel sein Gesicht, darunter den weißen Mantel, ihm fielen die Augen zu. . . . Plötzlich schwieg der zahme Kanarienvogel, der, von ihm unbemerkt, all die Zeit über hoch auf dem Simse der hölzernen Wandverkleidung aus voller Kehle gesungen hatte: er öffnete die Augen, ihm war, als hätte er ein andres Leben verbracht. . . .

Aus dem Laden tretend, stieß Hubert geradezu mit einem dicken Manne zusammen, der sich kaum zu entschuldigen begonnen hatte, als sie gleichzeitig einander erkannten: es war Rudi Merz, seit kurzem als Sohn seines Vaters, des Großindustriellen und vormaligen Herrenhausmitgliedes, Freiherr von Merz, Schulfreund, Regimentskamerad und als Ministerialbeamter Kollege des Gleichaltrigen, ein seit je bedenkenloser Lebemann, dem Trunk und dem Spiel ergeben, als Spaßmacher hocharistokratischer Kreise einigermaßen anrüchig, aber in seiner Dickhäutigkeit unverwüstlich und mit ererbter Geschicklichkeit jeder Lage gewachsen, ja gebietend. Hubert hatte den Genossen mancher übermütiger Gelage in den letzten zehn Jahren selten gesprochen, im Kriege während eines Urlaubs an Kaisers Namenstag beim festlichen Gottesdienst im Dom mit einiger Bitterkeit festgestellt, daß der in bequemer Heimatbetrauung Geborgene dennoch gleich ihm zum Rittmeister war befördert worden und im Waffenrock des vornehmen Regiments, bei dem zu verbleiben ihm durch Gunst gelungen war, unter den Würdenträgern, die bei solcher Gelegenheit als friedliche Reserveoffiziere aufzutreten pflegten, sich mit einem ausländischen Halsorden breit machte. Aber er konnte, wie damals, da er über den ihm großartig Zunickenden schließlich doch lächeln mußte, auch heute nicht umhin, festzustellen, daß er den ausgezeichneten Darsteller seiner selbst nicht ungern wieder einmal erblickte. Rudi gab mit der ihm eigenen komischen Haltung den Gerührten. „Alter Freund,“ rief er mit dem Pathos eines Heldenvaters, „aber wie mich das freut, dich endlich einmal meiner ganz besondern Hochachtung versichern zu dürfen! Nein, Spaß beiseite“ — obwohl es wirklich bloß dem allzeit Spaßhaften möglich war, dem Zusammentreffen mit dem verstümmelten Gefährten von einst irgendetwas Spaßhaftes abzumerken — „Spaß beiseite, alle Hochachtung!“ Er fuhr mit der gepolsterten Hand gönnerhaft über die Brust des wirklich wie unter einer Gnadenbezeigung Errötenden: „Alles voll da, natürlich!“ (Er meinte die Auszeichnungen.) Dann mit einer Miene des wohlwollenden Vorwurfs und mit Kopfschütteln nach der Stelze deutend: „Schwere Verwundung, was?“ Es war Hubert peinlich, ihn auf-

zuklären: „Ah, was!“ rief der behagliche Schätzer tapfern Verhaltens vor dem Feinde: „Nicht im Krieg zugezogen? Schade, schade! Geradezu ein Pech. . . . Aber, lieber Alter, nun kommst du mit mir auf ein Fläschchen . . . Mach' keine Umstände. . . . Mir darfst du das nicht abschlagen. . . . So ein seltenes Vergnügen! Und in den Sauzeiten. . . . . Na, was sagst du zu diesem . . . Staat? Wirklich eine Schand', daß man noch da ist!“ Hubert war eigentlich froh darüber, daß sie sich endlich in Bewegung setzten, denn die unbekümmert, ja geflissentlich laute Art, zu sprechen, war ihm hier auf der Gasse peinlich: jeder Vorübergehende wendete nach der auffallenden Gruppe den Kopf. So ließ er sich denn von dem in heiterer Entrüstung Fortdeklamierenden in eine nahe Weinstube bringen, die zu dieser Vormittagsstunde nur noch von wenigen vereinzelten Gästen besucht war. Rudi, der hier in dem Ansehen stand, das ihm Bedürfnis war, bestellte sogleich als Einleitung zwei „Feingespritzte“, um mit dem Wiedergefundenen — er tat, als hätte er den ihm im Grunde Gleichgültigen seit geraumer Zeit eifrig gesucht — auf „bessere alte Zeiten“ anzustoßen. Es folgte eine große Flasche eines schmackhaften Weißweins, zu dem Sardinen und Heringe aufgetischt wurden. „Habt ihr keine Butter?“, rief der Joviale dem in weißer Leinenjacke aufwartenden Kellner zu. Und auf das bedauernde Lächeln des über diesen guten Scherz Erfreuten: „Schämt's euch! Wozu gibt's denn ein'n Schleichhandel!“ „Weißt, das ist mein tägliches Frühstück,“ wandte er sich an den mit einigen Gewissensbissen Zulangenden. „Was soll man machen in den grauslichen Umständen? Aber jetzt laß dir erzählen. Im Vertrauen: wir haben ja alle verloren, es ist eine Schmach, aber das Pech, das ich gehabt hab', ist geradezu himmelschreiend. Denk' dir, ich bin schon daran gewesen, aber nicht nur so, auf dem Papier, sondern wirklich auf Ehre, der Nachfolger des N. zu werden (er nannte einen bekannten Mann, der eine hohe Hofstellung bekleidet hatte). Und da muß die ganze Geschichte zusammenkrachen! Es ist zum Weinen.“ Ein großer, schlanker Mensch in enganliegender Kleidung, mit glatt gescheiteltem Haar und scharfen Zügen, war eingetreten und hatte seinen zerstreuten Blick rundum wandern lassen. „Ah, da schau her!“ rief der fast zur Exzellenz beförderte Anhänger des Alten. „Der Tontschi!“ Major Graf Senckenberg, Hubert von früherher aus dem Fechtklub flüchtig bekannt, trat an den Tisch, von dem sich Rudi schwerfällig erhoben hatte, um, eine Hand in der Hosentasche, die Unterlippe aufgeworfen, den Ankömmling auf das vertraulichste, aber ohne Gönnermiene zu begrüßen. Es war Hubert klar, daß die freundschaftliche Wärme des unverschämten Lebenskünstlers unter dem Eindrucke willkommenerer Gesellschaft merklich abnehmen müßte, und er wollte sich der Demütigung nicht aussetzen, die er sich, mochte sie in noch so verbindlichen Formen an ihm geschehen, zuzuziehen nicht ermangelte, wenn er länger bliebe, als dem Snob erwünscht wäre, damit er vor ihm mit der Herzlichkeit dieser Beziehung prunken könnte. Andererseits wollte er aber nicht etwa durch plötzlichen Aufbruch den Anschein erwecken, als scheute er eine Gemeinschaft, der er sich in irgendeiner Hinsicht nicht gewachsen fühlen würde. Graf Senckenberg, von Rudi mit einem Gemisch von angelernter Förmlichkeit, schlechtgespielter Laune und einiger im

Blut sitzender Verlegenheit dazu genötigt, nahm mit steifen Bewegungen an dem Tische Platz, musterte seine magern gepflegten Hände und fragte dann, mit flüchtigem Blick die Flasche streifend: „Was trinken die Herren da?“ Rudi erging sich sofort in abfälligen Benennungen des Weines, der ihm bis dahin nicht übel gemundet zu haben schien, und rief in kalt geblasenem Übermut über zwei Nachbartische hinweg, den roten feisten Kopf zurückgelehnt, dem Kellner zu: „Herbei, Karl, herbei! Das ist ja ein Mordsgesöff! Habt ihr denn nichts Anständiges zu trinken?“ Es ergab sich, daß Rheinwein zu haben wäre, die Flasche zu mehr als zweihundert Kronen, wie Hubert aus der auf dem Tische liegenden Getränkekarte schon ersehen hatte. „Her damit!“ Aber Graf Senckenberg hatte seinerseits sehr gemessen die Karte zur Hand genommen und eine kleine Flasche ungarischen Rotwein bestellt, die wohlfeilste Sorte. Hubert zog die Uhr und bemerkte, zu Rudi gewendet, daß er nur noch eine Weile zu bleiben in der Lage wäre.— „Du wirst mich doch nicht mit dem Nierensteiner sitzen lassen, Verräter?“ — „Den wirst du schon allein bewältigen. Auch wär' er mir zu teuer.“ Er sagte das mit wiedergewonnener Sicherheit. (Sein festsitzendes Einglas war ihm eine Stütze.) „Unser Freund Merz scheint unter die Kriegsgewinner gegangen zu sein“, schloß sich ihm der Major an. „Sag' lieber Friedensverlierer, das dürfte eher stimmen“, gröhlte der Joviale. Und da ihm soeben die Flasche gebracht wurde: „Aus purer Verzweiflung.“ Und er wollte den beiden andern einschenken. Graf Senckenberg legte die Hand über sein Glas: „Danke, danke. Ich nehm' nicht.“ Er goß sich von seinem Rotwein ein. Hubert hätte es Ziererei geschienen, sich, jenem nachahmend, zu sperren. Er trank das Glas leer, rief dann den Kellner, bezahlte sein Teil an dem vorher Genossenen, was Rudi, scheinbar ohne es zu bemerken, geschehen ließ, und erhob sich. Verbindlich machte ihm der Major Platz, mit keinem Worte seiner Beschädigung gedenkend. . . .

Es blieb ihm noch mehr als eine Stunde Zeit, Niki abzuholen. Hubert war unschlüssig, was er beginnen sollte. Er entschied sich dafür, seinen Rechtsanwalt aufzusuchen, auch einen Schulfreund; er hatte so wie so mit ihm einiges zu besprechen. Das Haus, in dessen viertem Stockwerk dieser seine Kanzlei inne hatte, gehörte einem unternehmenden Vetter von Huberts Frau. Es war in dem wüsten Zierstil errichtet, der als gemeiner Nachzügler der in den neunziger Jahren blühenden „Sezession“ das Bild der alten, einst so schönen Stadt vollends zerstört hatte. Im Käfig des Aufzugs fuhr er in dem schmalen, von Geschäftsräumen starrenden Gehäuse der „ersten Stiege“ empor. Der Freund war nicht zugegen, aber sein Teilhaber kam ihm auf seine Anmeldung hin entgegen und lud ihn ein, näherzutreten. Da es Hubert darum zu tun war, die Frist bis zum Ende von Nikis Unterricht auszuzudauern, war ihm die Aufforderung willkommen. Dr. Berthold Eckstein, ein dürrer Mensch mit einem schlaffen Bäuchlein, räumte mit knochigen Händen Aktenstöße von den zwei türkisch gepolsterten Lehnstühlen, die sein sonst kahles Gemach zu verschönen sich mühten. Es ergab sich zunächst ein Gespräch über die politische Lage. „Was wollen Sie,“ sagte Dr. Eckstein, „es war die höchste Zeit, daß das alte Regime beseitigt wurde. „Ich bitt' Sie, was war das für ein Zustand, wo unser-

einer nur mit Herzklopfen in einem Amt hat vorsprechen können!" Da Hubert sein Erstaunen äußerte und darauf hinwies, daß er doch selbst Beamter gewesen sei und nichts dergleichen weder bemerkt noch selbst je sich herausgenommen hätte, fuhr jener mit schlenkernden Bewegungen seiner lang herabbaumelnden Arme fort: „Ich kann nur aus eigener Erfahrung sprechen. Aber andre können's Ihnen bestätigen, wie viele Sie wollen. Der Übermut der Herrn Beamten war einfach unerträglich geworden. Ich red' gar nicht vom Wartenlassen, als hätt' man seine Zeit gestohlen, während die Herren um halb elf daherspaziert gekommen sind. Aber die Behandlung, der Ton, und dabei die Ignoranz in all und jedem! Es war der reine Vormärz." In Huberts, durch langjährige Liebe genährter Vorstellung erstand ein traumhaft schimmerndes Bild des von Dr. Eckstein geschmähten Vormärz, für ihn einer der lieblichsten Ruhepunkte geschichtlicher Erinnerung, eine Zeit stilvollen Gleichmaßes und Einklangs von Land und Gesellschaft, Bauten, Trachten und Sitten, eine begnadete Zeit des Friedens und aller friedlichen Künste. . . . Dr. Eckstein, der eher zum Zynismus als zum Pathos neigte, ließ auch die Gegenwart nicht eben gelten; für die politischen Machthaber hatte er bloß ein verächtliches Achselzucken, wobei er die mit dicken rötlichen Lidern halb bedeckten Augen vollends schloß und mit den ebenso dicken blassen Lippen eine Art von Zischen hervorbrachte. Hubert beklagte es, nicht sogleich nach dem Umsturz die Stadt verlassen zu haben, die täglich ungemütlicher werde. Dr. Eckstein bekannte, daß er Frau und Kind längst auf dem Lande bei Milch, Butter und Eiern geborgen hätte. Hubert sagte seufzend, daß seine Kinder derlei Lebensmittel seit Monaten nicht zu Gesicht bekommen hätten. Es fiel ihm ein, und er sprach es aus, daß Dorl sich nicht mehr an einen „Gugelhupf" erinnern könnte, und daß Niki, der als kleiner Kerl mit allgemein belächelter Leistungsfähigkeit ein großes „Wiener Schnitzel" habe verzehren können, sich das Stückchen Schokolade, das die Kinder abends ins Bett erhielten, auf „festliche Gelegenheiten" spare und davon nicht abzubringen wäre. Man kam auf die Verkäufe zu sprechen, die Hubert wie die meisten seinesgleichen von Zeit zu Zeit vorzunehmen sich genötigt sah, um seinen Bankschulden abzuhelfen. Dr. Eckstein mißbilligte die Verkäufe höchlich. Für die Schulden hatte er bloß ein verächtliches Achselzucken. Er war für ausländische Auftraggeber als Aufkäufer wertvoller Besitztümer tätig und bekannte, es wäre ein Jammer, wie die Stadt geplündert würde. Als Kenner sowohl des Kunstgewerbes wie von Bildern, Schmuck und Büchern, sammelte er selbst und rühmte sich einiger vortrefflicher Erwerbungen. Auch Dr. Anton Klimesch, sein Teilhaber, Huberts Schulfreund, kaufe allerlei. Dr. Eckstein gab nebenbei zu verstehen, daß Klimesch an der Börse spiele. „Ich bitt' Sie, wer tut das heute nicht!" erläuterte er. Hubert erinnerte sich daran, daß Anton Klimesch schon als junger Mensch das Einkommen aller Bekannten, die Mitgift aller heiratsfähigen Mädchen gewußt hatte. Ihm fiel Rudi Merz ein, dem jener als einziger im Tarock standzuhalten gewußt hatte.

Anton erschien. Er war blond, untersetzt und bleich. Seine Gesichtszüge hatten etwas Starres, Gleichgültig-Maskenhaftes. Erregt fuhr er sich durch das schüttere

Haar. Er hatte mit einer Bankvereinigung über die einer jungen Erwerbsgesellschaft zu erteilende Geldhilfe verhandelt und nichts erzielt. Ein ehrliches Geschäft sei nicht mehr durchzusetzen. Alles sei auf Schieberei aus. Hubert fragte nach Zustand und Aussichten einer kleinen Unternehmung, an der er sich durch Vermittlung Antons mit dem Erlös aus einem voreilig abgeschlossenen Hausverkauf beteiligt hatte. Klimesch setzte eine schmerzliche Miene auf, die eine Zeitlang in seinem Antlitz stehen blieb, und verhieß Trübes. Dr. Eckstein empfahl sich, da er ans Telephon gerufen worden war. Im Abgehen erzählte er noch rasch einen jüdischen Witz, der ihm als Gleichnis angebracht schien. Hubert empfand die geistige Luft dieser niedrigen Stuben — man hatte daraus eine schwermütige Aussicht über lauter Dächer hinweg auf den Himmel — als drückend und leer zugleich. Der Freund hatte sich noch mit einiger Teilnahme zu seinem Unfall geäußert, dann aber von eigenen Sorgen zu sprechen begonnen Er sah wieder einmal den Zusammenbruch der gesamten Wirtschaft unmittelbar bevorstehen.

Hubert stolperte verstimmt und mühsam die vier Stockwerke — mit dem Zwischen- und dem Erdgeschoß waren es ihrer sechs — hinab und langsam zur Schule. Im kleinen Hof war es still wie in alten Zeiten. Die Sperlinge — wie zierlich und anmutig doch so ein Vogel war! — hüpften auf dem kleinen Grasrund. Der dicke Punkt hinter den dicken Buchstaben „Gymnasium" stand so ehrsam-drollig da, als gäbe es nur die ehrwürdige Lateinschule auf der Welt. Wenn man's den Kindern erhalten könnte! dachte Hubert bekümmert. Eine Last lag auf seiner Brust

VII

Es war also — davon hatte ihn das erstemal überzeugt — nichts mit Nikis Morgenbegleitung. Von der Schule konnte er ihn immerhin abholen, aber das geschah sozusagen bloß zu seinem Vergnügen, denn wenn das Kind früh allein zur Stadt fahren durfte, mochte es ebenso auch zurückkehren. Und so gern seine Fürsorglichkeit jegliche Mühsal überwunden hatte, so wenig lag ihm an solchen gelegentlichen Gastrollen. Er überließ es daher Grete, den Knaben heimzuholen, und da ihn nicht nur nichts zur Stadt zog, sondern die Vorstellung mit Grauen erfüllte, allmählich allen ihm mehr oder weniger lästigen Bekannten wieder zu begegnen, blieb er überhaupt zu Hause und trachtete, eine regelmäßige Tätigkeit einzuhalten. Der Frühling gestattete auch allmählich das Verlassen der beheizbaren Räume, er saß stundenlang in seinem Bücherzimmer, las und schrieb. Aber er brachte nicht mehr die Geduld auf, ein größeres Werk durchzulesen, und was er aus seinen Kriegserinnerungen darzustellen versuchte, schien ihm hinterher nichtig. Erst wenn Niki daheim war, empfand er sich halbwegs nützlich, wenn auch nicht notwendig: er lernte mit dem Knaben. Das ergab jedoch bald Unannehmlichkeiten, da das aufgeweckte, aber ebenso erregbare Kind seinem eindringlichen Lehrgang durch Zerstreutheit sich immer wieder unwillkürlich entzog, ihn zur Ungeduld reizte und, hart angelassen, in Tränen ausbrach. Wenn ihn dann Grete in Schutz nahm, versteifte sich Huberts Unwillen zu hartnäckiger Strenge, und Niki begann die sonst so gemüt-

lichen Stunden an seinem weißen Pult allmählich zu fürchten, was ihn dem Vater entfremdete. Dorl war scheue Zeugin der oft nur zu heftigen Auftritte; einmal nur hatte sie sich, dem Beispiel der Mutter folgend, des bedrängten Bruders fast stürmisch angenommen und war, mit dem Gescholtenen zugleich verwiesen, stolz in unfügsamer Märtyrerschaft verharrt. Als nun gar Mama, deren Kommen allem Lernen ein Ende machte, die ihr stets froh entgegenflüchtenden Kinder auf das Unbefangenste mehr und mehr mit Beschlag belegte, spann sich Hubert in eine stille Verdrossenheit ein, aus der er nur selten höflichkeitshalber sich emporzuraffen imstande war.

Eine neue Schwägerin war aufgetaucht, die Gretes jüngster Bruder, kaum daß er seine durch den Krieg unterbrochenen juridischen Studien beendigt hatte, zu einigem Befremden der Verwandten, nach kürzestem Brautstand und ohne noch eine Anstellung erhalten zu haben, so kühn gewesen war unberaten zu heiraten. Es war eine von ihrem ältlichen Gatten geschiedene junge Frau, an der man, nicht ohne abfällige Urteile, als die nebst einer auffallenden Erscheinung bemerkenswerteste Eigenschaft große Lebenslust hervorzuheben hatte. Das Paar, das bis auf weiteres bei Gretes kranker verwitweter Mutter wohnen sollte, war in der Besuchsrundfahrt begriffen und auf einen der nächsten Tage bei Hubert und Grete angesagt. Sich Poldi, den sie, eh' er als Einjährig-Freiwilliger ins Feld ging, noch als einen Knaben in Erinnerung hatte, als Ehemann vorzustellen, fiel Grete schwer. Auch ward sie bei der ganzen Sache ein unangenehmes Gefühl nicht los, wozu Hubert mit manchem boshaften Worte beitrug. Poldi war ein hübscher, unbedeutender, ja einfältiger Junge gewesen; der Schritt, den er da, vom gefürchteten Vater nicht mehr gehindert, unternommen hatte, schien ein mehr als bedenklicher Streich. Nichts weniger als gelegen kam auch der angekündigte Besuch der Neuvermählten, denen man, im Besitz einer geräumigen, halbländlichen Wohnung, nicht umhin konnte Gastfreundschaft anzubieten. Das seit Jahren nicht mehr benützte, im Zeichen der Wohnungsnot zur Rumpelkammer vollgeräumte Fremdenzimmer mußte für jeden Fall instand gesetzt werden. Die Verköstigung ergab Schwierigkeiten; es mußten Vorräte an Nahrungsmitteln angeschafft werden, wie man sich sie längst nicht mehr verstattet hatte. Auch sonst ward, was Hubert mit Befriedigung und mit Ärger zugleich feststellte, da er es sonst nicht erreichte, die Wohnung, so gut es anging, auf den Glanz gebracht: im Kinderzimmer, das noch immer auch Hubert zur Schlafstätte diente, wurden die Vorhänge, die als schmierige schlaffe Schläuche herabhingen, durch frisch gewaschene ersetzt, alle zerrissenen Rohrstühle wurden auf den Boden geschafft, das zerbrochene Waschbecken machte einem neuen Platz, auf den alten runden Tisch, der mit Seife abgebürstet worden war, gelangte eine mit blauen Vögeln bedruckte Decke. Auch einiges Silbergerät, das Hubert gern sah, aber lange hatte entbehren müssen, ward aus seinem Versteck hervorgeholt und im verlassenen Speisezimmer ausgestellt. Die Kinder erhielten statt der geflickten Kleider und gestopften schlottrigen Strümpfe bessere Gewandstücke.

Endlich erschienen die Erwarteten. Die Schwägerin Ida erwies sich als so hübsch, daß sie Hubert geradezu berückte. Es ging von ihr ein duftiger Hauch begnadeten Körpers, ein flutender Schimmer von Weltlichkeit aus, die dem an seine versponnene Enge Gewöhnten den Atem benahmen. Poldi trat neben der anmutigen und gewandten Person in langweiliger Altklugheit einher, die seine beschränkte Natur in ihrer ganzen Ödnis zum Ausdruck brachte. Aber Grete umfing den harmlos Törichten mit der unbeirrten Liebe ihres starkwurzelnden Familiensinns und betonte sie unbewußtermaßen um so mehr, als sie sogleich in der ihm in jedem Betracht überlegenen Schwägerin sein Unheil und also ihren Feind erkannt hatte. Daß Hubert der Gefallsüchtigen mit Eifer und Befangenheit zugleich sich widmete, konnte ihre Abneigung gegen die Liebenswürdige nur steigern. Niki und Dorl sahen sich noch am selben Abend um die gewohnte Märchenlesestunde betrogen, durften zwar länger aufbleiben, wurden dann aber um so rascher abgefertigt und sannen in ihren Betten auf ihre Weise dem Abenteuer dieses Tages nach. Erst als es schon längst finster in ihrem so schön hergerichteten Zimmer war, erklang Papas vertrautes Krückengestampfe an der Türe, er humpelte hastig herein und beugte sich über die mit sinkenden Lidern Träumenden. Dorl ließ sich still von ihm küssen, Niki aber erhob sich auf seine Knie und schlang heftig seine magern Ärmchen um den kräftigen Nacken, den steifen Hemdkragen des wie nur zu Weihnachten und am Silvester in Abendtracht Gekleideten. Es war Hubert, als wollte der Kleine ihn gegen etwas schützen, ihn an sich bergen: er verließ in seltsamer Verwirrung das heimliche Gemach, in das er heute wie ein Gast getreten war.

* * *

Es ging auf Mitternacht, als Hubert in das stille Zimmer heimkehrte. Er war, nachdem Grete, der noch allerlei zu ordnen oblag, sich von den jungen Gästen empfohlen hatten, in dem auf das Bequemste ausgestatteten Gastraum, wohin beide Hausleute sie geleitet hatten, länger geblieben, als es ihm hinterher schicklich scheinen wollte Es waren schwüle Vorstellungen in ihm aufgestiegen, da er die schlanke Gestalt der Fremden vor dem großen Spiegel des Ankleidetisches einen Augenblick sich in lässiger Weichheit hatte dehnen sehen. Daneben standen, aneinander geschoben, die in ihrer unberührten Weiße einladenden Betten, auf hohen silbernen Leuchtern brannten Kerzen, durch das in den schweigenden dunkeln Garten geöffnete Fenster kam süßer Fliedergeruch. . . . Und dieses zauberhafte Geschöpf gehörte dem dummen Poldi, der eben gähnend auf die Marmorplatte des Nachtkästchens die Taschen seines Anzuges entleerte. . . . Endlich hatte er sich aus dem grünsamtnen, streifigen Lehnsessel erhoben, in dem er gesessen hatte, während Ida, vor ihm halb auf dem Tische sitzend, noch eine Zigarette rauchte. Sie war herabgeglitten, wobei ihr leichtes Kleid ihn streifte. „Du wirst müde sein, du Armer", sagte sie. „Wir machen euch Ungelegenheiten. Du wirst uns verfluchen." Und dabei hielt sie seine Hand mit der Rechten fest, während sie mit der Linken die leichte Krücke — er behalf sich zu Hause mit einer einzigen aus hellgelbem Bambusrohr gefertigten —

wie ein zierliches Gerät schaukelte. „Ja, ja," war Poldi mit der an dem Knabenhaften komisch auffallenden tiefen Stimme eingefallen, „wir hätten uns nicht sollen verleiten lassen, bei euch abzusteigen, sondern ins Hotel gehen müssen." „Freilich ist es bei euch auch wirklich zu gemütlich", sagte Ida. Sich im Zimmer umblickend, hatte sie zögernd, wie's ihm schien, Huberts Hand fahren lassen. Darauf hatte er erwidert, daß sie ihnen die größte Freude bereiteten, wenn sie so lange hier blieben, als es ihnen paßte, und sie hatte ihn mit einem seltsamen Blick „Wirklich?" gefragt. . . . Alles das ging in Hubert um, als er sich vor dem glaseingedeckten Tisch entkleidete, der an seinem großen alten Bette stand. Und mehr ging in ihm um. . . . Er scheute sich fast, den Kindern, die ruhig schliefen, wie sonst die reinen Stirnen zu küssen, tat's aber dennoch, mit Trotz. Als ob es eine Sünde wäre, ein schönes Weib mit beifälligem Blick zu betrachten! Er war doch schließlich auch noch ein Mann und kein Mönch! . . . Freilich ein halber. Und er sah sie vor sich, wie sie seine Krücke schaukelte. . . . Dann trat er bei Grete ein, die schon im Bette lag. „Schläfst du?" Er stand im Nachthemd in der Tür. „Nein. Was willst du?" — „Nichts. Gute Nacht!" Es war wieder Trotz, mit dem er die Türe schloß. Im Bette zündete er noch eine Zigarette an und versuchte zu lesen. Mommsens Römische Geschichte, an der er sich schon einige Abende erquickt hatte. Aber seine Aufmerksamkeit haftete nicht an den lateinisch enggedruckten Zeilen. Als er umblättern wollte, gestand er sich, daß er nicht wußte, was er gelesen hatte. . . . Niki seufzte im Schlaf und warf sich unruhig auf die andere Seite. Er löschte das Licht aus. . . . Ob sie drüben auch schon im Finstern lagen? Oder ob sie die Kerzen brennen ließen? . . . Der armselige Poldi und dieses Weib! . . . Lange lag er wach.

* * *

Am andern Morgen nach dem späten Frühstück, bei dem Hubert sich verwundert daran erinnerte, daß die schönen weißen Porzellantassen und das feine Glas- und Silbergerät ihnen gehörten, sogar einst täglich ihren Tisch geschmückt hätten, ward ein Spaziergang ins Grüne unternommen. Der in diesen Breiten hastige Frühling hatte die Bäume über und über mit weißen und rosenroten Blüten beladen, die keusche Herbe der lieblichen Landschaft war üppiger Bräutlichkeit gewichen. Grete, die ihn sonst, wenn sie, was selten der Fall war, gemeinsam einen Weg gingen, immer voran ließ, hatte diesmal, Poldi zur Seite, einen raschern Schritt eingeschlagen; so kam es, daß Hubert am seichten Gerinne des schmalen Baches unter den blühenden Obstbäumen sich mit Ida allein fand: es war ihm plötzlich atembeklemmend zu Bewußtsein gekommen. Sie bewegte sich mit einer, wie es ihn dünkte, zärtlichen Schonung neben ihm, der, um seine Erregung zu meistern, eifrig Gleichgültiges redete. Er wagte es nicht, sie anzublicken, hatte bloß den schattenhaften Eindruck ihrer leichten Erscheinung und genoß ihren zarten Duft, der auf dem engen Pfad ihn überhauchte. Da eben ein kleiner Vogel vor ihnen im Gezweig eines breit über den Weg sich senkenden, noch kaum belaubten Baumes zwitscherte, blieb sie aufschauend stehen. Seine Rechte, die, während er links auf einen Stock sich stützte, an

der Krücke entlang griff, rührte an ihre Linke, und das Gefühl dieser Berührung hielt an. Ihn durchflutete ein heißer Blutrausch, der ihn schwindeln machte. Sie schwiegen. Aber die aneinanderruhenden Hände schwiegen nicht. Um ihn stand die Welt wie ein Gehäuse. . . . Der Vogel entschwang sich dem Zweig. Es war nur ein Augenblick gewesen, doch er empfand mit Wonne und Grauen seine Bedeutung. . . . Aber wie war ihm denn? Wie eine Erscheinung war der alte Schulhof in ihm aufgegangen, Niki nahte schwankend. . . . Ein krampfiger Schmerz durchzuckte ihn. Und da kam fremd Idas Stimme herüber: „Es ist fast sommerlich warm." Er sah sie an. Sie hatte ihre Jacke mit beiden Händen von der seidenen Bluse zurückgeschlagen, die schönen Augen suchten seinen Blick. Er hielt ihn mutig aus. Aber er empfand sie nicht. Es war keine Verbindung zwischen ihm und ihr. Sie war wie in einem Spiegel. . . . Da sie gelassen weiter schritt, wandte er sich und besah mit leichter unmerklicher Drehung der Linken die Armbanduhr; sie zeigte einige Minuten nach elf: jetzt eben mußte Niki unter der beschaulichen Tafel aus dem Tor der Anstalt treten. . . . Sie waren auf ihrem sich aufwärts windenden Weg an eine freiere Stelle gelangt. Jenseits lagen Hang und Mauer, die den Niki und Dorl heimlichen Park begrenzten, etwas weiter vorn erhob sich aus den Rebenstöcken das „gelbe Haus". Glashell, sonnendufterfüllt breitete sich dahinter der Himmel aus.

Hubert rief Grete, die mit ihrem Bruder eben an einer Biegung des Pfades sich seinen Blicken zu entziehen im Begriffe stand. Da sie ihrer halb zurückgewandt warteten, fragte er noch im Hinanschreiten: „Wird Niki heute nicht abgeholt?" „Aufrichtig gesagt," antwortete Grete in ihrer gelassenen Weise, „hab' ich vergessen, es ihm ausdrücklich aufzutragen, daß er nicht warten soll. Er wird schon von selbst kommen." In Hubert entstand der sich alsbald zur Sehnsucht steigernde Wunsch, seinem Buben entgegenzueilen, aber er mußte sich vernünftigerweise gestehen, daß es dazu zu spät wäre. Er empfand es wie eine Schuld. Poldi sagte: „So ein großer Bub wie der Niki wird schon allein nach Hause treffen." „Er fährt ja sonst auch allein hinein", berichtigte Grete. „Nur die Kinder nicht verwöhnen!" predigte Poldi altklug. Hubert versagte sich's, auf die alltägliche Wendung zu antworten. Auch war ihm, als wenn er das Recht verwirkt hätte, seiner väterlichen Zärtlichkeit zu gedenken. So setzte man den Spaziergang fort. Hubert hielt sich eng an die Gruppe vor ihn geschlossen. Ida brach Blütenzweige und sammelte sie zu einem großen Strauß, hinter dem ihr Antlitz fast verschwand.

Mittag war vorüber, als sie heimkamen. Huberts erste Frage, da sie durch den Garten am offenen Küchenfenster vorübergingen, war nach Niki. Er war noch nicht zurückgekehrt. Dorl saß über ihren Büchern am runden Tisch und erhob sich errötend, als die ganze Gesellschaft bei ihr eintrat. Grete entschuldigte sich bei den übrigen; sie entfernte sich, nach der versäumten Wirtschaft zu sehen. Mißmutig geleitete Hubert die beiden andern in das kleine Sitzzimmer hinter seiner Bücherei. Er bot Poldi eine Zigarette an. Die Sonne lag in dem mit schweren Möbeln überfüllten winkligen Gemach, spiegelte sich in vielen Glasrahmen, glänzte an Aschenschalen und silbernem Gerät, die auf dem niedrigen Tische standen. Trotzdem schien

ihm der heimliche Raum, der ihnen in den Jahren vor dem Kriege Tag für Tag das behaglichste Beisammensein gewährt hatte, ungemütlich, fast fremd. Ida hatte sich in seinem breiten grünen Lederlehnstuhl niedergelassen, sie hielt noch immer den Blütenstrauß in den Händen; jetzt ließ sie ihn langsam auf ihren Schoß sinken und sah, das feine Haupt in die Hand gestützt, an Hubert vorbei durch das Fenster zu dem großen alten Kastanienbaum hinüber. Sie hatte lässig Bein über Bein gelegt, und das eine zeigte, aus schmalem, spitzem und hochgestöckeltem Halbschuh in dünnem schwarzen Strumpfe mit schlankem Ansatz voll aufsteigend, die Wade. Huberts Blick blieb daran haften, und wieder fühlte er es heiß in ihm emporwallen. Der Rausch seines Blutes nahm ihm die Besinnung. . . . Da sagte Poldi, der abgewendet vor einem großen, mit Lichtbildern erfüllten Mahagonirahmen stand: „Wie alt ist der Niki damals gewesen?“ . . . Niki! Eine entsetzliche Angst packte Hubert. Wo blieb Niki? Ohne zu antworten, mit einer halben Entschuldigung, stolperte er hinweg. Ida ließ das übergelegte Bein sinken. Dann sprang sie auf und schüttelte die Blütenzweige auf den Tisch. Einige fielen zu Boden. Poldi sagte am Fenster: „Ich möchte heute noch zur Tante Olga.“ . . .

Hubert war durch die Wohnung gehinkt, nach Grete rufend. Vor der weißen Tür des Kinderzimmers hielt er an; es war ihm, als hätte er Nikis Stimme gehört. Aber er mußte sich sogleich auch die Täuschung gestehen. Er stieß die Klinke auf. Das Zimmer war leer. Dorl hatte Grete zur Küche begleitet. Er war entschlossen. „Grete,“ rief er, noch kaum in Vorraum, „ich fahre in die Stadt.“ Grete sah ihn an, der verstört vor ihr hielt. Dorl stand in ihrer roten Schürze am Herde neben der Köchin. „Dorl, willst du mit mir fahren?“ . . . Blitzschnell wandte sich das Kind um. Aber fragend blickte es allsogleich die Mutter an. „Bitte, Mama, erlaub es!“ — „Wenn der Papa dich mitnimmt, hab ich nichts zu erlauben. Aber du bist ja gar nicht recht gekleidet . . .“ „Ach was,“ rief Hubert, „sie soll die Schürze ablegen und ihren blauen Mantel nehmen. Aber nur rasch . . .!“ Eilfertig huschte Dorl in die „Galerie“, den langen Gang, wo die Kleiderschränke standen. In einem Nu hatte sie, schon während dem Laufen die Schürze abstreifend, den Mantel angelegt, ihren kleinen Filzhut, auf die Zehen sich erhebend, vom obern Fach herabgelangt und wandte sich nun noch ängstlich zu Grete, die ihr schweigend gefolgt war: „Muß ich Handschuhe nehmen?“ „Du weißt, daß der Papa das haben will.“ Grete rückte ihr Mantel und Hut zurecht, gab ihr die Handschuhe und beugte sich zu ihr hinab. Mit einem zärtlichen Kuß, der um Verzeihung dafür zu bitten schien, daß sie sie verlasse, hängte sich das Kind ihr an den Hals. „Nun, geh nur, Dorl, geh, und bringt mir den Niki.“ Hubert, der ungeduldig vorangehumpelt war, kehrte sich um. Ihm war die Brust mit Qual beladen. Dennoch sagte er: „Und schau nach . . . deinen Gästen.“ Es tat ihm fast wohl, daß ihm das so geraten war.

Die Fahrt ging ohne Schwierigkeit vonstatten, da der Wagen fast leer war. Aber sie dauerte eine Ewigkeit. Qual malte ihm Bild auf Bild der Vernichtung. Dennoch war ihr zitternder Hintergrund Hoffnung. So oft ein heraufahrender Zug ihnen begegnete, strengte er sich angstvoll an, die Insassen zu mustern, was die

schnelle Bewegung ihm nie gelingen ließ. Endlich, endlich war man am Ziel, und Dorls Hand ergreifend, hastete Hubert den vertrauten Weg. . . . Der Hof des Gymnasiums lag still in einsamer Sonne, und an einem Pfosten der kniehohen Einfassung, die um den eirunden Grasfleck lief, lehnte Niki. Er hatte ihnen den Rücken zugekehrt, hielt getreu sein schweres Bücherbündel an der Handhabe und betrachtete sinnend den dicken Punkt auf der Tafel überm Schultor. Hubert stand das Herz still vor Glück. Er drückte Dorls Hand und flüsterte ihr zu: „Leise! Wir wollen ihn überraschen . . ." Aber als hätte in dem verschwiegenen Raum zwischen den hohen Häuserwänden ein Hauch fortwallend sie schon vereinigt, zuckte der Knabe mit den hohen Schultern zusammen und wendete den Kopf. „Papa!" . . . Wo war die Welt, wo war die Zeit! . . . Hubert hielt seinen Buben, dem stumme Tränen über die Wange liefen, und Dorl hatte die Krücke aufgefangen, die dem Seligen entglitten war, ohne daß er es merkte. Da er sich zu ihr wandte, die ihm mit schüchternem Eifer die unentbehrliche Stütze unterzuschieben sich bemühte, sagte er mit einem Herzen, das ihm geflügelt schien, so hob sich's ihm aus der Brust: „Kinder, mir scheint, ich werde doch wieder reiten!" Ehe sie sich langsam zum Gehen anschickten, umfing er mit einem Blick unsäglichen Dankes den kleinen Platz. „Grüß Gott, du lieber guter Punkt", sagte er und hieß Niki, den das zugleich rührte und belustigte, seine Mütze ziehen. „Grüß den braven Dicken." (In Niki wird das bleiben. Es gibt Erinnerungen, deren Wurzeln die Engel der Kindheit hüten.)

„Ja, aber sag mir einmal, Niki," fragt der rüstige Mann, von dessen verklärten Zügen ein Schimmer auf alle fällt, die gleichgültig vorübergehen. „Und du bist da geblieben und hast gewartet? Was hast du dir eigentlich gedacht?" — „Daß du heut kommen mußt, Papa."

Der Mahdi

Ein Beitrag zum Problem der orientalischen Seele

Von

M. Holzmann

Jeder denkende Europäer macht im Osten die Beobachtung, daß die Menschen dort auch innerlich „anders" sind als im Abendlande, daß er sich auf die Dauer nicht in ihnen auskennt und ihre gesamte seelische Haltung häufig als widerspruchsvoll und rätselhaft empfindet. Die auffallendste und großzügigste Erscheinung dieser Art ist der Gegensatz zwischen der beschaulichen Ruhe, ja Trägheit des Orientalen, dem Hang zur Passivität, zum fatalistischen Geschehenlassen und den wilden Ausbrüchen einer aufs höchste gesteigerten Energie in den Erregungen des religiösen Fanatismus.

Auch die psychologische Forschung hat sich im letzten Jahrzehnt mehr mit dieser Frage beschäftigt. Man hat die Theorie aufgestellt, die Seele des Orientalen habe

überhaupt eine ganz andere Struktur als die unsere*). Sie zeige — als idealer Typus — die Form des Nebeneinander, die Spaltung des Ich in seine scharfgetrennten Teilkomponenten. So stehe man immer anderen Seiten gegenüber, die wie selbständige, unverbundene Gestalten wirkten. Daher rühre das Gefühl der Undurchdringlichkeit, das der Europäer bei einem solchen Menschen habe, daher der Eindruck des Geheimnisvollen, aber auch Unzuverlässigen, Sprunghaften und Widersprechenden.

Diese Erklärung leidet aber an einem Grundübel, das jede Brauchbarkeit in Frage stellt: das ist die Weite und damit die Unbestimmtheit und Verschwommenheit des Begriffes „orientalisch". Man kann dieses Wort nicht auf den ganzen Osten bis nach China und Japan hin anwenden. Sonst bleibt eben nichts Gemeinsames, was durch den Begriff bezeichnet werden könnte. Sondern man wird sich endlich allgemein entschließen müssen, unter „Orient" nur den Kulturkreis des Islam zu verstehen — wie es übrigens meist schon der Fall ist. Was dahinter liegt, sind zwei Welten für sich, jede wieder von der anderen klar unterschieden: die indische und die ostasiatische. Alles, was nun oben über die eigentümliche Struktur der Seele gesagt ist, mag vielleicht auf den typischen Inder, noch mehr auf den Chinesen oder Japaner zutreffen, würde aber bei der Deutung des Orientalen im engeren Sinne nur auf Abwege führen. Denn wozu soll man so tiefgreifende Wesensunterschiede in der ganzen seelischen Anlage zwischen dem Perser oder Araber einerseits und dem Westeuropäer andererseits herauskonstruieren, wenn sich das, was uns an der Psyche des Orientalen befremdet, viel einfacher erklären läßt? Diese Möglichkeit ist aber durchaus vorhanden.

Um den Kern der Sache gleich vorwegzunehmen — es handelt sich offenbar nicht um zwei ganz verschiedene seelische Typen, sondern nur um verschiedene Entwicklungsstadien desselben Typus. Der heutige Europäer stellt das vorgeschrittene, der heutige Orientale das frühere Stadium dar. Auch wir standen einmal auf der Stufe, die er noch heute einnimmt. Er hat nicht Schritt gehalten mit uns, er ist zurückgeblieben. Zur Zeit der Kreuzzüge etwa standen wir noch gleich. Mit einem Worte: aus dem Orient blickt uns noch jetzt unser eigenes Mittelalter entgegen.

Diese Erkenntnis ist nicht neu. Aber sie wurde gewöhnlich nur auf die wirtschaftlichen Verhältnisse und die äußeren Formen des Lebens angewendet. Sie muß nun auch auf deren innere Voraussetzungen, auf das sozial-psychologische Gebiet ausgedehnt werden. Mittelalter — das heißt in diesem Falle Kollektivbewußtsein; Neuzeit — das heißt Individualismus. Im folgenden soll der Versuch gemacht werden, die Zugehörigkeit des orientalischen Durchschnittsmenschen zum ersten dieser inneren Entwicklungsstadien nachzuweisen und dann an einem ausgezeichneten historischen Fall die Probe darauf zu machen.

Stellen wir zunächst die beiden Bewußtseinsstufen einander scharf gegenüber. Die erste wird also dargestellt durch den „mittelalterlichen" (auch „abhängigen" oder „gläubigen") Menschen. Er ist sehr subjektiv, naturhaft, unkritisch, unlogisch, daher widerspruchsvoll, aber auch gefühlssicher und phantasiebegabt. Seine Triebe sind kräftig und können gewöhnlich nur durch starke Autorität gebändigt werden. Er ist leicht beeinflußbar, hat einen Schwerpunkt nicht in sich selbst, sondern gehorcht in allem Wesentlichen äußeren Geboten. Die Religion ist für ihn Vorschrift und Welterklärung zugleich. Seine theoretische Erkenntnis bleibt schwach, sein Denken nicht konsequent, vor allem nicht in der Anwendung des Kausalitätsprinzips. So wird sein Weltbild verworren und kindlich. Das Sinnliche und Übersinnliche geht durcheinander. Das Wunder ist ihm noch etwas Selbstver-

*) Willy Haas, Die Seele des Orients. Jena 1916, E. Diederichs.

ständliches. Und über sich glaubt er einen persönlichen Gott, der jederzeit nach freier Willkür in die Geschicke der Menschen eingreifen kann und seine Gläubigen schließlich belohnen und erhöhen wird. — Vor allem aber lebt und webt er in der Gemeinschaft, fühlt sich nur als ein Teil von dieser, erhält von ihr die Begriffe Recht und Unrecht, Gut und Böse. Das Unbewußte spielt noch eine große Rolle bei ihm. Wie er geduldig mit der Herde läuft und alles ergeben erträgt, so kann er auch leicht von einer allgemeinen Bewegung ergriffen werden, die aus den Tiefen der Volksseele kommt und in den Flammen der Leidenschaft und Inbrunst zum Himmel hinaufschlägt.

Ihm gegenüber steht der „intellektuelle" Mensch, viel bewußter und objektiver, aber auch schwächer in seinen Instinkten und naturferner. Er hat sich zu klarem, logischem Denken erzogen. Seine Hauptleistung ist die Erkenntnis der Natur und ihrer Gesetze. Er neigt zur Empirie, sucht alles auf Formeln zu bringen und sein Handeln dem reinen Zweckbegriff zu unterwerfen. Man könnte ihn auch den wissenschaftlichen oder politischen Menschen nennen. Er ist der Träger der Zivilisation. In seinen philosophischen Überzeugungen nähert er sich mehr oder weniger dem Materialismus, während seine persönliche Moral dadurch kaum berührt wird und häufig alle Hochachtung verdient.

Es ist nun ohne weiteres einzusehen, daß der heutige Orientale im allgemeinen auf der ersten Stufe stehen geblieben ist, während der Europäer — längst nicht in allen Individuen, aber in der führenden Schicht, den sogenannten Gebildeten — die zweite Stufe erreicht hat. Und zwar geschah das unter mancherlei Schwankungen und Rückschlägen, überall zu verschiedenen Zeiten, in Italien zum Beispiel schon am Ende des Quattrocento, in Rußland erst im neunzehnten Jahrhundert. Was vorher liegt, ist Mittelalter, Naturalwirtschaft, Kollektivbewußtsein. Das alles aber zeigt der Orient noch heute. Bezeichnend ist dafür besonders die Stellung der Religion. Sie beherrscht mit ihren Dogmen und Riten noch das ganze öffentliche und private Leben, ist sozusagen die Zentralsonne, von der alles andere erst sein Licht empfängt. Der ganzen Kultur wird vom Islam der Stempel aufgedrückt; kein Wunder, daß der Glaubenseifer der Menge oft genug die Form des Fanatismus annimmt. Aber diese Erscheinung ist gar nicht dem Orientalen eigentümlich, sie gehört eben zum Wesen des „mittelalterlichen" Menschen überhaupt. Auch bei uns war sie auf der früheren Entwicklungsstufe stark entwickelt. Man braucht nur an die Kreuzzüge, Albigenserkriege, Ketzerverfolgungen und den religiösen Hader bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein zu denken. Die wütende Begeisterung, die ein Peter von Amiens zu erregen wußte, steht in keiner Weise hinter dem wilden, todverachtenden Glaubensmut zurück, den der Moslim so oft im „Heiligen Kriege" bewiesen hat. Da ist nichts, was unserem Wesen völlig fremd wäre, nichts, was auf eine ganz andere seelische Struktur hindeutete. Sondern durchaus Geist von unserem Geist — nur in einem früheren Stadium.

Aber der Europäer von heute, viel bewußter und diszipliniert geworden, durchschaut das nicht mehr ohne weiteres. Er sieht nur das „andere", was ihn befremdet. Je mehr er selbst sich dem oben gekennzeichneten, intellektuellen Typus nähert, um so lebhafter wird er gerade das Gegensätzliche und Unverständliche empfinden. Je näher er noch selbst der ersten Stufe steht — denn natürlich gibt es in Wirklichkeit zahllose Übergänge — um so weniger wird er das Problematische des Orientalen herausfühlen. Ein deutscher Handwerksbursche, wie man ihn am Nil oder Bosporus häufig trifft, hat denn auch gar keinen Sinn für die seelischen Eigentümlichkeiten der Eingeborenen, er sieht nur die Unterschiede in Sitte und Lebensweise, also das Äußere. Und wenn man dem Russen soviel Verständnis für den Asiaten nachsagt, so kommt das ebenfalls daher, daß er halb und halb selber noch auf dessen Ent-

wicklungsstufe steht, selber noch vorwiegend Gefühlsmensch ist, naturhafter, dämonischer, unlogischer, widerspruchsvoller als wir. Er steht eben immer noch mit einem Bein im Mittelalter, wirtschaftlich, sozial und psychisch. Wir aber sind „zivilisiert", wir haben den Kontakt mit dem naiven Menschen verloren. Unser Denken, zweckvoll und gesetzmäßig, steht verlegen vor dem Irrationalen, das uns im Orient entgegentritt. Aber genau so rätselhaft, genau so unheimlich würden uns die Menschen unserer eigenen Vergangenheit vorkommen, ihre Gebundenheit, ihr beschränkter, ergebener Sinn, ihre Abhängigkeit von der Autorität und dann wieder ihre Grausamkeit, Freude an Folterungen, ihre Raserei in Askese, Geißlerfahrten, Glaubenskriegen und Hexenprozessen. Es ist der ewige Gegensatz zwischen Natur und Geist, zwischen Unbewußtem und Bewußtem, zwischen Triebmenschen und Intellektuellen, der hier wie dort ein wirkliches Verstehen unmöglich macht. Die Kluft gähnt nirgends tiefer, als zwischen dem Orient und dem heutigen, der Mechanisierung verfallenen Abendlande. Eine Überbrückung wäre erst möglich, wenn die europäisch-amerikanische Menschheit sich aus dem Zustande bloßer Zivilisation herausarbeitete und, nunmehr bewußt, den Weg zu einer neuen Innerlichkeit einschlagen würde. Aber dieser Pfad ist erst von einzelnen begangen. Im allgemeinen steht der Okzident noch unverkennbar unter dem Zeichen des Materialismus, der Technik und der Organisation.

Die Kluft ist also vorläufig geblieben und mit ihr die Feindschaft, die daraus entsprang, eine Feindschaft, unversöhnlicher als zwischen Wasser und Feuer. Seit rund hundert Jahren kämpft der Orient, in die Verteidigung gedrängt, einen verzweifelten und aussichtslosen Kampf gegen die heranrollenden Fluten der übermächtigen Zivilisation. Wenn man von der kurzen, episodenhaften Besetzung Ägyptens durch Napoleon absieht, so begann die Offensive Europas mit den russisch-türkischen Kriegen unter Alexander dem Ersten und Nikolaus dem Ersten und mit dem dauernden Druck der Moskowiter auf Konstantinopel. 1830 fassen dann die Franzosen in Algier festen Fuß, und seitdem verlischt langsam eine Flamme der Unabhängigkeit nach der anderen. Aller Widerstand scheint vergeblich. Nur zwei Versuche dazu haben wirklich historische Bedeutung. Der erste ist rein defensiv und zieht sich durch viele Jahrzehnte hin: er liegt in dem Bestreben der Türkei, dem Gegner seine Methoden und Kampfmittel abzusehen und dadurch die eigene Kraft zu erhöhen. Aber man machte trübe Erfahrungen, die Zivilisation erwies sich als ein gefährliches Gift, das den ganzen Reichskörper zu zersetzen drohte und sogar die Volksseele unheilbar schädigte. Am deutlichsten hat sich das im Weltkriege gezeigt. Der Bund des Osmanentums mit der abendländischen Kriegstechnik hat die Niederlage doch nicht verhindern können, hat aber furchtbare Opfer gekostet und letzten Endes nur der westlichen Zivilisation in die Hände gearbeitet. Ein zertrümmertes Reich, ein erschöpftes Volk — da wird auf die Dauer trotz allem inneren Widerstreben wirksame Gegenwehr unmöglich sein.

Der zweite Versuch großen Stils hat dagegen durchaus aggressiven Charakter. Er stellt die größte kriegerische Reaktion gegen den vordringenden europäischen Geist dar, bricht mit elementarer Wucht aus den Tiefen der orientalischen Seele hervor und zeigt alle Wesenseigentümlichkeiten des gläubigen Gefühlsmenschen in klassischer Reinheit. Diese Bewegung ist der Mahdismus.

Ein gewaltiger Zusammenprall erfolgt. Es ist die heroische Epoche in dem hundertjährigen Ringen. Niemals und nirgends sonst treten die Gegensätze so klar hervor, zugleich so scharf und so schneidend. Hier Europa, dort Orient, beide ganz sie selbst, in ihrem innersten Wesen sich enthüllend, als Todfeinde sich erkennend. Hier die Moderne, dort das Mittelalter; hier Politik, dort Religion; hier kalte Technik, dort fanatische Begeisterung. Der Mann aber, der den gewaltigen Brand entzündet,

der Mahdi selbst, erscheint geradezu als die Verkörperung des Ostens. Instinktiv verschmäht er alles Fremde. Ungetrübt stellt sich in ihm das innerste Wesen des Islam dar. In seinem öffentlichen Auftreten wie in seinem persönlichen Leben ist er ganz „mittelalterlicher" Mensch, ganz Orientale. Hierin liegt das Geheimnis seines Erfolges und seines Mißlingens.

Fast episch klingt es, was von seiner Jugend und seiner inneren Entwicklung berichtet wird. Im Nubierlande, zu Dongola am Nil, wird Mohammed Achmed ibn Abdullahi um 1848 herum geboren. Sein Vater behauptet, ein Scherif, ein Nachkomme des Propheten zu sein. Er unterrichtet selbst den Sohn im Koran. Dann geht der junge Mohammed Achmed nach Berber und später nach Chartum, um seine theologischen Studien zu vollenden. Er schließt sich einer Tarika (Bruderschaft, Orden) an, die von dem weitberühmten Scheich Mohammed Scherif geleitet wird, zieht sich dann eine Zeitlang auf die Nilinsel Abba zurück und lebt da als Derwisch in einer Erdhöhle. Schon sammeln sich Anhänger um ihn, und der Ruf seiner Frömmigkeit durchdringt das Land. Immer mehr kommt der strenge und asketische Charakter seiner Religiosität zum Vorschein. Als sein Oberer, Mohammed Scherif, das Beschneidungsfest seiner Söhne feiert und es dabei auch an Tanz und Gesang nicht fehlen läßt, macht ihm der junge Derwisch ernste Vorhaltungen. Der Scheich fährt zornig hoch und stößt den dreisten Tadler kurzerhand aus der Bruderschaft aus.

Mohammed Achmed aber kann den Groll seines verehrten Meisters nicht ertragen. Er ringt seinen Hochmut nieder, demütigt sich, soweit er kann, und kommt zweimal als Büßender, mit Asche bestreut, ins Haus des Scheichs, bittet zweimal um Verzeihung. Aber zweimal wird er kalt abgewiesen. Da bäumt sich sein Stolz auf. Er nimmt seine Jünger zu sich und geht geradenwegs zur Konkurrenz, das heißt zum Vorsteher einer anderen Bruderschaft.

Die öffentliche Meinung billigt diesen Schritt. Der Scheich Mohammed Scherif merkt, daß er zu weit gegangen ist, und versucht einzulenken. Aber nun fühlt sich sein ehemaliger Schüler als Herr der Lage. Stolz lehnt er jede Versöhnung ab. Das Volk stimmt ihm zu, und mit einem Schlage wird er der Held des Tages. Kurze Zeit lebt er nun wieder in Abba, doch es gefällt ihm bald in seiner Einsamkeit nicht mehr.

Er hat den Rausch des Triumphes kennen gelernt, fühlt den Drang nach großen Dingen in sich. So macht er eine Reise, die ihn bis nach Kordofan führt, und beginnt Flugschriften gegen die religiöse Lauheit der Regierung zu verfassen.

Die Regierung — das waren die Beamten des ägyptischen Khedive, die seit der Mitte der siebziger Jahre den ganzen Nilsudan bis hinauf nach den Seen beherrschten. Aber ihre Macht beruhte auf dem engen Anschluß an die Zivilisation Europas. Truppenmacht und Verwaltung waren nach fremdem Muster organisiert. Engländer und Italiener — Baker, Gordon, Gessi — hatten im Dienste des Khedive jahrelang mit Erfolg gewirkt und die Grundsätze des Westens zur Geltung gebracht. Die Sklaverei wurde eingeschränkt, Steuern erhoben, überall feste Stationen errichtet. Grollend sah man im Lande die Verbindung der ägyptischen Herren mit den verhaßten Fremdlingen. Alles, was man als neu, unbequem, einengend, bedrückend empfand, mußte natürlich seine Quelle in der religiösen Gleichgültigkeit haben, die eben durch den Anschluß an die Ungläubigen klar bewiesen war.

Kein Wunder, daß Mohammed Achmed, der Derwisch, nur Haß und Abscheu vor diesem ganzen Treiben in sich fühlt. Täglich muß er die Greuel eines fremden, fluchwürdigen Geistes sehen. Die alten Ordnungen sind umgestürzt, die heiligen Vorschriften werden mißachtet. Er sieht auf dem freien Strome seiner Heimat die ersten Dampfer qualmen, sieht die Herrenrechte der Gläubigen über die schwarzen Götzenanbeter des Südens willkürlich verkürzt. Diese Ägypter — sind das überhaupt noch

echte Moslimin, wahre Diener Allahs? Sind sie nicht Knechte der weißen Männer, Abtrünnige und Verräter des Glaubens, schlimmer noch als die ruchlosesten Heiden?

Immer mehr erfüllt er sich mit der Überzeugung, daß es eine Gott wohlgefällige Tat sein müsse, die Eroberer zu verjagen und ihr Werk zu zerstören. Aber dabei bleibt er nicht stehen. Er träumt von der Wiederherstellung der Religion in ihrer alten Reinheit und Strenge, nicht nur im Nillande, sondern im ganzen weiten Bezirk des Islam. Und er selbst ist der Berufene, ist der späte Nachfolger und Vollender des Propheten. Ein Ereignis, das gerade damals eintritt, bestärkt ihn darin, macht seinen Glauben an sich zur unerschütterlichen Gewißheit: er findet seinen „Khalifa", Abdullahi ibn Mohammed, einen jungen Mann aus dem Stamme der Taascha-Baggara, den ersten, der in ihm den Erwählten Gottes erblickt, sich sofort als Jünger anbietet und ihm ewige Treue schwört. Durch diesen bekommt er zugleich Verbindungen mit Kordofan, knüpft überall an, wo sich eine Gelegenheit bietet, sondiert vorsichtig die Oberhäupter der Stämme und die Notabeln der Hauptstadt El Obeid. Überall findet er günstigen Boden. Man ist unzufrieden mit der Regierung, erbittert über die hohen, ungleich verteilten Steuern und vor allem über das Verbot der Sklaverei. Die Händler und Jäger, die früher von der schwarzen Ware lebten, verwegene und kampfgeübte Leute, sind sofort für jeden zu haben, der ihnen die alte, gute Zeit wiederzubringen verspricht. Aber um die Massen in Bewegung zu setzen, um alle überlieferte Eifersucht zwischen den führenden Männern und Familien, alle Uneinigkeit zwischen den führenden Stämmen zu überwinden, dazu bedarf es eines weit stärkeren Hebels als des politischen und wirtschaftlichen Gegensatzes — das vermag allein das Höchste, was diese Menschen kennen: die Religion. So erklärt er nunmehr offen, der M a h d i zu sein, der verheißene Nachfolger des Propheten.

Schon hier in seinen Anfängen scheint sich ein Dualismus in seinem Verhalten zu zeigen, der bei der Beurteilung seines Charakters leicht irreführen kann. Wir sind sehr geneigt, diese seltsame Mischung aus leidenschaftlichem Glaubenseifer, hochgespanntem Selbstbewußtsein und praktischer Verwertung aller günstigen Umstände für ein Erzeugnis kühler Berechnung anzusehen und damit den Mann nur als einen geschickten Politiker zu betrachten, der die Werbekraft der religiösen Idee für seine persönlichen Ziele auszunutzen versteht. Aber damit würde man dieser Persönlichkeit in keiner Weise gerecht werden. Das hieße, einen ganz einseitigen europäischen, besser noch: intellektuellen Maßstab an sie zu legen, und wir würden damit nur in den Fehler der Aufklärung verfallen, die schon der gewaltigen Erscheinung des großen Mekkaners gänzlich verständnislos gegenüberstand und sich nur dadurch zu helfen wußte, daß sie in ihm nur einen schlauen Betrüger erblickte.

Je länger man sich in das Wesen des Mahdi versenkt, um so klarer wird es einem, daß er von der Heiligkeit seiner Aufgabe völlig durchdrungen war. Gewiß scheut er nicht davor zurück, äußere Umstände und Gelegenheiten geschickt dafür auszunutzen; aber das tut er ganz mit der naiven Selbstverständlichkeit des Gläubigen, der darin die Fingerzeige Gottes sieht. Immer hat religiöser Eifer unbedenklich alle Mittel in den Dienst heiligen Zweckes gestellt und dabei sein gutes Gewissen behalten. Das Augurenlächeln ist ein Kind der Zivilisation, der Verstandesbildung, der ehrfurchtslosen Skepsis. Mohammed Achmed war weltenweit davon entfernt. Er hat nachher auf dem Gipfel des Erfolges bewiesen, wie ernst es ihm um seine Sache war. Die strengen Forderungen der Wahhabiten, die Läuterung der Religion, eine große durchgreifende Reform und ihre Ausbreitung über das ganze Gebiet des Islam — das sind seine Ziele. Er selbst fühlt sich nur als auserwähltes Werkzeug Gottes. Nur aus diesem Bewußtsein, für Allahs Ruhm zu kämpfen, fließt ihm die innere Kraft, die tollkühn der scheinbaren Überlegenheit des Feindes entgegentritt

und alle Schwierigkeiten und Gefahren überwindet, fließt ihm die faszinierende Macht über die Millionen, die seinem Rufe folgen.

Was nun kommt, ist nur für den unwahrscheinlich und rätselhaft, der die unergründlichen Quellen des Seelischen nicht mehr kennt, der in der mechanischen Auffassung von Zahl und Quantität, von Zweck und Nutzen erstarrt ist und vergessen hat, daß auch wir in früheren Jahrhunderten solche überraschenden Ausbrüche gehabt haben. Orientalisch-fremdartig kommt es uns nur deshalb vor, weil wir in unserer wissenschaftlich-ökonomisch-politisch gewordenen Welt heute nicht mehr damit vertraut sind.

Er zieht sich noch einmal auf die Insel Abba zurück und spinnt von hier aus die Fäden der großen Verschwörung. Durch das Land schwirrt das Gerücht, der Mahdi sei erschienen und werde binnen kurzem öffentlich hervortreten. Viele suchen ihn auf und gehen gläubig wieder weg, erzählen ihren Genossen von ihm und werden begeisterte Werber für die heilige Sache. Lange, zu lange sieht die Regierung das gefährliche Treiben ahnungslos, untätig mit an, endlich wird der Generalgouverneur aufmerksam und lädt ihn vor sich nach Chartum. Mohammed Achmed fühlt, daß der große Augenblick gekommen ist. Er weigert sich mit stolzen Worten, dem Befehl Folge zu leisten, und ruft seine Anhänger zum Dschihad, zum heiligen Kriege, auf. Nun endlich ergreift man Gewaltmaßregeln, aber ungenügende, wie oft in solchen Fällen. Zwei Kompanien werden auf einem Dampfer gegen ihn ausgeschickt, im Juli 1881. Ihres Erfolges sicher, auf Belohnung erpicht, gehen sie getrennt vor und werden am sumpfigen Inseluser von den fanatischen Gegnern, die ohne Feuerwaffen in wildem Angriff aus dem Dickicht über sie herfallen, fast bis auf den letzten Mann niedergemacht.

Der wunderbare Erfolg bestätigt den Gläubigen die Heiligkeit ihres Führers und seines Unternehmens. Das kleine Feuer wird zum fressenden Brande. Der Mahdi verläßt seine Insel und zieht in die Tagallaberge, im südöstlichen Kordofan. Er ernennt seine Khalifas, beginnt die Scharen seiner Anhänger zu organisieren. Sein Ansehen wächst bedeutend, als eine neue Truppenmacht, die man gegen ihn vorschickt, bald wieder, ohne sich recht an ihn heranzutrauen, den Rückzug antritt. Da faßt der Mudir von Faschoda, Raschid Bey, den Entschluß, die gefährliche Bewegung mit einem raschen Schlage zu ersticken. Aber seine Annäherung wird verraten, er gerät mit seinen Truppen in einen Hinterhalt und wird völlig vernichtet. Er selber fällt.

Allmählich sieht man in Chartum ein, was auf dem Spiele steht, und rüstet nun eine große Expedition gegen die Rebellen aus, sechstausend Mann unter Führung des Paschas Jussuf esch Schellahi. Aber man lernt nichts zu, macht immer wieder die alten Fehler, pocht auf die materielle Macht, die man zusammengeballt hat, unterschätzt den schlecht bewaffneten, ärmlichen Gegner, ahnt nichts von der furchtbaren Kraft des Fanatismus, der im feindlichen Lager zum Himmel schlägt. Siegessicher, unvorsichtig, sogar ohne sich in der Nacht durch die landesübliche Seriba (Dornenverhau) zu schützen, zieht Jussuf durch die Buschsteppe Kordofans und nähert sich im Juni 1882 dem Berge Gedir, dem Sitze des Mahdi. Mohammed Achmed hat unterdes seine Scharen immer mehr wachsen sehen. Viel hungerndes Volk strömt zu ihm; er verteilt, was er hat, und verweist es im übrigen auf die reiche Beute, die man beim Feinde finden werde. Vier Fünftel des Raubes sollten ihnen gehören. Er vergleicht sie mit den Streitern des Propheten, den „Ansar", denen Mekka erliegen mußte. Er verspricht ihnen alle Freuden des Himmels und schürt ihre Begeisterung mit glühenden Worten. Dann führt er sie gegen den Feind. Im Morgengrauen überfallen die Tausende halbnackter, rasender, hungriger Menschen das Lager. Die Posten werden überrannt, die Schläfer, die entsetzt emporfahren und nach

ihren Waffen greifen, werden zu Hunderten niedergemacht, der Pascha wird getötet, das ganze Heer aufgerieben. Die Mahdisten staunen selbst über den glänzenden Sieg und preisen ihn als „Wunder Gottes". Mit einem Schlage haben sie alles, was sie brauchen: Geld, Pferde, Waffen, Munition und Lebensmittel. Durch ganz Kordofan fliegt die Kunde von der Unwiderstehlichkeit des neuen Propheten. Überall brechen Unruhen aus, kleine Posten werden angegriffen, einige Stationen erobert. Drüben auf der anderen Nilseite hält man vorläufig noch die Ruhe aufrecht; aber der neue Generalgouverneur des Sudans sieht die Lage doch schon als sehr ernst an und läßt den Regierungssitz Chartum mit seinen wichtigen Arsenalen und Archiven rasch einigermaßen befestigen.

Unterdessen hat sich der Mahdi, durch Tausende von Sklavenjägern und berittenen Arabern verstärkt, gegen El Obeid gewandt. Er läßt Mohammed Pascha Seid, den Gouverneur von Kordofan, zur Ergebung auffordern, aber seine Boten werden in der Stadt aufgehängt. Die Bevölkerung, in Sorge vor der drohenden Rache, geht zum Feinde über, und nun schreiten die Mahdisten siegessicher zum Sturm auf die Zitadelle. Doch hier zeigt sich zum ersten Male die ungeheure Überlegenheit der europäischen Technik, wenn sie entschlossen und klug angewendet wird. Die wilden Scharen, meist nur mit Lanzen und Schwertern bewaffnet, überrennen zwar die Umwallung und dringen bis in die Lagergassen, aber da prasselt ihnen von den Dächern das Schnellfeuer der Remingtongewehre entgegen. Tausende werden abgeschossen, der Sturm bleibt erfolglos. Nun entschließt man sich wohl oder übel zur Belagerung und holt aus der früheren Siegesbeute die Feuerwaffen herbei, die man bis dahin — ein bezeichnender Zug — als überflüssig verschmäht hatte.

Die ganze naive Zuversicht, das handfeste Gottvertrauen des mittelalterlichen Menschen tritt hier klar hervor. Der heutige Orientale und der Kreuzfahrer — dieselbe Stufe seelischer Entwicklung! Zwar kommen beide von ihrer allzu extremen Unterschätzung der materiellen Kampfmittel bald etwas ab, aber im großen und ganzen bleiben sie doch ihrer verworrenen Denkungsart treu und können sich mit kalter Berechnung und rein technischer Auffassung des Kampfes nicht befreunden. Immer stehen Gefühlswerte — Fanatismus, Rachsucht, Draufgängertum — völlig im Vordergrunde.

Aber auch die andere, sympathisch-religiöse Seite fehlt nicht. Als die Besatzung von El Obeid, durch Hunger, Krankheiten und Fahnenflucht geschwächt, sich im Januar 1883 endlich ergibt, wird sie vom Mahdi milde und versöhnlich behandelt. Für ihn ist es eben ein Krieg des Geistes. Er will den Feind, wenn er kann, nicht töten, sondern gewinnen; will nicht zerstören, sondern bessern und bekehren. Hier, bei der Kapitulation, ist die erste größere Gelegenheit dazu. Sogar der Pascha erhält Verzeihung, aber er muß natürlich den Gesandten Gottes anerkennen und feierlich die „Baia" (Treugelöbnis) aussprechen. Die gehängten Boten, so entscheidet der Mahdi, verlangen keine Rache, denn ihre Mörder haben, indem sie Märtyrer des Glaubens aus ihnen machten, ihnen die höchste Glückseligkeit verschafft. — Neue Flugschriften werden verbreitet, Gesetze gegen Alkohol- und Tabaksgenuß erlassen, alle Menschen immer wieder aufgefordert, dem Ruf zu folgen und „in Gottes Bahnen zu wandeln".

Angesichts solcher Tatsachen ist kein Zweifel möglich, daß man es hier mit einer im Grunde rein religiösen Bewegung zu tun hat. Nur hieraus ist die sittliche Kraft zu erklären, die bei aller Roheit, Habsucht und Wildheit diese Scharen erfüllt und trotz aller Schwierigkeiten zusammenhält. Sie gibt ihnen den unwiderstehlichen Schwung, sie verursacht aber auch andererseits die immer mehr um sich greifende Demoralisierung in den Reihen der Regierungstruppen. Die fühlen eben deutlich heraus, daß drüben eine große Idee die Gemüter entflammt, eine Idee, von deren

Macht sie allmählich selber ergriffen und gelähmt werden. Sie sind nur noch halb bei der Sache, gehen von vornherein ohne Siegeshoffnung in den Kampf und suchen, sobald die Lage gefährlich wird, allein ihr Leben zu retten.

So bricht die zweite große Expedition, unter Hicks Pascha, die den „Aufstand" endlich mit einem gewaltigen Schlage niederwerfen soll, unter den ungünstigsten Vorzeichen gegen Kordofan auf. Über 10 000 Mann sind es; sie marschieren im Karree, mit 6000 Kamelen in der Mitte. Schwerfällig, langsam kommt man vorwärts. Hicks selber ist recht pessimistisch, über der ganzen Kolonne liegt es wie die Ahnung eines unabwendbaren Verhängnisses. Der Mahdi dagegen, voll Begeisterung und Siegesmut, verkündet seinen Kriegern die Hilfe von „20 000 Engeln" und greift den Feind auf dem Marsche, mitten im unübersichtlichen Busch, in dichten Massen an. Der Kampf ist kurz und fürchterlich. Das Karree wird gesprengt, der verwirrte Gegner mit der blanken Waffe zu Tausenden hingeschlachtet, das ganze Heer vernichtet. In Siegesglorie, mit reicher Beute, kehrt Mohammed Achmed nach El Obeid zurück. Alles wirft sich vor dem Geweihten Gottes nieder. Der ganze östliche Sudan flammt auf.

Wem drängt sich hier beim Untergange Hicks Paschas nicht der Vergleich zwischen Mahdisten und Hussiten auf? Ganz so wie den ägyptischen Truppen erging es den in Böhmen eindringenden Ritterheeren bei Taus und Deutsch-Brod. Die Ähnlichkeiten sind überraschend, soweit die Stimmung, die seelische Verfassung und die Motive der Kämpfenden in Frage kommen. Nur daß damals die Ritter die alte und überlebte Kriegstechnik darstellten, während hier die Ägypter besser und moderner als ihr Gegner bewaffnet waren. Aber auf diesen Unterschied kommt nichts an. Entscheidend ist, daß damals in Mitteleuropa wie heute im Sudan der Mensch dieselbe seelische Struktur hatte. Stufenpsychologie, nicht Rassenpsychologie! . . . .

Ende 1883 und Anfang 1884 fallen die letzten Bollwerke der Regierung in Darfur: Dara und El Fascher, und bald darauf kapituliert auch der Gouverneur der Bahr-el-Ghasal-Provinz. Interessant ist dabei das Verhalten des Mahdi gegen den Österreicher Slatin Pascha, den Kommandanten von Dara. Dieser faßt nach langem Zögern, als die letzte Hoffnung auf Entsatz geschwunden ist, den Entschluß, als Mohammedaner den Mahdi anzuerkennen. Er unterhandelt und bekommt die Erwiderung, ihm solle verziehen werden. Darauf ergibt er sich und wird zunächst als Gefangener nach Rahat geschickt. Dort begrüßt ihn der Chalifa, dann der Mahdi selbst: „Gott hat dich bekehrt, diene jetzt mir, wie du deinem früheren Herrn gedient hast!" Slatin muß Treue schwören, gilt nun als Anhänger und wird bald darauf sogar in die Leibwache des Chalifa aufgenommen. Daß er dann später von diesem mißtrauischen und launenhaften Manne monatelang in Ketten gehalten wird, ist nicht die Schuld des Mahdi. Im Gegenteil, Mohammed Achmed bleibt auch auf dem Gipfel der Macht immer freundlich und wohlwollend, selbst Züge echter Großherzigkeit fehlen nicht. Als um diese Zeit sein früherer Scheich Mohammed Scherif, mit dem er sich so dramatisch entzweit hatte, als Büßender zu ihm kommt, nimmt er ihn ehrenvoll auf, läßt alles Vergangene ruhen und beschenkt ihn reich mit Pferden und Sklavinnen.

Unterdessen ist der Mann in Chartum eingetroffen, von dem allein die ägyptische Regierung und das hinter ihr stehende England die Rettung der Lage erhofft: Gordon, der frühere Generalgouverneur und Organisator des Sudans. Um den drohenden Zusammenbruch abzuwenden, macht er dem Mahdi das Anerbieten, ihn als Sultan von Kordofan anzuerkennen. Aber stolz weist sein Gegner dies zurück; er hat Größeres im Sinne als den Dynastenehrgeiz nach Thron und Herrschaft. Bald darauf fällt die Nilstadt Berber, Gordon sieht seine Verbindung mit Ägypten unterbrochen. Und nun wendet sich der Mahdi endlich gegen Chartum selbst. Im August

marschiert er von Kahat ab, immer mehr wachsen seine Scharen an, Fanatismus und Beutegier rufen eine wahre Völkerwanderung hervor. Da wird ihm zum zweiten Male ein wichtiges Anerbieten gemacht, aber von einer ganz anderen Seite her.

Ein Europäer wird vor ihn gebracht, ein Franzose, der sich Olivier Pain nennt, ein sehr unternehmungslustiger Herr. Er ist Mitarbeiter der „Indépendance", ein Kollege von Rochefort, eigens aus Paris herübergeeilt, um sich den furchtbaren Feind des britischen Rivalen in der Nähe anzusehen und eventuell Verbindungen zu knüpfen. Er kommt auf eigene Faust, aber natürlich kennt „man" seine Pläne und wartet nur ab, ob dabei greifbare Vorteile herausspringen werden. Doch auch die Engländer wittern das Politische des harmlosen Reisenden und machen ihm Schwierigkeiten. Da bricht er heimlich von Esneh auf, gelangt auch glücklich nach Kordofan, trifft den Mahdi schon auf dem Marsche gegen Chartum und bietet ihm geradezu französische Hilfe an. Aber der Geweihte Gottes weist ihn ab. Er will keine Hilfe von den Ungläubigen annehmen, er vertraut allein auf Allah und den Propheten. Nirgends tritt so klar wie hier zutage, wie er im Grunde seines Wesens aller berechnenden Politik fernsteht. Ja, es ist, als ob er fühle, daß sein Kampf der europäischen Zivilisation überhaupt gelte, und daß er, die Verkörperung der orientalischen Menschheit und ihrer ehrwürdigen Kultur, dem fremden Geiste auch nicht die geringste Konzession machen dürfe, ohne den Wert und die Bedeutung seiner eigenen Sendung zu trüben und herabzusetzen.

Was Olivier Pain persönlich anbetrifft, so ergeht es ihm nicht besser als seinem Vorhaben. Er darf nicht wieder nach Ägypten zurück, da er im Lager zu viel gesehen und gehört hat. So mit Gewalt zurückgehalten, wird er von Tag zu Tag niedergeschlagener, erkrankt schließlich und stirbt noch vor Ablauf des Jahres. Als der Mahdi von der Krankheit erfährt, läßt er dem Franzosen durch Slatin fünf ägyptische Pfund überreichen, während der Chalifa nicht das Geringste für den Bedauernswerten tut und sich über das Geschenk seines Gebieters nur ärgert.

Indessen hat die Belagerung von Chartum begonnen. Auch hier ist der ernste und milde Grundzug im Charakter des Mahdi nicht zu verkennen. Er will unnötiges Blutvergießen vermeiden. Slatin muß auf sein Geheiß einen Brief an Gordon mit der Aufforderung zur Übergabe schreiben. Aber der Österreicher gehorcht nur scheinbar, faßt den Brief in deutscher Sprache ab, schildert die schwachen Seiten der Rebellenmacht und fordert Gordon auf, entschlossen auszuhalten. So kommen die Unterhandlungen natürlich nicht in Gang; Slatin gerät in Verdacht und wird vom Chalifa in Eisen gelegt. Mitte Januar 1885 fällt das Fort Omderman, der Brückenkopf auf der linken Nilseite. Und als nun von Norden ein Entsatzheer heranmarschiert und über die ihm entgegengeworfenen Derwische Erfolge davonträgt, da beschließt der Mahdi unverzüglich den Sturm auf Chartum selbst. Im Morgengrauen des 26. Januar dringen seine Scharen vom Ufer des Weißen Nils her, wo ein trockener Landstreifen und unvollendete Befestigungen die beste Möglichkeit bieten, in die Stadt ein. Die Mutlosigkeit der Besatzung ebnet ihnen den Weg. Sie stürmen rasch nach dem Regierungsgebäude. Gordon, der ihnen auf der Treppe entgegentritt, wird durch einen Lanzenstich getötet, sein Kopf dem Mahdi überbracht. Aber dessen Worte zeigen deutlich, daß er an dieser landesüblichen Roheit keinen Anteil hat. Nichts von Befriedigung, nichts von Grausamkeit. Nur ein Bedauern: er hätte lieber den lebendigen Gordon, um ihn gegen Arabi Pascha (den Aufrührer von Alexandrien) auszutauschen.

Auf die Kunde vom Falle Chartums zieht sich das englisch-ägyptische Entsatzheer wieder nach Norden zurück. Der Sudan wird vorläufig aufgegeben. Mohammed Achmed, der ehemalige Derwisch, ist unbestrittener Herr der weiten Lande von Abessinien bis Darfur und bald auch nilaufwärts bis an die großen Seen hin. Aber

innerlich bleibt er der Alte. So begnadigt er Slatin und läßt sich von ihm nochmals das Treugelöbnis ablegen. Freilich muß dieser dabei erklären, als nunmehriger Moslim auf Austausch zu verzichten, und bekommt eine Sklavin zugewiesen, die er heiraten muß; denn „ein Mann ohne Nachkommen ist wie der Dornstrauch, der keine Früchte trägt“ . . . . . Auch gegen den Pater Ohrwalder und einige europäische Schwestern, die in seine Hand gefallen sind, benimmt sich der Mahdi würdig und milde. Zuerst versucht er sie zu bekehren. Als sie sich standhaft weigern, achtet er doch ihre Überzeugungstreue und begnadigt sie ebenfalls.

Es ist nun schwer zu entscheiden, ob er mit der Befreiung des Sudans seine Aufgabe als erfüllt angesehen hat, oder ob seine bisherigen Erfolge ihm nur als Vorstufe zu größeren erschienen sind. War es nur ein kurzes Ausruhen, ein Atemholen und Kräftesammeln — diese Untätigkeit in den nächsten Monaten? Ist er wirklich bei der Absicht fest geblieben, die ganze Welt des Islam nach seinen Ideen umzugestalten und in vollstem Sinne der Nachfolger des Propheten zu werden? Oder beginnt er, von seinen Erfolgen gesättigt, in üppigem Genußleben zu erschlaffen? Sicher ist, daß er in der letzten Zeit viel beleibter wird und in seinem Harem die Freuden der Liebe in reichem Maße auskostet. Auch bei ihm ist eben wie in zahlreichen anderen Fällen leidenschaftliche Frömmigkeit und gläubige Inbrunst mit starker Sinnlichkeit verknüpft. Daran ist nichts Befremdendes, es paßt zu seinem ganzen Wesen. Ungünstig für ihn ist nur, daß er keine Gelegenheit mehr fand, sich zum Bewußtsein seiner großen Sendung aufs neue zu erheben. Schon fünf Monate nach dem Falle Chartums rafft ihn der Typhus dahin. Sein Körper, allerdings verweichlicht und geschwächt, vermag der Krankheit nicht mehr genug Widerstand zu leisten, die Mittel der sudanesischen Kurpfuscher tun das Übrige, und der ägyptische Arzt Hassan Seki getraut sich nicht, ihm Medizin zu geben, da er im Falle schlimmen Ausgangs als Mörder verdächtigt werden könnte. Der Sterbende bestimmt noch den Chalifa Abdullahi zu seinem Nachfolger und verscheidet bei vollem Bewußtsein, unter wiederholtem Glaubensbekenntnis. In einfachster Form wird er im Sterbezimmer begraben, die Leiche mit Ziegeln und Erde bedeckt, Wasser darauf gegossen, die Fatha gebetet. Seine Frauen erheben trotz des Verbotes ein großes Wehklagen, und bald verbreitet sich die fromme Legende, er habe aus Sehnsucht nach Gott freiwillig die Welt verlassen. Erst später wird ihm in Omderman ein Grabmal errichtet.

Das Bild des Mahdi rundet und vertieft sich noch durch seine Lehre. Sie erst zeigt mit aller Deutlichkeit, daß es ihm stets viel mehr auf die Reinigung der Religion ankam, als auf persönliche Macht und Ehre. Ein herber, sittlicher Ernst zieht sich durch alle seine Vorschriften hindurch. Immer betont er die Nichtigkeit aller irdischen Freuden und duldet keine äußeren Rangunterschiede: alle tragen wie er selbst die einfache „Giubbe“; seine eigene ist sogar geflickt, wenn auch sauber und nach Wohlgerüchen duftend. Überhaupt strebt er nach Zusammenfassung, Schlichtheit, Vereinfachung und zeigt sehr deutlich den Sinn für das Wesentliche, diesen charakteristischen Zug des genialen Menschen. Die vier Masahib (Sekten) der Mohammedaner, die in allerlei Ritualformen voneinander abweichen, vereinigt er und bringt sie sozusagen auf die Formel. Er führt Neuerungen beim Gebete ein, vor allem macht er die Hochzeitsfeiern einfacher und erleichtert dadurch den Armen die Eheschließung, wie er denn diese getreu dem Geiste des Korans überhaupt in jeder Weise zu fördern sucht. Selbst seine Gefangenen veranlaßt er zu heiraten und gibt ihnen sogar Geld dazu.

Den Anschauungen, die er schon als Derwisch gegen seinen Scheich vertreten hat, bleibt er auch auf der Zinne des Erfolges getreu. Tanz und Spiel vertragen sich nach seiner Meinung nicht mit der Würde und dem Ernst der Glaubenskämpfer; auch

Tabak und Dattelwein verbietet er streng. Ebenso werden die Totenmahle und Totenklagen untersagt, besonders aber alle Schimpfworte — und das will bei Orientalen etwas heißen! Vieles erinnert hier an die radikalen Calviniſten und Puritaner unſerer Reformationszeiten. Aber die Strafen ſind am Nil doch noch ein gut Teil härter und abſchreckender: Peitſchenhiebe, Feſſelung, Vermögenskonfiskation, in ſchweren Fällen Verluſt von Fuß und Hand. Die eingezogenen Strafgelder fließen ebenſo wie ein Teil der Beute und der Ertrag des Zehnten in die öffentliche Kaſſe, den „Bet el Mal“. Beſonders ſchwer geahndet wird e i n Verbrechen: der Hochverrat, das heißt der Zweifel an der göttlichen Sendung des Mahdi. Darauf ſteht Tod oder Verſtümmelung.

Überhaupt iſt der heilige Mann in dieſem Punkte unerbittlich; hier kommt der Teufelsfuß des Fanatismus zum Vorſchein. Seine geiſtige Herrſchaft über ſeine Anhänger darf durch nichts in Frage geſtellt werden. Um alle fremden Einflüſſe fernzuhalten, wird ein Truppenkordon um das ganze Gebiet gezogen und ſogar die Wallfahrt nach Mekka verboten. Wo Er weilt, da iſt die heilige Stätte; dahin mögen die Gläubigen pilgern! Eiferſüchtig wacht er darüber, daß keine andere Lehrmeinung neben ſeiner aufkommen kann. Nur der Koran wird geduldet, alle anderen religiös-wiſſenſchaftlichen Bücher verbietet er ſtreng, ebenſo alle theologiſchen Studien, alle Geſetzeskunde. Die Schriften darüber läßt er verbrennen. Er allein nimmt die Fähigkeit in Anſpruch, den Koran zu erklären und den Willen Allahs den Gläubigen kundzutun. Er predigt viel, ſpricht packend, leidenſchaftlich, mitreißend; es kommt vor, daß er dabei erregt in Tränen ausbricht. Die Menge hängt an ſeinen Lippen. Wenn er über die Nichtigkeit des Lebens, die religiöſen Pflichten, die himmliſche Glückſeligkeit redet, werden die Herzen weiches Wachs in ſeiner knetenden Hand.

Wer ſich ihm gelobt, muß die „Baia“ ſchwören. Ihr erſter und wichtigſter Punkt iſt das Glaubensbekenntnis an Allah, den Propheten und den Mahdi. Dann folgt das Verſprechen, Gott zu vertrauen, nie an ihm zu zweifeln, weder zu ſtehlen noch die Ehe zu brechen, weder Falſchheit zu üben noch Wohltaten mit Undank zu vergelten, ferner der Eitelkeit der Welt zu entſagen und ſich der Pflicht des Glaubenskrieges nie zu entziehen.

Daß er ſelber nicht immer auf der Höhe ſeiner eigenen Forderungen ſteht, läßt ſich nicht leugnen; aber dafür iſt er ein Menſch mit ſeinem Widerſpruch und ſeinen Schwächen. So wendet er einige Male allerlei kleine Mittel an, um ſich den Nimbus des alleswiſſenden Seelenprüfers zu verſchaffen, ſagt dem Gefangenen Mohammed Paſcha Said die Stelle, wo der ſeinen Schatz verborgen hat (die ihm natürlich durch Verrat bekannt geworden iſt), und läßt ſpäter bei einer ähnlichen Gelegenheit die Wundermär verbreiten, der Prophet ſei ihm erſchienen und habe ihm den Sachverhalt aufgedeckt. Während er in der Öffentlichkeit den Gläubigen mit beſtem Beiſpiel vorangeht und die Grundſätze der Einfachheit, Demut und Geſetzesſtrenge ſelber peinlich befolgt, zeigt ſein Privatleben, wie ſchon angedeutet, in den letzten Monaten vor ſeinem Ende manchen ſtörenden Flecken. Er und der Chalifa laſſen ſich Häuſer bauen, um Geld und Weiber den Blicken der neidiſchen Menge zu entziehen. Man ſagt ihm Ausſchweifungen und Völlerei nach, und Slatin wirft ihm in ſeiner Schilderung geradezu Heuchelei vor. Aber das geht zweifellos viel zu weit. Heuchelei wäre bewußte Täuſchung, zweierlei Maß ſich und den anderen gegenüber, abſichtliche Verwendung der Religion als Deckmantel für irdiſche, allzuirdiſche Vorteile und Genüſſe. Und davon kann keine Rede ſein. Derſelbe Slatin rühmt ihm ja oft genug Züge wirklicher Güte und ſittlichen Ernſtes nach, ſpricht von der hinreißenden Wirkung ſeiner Predigt. Nein, ſolche Handlungen können nur Entgleiſungen ſein, Mängel und Schwächen, wie ſie bei einem Menſchen, der ganz aus dem Gefühl, aus innerer Leidenſchaft heraus lebt, und der von kalter Moralität nichts weiß, nur zu

natürlich sind. Auch in ihren Schattenseiten offenbart sich eine wuchtige, machtvolle, triebstarke, subjektive Persönlichkeit.

Ein solcher Mann kann im Orient, wenn sonst die Umstände gerade nicht sehr ungünstig sind, jederzeit zu Macht und Bedeutung kommen. Eben weil das Seelische, das er weckt, und das ihn emporträgt, nicht an der Oberfläche liegt und gewöhnlich unsichtbar ist, erscheint dann sein Auftreten völlig unvorbereitet, unerwartet, geheimnisvoll, rätselhaft. Bei uns sind alle Kräfte des öffentlichen Lebens viel mehr bekannt, übersehbar, organisiert — dort unbewußt, dunkel, gärend und zu Explosionen neigend. Bei uns ist die stärkste und tiefste der seelischen Kräfte, die Religion, nur noch für das Innenleben des Einzelnen von wirklicher Bedeutung, während sie im Orient heute noch das Gemeinschaftsleben beherrscht und daher staatenbildend auftreten kann. Den Beweis haben im achtzehnten Jahrhundert die Wahhabiten, Ende des neunzehnten eben die Mahdisten geliefert. In Europa dagegen sind solche Zustände und Vorgänge nur für das Mittelalter bezeichnend.

Nun könnte man einwerfen, der Mahdismus sei nur eine vorübergehende Erscheinung gewesen, und allerdings hat ja der durch ihn begründete Staat kaum fünfzehn Jahre bestanden. Aber die Gründe dafür liegen weder in der Person seines Stifters noch in den psychischen oder sozialen Verhältnissen der heutigen orientalischen Menschheit, sondern sie sind ganz und gar außerhalb des morgenländischen Kulturkreises zu suchen.

In der Tat ist nicht einzusehen, warum Mohammed Achmed aus Dongola nicht auch auf die Dauer ähnliche weitreichende Wirkung wie sein großer Vorgänger Mohammed aus Mekka hätte haben können, wenn es auf orientalische Faktoren allein angekommen wäre. Beide haben bei ihrem Tode ihr Werk in etwa demselben Zustand, unvollendet, aber zukunftsreich, ihrem Nachfolger hinterlassen. Auch im Mahdismus hat der Schwung, die Begeisterung, der Expansionsdrang in voller Stärke weitergewirkt. Der Chalifa Abdullahi wurde dadurch befähigt, die gefürchtete Militärmacht der Abessinier vernichtend zu schlagen, und hätte zweifellos auch Ägypten überrennen und damit die entscheidende Stellung in der Welt des Orients erringen können, wenn ihm hier nicht ein Hindernis entgegengetreten wäre, das es für die Kalifen des siebenten Jahrhunderts in dieser Form noch nicht gab: die brutale, massive, ungeheuere Überlegenheit der abendländischen Kriegstechnik.

Der Mekkaner wie der Mahdi, beide sind im letzten Grunde weltgeschichtliche Reaktionen des orientalischen Geistes gegen den der westlichen Zivilisation. Damals hieß der Hauptfeind Rom-Byzanz, heute England. Auch damals war der Gegner technisch und wirtschaftlich weiter; aber dieser Vorteil war noch nicht so groß, daß er durch den kriegerischen Fanatismus der neuen Religion nicht mehr als ausgeglichen wäre. Diesmal aber ist der Unterschied grade in der militärischen Technik zu gewaltig, ist die Rüstung des Feindes zu furchtbar. Und so verbluten die wilden Scharen des Chalifa vor den Maschinengewehren und Schnellfeuergeschützen Kitcheners. Der Mahdismus bricht zusammen, der letzte Heldenkampf des Orients ist ausgefochten, die Zivilisation triumphiert.

Damit sind auch die Tage des Islams gezählt, wenigstens des Islams im alten und strengen Sinne. Denn er bedeutete eben Mittelalter, das heißt Vorherrschaft der religiösen Idee im öffentlichen Leben, Zurücktreten des Politischen und Wirtschaftlichen. Der Staat selbst ist ja im Islam grundsätzlich und eigentlich nur eine Religionsgemeinschaft, eine deutliche Parallele zu unserem Universalismus vergangener Zeiten, zur „Civitas dei“. Aber in Zukunft, unter dem Einfluß des modernen Europa, wird er wie bei uns ein nationalistischer und kapitalistischer Wirtschaftsorganismus werden. Der ideell noch immer vorhandene Zusammenhang der Länder von Marokko bis an den Indus lockert sich unaufhaltsam; schon sprengt hier

und da der Nationalismus das alte gemeinsame Band der Religion, und wo der Europäer schon länger herrscht, da folgt ökonomische Blüte, aber auch kultureller Verfall. Überall wird rastlos zivilisiert, überall macht sich der „Fortschritt" bemerkbar: Eisenbahnen und Hotels, Presse und Kino, höchst moderne Verfassungen und Reformen aller Art. Der Weltkrieg hat diese Entwicklung nur beschleunigt. Das türkische Reich liegt in Trümmern, und wenn dem Sultan das Kalifat aus den Händen gleitet, so sinkt das Symbol der alten Glaubenseinheit, der letzte Rest früherer Weltmacht dahin. Auch die „modernen" Bewegungen in Ägypten, Syrien und dem mohammedanischen Indien, die ihre Spitze gegen die europäische Fremdherrschaft richten, können darüber nicht hinwegtäuschen. Ihre Vorkämpfer streiten unter dem Banner der nationalen Idee und zeigen schon dadurch ihre Abhängigkeit von westlicher Geistesart. Selbst wenn diese Intellektuellen Erfolg haben sollten, so würde das nur bedeuten, daß der alte Einheitsgedanke des Islams neuen Staaten Platz macht, die ihrer ganzen Struktur nach mehr europäischen als orientalischen Charakter haben, wenn sie auch zunächst nur mehr oder weniger verzerrte Nachahmungen ihrer Vorbilder sein könnten.

Mit einem Worte: dann wird der Orient aus einer selbständigen und höchst eigenartigen Kulturwelt zu einem Anhängsel der abendländischen Zivilisation geworden sein, zu einem nur noch geographischen, nur noch räumlichen Begriff. Es wird ihm wie einem seiner edelsten Erzeugnisse, dem Teppich, gehen: das schlechthin Unvergleichbare, die Qualität, das Bodenständige verschwindet unaufhaltsam, und die Fabriken des Westens liefern „Ersatz". Dann muß sich auch die orientalische Seele ändern, indem sie sich rationalisiert, bewußter und intellektueller wird. Ihr früheres Wesen wird nur noch in den Tiefen des Volkslebens ein Schattendasein führen, und der aufgeklärte Journalist in Beirut oder Kairo, bald auch in Bagdad oder Teheran wird der düsteren und gewaltigen Erscheinung des Mahdi Mohammed Achmed ebenso verständnislos gegenüberstehen wie sein heutiger europäischer Kollege den großen Gottesstreitern unseres Mittelalters.

Peru *)

Von

Ebbe Kornerup

Ebbe Kornerup, Maler, Schriftsteller und Weltumsegler, von Geburt Däne, dem aber die ganze Welt zur Heimat geworden ist, hat in allen Weltsprachen über das, was er in fremden Zonen gesehen und erlebt hat, eine Reihe von Büchern veröffentlicht, die, ausgestattet mit köstlichen Photographien, farbig, hinreißend im Tempo von der Welt erzählen, von der uns jetzt schon mehr als sechs Jahre trennen. Kornerup will der besten deutschen Jugend, die sich im Kriegserlebnis männlich bewährt hat, Möglichkeiten der Tat in jenen fernen, wenig besiedelten Ländern zeigen, wo auf einem Gebiet, das ebenso groß ist wie Spanien, Portugal und Frankreich zusammengenommen, alles in allem fünf Millionen Menschen wohnen und gar nicht imstande sind, die Schätze des Bodens zu heben, nach denen die Menschheit in den andern Weltteilen schmachtet.

Kornerup ist eine höchst eigenartige Persönlichkeit. Seine Liebe ist die große, freie Natur, ist Wandern und Forschen. Gesund und kraftvoll sind seine Bücher, ob er über Südamerika, über Australien, Afrika oder Asien schreibt. Er gehört innerlich zu der neuen Generation, die ihre Stoffe nicht in der Stube oder im Straßenleben, sondern draußen in

*) Berechtigte Uebersetzung von Else von Hollander.

der weiten Welt sucht. Gustav Wied nennt ihn den „Erneuerer der Reiseschilderungen", den dänischen Pierre Loti. Knut Hamsun sagt von seinem Buch „Heiße Zonen": „Das Buch ist für mich voller Schönheiten, es ist eine ganz glänzende Reiseschilderung, unruhig, heiß, malend. Ich habe sie hier in Hamarøy gelesen, halbkrank und elend, wie eine Welle durchströmte es mich bei der Lektüre."

Die friedlichen Eindrücke seiner ersten kurzen Kindheit in einem Elternhause, wo an den Wänden gute Bilder hingen, wo man Zeit hatte, Kunst und Literatur zu pflegen, hat Kornerup ergänzt durch sein starkes Leben. Er hat die sieben Meere durchpflügt, ist in allen Weltteilen durch die Luft geflogen, über Berge und Seen, hat sich durchgeschlagen, so gut er konnte, ist auf dem Kamel durch Wüsten geritten, hat auf der Steppe bei seinem Pferde geschlafen, den Sattel unterm Kopf, ist mit den Wilden auf gelben Flüssen zwischen den Riesenbäumen der Urwälder dahingerudert. Er hat sein Leben auf dem Gipfel tätiger Vulkane aufs Spiel gesetzt, wenn andere nicht hinaufzugehen wagten. Er hat in den Großstädten gehungert, in den Parks des Nachts geschlafen, wenn das Geld ausgegangen war, hat alle möglichen Arbeiten verrichtet und dann wieder wie ein Prinz gelebt. Er hat eigene Karawanen durch die Wüste ausgerüstet — nach dem Zentrum Australiens, wo kein Weißer vor ihm gewesen war. In Indien hat er als Hindu gelebt, nach der Landessitte gekleidet, unter den Arabern hat er sich im Burnus bewegt. In Japan und China war er Japaner und Chinese, in Amerika Cowboy.

Ebbe Kornerup, der Dichter der Tropen, strömt sein Temperament in Gemälden, Büchern, in Prosa und Gedichten aus. Ihn selbst von seinen Reisen erzählen zu hören, wirkt seltsam erregend, er explodiert, dichtet, malt so lebendig, daß seine Reisen mit der Kraft eigenen Erlebnisses auf uns wirken.

Die Schriftleitung.

Geographisches von Peru

Peru besteht in klimatischer Hinsicht aus vier verschiedenen Ländern. Die Höhenverhältnisse, die Alpen oben im Lande in Gemeinschaft mit dem kalten Humboldt, dem Gegensatz unseres Golfstroms, bestimmen seinen Charakter. Spanien, Portugal und Frankreich zusammen haben erst die Größe von Peru, und es hat fast fünf Millionen Menschen — Indianer und Nachkommen der Spanier.

Wenn man zu Schiff nach Peru kommt, trifft man zuerst die Küste — La Costa — die eigentlich ein Land für sich ist; im Norden ist sie ihre fünfzig, weiter südlich hundert oder einhundertundfünfzig Kilometer breit, und sie ist über zweitausend Kilometer lang, das heißt eine größere Entfernung, als von Berlin nach dem Nordkap. Eine Küste mit starker, ozonhaltiger Luft und frischen, salzigen Winden vom Meer — eine Küste zwischen dem vierten und dem achtzehnten Grade südlich vom Äquator — mit tropischer Hitze und doch mit kühler Brise wie auf dem Mittelmeer; wenn man badet, spürt man besonders den eisigen Humboldt.

Obwohl die Luft hier feucht und heiß sein kann und dichte Nebel die Sonne in einen zitternden Dunst hüllen, stechend, nervenaufreizend, ist das Charakteristischste an der Küste die Kühle der Luft, der hohe Himmel, der fast immer blau ist, und eine sehr milde Temperatur.

Die Küste von Peru ist bedeutend kälter als die Brasiliens auf dem gleichen Breitengrade. Im übrigen ist die Küste sandig und ziemlich steil mit meilenlangen Klippen aus Sandstein, Bryozokalk oder kristallähnlichen Bildungen, hier und da auch Granit.

In diesem Lande regnet es nie, aber wo die Wasserläufe der Kordilleren sich ihren Weg bahnen, sind fruchtbare Oasen, schmale Täler mit einer tropisch üppigen Vegetation.

Hier sind auch Hügel von Guano, hundert Jahre altem Abfall von Vogelkolonien, aber jetzt, da der Guano exportiert wird, sind die Vögel verscheucht. Hier sind Wüsten mit Magnesia, ohne jede Vegetation. Man fährt an der Küste entlang und sieht nur gelben Sand, gelbe, kahle Felsen und dann den Guano wie helle Flecke oder weiße Streifen von Borax.

Gibt es auf unserer Erde ein einförmigeres, unfruchtbareres, herberes Gestade als die hügelige Küste von Peru? Wenn Meer und Küste die Nerven umschlingen, ertrinkt man so vollständig in der großen Natur, daß man aufhört, Individuum zu sein, eins ist mit der Einöde.

Eine Wüste, die eigentlich sehr fruchtbar ist und in alten Tagen zur Zeit der Inkas bebaut wurde. Verblüffend leicht läßt sich dies Land durch Überrieselung mit Flußwasser in üppige Oasen umwandeln wie in Ägypten.

Hier hat das Wüstenterrain ein günstiges Gefäll, man kann in die Erde bohren und Quellen finden. Trifft man eine Wasserader, so quillt sehr bald die Vegetation hervor, wenn man nur das Wasser in Kanäle leitet und rechtzeitig sät und bewässert. Ein Reichtum quillt hervor wie in Ägypten. Man kann gut dreimal im Jahre ernten.

Im Wüstenlande ist die Luft trocken und saugt alle Feuchtigkeit auf wie Löschpapier. Diese Wüste und Gicht kann man sich nicht zusammen denken.

Quer durch die Wüste sind kurze Eisenbahnen angelegt, nur die hundert Kilometer, die das Land breit ist. Die Ernte aus den Oasen wird mit der Bahn in die Hafenstädte gebracht, und es sind reiche Ernten hier in Peru, man schwelgt in Zucker, in festem, weißem Reis, in Haufen von Baumwolle, gutem Tabak, starkem Kaffee und köstlichem, fettem Kakao, und der Umsatz rechnet mit großen Zahlen; eine Plantage nach der andern schießt aus der Erde, immer mehr Land wird in Benutzung genommen, und das heißt nur, daß man den Sand mit dem Pflug oder einer Egge ebnet, artesische Quellen bohrt, Gräben und Kanäle gräbt und Deiche und Schleusen anlegt. Wenn man dann sät, schwelgt man bald in grünen Farben, Mücken und Fliegen tauchen auf, und die Frösche quaken, fette Äcker duften, Äcker, die noch vor kurzem öde und tot waren.

Und die Farmer bekommen ihre Erzeugnisse gut bezahlt, die Waren werden nach den Vereinigten Staaten geschickt oder gehen über Panama nach England.

In diesem Lande liegen alle Hafenstädte, es sind Oasen draußen im Sand, mit einem Speiserohr neben dem andern, der Eisenbahn, die den Export von Peru bringt und den Import mit nach Hause nimmt. Und sie wachsen rasend, diese Städte am Stillen Ozean, sie wachsen tropisch, Städte, die man vor dem Kriege nicht kannte, sind heute schon ziemlich groß, und es wird nicht viele Jahre dauern, bis Callao und Mollendo weltbekannt sind.

Hundert Kilometer, nicht weiter, dann enden die meisten Bahnen, denn im Osten steigt das Land plötzlich Tausende von Fuß in die Höhe und geht in das zweite Land Perus über — das Despoblado.

* * *

Das zweite Land — das Despoblado — ist von dem Küstenlande durch die Kordilleren getrennt, die so hoch sind wie die Alpen Europas — dies ist die grüne Wüste — eine öde Hochebene, fast ganz unbewohnt. Es ist schwer, hinaufzukommen, es gibt sehr wenige Pässe in den Kordilleren. Nur an zwei Stellen bricht die Bahn durch und fährt in die Ebene hinein.

Die Ebene ist doppelt so breit wie das Küstenland.

Schneidende, beißende, eisige Stürme jagen über das Land, und die Luft ist so rein und so dünn, daß man keuchend nach Atem ringt, wenn man vom Meere heraufkommt.

Weil wir aber dem Äquator so nah sind, brennt die Sonne mitten am Tage sehr heiß.

Wenige Hütten liegen in der Nähe der Pässe, sonst dehnt sich die Wildnis bis an das dritte Land.

Das Despoblado ist aber trotz all seiner Verlassenheit mit das Interessanteste in Peru, allein schon der wandernde Sand oder die Kaktusflora, die gelben Füchse oder die seltsamen Halbmondformationen der Sanddünen genügen, es anziehend zu machen.

Ein Land, das bei Tage und bei Nacht in einzigartiger Weise gegensätzlich ist.

Aber über die Ebene jagt der Expreß, und die Pfähle, die die Inkas in den Sand gerammt hatten, um leichter den Weg zu finden, sind jetzt verwittert.

* * *

Endlich kommen wir in das dritte Land und steigen tief hinunter auf eine neue Hochebene, „das Anden-Hochplateau", mit den meilenweiten Weiden, den wilden Vicuñas, dem Kondor und den trabenden Pferdekarawanen — das Land der Indianer — das Lamaland — das alte Land der Inkas.

Das Hochplateau der Anden ist im Osten von den Anden eingerahmt, das sind die höchsten Alpen, mit Gipfeln, die einsam emporragen und ewig mit Schnee bedeckt sind. Mächtige Kraterkessel liegen wie hohle Zähne in dem festen Kiefer der Anden, und an vielen Stellen steigt der Widerschein von Feuer oder Rauch aus tätigen Vulkanen zum Himmel empor.

Hier oben auf den Alpen sind Gletscher und Eisfelder, hier entspringen die Flüsse, hier schmilzt die Tropensonne den Schnee und funkelt in wolkenkratzergroßen Eiszapfen. In diesen Regionen erlebt man von neuem die Tage der Schöpfung, der ersten Zeit der Erde.

Unten auf dem Hochplateau selbst, das übrigens recht hoch über dem Meere liegt, wohl an zehntausend Fuß, ist es dagegen nicht kalt, hier ist das gleichmäßigste Klima der Welt, aber im Winter, im Juni, kann Schnee fallen, obwohl die Durchschnittstemperatur 15 Grad Celsius beträgt.

Aber so verschiedenartig ist das Klima doch, daß die Indianer in den warmen Tälern Mais bauen, während sie oben auf den Berghängen auf den alten Inka-Terrassen Gerste und Hafer säen.

Die Hochebene ist eine direkte Fortsetzung des Hochplateaus von Ecuador und wie dieses quer von Osten nach Westen von niedrigen Hügeln oder kleinen Bergen durchzogen, die allmählich von Regen und Verwitterung weggewaschen sind und dazu beigetragen haben, die Ebene wellig und hügelig zu machen.

Auf dem Hochplateau weiden Zehntausende und aber Zehntausende von Schafen, das Gras ist saftig, große Moosschollen finden sich hier und höher hinauf Renntiermoos.

Wolle, das sind die Hochebenen. Und hier ist die Heimat der Lamas, man sieht sie unaufhörlich auf den antiken Inkawegen wandern. Die Hochebene ist das Wollland, das Kornland, das Land mit Fellen und Leder, aber es ist auch das Land des Kupfers, des Silbers, des Goldes, des Platins, des Petroleums und des Scheliths. Es ist die Heimat der Kartoffeln.

Hier oben sind Minen, die reicher zu sein scheinen als alle andern Bergwerke der Welt. Es ist das Land der jungen Ingenieure der Zukunft. Die Erzschätze der Hochebene sind die reichsten Südamerikas, besonders an Silber.

* * *

Östlich dieser riesigen Bergmassen, östlich der Anden, die eine Mauer um die Hochebene bilden, geht Peru zuerst steil abwärts und senkt sich dann allmählich nach Brasilien hinunter, und aus kühlem Klima reitet man in tropisch heiße, feuchte Urwälder hinab.

Man reitet in das vierte Land Perus — Montaña — Montaña, das dem Oriente Ecuadors entspricht und in jenes übergeht. — Die Waldregionen mit den vielen, reißenden Flüssen, den Gewässern, die von den Anden kommen. Montaña ist das Land mit den ganz wilden Indianern. Teils Stämme, mit denen man bis zu einem gewissen Grade verkehren kann, da die Missionare sie mit einer dünnen Schicht Zivilisation überzogen haben, teils Indianerstämme, die sich dem Eindringen des weißen Mannes absolut feindlich gegenüberstellen und Gift und Waffen zur Abwehr brauchen. Hier wächst die wundervolle „Madera de Dios", ein Baum, der ein solides, schweres und sehr schönes Holz liefert, besonders schön, wenn es poliert ist. Hier unten sind alle Gummiplantagen, die größten liegen in dem nördlichen Teil bei Iquitos.

Von den Kautschukplantagen bei Iquitos wird der Gummi auf den Marañon verschifft, einen Nebenfluß des Amazonenstromes, direkt nach England und den Vereinigten Staaten.

Aber es ist eine böse Gegend, es kommen noch heutigentags grauenvolle, mittelalterliche Verbrechen auf den Kautschukplantagen vor, genau so roh wie die Überfälle in Kongo. Die Arbeiter werden bis aufs Blut gepeitscht, ihre eigenen Felder verwüstet, nur um Leute für die Gummiernte zu bekommen.

Und außerdem gehen die Arbeiter in einer ewigen, seligen Coka-Narkose vom Cokablätterkauen umher.

Unten in Lima aber weiß man offiziell nichts von dieser Grausamkeit, denn wenn man von Lima nach Iquitos will, führt der Weg über See durch den Panamakanal um den Weltteil herum und dann in den Amazonenstrom hinein. Der direkte Weg ist fast unpassierbar. Einmal übers andere hat Lima Expeditionen ausgesandt, um „das Schlimmste" zu beseitigen, aber wenn die Expedition wieder fort ist, beginnen die Greueltaten von vorn. Es ist ein ausgezeichnetes Land für Mörder oder andere defekte Verbrecher. Hier können sie in Blut schwelgen. An diesen Orten wird denn auch der Ausschuß der Weißen mit Vorliebe angestellt. Jetzt ist in Iquitos eine Station für drahtlose Telegraphie eingerichtet, und sie hat viel bessere Ergebnisse als die Expeditionen, obwohl die Arbeiter den Telegraphen kaum benutzen dürfen.

Aber es gibt immer in der ganzen Welt in den tropischen Gegenden Leute, die leberkrank oder spleenig sind oder zuviel Galle und Gift haben und gern andern Leuten Böses antun, die bei Schlaflosigkeit nach dem furchtbaren Alpdruck heißer Nächte auf schlimme Rache an nichts ahnenden Mitmenschen sinnen, die vielleicht im Laufe des Tages zufällig ihre Peripherie gestreift haben. Hier in Iquitos benutzen solche Individuen dann den Telegraphen, um ihre Feinde anzuzeigen und auf diese Weise indirekt den schwarzen Arbeitern zu helfen.

In Montaña baut man Coka, aus dem das Alkaloid Kokain gewonnen wird, und man erntet auch Chinin in Plantagen. In den Flüssen ist hier Goldsand, den die Indianer in Flaschen sammeln.

Hier gibt es weder Wege noch Bahnen, nur getretene, unwegsame Pfade, die nur die Wilden kennen, ungesund ist es hier besonders zur Regenzeit, es ist eine ganz furchtbare Moskitogegend, wenn die Flüsse fallen und alles treibt und fließt in einem einzigen Sumpf.

Die Heimat des Tapirs, Gegenden mit Jaguaren und Pumas, Ameisenbären, Faultieren, Affen und Papageien, Wildschweinen und Gürteltieren, Schlangen, Skorpionen und Alligatoren, eine undurchdringliche Wildnis, Urwald, durch den man sich mit der Axt den Weg haut, und wo man unaufhörlich in Gefahr ist.

Aber es gibt auch Wälder mit wuchernden Orchideen und duftenden Lilien, mit

Kallas und wilden Fuchsien, Lippenblütlern und Zimt, Balsam und China, und mit Billionen von Insekten, die im Gestrüpp umherschwirren.

Was wartet hier nicht alles des weißen Mannes! Welche Möglichkeiten liegen hier verborgen, schlummernd in Urzeit, stinkend von Leichen — warten der Menschen, die nervös und kränklich, bitter und verstockt in dem morschen Europa hängen bleiben und das Leben vergeuden, das sie hier auf Erden nur einmal leben, es vergeuden in Krieg oder politischem Gezänk, statt auszubrechen und diese herrliche große Welt zu erobern, das umzuwandeln, was sie als Rohstoff vorfinden, und unsere Erde zu erweitern.

Peru gab Europa die Kartoffel, das Kokain, das Chinin, den Mais, den Tabak, die Schokolade und das Rhizinusöl. Das ist nicht wenig.

Die Eröffnung des Panamakanals hat für Peru größere Bedeutung gehabt als seinerzeit die Entdeckung Amerikas. Columbia, Ecuador, Peru und Chile sind Länder, von denen man in den nächsten Jahrzehnten viel hören wird. Bolivia wird später kommen, noch liegt es im Mittelalter, aber es hat ja keine Küste, nachdem Chile Arica und Antofogasta genommen hat.

Peru ist neben Marokko und Queensland das reichste Zukunftsland der Erde.

Die Inkas

Eigentlich bezeichnet das Wort Inka nur die Könige des Inka-Volkes, die oberste Richter, Gesetzgeber und Gott waren, heutzutage wenden wir den Namen auf das ganze hochkultivierte Volk an, das in Peru lebte, als die Spanier zum erstenmal nach Amerika kamen. Eine wie hohe Kultur sie in Wirklichkeit gehabt haben, davon kann man sich nicht leicht einen Begriff machen. Hier in Peru sind aber soviele Überbleibsel zu finden, daß wir uns ein Bild von ihrer Lebensweise machen können. Bekanntlich hatten sie keine Schriftzeichen, sondern benutzten Knoten in Garn, Zeichen, die das Gedächtnis der Gelehrten unterstützten — jetzt ist ein Teil der Geschichte mit den letzten ausgestorben, die Knoten lesen konnten. Genial aber waren sie auf viele andere Weise.

Die Wagschale kannten sie, und das Großartigste: die Inkas hatten den drahtlosen Telegraphen — ein paar Tonnen, gewöhnliche, ausgehöhlte Baumstämme mit Öffnungen wie Stundengläser, waren ihre Apparate; noch heute hat man unten in Lima im Museum gute Exemplare. Die eine Tonne dient zur Absendung der Telegramme, die andere fängt sie auf. Man schlägt auf die Tonnen und bringt Schallwellen hervor. Ein paar Schläge mit kurzen Hölzern auf die hohle Tonne bringen einzigdastehende Vibrationen hervor, so daß es kein Wunder ist, daß man sie in der Ferne im Aufnahmeapparat hören kann. Nun ist die Tonne außerdem nach vielleicht jahrhundertelanger Erfahrung konstruiert, jede Generation hat wohl das ihre dazugegeben, das Holz ist fest und doch von gleicher Elastizität wie Geigenholz; es ist auf irgendeine Art erwärmt oder getrocknet. Länge und Breite der Tonne, sowie ihre Kurven sind ihrem Zweck genau angepaßt; heutzutage kann kein Mensch etwas Ähnliches machen.

Besonders aber sind die Stundenglasöffnungen, die mit einer andern fingerbreiten Öffnung verbunden sind, genau berechnet.

Telegramme gingen von Cuzco nach Tiaguanaco oder bis nach Chile und hinauf nach Quito ebensoschnell wie Telegramme heutzutage, die erst aufgeliefert und ausgeliefert werden müssen und der Reihe nach expediert werden.

Auch Briefe gingen mit Eilboten bei den Inkas rascher als heutzutage mit der Eisenbahn, die Knotenbriefe wurden in einen hohlen Stock gesteckt und mit laufenden Boten abgesandt, von Hand zu Hand, für jeden Kilometer ein neuer Mann, der

eilig den Stock ergriff und damit zum nächsten weiterlief, der schon wartend bereit stand. Sie liefen auf den antiken Inkawegen, die noch heute vorhanden sind, über Bergpfade, durch Täler und über kühne Brücken. Und der Inka, der König in Cuzco, aß jeden Tag frischen Fisch aus dem Meer, der auf dieselbe Art über die Berge gebracht wurde. Heute dauert es mit dem Expreß zwei Tage, da der Zug in Juliaca Aufenthalt hat, während die Läufer damals Richtwege einschlugen.

Sie hatten auch Zahnärzte und Plombierung, die Nerven wurden mit glühenden Metallnadeln getötet, ein recht probates Mittel, und das Loch mit flüssigem Gold oder auch mit Legierungen gefüllt. Den Patienten narkotisierte man mit Kokain. In den Mumien, die man hier in Peru hat, sind in den meisten Fällen Plomben gefunden worden.

Die Mumien sind ebensogut erhalten wie in Mexiko oder in Ägypten, sie sind in feine, gewebte Leinwandtücher mit primitiven, sehr schönen und ganz originalen Mustern eingehüllt — Haut, Ohren, Nasen, Lippen und Haar sind gut erhalten — sie sitzen, die Beine an die Brust gezogen, von vielen Schichten feiner Leinwand umwickelt, bis das ganze zuletzt wie ein großes Auswandererbündel aussieht. Nahrung hatte man ihnen in einem Napf hingestellt, und einen kleinen Gott hatten sie bei sich.

Das Inka-Volk hatte Barbiere, die Kämme, Messer, Haarauszieher und Schminke anwandten, sie hatten Maler, Töpfer, Köche, Schauspieler, Wegearbeiter, da waren geniale Ingenieure, Ärzte, Metallschmiede, Gelehrte, die Astronomie und Geographie studierten, aber Kaufleute gab es nicht, man lebte in einem kommunistischen Staat, ohne Geld, ohne Handel und Zwischenhändler, ohne Kapitalisten, die von Zinsen leben. Aber von Priestern waren sie nicht frei, und Könige schmarotzten von dem Volke und verstanden gut zuzugreifen.

Die Inka-Tapeten, die gewebten Gobelins, erzählen von der Roheit der Könige, der Roheit der Zeit: da sieht man nämlich Gefangene in langen Reihen, mit Ketten um Hals und Fuß, und ein Inka streckt befehlend den Arm aus und läßt sie prügeln. Aber sonst muß man sagen, daß selten in der Geschichte eine so große Macht in der Hand eines Einzelnen, wie in der des Inkas, so wenig mißbraucht worden ist.

Und die Inkas schufen auch die Kleinsiedlerbewegung und führten sie in der Praxis durch, aller Grund und Boden war in Parzellen geteilt, jede Familie hatte ihren eigenen Grund und Boden und ihr eigenes Haus. Kranken oder Krüppeln, die selbst ihr Land nicht besorgen konnten, wurde es von andern zuerst bestellt. Das war Gesetz im Inkareiche. Aber die Leibeigenschaft band sie an den väterlichen Boden, und es wurde über Geborene und Gestorbene genau Buch geführt.

Aber obwohl die Inkas sagten: Ein Tier hat Gefühl, nicht Verstand, lebten sie in fast völliger Unwissenheit, gingen halbnackt, ein Fell umgeworfen, barfüßig und ohne Hut, und wohnten mit Vorliebe in Erdhöhlen — genügsam wie die Chinesen waren sie.

Der ganze Grund und Boden im Lande war in drei Teile geteilt, ein Drittel bekam das Volk zur Teilung, ein Drittel bekam der Inka, ein Drittel der Sonnengott, der Mondgott, der Gott der Sterne, des Blitzes und was die Mythologie nun erdacht hatte. Dies letzte Drittel aber nahmen natürlich die Priester, die ja seit Menschengedenken sich auf Kosten anderer gemästet haben — und Sonne, Mond und die elf Sterne kommen am Ende auch so zurecht.

Jedenfalls haben die Inkas damals in besseren ökonomischen Verhältnissen gelebt, als die Indianer heute. Man braucht ja nicht viel Land, um Brot für alle Menschen auf der ganzen Erde zu schaffen, wenn nur jeder Mann mit Hand anlegt.

Aber als Ingenieure setzen sie uns am allermeisten in Erstaunen; die Inkawege, gute, gepflasterte, solide Wege, sind noch heute erhalten, sie führen über so schwierige Hindernisse, daß man Jahrhunderte hindurch daran gearbeitet haben mag. Ein Inka

nach dem andern hat ein Stück an das andere fügen lassen. Die Königswege wurden benutzt wenn der Inka reiste und als gewöhnlicher Weg. Die Militärwege waren nur rohe Sprengungen und hatten Pässe für Notfälle im Krieg. Die Karawanenwege wurden für die Lamas benutzt, und die Postwege waren eigentlich nur Pfade, Richtwege in geraden Linien zwischen großen Städten.

Das Inkavolk hatte auch Archäologen, die das Prä-Inkavolk studierten, eins der allerälteſten Völker Südamerikas. Das Prä-Inkavolk lebte an den Ufern des Titicacasees lange vor den Inkas, fast viertausend Jahre in der Zeit zurück findet man ihre Spuren, und noch heutigentags fahren die Indianer auf dem Titicacasee mit den wunderlichen Schilfbooten der Prä-Inkas und ihrem chinesischen Prä-Inkasegel. Es waren nämlich Mongolen, ihr Schädel beweist es, ein Volk, das über die Beringstraße und Alaska hierher nach Peru gekommen war.

An den Berghängen des Titicaca liegen die wilden Felder, noch ist Getreide darauf, aber es wächst wild, noch finden sich Zäune und Gräben, aber so verwischt sind sie und verfallen, daß man ihre Spuren nur angedeutet sieht, wenn man einen Berghang betrachtet; bemerkbar sind sie vor allem durch Variationen in der Farbe und durch undeutliche Striche oder Linien. Diese Felder sehen aus wie Ausschlag oder Krätze auf einem Bergrücken. Es sind die antiken Prä-Inkafelder.

Hier sind auch Ruinen und ganze Städte aus jenen Tagen, die Steine sind mit so großer Schönheit und so bewußter Kunst ausgehauen, daß ihre Architektur die der Inkas übertrifft. Die Ornamente und die Zeichnungen in Stein sind noch heute vollgültige Kunst. Ihre Türen hatten Decksteine und gerade Seiten, nicht schräge, wie die der Inkas.

* * *

Die Sonne war der Gott der Inkas.

Sie beteten ihn unter freiem Himmel an, und in den Felsen bei Cuzco sind Stufen und Treppen und Absätze in den Tempeln, die alle nach Osten gehen. Tempel zur Aufbewahrung von Knotenschrift-Bibliotheken und Tempel des Mondes sind in Cuzco erhalten. Das Eigentümliche an ihrer Architektur ist die Art, wie die Steine zugehauen und zusammengefügt sind. Sie brauchten keinen Kalk oder ein anderes Bindemittel, die Steine sind so gut abgepaßt, so wunderbar zugehauen und gefeilt, daß sie sich aneinander fügen und zusammenschließen, daß es fast gar nicht zu sehen ist. Jedes einzelne Stück eines Gebäudes war vorher nach Zeichnungen zugehauen, und die Errichtung der Tempel war die allerletzte Abfeilung und Abpassung. Die Steine lagen fertig und numeriert da, der Grundriß war gezeichnet, das Fundament in einem Felsen ausgehauen.

Als ganz neue Motive in der Architektur schufen die Inkas die Balancesteine, die wie ein Architrav vorsprangen und Portale trugen, etwas Ähnliches, wie die Indianer in Yukatan in ihren Pyramiden haben; auch ihre Nischen sind original, sie sind nicht sehr tief oder sehr breit, sehen fast aus wie zugemauerte Fenster aus der Mönchszeit, aber viereckig ohne Rundbogen. Sie waren für Bibliotheken gedacht, in den Eckſteinen finden sich Löcher zum Festbinden der Knotenschriften. Löcher, die sehr genau ausgebohrt sind, und von deren Zweck bisher noch niemand eine Ahnung gehabt hat. Daß ihre Decksteine oft so groß waren, daß wir sie heutzutage nur mit Hilfe von Maschinen auf ihren Platz bringen könnten, setzt weniger in Erstaunen, das kennen wir schon von den Dolmen und von den Pyramiden; man schüttete Erde auf bis zur Höhe des Tempels und rollte die Steine hinauf, aber daß die Tempel diese phänomenal gut zusammengefügten Steine haben, ist etwas so Einzigdastehendes, daß wir es nur bei den Inkas hier in Peru finden.

Das Inkaland.

Der Expreß gleitet in gleichmäßiger Geschwindigkeit über die Hochebenen. Im Coupé sitzt Don Juan und spricht mit einem Franziskanermönch, der erzählt, daß er in Assisi gewesen ist. Vier Mann spielen Karten. Ein rotbackiger Oberst mit einem großen Schnauzbart ist der Partner eines bebrillten Pfarrers, der einen Papierkragen um hat und eine Zigarette nach der andern raucht; die andern Mitspielenden sind ein Bergingenieur aus den Kupfergebieten und ein goldplombierter Großgrundbesitzer, der schallend lacht, wenn er Pech hat, aber still ist wie eine Maus, wenn er gute Karten in der Hand hat.

Ob der Mönch nicht Lust habe, eine Partie zu spielen, da doch eine Art Kollege von ihm auch spiele, schlägt Don Juan vor, aber der Mönch lächelt nur fein — — ist Kartenspiel Leben? — — sagt er nur.

Im Wagen ist es kalt, richtig fußkalt, und draußen im Südschatten der Felsen liegt Reif.

Auf einer Station liegen Schneehaufen, die eben von den Bergen geholt sind — so nahe ist die Bahn der Schneegrenze. Die Knaben beginnen sofort eine Schneeschlacht. Von hier ist es nur eine Viertelstunde bis zum Schnee hinauf. Er liegt weiß in blendender Sonne, und rings um uns sind die strahlenden Berge der Anden.

Jetzt fährt die Eisenbahn am Rio Vilcanato entlang in einem wirklich ansprechenden großzügigen Tal, und jetzt folgen wir den antiken Inkawegen.

Wir sind im Inkalande.

Die Inkafelder ziehen sich in Terrassen die Berge hinan, und die Wege folgen dem Flußbett. Die Felder sind alle in Parzellen geteilt, und Indianer in roten Punchas pflügen mit Holzpflug und Ochsengespannen. Es sind genau die gleichen Felder, die ihre Vorfahren bebauten. Höher oben auf den Bergen, ganz oben auf den Hängen, stechen die Reste der antiken Felder von der wilden, unberührten Natur ab, nicht nur durch die Form, sondern auch durch die Farben. Dort oben wächst das Korn wild, und hier sind Überreste der alten verfallenen Steinabsätze. Wenn heute Menschen genug in Peru wären, würden diese Felder gepflügt werden. Die Inkas waren viel zahlreicher als die heute lebenden Indianer, die im übrigen ein gesundes, starkes und sehr fruchtbares Volk sind. Mütter pflügen, einen Schweif von Kindern hinter sich in den Furchen, überall sind Kinder. Kinder wühlen in der Erde und spielen an Zäunen und Gräben.

Man sieht auch merkwürdige Dörfer, die sozusagen aus Lehm und Erde mit Strohdächern aufgeworfen sind — hier wohnen die Indianer.

Und im Tal wachsen Roggen und Gerste, und das Vieh weidet in eingehegten Feldern, aber das Gras ist gelbgrau, und es ist büschelig und niedrig.

Gerste und Roggenfelder setzen sich fort, und die antiken Inkawege ziehen sich bergan oder folgen den Flüssen. Es gibt hier auch moderne spanische Städte mit maurischen Dachsteinen und weißen Kirchen, aber ohne Bäume.

Die Eisenbahn fährt auf ziemlich ebenem Terrain, das Tal wird wärmer, die Vegetation üppiger. Und jetzt tauchen Bäume auf.

Plötzlich gibt es einen gewaltigen Ruck, die Lokomotive pfeift laut — wir stürzen ans Fenster und blicken hinaus — vor uns auf dem Geleise trabt eine Schar Rinder im Schaukeltrab, den Schwanz nach hinten, als wollten sie durchgehen.

Wir halten und tuten und pfeifen, aber die Rinder bleiben unausgesetzt zwischen den Schienen; wir fahren langsam weiter, und es ist lustig zu sehen, wie ein Indianer in wilder Hast vor der Lokomotive herläuft — er läuft mit ausgebreitetem Rock, einem flatternden roten Burnus, wie ein Toreador und schreit mit der Lokomotive um die Wette.

Die Maschine läßt gleichzeitig nach beiden Seiten Dampf aus und heult und gellt, aber das Vieh ist dumm, es läuft nur um sein Leben, einen Kilometer nach dem andern.

Die Schienen bilden Kurven, bald blicken wir an einer, bald an der andern Seite aus dem Fenster — der Zug ist dem Indianer auf den Fersen, und er wieder dem durchgehenden Vieh — endlich kommt ein junger Stier auf die Idee, nach der Seite abzubiegen, und sofort folgen ihm alle andern hinauf auf den Berg, daß Steine und Geröll hinunterrasseln.

Und da oben stehen die Tiere schäumend vor Schweiß und glotzen dumm dem Zuge nach, der jetzt durch das Tal in die kommende Nacht hineinjagt nach Cuzco — nach der uralten Stadt der Indianer.

Leib und Seele

Von

Victor Franz

Zwar nicht jede Zeit war so geneigt wie die heutige, auch der Pflanze Beseelung zuzuerkennen, und für manches niedere organische Leben mag man zunächst bezweifeln können, ob in ihm Seelisches wohne. Doch hat im ganzen immer das Lebende als beseelt gegolten gegenüber dem Nichtlebenden, dem Unbeseelten, und man fühlt sich gedrängt, verschiedene Ausbildungsstufen der Seele, etwa vom ersten dämmernden Bewußtsein bis zur menschlichen Vernunft, anzunehmen. So etwa seit Aristoteles, der im vierten Jahrhundert vor Christus den Niederschlag rund dreihundertjähriger Wissenschaft mit eigenem Geiste und eigenem Wissen verarbeitete und formte und als Psyche oder Seele nicht mehr das wirksame Prinzip jeglichen Naturgeschehens hinnahm, sondern sie nur noch Lebewesen zuerkannte, und zwar allen. Wenn er lehrte, Pflanzen besäßen eine ernährende, Tiere aber eine umfassendere, zugleich empfindende Seele, höhere Tiere eine außerdem bewegende und nur der Mensch ein denkende, so sind das Anschauungen, die uns noch heute nicht ganz fremd anmuten. Das mag zum Teil darauf beruhen, daß auf diesem Gebiete aristotelisches Denken, da es im Mittelalter die Naturlehre fast ausschließlich beherrschte, in jener Zeit hinübergeleitet wurde in die damals noch viel mächtiger als heute die Gemüter bewegende christliche Kirche. Doch käme man auch durch selbständiges Nachdenken nicht von jenen Vorstellungen über die Menschen- und Tierseele los, wonach Tiere, wenigstens viele unter ihnen, weniger Seele besitzen als der Mensch. Wie nun aber auch der einzelne über die Seele des Menschen, der Tiere, der Pflanzen und etwa der Atome denken mag, ist er Naturforscher, Biologe, so tritt an ihn die Frage heran: wie konnte die Tier- und Menschenseele sich aus Einfacherem entwickeln? — und damit die weitere: wie konnte die Seele entstehen?

„Entstehung der Empfindung", „Entstehung des Bewußtseins", „Urzeugung der Seele", in diese Worte etwa wurden Darstellungen gekleidet, die das Problem mehr oder weniger unglücklich zu lösen versuchten.

Entstehung und allmähliche Entwicklung der Seele sind die Probleme der Tierpsychologie *älterer* Art, welche wirklich noch Psychologie war und mithin freilich nicht zu den Naturwissenschaften gehörte, die nur sinnlich Wahrnehmbares beschreiben,

sondern zur Philosophie. Zur Naturphilosophie natürlich, da hier über Fragen philosophiert wird, die die Naturobjekte uns aufgeben. Zu großer wissenschaftlicher Höhe oder Tiefe ist diese philosophische Tierpsychologie nie gelangt. Das schreibe man aber nicht auf das Schuldkonto der vereinzelten Tierforscher, die sich um sie bemühten, während die Philosophen ihr nur das Wenigste abgewannen. Der einzige Philosoph, der an die Tierpsychologie näher herantrat, Wilhelm Wundt, brachte in seinen „Vorlesungen über Menschen- und Tierseele" so gut wie nichts über den Werdegang der Tierseele, sondern nur begriffliche Klarstellung ihrer mutmaßlich *vorhandenen* Stufen und Teileigenschaften.

Die viel erfolgreichere *neuere* Tierpsychologie hat dagegen ebenso wie der größte Teil der experimentellen Psychologie des Menschen die Beschreibung des „sichtbaren" oder mit unseren Sinnen wahrnehmbaren und nach Möglichkeit messend festzustellenden „Verhaltens" der Lebewesen und seiner Änderungen unter verschiedenen Lebensumständen auf ihre Fahne geschrieben, wobei unter „Verhalten" nicht jegliche Lebenstätigkeit zu verstehen wäre, sondern allerdings im ganzen diejenigen, die einst zu Fragen über die Mitbetätigung des Seelischen anregten. Sie ist damit reine Naturwissenschaft. Ortskundigkeit der Bienen, Riechleistungen des Hundes, Trieb zur Geselligkeit der Tiere wären einige willkürlich herausgegriffene Probleme dieser erklärten Psychologie ohne Psyche; ihr nicht ganz scharf umrissenes Forschungsgebiet wird man am besten als die Darstellung der Reflexe fassen, denn wo nach Bewußtsein nicht mehr gefragt wird, da gibt es nicht mehr die einst angenommene scharfe Grenze zwischen unbewußter oder Reflexbewegung und solchen Bewegungen, die wir mit Bewußtsein vollführen.

Diese neuere Tierpsychologie steht also *nicht* auf dem Plan bei der Frage nach dem Werdegang der Seele, sondern Philosophie.

Denn Psychisches oder Seelisches, Empfindung, Bewußtsein sind keine Naturobjekte, nichts objektiv Wahrnehmbares, sondern uns nur aus dem eigenen Innenleben bekannt. Somit sind Geist und Körper oder Psychisches und Physisches einander vollständig wesensfremd, und es kann auch eine Wechselwirkung zwischen beiden, eine Umsetzung von physischer Reizwirkung in Bewußtes und von Bewußtem in Bewegung, *nicht* erfolgen trotz der geläufigen unscharfen Vorstellung, sie erfolge im Gehirn. Sie wäre gegen das Gesetz von der Erhaltung der Energie, das sich stets bestätigt hat im Bereich des Physischen, auch bei allen exakten Versuchen an Organismen, und das an einer Nervenzelle sich nicht grundsätzlich anders bewahrheiten kann als an jeder anderen Zellenart. Wenn auch in Ostwalds energetischem Weltbild — wir bilden uns nur, lehrt Ostwald, das Körperliche, und zwar aus auf uns einwirkenden Energien — jene Wesensfremdheit von Physis und Psyche nicht so deutlich ins Auge springt, wie könnte man sich bereit finden, mit Ostwald das Bewußtsein den Energien einzuordnen, da doch diese „psychische Energie" dann ganz anders als alle anderen, weltverbreiteten Energiearten nur in Nervenzellen vorkäme?

Ganz einwandfrei erscheint dagegen die Lehre, jeder psychische Vorgang in uns folge aus einem psychischen wie jeder physische aus einem physischen, und mit jedem psychischen finde gleichzeitig ein physischer im Gehirn statt. Psychophysischer Parallelismus. Ist dem so, dann mag wohl auch — so wird weiter gefolgert — *jedem* physischen Vorgang ein psychischer zugeordnet sein: Allbeseelung. Sind wir damit nicht schon am Ende unserer Aufgabe? Was Wunder, wenn aus der Atomseele sich unsere Seele entwickeln konnte?

Ja, wenn wir weiter nichts wissen wollten! Aber die Naturobjekte stellen viel bestimmtere Fragen an die Philosophie. Und unter den zahlreichen Fragen des Werdegangs der Tierseele ist eine der bestimmtesten die freilich noch wenig durchdachte: was gibt dem *Gehirn* die Fähigkeit, der „*Sitz*" der Seele zu sein?

Wir haben wohl ein wenig vergessen, nachzudenken. Hat die Seele einen Sitz? Wenn wir so sprechen oder von der „Lokalisation des Bewußtseins im Großhirn" reden, so vergessen wir über einer für ärztlichen Gebrauch wohl statthaften und dort nicht mißverständlichen, aber allen philosophischen Sinnes baren Ausdrucksweise das tiefere Nachdenken seit drei Jahrhunderten.

Denn der schon im Altertum bei Plato, dem Sokratesschüler und Lehrer des Aristoteles, durchdringenden Erkenntnis, was die Seele nicht sei, nämlich nichts Körperliches, nichts Materielles, dieser negativen Gewißheit, die aus Aristoteles im früheren Mittelalter durch Thomas von Aquino in die Kirchenlehre hinübergeleitet wurde als beste Stütze des Unsterblichkeitsglaubens, und die seither zum Gemeingut aller Nachdenkenden wurde, folgte etwa seit 1600 die positive Einsicht, was die Seele ist, mit Baco von Verulams strenger Erfahrungswissenschaft, mit Carteſius' „Cogito, ergo sum", „Ich denke, also bin ich", mit Spinozas Monismus von Denken und Ausdehnung, mit Hobbes' Leugnung der Existenz von Raum und Zeit, mit der bei Locke, 1689, keimenden Erkenntnistheorie und mit Humes Leugnung des Ich (1740): die Seelenlehre ist die Lehre von den Bewußtseinstatsachen — Baco. Die Seele ist das einzige, wovon wir sicher und unmittelbar irgend etwas wissen: cogito, ergo sum; sie ist mithin nichts anderes als zugleich alles, wovon wir überhaupt wissen und was uns in unserm Innern bewegt — Spinoza; sie ist dasselbe wie unsere Umwelt, aber uns unmittelbarer gegeben — Hobbes; sie ist das Bewußtsein, unser Bewußtsein, in welchem uns alles Materielle zur Gewißheit und von uns so geformt wird, wie wir es uns vorstellen — Locke. Das Ich ist ein Bündel von Erlebnissen — Hume.

Freilich, Baco und später Locke, obschon sie Seele und Bewußtsein gleichsetzten, überwanden dabei noch nicht ganz die Vorstellung, daß der Geist möglichenfalls ein materielles Wesen sein könne. Bei Locke lag also der Fortschritt weniger in der scharfen Erfassung der erkenntnistheoretischen Grundtatsache als im Ausbau der „Theorie" oder Wissenschaft von der Erkenntnis. Die begriffliche Klarheit über jene Frage rang sich nur langsam und nicht geradlinig noch ohne Rückschritte durch. Konnte doch Leibniz die Zeitgenossen und Nachfolger im achtzehnten Jahrhundert noch an die bezaubernde Monadenlehre bannen, die aus neben- und ineinander wirkenden Einheiten oder Monaden, den Platoschen „Ideen" nicht unähnlich, das Körperliche und Geistige aufbaute gemäß einer vorbestimmten Harmonie des Universums und des lebenden Leibes. Bis die Deutschen begannen, die Engländer zu lesen und in ihren vom unmittelbar Gewissesten ausgehenden Bahnen des Denkens zu wandeln; unter ihnen auch der, der zu Hume als seinem Meister aufschaute, Immanuel Kant. „Bisher nahm man an, alle unsere Erkenntnis müsse sich nach den Gegenständen richten; aber alle Versuche, über sie a priori etwas durch Begriffe auszumachen, wodurch unsere Erkenntnisse erweitert würden, gingen unter dieser Voraussetzung zunichte. Man versuche es daher einmal, ob wir nicht in den Aufgaben der Metaphysik damit besser fortkommen, daß wir annehmen, die Gegenstände müssen sich nach unserer Erkenntnis richten." — „Wie ist die Natur selbst möglich? Die Antwort ist: vermittels der Beschaffenheit unserer Sinnlichkeit" und „vermittels der Beschaffenheit unseres Verstandes". „Der Verstand schöpft seine Gesetze (a priori) nicht aus der Natur, sondern schreibt sie dieser vor." Diese wohl sehr klaren Worte des großen Denkers finden sich meist in den so leicht verständlichen „Prolegomena" [1]). Noch kürzer, faßlicher und bekannter ist freilich Schopenhauers „Die Welt ist meine Vorstellung".

Doch lebhafter als solche Erkenntnis vom Verhältnis des Geistes zur Körper-

[1]) Herausgegeben von Karl Schulz in Reclams Universalbibliothek.

welt pflegte Naturkundigen und jedermann das Verhältnis der geistigen Tätigkeiten zu den Funktionen des menschlichen Leibes vor Augen zu stehen, und älter als alles Grübeln über das Wesen der Seele ist die Vorstellung, daß sie im Leibe wohne, und zwar nicht im ganzen Leibe, sondern in bestimmten Teilen von ihm. Auch diese Lehre hat ihre fesselnde Geschichte, die damit beginnt, daß der Grieche zu Homers Zeit noch keine Ahnung von der Bedeutung des in den Kämpfen um Troja so oft verspritzten Gehirns hatte, sondern den Sitz der Seele im Zwerchfell suchte oder, nach anderer Deutung[2]) des Wortes *φρένες*, in einer Mehrzahl von edleren inneren Organen, wie noch heute der Ungelehrte ihn im Herzen oder in der Brust sucht. Pythagoras und seine Schule dachten an das Gehirn, hatten aber zu schwache Beweise, und der zweihundert Jahre jüngere Aristoteles verfiel wieder auf das Herz. Das Hirn sei ja kalt, offenbar drüsig und diene der Abkühlung des Blutes. Erst zwei rund fünfzig Jahre jüngere Schüler des Aristoteles gewannen richtigere Vorstellungen von der Bedeutung des Nervensystems und konnten den Sitz der Seele im Gehirn oder in seinen schmalen Höhlen suchen. Der eine von ihnen, Erisistratos, stellte sogar schon die Lehre auf, daß die Gehirnoberfläche um so mehr gewunden sei, je klüger ein Tier ist. Dies leugnete im zweiten Jahrhundert nach Christus wegen der stark gewundenen Gehirnoberfläche des Esels Galenos, der berühmte Arzt aus Pergamon, die letzte Größe in der Biologie und, vom Neuplatonismus der alexandrinischen Schule abgesehen, in der Philosophie des Altertums, der Mann, dessen Lehren fortan sich fast als einzige neben denen des Aristoteles im Mittelalter zu behaupten vermochten, dessen genaueren Kenntnissen jedoch die Nachwelt immerhin die Gewißheit verdankt, daß der „Sitz" der Seele nur im Nervensystem gesucht werden könne. Descartes und seine Zeit suchten ihn in der Zirbel, einem drüsigen Knötchen an der Unterseite des Gehirns, als dem einzigen einheitlichen, nicht paarigen Teil des Nervensystems. Auf Großhirn, Kleinhirn, Hirnmark, Hirnstamm, Rückenmark, Gehirnbalken, Hirnflüssigkeit, die harte Hirnhaut, das ganze Gehirn und eine Mehrzahl von Teilen des Nervensystems zugleich wurde von den Ärzten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts geschlossen, die freilich zwischen Seele und Lebensprinzip noch nicht streng schieden. Dies tat erst der berühmte Arzt, Naturforscher und Dichter Albrecht von Haller (1708 bis 1777). Sein jüngerer Zeitgenosse in Paris, Gall, der Schöpfer der Phrenologie, sah als erster in der ganzen grauen Hirnrinde die körperliche Grundlage der seelischen Vorgänge. Weder mit dieser durchaus richtigen Einsicht noch mit seiner voreiligen Zerlegung der Hirnrinde in Bezirke für einzelne Leistungen konnte er die Fachwelt überzeugen. Einen schweren Mißerfolg bereitete ihm wie dem durch Goethes letzte Schrift uns gegenwärtigen Geoffroy St. Hilaire der viel exaktere Cuvier vor der Pariser Akademie. Seit aber 1861 Broca durch Auffindung des Sprachzentrums den Reigen der neuzeitlichen wissenschaftlichen Lokalisationsforschungen eröffnete, wurde der Grundgedanke von Galls Lehre, freilich nur er, immer aufs neue bestätigt, wobei dieser Forschungszweig der Anatomen und Physiologen sich von dem eigentlich psychologischen Problem immer mehr abwandte und man wohl nicht mehr oft daran gedacht hat, daß Gall es bekämpft hatte, das Organ der Seele mit dem Sitz der Seele zu verwechseln.

So hatte sich das naturwissenschaftliche vom philosophischen Denken getrennt, und Kants Vermächtnis, der „subjektive Idealismus", wurde weder durch die je später je mehr von warmer Ethik durchhauchte Lehre seines Geisteserben Fichte noch durch die dem Naturforscher noch heute unverständlichen Schelling und Hegel den

[2]) B. Révész, Geschichte des Seelenbegriffs und der Seelenlokalisation, Stuttgart 1917.

Biologen zu eigen, sondern erst nach Neuerweckung ihres philosophischen Sinnes seitens des neueren, mit Compte beginnenden, im Grunde genommen aber von Bacos und Humes Standpunkt ausgehenden Positivismus. Viel gelesen wurde Machs leicht verständliche „Analyse der Empfindungen", kaum weniger der in der Darstellungsweise viel umständlichere Richard Avenarius. Nachdem mittlerweile die Psychologen sich immer mehr der Auffassung genähert hatten, daß Empfindungen verschiedenster Art auch das einst in Fühlen, Wollen und Denken gegliederte tiefere Geistesleben ausmachen, konnte Verworn in Göttingen, jetzt in Bonn, wieder das von Mach Analysierte synthetisch zusammenfassen in seinem „Psychomonismus". „Analysieren wir nur, was wir von der Körperwelt wissen!" Nur Empfindungen. „Was ich ‚Stein' nenne, ist nur eine bestimmte Kombination von Empfindungen. Dasselbe gilt für jeden Körper, auch für meinen eigenen, auch für den Körper anderer Menschen." Der Gegensatz zwischen Körperwelt und Psyche existiert also in Wirklichkeit gar nicht, denn die gesamte Körperwelt ist nur der Inhalt der Psyche. Es gibt überhaupt nur eins, das ist der reiche Inhalt der Psyche [3]).

Nur eins? Ist das nicht Solipsismus? hat man Verworn entgegengehalten. Und wäre Solipsismus nicht Tollhäuslerei? Nur das Ich ist wirklich, meine Mitmenschen sind Körper wie andere Körper und als solche zwar Psyche, meine Psyche, aber weiter nichts? Und *ihre* Psyche??

So mag man Verworn verstehen *können*, aber so meint er es nicht. *Müßte* man so schlußfolgern, so folgte daraus nicht ein praktischer Solipsismus, wie ihn Stirner in „Der Einzige und sein Eigentum" ausführt, wo alle menschlichen Rechtsvorstellungen als überflüssig hingestellt werden und somit auch das Weltbild des Solipsisten eine gewaltsame Verzerrung erfährt. Aber auch ein theoretischer Solipsismus, wie ihn von Schubert-Soldern, Keibel und andere schon für erkenntnistheoretisch oder logisch unüberwindbar erklärten, jenes merkwürdige Weltbild, in welchem im Ich die Tausende von Mitmenschen das Ich wiederholen würden wie Embryonen die Gestalt des Mutterleibes, folgt aus dem wirklich unabweisbaren und im Grunde seit Descartes immer wieder aufgefundenen subjektiv-idealistischen oder psychomonistischen Standpunkt keineswegs. Wie hätte sonst Hume, Kants geistiger Vater, das Ich leugnen können?

Einen Schritt weiter kam Heinrich Rickert, der in überaus scharfsinniger Weise das erkenntnistheoretische Subjekt oder das Bewußtsein als „überindividuell" erwies [4]), oder der leichter verständliche Theodor Ziehen führen, der am menschlichen Leibe nicht halt machte, sondern um 1900 schrieb: „Der einzige Ort unserer Empfindungen ist draußen in der Welt. Wenn ich jetzt den Gasleuchter über und vor mir sehe, so hat diese Empfindung ihren bestimmten Ort nur da, wo ich eben den Gasleuchter sehe, unterhalb der Empfindung des Plafonds, oberhalb der Gesichtsempfindung Ihrer Köpfe usf. Erst aus der falschen Annahme, daß unsere Empfindungen nicht nur von den Bezirken unserer Hirnrinde *abhängig* seien, sondern auch in den Ganglienzellen derselben *ein geheimnisvolles Dasein führen*, haben sich zahlreiche Schwierigkeiten und Irrtümer ergeben" [5]).

[3]) M. *Verworn* in „Naturwissenschaft und Weltanschauung". Eine Rede. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. Ähnlich an anderen Orten. Neuerdings, so in der zweiten Auflage von „Prinzipienfragen der Naturwissenschaft", Jena 1917, bei Gustav Fischer, möchte Verworn den Ausdruck Psychomonismus nicht mehr verwendet wissen, was unter anderem insofern berechtigt wäre, als diese Lehre schließlich nur die dem neuzeitlichen Biologen mundgerechte Formung des subjektiven Idealismus ist. Aber das ist und bleibt sie.

[4]) *Heinrich Rickert*, Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. Tübingen 1913, J. C. B. Mohr.

[5]) *Th. Ziehen* in „Über die allgemeinen Beziehungen zwischen Gehirn und Seelenleben". Zweite Auflage. Leipzig 1902, Johann Ambrosius Barth.

In der Tat, so ist es. Es hat doch eine Empfindung nicht nur ihren Sitz in dem Hirnteil, in dem der Empfindungsnerv endigt, sondern ebensogut im ganzen Nerven- und im Sinnesorgan: denn welcher von diesen Teilen auch ausfiele, mit ihm würde die Empfindung ausfallen. Es ist durchaus eine Sache für sich, wenn zum Beispiel nach Durchtrennung eines Tastnerven die Reizung des mit dem Gehirn verbundenen Nervenstumpfes noch die Vortäuschung einer Tastempfindung hervorruft, was ja nur so viel heißt, daß die neue Empfindung von der alten nicht unterschieden wird, eine Folge der alten Gewohnheit. Und Sitz einer Sinnesempfindung wäre in gleichem Maße wie unser Sinnesnerv auch dasjenige Ding, welches sie hervorruft. Die Empfindung vom Licht eines Sternes beruht auch in ihm selbst und dem ganzen Lichtwellenzug von ihm bis zu uns. Denn wiederum gilt hier die Begründung: welcher Teil dieses Systems auch ausfiele, mit ihm fiele zugleich die Sinnesempfindung fort. Sitz des Seelischen ist außer dem Körper also auch soviel von der Außenwelt, wieviel von ihr augenblicklich empfunden wird. Wir können hier keine strenge Grenze an unserer Haut ziehen, so wenig wie an der Oberfläche unserer Kleidung. Eine solche Grenze des Individuums oder des Ich könnte nur konventionell sein.

Außer vom Nervensystem hängt ferner das Psychische mehr oder minder stark auch von anderen Organen ab; in erster Linie von denen des Blutumlaufs. Sowie es gelingt, den Blutumlauf im Augenblick zum Stillstand zu bringen, verlöschen auch die seelischen Funktionen; ja durch Änderung der Blutumlaufstätigkeit werden auch sie geändert. Ganz folgerichtig muß, wer nach dem Sitz der Seele sucht und mangels anatomischer Kenntnis nicht auf das Gehirn verfällt, ihn im Herzen suchen oder in der Brust. Und so trägt jedes Organ, das das Leben erhält, dazu bei, die Seele zu erhalten. Zum Beispiel beeinträchtigen Verdauungsstörungen die seelischen Tätigkeiten; nicht zum mindesten tun es Veränderungen der Schilddrüse, deren krankhafte Verminderung einen Vernünftigen in einen Idioten, und deren Vermehrung ihn in einen Hitzkopf verwandelt. Nach solchen Erwägungen spricht der Chirurg Carl Ludwig Schleich, laut Révész, als Sitz des Seelischen den ganzen Leib an, worin wir ihm durchaus folgen können, auch wenn wir seine Zweifel an den doch gewiß berechtigten Einzellokalisationen innerhalb des Gehirns nicht mitmachen. Sitz der Seele wäre also, wenn *irgend etwas* im Körper, der *ganze* Körper, und jede Beeinträchtigung körperlicher Funktionen beeinträchtigt die seelischen.

Verschieden stark ist die Beeinträchtigung freilich dann, wenn man sie mißt an dem Arbeitsaufwand, den der Experimentator oder die zufällige äußere Einwirkung auf sie verwendet. Dieser Arbeitsaufwand ist am geringsten beim Eingriff ins Gehirn, nicht etwa weil hier das Seelische wohnte, sondern nur weil im Gehirn solche Bestandteile, deren Entfernung oder Zerstörung die seelische Tätigkeit oder deren Äußerungen vernichtet, dicht aneinandergehäuft sind, so daß ein einziger Eingriff sehr viele auf einmal zu zerstören vermag, oder weil hier die körperlichen Betätigungen im wesentlichen ihr Zentrum haben, wie außerdem eben höchstens noch im Herzen, das noch Désale im sechzehnten Jahrhundert als den Sitz der Zornseele ansprach, obwohl er selber als erster den Nachweis erbrachte, daß das Herz ein Muskelapparat ist.

Die Frage nach den „Lokalisationen im Gehirn", etwa nach dem Sitz des sprachlichen Denkens, des Sehvermögens und dergleichen, ist also von vornherein eine Frage der Gehirnkunde; und wie sie nicht ausschließt, daß zur bewußten Empfindung auch der Nerv nötig ist, so ist die Frage nach dem Sitz der Seele im Menschen von vornherein eine Frage der menschlichen Anatomie und schließt nicht aus, daß zur bewußten Empfindung mehr nötig ist als der Mensch. Und wie nun das Gehirn dadurch sich scheinbar als „Sitz" des Seelischen erweisen konnte, daß es in Wahrheit nur gleichsam ein Angelpunkt des Seelischen ist, ein Zentralorgan, in welchem un-

gemein vieles miteinander sowie mit der Peripherie in Verbindung steht, so bildet der Nichtanatom statt des Bewußtseins im Gehirn sich das Ich im menschlichen Leibe als einem System, dessen Teile in enger Verbindung miteinander stehen und in vielseitigste Beziehung zur Umwelt treten, und macht ihn zum Sitz der Ichvorstellung, der Seele, des Bewußtseins, obwohl dieses alles umfaßt und außer ihm nichts besteht (Psychomonismus).

Dies ist zugleich der Punkt, der uns hinwegführt über die Klippe des Solipsismus. Denn nun ergibt sich die naheliegende Schlußfolgerung: wo das All, rein psychisch gedacht, rein psychomonistisch gefaßt, etwa nochmals eine Konfiguration erzeugt hätte, ähnlich der, die wir unseren eigenen Körper nennen, da muß wiederum die Vorstellung zustandekommen, es sei das Empfindende, in ihm sei Seelisches lokalisiert, es sei das einzige sich unmittelbar gegebene Ich; so überall dort, wo wir die Körper unserer Mitmenschen sehen. Sie haben so viel oder so wenig Wirklichkeit wie mein Körper, sie sind Angelpunkte des Seelischen wie er.

Physiologische Tierversuche mit Entnahme des Großhirns können offenbar nicht lehren, daß im Großhirn das Bewußtsein lokalisiert sei, wie manchmal kurz gesagt wird, und kein Mensch wird im Ernst annehmen, daß in der dauernd ohne Großhirn lebenden Taube oder im großhirnlosen Hund keine Spur von Bewußtsein wach sei, wie in einer Maschine. Nur entbehrt der ganze Mechanismus eines solchen verstümmelten Tieres, und daher wohl auch seine Psyche, in hohem Grade der Zusammenfassung. Und so haben wir auch bei unverletzten Tieren in dem Maße weniger Anlaß, ihnen eine zusammengefaßte Psyche oder Seele zuzusprechen, je weniger ihr Organismus und insbesondere ihr Nervensystem zentralisiert ist. Zwar psychisch oder seelisch, nochmals sei's gesagt, ist alles, eine Seele aber, eine Zusammenfassung von Psychischem ähnlich wie im Menschen, brauchen wir in unserm gewohnten Weltbilde nur bei höher entwickelten Tieren zu suchen, weniger schon bei niederen oder bei solchen, die durch Parasitismus oder Schmarotzertum zu mehr oder weniger unorganisierten „vegetierenden" Klumpen rückgebildet sind, noch weniger im allgemeinen bei Pflanzen, die ja viel weniger auf die Außenwelt reagieren als Tiere, und deren Teile viel weniger aufeinander reagieren, ausgenommen etwa der Teil von Reizaufnahme- bis zum Bewegungsorgan bei dem auf die Berührung zusammenzuckenden Mimosenbäumchen. Noch weniger „Seele" können wir im Unbelebten annehmen, obschon das Weltall sich aus Seelischem oder Empfindungen zusammensetzt.

So kommen wir auch vom Psychonomismus aus in der Annahme von Seelen zu Ergebnissen, die herrschenden alltäglichen Auffassungen nicht unähnlich sind.

Lange hat sich die vergleichende Psychologie vergeblich bemüht, verständlich zu machen, wie das Seelische entstanden sein könne, oder wo im Organismenreiche es seinen Anfang habe. Solche auf einer, wie nunmehr erkannt, falschen Fragestellung beruhenden Erörterungen führten oft zu der Meinung, daß die niederen Tiere kein Bewußtsein besäßen, was man selbst Fischen und Fröschen nachsagen wollte. An Stelle solcher stets unbefriedigt gebliebenen Entwicklungslehre des Seelischen, die seinen Hervorgang aus Unbeseeltem zu beschreiben oder zu erklären versuchte, und die nie über ein hilfloses Ringen nach Worten hinauskommen kann, wie denn zum Beispiel ein Anatom, M. Heidenhain, den Einzelligen eine „dumpfe" Empfindung zuschreiben wollte, ein Physiologe aber, Pflüger, schon bei der Anziehung von Atomen ein „Aufblitzen" der Empfindung annahm, setzen wir nun folgende Entwicklungslehre der Seelen nicht aus dem Beseelten, wie vielleicht Pflüger, Haeckel und andere gesagt hätten, sondern aus dem Seelischen.

1. Als Ausgangspunkt denken wir uns ein ungeordnetes Weltall, das zwar nichts anderes ist als Seelisches, als Empfindung verschiedener Art, aber doch

nirgends zentralisiert ist, mithin nirgends entscheidend getroffen werden könnte und daher keine Seele und keine Ichvorstellung zustande bringt.

2. Wo immer individuumartige Systeme im All zustande kommen, deren Teile in engster Abhängigkeit zueinander und in starker Abhängigkeit von anderen Teilen stehen, entsteht in und mit ihnen eine Seele, ein ichartiger Empfindungskomplex, der sich das Nicht-Ich als zu sich im Gegensatz stehend vorstellt.

3. Die ausgeprägtesten Beispiele hierfür, die wir kennen, sind die Organismen, besonders die menschlichen. Bei jeder Entstehung eines neuen Menschen sind die Bedingungen für die Entstehung einer neuen Seele gegeben. Beim Tode eines Menschen verfällt die Ichempfindung und hört auf zu bestehen, mithin die Seele, aber nicht das Seelische, denn zwischen Seelischem und Körperlichem ist überhaupt kein Unterschied; körperlich erscheint nur ein gewisser Teil des Seelischen, insoweit er mit einem Ich in Verbindung tritt.

Wie die Gehirne die Angelpunkte der Organismenseelen, so sind die Organismen Angelpunkte der Weltseele. Sie sind freilich nicht notwendig die einzigen Angelpunkte der Weltseele, sondern nur diejenigen, die wir am besten kennen.

Und in unserer Seele ist „Natur selbst möglich vermittels der Beschaffenheit unserer Sinnlichkeit" und „vermittels der Beschaffenheit unseres Verstandes". Selbst Raum und Zeit sind „Vorstellungen a priori". „Die Welt ist meine Vorstellung." So schreiben wir der Natur auch die Naturgesetze vor, die wir gleichwohl in anderem Sinne aus ihr schöpfen.

Darum gibt es keinen Anfang der Zeit, keine Grenze des Raums, außer dort, wo das Denken aufhört. Darum gibt es auch keinen Anfang des Psychischen oder Seelischen oder des Bewußtseins, und gleichwohl hat die Seele in unserem Weltbild ihren Entwicklungsgang so gut wie irgendein Körper.

Josef Joachim und Gisela von Arnim

„Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze." Das vielzitierte Wort kann man mit dem gleichen Recht auf den nachschaffenden Musiker anwenden. Wenn er die Hände von den Tasten nimmt oder den Bogen sinken läßt, ist seine Leistung vorüber, keine Spur bleibt zurück. Denn das Kunstwerk, das er innerlich neu erschuf und vor dem Hörer aufleben ließ, ist, so wie er es darstellt, nur für den Augenblick geboren und vergeht mit ihm. Es kommt ein neuer Interpret, der dem Publikum das Kunstwerk wieder auf seine Weise vorträgt, und der frühere ist vergessen.

Es gibt aber Erscheinungen, die so stark wirken, deren Nachschaffen so persönlich, so zwingend ist, daß der Hörer die Leistung nie vergißt und die Erinnerung daran fürs ganze Leben bewahrt. Solch eine Künstlerpersönlichkeit war Josef Joachim. Wer sein Spiel je gehört hat, dessen Auge wird leuchten, wenn er daran zurückdenkt, der wird jedesmal, wenn er ein Werk erklingen hört, das er von Joachims Geige kannte, eine stille Gedenkfeier halten. Wenn Joachim ein Thema spielte, ein Werk Beethovens, Bachs, Mozarts, so hatte man das Gefühl, als höre man es zum ersten Male. Das war nicht wie etwas, das ein andrer geschaffen hatte, nein, es war, als dränge dieses Werk aus Joachims Seele; jeder Ton, jedes Thema hatte Leben und Seele. Es stand alles plastisch vor dem Hörer, wie eine lebendige Gestalt. Es war ein Neuschaffen, ein Gestalten, wie es der bildende Künstler tut, der den weichen Ton in seinen Händen belebt.

Einen so großen Einfluß auf die ganze musikalische Welt, auf zahllose Schüler und Jünger konnte aber nur eine bedeutende vielseitige Persönlichkeit ausüben. Wir lernen diese aus verschiedenen Veröffentlichungen kennen, aus dem Briefwechsel vor allem mit Brahms. Aber in diesem tritt uns doch hauptsächlich der Musiker entgegen. Auch aus den Briefen an Klara Schumann, mit der ihn eine warme Freundschaft bis zu ihrem Tode verband, redet vor allem der Musiker. Um so dankbarer müssen wir Joachims Sohn Johannes sein, der mit dem bewährten Freunde und Biographen Joachims, Moser, zusammen drei Bände Briefe Joachims an Freunde und Kunstgenossen herausgegeben hat, die uns seine Persönlichkeit nach den verschiedensten Richtungen nahebringen. Bisher kaum gekannte Beziehungen und Freundschaften sind dadurch ans Licht getreten, die in Joachims Leben tiefe Eindrücke hinterlassen haben.

Joachim, der als Wunderknabe zuerst der musikalischen Welt bekannt wurde, hatte durch seine glänzende Begabung, guten Unterricht und den größten und reinsten Eifer für seine Kunst früh die höchste Stufe der Meisterschaft erklommen. Der Glanz des Virtuosentums verlor aber bald seinen Reiz für die edle und ernstgerichtete Natur des Künstlers. Er strebte nach höheren Zielen, als nur von einer oberflächlichen Menge allabendlich bejubelt zu werden. Ihn reizte es, in die geheimnisvollen Tiefen der Musik als Komponist einzudringen und daneben die edelsten Werke der Musikliteratur den Menschen verständlich zu machen. Wie ein Priester diente er seiner Gottheit mit reinen Händen, ohne an Gelderwerb und an billigem Ruhm Genüge zu finden. Daher nahm er frühzeitig die bescheidene Stellung als Konzertmeister in Hannover an, wo ihm ein gutes, künstlerisch geschultes Orchester zur Verfügung stand, und wo er zugleich an seiner eigenen künstlerischen Vervollkommnung arbeiten konnte. Seine Konzertreisen führten ihn von dort nach nah und fern, denn man ließ ihn nicht ruhen und begehrte sein herrliches Geigenspiel überall zu hören. Natürlich lernte er bei diesen Reisen überall bedeutende und anziehende Menschen kennen, und es knüpften sich Beziehungen und Freundschaften, die nicht flüchtig vorübergingen. Im Jahre 1852 ist er zuerst in Weimar zu Herman Grimm in nähere Beziehungen getreten. Joachim bekleidete dort zwei Jahre lang die Stelle eines Konzertmeisters unter Franz Liszt, dessen glänzende Persönlichkeit so viele junge, reichbegabte Künstler in seine Nähe zog. An erinnerungsreicher Stätte, im alten Gasthof zum Elefanten in Weimar war es, wo sie sich trafen.

Hier lernte er auch Bettina von Arnim und ihre junge, reich begabte Tochter Gisela kennen. H. Grimm beschreibt diese Szene in seiner feinen, stimmungsvollen Weise: „Anfang der 50er Jahre war Bettina mit den Ihrigen auf der Rückkehr von einer längeren Reise nach Weimar gelangt, und ich ging ihr bis dahin entgegen. Es war im Oktober. Ich fand sie im Elefanten am Markte, dem alten klassischen Wirtshause, dessen ersten Stock sie innehatte. Ich weiß noch, wie ich abends beim Dunkelwerden in ihr Zimmer trat, in dem noch kein Licht brannte. Es waren allerlei Leute darin, mit denen ich bekannt gemacht wurde, ohne sie zu sehen. Dann wurde Musik gemacht. Ich hörte damals zum ersten Male eine Violinsonate Beethovens von Joachim. Ich saß still in meiner Ecke. Das Gefühl des Wiedersehens derer, zu denen ich mich rechnen durfte, und die leise, einschmeichelnde, entzückende Musik bildeten ein Element, das mich wie in eine neue Welt versetzte. Weimar war immer noch die Residenz Goethes, und sein Geist schien dort noch umherzugehen."

So sind wir gleich mitten in diesem geistig angeregten Kreise, der von da an um Joachim seinen Zauber spann. Gisela, Bettina und Achim von Arnims jüngste Tochter, hatte die Mutter ohne festgeregelte Erziehung aufwachsen lassen, so daß sie eigentlich alles nur durch den beständigen Umgang mit der originell und vielseitig begabten Mutter gelernt hatte. Sie muß eine ganz einzigartige Natur gewesen

sein. Nach den verschiedensten Seiten reich begabt, hatte sie viel von dem dichterischen Talent ihrer Eltern geerbt. Zwei Bände ihrer Dramen sind gedruckt worden, die freilich sehr verschieden beurteilt werden. Auch musikalisch war Gisela reich begabt. Sie komponierte Lieder und sang mit klangvoller Altstimme, deren tiefe Innerlichkeit in Joachims Briefen häufig erwähnt wird. Durch den wundervollen Nachruf, den ihr späterer Gatte Herman Grimm ihr nach ihrem Tode als Vorrede zu ihrem Drama „Altschottland" gewidmet hat, bekommt man einen Begriff von ihrer vielseitigen und anziehenden Persönlichkeit. Die sprunghafte und bizarre Art ihres Wesens in späterer Zeit läßt sich wohl zum Teil auf die eigenwillige Erziehungsmethode ihrer Mutter zurückführen, die sie absichtlich von jedem geregelten Lernen fernhielt. Aber als Joachim sie kennen lernte, als junges, liebliches Mädchen mit den großen ausdrucksvollen Augen und dem feinen Profil, erhöhte dies eigenartige Wesen, so ganz anders als andre Mädchen ihres Alters, wohl nur ihren Reiz für den fein empfindenden Künstler. Sie war damals schon mit Grimm so gut wie verlobt, Joachim wußte, daß er ihr nicht nähertreten konnte. Aber der Zauber, den sie auf ihn ausübte, war unwiderstehlich, und auch sie wird von der leidenschaftlichen Künstlerseele magnetisch angezogen. Es entwickelte sich ein eifriger Briefwechsel, von dem leider nur seine Briefe veröffentlicht werden konnten; die ihrigen sind wahrscheinlich nach ihrem Tode auf ihren Wunsch von ihrem Gatten vernichtet worden. Gleich seine ersten Briefe zeigen, wie tief der Eindruck war, den er empfangen hatte. Der sonst so zurückhaltende Mann öffnete ihr sein ganzes Innere. Es offenbart sich die eigentümlich grüblerische Natur des Künstlers in rückhaltloser Offenheit; der überall bewunderte und angeschwärmte Mann ist in tiefster Seele ein Einsiedler, unbefriedigt und selbstquälerisch. Er glaubte sich damals zum Komponisten berufen und schrieb größere Orchesterwerke, über deren Entstehen und Wachsen er eingehend berichtet. Aber selbst beim Schaffen verlassen ihn die Zweifel an seiner Begabung nicht. Fast nirgends tritt das überströmend selige Gefühl des eigenen Schaffens zutage, das ihn im Sturmesflug über alle Zweifel und Erdenschwere hinwegtragen sollte. Er kann sich nie genug tun, glaubt, nie sein Ziel zu erreichen, und lauscht ängstlich auf das Urteil der Zuhörer, anstatt selbstsicher seine Bahn zu verfolgen. Viel trug sein Aufenthalt und seine Stellung in Hannover zu dieser übermäßigen Neigung zur Selbstkritik bei. Die Hofluft war ihm verhaßt. Trotz seiner menschlichen Verehrung für den König und die Königin drückte ihn das Gefühl, daß beide von seinem eigentlichen inneren Wesen keine Ahnung hatten, daß sie im Grunde nur den großen Geigenspieler in ihm schätzten und seine tief angelegte Künstlernatur nicht verstanden. Einen anderen Kreis, der ihm wirkliches Verständnis entgegengebracht hätte, gab es damals in Hannover nicht. Um aus dieser Enge herauszukommen, verbrachte er seine Sommerferien gern in Göttingen, um dort seine Bildung auf der Universität zu vertiefen und seinen Horizont weit über die Berufskenntnisse zu erweitern. So war ihm der Verkehr mit Arnims in mehr als einer Beziehung ein Herzensbedürfnis, und aus seinen Briefen sehen wir, wie er auf jede Anregung aus diesem geistig vielseitigen Kreise mit fast leidenschaftlichem Eifer eingeht. Es ist sehr zu bedauern, daß Giselas Briefe nicht veröffentlicht werden konnten, denn aus Joachims Antworten läßt sich ahnen, wie originell und geistreich sie gewesen sein müssen. Wie schon erwähnt, weiß sie auch mit feinem Verständnis sein musikalisches Leben zu teilen. Er läßt sie daher an seinen Kompositionsplänen teilnehmen. Durch den Gedankenaustausch mit ihr wird manches Werk überhaupt veranlaßt. Er schrieb damals seine Ouvertüre zu Shakespeares Hamlet, zu Heinrich dem Vierten, zu Gozzis Lustspielen. Diese ist eines seiner feinsten und gelungensten Werke, und es ist sehr zu Unrecht, daß man sie ganz vergessen zu haben scheint. Auch sein G-Dur-Konzert stammt aus dieser Zeit, in dessen ersten Satz er ein Lied

Bettinas verwebt hat. Es ist das Lied des Schülers und befindet sich in Achim von Arnims „Isabella von Ägypten". So gibt dies Werk Joachims besondere Kunde von seinen inneren Beziehungen zur Familie von Arnim, und gar manche Liebesgedanken mögen hineingeheimnist sein. Das Konzert blieb lange ungedruckt, und erst dem Zureden Bülows gelang es in sehr viel späterer Zeit, Joachims Widerstand zu überwinden und ihn zu veranlassen, es durch den Druck der Öffentlichkeit bekanntzumachen. Er plant eine Symphonie, zu der ihn Hölderlins Hyperion anregt, eine andere zu Goethes Prometheus-Fragment; dann will er Giselas Operntext Rischiaringa (nach einer indischen Sage) komponieren. Auch ein anderes Drama Giselas „Das Herz der Lais" beschäftigte Joachims musikalische Phantasie. Es ist wohl das poetisch reifste von Giselas Werken, und mit einigen Strichen würde es sich auch jetzt noch zur Aufführung eignen. Es könnte sogar dazu führen, das so lebhaft erwachte Interesse am künstlerischen Solotanz in neue und aussichtsreiche Bahnen zu leiten. Eine poetisch veranlagte Tänzerin und Schauspielerin fände hier eine schöne und dankbare Aufgabe für ihre Kunst. So weckt die Liebe zu dem geistreichen Mädchen Pläne in ihm, die aber Entwürfe geblieben sind. Auf seinen Enthusiasmus legte sich immer der kalte Meltau der Selbstkritik, des Zweifels und der Unsicherheit. Denn es rang sich die Gewißheit in ihm durch, freilich nach bitteren Kämpfen, sein Kompositionstalent sei nicht so groß, daß es die höchsten Ansprüche, die er an sich und sein Schaffen stellte, erfüllen würde. Unerquickliche Erfahrungen als Orchesterleiter dämpften auch seine Schaffenslust, und jede kleine Enttäuschung drückte ihn tief danieder, er hatte immer schwerer gegen bittere Stimmungen zu kämpfen. In einem Briefe an Gisela klagt er darüber und fragt, ob dieser unselige Hang vielleicht aus dem Orient stamme.

Eine ganz andere Natur war die klare, selbstsichere Persönlichkeit Herman Grimms, des Dritten in diesem eigenartigen Freundschaftsbunde. Gerade die ausgeprägte, norddeutsche, bodenständige Art war es vielleicht, die Joachim, den Ungarn, den von Jugend auf Unsteten, anzog. Beide Naturen verstanden sich und kamen sich innerlich immer näher. Aber es war ein Verhängnis, daß beide Gisela mit gleicher Inbrunst liebten. Dies noch uneingestandene Bewußtsein hat der Freundschaft der beiden von Anfang an ein erregendes Moment beigemischt, das vorläufig noch unterdrückt wurde.

Herman Grimm, der Sohn Wilhelms, der Neffe Jakobs, lebte im Hause des Vaters und Onkels in Berlin, und seine schriftstellerischen Leistungen zogen schon früh die Blicke auf sich. Auch seine Briefe an Joachim, die meist veröffentlicht worden sind, haben den feinen persönlichen Stil seiner Schriften. Wie so viele begabte junge Schriftsteller zog das Theater ihn in den Jahren, von denen hier die Rede ist, in seinen Bann. Zu seinem Drama „Demetrius" schrieb Joachim eine Ouvertüre. Joachim hat die Erregungen und Enttäuschungen dieser Zeit brieflich mit ihm treu durchlebt. Daneben schrieb Grimm Novellen, die alle in sehr feiner und reizvoller Weise eigenartige innere Fragen und Probleme behandeln. Eine „Der Landschaftsmaler" interessiert uns hier besonders, da sie in breiter Anlage, als sollte ein langer Roman daraus entstehen, das Problem des von zwei gleich hochstehenden und edlen Männern geliebten Mädchens behandelt. Warum die Novelle nicht zum Roman ausgearbeitet wurde, ist nicht bekannt geworden. Auch eine im alten Rom spielende Dichtung „Traum und Erwachen" behandelt dasselbe Thema, es ist seltsamerweise Joachim zugeeignet. Man sieht, wie tief und nachhaltig ihn das eigenartige Freundschafts- und Liebesverhältnis innerlich beschäftigt und auch quält.

Es sind nicht alle Briefe Joachims an Gisela veröffentlicht worden, vielleicht sind manche und gerade die leidenschaftlichsten schon früh vernichtet worden. Aber der größte Teil ist erhalten, und man kann aus ihm die ganze glück- und schmerzvolle

Leidenſchaft ſeiner Seele herausleſen. Beide mußten ſchwere und ſchmerzliche Kämpfe durchmachen, deren Spuren die Briefe durchzittern. Giſela wollte dem Jugendfreund das gegebene Wort halten und fand doch nicht die Kraft, das Freundſchaftsverhältnis mit Joachim, das immer leidenſchaftlicher wurde, abzubrechen. Seine Briefe wurden immer inniger, er widmet ihr die ganze glutvolle Empfindung, deren ſein Künſtlerherz fähig war. Seine zurückhaltende Natur gab ſich ganz dem Zauber der Liebe, des geiſtigen Verſtehens hin, wie ſich eine Blume der Sonne öffnet. In Giſela fand er alles vereinigt, wonach er ſich lebenslang geſehnt hatte. Sie erſetzte ihm Vater- und Mutterliebe, die er durch ſein unſtetes Künſtlerleben früh entbehren mußte. Himmelhoch jauchzend zu Tode betrübt, könnte man als Motto über dieſe Briefe ſetzen, in denen man das leidenſchaftlich nach Glück verlangende Herz des Mannes pochen fühlt. Er mußte all ſeine Empfindungen in Briefen ausſprechen, denn nur ſelten konnten ſich die Liebenden ſehen und ohne Zeugen ſprechen. Nur der ſtille Park des Schloſſes Bellevue in Berlin wurde zuweilen in ſeliger Rückerinnerung an kurze glückliche Augenblicke erwähnt. In Weimar und am Rhein waren ihnen Stunden des Beiſammenſeins beſchieden, von denen nichts in den Briefen ſteht. Es hat aber auch nicht an Ausſprachen über die Schwierigkeiten des Verhältniſſes gefehlt, auch Herman Grimm dringt auf Änderung. Aber die Liebe iſt größer als alle Hinderniſſe, alle Vernunftgründe. Über die verſchiedenen Phaſen des Hangens und Bangens, des Auf und Ab kann man nur zwiſchen den Zeilen leſen; man fühlt, wie nach einer Ausſprache die Ausdrucksweiſe ruhiger, kühler wird, und wie dann die Liebe triumphierend alle Schranken des Verſtandes durchbricht. Joachim ſchwärmt ſich ſogar in die Möglichkeit eines dauernden Freundſchaftsbundes zu dreien hinein. Er will Giſela dem Freunde gönnen, aber innerlich gleichberechtigt als Freund neben ihm ſtehen. Trotz eines inneren Unbehagens verſucht er immer wieder Giſelas wegen, die Freundſchaft Grimms feſter zu knüpfen, mit dem ihm trotz aller Verſchiedenheit gemeinſame Lebensanſichten verbinden. Er ſpricht es in einem Brief an Giſela (vom 8. Dezember 55) ſchön aus: „Das Wahre meines Verhältniſſes zu Herman iſt das Gefühl der Gemeinſchaft zweier Künſtler, der Außenwelt gegenüber das Recht zu verfechten, geiſtig und individuell empfinden zu dürfen, ungeſtört von falſchen Pretenſionen, auch ein Bündnis verwandter Kunſt, gemeinſamen Rechts — nichts Geringes, bei Gott."

Im Frühling 56 reiſten die beiden Freunde nach Venedig und Mailand. Aber die Briefe von dort an Giſela ſind unruhig, faſt gequält. Er kam keinen Augenblick zum reinen Genuß all der Schönheit, die ſich Auge und Herz boten. Er ſehnte ſich nur nach ſtrenger Arbeit. Dieſe ſchwere Stimmung läßt ſich nur verſtehen, wenn man zwiſchen den Zeilen leſen kann und ſich ſeinen geiſtigen Zuſtand dieſer Zeit deutlich vorſtellt. Mit dem Freunde, deſſen Nebenbuhler er iſt, mit dem Zwange im Herzen, den das Verſchweigen ſeiner Liebe erfordert, mit dem leidenſchaftlichen Verlangen nach der Frau, die dem Freunde als Braut angehört, wie konnte die Seele da die innere Freiheit und Ruhe gewinnen, äußere und innere Eindrücke voll auf ſich wirken zu laſſen? Ungeſtüm ſtrebte er nach Deutſchland zurück, wo der Gegenſtand all ſeiner Gedanken weilte. Auch Grimm ſcheint unter der gleichen Unruhe gelitten zu haben — nach kurzer Zeit reiſte er allein nach Rom weiter, während Joachim den kaum betretenen Boden Italiens verließ und in Heidelberg blieb, um dort in völliger äußerer Ruhe und Abgeſchiedenheit zu komponieren. Aus den Heidelberger Briefen ſpricht eine leidenſchaftliche Liebe zu Deutſchland, das ihm völlige Heimat und Vaterland geworden iſt.

Im Frühling 57 forderte Herman ihn zu einer gemeinſamen Romreiſe auf, die er aber aus ähnlichen Gründen ablehnte, wie die waren, die ihn ſo ſchnell aus Italien vertrieben hatten. Er will nicht dilettantiſch genießen und Hermans Kunſt- und

Geschichtsstudien zusehen, sondern sich und seinen Arbeiten getreu bleiben. In schmerzhafter Weise drängt nun dieses Liebesverhältnis der Katastrophe zu. In leidenschaftlicher Weise spricht sich die Liebe noch einmal aus wie ein tiefer Strom, der alles zu überwinden fähig und bereit ist — aber das Unmögliche läßt sich nicht vom Schicksal erzwingen. Am 11. November 57 sendet Herman ihm den entscheidenden Brief, der die Katastrophe herbeiführt. Er ist zu charakteristisch für alle drei, als daß er hier nicht in seinem Hauptteil wiederholt werden müßte:

„Deine Briefe verlangen von mir eine Erklärung über unsere gegenseitige Stellung für die Zukunft. Du hast ganz recht, wir können weder stillschweigend auseinandergehen, noch uns bei etwaigem Begegnen in einer lügnerischen Stimmung die Wahrheit verhehlen. Das Leben zu Dreien, wie wir es führten, war für mich eine Unmöglichkeit geworden; entweder, müßtest Du Deine Stellung Gisela gegenüber aufgeben oder ich. Mehr als mich bereit erklären, dies selbst tun zu wollen, konnte ich nicht tun. Ich habe dies getan. Aber selbst dieser Schritt schien in den Sand getan, seine Spuren verblasen zu werden. Ich verlangte endlich, die Gisel solle allen Verkehr mit Dir abbrechen, und sie hat dies getan.

Lieber Freund, ein Gedanke an Trennung ist mir dabei fern gewesen, wohl uns allen Dreien. Geistigen Zusammenhang zerreißt nichts, und wo der Haß wie ein giftiger Fluß dazwischen flösse, überflöge den das Gefühl, das einen Maßstab seiner selbst sucht. Wir werden nie entfernt voneinander sein. Ich kann nicht von der Zeit reden, aber daß wir uns wiedersehen werden, es müssen, scheint mir notwendig und natürlich. Ich habe ebensoviel an Dich als an mich gedacht, als ich auf eine durchgreifende Entscheidung drängte. Es ist ein grausames Schicksal für mich, daß der Einzige, an dem ich fühle, daß er die Laufbahn ganz begreift, die ich vor Augen habe, mir so entwandt wird. . . . ."

Der Brief wurde nicht beantwortet, und mit ihm endet Joachims Herzensroman mit dieser eigenartig veranlagten Frau.

Es ist eine müßige Frage, wie sich wohl Joachims ferneres Leben gestaltet hätte, wenn es ihm gelungen wäre, Gisela für sich zu gewinnen. Vielleicht hätte sie in ihrem Drange, die ihr nahestehenden Menschen innerlich stark zu beeinflussen, ja zu bevormunden, nicht verstanden, den fein empfindenden Künstler dauernd glücklich zu machen. Ihre Ehe mit Herman Grimm war wohl mehr ein Kameradschaftsverhältnis zwischen zwei nach gleichen Zielen strebenden Menschen. Aber Hermans schon erwähnter herrlicher Nachruf an seine verstorbene Gattin beweist doch, wie tief seine Lebensgemeinschaft mit ihr war, und mit welcher verehrenden Liebe er an ihr gehangen hat.

Einen schönen und rührenden Ausklang der Beziehungen zwischen Joachim und Gisela bildet der Brief von Herman Grimms Bruder Rudolf an Joachim kurz nach Giselas Tode in Florenz. Er dankt ihm darin in Hermans Namen für seinen Wunsch, das anfangs erwähnte G-Dur-Konzert dem Andenken Giselas widmen zu dürfen. In diesem Werke bleiben nun Josef Joachim und Gisela von Arnims Namen dauernd verbunden.

M. von Graevenitz.

Maitage in Kärnten

Die Erkenntnis, daß es für uns Deutsche gegen die schwere Not, die uns als Volk und Staat durch die von außen und innen wirkenden, zerstörenden Kräfte zu vernichten droht, als letztes und einziges Mittel nur die Notgemeinschaft aller Volksgenossen gibt, hat sich in den breiten Kreisen der Reichsdeutschen bisher nicht durchzusetzen vermocht.

Parteibefangenheit, Eigennutz, geistige Trägheit und internationalistisch-pazifistische Verseuchung standen ihr entgegen.

Nur dort, wo das Deutschtum noch im Kampfe lebt, ist die Notgemeinschaft über alle trennenden Partei-, Klassen- und Religionsgegensätze hinweg lebendige Wirklichkeit geworden. Daraus ergab sich die gebieterische Forderung, den im Grenz- und Auslanddeutschtum angesammelten Kräften erhöhte Wirkungsmöglichkeit auf das gesamte deutsche Leben zu verschaffen. Dort war die Erkenntnis von der Notwendigkeit nationaler und kultureller Selbstbehauptung im dauernden Austausch und Gegensatz zu fremdstämmigen Teilen auch vor dem Kriege ganz anders bewußt und lebendig geblieben, als in der bequemen Sicherheit der Binnendeutschen, die fast durchweg nationale Verschlammung erzeugt hatte.

Als nun durch den Gewaltfrieden Stück auf Stück deutschen Bodens vom Reichskörper losgerissen und immer neue lebenswichtige Teile zur Abstimmung unter schweren und drückenden Bedingungen verurteilt wurden, ohne daß die Regierung die Macht, vielleicht oft auch nicht den Willen hatte, die bedrohten Volksgenossen wirksam zu schützen und zu unterstützen, griff das Deutschtum in den Grenzlanden, das durch die willkürliche Zerstückelung deutschen Bodens um Millionen vermehrt ist, zu entschlossener Selbsthilfe und tat sich zu festen Gemeinschaften zusammen, die mit einer Kraft und Ausdauer den Kampf für ihr Volkstum aufnahmen, die uns mit dankbarer Bewunderung erfüllen mußten.

Aus den Grenzmarken, wo das Deutschtum gesund und kraftvoll geblieben ist, muß uns das Heil kommen. Von ihnen aus soll sich der eiserne Ring nationaler Geschlossenheit um das Reich legen und seine Kraftströme in das undeutsche Deutschland vortreiben. Ihnen die Wege zu ebnen, ist die Aufgabe aller derer, in deren Herzen das Gefühl für das eigene Volk unauslöschbar brennt.

Als Staat sind wir geknebelt auf Jahre hinaus, als Volk brauchen wir kein aufgezwungenes Gesetz anzuerkennen. Die Grundlage, auf der 1871 das Reich errichtet wurde, war zu schmal. Der Kreis der Volksgemeinschaft umschließt alle, die sich kulturell und sprachlich zum Deutschtum bekennen.

Zur Pflege des Gemeinschaftsgefühls zwischen allen Deutschen ohne Rücksicht auf Landesgrenzen und Staatszugehörigkeit und zum Schutze gefährdeter Volksgenossen ohne Unterschied der Religion und unter Zurückstellung aller parteipolitischen und Klassengegensätze ist im Mai 1919 der „Deutsche Schutzbund für Grenz- und Auslanddeutschtum" gegründet worden. In ihm schlossen sich die Körperschaften und Vereine, die diesem Gedanken dienen, zu einer kraftvollen Zentrale zusammen. Er ist, wie einer seiner Leiter es einmal ausgedrückt hat, die soziologische Form des allen Deutschen durch den Frieden von Versailles aufgezwungenen Abwehrkampfes.

Seine Notwendigkeit unterliegt keiner Erörterung. Seine Lebensfähigkeit und Schlagkraft hat er in den zwei Jahren seines Bestehens überzeugend erwiesen.

In unserer Zeit der maßlosen Bespitzelung und Verleumdung muß nachdrücklich betont werden, daß der Schutzbund mit irgendwelchen imperialistischen, chauvinistischen, alldeutschen, reaktionären Plänen nicht das Geringste zu tun hat. Davor ist er schon durch die Zusammensetzung seines Vorstandes und die angeschlossenen Verbände geschützt. Der Schutzbund vertritt lediglich für die Deutschen das von allen Völkern anerkannte, ewige und heilige Recht, die völkische Eigenart zu wahren und den kulturellen Zusammenhang aller Volksgenossen fester zu knüpfen.

Die Bewegung, die in ihm ihren Ausdruck sucht, ist geistiger Art. Darum aber darf seine Aufgabe nicht mit einer noch so guten Organisation und korrekten Vertretung nach außen erschöpft sein, sondern es muß vornehmste Sorge bleiben, in seiner Leitung Männer zu haben, die als berufene Vertreter der großen geistigen Bewegung

gelten dürfen, und die uneingeschränkt das Vertrauen der Jungen besitzen, ohne die eine jede Bewegung zum Abwelken und Verkümmern verurteilt ist.

Zu seiner zweiten Bundestagung hatte der Schutzbund für die Pfingstwoche nach Klagenfurt in Kärnten geladen. Diese Tagung ist durch ihren Verlauf allen Teilnehmern, besonders denen aus dem Reiche, zu stärkendem, unverlierbarem Erlebnis geworden.

Die Wahl des Tagungsortes war außerordentlich glücklich. Denn auf dem Boden Kärntens hat das Deutschtum unlängst in der Abstimmung einen glänzenden Sieg erfochten, und hier zitterte noch die nationale Erregung fühlbar nach aus der Zeit, in der die Kärntner gegen unerhörte Unterdrückung und Gewalttaten der Jugoslawen sich mutig, freilich unter schweren Blutopfern, selber ihr Recht schafften.

Die in Paris seinerzeit geplante Grenzfestsetzung zwischen Kärnten und Jugoslawien ist nur eines der vielen Beispiele, aber vielleicht das kennzeichnendste, für die unverantwortliche Leichtfertigkeit, mit der die Männer, die sich selber zu Richtern der Welt beriefen, in bodenloser Sachunkenntnis bei der Bildung der neuen Staaten von ihren Gnaden verfuhren. Die Jugoslawen beanspruchten auf Grund gefälschten Kartenmaterials, in dem die Tauern einfach den Platz mit den Karawanken tauschen mußten, rein deutsche Gebiete für sich. Niemand der Pariser „Sachverständigen" hätte diesen groben Betrug bemerkt. Nur der zufällige Umstand, daß von amerikanischer Seite ein Vertreter in die Kommission entsandt war, der aus Liebhaberei Geographie betrieb und den Schwindel aufdeckte, verhinderte in diesem einen Falle ein neues Verbrechen am deutschen Volke.

Im Vordergrunde der Klagenfurter Verhandlungen standen die Beziehungen zwischen dem Reich und Deutschösterreich. Die Anschlußfrage ist für uns längst keine Frage mehr. Das heilige Recht deutschen Lebens und deutschen Blutes hat sie längst mit „Ja" beantwortet. Die großen Gesetze, nach denen sich alles menschliche und völkische Leben abrollt, werden dieses lebendige Recht bestätigen, und sie bleiben höher als die kleine Vernunft der jetzigen Machthaber der Welt. Hintanhalten kann die Entente jetzt noch den Zusammenschluß zweier unfreier Völker, für die Dauer hindern n i e !

In diesem Bewußtsein, das laute Freude nicht zuläßt und gefällige Selbsttäuschung und die üblen nationalen Phrasen der Vorkriegszeit ebenso fernhält, wie große Worte und schöne Gesten, richteten sich die Beratungen einmal auf die rein praktischen Fragen — und hier wurden wesentliche Ergebnisse erzielt — und zum andern auf die Vertiefung und Verinnerlichung des geistigen und kulturellen Zusammenhanges aller Menschen deutscher Zunge.

Am wichtigsten erscheint die Tatsache, daß die Vertreter aller Grenzmarken untereinander und mit den andern Teilnehmern an der Tagung unmittelbar Fühlung nehmen konnten. Nur so kommen wir weiter, wenn über die im Vordergrund des öffentlichen und politischen Lebens Stehenden hinweg die Gemeinschaft der M ä n n e r sich bildet.

Als M a r t i n S p a h n in seiner großen Rede auf der ersten Vollsitzung des Schutzbundes als berufener Vertreter des deutschen Gedankens in vorbildlicher Klarheit, mit feinstem Takt, innerer Wärme und mutiger Offenheit die gegenwärtige Lage des Deutschtums in der Welt, seine Gefahren und seine Aufgaben entwickelte und die Herzen der Hörer packte, da wurde mit einem Glücksgefühl sondergleichen es allen Anwesenden klar: die deutsche Volksgemeinschaft, über alle Schranken hinweg, sie ist lebendige Wirklichkeit, kraftvoll, ganz innerlich und unverlierbar — wenn wir uns nur würdig halten, ihre Träger und Verkünder zu sein.

Und unter diesem Zeichen verlief die ganze Tagung.

Wenn auch die Wolken politischer Bedrohung gerade zu Pfingsten besonders schwer und dunkel über Deutschland hingen, so gaben doch dieses deutsche Erlebnis und der Frühling, der mit unerhörter Kraft dies wundervolle, begnadete Kärntner Land mit seinen weiten Seen, seinen schneebedeckten Bergen, den grünen Matten und der feinen, theresianischen Stadt Klagenfurt übergoß, einen unverlierbaren Schatz von Vertrauen und neuer Zuversicht in die bedrückten Gemüter.

In die Schönheit des Landes mit den gewaltigen, ernsten Linien der Tauern und der Karawanken mischen sich feine, südliche Züge. Ähnliches ist auch im Charakter des Volkes. Kerndeutsche, frische, mutige Art und eine Herzensfröhlichkeit mit einer seltenen musikalischen Begabung, die das ganze Leben beherrschend durchdringt.

„Karntnerisch, karntnerisch, dös geht ins G'müat.
Is wie a Blüamlein, das nimmer verblüat,
Is wie a Jauchzer, der nie nit verhallt,
Is wie a kloars Woasser draußen im Wald."

Vielleicht hatte in früheren Zeiten gerade der Reichsdeutsche eine zu stark kritische Einstellung gegenüber Deutschen anderer Landstriche. Auch das dürfen wir als überwunden ansehen, da die Not uns den Blick schärfte für das Wesentliche in jedem deutschen Menschen. Und in dem „G'müat" liegen wohl stärkste seelische Kräfte begründet. Diesem Volk ist die Fröhlichkeit ein so starkes Lebensbedürfnis, daß es in selbstverständlicher Abwehr gegen Bedroher die Waffen in großem Ernst ergreift, um bald wieder fröhlich sein zu können. Aus dem Gefühl gemeinsamen Blutes ergab sich ein Anschluß auch mit den privaten Kreisen der Kärntner — unbeschadet dessen, daß manche der echten Klagenfurter und ihrer Frauen in Wien geboren waren.

Unvergeßlich war das Trachtenfest am ersten Pfingsttage, zu dem die Bauern Kärntens in hellen Scharen gekommen waren. Was da an ungebrochener, nicht zu brechender deutscher Volkskraft in seinen, farbenfrohen Trachten sich darbot, war überwältigend. Hier hat das deutsche Blut die Kraft bewiesen, nicht unerheblichen romanischen und slawischen Einschlag aufzusaugen.

Als der Zug mit den nach vielen Hunderten zählenden reichsdeutschen Teilnehmern Spittal, den ersten Ort auf Kärntner Boden, am Spätabend nach der unvergleichlich schönen Fahrt über die Tauernbahn erreichte, war eine große Menge auf dem Bahnhof versammelt und begrüßte die Brüder aus dem Reich mit den schönen Kärntner Liedern und herzlichen Ansprachen. So war's auch in Villach.

Manch einen der Gäste mag ein Gefühl der Beschämung überschlichen haben, daß er bislang so blutwenig nur von dem schönen Lande und seinen Bewohnern wußte. An alle, die noch reisen können, ergeht die Mahnung: Fahrt nicht ins Ausland, sondern geht in die wunderschönen deutschösterreichischen Länder und zeigt den Volksgenossen dort, daß ihr sie kennen und lieben lernen wollt.

Schwerer noch wurde das Herz in dem Gedanken, daß das Deutsche Reich in seiner Regierung und seinen parlamentarischen Körperschaften in ihrer Kraftlosigkeit und Zerrissenheit so wenig geeignet ist, der Meinung, die die Kärntner von ihnen haben, gerecht zu werden. Aber wir ziehen die Folgerungen: Vertrauen verpflichtet, und mit erhöhtem Verantwortungsgefühl gegen die Volksgenossen, die gerade in der Zeit, da Deutschlands Stern am tiefsten steht, zu uns wollen, geht das geheime Deutschland daran, ihnen das zu leisten, was das offizielle ihnen schuldig bleibt.

Alle staatlichen Mittel haben versagt. Nun gut, mit unerschütterlichem, durch nichts zu brechendem Willen machen wir uns an die heilige Aufgabe, das Bewußtsein allen deutschen Menschen mitzuteilen, das Bewußtsein der lebendigen, geistig-seelischen Volksgemeinschaft.

R. P.

Politische Rundschau

Nach den mannigfachen Kundgebungen der Regierungen und Regierungsblätter des Verbandes zu schließen, hat der Verband in dem Kabinett Wirth endlich das Ministerium gefunden, das er sich für das besiegte Deutschland erträumte. Der neue Reichskanzler ist ein im Innersten gewiß zu gut deutsch gesinnter Mann, daß ihn nicht das Lob der Feinde bedrücken sollte. Aber er sucht sich ebenso gewiß darüber hinwegzutrösten, indem er seine Politik durch die seit dem 10. Mai merkbar gewordene „Entspannung" der internationalen Lage als gerechtfertigt ansieht. Noch kürzlich stellte er im Reichstage die Tatsache, daß unsere Annahme des Ultimatums die Lage entspannt habe, als sicher hin.

Das Gefühl, daß die Lage entspannt worden ist, ist uns allen gemein. Die Frage ist aber noch, ob bei uns nicht nur unsere in den letzten Monaten aufs äußerste erregten Nerven entspannt wurden. In Wirklichkeit ist die Entspannung der Lage doch wohl an ganz anderer Stelle in der Welt eingetreten, und unser Gefühl leitet uns vermutlich völlig irre, wenn wir glauben, daß wir auch nur den Mitgenuß davon haben. Unsere Währung hat sich langsam weiter verschlechtert. Am Rhein ist Frankreich keinen Schritt zurückgegangen. Der Zollabschluß der Rheinlande wird so gehandhabt, daß die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen dem besetzten und unbesetzten Gebiet eine nach der anderen aufhören. Die Beschlagnahme der Alkoholbestände im besetzten Gebiet und die Einrichtung eines besonderen Branntweinmonopols dort unter französischer Leitung Mitte Juni muß als eine neue Maßnahme zur Absonderung der Rheinlande sehr ernst gewertet werden. Nachdem die Reichsregierung hierbei umgangen worden ist, verschickt die Rheinland-Kommission soeben unmittelbar durch die rheinischen Bürgermeister allerhand Fragebogen an die gewerblichen Unternehmer des besetzten Gebietes. Die Wahrscheinlichkeit liegt danach in der Tat nahe, wie es der Franzose Brauilhet in dem letzten Monatsbericht der französischen Handelskammer für das besetzte Gebiet ausdrückt, daß „auf die Dauer das wirtschaftliche Werk der Rheinlandkommission immer weiter um sich greifen wird". Oberschlesien ist in fremder Hand, und nur ein Wunder kann es daraus retten. Trösten mag und muß uns vorerst allein, daß es in Ehren von uns gehen wird. Das eine Gute hatte ja die kabinettlose Zeit in den acht Tagen vor der Unterzeichnung des Ultimatums, daß der oberschlesische Selbstschutz eingerichtet und angesetzt werden konnte. Das Ministerium Wirth sah sich bei seiner Ankunft vor eine feste Tatsache gestellt, an der es kaum noch rütteln konnte.

Das entscheidende Ereignis der jüngsten Zeit ist offenbar die Annäherung der Vereinigten Staaten und Englands. Sie hat sofort auf alle weltpolitischen Vorgänge derart zurückgewirkt, daß wir die gegenseitigen Machtverhältnisse der Staaten abermals sämtlich dem Drucke einer ganz schweren Erschütterung ausgesetzt und das Weltbild aufs neue stark bewegt sehen. Abgeschlossen, wie wir noch immer von der übrigen Welt leben, hatten wir vor dem Ultimatum, als es noch Zeit war, unsere eigene Stellungnahme danach einzurichten, nur eine unzureichende Vorstellung von der Bedeutung dessen, was rings um uns vorging. Deshalb halfen wir sogar — unfreiwillig durch unseren Bittruf an die Vereinigten Staaten und freiwillig auf das Locken Englands hin durch unsere Unterzeichnung des Ultimatums — den Angel-

sachsen die Gelegenheit zu den letzten Schritten ihrer Annäherung schaffen. Und nun erst entrollt sich das Bild der Lage allmählich auch vor unseren Augen. Wir mögen uns heute noch darüber klar werden, welche Erleichterung England unserer Unterschrift unter das Ultimatum verdankt, und welches Maß von Bewegungsfreiheit wir ihm in der Weltpolitik zurückgegeben haben. Für uns selbst läßt sich ein Vorteil aus der mächtigen Weltveränderung der letzten Wochen nicht mehr ziehen.

Am 18. Mai tauschten Lloyd George und der eben eingetroffene Botschafter der Vereinigten Staaten, Harvey, in London jene Begrüßungsansprachen miteinander aus, die der Welt die große Überraschung bereiteten. Harvey sagte, daß die Vereinigten Staaten auf ihrem Einspruch gegen den (zurzeit noch von Frankreich beherrschten) Völkerbund beharren müßten, aber an allen anderen Beratungen des Verbandes zur Wiederherstellung des Friedens sich wieder beteiligen würden. Lloyd George entgegnete, daß dieser Entschluß von ungeheurer Bedeutung sei; denn es sei notwendig für den Frieden der Welt, daß Amerika mit dabei wäre. „Wenn dieser Krieg nicht der letzte war, dann wird der nächste Krieg Europa in Trümmer legen. Es ist wesentlich, daß wir Mittel finden, um die Nationen aus dem Labyrinth des Hasses und der Entwürdigung herauszuziehen, und zwar aus Gründen der e i g e n e n Sicherheit. Wir sind froh, daß die Vereinigten Staaten kommen, n i c h t weil wir sie in diese Streitigkeiten hineinziehen wollen — dies würde die Dinge nur verschlimmern — sondern weil wir wollen, daß Amerika heraushelfe und nicht hinein. Die wirklichen Ereignisse der letzten Monate haben bewiesen, wie abhängig nicht nur eine Nation in Europa von der andern, sondern wie abhängig ein Kontinent von dem andern ist. Der Beschluß der Vereinigten Staaten erweckt daher Hoffnung in unserer Brust."

Im Maiheft wurde an dieser Stelle die eben so kluge wie beherrschte Politik, deren sich England mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch den Vereinigten Staaten gegenüber beflissen hat, grundsätzlich gewürdigt und auch betont, daß „nichts törichter wäre, als amerikanischerseits eine gewaltsame Entscheidung zwischen England und den Vereinigten Staaten heraufzubeschwören oder zu beschleunigen". Beide Staaten stehen im Begriff, die Ernte ihres besonnenen Verhaltens in die Scheuern einzubringen. Immer wieder hat England die Vereinigten Staaten, so oft sich über ihm das Gewölk weltpolitischer Schwierigkeiten von allen Seiten her zusammenballte, beiseite gehalten und abgespeist, um erst alle Kraft auf die Bewältigung der ihm in Europa erstehenden Widerstände zu sammeln. So handelte es vor allem in den Tagen des Krimkrieges und wieder in den Tagen des Burenkrieges. Nun ist Rußland ein Trümmerhaufe. Mitteleuropa liegt am Boden. Frankreich bedeutet nicht das, was Rußland und Mitteleuropa bedeutet haben. Da stellt sich die angelsächsische Großmacht auf der europäischen Seite des Weltmeeres mit raschem Entschlusse Rücken an Rücken mit der angelsächsischen Großmacht jenseits des Meeres und gibt ihr bedingt den Stillen Ozean frei, um den Niederbruch Europas sofort zur Vollendung ihres Umbaus in „Größerbritannien" in die beherrschende Landmacht der alten Welt ausnutzen zu können. Afrika ist bereits längst durch das Zurückweichen Deutschlands im Sansibarvertrag des Jahres 1890 und Frankreichs nach Faschoda, durch den Burenkrieg und den Weltkrieg englisches Gebiet geworden. Unsicher ist noch der erst durch den Weltkrieg erworbene Besitz an der Landbrücke von Ägypten hinüber nach Indien und Indien selber. Hinter Indien stand bisher drohend Japan als Großmacht, die Asien zu wecken berufen erschien. In den weiten Landschaften der großen Brücke aber lebte und regte sich noch der Islam, dem sowohl von Mitteleuropa her wie von Rußland aus Hilfe gebracht werden konnte. Gewinnt die Verständigung mit den Vereinigten Staaten Bestand, so kann England versuchen, beide Möglichkeiten auszuschalten und sich damit den Sieg, den es dank

der französischen Tapferkeit, sowie dank dem amerikanischen Kapital und der amerikanischen Industrie im Weltkrieg über uns erfocht, nach allen Seiten hin zu sichern. Unklar ist noch, ob die Verständigung der Angelsachsen über den Stillen Ozean und über die im Bereich Größerbritanniens gelegene Alte Welt hinaus auch Rußland und Nordasien betrifft, und ob sie etwa beide Länder als gemeinsame Einflußsphäre der beiden Großmächte ins Auge faßt. Nachrichten, wie sie der amerikanische Großkapitalist Vanderlip über sein Fußfassen an der Ostküste Sibiriens verbreitet, und die Gerüchte, die über Abreden zum Wiederaufbau Rußlands umgehen, lassen darauf schließen. Der Amerikaner treibt nur Wirtschaft, der Engländer Wirtschaft und Politik. Das verbürgt dem Engländer bei den Vereinbarungen einen Vorsprung, der ihm erlaubt, mit Zugeständnissen nicht zu kargen. Übrigens scheint nichts schriftlich festgelegt worden zu sein.

Wir Deutsche haben, seitdem Bismarck unsere auswärtige Leitung abgab, eine eigentümliche Neigung, über den Gegensätzen, die sich zwischen den andern Völkern der Welt aufrichten, nicht zu sehen, was sie vorläufig noch zueinander führt oder aneinander bindet oder mindestens hindert, sich in offener Feindschaft zu begegnen. Das zerstörte festländische Abendland bietet der Wirtschaft der Vereinigten Staaten nicht mehr die Aussichten, mit denen wir uns bei der selbst vom Weltkrieg noch nicht gesprengten Enge unseres Gesichtskreises immer wieder schmeicheln. Sie haben sich daraufhin beizeiten Ost- und Nordasien zugewandt. Dort aber dürfen sie es sich schon etwas kosten lassen, wenn sich der Engländer von Japan löst. Die Ausbeutung Chinas und Sibiriens erscheint mit der Knebelung Indiens nicht zu hoch bezahlt. Außerdem sehen wir beide Großmächte gleichmäßig zurzeit vor das irische Problem gestellt. Lloyd George bemüht sich vergeblich, der grünen Insel dadurch wieder Herr zu werden, daß er ihr das Danaergeschenk je eines Sonderparlaments für die katholischen und die protestantischen Iren machte. Die Katholiken haben nur Sinnfeiner gewählt. Noch empfindlicher jedoch verspüren vielleicht die Angelsachsen Amerikas das Hochkommen des Irentums. Vereint können beide Mächte auch am ehesten verhüten, daß ihnen die durch den Krieg nicht ausgerottete deutsche Wirtschaftstüchtigkeit wieder unbequem wird; England kann uns um so leichter in Europa kurz halten, und die Vereinigten Staaten werden dem vorbeugen, daß wir dem spanischen Süd- und Mittelamerika wertvolle Dienste bei seinem Aufbau leisten. Endlich haben unverkennbar die großen englischen Dominien, die mehr zu den Vereinigten Staaten hin als in der Nähe Englands liegen, Kanada, Australien und Neuseeland, ihr Möglichstes zu der Verständigung getan und sie anscheinend geradezu gefordert. Umgekehrt beweist auch die Ernennung Harveys zum englischen Botschafter, daß starke und wurzelhafte Kräfte nicht minder in den Vereinigten Staaten für die Annäherung wirken. Harvey hat dereinst dem Englandfreund Wilson die Bahn zur Präsidentschaft geebnet. Der Tag seiner Wechselrede mit Lloyd George in London war der Tag des Erfolges einer Politik, für die er sich lange Jahre eingesetzt hat. Wir mögen inzwischen warten, bis sich das Repräsentantenhaus und der Senat über die Resolutionen Knox und Porter geeinigt haben. Beide winken uns mit Herstellung des Friedenszustandes; jede aber sorgt dafür, daß er nicht auf Grund der andern verkündet wird.

Selten ist die Geburt einer weltpolitisch wichtigen Tat so glatt wie der Zusammenschluß der Angelsachsen vor sich gegangen. Die Verhandlungen konnten hinter dem schützenden Wall der frisch hervorgebrochenen Streitigkeiten zwischen den Westmächten und Deutschland in aller Stille gefördert und der Augenblick der Nachgiebigkeit Deutschlands zum eindrucksvollen Hervortreten mit dem Ergebnis benutzt werden. Hätten wir uns nach Paris zurückgehalten, oder hätten wir mindestens zum Schlusse durchgehalten, so hätten die Engländer ungleich mehr und bedroh-

lichere Hindernisse auf ihrem Wege gefunden. Die gesamte Weltlage hatte für sie ein bedenkliches Gesicht, solange als sich Mitteleuropa nur erst duckte, um eines Tages wieder aufzuspringen und die Sklavenketten des Versailler Vertrages zu zerreißen. Erst die Entspannung, zu der uns die Engländer und die Angelsachsen Amerikas übereinstimmend voll freundschaftlicher Wärme rieten, schuf die Voraussetzungen, unter denen das vorbereitete Einverständnis wirksam werden konnte. Blieb England der Argwohn, daß Deutschland rasch wieder aufstieg, oder daß Frankreich gleichzeitig in das Ruhrgebiet und Oberschlesien, in die galizischen und rumänischen Ölvorkommen einbrach, so wurde es dadurch an Mitteleuropa gefesselt und konnte weder den Vereinigten Staaten die erwarteten Dienste im Stillen Ozean leisten, noch die Hand an die Vollendung des eigenen Machtaufbaus in Indien und Vorderasien legen. So viele unterdrückte Völker es auf Gottes Erdboden zur Stunde auch geben mag, unser Volk ist ihr Kern und Rückhalt. Die andern kämpfen weiter, weil sie an das Volk der Helden des Weltkriegs noch glauben. Sie schätzen das Jahr unserer Niederlage und der Revolution als einen Tribut ein, den auch ein großes und starkes Volk gelegentlich dem Schicksal zahlen muß; sie wollen Niederlage und Revolution noch nicht höher einschätzen. Alle Abwehr gegen die Unterjochung der Welt durch die Sieger im Weltkriege kann in der Tat nur in uns gipfeln. Indem wir den Versailler Frieden aufs neue unterschrieben, indem wir abermals abdankten, indem wir, statt die Spannung der Welt bis zum Zerreißen zu treiben, uns glücklich priesen, die Lage entspannen zu dürfen, gaben wir den Angelsachsen den Weg zur Weltherrschaft frei. Als ihm der Draht Herrn Wirths Antrittsrede übermittelt hatte, überdachte Lloyd George getrosten Herzens seine Antwort an Harvey. Er traf den Ton mit gewohntem Geschick, und gegenwärtig gehen die beiden Großmächte in ihrem Verlaß auf uns schon soweit, daß sie uns als Plus in ihre Rechnung für die Aufrichtung ihrer Weltherrschaft einsetzen. Eine in der deutschen Großindustrie vielgelesene Korrespondenz weiß darüber zu melden, daß die Grundlagen für den russischen Wiederaufbau durch die Angelsachsen „gesichert" seien und Hugo Stinnes von ihnen dabei eine besondere Rolle zuerteilt wäre. „Ob er sich auf der Höhe seiner Machtstellung befindet, oder ob er gar noch höher steigen wird? Jedenfalls soll er der Reorganisator Rußlands werden." Wenn etwas Wahres an dieser Meldung ist — und weshalb sollte sie falsch sein? — so wird sich Hugo Stinnes daran erinnern, daß ihn die Engländer schon vor einem Jahre mit dieser Aussicht lockten. Er ist klug genug, um sich auf solche Weise nicht verlocken zu lassen, zu klug, um nicht durch Erfahrungen klüger zu werden.

Der durch unsere abermalige Selbstausschaltung aus der Weltpolitik nächstbetroffene Teil ist Frankreich. Es hatte sich übernommen. Es war mit seinen Vorkehrungen zum Einmarsch in das rechtsrheinische Land schon zu weit gegangen. Als sich plötzlich die Leere vor ihm öffnete, taumelte es rückwärts. Lloyd George steigerte die Verwirrung, mit der die französische Politik geschlagen wurde, sofort nach Kräften. Er traf auch dabei den rechten Ton. Wie aber mag dem Engländer zumute gewesen sein, als er seine Rede, die auf nichts als auf die rasche Ausnutzung der deutschen Selbstausschaltung gegen Frankreich berechnet war, in den deutschen Zeitungen jubelnd und mit tausend Huldigungen für ihn wiedergegeben fand? Frankreich beugte sich. Daß sich Korfanty Oberschlesiens schon bemächtigt hatte, diente Briand zur Ablenkung und Hinhaltung seiner öffentlichen Meinung. Das Ruhrgebiet war ihm entwunden, und es kam für Frankreich nur noch darauf an, Oberschlesien für sich zu retten. Je lauter die Engländer abwehrten, desto höher war sichtlich der Preis, den sie gezahlt haben wollten. Lloyd George hatte zuerst darauf bestanden, daß die oberschlesische Frage und in Verbindung mit ihr die Frage der Sanktionen auf einer Zusammenkunft der leitenden Männer des Verbandes sofort ausgetragen würden.

Da er sich Tag um Tag hinhalten und schließlich bis Mitte Juli vertrösten ließ, so konnte an seiner letzten Absicht kaum ein Zweifel sein. Sie wurde noch klarer, als der italienische Außenminister Sforza die Vermittlung übernahm. Der Handel sollte im Orient getätigt werden.

Vielleicht gehen wir nicht irre, wenn wir das politische Ziel Englands gegenüber Frankreich dahin bestimmen, daß es den alten Gegner nunmehr auf abendländischem Boden ähnlich einkapseln wird, wie es ihn von 1898 an in Afrika eingekapselt hat. In Afrika gestand England Frankreich mit der Überlassung Marokkos eine erhebliche Ausdehnung und Abrundung seines Einflußgebietes zu. Aber das Zugeständnis fand seine Grenzen dort, wo es zur Herstellung eines englisch-französischen Gleichgewichts auf dem schwarzen Erdteil hätte führen können. Das französische Kolonialreich wurde durchaus in das englische Herrschaftsgebiet eingebettet. Die Franzosen durften ihre „force noire", die Herr von Kiderlen-Waechter 1911 im Reichstag noch so absprechend beurteilte, verstärken und wirtschaftliche Vorteile sich verschaffen, aber nicht mehr das Verfügungsrecht Englands über Afrika bestreiten. England entschloß sich dazu, Frankreich in Afrika abzufinden, als Deutschland aus dem kolonialen Machtbewerb um Afrika ausgeschieden war, und als erwiesen war, daß sich Deutschland und Frankreich weltpolitisch nicht fanden. Anscheinend wiederholt es jetzt dasselbe Spiel in Europa. Deutschland ist machtpolitisch nun auch hier ausgeschieden. Der Gegensatz Frankreich-Deutschland ist leidenschaftlicher als je. Frankreich darf unter diesen Umständen eine zweite Abfindung in Grenzen zuteil werden, an denen sich sein Ehrgeiz nicht sofort zerstößt, die aber England verbürgen, daß es ihm in der weiten Welt nie wieder in den Weg tritt. Immer wieder erstaunt uns die Sicherheit, mit der die Engländer Frankreich als unaufhaltsam niedergehendes Volk einschätzen; man braucht es nicht zu zerschlagen, man darf es sogar für einige Zeit wieder auffüttern, bei seiner Behandlung vermag man den Eindruck besonderer Rücksichtnahme auf die Vereinigten Staaten als Frankreichs Freund und alten Bundesgenossen zu erwecken und kann von ihm noch Dienste empfangen, ohne sich bei vorsichtiger Behandlung eines Rückschlages von ihm versehen zu müssen. Man läßt den Franzosen also das festländische Abendland als Spielraum und setzt ihnen nur hier und da einen Pflock ins Gehege, um sie rasch wieder einengen zu können, wenn es nötig erscheint. So benutzte England von vornherein Italien gegen sie. Dann nahm es die Griechen dazu, und neuerdings entwickelt sich auch der kleine Verband so, daß sich die Franzosen, obwohl sie seine Schöpfer sind, nicht mehr recht darauf verlassen können. Der Fehlzug, den es mit der Unterstützung des Österabenteuers Karls von Lothringen tat, die nicht mißzuverstehende Deutlichkeit, mit der sich die Vorkämpfer des Austriazismus in seiner verwandelten Form, der Donaukonföderation, in Deutschösterreich auf die ihnen dargebrachten guten Wünsche Frankreichs berufen, hat die Regierungen des kleinen Verbandes stutzig gemacht. Rumänien, das noch immer zögerte, hat sich der Tschechoslowakei und Jugoslawien angeschlossen. Bestrebungen, auch Bulgarien zu gewinnen, machen sich bemerkbar, ebenso aber auch englische neben den französischen Einflüssen. England verläßt sich auch anscheinend darauf, daß selbst, wenn es Loucheur und Rathenau glücken sollte, über alle politischen Leidenschaften hinweg demnächst ein wirtschaftliches Einvernehmen zwischen Frankreich und einem völlig demokratisierten Deutschland zu begründen, diese Tatsache nicht von Belang sein würde. Loucheur soll mit finanziellen Schwierigkeiten kämpfen und Rathenau ihn sanieren wollen, nachdem er selbst soeben von Stinnes saniert worden ist. So erklärt man uns die Wiesbadener Zusammenkunft der beiden Männer. Es mutet symbolhaft an, daß der „Wiederaufbau" der französischen und deutschen Wirtschaft den beiden Wirtschaftern anvertraut ist, in denen sich uns der Typus des Geschäftsjudentums der Gegenwart verkörpert. Das Ver-

sagen der Juden auf dem Gebiete der industriellen Organisation — an welcher Feststellung auch Rathenaus Tätigkeit für unsere Rohstoffversorgung im Kriege nichts ändert — und ebenso ihr Mangel an politischem Instinkt und erst recht an politischem Willen beruhigt die Engländer offenbar im voraus über jede deutsch-französische Annäherung, die auf diesem Wege vor sich geht. Sie lächeln wohl gar über die Art, wie ihnen die Franzosen mit dem Rathenau zu drohen versuchten. Gute Geschäfte bringt man stiller in Sicherheit. Mag Frankreich also vorerst auch sein besonderes Bündnis mit Polen haben. Es wird den größten Teil Oberschlesiens als Draufgabe dazu bekommen. Ein Heer von 600 000 Mann wird ihm zusammen mit seinen 800 000 Mann zur Verfügung stehen, bis beide Verbündeten nicht mehr können. Zu dem elsässischen Kali soll es durch das Bündnis noch das galizische Erdöl bekommen. Groß bleibt der Unterschied doch noch gegen das, was es sich vor dem 1. Mai erhoffte.

Eignete den Engländern nicht durch die besondere Entwicklung ihres sittlich-religiösen Empfindungslebens ein beispielloses Maß von Selbsttäuschung über die Triebfedern ihres Handelns, so müßten es Franzosen wie Deutsche als den blutigsten Hohn auf ihr ganzes Elend ansehen, daß die „Times" vier Wochen nach der Auswirkung des Ultimatums die Frage aufwarfen, ob England nicht Frankreich durch den Abschluß eines regelrechten Bündnisses für den Ausfall entschädigen müsse, den es an seinen Sicherheiten gegen Deutschland durch den Nichtvollzug der mit Wilson getroffenen amerikanisch-französisch-englischen Abreden erlitten habe, daß sich darauf der englische Ministerrat mit dem Problem beschäftigte, aber angeblich nur drei Minister es bejahten, und daß endlich anderntags Churchill, eben aus dem Orient zurückgekehrt, das Heil nur noch in einem vertrauensvollen Zusammenwirken Englands, Frankreichs und Deutschlands finden zu können erklärte. Die französische öffentliche Meinung hat das Spiel, das mit ihr getrieben wurde, als böses Spiel erkannt und sich zum Teil mit großer Schärfe dagegen aufgelehnt. Unsere Zeitungen sind ihm gegenüber fast durchweg ohne bestimmte Haltung geblieben.

Gleich schwer wie Frankreich ist durch die englisch-amerikanische Annäherung Japan getroffen worden. Das Preußen des Ostens soll in das Schicksal des westlichen Preußens verstrickt werden. Die beiden Preußen haben sich, nachdem sie gleichzeitig zur Großmacht geworden waren, in der entscheidenden Stunde nicht die Hände gereicht, und nun mag sie derselbe Abgrund verschlingen, in den auch Rußland schon hineingestoßen wurde. Im Juli läuft das englisch-japanische Bündnis ab, das für die englische Politik vom Tage seines Abschlusses an vor beinahe zwanzig Jahren bis zum Schlusse vom größten Werte gewesen ist. Seine Begründung führte England aus der Vereinsamung der Burenkriegsjahre heraus und hinüber in das System von Vereinbarungen, dem Mitteleuropa erlegen ist. Daß das Bündnis demnächst tatsächlich nicht wieder erneuert werden wird, schlug England die Brücke zu den Vereinigten Staaten hinüber. Möglich, daß man es formell noch einmal weiterlaufen lassen wird. Es kann noch als Bremse dienen, damit die Entwicklung nicht zu schnell vor sich geht. Kluge Politiker wie die Engländer lieben die schnellen Entwicklungen nicht. Man behält die Dinge besser in der Gewalt, wenn sie dem Gesetz der Eile mit Weile unterworfen bleiben. Auch läßt die Erhaltung des Bündnisses England ein Druckmittel auf Japan in der Hand, das nicht ohne Wert erscheint. Aber schon haben die öffentlichen Erklärungen der englischen Staatsmänner den Japanern keinen Zweifel darüber gelassen, daß die Rücksicht auf die Vereinigten Staaten bei der Formulierung des Bündnisses diesmal der Dankbarkeit für den treuen Bundesgenossen von früher voranstehen wird. Japan trägt an den Schwierigkeiten, in die es geraten ist, offenbar schwer. Es hat auf der falschen Seite gekämpft. Es hat im Weltkrieg allein von allen Großmächten, Italien trotz seines „sacro egoismo" nicht ausgeschlossen,

nur seine eigenen, unmittelbaren und dringlichen Interessen wahrnehmen zu dürfen geglaubt. Es trieb lediglich ostasiatische Politik und desinteressierte sich (vielleicht abgesehen vom Sommer 1916) absichtlich an der Umschichtung der weltpolitischen Machtverhältnisse. Dadurch ist es in eine Vereinsamung geraten, die ein alter Staat wie England wohl einmal überstehen kann, die aber schon wir nicht auszuhalten vermochten. Spuren böser Zerrüttung treten überall an seiner inneren Politik hervor. Es hat seine für China sachverständigen Politiker zusammenberufen müssen, weil es auch dort am Ende seines Lateins sein dürfte. Es hat ferner in der Yapkabelfrage den Vereinigten Staaten nachgegeben und nur noch den Schein der Gegenseitigkeit zu wahren gesucht, indem es Verhandlungen anbot, bei denen es zugleich die bestrittenen Eigentumsrechte seiner Leute in Kalifornien geprüft sehen möchte. Wahrscheinlich wird es sich auch Abrüstungsforderungen der beiden angelsächsischen Großmächte zu unterwerfen gezwungen sein. Ringsum umstellt, fühlt es einen Druck über sich, schwer wie der, der in den Jahren vor dem Kriege auf uns lastete.

Die nächsten Wochen dürften endlich zeigen, wieweit an dritter Stelle Vorderasien von unserem Rückzug mitbetroffen wurde. Das Bild dort war in einer beständig voranschreitenden Klärung und Ordnung begriffen. Eine Bewegung, in die der gesamte Islam vom Bosporus bis nach Indien hineingezogen wurde, zeichnete sich vor unsern Blicken ab. Angora, Persien und Afghanistan stellten sich uns als ihre Brennpunkte dar. Neben Ägypten sahen wir zuletzt noch Zypern von ihr ergriffen, obwohl seine Einwohner Griechen sind. Auch sie verlangten, der englischen Vormundschaft ledig und zu Griechenland geschlagen zu werden. Dahinter baute sich die tiefe Stellung der russischen Bolschewisten auf. Das Gepräge gab dem Ganzen die Überwindung des alten türkisch-russischen Gegensatzes als instinkthafter Gegenzug zu der Vereinbarung, die vor dem und im Kriege England und Rußland über Konstantinopel getroffen hatten. Der Zusammenschluß der Russen und des Islam erneuerte den Druck auf die empfindlichste Stelle der Verbindung zwischen England und Indien, der die raumpolitisch denkende Richtung der Engländer schon von lange her lebhaft beunruhigt. England erlebte in Vorderasien, daß Frankreich und Italien, Frankreich zum Teil anscheinend nur aus Haß des Griechenkönigs, die Wiedererholung der türkischen Macht nicht tragisch nahmen und nach einer Verständigung mit Angora suchten. Anfangs machte England gute Miene zum unerfreulichen Spiele. Es zog die Verhandlungen an sich und preßte dem türkischen Unterhändler in denselben Tagen, da es Herrn Simons aus London verabschiedete, Bedingungen ab, die den Wünschen der türkischen Nationalisten nur wenig und mehr dem Scheine nach entgegenkamen. Die Nationalisten aber ließen sich auf derlei nicht ein. England bestärkte nunmehr die Griechen in ihrem Streben, ihren großgriechischen Traum durch die Angliederung Kleinasiens ganz zur Erfüllung zu bringen. Der Traum plagte sie schon im Balkankriege, er beherrscht sie jetzt vollkommen. So fiel es der englischen Diplomatie nicht schwer, sie zu einem dritten Sturmlauf gegen die kemalistischen Stellungen, nunmehr auf der Grundlage umfassender Rüstungen mit einem Heere von einer Viertelmillion Mann, zu bestimmen. Sie versprach ihnen Unterstützung durch Flottenbewegungen. Hier griff die vermittelnde Tätigkeit des Grafen Sforza zwischen Frankreich und England ein. Sie ist zurzeit soweit gediehen, daß sich die Engländer und Franzosen in Paris wieder unmittelbar miteinander besprechen können. England hat dieser Tage, ohne noch den Einspruch der Franzosen fürchten zu müssen, den Emir Faissal zum König von Mesopotamien ausrufen können und in Bagdad einziehen lassen. Franzosen und Italiener sind bereit, Anatolien militärisch wieder zu räumen und sich mit wirtschaftlichen Nutzungen dort zu begnügen. Smyrna soll ein Freistaat werden, in dem das griechische Element vorherrschen würde. Sonst würde Kleinasien den Türken verbleiben. Der griechische Angriff ist vorerst abgeblasen worden. Offenbar

ist die Rechnung, daß Kemal und seine Anhänger angesichts der französisch-englischen Verständigung und aus Sorge, daß den Engländern das Ausspielen des arabischen Elements von der Landbrücke her doch noch glücken möchte, froh sein werden, wenn man ihnen endlich wirklich entgegenkommt. Es wäre damit Zeit gewonnen, in der sich Vorderasien aufs neue unterwühlen ließe. Die Nationalisten haben sich aber wesentlich weitere Ziele gesteckt. Sie verlangten Konstantinopel und Ostthrazien. Werden auch sie unter dem Drucke der von uns zu verantwortenden Lage die „Entspannung" vorziehen?

Das traurige Zeichen völliger Abwendung von ihnen, das das amtliche Deutschland und die deutsche Demokratie den Türken durch die Führung des Talaat-Prozesses vor den Berliner Geschworenen und dadurch gegeben hat, wie die öffentliche Meinung das Urteil hinnahm, mag manchen von ihnen gegen uns erbittern; die Führer wird es nicht mehr beirren. In Kenntnis unseres Geisteszustandes haben sie sich mehr auf das Verhalten der Russen als auf das unsere eingestellt.

In Rußland bemüht sich Lenin, das wirtschaftliche Leben vor dem völligen Zusammenbruche noch in letzter Stunde zu bewahren. Kapitalistisch wie er als Marxist von Hause aus denkt, sucht er das kapitalistische Leben in seinem Lande gemach wieder anzuregen. Es kann daraus auch ein politischer Umschwung folgen; er braucht es aber nicht. Die Engländer glaubten, Lenins Mitarbeiter für das Auswärtige, Tschitscherin, schon öffentlich als abgetan behandeln zu dürfen. Er sitzt fest im Sattel. Eine andere Frage jedoch ist, ob sich in Rußland nicht durch die Revolution Wandlungen vollzogen haben, die uns zwingen, mit ihm auf absehbare Zeit überhaupt nicht mehr zu rechnen. Über der Gesamtheit der kulturellen Vorgänge, deren stärkste Auswirkung vor vierhundert Jahren die Reformation war, löste sich Nordeuropa wieder von dem abendländischen Kulturbereiche ab und sank auf sich selber zurück. Die ganze Ordnung der abendländischen Entwicklung bis dahin wurde zerstört. Der Schwerpunkt des geschichtlichen Lebens glitt von Mittel- nach Westeuropa hinüber. Das Zeitalter der großen abendländischen Revolutionen folgte. Erst im 19. Jahrhundert schienen sich die Wirkungen des Auseinanderbruchs der mittelalterlichen europäischen Welt endlich ausgleichen zu sollen und damit auch das Schwergewicht der Entwicklung wieder nach Mitteleuropa zurückzugleiten. Unser Reich erstand. Die deutsche Nation kam wieder zu der ihr natürlichen Kraft. Hat sich das furchtbare Ereignis in der russischen Revolution inzwischen schon wiederholt? Ist Osteuropa, kaum in die europäische Kulturentwicklung einbezogen, wieder ihr entrückt und das russische Volk durch den Bolschewismus in seinen früheren Zustand zurückgefallen, der es unfähig und auch unwillig macht, am Aufbau des gesamtmenschlichen Kulturlebens weiterhin und wer weiß auf wie lange hinaus mitzuhelfen? Ist dem so, dann erklärt sich uns das Gelingen der englisch-amerikanischen Annäherung nur um so eher. Das Schwergewicht unseres Daseins hätte sich aufs neue nach dem Westen verschoben. Die Macht läge einstweilen unabwendbar drüben. Der Gedanke daran, die Vorstellung, wie fest die Herrschaft der Angelsachsen im geschichtlichen Ablauf der Gegenwart verankert ist, müßte uns aufs tiefste erschüttern, bliebe nicht immer der Abschätzung der rein staatlichen und der wirtschaftsorganisatorischen Vorgänge gegenüber die Betrachtung, daß wir seit 1917 auch eine Zeit stärkster gesellschaftlicher Umbildung erleben. Lloyd George hoffte, im Juni seinen großen außenpolitischen Erfolg durch die Beilegung des schon zwei Monate währenden Bergarbeiterstreiks zu krönen. Die Bergarbeiter aber haben die Bedingungen mit mehr als Zweidrittelmehrheit abgelehnt. Gehört die Zukunft nicht dem aufs äußerste gesteigerten kapitalistischen System, dann — einstweilen aber auch nur dann — gehört sie ebensowenig den Angelsachsen. Pertinacior.

Chronik des Grenz- und Auslanddeutschtums

Der Schwerpunkt des grenz- und auslanddeutschen Problems liegt für die Zukunft unbedingt auf kulturellem Gebiet. Es wird in nicht zu langer Zeit überall der Fall eintreten, daß die alten und neuen Staaten in ihren Staatsgrundgesetzen gewisse Minderheitsrechte nicht nur aufnehmen, sondern diese auch durch Sonderverfügungen ergänzen und ausbauen. Kulturterror, wie ihn Tschechen, Polen und Slowenen betreiben, ist nicht auf lange Zeit durchzuführen. Die Folgen eines solchen fallen zu sehr auf das eigene Volk zurück. Das kulturelle Gebiet ist neben dem wirtschaftlichen vorläufig das einzige, auf dem das ganze deutsche Volk ohne Unterschied der Konfession und Partei seine Kräfte für das Grenz- und Auslanddeutschtum einsetzen kann. Augenblicklich kann wegen der Geldentwertung und der wirtschaftlichen Krisenstimmung nicht viel getan werden, obwohl das Großunternehmertum leicht in Form von arbeitenden Kapitalien große kulturelle Unterstützungen gewähren könnte. Die Frage der deutschen Schule, des Theaters, des Musik- und Kunstlebens, Literatur, Presse sind heute vielleicht von größerem Wert, als irgendein Paragraph in dem Minderheitsschutzvertrag; besonders dann, wenn die Grenz- und Auslanddeutschen aus sich selbst heraus diese Arbeiten leisten, sich ihrer kulturellen, ihren geistigen Selbstschutz aus eigenen Kräften organisieren.

Auf Treiben großlitauischer Agitatoren, die angaben, daß der größere Teil der Bewohner des „Territorium de Memel", das bekanntlich bedingungslos an die Entente abgetreten wurde, keinen deutschen Unterricht mehr haben wolle, veranstaltete der französische Generalkommissar eine amtliche Umfrage an alle Eltern schulbesuchender Kinder, wer von ihnen für seine Kinder litauischen Unterricht verlange. Das Ergebnis der Umfrage entwickelte sich zu einer großen Blamage für den Generalkommissar und für die Großlitauer, denn z. B. im Kreis Heydekrug, in dem 6200 Schüler in Betracht kommen, wurde nur für 312 Kinder litauischer Religionsunterricht und gar nur für 78 litauische Unterrichtssprache gefordert. Ein Bekenntnis zum deutschen Gedanken, wie es schöner nicht verlangt werden kann.

In Großrumänien spielt das deutsch-kulturelle Leben eine ganz besonders gewichtige Rolle. Neben den vielen hundert deutschen Volksschulen, die sich die Deutschen selbst erhalten, und für die sie jährlich viele Millionen durch Selbstbesteuerung neben der Staatsschulsteuer aufbringen, bestehen mehrere deutsche Mittelschulen, und zwar sieben deutsche Vollgymnasien in Kronstadt, Hermannstadt, Bistritz, Schäßburg, Mediasch in Siebenbürgen, sodann eines in Tarutino in Beßarabien und eines in Czernowitz in der Bukowina, zwei Oberrealschulen in Temesburg und in Hermannstadt, fünf deutsche Lehrerbildungsanstalten, in Hermannstadt, Schäßburg, Temesburg, Czernowitz und in Sarata in Beßarabien. Auf dieses kräftig aufstrebende Schulwesen soll in kommenden Jahren die Krone, eine deutsche Hochschule gesetzt werden. Augenblicklich ist dies aber noch nicht möglich. Um der Jugend, die nicht im Ausland, hauptsächlich in Deutschland, studieren kann, doch deutsche Wissenschaft zu vermitteln, hat die „Moderne Bücherei" zu Hermannstadt bereits im Vorjahr Ferienhochschulkurse eingerichtet, die in diesem Jahre wiederholt werden. Deutsch-Schweizer, deutsche und deutsch-österreichische Hochschulprofessoren von Ruf haben ihre Mithilfe versprochen, und mehr als tausend Wissens-

durstige haben ihre Teilnahme an den Kursen angesagt. — Vor einigen Tagen ist ferner in Temesburg das Deutsche Theater wieder eröffnet worden, das 25 Jahre hindurch von den Madjaren gesperrt war. In der Gemeinde Guttenbrunn wurde zu Ehren des Banater Heimatdichters Adam Müller-Guttenbrunn am ersten Pfingsttage eine Gedenktafel errichtet; es fanden sich zu diesem Tage die Vertreter vieler deutschschwäbischer Vereine zu würdiger Feier zusammen, galt es doch, den hervorragendsten Vertreter schwäbischen Schrifttums seit Lenau zu ehren. — In Beßarabien fand der zweite Deutsche Lehrertag statt, der einen einheitlichen Schulplan für das deutsche Siedlungsgebiet zwischen Pruth und Sereth entwarf. All dies sind Merksteine in der kulturellen Entwicklung des Südostdeutschtums, das ein eigener Faktor im geistigen deutschen Leben werden dürfte, was sich besonders bei seinem neueren Schrifttum zu zeigen beginnt. Aber nicht nur auf literarischem Gebiet ist diese Entwicklung zur Eigenart zu verzeichnen, auch in der Malerei und Musik beginnt sich eine persönliche südostdeutsche Note herauszukristallisieren.

In Ungarn scheint man auch langsam zu der Einsicht zu kommen, daß es mit der kulturellen Unterdrückung des 520 000 Seelen zählenden Deutschtums nicht weiter so fortgehen darf. Der Ministerpräsident Graf Bethlen hat, auf das Wort „suum cuique" aufbauend, seine Absichten entwickelt und im Parlament u. a. folgendes gesagt: „Der Schwerpunkt der Nationalitätenfrage liegt auf kulturellem Gebiet. Wir müssen dafür Sorge tragen, daß ein jeder Bürger dieses Landes, wenn er auch der madjarischen Sprache nicht mächtig ist, von der untersten Klasse bis zur Hochschule hinauf in seiner Muttersprache unterrichtet werde."

Ob Graf Bethlen auch die praktische Nutzanwendung dieses Wortes ziehen wird? Es ist abzuwarten! Langsam regt sich das deutsche Leben. Besonders die Jugend hat den Weg beschritten, und die Gründung einer farbentragenden, studentischen Korporation auf der Universität zu Budapest muß als Schritt nach vorwärts bezeichnet werden.

In Übersee sind ebenfalls einige erfreuliche Vorkommnisse über das deutsche Schulwesen zu vermelden. Südwestafrika hat sein ehemals staatliches deutsches Schulwesen zum Teil eingebüßt, obwohl Aussicht besteht, daß der Staat auch aus seinen Mitteln Zuschüsse geben wird. Die deutschen Kolonisten haben sich deshalb schon vor längerer Zeit zu Schulvereinen zusammengeschlossen, deren bedeutendster der der Lüderitzbucht ist, der mit einer ganzen Reihe von Schulen in freundschaftlichem Verhältnisse steht. Um die Schule zu sichern, wurde die Gründung eines Hausbaufonds beschlossen. Außerdem soll ein Pensionat für auswärtige Schüler errichtet werden. All dies aber erfordert die finanzielle Unterstützung aller beteiligten Kreise. Es wurde einstimmig der Beschluß gefaßt, die Schulgelder um 100 bis 200 Prozent zu erhöhen.

In Buenos Aires fand der 8. Schultag der deutsch-argentinischen Lehrer statt, der von rund 80 Personen besucht war und als glänzende Kundgebung der deutschen Auslandschule zu werten ist. Aus dem Arbeitsplan dieser deutschen Schulmänner am La Plata ist zu ersehen, daß sie mit den neuen Lehrmethoden Schritt gehalten haben. Nicht weniger wichtig erscheint aber auch die Gründung der „Ständigen Ausstellung deutscher Fabrikate in Buenos Aires". Zusammen mit einer argentinischen Bank haben Bremer Speditionshäuser hier eine Musterausstellung deutscher Erzeugnisse von der Stecknadel bis zum Motorpflug einzurichten begonnen. Eine große Anzahl deutscher Erzeuger mußte abgewiesen werden, da die Ausstellung schon überlastet ist. Wie wenig der deutsche Unternehmungsgeist klein zu kriegen ist, zeigt auch das in den La-Plata-Zeitungen eifrigst besprochene und mit aufrichtigster Sympathie begrüßte Unternehmen der Paraguay- und Paranaschiffahrt, die bis heute ausschließlich in englischen Händen

war. Vorläufig hat eine deutsche Gesellschaft mit einem Dampfer und zwei Leichtern den Betrieb aufgenommen. Die Schiffe sind viel flacher gebaut als die englischen, infolgedessen imstande, bei jedem Wasserstande zu fahren.

Diese hier verzeichneten Geschehnisse und Pläne sind sicher nicht weltbewegend, auch nur selten für das Gesamtdeutschtum von Bedeutung. Darauf aber kommt es ja auch weniger an, sondern darauf: haben die Grenz- und Auslanddeutschen die ideellen Kräfte, sich gegen das Überfremdetwerden zu wehren, haben sie noch genügend pulsierendes Blut, nicht nur in der Verteidigung zu bleiben, sondern auch vorwärts zu schreiten? Dieser Bruchteil der Vorkommnisse der letzten Wochen zeigt, daß es vorwärts geht, und zwar aus eigener Kraft, wenn auch unter schweren Anstrengungen.

Abgeschlossen am 10. Juni. Sylvanus.

Luftfahrt-Rundschau

Die Annahme des Entente-Ultimatums zerstört die deutsche Luftfahrt vollkommen. Es gibt zwar noch Optimisten, die das Unmögliche nicht wahr haben wollen. Wir schätzen jeden Optimismus, der auf Glauben beruht. Nur der Glaube wird uns auch über diesen Berg hinweghelfen. In diesem Falle gab es kein Verhandeln, die Luftfahrt wurde mit Haut und Haar von der politischen Gesamtmaterie rücksichtslos verschluckt. Wenn diese Zeilen in die Hand des Lesers kommen, verbietet ein Reichsgesetz jedweden Bau von Luftfahrzeugen und dazu gehörenden Geräten aller Art, ebenso ihre Einfuhr und Ausfuhr. Wie weit sich der Luftverkehr in der Übergangszeit halten wird, bleibt abzuwarten. Die führenden Männer des deutschen Luftverkehrs haben bisher bewiesen, daß sie allerschwersten Lagen gewachsen sind, man vertraut auf sie, sie werden, so hoffen auch wir, standhalten, durchhalten. Wie lange diese Zeit der befohlenen Arbeitsruhe andauern wird, das weiß kein Mensch, das liegt ganz und gar im Belieben und der Laune der Entente. Man wird uns so lange den Fuß auf dem Nacken lassen, bis die feindlichen Industrien einen von uns nicht mehr einzuholenden Vorsprung auf dem Weltmarkt gewonnen haben. Das ist das angebliche Recht, das, frei nach Erzberger und Wilson, vor Macht geht.

Trotzdem werden wir in der Zeit der erzwungenen Muße allerhand zu tun haben. Wir werden einen schweren geistigen Kampf führen müssen, einen Kampf in der Fach- und Tagespresse, an der sich alle Kreise beteiligen können. Vielleicht gelingt es uns, auf diesem Wege etwas zu erreichen. Selbst bei der späteren Wiederaufnahme der Arbeit droht uns fortgesetzte Ententespionage an den Produktionsstätten, die Feinde wollen sich das vermeintliche Recht nicht nehmen lassen, uns „militärisch zu überwachen", denn es wäre doch möglich, daß die bösen Deutschen anstatt friedliche Verkehrsmaschinen zu bauen, doch heimlich den „Luftmilitarismus" organisieren. Vor einigen Wochen wurde im französischen Parlament der Luftetat beraten, man bewilligte ihn in Höhe von 80 Beobachtungs- und 140 Kampfgeschwadern, 19 Kompanien Fesselballons, einer Kompanie Wetterbeobachtung und 14 Parkkompanien, was einem Friedensetat von 32 000 und einem Kriegsetat von 300 000 Mann entspricht! Und weil man eben Angst hat, daß die deutschen Lufthunnen bloß so tun, als wären sie friedliche Luftfahrer, so will man uns alles verbieten, was „militärischen Charakter" hat. Das ist ein sehr weitgehender Gummibegriff, über den man im Gegnerlager selbst noch nicht im klaren ist. Zum Bei-

spiel werden alle Motoren über 150 P. S. als „militärisch verwendbar" bezeichnet, alle großen Maschinen und Hallen verboten und ähnliche Dinge. Bei der Etatsberatung malte ein scheinbar an vorgeschrittener Gehirnparalyse erkrankter Deputierter der Kammer das Bild des deutschen Luftüberfalls auf Paris im Jahre 1924 . . . . das zog.

Hysterische Angst und widerlicher Krämergeist sehen nur den Konkurrenten auf dem Weltmarkt, die deutsche Flugzeugindustrie steckt den Gegnern aus der Zeit des Krieges her noch in den Knochen, damals waren wir den feindlichen Maschinen an Güte immer mehrere Längen voraus. Aber schließlich haben wir ja den Feinden diese Angst vor der Wiedererstarkung unserer Kriegsindustrie auf friedlich-kommerziellem Gebiete selbst eingeimpft und suggeriert, denn der „Verband der deutschen Flugzeugindustriellen" besteht als übriggebliebene Kriegsgesellschaft immer noch, obgleich seine Mitglieder gar nicht mehr gebaut haben seit Kriegsschluß, zum Teil gar nicht mehr existieren. Ich möchte sogar noch weiter gehen und behaupten, daß man uns nicht eher die Fabriken frei gibt, bis dieser schreckeneinflößende Verband, in Wirklichkeit ein lebender Leichnam, nicht mehr da ist. Da unsere Revolutionsmachthaber in der Luftfahrt auch heute noch immer schlauer sind als alle lebenden Mitteleuropäer, und da es sich schließlich um internationale Kapitalsinteressen auch hier wie bei der Annahme des Ultimatums handelt, so werden wir wahrscheinlich schwarz werden, bis wir wieder bauen dürfen. Das deutsche Volk weiß den Euler, Tschudi und dem Verbandsdiktator Herrn Kasinger „Dank" für den völligen Ruin der deutschen Luftfahrt. Die Totengräber deutscher Luftfahrt haben ihr Werk beendet, die Klageweiber Jeremiä am Schöneberger Ufer weinen aber zu spät, der Patient ist verstorben!

Sache der Vereine wird es sein, das bißchen Luftverkehr werbend zu stützen und wertvolle Aufklärungsarbeit in der Zeit der Ruhe zu leisten. Den Geist wollen und müssen wir pflegen, mit dem wir später wieder an die Arbeit gehen wollen. Ich schnitt das letzte Mal das Thema „Bodenorganisation" an. Auf diesen rein organisatorischen Gebieten gibt es viel Arbeit. Was man aus einem Flugplatz machen kann, beweisen uns die rührigen Männer in Bremen und in Nürnberg-Fürth. Sieht man allerdings den Johannisthaler Platz, gewissermaßen den Geburtsort deutscher Fliegerei, den Ort, an dem ihre Wiege stand, dann überläuft einen das Grauen. Landung und Start sind mit Lebensgefahr verbunden, dafür ist der Platz auch in den Händen der Grundstückspekulation, ein sehr wenig erfreuliches Thema, außerdem befindet sich in Berlin der Verein „Flug und Hafen", und Berlin ist die Hauptstadt der glorreichen Republik und Sitz des Reichsluftamtes. Das alles sind natürlich Gründe genug, daß sich der Johannisthaler Platz ebenso wie die Berliner Luftfahrtverhältnisse in einem Zustand ganz besonders trostloser Verwahrlosung befinden. Die theoretische Arbeit der Vereine sollte mit innerer Einkehr beginnen, dann kommen sie am schnellsten zu den Musterbeispielen geschlossener Einigkeit. Der Verein, der sich dann über das ganze Reich erstreckt, wird auch in der Arbeit am Aufbau einer anfangs bescheidenen Bodenorganisation Ersprießliches leisten. Das Gebiet des Feuerschutzes muß gründlich durchberaten werden.

Die Vereine sind letzten Endes Propagandaorganisationen, Träger *eines* Gedankens, des Gedankens von der deutschen Luftfahrt, Bekämpfer internationaler Verschwägerungsideen nach dem Muster Euler-Tschudi, die uns ruiniert haben. Der große Luftfahrtgedanke, die Idee, keimt gerade im Volke: sie in der Zeit der aufgezwungenen Ruhe nicht nur wach zu erhalten, sondern zu fördern und zu wecken, wird eine der vornehmsten Aufgaben der Vereine und der Tagespresse sein müssen. Man vergesse die Jugendbewegung nicht! Das große Publikum ist zur tatsächlichen Mitarbeit zu erziehen. Über Luftpost und Luftverkehr werden wir ebenfalls scharf nach-

denken müssen, unsere Erfahrungen, so gering sie auch sein mögen, müssen wir nachprüfen. Momentan gibt die Post den Ton an, weil die Subvention von dorten kommt. Es fragt sich, ob es praktisch ist, die Fahrpläne des Luftverkehrs und der Eisenbahn nur nach postalischen Grundsätzen auszuarbeiten; ich möchte es bezweifeln. Man geht jetzt von dem Gedanken aus, daß Flugpost und Bahnpost zur gleichen Zeit die Hauptstädte verlassen, so ist es zum Beispiel auf der Strecke Berlin—München und umgekehrt. Man erreicht dadurch zwar, daß die Post am gleichen Tage gegen Abend am Endziel zur Bestellung gelangt. Man schlägt aber jeden Passagierverkehr zur gleichen Zeit tot. Der Gedanke liegt ohne Zweifel nahe, das Verkehrsflugzeug zum ergänzenden Organ des Bahnverkehrs zu machen. Ich nehme das Beispiel, daß in München ein begüterter Reisender den Anschluß an den Tagesschnellzug nach Berlin versäumt, aus welchem Grunde, spielt ja keine Rolle. Will er auf den Luftverkehr zurückgreifen, so ist das Flugzeug ebenfalls schon fort, ist schon auf dem Wege nach Nürnberg. Es überholt mit 150 km Stundengeschwindigkeit den Tagesschnellzug etwa in Donauwörth, also kommen bei derartiger Zusammenlegung der Fahr- bzw. Flugpläne zwei verpaßte Gelegenheiten heraus. Man stelle die bessere Lösung in der Praxis fest, das kann ruhig über vier Wochen oder noch länger gehen. Wie sich alles macht, wenn man den Luftverkehr dem durchgehenden Zugverkehr folgen läßt, wird sich ja ergeben. Nachteile für den Postverkehr sind schwerlich zu erwarten, voraussichtlich ergeben sich Vorteile für den Passagierverkehr. Luftpost = „Briefe, die ihn nicht erreichten", ich meine an dem gleichen Abend, wird es so und so geben, aber man wird den Passagierverkehr fördern und heben. Probieren geht noch immer über Studieren. In der gesamten Folgezeit handelt es sich erst einmal um einen scharfen geistigen Kampf; an den Mißerfolgen unserer Luftpolitik in den letzten 2½ Jahren können wir ersehen, wie man es besser machen muß. Gott sei Dank ist die Luftfahrt frei von Parteipolitik. Das Luftamt, die Selbstverwaltungskörper haben viel Arbeit vor sich, sie können organisatorisch viel produktive Tätigkeit entwickeln, die Vereine werden sie unterstützen. Lernen wir aus den Fehlern der Vergangenheit, dann wird es uns in Zukunft erheblich besser gehen! O. L.

Literarische Rundschau

Das Weltengeheimnis *)

Das Buch ist undurchsichtig. Um auf seinen wahren Kern zu kommen, muß man vorher das äußere Beiwerk abstreifen. Dazu gehören nicht nur die Abbildungen, die in einem ganz lockeren Zusammenhang mit dem Inhalte stehen, sondern auch die eingestreuten Zitate aus der indischen und deutschen Mystik. Das Buch selbst ist durchaus unmystisch, denn es ist nicht anschaulich, sondern logisch aufgebaut. Sein Gedankengebäude ruht auf dem Fundament exakter Wissenschaft, ist aber in der Hauptsache nach dem sattsam bekannten Schema theosophischer Lehren errichtet.

Interessant ist es nun, zu erfahren, wie es der Verfasser anstellt, diese so völlig heterogenen Prinzipien miteinander zu verbinden. Das Bindemittel bildet die Erkenntniskritik. Solange sich der Verfasser auf seinem eigenen Fachgebiet der Chemie und Mathematik befindet, sind seine Schlüsse einwandfrei, und seine Ablehnung des Materialismus ist von einer erfreulichen kritischen Schärfe. Um nun

*) Von Karl Jellinek. Stuttgart 1921, Ferdinand Enke.

von den exakten Naturwissenschaften zur Theosophie überzugehen, stellt er den unzweifelhaft richtigen Satz auf, daß alles, was wir von der Welt wissen, aus Phänomenen unseres Bewußtseins besteht. Anfangs folgt er Kant, um ihn in der Folge abzulehnen, und dabei passiert ihm folgendes drollige Mißgeschick: Kant hat den Raum die Form unserer Anschauung genannt, mit der wir unsere hinausverlegten Sinnesempfindungen ordnen. Jellinek lehnt die Existenz des Raumes völlig ab, weil die Vorstellung einer leeren Kiste, in die alle Dinge der Außenwelt hineingepackt sind, eine Unmöglichkeit sei.

Nach Jellinek gleicht unser stets wechselndes Bewußtsein einem Flusse. Anstatt nun die auftauchenden und wieder verschwindenden Empfindungen durch Beobachtung zu sondern und zu sichten, zieht er das theosophische System fertig gezimmert aus dem Wasser. Das ist reine Willkür. Mit dem gleichen Recht kann man jedes andere Denksystem aus diesen Fluten ziehen.

Seine eigene Zutat zum theosophischen System ist die Dreigliederung in Bewußtsein, Unter- und Überbewußtsein. Die menschlichen Seelen, von denen es nur eine ganz bestimmte Anzahl gibt, sind durch das Unterbewußtsein und das Überbewußtsein zu einer weltumspannenden Einheit verbunden. Sie müssen eine Seelenwanderung durchmachen, bei der sie, vom Logos ausgehend, sich teilen und in Menschenleiber gekleidet mannigfache Schicksale erleben, bis sie endlich geläutert wieder in den Logos zurückkehren. Der Logos selbst verbindet sich mit der Welt, indem er in verschiedene Ideen eintritt, die als Naturgesetze sowohl die leblose wie die lebendige Welt beherrschen. Die schwierige Frage, warum die Lebenskraft, die so hervorragende Leistungen im Bau der Organismen aufweist, gelegentlich auch Monstra hervorbringt, wird einfach dadurch gelöst, daß sehr intelligente Wesenheiten am Werke sind, die zwar die feinsten Maschinen wie unsere Ingenieure zu konstruieren imstande sind, sich aber gelegentlich irren, weil sie nicht unfehlbar sind.

Ich brauche nicht weiter auf diese Spekulationen einzugehen, denn sie unterscheiden sich in nichts von der landläufigen Theosophie.

Interessant wird das Buch erst wieder, wenn der Verfasser auf die praktischen Folgen seiner Lehre zu sprechen kommt. Es ist ja selbstverständlich, daß für eine menschliche Seele, die sich bald als Mann, bald als Weib, bald als Türke, Chinese, Neger oder Europäer verkörpert, die bald in England, bald in Rußland, bald in Birma zur Welt kommt, die Angehörigkeit zu einer Rasse, einem Volk oder einem Staate gänzlich nebensächlich sein muß.

Da alle menschlichen Seelen durch ihr Unterbewußtsein miteinander verbunden sind und in ihrem Überbewußtsein auf das gleiche Ziel, den Logos eingestellt sind, wird es begreiflich, daß die Menschheit ihrer Einheit auch äußerlich in einem allgemeinen Weltreich ohne unterscheidende Rassen und Staaten Ausdruck zu geben versucht. Der erste Schritt zu dieser Einheitswelt aller Menschen ist, wie Jellinek begeistert ausruft, bereits geschehen, und zwar im Jahre 1919 durch Steiners bekannte Dreigliederung des sozialen Organismus. Steiners Entdeckung besteht in der Gleichsetzung von Gehirn, Herz und Magen des menschlichen Körpers mit dem Geistes-, Rechts- und Wirtschaftsleben im sozialen Organismus der Menschheit. Schade, daß Jellinek kein Biologe ist, sonst hätte er weniger das Neue als vielmehr das Kindliche in Steiners Lehre bewundert. Weil aber weder Steiner noch Jellinek irgendwelche Anschauung von dem innern Zusammenhang eines Organismus haben, berauschen sie sich an dem verschwommenen Begriffe eines Weltmenschheitsstaates.

In einem Weltmenschheitsstaate werden sich nach Jellineks Ansicht die Menschen immer höher und höher entwickeln. Sie werden zuerst einsehen, daß die staatliche Todesstrafe vom Übel ist, denn wir dürfen die Verbrecher nicht bestrafen, sondern

sollen sie bessern. Auf einer noch höheren Stufe der Entwicklung werden die Menschen kein Tier mehr töten und schließlich auch keine Pflanzen (sic!).

Natürlich tobt Jellinek in allen Tonarten gegen den Krieg und wählt sich hierbei zum Eideshelfer Nicolai, der gesagt haben soll: Der Urmensch ist jedenfalls friedlich gewesen. Das beweist schon die Tatsache, daß er keine körperlichen Waffen hat wie die Tiere. Seine Hand ist wehrlos.

Leider ist dieser Schluß biologisch unhaltbar. Im Gegensatz zu den Raubtieren, die nur angewachsene Waffen besitzen und dadurch auf einen engen Kreis von Beutetieren angewiesen sind, ist des Menschen Hand geeignet, die verschiedensten Waffen zu schwingen. Mit dem Menschen trat erst das universelle Raubtier in die Erscheinung.

Ferner soll die Errichtung des Privateigentums die erste Veranlassung zu Kriegen zwischen den Menschen gegeben haben. Die Hirsche, die Kampfhähne und viele andere Tiere bekämpfen sich bekanntlich, obgleich sie kein Privateigentum besitzen, aus einem ganz andern Grunde, nämlich dem ewig weiblichen. Sollte dieser Grund dem Urmenschen ganz unbekannt gewesen sein?

Die Berufung auf Nicolai hätte Jellinek besser unterlassen, denn ein Deserteur ist immer anrüchig, selbst wenn er uns nur in einem Buch begegnet. Das hat vielleicht Jellinek selbst empfunden, denn er verlangt, daß wir uns für das bedrohte Vaterland opfern, zwar nicht mit den tödlichen Waffen in der Hand, sondern mit den Waffen der Liebe. Immer wieder sollen sich tausend Freiwillige melden, die auf offener Straße in Feindesland den Frieden predigen. Sie werden zerrissen werden. Wieder tausend neue Freiwillige vor, die wieder erschlagen werden und so fort, bis endlich die Feinde durch den Geist der Liebe überwunden sind. Denn auch die Feinde sind keine Bestien.

Zu einem Krebs, der eben seine Schale abgeworfen hatte und versteckt unter einem Stein die Zeit erwartete, bis ihm der neue Panzer gewachsen war, trat ein Weiser aus dem Morgenlande. „Streife den neuen Panzer auch ab und begib dich hinaus in die Welt und predige als Wehrloser deinen raufluſtigen Brüdern den Frieden. Sie werden dich übel zurichten, vielleicht zerreißen, aber dafür hast du dich zur hohen Stufe eines Überkrebses entwickelt.“ Darauf antwortete der arme gequälte deutsche Krebs: „Warum verlangt ihr Weisen nur von mir, daß ich mich fressen lasse, während ihr den andern Krebsen guten Appetit zuruft?“

Die Vorträge, die Jellinek in seinem Buch zusammengefaßt hat, sind mit einem etwas aufdringlichen Enthusiasmus geschrieben. In seiner letzten Vorlesung apostrophiert er seine Hörer mit den Worten: „Ich bitte Sie, meine Damen und Herren, bis zum Schluß auszuharren. Ich lasse Sie nicht, Sie segnen mich denn.“ Sein Enthusiasmus würde überzeugender wirken, wenn er seine Vorträge in Paris statt in Danzig gehalten hätte. J. v. Uexküll.

Die erste Uhland-Biographie *)

Vor einigen zwanzig Jahren durfte ich Seite an Seite mit Erich Schmidt Uhlands handschriftlichen Nachlaß durcharbeiten: der Lehrer machte seine meisterhafte textkritische Ausgabe der Gedichte, der Schüler seine Dissertation über Uhlands Jugenddichtung. Gleichzeitig versprach Schmidt auch eine Uhland-Biographie, und ich vermittelte in seinem Namen mit dem immer ungeduldiger werdenden Verleger,

*) Hermann Schneider, Uhland. Leben, Dichtung, Forschung. Geisteshelden, Bd. 69 u. 70. Berlin 1920. Ernst Hofmann & Co. — Seitdem die Anzeige dieses Buches niedergeschrieben ist, ist dessen Verfasser auf den Tübinger Lehrstuhl, den einst Uhland innegehabt hat, berufen worden.

der niemals ein Manuskript zu sehen bekam. Jetzt endlich ist der Dichter nun doch in die Reihe der „Geisteshelden" eingetreten; ein jüngerer Berliner Literarhistoriker hat das Buch verfaßt und es dem Gedächtnis seines Lehrers Erich Schmidt gewidmet.

Mit Schneiders 527 Seiten zählender Uhland-Biographie ist wirklich einmal „eine empfindliche Lücke ausgefüllt worden"; ist sie doch die erste, die diesen Namen verdient, denn das Buch von des Dichters Witwe, so trefflich in seiner Art und dauernd unentbehrlich es ist, in literarhistorischer und kritisch-ästhetischer Hinsicht war es von Haus aus unzulänglich. Das Material zu einer zusammenfassenden wissenschaftlichen Biographie lag in der großen und guten Uhland-Literatur längst zur Hand. Warum hat gleichwohl ein so bedeutender und beliebter Dichter so ungebührlich lange auf ein Buch warten müssen, das für hundert Geringere längst geschrieben ist?

Eine Uhland-Biographie ist ein spröder Stoff und keine besonders dankbare Aufgabe, weshalb auch ich seinerzeit den Plan einer solchen wieder aufgegeben habe. Der wackere Schwabe ist kein „Held" für eine Darstellung, jede persönliche Größe geht ihm ab. Er ist nicht einmal interessant, sondern ein einfacher, wohltemperierter Mensch von (freilich bestem) Durchschnitt, ohne Problematik, Leidenschaft und persönliche Note. Sein Leben weist keine große Linie auf, sondern ist schlicht und spannungslos verlaufen. Im Engen hat es sich abgespielt und ist mit der allgemeinen Kulturgeschichte wenig verwurzelt. Auch der Dichter ist überpersönlich — um nicht zu sagen unpersönlich — und überzeitlich, von den paar politischen Gedichten abgesehen. Sein künstlerisches Schaffen zeigt nur geringe Entwicklung; er gibt früh sein Bestes und verstummt bald fast völlig. Seine poetische Leistung kennt keine großen Gipfelwerke, sondern setzt sich aus einer Menge kleiner, wenngleich meisterhafter Kunstgebilde zusammen. Nur zum geringsten Teil wird Uhlands langes Leben durch sein Dichtertum ausgefüllt. Wer bloß als Literarhistoriker an ihn herantritt, wird ihm nicht gerecht. Denn sein Dasein, und hier liegt die zweite Schwierigkeit für den Biographen, war doch auch wieder so vielseitig, daß dessen kritische Darstellung eine gleiche Vielseitigkeit zur Voraussetzung macht. „Wer sich nicht mit meinen Studien befaßt, kann auch nicht über mich schreiben", hat der Dichter selbst einmal scharf betont. Und ferner muß sein Biograph auch politischer Historiker sein.

Um so mehr ist es zu begrüßen, daß nun endlich eine große wissenschaftliche Uhland-Biographie vorliegt. Schneiders Buch ist eine methodisch gut gearbeitete tüchtige Leistung. Er beherrscht den Stoff, den er auch durch eigene archivalische Forschung gemehrt hat, und stellt seine Darstellung auf breite geschichtliche Grundlagen. Seine Schreibart ist Uhland angemessen: sachlich-wissenschaftlich und doch keineswegs trocken und ungefällig. Er hebt einmal im Hinblick auf Uhlands Fischart-Würdigung hervor, wieviel persönliche Wertschätzung und Verwandtschaft für das Urteil des Literarhistorikers bedeute. Auch ihm „liegt" Uhland. Gleichwohl hält er sich von jeder Überschätzung seines „Helden" fern, kritisiert vielmehr dessen gelehrte Altersarbeiten mit ungewohnter Strenge. Gerade über den Germanisten Uhland hat der Germanist Schneider das Meiste und darunter viel Neues zu sagen; diese Abschnitte bilden auch räumlich den Hauptteil des Buches. Einfühlung in andere, zumal bedeutende Persönlichkeiten war nicht gerade des Literarhistorikers Uhland Sache, aber ein feines Stilgefühl machte ihn doch zum guten Charakteristiker. Seine wissenschaftlichen Pläne offenbaren eine imponierende Großzügigkeit, erreichten aber freilich nicht die Durchführung. Daß er kein eigentlicher Philolog war, bezeugen vor allem die methodischen Mängel seiner Quellenkritik und seiner mythologischen Etymologien. Besonders verfehlt mutet uns der Ratio-

nalismus seiner Sagendeutungen an. Auch den Ruhm seiner Volksliederabhandlungen glaubt Schneider einschränken zu müssen.

Daß es ungemein schwer ist, die positiven Werte der Uhlandschen Poesie im einzelnen zu kennzeichnen, hat noch jeder empfunden, der sich literarhistorisch-ästhetisch mit ihm beschäftigt hat. Erheblich weiter gekommen ist da auch Schneider nicht. Vielfach folgt er Haags gutem Büchlein über die Entwicklung des Lyrikers Uhland (1907). Nur darin überholt er es, daß er die Gedichte der Spätzeit als eigene bedeutungsvolle Entwicklungsstufe schärfer heraushebt und gebührend höher wertet, als das bisher geschehen ist. Auch für andere Dichter des Uhland-Kreises, namentlich für Justinus Kerner, fällt nebenbei allerlei Beachtenswertes ab. Dankenswert sind auch die reichen bibliographischen Nachweise des Anhangs, in denen ich nur weniges vermisse. Harry Mayne.

Heerführung im Weltkriege

Dem in der „Deutschen Rundschau" vom Oktober 1920 besprochenen ersten Bande der „Heerführung im Weltkrieg", Vergleichende Studien (Berlin 1921, E. S. Mittler & Sohn), hat der General der Infanterie Frhr. v. Freytag-Loringhoven jetzt den zweiten folgen lassen. War schon in jenem das Zusammenfassen kriegerischer Begebenheiten unter die allgemeinen großen Gesichtspunkte als ausgezeichnet gelungen hervorzuheben, so gilt dies in noch erhöhtem Maße von dem zweiten Bande. In diesem handelt es sich um die Betrachtung der Grundlinien der strategischen Lehre an der Hand kriegsgeschichtlicher Beispiele. Das umfassende kriegsgeschichtliche Wissen, die verblüffende Belesenheit des Verfassers in der gesamten militärwissenschaftlichen Literatur, namentlich aber die gründliche Durchdringung der einzelnen Feldzüge, weisen dem Werk unter den Lehrbüchern der Strategie einen hervorragenden Platz an. Von dem Verfasser wird mit Recht betont, daß Strategie und Taktik oft ineinander fließen, deshalb bezeichnet er sein Werk als Heerführung.

In den einzelnen Kapiteln sind behandelt: Innere Linie und exzentrische Operationen; Verteidigung; Kavallerie-Verwendung, Aufklärung und Verfolgung; Art und Mittel der Befehlsführung; Leitung von Bundeskriegen; und schließlich: Zur Beurteilung der deutschen Maßnahmen im Weltkriege. Durch 21 Skizzen sind die angezogenen kriegsgeschichtlichen Beispiele erläutert. — In der ganzen Darstellung geht Freytag immer von früheren kriegerischen Begebenheiten aus und zieht daraus die Folgerungen für den Verlauf des Weltkrieges. Die mehr als vierjährigen Operationen können dabei natürlich nicht überall nach Ursache und Wirkung erschöpfend behandelt werden. Dazu reicht weder der Raum von 200 Seiten, noch das bis jetzt bekannte Material — die Kriegsakten des Reichsarchivs sind annähernd unzugänglich — aus. Es handelt sich in dem Werke auch nur um die Erörterung der verschiedenen strategisch-taktischen Grundzüge an der Hand kriegsgeschichtlicher Beispiele bis auf die jüngste Zeit.

Der Abschnitt Leitung von Bundeskriegen wird auch über die militärischen Fachkreise hinaus besonderes Interesse hervorrufen. Der Verfasser beleuchtet in Kürze die Verhältnisse in den Kriegen des 18. Jahrhunderts gegen Napoleon, 1864 und 66 und wendet sich eingehender der Leitung hüben und drüben im Weltkriege zu. Er kann sich für diesen, soweit die Zentralmächte in Frage kommen, oft auf die Äußerungen Falkenhayns und Ludendorffs in ihren Werken über den Krieg beziehen. Tatsache ist, daß die Regelung des Oberbefehls weder bei unseren Gegnern, noch bei uns keineswegs vorher, auch nicht bei Kriegsbeginn, erfolgt war. Bei jenen vollzog sie sich erst unter dem Druck unserer Frühjahrsoffensive 1918. Bei uns ist der Feld-

marschall v. Hindenburg zwar mit größeren Vollmachten ausgestattet worden, ein wirklicher Oberbefehlshaber war er aber auch dann noch nicht. — Ohne die Mängel zu übergehen, die sich aus einzelnen Vorkommnissen, z. B. der Offensive der Österreicher nach Italien im Sommer 1916, fühlbar gemacht haben, kommt Freytag doch zu dem Schluß: „Sind sonach im Weltkriege, der auf beiden Seiten als Bundeskrieg geführt wurde, nirgends die in einem solchen unvermeidlichen Reibungen ausgeblieben, so haben sie sich bei den Mittelmächten doch selten über ein erträgliches Maß hinaus fühlbar gemacht. In den beiden letzten Kriegsjahren schienen sie bei den dem Feldmarschall v. Hindenburg eingeräumten weitgehenden Befugnissen und bei dem unbestrittenen Ansehen, das er genoß, auf ein Mindestmaß herabgedrückt." — Vielleicht ist dieses Schlußurteil schon etwas optimistisch, namentlich wenn man die auch von Freytag angeführte Ansicht Ludendorffs beachtet, daß in der Praxis die deutsche Leitung in ihrem Einfluß behindert gewesen wäre; „wir übersahen nicht genügend klar den inneren Wert der Armeen unserer Bundesgenossen und konnten daher z. B. nicht verfügen, daß an der italienischen Grenze nur so und so viel Divisionen zu verbleiben hätten" usw. Ein wirklicher Oberbefehl, wie ihn Foch ausübte, hätte sicher oft deutlicher sprechen können, auch bezüglich größerer Anspannung der heimatlichen Kräfte Österreich-Ungarns. Ob er immer durchgedrungen wäre, mag bei dem komplizierten Staatsgebilde der „Monarchie" Zweifeln begegnen, den Versuch hierzu hätte man aber bei der Größe der zu lösenden Aufgabe wohl machen sollen und in Rücksicht auf die uns drohenden Gefahren, die sich aus dem gegnerischen Vernichtungswillen sowie ihrer Überlegenheit an Menschen, Material und Geld ergaben, machen müssen. — Die Lösung der Vorfragen hierzu hätte allerdings unsere diplomatische Leitung übernehmen sollen. Ich muß davon absehen, diesen Gedanken in einem kurzen Referat weiter zu verfolgen. — Hier ist nur die Tatsache zu betonen, daß allen Bundeskriegen eine nicht wegzuleugnende innere Schwäche innewohnt, ein Grund mehr für uns, nicht allein mit größerer Vorsicht den von Österreich vorschnell aufgegriffenen Kriegsfall zu behandeln, namentlich aber uns selbst besser als geschehen auf ihn vorzubereiten.

Das 6. Kapitel in dem Freytagschen Buche „Zur Beurteilung der deutschen Maßnahmen im Weltkriege" gibt eine kurze kritische Betrachtung der großen Entschlüsse. In vielen Punkten kommt der Verfasser zu ähnlichen Urteilen, wie ich sie in dem Aufsatz „Entscheidende Faktoren im ersten Abschnitte des Weltkrieges" („Deutsche Rundschau", Dezember 1914) auszuführen Gelegenheit hatte. Dies gilt namentlich von den Abschnitten „Die Anfangslage" und „Die Marneschlacht". Bei den Bemerkungen über diesen Wendepunkt des Krieges ist auch der von Admiral v. Tirpitz und dem Admiral Scheer getadelten Operationsrichtung unseres rechten Flügels im August 1914 mit einigen Bemerkungen gedacht. Beide Seeoffiziere vertreten in ihren Veröffentlichungen die Meinung, daß wir Calais als Hauptziel der Operationen von vornherein hätten ins Auge fassen sollen. Der General Gröner hat sich überraschenderweise in ähnlichem Sinne geäußert. Auch mir erscheint mit Freytag diese Ansicht durchaus abwegig: „Unmöglich konnte man damals eine Operation auf Calais einleiten, während die feindliche Gesamtmacht noch ungeschlagen in der Flanke eines solchen Vormarsches stand." — Und es gelang nicht, diese Hauptmacht zu schlagen. — Man darf wohl, ohne der Unhöflichkeit zu verfallen, auf die Ansichten der Seeoffiziere das lateinische Wort anwenden: ne sutor ultra crepidam.

In Kürze ist die Lage an der Ostfront 1914/15, der Angriff auf Verdun, den auch meines Erachtens der Verfasser zutreffend im Prinzip, nicht in Ausführung billigt, behandelt, ebenso die Operationen auf dem Balkan, in Tirol, Galizien und Rumänien. Überall sind die entscheidenden Momente treffend gewürdigt. Ein kurzer Blick wird

auf den U-Boot-Krieg, den Landkrieg 1917 geworfen. Eine Würdigung der deutschen Offensive 1918 nach dem Ausscheiden der Russen aus der Zahl unserer bedrohlichen Feinde schließt das bedeutsame Werk, bedeutsam als strategisches Lehrbuch für den neuzeitlichen Krieg. General v. Zwehl.

Dr. Alfred Fischel.' Der Panslawismus bis zum Weltkrieg. Ein geschichtlicher Überblick. Stuttgart 1919, J. C. Cotta.

Wilhelm Schüßler. Das Verfassungsproblem im Habsburgerreich. Stuttgart 1918 Deutsche Verlagsanstalt.

Josef Redlich. Das österreichische Staats- und Reichsproblem. Geschichtliche Darstellung der inneren Politik der habsburgischen Monarchie von 1848 bis zum Untergange des Reichs. I. Band: Der dynastische Reichsgedanke und die Entfaltung des Problems bis zur Verkündigung der Reichsverfassung von 1861. Leipzig 1920, Der neue Geist-Verlag, Dr. Peter Reinhold.

Friedrich F. G. Kleinwaechter. Der Untergang der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie. Leipzig 1920, K. F. Koehler.

Der Friede von St. Germain hat an Stelle der Bindung des südosteuropäischen Randvölkergemenges durch die Habsburger Monarchie die nationalistische Anarchie geschaffen. Vom Balkan her hat sich der nationalistische Brandherd in nordwestlicher Richtung an Deutschland unmittelbar herangeschoben. Auf diesem Gebiete werden sich in den nächsten Jahrzehnten die wichtigsten Probleme der deutschen Existenz entfalten. Deshalb ist es erforderlich, daß unsere Kenntnis der Lebensbedingungen dieses Gebietes sich wesentlich vertieft. Dazu genügt geschichtliches Studium nicht. Aber es schafft doch sehr wesentliche Voraussetzungen. Unter diesem wichtigen Gesichtspunkt seien hier einige Werke zusammengestellt, die den letzten Jahren ihr Entstehen verdanken, und die geeignet sind, dem Politiker unentbehrliches, geschichtliches Tatsachenmaterial an die Hand zu geben. Fischels „Panslawismus" möchten wir als die verdienstlichste Leistung ansehen, weil dies Buch ein erdrückendes, bisher weiteren Kreisen nahezu unbekanntes Tatsachenmaterial erstmalig in ausgezeichneter Gliederung des Stoffes zusammenfaßt. Waren wir bisher auf die echt slawisch-unförmige Darstellung des tschechischen Hochverräters und jetzigen Staatspräsidenten Masaryk angewiesen, so steht uns nun das Werk eines deutschen Gelehrten zu Gebote, das die wesentlichen Vorteile deutscher wissenschaftlicher Schulung und Reife zur Schau trägt. Wir verfolgen den Aufstieg des Slawentums in allen seinen einzelnen Zweigen und Verästelungen, gewinnen einen Überblick über die innerslawischen Konflikte und Gegensätze, die für die Zukunft noch sehr wichtig werden können, und erlangen Einsicht in die Zusammenhänge der slawischen Emanzipation mit der deutschen Forschung des Jahrhundertbeginns und vor allem auch mit der politisch-literarischen Wühlarbeit Frankreichs in den letzten Jahrzehnten. Wer in der Frage der Kriegsschuld den Schritt von Regierungen zu den Nationen macht, wird an diesem Buche nicht vorbeigehen können.

Schüßlers „Verfassungsproblem im Habsburgerreich" ist noch unter Voraussetzungen geschrieben, die heute in sich zusammengefallen sind. Im Zusammenhang des Sturzes von Mitteleuropa ist das Buch nachträglich zu einer rein historischen Darstellung geworden. Als solche aber ist ihr Wert unverlierbar. Mit außerordentlichem analytischen Scharfsinn werden die verschiedenen Lösungsversuche des österreichischen Verfassungsproblems voneinander geschieden, wobei neben den tatsächlichen staatsmännischen Versuchen auch die unrealisierten Projekte von Volksführern zu ihrem Recht kommen. Über die magyarophile Auffassung wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten. Immerhin scheint gerade im Hinblick auf die seitherigen Ereignisse der Parallelismus zwischen dem preußischen und dem magyarischen Aufstieg und Niedergang bedeutsam, den er als durchgehende geschichtliche Erscheinung aufzeigt.

Aus dem Abstand vor dem bereits erfüllten Schicksal des Habsburgerreiches unternimmt es der Wiener Historiker Josef Redlich, auf breitester geschichtlicher Grundlage das „Österreichische Staats- und Reichsproblem" abzuhandeln. Die Arbeit verspricht ein grundlegendes und abschließendes Werk über den wichtigen Gegenstand zu werden. Ein umfassender wissenschaftlicher Apparat ist den beiden Halbbänden des vorliegenden ersten Bandes gesondert beigegeben. Was schon bei Schüßler zugrunde liegt: die reizvolle innere Problematik des alten Österreich-Ungarn, die aus innern Gründen zum

Scheitern drängte, wird hier in sorgfältigstem Eingehen auf alle Teilerscheinungen aufgerollt. Bietet Fischel die irrationalen Gegenkräfte der slawischen Wiedergeburt, so stellen die beiden letzteren Autoren den Kampf des staatlichen Logos gegenüber diesen elementaren Mächten dar. Die Fortsetzung des Redlichschen Werkes, das in seinem ersten Band nur von der Revolution von 1848 bis zum Februar-Patent von 1861 ausgreift, wird das Drama bis zur Katastrophe im Weltkrieg verfolgen.

Einen Rückblick auf dies Ende bietet heute bereits Kleinwaechters „Untergang der österreichisch-ungarischen Monarchie". Der Reiz des Buches liegt darin, daß hier ein länderkundiger österreichischer Verwaltungsbeamter in halb memoirenhafter Darstellung seine reichen Erfahrungen der Öffentlichkeit vermittelt. Das Buch ist die lebendige Ergänzung zu den früher genannten. Es zeigt die einzelnen Zersetzungsfaktoren der Habsburger Monarchie auf, geht überall den psychologischen Gründen nach, haftet aber auch liebevoll an den konkreten Einzelzügen und ist wie wenige Bücher geeignet, die Überzeugung im Leser zu verfestigen, daß es im Donaureich kam, wie es eben kommen mußte. M. H. Boehm.

Der Krieg zur See. Der Krieg in der Nordsee I und in der Ostsee I. Herausgegeben vom Marine-Archiv. Berlin 1920 und 1921, E. S. Mittler & Sohn.

Vom amtlichen Marinewerk über den Krieg zur See, das unter der verantwortlichen Leitung des Vorstandes des Marine-Archivs, Vizeadmiral von Mantey, erscheint, behandeln die beiden bis jetzt vorliegenden Bände die Ereignisse in der Nordsee bis Anfang September 1914, Verfasser Korvettenkapitän G. Groos, und die Ereignisse in der Ostsee bis Mitte März 1915, Verfasser Korvettenkapitän Firle. Die Darstellung ist außerordentlich eingehend, wobei offenbar das Bestreben mitgesprochen hat, dem Laien das Verständnis der Begebenheiten zu erleichtern. Dabei ist freilich besonders der Nordseeband reichlich mit Kritik über Einzelheiten belastet, die besser fortgeblieben wären. Immerhin bleibt anzuerkennen, daß bei der eingehenden Art die Darstellung den Leistungen der einzelnen Offiziere und Mannschaften vollauf gerecht wird. Man erkennt, daß sie bei dem Kleinkriege, den die deutsche Flotte zu führen verurteilt war, sich großartig bewährt haben. In der Ostsee kam noch dazu fast nur veraltetes Material und Personal zur Verwendung, das erst eingeschult werden mußte. Die eigentliche Schlagkraft mußte in der Deutschen Bucht zusammengehalten werden. Alle Unternehmungen in der Ostsee waren von dem Stande der Dinge in der Nordsee abhängig, so daß sie vielfach den Charakter der Halbheit an sich trugen. Gleichwohl ist hier viel Schneid im einzelnen aufgewandt, und Korvettenkapitän Firle weiß spannend zu schildern.

Der Gesamteindruck der Veröffentlichung, insbesondere des Nordseebandes, ist gleich den anderen Erscheinungen über den Krieg zur See wiederum der, daß Deutschland bei allem Heldenmut, den seine Söhne auch zur See bewiesen haben, zu Beginn des Krieges von seiner Seemacht nicht den Nutzen gezogen hat, den es erwarten konnte. Der „Risiko-Gedanke", auf den die Flotte aufgebaut war, erwies sich als Trugschluß, nicht minder die Annahme, daß England seine gewaltige Übermacht gleich zu Anfang zur Vernichtung der deutschen Flotte einsetzen würde, statt, wie es geschah, den Grundsatz der „Fleet in being" und der weiten Blockade anzuwenden. Das Handeln der deutschen Seemacht ist dann weiterhin durch eine unglückliche Regelung der Befehlsverhältnisse beeinträchtigt worden. Erst ganz zuletzt wurde eine wirkliche Seekriegsleitung unter Admiral Scheer nach Art der Obersten Heeresleitung geschaffen. Bis dahin herrschte ein Durcheinander von Reichsmarineamt, Admiralstab, Kommando der Hochseeflotte und Oberkommando der Ostseestreitkräfte. Nicht selten hat sich ferner das Auswärtige Amt nachteilig eingemischt. Der Operationsplan für die Hochseeflotte schrieb dieser vor, nur bei günstiger Gelegenheit zu schlagen. Im ganzen sollte sie abwarten, bis sich, wie man hoffte, im Laufe der Zeit ein günstigeres Zahlenverhältnis dem Feinde gegenüber einstellen würde. Großadmiral von Tirpitz hat dieses Verfahren getadelt und den Einsatz der Flotte gleich zu Anfang gefordert, die Frage aber offen gelassen, warum er dann nicht sein ganzes Ansehen in die Wagschale geworfen hat, um diesen Einsatz zu erreichen, ebenso wie die Einheitlichkeit des Oberbefehls. Auch hat er es unterlassen, zu sagen, wie ohne eine völlige Aufopferung der Flotte und infolgedessen einer Preisgabe des Küstenschutzes sowie des erforderlichen Rückhalts für den U-Boot-Krieg der erstrebte Einsatz bei der Zurückhaltung des Feindes zu erreichen war.

Freilich gewinnt man den Eindruck, daß auch innerhalb der vom Operationsplan gezogenen Grenzen mehr zu erreichen gewesen wäre. Zwar die Störung der Überführung des englischen Heeres nach Frankreich oder gar deren völlige Unterbrechung war im Kanal nicht zu erreichen, aber das Gefecht von Helgoland am 28. August 1914 gegen eine den deutschen Vorpostenkreuzern weit überlegene feindliche Macht, die in die Deutsche Bucht eindrang, und uns schwere Verluste kostete, zeugt nicht von genügenden Vorkehrungen für solchen Fall.

Das unglückliche Seegefecht von Helgoland veranlaßt den General von Falkenhayn zu dem Ausspruch, es habe gezeigt, daß von der Marine vorläufig eine wirksame Behinderung des englischen Seeverkehrs nicht habe erwartet werden können. Erst wesentlich später, als Admiral Scheer im Januar 1915 an die Spitze der Hochseeflotte trat, kam in deren Verwendung ein frischerer Zug, und sie nahm eine offensivere Haltung ein, obwohl sich die entgegenstehenden Schwierigkeiten bis dahin stark vermehrt hatten.

Aus der Schilderung des amtlichen Marinewerks ergibt sich unzweifelhaft, daß der Deutsche in hohem Grade seemännische Befähigung besitzt. Es mutet tragisch an, daß dieses prächtige seemännische Personal gegen Ende des Krieges zu einem Hauptherde der Revolution werden konnte. Der Verlag hat beide Bände in reichem Maße mit Karten und Tabellen ausgestattet, die das Lesen ungemein erleichtern. Frhr v. F.-L.

Marie von Ebner-Eschenbach. Von Anton Bettelheim. Wirken und Vermächtnis. Leipzig 1921, Quelle & Meyer.

Der verdiente Altmeister der Biographik, der ganz besonders dem Leben der Dichter seiner österreichischen Heimat nachgegangen ist, hat, wie Anzengruber und Saar, so auch Marie Ebner ein schönes Denkmal von bleibendem Wert errichtet. Jahrzehntelang der Dichterin in Freundschaft verbunden und Herr über alle archivalischen Quellen, ist er ohne Frage der beste Kenner dieses reichen Menschendaseins. Auf 338 Seiten führt er es uns bis in kleinste Einzelheiten mit warmem persönlichen Anteil vor. Hinsichtlich des Aktenmäßigen wird sein Buch kaum zu überbieten sein und für jeden Nachfolger die unverrückbare Grundlage bleiben, gerade so, wie Adolf Freys unschätzbares C. F. Meyer-Buch für den Darsteller des großen schweizerischen Erzählers. Aber leider beschränkt sich Bettelheim gleich Frey im wesentlichen auf die Wiedergabe des äußeren Lebens der Dichterin und der Entstehungsgeschichte ihrer Werke. Sein Buch ist eine Biographie nur im ursprünglichen engen Sinne der Lebensbeschreibung. Der Literarhistoriker, Ästhetiker und Kritiker hält sich zurück und bleibt uns sowohl die Analysen der einzelnen Dichtungen wie eine große synthetische Würdigung des Gesamtwerkes und seiner Stellung im Zusammenhang der deutschen Literaturgeschichte schuldig. Und so dankenswert in sachlicher Beziehung die Einfügung seitenlanger Tagebuchauszüge und ganzer Brieffolgen ist, der Biographie als formalem Kunstwerk stehen sie störend im Wege. Das soll uns nicht hindern, das Geleistete dankbar aufzunehmen und die große Bereicherung unserer Kenntnis zu buchen. So tritt auch am Beispiel der Ebner wieder in hellstes Licht, was Julius Rodenberg und die „Deutsche Rundschau" für die Dichtung fast eines halben Jahrhunderts bedeutet haben. Schmerzlich vermißt man in dem an Namen überreichen Buche ein Register und bedauert das selbst für heutige Verhältnisse unerlaubt schlechte Papier.

Harry Mayne.

Im Lande der Jugend. Roman von Traugott Tamm. 9. Auflage. Berlin 1920, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. Engel & Toeche.

Im Lande der Leidenschaft. Roman von demselben. Ebenda.

Die zwei Nationen. Roman von demselben. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Geert Holdts Brautschau. Roman von demselben. Ebenda.

Die zwei ersten Romane, die Traugott Tamm, obwohl kein Jüngling mehr, vor Jahren in die Welt hinaussandte, und die nur als ein Ganzes völlig verstanden und gewürdigt werden können, offenbaren bereits die ganze künstlerische Persönlichkeit dieses echt schleswig-holsteinischen Dichters, wie sie heute vor uns steht. Menschen, die schon durch ihre Veranlagung zur Einsamkeit und zum Gegensatz gegen die vorurteilsvolle Masse bestimmt sind, nach Charakter und Seelengröße nordisch herbe, innerliche Aristokraten, sind auch hier die Träger des Handelns und Leidens. Vom Schicksal früh der Mutter beraubt, wachsen vier Kinder verschiedenen Schlages in einem weltentlegenen Winkel Schleswig-Holsteins zu Frauen und Männern heran, zwei zu fast überlebensgroßen, überlebensschönen Vollblutmenschen, die das Geschick durch eine gewaltige Leidenschaft jenseits Gesetz und Sitte aneinanderkettet. Die spannende Darstellung ihrer inneren Kämpfe, oft von Naturschilderungen wie von Akkorden begleitet, läßt dem Leser kaum die Atempause, an besonders schönen Stellen, bei psychologisch feinen Aussprachen oder bei treffenden Gesprächen über Kunst und Leben oder bei idyllischen Blicken in die Natur auszuruhen. Denn soviel zarte Naturbeobachtung, soviel feine, bis ins kleinste gehende Bildung und Wissenschaft in beiden Büchern auch zutage tritt — urkräftig drängt und stürmt doch durch

sie beide hin die Leidenschaft des Behrend Witt und die Liebe der zwei Frauen, die sein begehren, eine Erotik, die bei Tamm einen männlicheren, weniger gekünstelten Ausdruck findet, als bei seinem weicheren Landsmann Frenssen und dessen Jüngern, und die ähnlich wie bei Hebbel in einem tiefen, sittlichen Ernst ihr Gegengewicht hat.

In den „zwei Nationen" greift sein starkes, dichterisches Temperament, dem man 60 schwere Lebensjahre nicht anmerkt, aus der brennendsten Gegenwart ein Dutzend der verschiedensten Menschen heraus und fesselt sie durch eine spannende Kette folgenschwerer Handlungen aneinander — Gestalten, denen der Verfasser mit packender Kraft und leidenschaftlicher Vaterlandsliebe starke Umrisse und Farben gegeben hat. Die Nation der wenigen, die aus einem Wissen des Blutes oder der Bildung heraus die Vergangenheit und damit auch die Zukunft unseres Volkes begriffen haben, steht der Nation der vielen, allzu vielen gegenüber, die immer noch an internationalen Allerweltsträumen festhält (soweit nicht gar egoistische Triebe oder Schwachheiten sie lenken). Der Gegensatz dieser Nationen, mit ingrimmiger Anteilnahme und flammendem Zorn betrachtet, ist das Leitmotiv des Romans; die niederdeutsche Landschaft, mit Liebe gezeichnet, sein Schauplatz. Es ist eine der wenigen Dichtungen, die schon aus Eindrücken der Revolution von 1918 empfangen und geboren sind; als solche kann sie nicht über der Zeit stehen und uns auch keinen Ausweg weisen, schon darum nicht, weil sie durch und durch Roman ist; aber als das tapfere Bekenntnis eines leidenschaftlichen Deutschen hat sie in der Wucht ihrer Gesinnung und ihrer künstlerischen Komposition ihren Wert über den Tag hinaus.

Anders als in den übrigen Romanen dieses Dichters, in denen die Leidenschaften und Seelenkämpfe außergewöhnlicher, überlebensgroßer Gestalten wogen und stürmen, sind in „Geert Holdts Brautschau" nur Durchschnittsmenschen Objekt und Subjekt der Handlung. Zwar kein ganz gewöhnlicher Sterblicher, aber doch auch kein Himmelsstürmer, ein verständiger Ingenieur, der es im Ausland zu Geld und Ansehen gebracht hat und eigentlich über die Jahre hinaus ist, in denen man stürmisch liebt, sucht sich in der Heimat eine deutsche Lebensgefährtin. Trotz dieses etwas nüchternen Vorwurfes handelt es sich doch um ein echt Tammsches Thema: Ein ganzer Mann zwischen zwei liebenden Frauen! Und diese zwei stellt er so plastisch hin, die große Wirkung des keineswegs mehr jungen Mannes auf beide weiß er so glaubhaft zu machen, daß er den Leser aus einer Sphäre kühler, interessierter Aufmerksamkeit allmählich in die einer warmen Anteilnahme und stets wachsenden Spannung mit sich fortzieht, und das, obwohl weder die Gesetze noch die Sitten der gut bürgerlichen Gesellschaft an irgendeiner Stelle durchbrochen oder auch nur gefährdet werden.

Franz Fromme.

Deutsche Sprachgeschichte. Werden und Wachsen unserer Muttersprache von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Von Friedrich Kluge. Leipzig, Quelle & Meyer.

Eine Geschichte unserer Muttersprache zu schreiben, haben bereits viele namhafte Forscher unternommen. Die neuste Arbeit Kluges wird dadurch nicht überflüssig, bildet sie doch eine notwendige Ergänzung zu den anderen Werken. Die Sprache als eine der charakteristischsten Lebensäußerungen eines Volkes und das organische Gefüge dieser Ausdrucksform gestattet eine Betrachtungsweise von den verschiedensten Gesichtspunkten aus. Die früheren deutschen sprachgeschichtlichen Werke sind vorwiegend von der linguistisch-philologischen, Kluges Untersuchungen von der rein kulturhistorischen Seite aus abgefaßt. Selbstverständlich kann ein Schließen von der Sprache auf das Volkstum nur dann wirklich wissenschaftliche Werte zeitigen, ohne in vage Kombinatorik auszuarten, wenn eine sichere Grundlage formaler Tatsachen vorhanden ist, die nur durch peinlichste philologische Kleinarbeit geschaffen werden kann. Fr. Kluge hat es nun verstanden, aus den von drei Generationen deutscher Sprachforscher zusammengetragenen Ergebnissen mit dem feinen schöpferischen Sprachgefühl, das jede philologische Arbeit befruchten muß, wenn sie nicht in unfruchtbarer Analyse enden soll, die tiefen persönlichen Werte herauszuarbeiten, die hinter dem Stofflichen jedes Wortes stehen. So entwirft er durch eine historische Entwicklung der Spracherscheinungen eine Geschichte des deutschen Volkstums. Dieses Werk darf im weiteren Sinne als eine teilweise Fortführung der Grimmschen Geschichte der deutschen Sprache angesehen werden, denn wenn auch Jacob Grimms Arbeit aus der Begründung einer ethnographischen Hypothese hervorging, so wies dieser große Sprachgelehrte durch seine bewunderswerte Fähigkeit des Erfassens innerer Sprachzusammenhänge die Wege, die Kluge jetzt gegangen ist. Seinen eigentlichen Wert gewinnt das vorliegende Buch aber erst dadurch, daß es sich nicht nur an einen kleinen Kreis fachlich beteiligter Menschen wendet, sondern auch all denen, die mit Liebe sich in das Wesen des deutschen Volkstums einfühlen wollen, und denen die Pflege der Muttersprache am Herzen liegt, Anregung in reicher Fülle gibt.

Werner Fiedler.

Vorbericht zu einer Geschichte der deutschen Literatur in Siebenbürgen. Von Dr. Richard Csaki. Hermannstadt 1920, A. Krafft.

In die wissenschaftliche Welt trat Csaki im Jahre 1912 ein mit einer Budapester Dissertation, die infolge der in Ungarn bestehenden Prüfungsvorschriften in magyarischer Sprache erschienen und uns daher nicht zugänglich ist: „Johannes Hoaterus' deutsche Schriften vom quellenkritischen und sprachlichen Gesichtspunkt aus." Sie behandelt also ein Thema aus der heimischen Literaturgeschichte der Siebenbürger Sachsen. Auf dies Gebiet hat er auch späterhin seine wissenschaftliche Arbeit konzentriert. Die nächste Veröffentlichung galt der sächsischen Lyrik; sie erschien unter dem Titel „Jenseits der Wälder. Eine Sammlung aus acht Jahrhunderten deutscher Dichtung in Siebenbürgen" (Verlag W. Krafft, Hermannstadt 1916; zuerst in der „Festschrift der Hermannstädter Oberrealschule zur Fünfzigjahrfeier herausgegeben vom Lehrkörper", 1915, S. 127 ff.). Sie enthält außer der Anthologie selbst — übrigens der einzigen, die es gibt, und darum dem Reichsdeutschen, der diesen Dingen nachgeht, unentbehrlich — einen gut orientierenden Überblick über die Entwicklung der siebenbürgisch-sächsischen Lyrik. Es folgten kleinere Aufsätze im Korrespondenzblatt für siebenbürgisch-sächsische Landeskunde. Neuerdings nun hat er — in dem vorliegenden Buch — Prologomena zu einer künftigen Literaturgeschichte der Siebenbürger Sachsen geschrieben — Prologomena (aber wie er es nennt: „Vorbericht"), das heißt: in der Entwicklung der siebenbürgisch-sächsischen Literaturwissenschaft, ist der Zeitpunkt eingetreten, wo sie über unsystematische, mehr zufällige, zum Teil auch dilettantische Einzelstudien hinausstrebt und als Ziel eine zusammenfassende Geschichte der heimischen Literatur ins Auge faßt. Nun hält sie prüfend Musterung: was bisher geleistet ist, was daran Bestand hat, was revisionsbedürftig ist; sie überschlägt, was noch zu tun sei: welche Vorbedingungen für eine abschließende Arbeit noch zu schaffen sind, welche Einzelfragen monographisch zu klären sind, welche Gesichtspunkte angewandt werden müssen. Diese Dinge werden von Csaki im einzelnen sehr genau besprochen. So kann von seiner Arbeit tatsächlich ein kräftiger Antrieb ausgehen: die einzelnen Arbeiter können sich von hier Direktiven für ihre Einzelstudien geben lassen, so daß mehr innerer Zusammenhang und mehr Zielstrebigkeit in ihrer Wissenschaft herrscht, und sie werden stets daran gemahnt, daß ihre Einzelstudien nur Vorarbeiten für die abschließende Stammesliteraturgeschichte sind. Wann wird sie geschrieben werden? Und wer wird sie schreiben?

Außerdem leitet Csaki seit Juni 1919 die neue Monatsschrift „Ostland. Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen". Sie erscheint in Hermannstadt (herausgegeben von der Modernen Bücherei bei W. Krafft); aber sie wendet sich nicht nur an die Siebenbürger Sachsen, sondern will den Kulturbestrebungen aller Deutschen in ganz Groß-Rumänien (Siebenbürgen, Bukowina, Beßarabien, Dobrudscha, östlicher Teil des Banats) dienen.

G. Fittbogen.

Vom Geiste der Völker

Kriegsverbrecher

In Leipzig vor dem Reichsgericht werden unter teilweisem Bruch deutschen Rechtes auf Befehl der Entente angebliche deutsche Kriegsverbrecher abgeurteilt. In den Verhandlungen fanden deutsche Richter, die anscheinend den Krieg und die durch ihn erzeugte seelische Verfassung nur aus Büchern her kennen, außerordentlich harte Worte gegen deutsche Volksgenossen. Irgendeinen Hinweis auf die unerhörten Greuel, auf die ständigen schwersten Beschimpfungen, denen unsere Kriegsgefangenen in Frankreich, England und Rumänien ausgesetzt waren, gaben sie nicht. Um die Gesinnung der Völker, die im Namen des Rechtes eine Aburteilung nur der deutschen Kriegsverbrecher verlangen, zu kennzeichnen, sei nachdrücklich auf die Juninummer der „Süddeutschen Monatshefte", betitelt „Gegenrechnung" verwiesen, in der ein erdrückendes unwiderlegliches, eidlich erhärtetes Material über die unmenschlichen Mißhandlungen unserer Gefangenen in den Ententeländern, besonders in Frankreich durch französische Offiziere, Ärzte und Krankenschwestern, von dem Münchener Universitätsprofessor Gallinger zusammengestellt worden ist.

Das war im Kriege. Heute, zwei Jahre nach Friedensschluß, verüben tagtäglich farbige Franzosen im besetzten Gebiet die schwersten Sittlichkeitsverbrechen an deutschen Frauen und Kindern und Gewalttaten gegen deutsche Männer, ohne daß die französischen Vorgesetzten und Gerichte auch nur das geringste tun, diese Verbrechen an der gesamten weißen Menschheit wirkungsvoll zu ahnden.

In Irland hausen die Engländer gegen das tapfere irische Volk, das in seinem vom

lebendigen Rechte aller Völker geheiligten Freiheitskampf gegen den jahrhundertelangen Unterdrücker steht, mit furchtbarer, jeder Forderung der Sitte und Zivilisation Hohn sprechender Roheit. Aus der „Denkschrift an die Vertreter fremder Nationen", die vom „Dail Eireann", der offiziellen Vertretung der irischen Republik, herausgegeben ist, seien aus der Fülle des Materials nur die furchtbarsten Fälle hierhergesetzt. Der Präsident der irischen Republik, Eamon de Valera, hat an jedes Mitglied der Koalition im englischen Unterhause am 12. Februar 1921 einen Brief gerichtet, in dem es heißt:

„Damit Sie nicht unter dem Vorwande der Unwissenheit die Verantwortung für das, was hier in Ihrem Namen vor sich geht, ablehnen, bringe ich, im Namen der gewählten Vertreter des irischen Volkes, Ihnen direkt die folgenden Tatsachen zur Kenntnis: Die Truppen, die Ihre Regierung in Irland verwendet, führen nicht nur einen ungerechten Krieg gegen unser Volk, sondern sie führen diesen Krieg in einer Weise fort, der allen Gesetzen der zivilisierten Kriegführung Hohn spricht :

1. Das Martern der Gefangenen.
2. Die Ermordung von Männern und Knaben in ihren Häusern, auf den Straßen und im Gefängnis.
3. Das Morden von Frauen, Kindern und Geistlichen.
4. Die Vergewaltigung von Frauen und Mädchen.
5. Das Peitschen und die Mißhandlung von ganzen Gruppen von Zivilisten, die in den Dörfern und auf dem Lande ergriffen werden.
6. Der Erlaß und die Erzwingung von demütigenden und erniedrigenden Befehlen, wie z. B. „crawling" (auf Händen und Füßen kriechen wie ein Tier).
7. Das Fortführen von Männern von ihrer Arbeit, um sie wie eine Bande Sklaven zu zwingen, Militärpflicht zu tun oder militärische Arbeit zu verrichten.
8. Das Verbrennen und Ausrauben von Fabriken, Meiereien, Läden und Wohnhäusern, die Zerstörung von Landgütern und landwirtschaftlichen Produkten, das Töten und die Verstümmelung des Viehstandes." .

Die Bestätigung dieser schweren Anklagen wird in einer „Liste von zweihundertundzwanzig irischen Bürgern, die von englischen Truppen in Irland ermordet wurden, allein in der Zeit vom 1. Januar 1920 bis 28. Februar 1921" gegeben. Die empörendsten Fälle seien hier angeführt:

1. November: Mrs. Ellen Quinn (25 Jahre alt), Gort, T. Galway, eine Frau, die in zwei Monaten einer Geburt entgegensah, wurde von der Polizei, die in einem Lastauto vorbeikam, in der Tür ihres Hauses mit einem Kinde von 9 Monaten auf dem Arm erschossen. Weder ein Angriff auf die Polizei, noch irgendeine andre Herausforderung hatte stattgefunden. Niemand anders war in der Nähe.

November 22.: Richard McKee, Finglas, Co. Dublin; Peter Clancy, Gloucester St., Dublin; T. Conor, Clune, Co. Clare, angeschossen und mit dem Bajonett getötet, während sie als Gefangene in einer Wachtstube im Schloß von Dublin eingesperrt waren. Abschürfungen und Wunden an den Leichen von McKee und Clancy bewiesen, daß sie vor ihrem Tode gefoltert wurden.

November 30.: Patrick Tierney, Ardee, Co. Louth, von Hilfspolizei aus seinem Hause geschleppt und auf einen Schutthaufen geworfen; dann wurde ihm der Kopf mit Kugeln durchlöchert.

Dezember 5.: Thomas Hand, Skerries, Co. Dublin, wurde in der Mitte der Nacht von der Hilfspolizei aus seinem Bett geholt und in der Gegenwart seines verkrüppelten Bruders und seiner zwei Schwestern erschossen. Vier Schuß wurden ihm in Kopf und Hals gefeuert.

Dezember 6.: Thomas Loughnane, Gort, Co. Galway, Henry Loughnane, Gort, Co. Galway, am 25. November von Soldaten und Polizisten verhaftet. Nach einigen Tagen erhielt die Mutter die Nachricht, daß ihre Söhne im Gefängnis „in Sicherheit" wären. Am 6. Dezember wurden die Leichen in einem Teich in Gort in einem schrecklich verstümmelten Zustande gefunden, das Fleisch war abgelöst und die Schädel eingeschlagen. Ehe die Leichen in den Teich geworfen waren, waren Bemühungen gemacht worden, sie zu verbrennen.

Dezember 15.: S. H. Kanonikus Magner (73 Jahre alt), Ortspfarrer von Dunmanway, Co. Cork, wurde auf offener Straße auf seine Knie gezwungen, eine Viertelstunde lang ausgefragt und dann von einem Offizier der Hilfspolizei erschossen. Hilfspolizei in zwei Lastautos waren Zeugen des Mordes, taten aber nichts, um ihn zu verhindern. Nach dem Morde wurde die Leiche auf das Feld geworfen, und die Polizei fuhr davon.

Dezember 23.: Mrs. M. Ryan, Bridge Street, Callan, Co. Kilkenny, durch einen Schuß der Polizei tödlich verwundet. Die Bewohner von Callan erhielten von der Polizei den Befehl, in ihren Häusern zu bleiben und dieselben zu schließen, während der Leichenzug eines Polizisten (er war aus Versehen von einer englischen

Patrouille getötet) durch die Stadt zog. Als der Zug vor dem Hause von Mrs. Ryan war, öffnete dieselbe die Tür, um einen Kunden herauszulassen. Sofort wurde auf sie geschossen, und sie wurde tödlich verwundet. Mrs. Ryan sah in zwei Wochen ihrer Niederkunft entgegen.

Januar 21/3.: Richard Foley, 15 Jahre alt, Stadt Cork, von Soldaten erschossen, als er mit einem andern Knaben von 15 Jahren, der auch verwundet wurde, auf der Straße spielte. Die Truppen schossen ohne Warnung.

Februar 21/3.: Michael Farrelly, 70 Jahre alt, Ballinalee, Co. Longford, von Hilfspolizei in seinem eignen Heim erschossen. Sein Heim und seine landwirtschaftlichen Vorräte wurden dann vollständig verbrannt.

Februar 5.: Daniel Moloney, 6 Jahre alt, Lislevane, Co. Cork, von englischen Truppen erschossen, als er durch eine Gegend ging, wo Plünderungen und Verhaftungen stattfanden."

In solchen Formen lebt sich das „Rechtsgefühl" der Völker aus, die im Namen der Menschheit die Aburteilung deutscher Kriegsverbrecher fordern!

Protest des Orients

Der armenische Mörder Teilirian, der auf deutschem Boden im Interesse Englands den Freund Deutschlands, den aufrechten und tapferen Talaat-Pascha, ermordete, ist von Berliner Geschworenen unter dem Einfluß bedenkenloser Anwaltsdemagogie freigesprochen worden. Dem nachstehenden Protest unserer Freunde aus dem nahen und fernen Orient gegen dieses Urteil, den schmachvollerweise ein großer Teil der deutschen Tagespresse nicht aufgenommen hat, schließt das geheime Deutschland sich mit Empörung aus tiefstem Herzen an.

„Die armenische Frage ist nichts als ein dauernder Kriegszustand, der durch die Diplomaten der Ententestaaten zur Sicherung ihrer imperialistischen Bestrebungen zwischen dem armenischen und türkischen Volke geschaffen wurde. Jedesmal pflegte der Anfang der Provokationen und der Angriffe seitens der Armenier stattzufinden. Mithin wird erst die Geschichte den wahren Verantwortlichen für die Zwietracht, die zwischen den beiden Völkern heraufbeschworen wurden und für das vergossene Blut zeigen. Es ist heute schwierig, festzustellen, daß ein oder das andere Volk unterdrückt und diese oder jene Person dafür verantwortlich ist.

Auf deutschem Boden ist gegen den türkischen Großwesir Talaat-Pascha ein Attentat verübt worden, das, obwohl die armenische Frage nach außen hin reichlich ausgebeutet wurde, im inneren Wesen ein in vollkommenes Dunkel gehülltes Geheimnis ist.

Die deutsche Regierung wie auch die deutsche Rechtsprechung hat sich weniger mit der türkisch-armenischen Frage als vielmehr mit dem Mordproblem zu befassen. Dieses von einem persischen Untertanen gegen einen türkischen Staatsangehörigen begangene Verbrechen kann für Deutschland weiter nichts als eine gewöhnliche Mordtat bedeuten.

Man hatte von der Geschicklichkeit der deutschen Polizei die Entschleierung dieses geheimnisvollen Verbrechens erwartet, leider hat sie völlig versagt. Aber es liegt noch ein viel krasserer Fall vor, nämlich der Prozeß, der am 2. Juni d. J. wegen dieses Mordes stattfand. Die bei allen Völkern sprichwörtlich gewordene objektive deutsche Rechtspflege war in diesem Falle nicht wahrzunehmen. Dies ist nicht nur unsere Ansicht und Empfindung, sondern auch der wahrheitsliebende Teil der deutschen Presse unterstützt gleichzeitig durch seine Anteilnahme und sein Bedauern unseren Standpunkt. Nämlich:

1. Es ist keine gründliche Untersuchung und Nachprüfung der Richtigkeit der Identität und der Behauptungen des Mörders vorgenommen worden. Alles stützt sich einzig und allein auf die Aussagen des Mörders.

2. Es ist unmöglich, anzunehmen, daß die Genossen des Mörders, die mit ihm zusammen wohnten, nicht mehr oder minder Mitwisser der Tat sind, was auch in der Voruntersuchung festgestellt worden ist.

3. Es sind trotz der stattgehabten Einsprüche eine Anzahl Zeugen vernommen worden, die zugunsten des Mörders Zeugnis ablegten. Man ließ sogar die stundenlangen vortragsmäßigen Auslassungen des Pfarrers Lepsius geduldig über sich ergehen, und seine phantastischen Schilderungen beeinflußten die Objektivität der Geschworenen.

4. Es sind weder Türken noch auch angesehene deutsche Persönlichkeiten, die im Orient waren, trotz Antrages bei Gericht zugelassen worden, um als unparteiische Zeugen über die hohe Persönlichkeit des Opfers sowie über den Grad der Beziehung desselben zur armenischen Frage und über die tatsächlichen, wahren Verhältnisse vernommen zu werden. Durch dieses Vorgehen standen die Geschworenen allein unter dem Bann der Gegenpartei.

5. Nicht zustandegekommen sind die Versicherungen des Staatsanwaltes, die in seinen Erklärungen an den Anwalt der Gattin des Ermordeten mit etwa folgenden Worten zum Ausdruck kamen: „Es handelt sich um ein gewöhnliches Verbrechen. Sollten die Verteidiger des Mörders darauf ausgehen, dem Prozeß eine politische Wendung zu geben, so würde

ich, falls das Gericht dieser Bestrebung beipflichtet, eine Vertagung des Prozesses beantragen, um die Informationen und Belege beizubringen, die zur Untersuchung der Sache vom politischen Standpunkte aus erforderlich sind."

6. Es gibt nur e i n e Gerechtigkeit. Das Gericht muß unparteiisch und unbeeinflußt von jeden politischen und staatlichen Einwirkungen sein. Der Richter aber darf nicht nach seinen Gefühlen, sondern nur nach den bestehenden Gesetzen urteilen. Leider standen die Richter, welche diesen Prozeß entschieden, gänzlich unter der Suggestion und dem Einfluß der Rhetorik und der phantastischen Erklärungen der Verteidigung und der sogenannten Zeugen.

7. Man beeilte sich, einen so komplizierten Prozeß in anderthalb Tagen zu erledigen. Schließlich ist, nachdem die armenischen Ereignisse angeblich in ihren einzelnen Eigenarten klargestellt und vor allem ausgebeutet worden waren, das mit vollem Vorbedacht an dem Großwesir der Türkei begangene elende Verbrechen in eine Heldentat verwandelt und der Verbrecher freigesprochen worden.

Nebenbei bemerken wir noch, daß zu Beginn des Weltkrieges, als die armenische Frage noch nicht akut war, seitens vier von den armenischen Komitees entsandten Agenten die Ermordung Talaat-Paschas versucht worden war. Die Untersuchung ergab, daß bei dieser Verschwörung ausländische Staatsmänner, wie Lord Kitchner und Venizelos, Mitschuldige waren. Bei Gericht wurde der verstorbene Talaat-Pascha, ein hoher Würdenträger der Türkei und ein inniggeliebter Herzensfreund der ganzen islamischen Welt sowie ein großer und aufrichtiger Freund des wehrhaften deutschen Volkes, in unwürdiger Weise mit den niedrigsten Ausdrücken bedacht, die vom Gerichtshof geduldet worden sind. Und gleichzeitig ist es zugelassen worden, daß das große türkische Volk, das keinen Augenblick zurückschreckt, auch heute noch für die Ehre seiner Unabhängigkeit sein kostbares Blut zu vergießen und dadurch selbst den Feinden Bewunderung und Hochachtung abnötigt, vor einem der höchsten Gerichtshöfe eines befreundeten Volkes durch die berühmtesten deutschen Anwälte mit ungebührlichen Schmähreden bedacht wurde, die mit deren Bildung nicht in Einklang zu bringen sind.

Kurzum, der Prozeß Talaat-Pascha-Teilirian ist nicht im Sinne der Gerechtigkeit und des Rechts verlaufen, was auch durch die hochstehende deutsche Presse, durch ihre Klage über die deutsche Rechtsprechung bestätigt wird. Dieser Prozeß wird für die deutsche Justiz ein ewiger Schandfleck bleiben.

Auf Grund all dieser Tatsachen verlangen wir daher eine Revision des Prozesses, protestieren gleichzeitig gegen die ehrverletzenden Verleumdungen des türkischen Volkes und des Islams aufs energischste und geben unserer tiefsten Ergriffenheit hierüber Ausdruck."

Im Namen des Orientklubs:

gez.:
Für Ägypter: Mustafa Fuad.
„ Araber: Ibrahim Mandur.
„ Aserbeidschaner: A. M. Sali-Sade.
„ Indier: Ch. Pillai.
„ Perser: Mirza Hassan.
„ Tataren: Dr. Bedri.
„ Türken: Ali Bürhaneddin.

Im Namen des türkischen Klubs
Der Vizepräsident.
gez.: Dr. **A. Falk.**

Der Völkerbund

Es gibt in Deutschland immer noch Menschen, die den Wunsch haben, daß Deutschland in den Völkerbund aufgenommen werde, und es für ihre Pflicht halten, um den Eintritt in einen Verband zu winseln, zu dem ihnen der Zugang verwehrt wird. Wie in Wahrheit dieser sogenannte Völkerbund, der eine große Idee schändet, beschaffen ist, erweist in herber und schonungsloser Kritik der Schweizer Hans G e h l e r, der Herausgeber der Schweizerischen „Monatshefte für Politik und Kultur" in Basel, einer Zeitschrift, die in vorbildlicher Weise den Standpunkt einer wahrhaft neutralen Schweiz vertritt, in seiner Broschüre „Das Ergebnis von Genf" (Olten 1921, Graphische Anstalt Otto Walter A.-G.), auf die wir mit größtem Nachdruck hinweisen. In der Broschüre heißt es u. a.:

„Für den Ausbau der künftigen zwischenstaatlichen Rechtsbeziehungen und die friedliche Beilegung aus neuen Verhältnissen entstandener Streitfälle kommt ihm (dem Völkerbund) keine Bedeutung zu. Dazu steht er zu ausgesprochen im Dienste politischer Großmachtzwecke."

„Der Versailler Völkerbund ist nach seiner rechtlichen Seite nicht nur kein Fortschritt über Haag hinaus. Er bedeutet im Gegenteil in wesentlichen Zügen einen Rückschritt hinter Haag."

„Nicht als ob unser (der Schweiz) Beitritt zum Versailler Völkerbund allein an der Krisis, in der sich heute unser Wirtschaftsleben befindet, schuld wäre. Aber der Beitritt hat uns auch in keiner Hinsicht geholfen. Dagegen haben wir durch ihn einen Zustand in Europa verlängern helfen, der in unserm eigenen wie im europäischen Interesse besser schon heute als erst morgen abgeändert würde."

„Hätten wir uns damals ein selbständiges Urteil gewahrt und zugetraut, dann hätten wir vorausgesehen, was heute Wirklichkeit

geworden ist: Eine durch den Versailler Friedensvertrag geschaffene Gegensätzlichkeit zwischen Frankreich und Deutschland, die, solange dieser Friedensvertrag besteht, jedes gemeinsame Arbeiten der beiden Länder im Versailler Völkerbund zur Unmöglichkeit macht."

„Genf ist, man kann es ohne Übertreibung sagen, die Fortsetzung von Paris. Auch dort gab es eine Versammlung, die sich als Friedenskonferenz aufspielte und ungehindert viel reden und debattieren durfte. Gehandelt aber wurde unter strengstem Ausschluß der Öffentlichkeit, hinter siebenfach verschlossenen Türen von dem berüchtigten „Rat der Vier". Die vom „Rate der Vier" abgefaßten Verträge durften nachher von der Versammlung „beschlossen" werden."

„Wie sehr aber muß eine Versammlung eine der Annäherung der Völker entgegengesetzte Wirkung haben, wenn auf ihr in so kränkender und herabwürdigender Weise über ein Volk gesprochen wird, wie es von dem Vertreter Frankreichs gegenüber Deutschland geschehen ist, als dessen Aufnahme von Motta als dringlich und notwendig bezeichnet wurde."

„In Genf hat nicht der Geist der Völker im Austausch miteinander gestanden! In Genf sind keine Beziehungen von Volksseele zu Volksseele geschlagen und ist keine Annäherung der Herzen geschaffen worden! Es war wieder der alte Geist der Diplomatie, der Geist der heiligen Allianz unantastbarer Regierungsvertreter, der in Genf sein Spiel spielte."

„Während aber die Sieger dadurch, daß sie ihren Sieg zu ihrem Vorteil ausnützen, etwas getan haben, was bis zu einem gewissen Grad recht und billig ist — in dem Maße, in dem sie es getan haben, ist es allerdings weder billig noch auch nur vernünftig mehr — ist ein Völkerbund als Organ, durch das die Welt getäuscht, durch das der Macht der Anschein des Rechts gegeben, durch das die Lüge und der falsche Schein zur allgemein anerkannten Herrschaft erhoben werden soll, das Verwerflichste, was je von Menschen zur Befriedigung ihrer Machtgier erdacht und geschaffen worden ist."

„Durch Übernahme all dieser Verpflichtungen, die auch von der Genfer Versammlung unwidersprochen anerkannt und stillschweigend gutgeheißen worden sind, hat sich der Versailler Völkerbund jeder moralischen Achtung und Weltgeltung beraubt."

Gehler kommt zu dem Schluß, daß das Schweizer Volk sicherlich niemals eine Entscheidung für den Völkerbund getroffen hätte, wenn man ihm die Frage so gestellt hätte, wie sie wirklich lauten müßte, nämlich: Völkerbund o d e r Neutralität.

Par nobile fratrum

Der Herausgeber der Berliner Wochenschrift „Tagebuch", Stefan Großmann, feiert in Nr. 22 seines Blattes den „wiederauferstandenen Matthias", nachdem er schon in der Zeit vorher Erzberger Raum für zwei Artikel gewährt hatte. Der, wie es in dem östlichen Deutsch des Herrn Großmann heißt, „wohlbeleibte, dem Lebensgenuß nicht abgesagte" Erzberger hat schon im vorigen Jahre den Versuch unternommen, durch einen Berliner Verlag das „Tagebuch" zu kaufen. Jetzt scheint die Verbindung zwischen Erzberger und dem — um im Jargon zu bleiben — anscheinend der Bestechlichkeit „nicht abgesagten" Stefan Großmann hergestellt zu sein. In Nummer 20, S. 566 der „Weltbühne" hat nämlich Siegfried Jacobsohn dem p. Großmann in aller Öffentlichkeit vorgeworfen:

„B e r l i n e r T h e a t e r k r i t i k e r. Ihr schreibt mir: „In Nummer 18 der „Weltbühne" sagt Scipio Bourgognino von den „Berliner Theaterkritikern", daß sie „der Barbestechung, mit einer Ausnahme, unzugänglich" seien. Keiner von uns fühlt sich getroffen, aber jeder kann auf diesen Satz hin verdächtigt werden, der Barbestechung zugänglich zu sein. Wir hoffen deshalb zuversichtlich, daß Sie Ihren Mitarbeiter bestimmen werden, die eine Ausnahme unumwunden zu nennen." Nach meinen Feststellungen ist die eine Ausnahme: H e r r S t e f a n G r o ß m a n n. Der Beweis für diese Behauptung ist leicht zu führen."

Großmann hat nach Rücksprache mit seinen Beratern diesen schwersten Vorwurf, den man einem anständigen Schriftsteller machen kann, nicht als Grund zu einer gerichtlichen Klage angesehen. Der Schaden für das deutsche Ansehen, daß ein Mann, auf dem ein solcher Vorwurf lastet, als Herausgeber einer in deutscher Sprache erscheinenden Wochenschrift zeichnen darf, wird durch seine innige Verbindung mit Erzberger gemildert.

R i n g w a l d t.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Generalmajor a. D. Professor Dr. Karl H a u s h o f e r, München. — Paul S c h m i d, Tübingen. — Willy S c h l ü t e r, Berlin. — Ministerialrat Dr. Richard v o n S c h a u k a l, Wien. — Professor Dr. M. H o l z m a n n, Braunschweig. — Ebbe K o r n e r u p, Kopenhagen. — Professor Dr. Victor F r a n z, Jena. — M. v o n G r a e v e n i t z, Freiburg.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adler. — Das Werk Ernst Hardts. Von Fritz Adler. 93 S. Greifswald 1921, Ratsbuchhandlung L. Bamberg.

Albert. — Die Urbibel der Ario-Germanen. Herausgegeben und erläutert von L. Albert. 220 S. Berlin 1921, Otto Trever (25 M., gbd. 32 M.)

Anzengruber. — Fahrende Sänger von heute. Erlebnisse deutscher Dichter auf ihren Vortragsreisen, von ihnen selbst erzählt. Herausgegeben von Karl Anzengruber, eingeleitet von F. K. Ginzkey. 359 S. Wien 1921, Wiener Literarische Anstalt.

Attentus. — Das kommende Reich. (Sonderabdrucke der Zeitschrift Vivos voco VI.) Leipzig 1921, Vivos-Voco-Verlag.

Auler. — 15 Lieder zur Laute von Ellen Auler. 3 Teile à 6 M.) Düsseldorf, Franz Suppan.

Auler. — Drei Lieder vom Rhein für Gesang mit Klavierbegleitung von Ellen Auler. Düsseldorf, Franz Suppan. (4 M.)

Becher. — Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften. Untersuchungen zur Theorie und Einteilung der Realwissenschaften von Erich Becher (Prof. d. Philos., München). 335 S. München 1921, Duncker & Humblot.

Bennet. — The plain man and his wife by Arnold Bennett. 240 S. Leipzig 1921, Edition B. Tauchnitz (Vol. 4551). (7,50 M., gbd. 12,50 M., Leinen 15 M.)

Bierbaum. — Gesammelte Werke von Otto Julius Bierbaum. Bd. 2. 482 S. Bd. 3. 617 S. Graunzer Stilpe, Studenten-, Künstler- und Märchengeschichten. München 1921, Georg Müller.

Bock. — Die ästhetischen Anschauungen Wielands. Von Werner Bock. 125 S. Berlin 1921, Egon Fleischel & Co.

Bode. — Neues über Goethes Liebe. Von Wilhelm Bode. 152 S. Berlin 1921, E. S. Mittler & Sohn. (10 M., gbd. 17,50 M., Hldr. 40 M.)

Bornhak. — Deutsche Geschichte unter Kaiser Wilhelm II. Von Conrad Bornhak. 360 S. Leipzig 1921, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung (W. Scholl). (27 M., gbd. 35 M.)

Boyneburg. — Die Despotie, das Mittel, von Bernhard Boyneburg. II. Teil. 1919/20. 90 S. Wien, Wiener Graphische Werkstätten.

Braun. — Politisch-geographische Probleme des europäischen Nordens. Von Gustav Braun. (Mitteilungen aus dem Nordischen Institut der Universität Greifswald. 2.) 48 S. Greifswald 1921, Ratsbuchhandlung L. Bamberg.

Bredt. — Rembrandt-Bibel. Vier Bände mit 270 Abb. gewählt u. eingeleitet von E. W. Bredt. Neues Testament II. Teil (Bd. IV). 143 S. München, Hugo Schmidt Verlag. (Gbd. 12 M.) (Das vollständige Werk 54 M.)

Caillaux. — Meine Gefangenschaft. Vor der Weltgeschichte dargelegt von Joseph Caillaux. 341 S. Basel 1921, Im Rhein-Verlag.

Cartellieri. — Geschichte der neueren Revolutionen 1642—1871. Von Alexander Cartellieri. 229 S. Leipzig 1921, Verlag der Dyckschen Buchhandlung. (25 M., gbd. 32 u. 38 M.)

Creutz. — Leitfaden für Erfinder. Von Conrad Creutz. 43 S. Hamburg 1921, Hephaestos-Verlag (W. Gaedicke). (4 M.)

Croce. — Goethe von Benedetto Croce. Mit Genehmigung des Verfassers verdeutscht von Jul. Schlosser. 144 S. u. 1 Stch. Wien-Zürich, Amalthea-Verlag. (18 M., gbd. 22 M.)

Deutsch-Nordisches Jahrbuch für Kulturaustausch und Volkskunde 1921. Im Auftrage des Deutsch-Nordischen Verbandes und unter Mitwirkung der Deutsch-Nordischen Wirtschaftsverbände herausgegeben von Walter Georgi. 153 S. Jena 1921, Eugen Diederichs. (20 M.)

Dörmann. — Der Herr von Abadessa. Dramatische Ballade von Felix Dörmann. 64 S. Wien 1921, Wiener Literarische Anstalt.

Droste. — Gott, Materie, Unendlichkeit, Zeit, Raum, Bewegung, Kraft, Macht, Arbeit, Recht, Eigentum. Naturphilosophische Bruchstücke aus meiner Entwicklungstheorie von Robert Droste. 32 S. Leipzig, Xenien-Verlag. (5 M.)

Endreß. — Von Compiègne bis London. Der Leidensweg des deutschen Volkes vom Waffenstillstand bis zur Londoner Konferenz. Von Sebastian Endreß. I. u. II. (Politische Zeitfragen, 3. Jg., Heft 2/3.) München 1921, Dr. A. Pfeiffer & Co.

Ernst. — Erdachte Gespräche von Paul Ernst. 365 S. München 1921, Georg Müller. (36 M., Hlwd. 45 M.)

Färber. — Von Marx bis Lenin. Der Roten Internationale Vergangenheit und Zukunft. Von Dr. Otto Färber. (Politische Zeitfragen, 3. Jg., 1.) München 1921, Dr. Franz A. Pfeiffer & Co. Verlag.

Feldkeller. — Ethik für Deutsche von Paul Feldkeller. 61 S. Gotha 1921, Friedr. Andreas Perthes. (6 M.)

Finke. — Universität und Stadt Freiburg in ihren wechselseitigen Beziehungen. Rede, im Auftrage des Senates gehalten von Prof. Dr. H. Finke. 32 S. Freiburg i. B. 1920, Julius Boltze. (5,20 M.)

Fischer. — Wie hypnotisiert man? Eine Anleitung zur praktischen und verständigen Ausübung der Hypnose von Theodor v. Fischer. 31 S. Leipzig, Fritzsche & Schmidt. (3 M.)

Flaischlen. — Mandolinchen, Leierkastenmann und Kuckuck. Ein Liederbuch von Sehnsucht und Erfüllung von Cäsar Flaischlen. 155 S. Berlin 1921, Egon Fleischel & Co. (12 M.)

Fleury. — Memoiren der Kaiserin Eugenie von Graf Fleury. Nach Mitteilungen, privaten Urkunden, persönlichen Briefen der Kaiserin, Gesprächen, Familienbriefen und hinterlassenen Papieren. 2 Bde. 439 + 558 S. 13 Vollbilder u. 3 Faksimiles. (Gbd. 100 M., Gleinen 130 M.)

Foerster. — Worte von Friedrich Foerster. Gesammelt von H. Peine. 60 S. Berlin 1921, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. (7,50 M.)

Franck. — Opfernacht. Drama von Hans Franck. 130 S. München, Delphin-Verlag.

Fraungruber. — Neue Aufseer Geschichten. Erzählungen und Schwänke aus dem Volksleben von Hans Fraungruber. 4. Sammlung. 240 S. Wien 1921, Wiener Literarische Anstalt.

Friedländer. — Albrecht Dürer von Max J. Friedländer („Deutsche Meister" herausgeg. von L. Scheffler u. Curt Glaser.) 230 S. mit 115 Abbildungen. Leipzig 1921, Insel-Verlag. (Halbleinen 60 M., Halb-Prgt. 90 M.)

Fueß. — Heidekinder. Geschichten aus der Lüneburger Heide von Hanna Fueß. Zeichnungen von A. Schünemann. 231 S. Bremen, Carl Schünemann Verlag. (Gbd. 20 M.)

Gerdau. — Der Kampf ums Dasein im Leben der Sprache. Ein sprachbiologischer Versuch zur Lösung des Lautwandelproblems auf darwinistischer Grundlage von Dr. Hans Gerdau. 62 S. Hamburg 1921, W. Gente, Wissenschaftl. Verlag. (3 M.)

Geucke. — Sebastian. Tragödie von Kurt Geucke. 135 S. Leipzig, Philipp Reclam. (Universalbibliothek Nr. 5873/73 a.) (3 M.)

Goldstein. — Rasse und Politik von Prof. Dr. Julius Goldstein. 152 S. Schlüchtern 1921, Neuwerk-Verlag. (14 M.)

Görlich. — Gestern und heut. Novellen und Skizzen von Franz Görlich. — 148 S. Neisse 1921, Joseph Herrmann. (Gbd. 12 M.)

Goetz. — Das wilde Säuseln von Wolfgang Goetz. 144 S. Dresden 1921, Im Sybillen-Verlag. (12 M., gbd. 18 M.)

Götze. — Vom deutschen Volkslied von Alfred Götze. 121 S. Freiburg i. Br. 1921, Julius Boltze. (15 M.)

Hackl. — Die Gedichte an Maria Rack Firneland. Zwei Zyklen von Gustav Hackl. 67 S. Leoben, Alfred Riedel.

Halbe. — Jo. Roman von Max Halbe. Gesammelte Werke Bd. 7. 276 S. München 1921, Albert Langen. (18 M., gbd. 28 M.)

Hayek. — Der Schriftendeuter Rafael Schermann von Max Hayek. 110 S. Wien 1921, E. P. Tal & Co. (11 M., gbd. 16 M.)

Hefele. — Dante von Hermann Hefele. 274 S. Stuttgart 1921, Fr. Frommanns Verlag. (25 M., gbd. 32 M.)

Heiden. — Die Schuld am Kriegsausbruch von Erwin Heiden. 40 S. Berlin 1921, Staatspolitischer Verlag. (5 M.)

Hellmer. — Hugo Wolf. Erlebtes und Erlauschtes von Edmund Hellmer. 163 S. 2 Bilder. Wien 1921, Wiener Literarische Anstalt.

Herbert. — Verleugnetes Blut. Erzählt von M. Herbert. 215 S. Köln, J. P. Bachem.

Heymann. — Don Juan und die Heilige. Roman aus dem Mysterium des verlorenen Paradieses. Von Robert Heymann. 138 S. u. 8 Abb. Leipzig 1921, Verlag Krömer & Co.

Hildebrand, A. v., zum Gedächtnis. 12 S., 16 Tafeln. München, Georg D. W. Callwey. (10 M.)

Hirschberg. — Berechnungstafeln für die neue Einkommensteuer. Tabellarische Übersicht zum Ablesen der Einkommensteuer von Dr. Herbert E. Hirschberg. (2,90 M.)

Hoechstetter. — Passion. Roman von Sophie Hoechstetter. Neue Ausgabe. 190 S. Leipzig 1921, Bücherlese-Verlag. (Hlwd. 17,50, Glwd. 28 M.)

Hodgkin. — Schweigender Dienst. Der Pfad des Staunens. Von L. Violet Hodgkin. Mit Geleitwort von Rud. Otto, Marburg. 63 S. Tübingen 1921, J. C. B. Mohr (Siebeck). (6 M.)

Hohlbaum. — Fallbeil und Reifrock. Neue Novellen von Robert Hohlbaum. 143 S. Wien 1921, Wiener Literarische Anstalt.

Holitscher. — Drei Monate in Sowjet-Rußland. Von Arthur Holitscher. 255 S. Berlin 1921, S. Fischer.

Hörmann. — Mein Weg. Erlebtes und Erschautes. 1. Bd. Andenka an Dahoam (Kindheitserinnerungen) von Leopold Hörmann. 147 S. Wien 1921, Wiener Literarische Anstalt.

Horneffer. — Die Wiedergeburt des deutschen Volkes. (Erkenntnis, II. Band.) Philosophie und Leben. Von Ernst Horneffer. 155 S. Kassel, Orma Verlag (Carl Magersuppe).

Horneffer. — Erkenntnis. Die Tragödie des deutschen Volkes. Von Ernst Horneffer. 211 S. Kassel, Verlag Orma (C. Magersuppe).

Hurwicz. — Zur Reform des politischen Denkens. Von Dr. Elias Hurwicz. 103 S. München 1921, Drei-Masken-Verlag.

Irische Republik. Denkschrift an die Vertreter fremder Nationen genehmigt in der Januarsitzung von Dail Eiremann 1921. 32 S.

Isemann. — Klothilde. Die Geschichte einer Entführung. Von Bernd Isemann. 198 S. Stuttgart 1921, Walter Seifert Verlag. (Gbd. 22 M., Vorz.-Ausg. 23 M.)

Iwanov. — Klüfte. Über die Krisis des Humanismus. Zur Morphologie der zeitgenössischen Kultur und der Psychologie der Gegenwart von Wjatscheslav Iwanov. 37 S. Berlin, Verlag Skythen.

Jaspers. — Max Weber. Rede bei der Trauerfeier gehalten von Karl Jasper (Prof. d. Philosophie). 30 S. Tübingen 1921, J. C. B. Mohr Siebeck). (6 M.)

Kayser. — Verkündigung. Anthologie junger Lyrik. Herausgegeben von Rudolf Kayser. 333 S. München 1921, Roland-Verlag (Dr. A. Mundt). (Gbd. 22 M., Hlwd. 30 M., Bütten Hldr. 150 M.)

Kehrer. — Anton van Dyck. Von Hugo Kehrer. 88 S. u. 58 Abb. München, Hugo Schmidt. Gbd. 8 M.)

Keller. — Deutschlands auswärtige Politik von Caprivi bis Bethmann Hollweg. Ein kritischer Überblick von Dr. Carl Keller. 153 S. Detmold, 1921, Meyersche Hofbuchhandlung.

Kellers Werke. Herausgegeben von Max Nußberger. Kritisch-historische u. erläuterte Ausgabe mit Kellers Leben, Bildnis, Handschriftprobe. 8 Bände. Leipzig-Wien, Bibliographisches Institut. (Hlwd. 224 M., Leinen 288 M.)

Kellner. — Die englische Literatur der neuesten Zeit von Dickens bis Shaw. Von Dr. Leon Kellner. 402 S. Leipzig 1921, Bernhard Tauchnitz.

Klages. — Handschrift und Charakter. Gemeinverständlicher Abriß der Graphologischen Technik. Mit 137 Figuren und 21 Tabellen von Dr. Ludwig Klages. 3. u. 4. Aufl. 234 S. Leipzig 1921, Verlag v. Joh. Ambrosius Barth. (30 M., gbd. 40 M.)

Klages. — Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft. Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck. Von Dr. Ludwig Klages. 205 S. u. 41 Figuren im Text. Leipzig 1921, Wilhelm Engelmann. (24 M., gbd. 32 M.)

Kleinschrod. — Das Lebensproblem und das Positivitätsprinzip in Zeit und Raum und das Einsteinsche Relativitätsprinzip in Raum und Zeit von Dr. med. Franz Kleinschrod (Frankfurter Zeitgemäße Broschüren Okt./Dez. 1920). 64 S. Hamm-Westf., Breer & Thiemann. (3,75 M.)

Kluge. — Deutsche Sprachgeschichte. Werden und Wachsen unserer Muttersprache von ihren Anfängen bis zur Gegenwart von Friedrich Kluge. 345 S. Leipzig, Quelle & Meyer. (24 M., gbd. 30 M.)

Knapp. — Staatliche Theorie des Geldes. Von Georg Friedrich Knapp. 463 S. München 1921, Duncker & Humblot. (45 M.)

Kober. — Die Seele des Journalisten. 5 Aufsätze zur Psychologie der Presse von A. H. Kober. 62 S. Köln 1920, Rheinland-Verlag. (7,50 M.)

Krane. — Am kristallenen Strom. Heiligenlegenden von Anna Freiin von Krane. 206 S. Köln 1921, J. P. Bachem Verlag. (34 M., gbd. 40 M.)

Krauß. — Der Tod im Prokat. Zwei Dichtungen aus der Renaissancezeit von Otto Krauß. 157 S. München, Drei-Masken-Verlag.

Kröger. — Die Philosophie des reinen Idealismus. Eine Weltanschauungslehre von Otto Kröger. 292 S. Bonn 1921, A. Marcus u. E. Webers Verlag. (30 M.)

Krulla. — Philosophische Tagesfragen. Unser Leben und unsere Erkenntnisse vom subjektiv menschlichen Standpunkte von Dr. Rudolf Krulla. 44 S. Wien, Wilhelm Braumüller. (2 M.)

Kruse. — Der Kruse-Tag (von Uve Jens Kruse). 28 S. Buchenbach 1921, Felsen-Verlag.

Kurpiun. — Ultimo und andere Novellen von Robert Kurpiun. 365 S. Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung. (16 M., gbd. 22,50 M.)

Langkammer. — Der Tanzmeister und andere alte Wiener Geschichten von Margarete Langkammer. (Novellenreihe der Wila, 3. Bd.) 250 S. Wien 1921, Wiener Literarische Anstalt.

Lange. — Strom aus der Tiefe. Gedichte von Carl Lange. 130 S. Berlin 1919, Furche-Verlag.

Lansing. — The Peace Negotiations. A Personal Narrative by Robert Lansing. 328 S. With Ill. Boston-New York, Houghton Mifflin Company (Riverside Press Cambridge).

Laux. — Der heilige Kolumban. Sein Leben und seine Schriften. Von Johann Joseph Laux (Priester der Kongregation vom Heiligen Geist.) 290 S. Mit 7 Bildern. Freiburg i. Br. 1919, Herder Verlag.

Lee. — The Sentimental Traveller by Vernon Lee. 279 S. Leipzig 1921, Bernhard Tauchnitz (Edition Vol. 4545). (7,50 M., gbd. 12,50 M.)

Lehner. — Wunder des Alltags. Von Rud. Jul. Lehner. 102 S. Leipzig 1921, Albert Kietz. (15,50, gbd. 22 M., Oldr. 165 M.)

Leitzmann. — Lichtenbergs Briefe an Joh. Friedr. Blumenbach. Herausgegeben und erläutert von Albert Leitzmann. 135 S. Leipzig 1921, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. (20 M., gbd. 27 M.)

Lenz. — Staat und Marxismus. Grundlegung und Kritik der marxistischen Gesellschaftslehre von Friedrich Lenz. 175 S. Stuttgart 1921, J. G. Cotta Nachf. (16 M., Hlwd. 26 M.)

Lettische Literatur.

1. Bd. **J. Rainis:** Joseph und seine Brüder. Tragödie in 5 Akten. 239 S. (22,50 M.)
2. Bd. **K. Skalbe:** Wintermärchen. 124 S. (9 M.)
3. Bd. **R. Blaumann:** Die Indras. Drama aus dem lettischen Volksleben. 137 S. (12,50 M.)
4. Bd. **J. Akurater:** Novellen. 110 S. (8 M.)
5. Bd. **R. Blaumann:** Novellen. 196 S. (15 M.)

Riga, A. Gulbis Verlag.

Levy. — Das Denken der Naturvölker. Von L. Levy-Brühl. In deutscher Übersetzung herausgegeben u. eingeleitet von Dr. Wilh. Jerusalem. 352 S. Wien 1921, Wilhelm Braumüller.

Lindner. — Vom Reisen und Wandern in alter und neuer Zeit. Von Werner Lindner. 143 S. mit 53 Abb. nach zeitgenössischen Holzschnitten, Stichen usw. („Werk und Feier." Bücher von deutscher Art und Arbeit. 2. Buch.) (Hlbl. 24 M.)

Löffler. — Deutschlands Zukunft im Urteil führender Männer. Herausgegeben von Prof. Dr. Kl. Löffler. 136 S. Halle a. S., Heinrich Dielmann Verlag. (15 M.)

Lomer. — Die Welt der Wahrträume. Bekenntnisse eines Bekehrten von Dr. Georg Lomer. 127 S. Leipzig 1920, Max Altmann. (5,50 M.)

Lothar. — Ich! Ein Theaterstück in 4 Akten von Ernst Lothar. 71 S. München 1921, Georg Müller Verlag. (8 M.)

Lüders. — Buddhistische Märchen aus dem alten Indien. Ausgewählt und übersetzt von Else Lüders, eingeleitet von H. Lüders. Mit acht Tafeln. 378 S. („Die Märchen der Weltliteratur.") Jena 1921, Eugen Diederichs. (Gbd. 20 M.)

Madjera. — Verklärter Geist — verklärtes Land! Andachten und Erinnerungen von Wolfgang Madjera. 288 S. Wien 1921, Wiener Literarische Anstalt.

Märker. — Zur Literatur der Gegenwart. Führer zu den Hauptproblemen und den Hauptpersönlichkeiten der gegenwärtigen Literatur. Von Friedrich Märker. 104 S. München 1921, Albert Langen.

Marquardt. — Der Mechanismus der Seele. Von Hans Marquardt. Neumünster 1921, Theod. Dittmann Verlag. (24 M., gbd. 30 M.)

Matthias. — Die Partitur der Welt. Von Leo Matthias. 148 S. Berlin 1921. Ernst Rowohlt. (35 M.)

Mayr. — Messiade von Hetta Mayr. 165 S. Leipzig 1920, Insel-Verlag.

Mayr. — Schönheit und Verdauung oder die Verjüngung des Menschen nur durch sachgemäße Wartung des Darmes. Studien von Dr. Franz Xaver Mayr. 227 S. 25 Tafeln. München, Süddeutsche Verlagsanstalt München G. m. b. H. (25 M.)

Meyer-Eckhardt. — Der Bildner. Gedichte von Victor Meyer-Eckhardt. 127 S. Jena 1921, Eugen Diederichs. (15 M., gbd. 23 M.)

Miegel. — Gedichte und Spiele von Agnes Miegel. 111 S. Jena 1920, Eugen Diederichs. (10 M., gbd. 15 M.)

Mikkelsen. — Sachawachiak der Eskimo. Ein Erlebnis von Eznar Mikkelsen. 180 S. Berlin, Ghldendalscher Verlag A.-G. (16 M., gbd. 20 M.)

Molière. — Meisterwerke. In deutscher Übertragung von Ludwig Fulda. 6.—8. Aufl. I. Bd. 391 S., II. Bd. 402 S. Stuttgart 1921, J. G. Cottasche Buchhandlung. (50 M., Hlwd. 68 M., Hldr. 115 M.)

Molière. — Le Malade Imaginaire par J. B. Molière. (Pandora Nr. 2.) 87 S. Leipzig, Insel-Verlag.

Molo. — Das Volk wacht auf. 3. Roman aus der Trilogie: „Ein Volk wacht auf." Von Walter von Molo. 247 S. München 1921, Albert Langen. (15 M., gbd. 23 M.)

Mombert. — Der Glühende. Gedichtwerk von Alfred Mombert. 112 S. Leipzig 1921, Insel-Verlag. (10 M., gbd. 18 M.)

Mombert. — Aeon, der Weitgesuchte. I. Stück der dramatischen Trilogie von Alfred Mombert. 105 S. Leipzig 1921, Insel-Verlag. (10 M., gbd. 18 M.)

Mombert. — Aeon zwischen den Frauen. II. Stück der dramatischen Trilogie von Alfred Mombert. 102 S. Leipzig 1921, Insel-Verlag. (10 M., gbd. 18 M.)

Monte-Kurpiun. — Was muß jedermann über Oberschlesien wissen? Von J. Monte-Kurpiun. 52 S. Gleiwitz 1921, Heimatverlag Oberschlesien.

Moreck. — Brüder im Schicksal. Novellen von Kurt Moreck. 305 S. Stuttgart 1921, Walter Seifert. (Gbd. 28 M.)

Moeschlin. — Der glückliche Sommer. Roman von Felix Moeschlin. 307 S. Leipzig, Grethlein & Co., G. m. b. H. (16 M., gbd. 24 M.)

Mühlau. — Annemarie. Roman von Helene von Mühlau. 268 S. Leipzig, Hesse & Becker. (18 M., gbd. 24 M.)

Müller-Reif. — Zur Psychologie der mystischen Persönlichkeit. Von Dr. Willy Müller-Reif. 58 S. Berlin 1921, Ferd. Dümmlers Verlag. (12,50 M.)

Nadler. — Die Berliner Romantik 1800—1814. Ein Beitrag zur gemeinvölkischen Frage: Renaissance, Romantik, Restauration. Von Josef Nadler. 235 S. Berlin 1921, Erich Reiß. (38 M., gbd. 48 M.)

Namenhauer. — Untergang. Historischer Roman aus den letzten Tagen des alten Jerusalem von Fritz Namenhauer. 308 S. Halle 1921, Richard Mühlmann Verlag. (22 M., Hlwd. 26,40 M.)

Nickel. — Grundriß zu einer Übersicht-Einführungs-Vorlesung über die gesamte Wirtschafts- und Finanzwissenschaft von Dr. Eugen Nickel. Fraustadt i. Schl. 1921, Buchvertrieb von Nickel. (28 M.)

Niederbruch und Aufstieg. Wege zu Deutschlands Errettung von einem Staatsmanne. 288 S. Leipzig 1921, Quelle & Meyer. (16 M., Hlwd. 24 M.)

Nord. — Das Land ohne Lachen. Eine Erzählung aus Chinesisch-Turkestan von F. R. Nord. Mit einer Kartenskizze. 410 S. (Der Abenteuer-Roman.) Stuttgart 1921, Deutsche Verlags-Anstalt. (Gbd. 22 M.)

Norris. — Tony the Exceptional by W. E. Norris. 280 S. Leipzig 1921, Edition Tauchnitz (Vol. 4550). (7,50 M., gbd. 12,50 M., Leinen 15 M.)

Nötzel. — Einführung in den Sozialismus ohne Dogma von Karl Nötzel. 150 S. Jena, Erich Lichtenstein Verlag.

Nötzel. — Das Verbrechen als soziale Erscheinung von Karl Nötzel. 91 S. Jena, Erich Lichtenstein Verlag.

Nowak — Der Sturz der Mittelmächte. Von Karl Friedrich Nowak. 435 S. München 1921, Georg D. W. Callwey. (48 M., Hlwd. 60 M.).

Nüchtern. — Der Haß gegen die Stadt von Hans Nüchtern. 96 S. Wien 1921, Wiener Literarische Anstalt.

Obenauer. — Goethe in seinem Verhältnis zur Religion von Karl Justus Obenauer. 232 S. Jena 1921, Eugen Diederichs. (28 M., gbd. 38 M.)

Oberschlesien. — Ein Land deutscher Kultur. 163 S. Zahlreiche Abb. u. 24 Tiefdrucktafeln. Gleiwitz 1921, Heimatverlag Oberschlesien. (30 M.).

Oberschlesien. Aus Oberschlesiens Vergangenheit. Beiträge zur Oberschlesischen Geschichte herausgegeben vom Verein für Geschichte Oberschlesiens. Gleiwitz 1921, Heimatverlag Oberschlesien. (3,50 M.)

Oehler. — Das Ergebnis von Genf. Der Einfluß der ersten Versammlung des Versailler Völkerbundes auf den Ausbau der zwischenstaatlichen Rechtsordnung und wirtschaftl. u. politischen Verhältnisse Europas und auf die außenpolitische Stellung der Schweiz. Von Dr. Hans Oehler. Olten 1921, Graph. Anstalt Otto Walter.

Ohorn. — Im Zölibat. Von Anton Ohorn. (Novellenreihe der Wila, 2. Bd.) 183 S. Wien 1921, Wiener Literarische Anstalt.

Oelenheinz. — Der Wünschelring (Differenzialpendel, siderischer Pendel), insbesondere seine Anwendung auf die Meisterbestimmung bei Gemälden usw. von Prof. Leopold Oelenheinz. 203 S. Mit Abb. Leipzig, Max Altmann. (14 M., 17 M.)

Osborne. — Die oberschlesische Frage und das deutsche Kohlenproblem von Sidney Osborne. Berechtigte Übersetzung von F. von Holtzendorff. 304 S. Berlin 1921, Georg Stilke. (19,80 M., gbd. 24,75 M.)

Osteuropa und wir. Das Problem Rußland, erörtert von Dr. Eb. Sauer, Dr. Eug. Rosenstock, Prof. Dr. H. Ehrenberg. 100 S. Schlüchtern 1921, Neuwerk-Verlag. (10 M.)

Penzig. — Die Theosophie und die Theosophische Gesellschaft von Prof. Dr. Otto Penzig. 50 S. Düsseldorf 1921, Ernst Pieper Ring-Verlag. (4 M.)

Petrarca. — Trionfi in vita e in morte di Madonna Laura per Francesco Petrarca. 84 S. (Pandora Nr. 20.) Leipzig, Insel-Verlag.

Pfeiffer. — Die Urideen im Zeitgesetz. Zur Transzendenz der kommenden Dinge. Von Kristina Pfeiffer-Raimund. 383 S. Frankfurt a. M. 1921, Englert & Schlosser. (25 M., gbd. 28 M.)

Pfister. — Bruegel von Kurt Pfister mit 78 Vollbildern. 47 S. Leipzig 1921, Insel-Verlag.

Pforte. — 10 Flugblätter der Gemeinschaft: Die Pforte. Blatt 1/2 Hans Thoma: Die zwölf Himmelszeichen, 3. Gustav Wolf: Weltbild, 4/5 die 15 Vorzeichen des jüngsten Gerichts 1476), 6/7 Gregorius auf dem Stein, 8. A. Mombert: Aeons Völker-Zeit, 9. Von deutscher Baukunst, 10. Das Teufelsroß (Volkslied). Jena 1921, Eugen Diederichs. (18 M.)

Phillpotts. — The Bronze Venus by Eden Phillpotts. 276 S. Leipzig 1921, Bernhard Tauchnitz, Edition Vol. 4549. (7,50 M., Leinen 15 M.)

Picard. — Der letzte Mensch. Von Max Picard. 204 S. Wien-Zürich 1921, E. P. Tal & Co.

Pindar. — Übersetzt und erläutert von Franz Dornseiff. 262 S. Leipzig 1921, Insel-Verlag.

Für die Redaktion verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
In Deutsch-Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Tschechoslowakische Verhältnisse 1921

Von

Ludvig af Petersens-Stockholm

Königlich schwedischem Oberst

Im Septemberheft 1920 dieser Zeitschrift habe ich einen kürzeren Artikel über meine Erfahrungen in der Tschechoslowakei geschrieben. Nachdem ich mich nun im heurigen Jahre wiederum einen Monat in diesem Lande aufhielt, habe ich keine Veranlassung, meine in dem genannten Artikel zum Ausdrucke gebrachten Ansichten zu ändern. Dieser Artikel findet darum nun eine auf gründlicher Erfahrung beruhende Fortsetzung und Bekräftigung.

Man begegnet in diesem Lande den schwierigsten Fragen. Für den Außenstehenden ist es natürlich ungemein schwer, sich ein wahres Bild von den Verhältnissen zu schaffen und bei den scharfen Gegensätzen einen unparteiischen Standpunkt einzunehmen. Mehrere Fragen sind so verwickelt, daß man trotz bestem Willen in sie einzudringen, nicht zu einer klaren Anschauung gelangen kann — und zwar wegen der aus verschiedenen Quellen stammenden gegenteiligen Berichte. Solche Fragen können nur auf die Weise behandelt werden, wie sie die Deutschen in ihrer Denkschrift an den Völkerbund vorgeschlagen haben, nämlich durch eine vom Völkerbunde ernannte Untersuchungskommission.

Um einen annähernd festen Ausgangspunkt zu schaffen, habe ich gewisse mehr oder weniger offizielle Dokumente verwandt, u. a. die eben genannte deutsche Denkschrift *) und die Antwort der Tschechen **). Ferner habe ich das bekannte „Memoire III", die Denkschrift der tschechischen Friedensdelegation bei der Friedenskonferenz in Paris, benutzt. Diese Denkschrift war freilich von vertraulicher Art und ist erst später veröffentlicht, sie ist aber niemals ernstlich dementiert worden und könnte wohl auch nicht dementiert werden. Endlich habe ich vielfach Gelegenheit gehabt, Persönlichkeiten in den verschiedensten Stellungen zu sprechen, Deutsche sowie auch Tschechen. Ich habe auch versucht, direkte Mitteilungen von amtlicher tschechischer Seite zu bekommen. Diese Versuche hatten aber wenig Erfolg, vielleicht

*) „Denkschrift der am 18. und 25 April 1920 gewählten deutschen Abgeordneten und Senatoren des deutschen Parlamentarischen Verbandes der tschechoslowakischen Nationalitätenversammlung an den Völkerbund." Durch die Deutschparlamentarische Arbeitsstelle, Deutsches Haus, Prag, erhältlich.

**) „Les plaintes des Allemands de Tchécoslovaquie" Service d'information Tchécoslovaque n. s. 7. Prag, 20. Fevrier 1921.

weil man die Möglichkeit bezweifelt hat, mich von der Richtigkeit des tschechischen Standpunktes überzeugen zu können.

Um die jetzigen verwickelten Verhältnisse verstehen zu können, muß man versuchen, sich mit ihrer Entstehung vertraut zu machen.

Kaiser Karl erließ am 17. Oktober 1918 ein Manifest, durch welches die Monarchie auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes der Völker in einen nationalen Bundesstaat umgestaltet werden sollte. Die verschiedenen Völker antworteten darauf jedes für sich mit der Ausrufung der Republik. Dadurch entstanden unter anderen die deutschösterreichische und die tschechoslowakische Republik. Die österreichisch-ungarische Monarchie hatte aufgehört zu bestehen.

Die gesetzlich gewählten Repräsentanten der Deutschböhmen im Parlament in Wien erklärten sich mit ihren österreichischen Stammesverwandten solidarisch und beschlossen, sich an die deutschösterreichische Republik anzuschließen und bildeten eine provisorische Regierung. Auf der anderen Seite wurde von den tschechischen Teilen in Böhmen eine tschechoslowakische Regierung in Prag gebildet. Inzwischen stand die deutschböhmische Landesregierung ohne jede Machtmittel da, weil die Mehrzahl der männlichen Bevölkerung noch in den Schützengräben fern der Heimat war. Ohne starkem Widerstand zu begegnen, konnten daher die Tschechen die deutschen Bezirke besetzen. Die deutschböhmische Regierung mußte das Land verlassen. Die deutschen Behörden wurden tschechisiert, die deutschen Beamten größtenteils entlassen und ihre Stellen durch tschechische Beamte besetzt.

In Prag trat eine aus Tschechen bestehende Nationalversammlung zusammen, in der die Deutschen nicht vertreten waren. Diese Versammlung hat Gesetze genehmigt, die gegen die zukünftigen Minoritäten gerichtet waren, und an deren Genehmigung letztere also nicht beteiligt waren. Jetzt sagen die Tschechen, daß die Deutschen ein „separatistisches" Programm verfolgen, und daß sie „Rebellen" sind. Natürlich hatten die Deutschen ebenso wie die Tschechen beim allgemeinen Zusammenbruche das Recht, ihr Schicksal selbst zu bestimmen. Die Deutschen waren ja staatsrechtlich den Tschechen nicht unterstellt und hatten für ihr Handeln eine unbestreitbare Begründung in den von der Entente proklamierten 14 Punkten. Sie konnten nicht im voraus wissen, daß diese feierlich proklamierten Grundsätze von der Entente beim Diktat des Friedens verleugnet wurden.

Man hat den Deutschen auch vorgeworfen, daß sie nach der Errichtung der Republik sich geweigert haben, mit den Tschechen zusammenzuarbeiten, und daß sie eine negative Politik betreiben. Dieses Verhalten der Deutschen ist jedoch leicht erklärlich. Ein Eintreten der Deutschen in die Regierung und ein Zusammenarbeiten mit dieser ist ja ausgeschlossen, da es auf Grund von Gesetzen erfolgen müßte, gegen deren Zustandekommen und Inhalt die Deutschen energisch protestiert hatten. Die Deutschen haben sich zur Zusammenarbeit bereit erklärt unter der selbstverständlichen Bedingung, daß die Gesetze des Landes von den Völkern des Landes gemeinsam beschlossen werden, so daß das Interesse aller in den Gesetzen vertreten werde — so wie es in der Schweiz und in Finnland geschieht.

Die tschechoslowakische Republik ist somit nicht, wie es in den Friedensdokumenten erklärt wird, durch einen freiwilligen Zusammenschluß der verschiedenen Völker gebildet worden, sondern im Gegenteil trotz scharfer Proteste einer beträchtlichen Minorität.

Das so zustandegekommene Konglomerat besteht aus:

Tschechen	6 800 000	Deutsche	3 600 000
Slowaken	1 200 000	Ungarn	1 000 000
Polen	1 100 000	Ruthenen	400 000

und einigen Juden.

Nach der Bildung der tschechoslowakischen Republik standen die leitenden tschechischen Politiker vor der schwierigen Frage, wie dieser heterogene Block als Staat für die Zukunft zusammengehalten werden könnte — ein ungemein verwickeltes Problem, da mehrere von diesen Völkern mit Gewalt und Waffenmacht hineingezogen waren. Es waren zwei Systeme möglich: auf der einen Seite das schweizerische Konföderationssystem, auf Versöhnung und freiwilliger Zusammenarbeit beruhend, und auf der anderen Seite dasjenige, welches ich das hussitische System nennen will, aufgebaut auf Chauvinismus, Unterdrückung und Gewalt. Das letztere System wurde gewählt.

Vielleicht hatten die leitenden Männer von Anfang an die Absicht, den erstgenannten Weg zu gehen. In der von ihnen der Friedenskonferenz vorgelegten Denkschrift, dem oben erwähnten Memoire III, wird hervorgehoben, wie man sich das Verhältnis — speziell zu den Deutschen — gedacht hatte, und diese schönen Versprechen haben wohl dazu beigetragen, diejenigen Teilnehmer an der Konferenz zu beruhigen, die andernfalls Bedenken gegen den offenkundigen Bruch der 14 Punkte gehegt hätten, insbesondere ihren Verfasser Wilson.

Auf Grund der Bedeutung dieses Memoires erlaube ich mir, hier das ganze Kapitel VI zu zitieren, das jetzt für denjenigen, der die Verhältnisse kennt, als politisches Kuriosum erscheint:

„Es ist absolut notwendig, genau zu wissen, wie die Deutschen in dem tschechoslowakischen Staat werden behandelt werden. Die tschechoslowakische Republik ist, antretenden Falles, nicht nur bereit, das gesamte, durch die Friedenskonferenz zugunsten der Minderheiten eingeführte internationale Recht anzunehmen, sondern sie ist auch noch bereit, über ein solches Recht hinauszugehen und den Deutschen alle Rechte zu geben, die ihnen zukommen."

„Die tschechoslowakische Republik wird ein absolut demokratischer Staat sein: alle Wahlen werden nach dem allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrecht vor sich gehen; alle Ämter werden allen Staatsbürgern zugänglich sein; die Sprache der Minderheiten wird überall zugelassen sein; das Recht, ihre eigenen Schulen, ihre Richter und ihre Gerichtshöfe zu haben, wird niemals irgendeiner Minderheit bestritten werden."

„Hinzugefügt muß noch werden, daß die Tschechen, obwohl sie sich dessen bewußt sind, daß die Deutschen unter dem alten Regime übermäßig bevorrechtet waren, keineswegs daran denken, der deutschen Bevölkerung beispielsweise ihre Schulen, ihre Universitäten, ihre technischen Schulen, die übrigens vor dem Kriege wenig besucht waren, zu unterdrücken."

„Um zusammenzufassen: Die Deutschen würden in Böhmen dieselben Rechte haben wie die Tschechoslowaken. Die deutsche Sprache würde die zweite Landessprache werden, und man würde sich niemals irgendeiner vexatorischen Maßnahme gegen den deutschen Bevölkerungsteil bedienen. Das Regime würde ähnlich wie in der Schweiz sein."

„Dieses Regime wird in Böhmen nicht nur deshalb eingeführt werden, weil die Tschechen immer ein tiefes Empfinden für Demokratie, Recht und Gerechtigkeit hatten und diese Rechte selbst ihren Gegnern loyal zuerkennen, sondern auch weil die Tschechen der Ansicht sind, daß diese den Deutschen günstige Lösung auch den politischen Interessen ihres eigenen Landes und ihres eigenen Volkes günstig ist."

„Im 19. Jahrhundert haben sie viel praktischen, vor allem aber viel politischen Sinn bewährt. Sie sind viel zu sehr Realisten und haben zu viel gesunden Menschenverstand, um nicht zu sehen, daß die Gewalttätigkeit und die Ungerechtigkeit die Ursachen des Unterganges Österreich-Ungarns gewesen sind, und daß eine ähnliche Politik nur ihrem Staate und ihrem Volke schaden könnte."

„Im übrigen wissen dies die Deutschen selbst und geben es zu. Ihre Blätter überfließen von Schilderungen der Revolution, die in Prag im November 1918 stattgefunden hat. Diese Schilderungen stellen einmütig fest, daß die Tschechen allen Deutschen die Freiheit gesichert, ihre persönliche Sicherheit und ihr Privateigentum sowie ihre Rechte als freie Staatsbürger geachtet haben."

„Schlußergebnisse: 1. Alle Traditionen der Tschechoslowakei lassen den Schluß zu, daß die neue Republik die Deutschen in keinerlei Weise unterdrücken wird, die sich eines Regimes der Freiheit und der Gerechtigkeit erfreuen werden. — 2. Dies hat die letzte Revolution in Böhmen dargetan, die den Deutschen die vollkommenste Sicherheit verbürgt hat."

Wenn die leitenden Männer wirklich die Absicht gehabt haben, dieses Programm durchzuführen, so wollte das tschechische Volk dieses Programm nicht. Es wählte die hussitische Politik, wie sie von Johann Hus verkündet worden war: „Gott wies, die Erde vergebend, jedem Volke einen Anteil zu, den es ohne Vermischung mit den anderen besitzen sollte. So hat Böhmen nur in der Hand des Geschlechts der Tschechen zu bleiben. Die Tschechen als von Gott eingesetzte Ureinwohner des Landes, als einzig wahre Erben und Gebieter des Königsreichs, sind allein hier berechtigt, wie einst Israel, das Volk des Herrn im Lande der Verheißung." Das war durch Jahrhunderte die Losung des tschechischen Volkes. Und wenn auch in unserer Zeit die Tschechen sich weniger für die religiöse Seite dieser Kundgebung interessieren, so glauben sie ihr um so mehr in politischer Hinsicht. Darum nennt der Tscheche die deutschen Einwohner des Landes „Eindringlinge" und „Kolonisten", die wie die Ungarn und andere Minderheitsvölker als Völker zweiten Ranges behandelt werden. Die Tschechen meinen, sie können als „Siegervolk" tun, was sie wollen.

Wir Neutrale haben aber eine andere Auffassung als Johann Hus und seine Schüler und Volksgenossen. Wir können mit objektiver Gewißheit feststellen, daß die Tschechen nicht die „Ureinwohner" des Landes waren. Ein halbes Jahrhundert, bevor die Tschechen in der Geschichte auftraten, hatten die germanischen Markomannen das Land in Besitz genommen, nach den keltischen Bojen, und dort geherrscht. Und wenn auch in späteren Zeiten, nachdem die Markomannen zum größeren oder minderen Teil das Land verlassen hatten, Tschechen in das Land eingedrungen waren,

so können die Deutschen, die sich da später niederließen, nach neutraler Auffassung nicht von dem von ihnen gerodeten und bebauten Boden verwiesen werden. Welchen Anspruch können die Tschechen z. B. auf einen Ort wie Karlsbad erheben? Wenn sich auch in der Zeit, wo diese Stadt vor 600 Jahren von Deutschen gegründet wurde, einige Tschechen in dieser damals sehr unfreundlichen Gegend aufgehalten haben, so ist dies kein Grund, daß die Tschechen jetzt auf dieses rein deutsche Gebiet Anspruch erheben könnten — nicht mehr als die Finnen auf schwedische Bezirke in Finnland. Ich fragte einmal bezüglich der tschechischen „Kolonistentheorie" einen unserer hervorragendsten Kenner dieser Verhältnisse, einen wirklichen Freund der Tschechen und ihrer Kultur, welcher mir auf meine Frage kurz und bestimmt antwortete: „Die Tschechen haben unrecht!"

Von dieser unrichtigen Kolonisationstheorie ausgehend, wollen die Tschechen die „kolonisierten" Gegenden zurückerobern, und dies soll durch Tschechisierung oder Verdrängen der Deutschen geschehen. Dies gibt die tschechische Presse offenherzig zu. Wenn auch die führenden Männer in ihren Äußerungen mehr Vorsicht beobachten, so hat doch Präsident Masaryk selbst, trotzdem er einen vermittelnden Standpunkt einzunehmen versucht, kürzlich offen von den Deutschen als Kolonisten gesprochen.

Auf Grund der von den Tschechen ohne Mitarbeit der Minoritätenvölker geschaffenen Gesetze wird die Tschechisierungsarbeit auf verschiedene Weise betrieben: Durch Verabschiedung deutscher und deutschgesinnter Beamten, an deren Stelle Tschechen kommen, durch Schließung deutscher Schulen zum Vorteil tschechischer, durch Enteignung von deutschen Gütern, um dort tschechische Kolonien zu bilden, durch Schwächung der Deutschen im Wirtschaftsleben usw. Von den anderen Klagen der Deutschen wären zu erwähnen: Zerstören ihrer historischen und religiösen Kunstdenkmäler — was im neutralen Auslande schon so viel peinliches Aufsehen erregt hat. Ein Deutscher hat einmal beim Betrachten des leeren Sockels eines früheren Denkmals in einer deutschen Stadt die bezeichnenden Worte ausgesprochen: „Einstweilen ist der Sockel auf der Hauptstraße leer und erzählt nicht bloß von einem früheren Denkmal neuzeitlicher Kultur, sondern mehr von einem neuzeitlichen Denkmal fehlender Kultur!" — Ferner künstliche Einwirkung auf das Wahlergebnis durch Legionäre, die parteiisch durchgeführte Volkszählung, die ungesetzlichen Vorgänge auf der Post, die Zensur der Zeitungen (die an die Zeiten Bobrikoffs in Finnland erinnern) und vieles andere.

Für alle diese Übergriffe haben die Deutschen in ihrer oben genannten Denkschrift Beweise vorgelegt. Solche werden auch in Zukunft von den deutschböhmischen Parlamentariern in offizieller Form dem Völkerbund eingesandt. Leider können sie infolge der jetzigen Verhältnisse nur in Empfang genommen, aber nicht offiziell behandelt werden, da hierfür erforderlich ist, daß ein Mitglied des Bundes die Behandlung dieser Angelegenheiten vorschlagen muß. Da in der Kommission, die den Minoritätenschutz zu überwachen hat, der Vertreter der Gegenpartei sitzt, so versteht man, daß die Klagen der Deutschen nicht so leicht gehört werden. Die Verantwortung liegt jedenfalls beim Völkerbund. Dieser wurde bei seiner Bildung nicht

mit allgemeinem Vertrauen begrüßt, und wenn er sich nicht tatkräftig einsetzt, diejenigen Bestimmungen zu kontrollieren, die er sich zu kontrollieren verpflichtet hat, sondern das Unrecht fortbestehen läßt, ohne einzugreifen, so wird er das Vertrauen der Welt nicht erringen.

Der Unterschied in der Behandlung verschiedener Minderheiten ist in die Augen fallend. Das Bestreben des kleinen Aalandvolkes, mit den Stammesgenossen wiedervereinigt zu werden, wurde vom Völkerbund zur Untersuchung angenommen, und in den Bestimmungen über den Schutz dieses Volkes wurde von den ernannten Berichterstattern vorgeschlagen, daß, wenn die Aaländer unter finnischer Souveränität bleiben würden, ihnen das Recht zugesprochen würde, sich unmittelbar an den Völkerbund mit ihren Klagen zu wenden. Aber die Stimme von 3½ Millionen Deutschen und 1 Million Magyaren in der tschechoslowakischen Republik wird nicht gehört. Sie wird in dieser neuen Periode der Menschheit, wo die Gerechtigkeit herrschen sollte, unterdrückt.

Die Tschechen begnügen sich nicht damit, die Beamtenschaft des Staates vollständig zu tschechisieren, sondern man hat jetzt auch damit begonnen, den Privatunternehmungen „zuverlässige" Beamte aufzuzwingen.

Um über diese Frage zu urteilen, muß man sich vergegenwärtigen, was in den Bestimmungen für Minoritätenschutz (Vertrag von St. Germain) vorgeschrieben wird. Da wird in Artikel 8 bestimmt: „Die tschechoslowakischen Staatsangehörigen, die einer Minderheit nach Nationalität oder Sprache angehören, werden rechtlich und tatsächlich dieselbe Behandlung genießen wie die übrigen tschechoslowakischen Staatsangehörigen" und in Artikel 7: „Alle tschechoslowakischen Staatsbürger ohne Unterschied der Rasse, der Sprache . . . vor dem Gesetz gleich sein und dieselben bürgerlichen und politischen Rechte genießen werden." Und schließlich in demselben Artikel: „Keinem tschechoslowakischen Staatsangehörigen werden im freien Gebrauche irgendeiner Sprache im Privat- oder Geschäftsverkehre, in Angelegenheiten der Presse oder irgendeiner Art von Veröffentlichungen oder in öffentlichen Versammlungen Beschränkungen auferlegt werden."

Wie diese Bestimmungen gehandhabt werden, geht aus folgender Notiz einer deutschböhmischen Zeitung hervor (ähnliche Notizen füllen täglich die Zeitungen — die hier angeführte soll nur als Stichprobe gelten): „Für die „nationale Reinigung" der erzbischöflichen Güter in Olmütz. — Der tschechische Nationalrat von Olmütz sandte dieser Tage dem Erzbischof Stojan ein Memorandum, in welchem die nationale Reinigung der Beamtenschaft auf den kirchlichen Gütern gefordert wird. Jene Beamten, welche während des Krieges gegen die Tschechen vorgegangen seien, seien sofort zu entlassen!" — Diese kleine Notiz enthält viele Merkwürdigkeiten, unfaßbar für einen jeden, der weiß, was demokratische Freiheit ist. Hier wird auf administrativem Wege von einem untergeordneten Beamten das Entlassen von Privatbeamten anbefohlen!

Am 31. Mai wurde von den deutschen Abgeordneten Dr. Kafka, Dr. Kertha und Genossen eine Interpellation eingebracht, in der es unter anderem heißt:

„Auf Grund einer besonderen Verordnung der Regierung hat eine Gruppe von Aktiengesellschaften, deren Sitz in Wien ist, welche aber schon seit Jahrzehnten hier ihre Filialen haben, um die Zulassung zum weiteren Geschäftsbetriebe angesucht. Die Bewilligung wurde vorläufig bis zum 31. Dezember 1921 erteilt, die Verlängerung jedoch an die Erfüllung weiterer Bedingungen geknüpft, von denen wir die nachstehenden zwei anführen:

Der Verwaltungsrat muß sich verpflichten, seine hiesigen Angestellten ohne Unterschied, welche Stellung sie einnehmen, auf einen Wink des Finanzministeriums sofort zu entlassen und von der hierländischen Verwendung ganz auszuschließen, wenn sich dieselben durch Wort oder Tat einer Illoyalität gegen die Tschechoslowakische Republik oder deren Einrichtungen schuldig machen sollten.

Die Gesellschaften müssen den Nachweis erbringen, daß sämtliche Beamte und Angestellte von Filialen in tschechoslowakischen Städten der tschechischen Sprache vollkommen mächtig sind."

Die Interpellation wurde in einer längeren Auseinandersetzung begründet, doch scheint es unnötig, diese hier anzuführen.

Ein jeder kann selbst beurteilen, ob derartige Regierungsverordnungen in Einklang mit den Bestimmungen für Minoritätenschutz gebracht werden können, oder mit den in oben erwähntem „Memoire III" gemachten Versprechungen!

Die deutschen Sozialdemokraten interpellierten gesondert in derselben Angelegenheit. Sie protestierten aufs schärfste gegen diese Verordnung, die einen unerhörten Rechtsbruch darstelle. Was der Erfolg dieser Interpellationen sein wird, ist gegenwärtig, da dies geschrieben wird, noch nicht bekannt. Die Beantwortung der vielen von den Deutschen eingebrachten Interpellationen läßt im allgemeinen ungemein lange auf sich warten, und das Resultat ist meistens gleich Null.

Die Schulfrage und die damit zusammenhängende Sprachenfrage ist wohl die brennendste. Diese Fragen sind jedoch von einem solchen Umfange und von so verwickelter Natur, daß der einzelne sich ohne ein sehr detailliertes Studium kein vollständig zuverlässiges Urteil bilden kann. Hier hätte die von den Deutschen beim Völkerbund begehrte unparteiische Untersuchungskommission in Aktion zu treten. Auf Grund zuverlässiger Nachrichten muß ich als meine persönliche Überzeugung hervorheben, daß das deutsche Schulwesen auf die rücksichtsloseste Art und Weise unterdrückt wird, und daß die Sprachenfrage auf eine für die Minoritäten geradezu schicksalsschwere Weise behandelt wird. Ich behalte diese Auffassung, bis das Gegenteil in unparteiischer Weise festgestellt sein wird.

Die jetzt in Angriff genommene Konfiskation des Großgrundbesitzes ist ein sehr bedenkliches Wagnis, so wie sie jetzt betrieben wird. Die Ansichten über die Vorteile des „Großbetriebes" und des „Kleinbetriebes" können geteilt sein — es ist dies eine nationalökonomische Frage. Die Revision von großen Güterkomplexen kann eine wohlbedachte Tat sein — dies beweist schon unsere eigene Geschichte. Es ist dies somit eine innere Frage, die von den verantwortlichen Behörden eines jeden Landes gelöst werden muß. Wenn aber diese Sache aus nationalistischen und chauvinistischen Gründen und im Gegensatz zu den Bestimmungen des Friedensvertrages über Minoritätenschutz betrieben wird, so wird sie zu einer

internationalen Frage. Und auf Grund der wohlüberlegten Behauptung der Deutschen ist dies hier der Fall, und zwar deshalb, weil die Konfiskationen in erster Linie hauptsächlich Deutsche treffen, und zweitens weil durch die Konfiskationen in den geschlossenen deutschen Sprachgebieten tschechische Legionärenkolonien errichtet werden sollen. Dies bedeutet somit eine „Rekolonisation".

In dem französisch geschriebenen Regierungsblatt „Gazette de Prague" hat man versucht, die Konfiskation zu verteidigen, und dabei unter anderem hervorgehoben, daß vor 300 Jahren tschechische Grundbesitzer ohne Entschädigung ihrer Güter beraubt wurden. Hier wird unvorsichtig und vielleicht unabsichtlich der Kern der Sache bloßgelegt. Vom Rechtsstandpunkte ist diese Verteidigung natürlich vollständig unhaltbar. Diejenigen, die damals ihrer Güter beraubt wurden, hatte man als Hochverräter und Ketzer verurteilt — ob mit Recht oder Unrecht, hat jetzt mit der Sache nichts zu tun. Unvernünftig ist es jedenfalls, daß die jetzigen Besitzer, die nicht einmal denselben Geschlechtern angehören, denen die damals konfiszierten Güter zugeteilt wurden, sondern die sie gesetzlich gekauft haben, für die Verbrechen der Jesuiten vor 300 Jahren büßen sollen. Die unvorsichtige Äußerung des Regierungsblattes beweist aber, daß die jetzige Politik der tschechoslowakischen Republik nicht auf das objektive Recht gegründet ist, sondern auf Chauvinismus des tschechischen Volkes. Sie bestätigt, was ich in meinem vorjährigen Aufsatz betont habe, daß die tschechoslowakische Republik kein Rechtsstaat ist.

Ich habe Gelegenheit gehabt, auf einem zur Konfiskation bestimmten Gute die Verhältnisse zu studieren und durch Gespräche sowohl mit dem Besitzer als auch mit Angestellten verschiedener Kategorien genaue Nachrichten zu erhalten. Ich habe hier das Vorgehen „Konfiskation" genannt und nicht „Expropriation" darum, weil jenes Wort besser der Wahrheit entspricht. Wenn der Besitzer mit seinem Personal, wie in diesem Falle, von Reichtum oder Wohlhabenheit zum Ruin gebracht wird, so ist das Wort Konfiskation der richtige Name und Expropriation nur eine unrichtige Umschreibung.

Da die Entschädigung gemäß dem Vorkriegswerte berechnet wird, was ungefähr ein Zehntel des jetzigen Wertes bedeutet, so werden ohne weiteres 90 Prozent des wirklichen Vermögens konfisziert. Hierzu kommt noch, daß der Besitzer dieses Zehntel nicht in Bar bekommt, sondern in einer Staatsrente von 3 Prozent. Da der gewöhnliche Zins jetzt mindestens 6 bis 9 Prozent beträgt, so steigt der konfiszierte Wert auf 95 Prozent. Von den 5 Prozent, die möglicherweise den Besitzern in Form einer Staatsrente zufallen würden, werden noch mehrere Abgaben in Abzug gebracht, so daß die wirkliche Entschädigung bis auf Null gebracht werden kann.

Das Personal: Verwalter, Förster, Gärtner usw., die mit Liebe durch Generationen den von ihren Vätern gerodeten und bebauten Boden gepflegt haben, werden jetzt von ihrem unter einem guten Herrn erworbenen, bescheidenen Wohlstand zeigenden Heim verjagt und auf die Straße geworfen werden, um durch das „Siegervolk" ersetzt zu werden, dem hussitischen Prinzip zufolge.

Ich zitiere hier als historisches Dokument den Protest des deutschen parlamentarischen Verbandes bezüglich des Bodenreformgesetzes:

„Der Vorstand des Deutschen parlamentarischen Verbandes hat sich in seiner gestrigen Sitzung neuerlich mit der Frage der Bodenreform beschäftigt. Bezugnehmend auf die bekannten Beschlüsse der vor einigen Wochen in dieser Angelegenheit abgehaltenen Enquete erklärten die Vertreter aller Parteien einmütig, daß sie in dem durch das Bodenamt kürzlich veröffentlichten Enteignungsplan eine in den Äußerungen tschechischer Politiker und in der tschechischen Presse überdies offen zutage tretende Kampfansage an das deutsche Volk erblicken."

„Der Deutsche parlamentarische Verband befürwortet eine, unter voller Berücksichtigung des privaten Eigentumsrechtes auf wirtschaftlich und sozial einwandfreier Grundlage durchgeführte Bodenreform, er spricht aber der ungesetzlichen provisorischen Nationalversammlung und dem Bodenamte in seiner heutigen Gestalt und Leitung das Recht und die Fähigkeit entschieden ab, über derartig wichtige, in das Lebensinteresse des deutschen Volkes tief eingreifende Maßnahmen einseitig und allein zu entscheiden."

„Wenn deutscher Boden zersplittert und verteilt werden soll, so darf dies nur unter Leitung berufener Fachleute deutscher Nationalität geschehen, damit die volle Sicherheit gewährleistet sei, daß die deutsche Erde in ungeschmälerter Nährkraft dem deutschen Volke erhalten bleibe. In diesem Sinne begrüßt der Deutsche parlamentarische Verband auch die beabsichtigte Gründung einer deutschen Siedlungsgesellschaft."

„Wenn das deutsche Volk einerseits über die Verteilung des von ihm urbar gemachten und seit Jahrhunderten bebauten Bodens selbst entscheiden will, so lehnt es andererseits jede Verstaatlichung der im deutschen Gebiete gelegenen Forste als einen gegen die Grundlagen seiner Freiheit gerichteten Angriff auf das entschiedenste ab."

„Jeder etwa in dieser Beziehung unternommene Versuch müßte einem geharnischten Widerstand begegnen, der auch vor den schärfsten Mitteln nicht zurückschrecken wird."

„Die im Deutschen parlamentarischen Verbande vereinigten Parteien erblicken in der beabsichtigten Enteignung Hunderttausender von Hektaren deutschen Bodens nicht nur einen willkürlichen, von nationalem und sozialem Haß diktierten Eingriff in wohlbegründete Rechte und eine Gefährdung der Existenz deutscher Grundbesitzer, deutscher Beamten und deutscher Arbeiter, sondern auch eine neuerliche offensichtliche Verletzung der zugunsten der nationalen Minderheiten in diesem Staate durch den Minoritätenschutzvertrag übernommenen Verpflichtungen."

„Die Geduld des deutschen Volkes geht zu Ende: es wird, wenn es nottut, die Heimatscholle verteidigen."

Durch diese Konfiskation trifft man die bodenständige deutsche Bevölkerung, die dadurch ruiniert und vertrieben wird. Die übrige Bevölkerung wird in ihrer Existenz durch die Konfiskation der Kriegsanleihe u. a. bedroht. Diese Angelegenheit wird in der oben erwähnten tschechischen Verteidigungsschrift „Les plaintes des Allemands" erörtert, aber in einer sehr unvollständigen Weise. Für Einlösung der Kriegsanleihe ist nämlich die bedeutungsvolle Bedingung vorgeschrieben, daß ein jeder Besitzer, um seine Anleihe eingelöst zu bekommen, eine eben so große Summe auf eine neue tschechische Anleihe zeichnen muß. Da es sich hier um eine Gesamtsumme von 6 Milliarden handelt, so ist ohne weiteres einzusehen, daß diese

Bedingung einer Unmöglichkeit der Zeichnung gleichkommt, da es natürlich undenkbar ist, daß die Besitzer der Kriegsanleiheobligationen während der jetzigen Verhältnisse solche Summen aufbringen. Auch in diesem Fall handelt es sich um eine versteckte Konfiskation. Die alten Kriegsanleihen befinden sich vorwiegend in deutschen Händen.

* * *

Es ist nicht das erste Mal in der Geschichte Europas, daß die Unterdrückung nationaler Minderheiten versucht wurde — aber immer mit demselben negativen Resultat.

Die Tschechen zeigen ja in ihrer eigenen Geschichte das zunächstliegende Beispiel.

Das typische Beispiel ist Rußland, wo die Großrussen versucht haben, alle die unterworfenen Völker zu unterdrücken — Ukrainer, Polen, Finnen, Letten, Esten usf. Ich war selbst in Finnland zur Zeit Bobrikoffs, und in Erkenntnis der damaligen Verhältnisse hegte ich nicht viel Hoffnung für die Zukunft unserer für ihre Freiheit kämpfenden Nachbarn. Wie ist es aber jetzt nach 20 Jahren? Das mächtige russische Reich ist in das Chaos versunken, und das kleine finnische Volk ist frei, wie das polnische und die anderen.

England hat durch Jahrhunderte hindurch versucht, das irische Volk zu unterdrücken, und jetzt ist die irische Frage die Achillesferse des mächtigen Imperiums, das mit all seiner Macht nicht imstande ist, das kleine, für seine Freiheit kämpfende Volk zu besiegen. Und England hat noch viele andere unglückliche Erfahrungen in den verschiedenen Weltteilen gemacht — in Indien, Ägypten usw.

Die Deutschen unterdrückten die Dänen und die Polen. Ihre unglückliche Politik in Schleswig hat nicht nur das kleine verwandte Nachbarvolk zu ihrem erbittertsten Feinde gemacht, diese Politik hat auch dazu beigetragen, die Sympathie für Deutschland zu vermindern und zu seiner Schwächung während des Weltkrieges mitgeholfen.

Die Unterdrückung anderer Völker ist nicht auf die Dauer die Stärke eines Volkes.

Jetzt wollen die Tschechen dasselbe Experiment versuchen, das den genannten großen Völkern so kläglich mißlungen ist. Selbst kaum 7 Millionen, wollen sie 3½ Millionen Deutsche mit 70 Millionen Stammesgenossen im Rücken und eine Million Magyaren usw. unterdrücken und tschechisieren oder verdrängen. Und die Unterdrückung dieser großen Minderheit wird gegen die im Friedensvertrag festgelegten und vom Völkerbund garantierten Bestimmungen unter den Augen der Neutralen geschehen.

Die chauvinistische Politik der Tschechen ist eine Gefahr nicht nur für die neugebildete Republik, sondern auch für Europa. Sie ruft bei 40 Prozent der Bewohner einen bitteren Haß gegen den eigenen Staat hervor und gibt so Nahrung für den Nationalhaß, der am stärksten zur Balkanisierung Europas beiträgt. Nicht einmal die stammesverwandten Slowaken wollen sich mit dem tschechischen Regiment

abfinden, sondern fordern offen die ihnen versprochene Autonomie — oder Wiedervereinigung mit Ungarn. In dem von Ungarn abgetrennten Gebiet herrscht ein Schreckensregiment, und hier sowohl wie in den deutschen Teilen kann man ein zukünftiges Irland prophezeien. Das Ganze kann unter solchen Verhältnissen nur durch Bajonette zusammengehalten werden. Aber eine Armee, die zu großem Teil aus Feinden des Staates besteht, kann keine wichtige Stütze des Staates bilden, weder gegen innere, noch gegen äußere Feinde. Und Bajonette sind auf die Dauer ein schlechtes Mittel zur Beruhigung unterdrückter Völker.

Die ganze zivilisierte Welt hat ihre Sympathien für Finnen, Dänen, Polen usw. gezeigt, während ihrer Unterdrückung. Werden die Hilferufe der Deutschen in der Tschechoslowakischen Republik ungehört verhallen?

* * *

Lloyd George hat im Juni 1921 eine Rede gehalten, die durch die Weltpresse in folgender Weise verbreitet wird:

„Lloyd George sei voller Enttäuschung, wenn er sehe, daß trotz der Lehren des großen Krieges der Geist nationalen Hasses, der Habsucht und des schlimmsten nationalen Stolzes ebenso herrschten wie früher. Dies ist keineswegs auf die großen Länder beschränkt. Die verborgenen, vom Kriege ausgegrabenen Nationen seien sogar noch schlimmer. Einige dieser befreiten Nationen schienen dadurch, daß sie so lange angekettet waren, noch schlimmer geworden zu sein. Lloyd George erklärte, er könnte unter diesen Nationen keine Zeichen eines Bestrebens zugunsten einer Intervention des Völkerbundes in ihren Streitigkeiten oder irgendeine Achtung vor den Beschlüssen des Bundes sehen."

Deutsches aus Jugoslawien

Von

Karl Hermann

Auf der Bahn Aßling—Laibach. Die Zoll- und Paßscherereien sind mit dem für diese Zeremonien nun einmal unentbehrlichen Aufwand an Zeit, Umständlichkeit und bureaukratischer Würde erledigt. Die kleine Reisegesellschaft wird aufgeräumter und gesprächiger. Ein bayerischer Ingenieur, eine deutsche Dame aus Laibach, ein Altserbe, Doktor juris, sehr gebildet, guter Kenner Deutschlands. Der Münchner erzählt von Szenen krassesten Militarismus, denen er in S. H. S. begegnet sei. Der Altserbe lebhaft: das seien sicher keine Serben gewesen, diese brutalen Offiziere, sondern frühere Österreicher; die hätte man alle hinauswerfen sollen aus dem Staatsdienst, sie verderben den Geist in Serbien vermöge ihrer alten

k. und k. Untugenden. Ich frage, ob man denn dann genug Leute in Serbien hätte? Er gibt die Schwierigkeit zu. Die Dame aus Laibach spricht von dem unerträglichen Chauvinismus der Slowenen, dem sie die Toleranz der Serben gegenüberstellt. Der Serbe hört aufmerksam zu. Der naive Reichsdeutsche stellt Betrachtungen an über die Konflikte, die sich daraus ergeben müßten, daß man als Deutscher einem fremden Staatsgebilde angehöre. Die Dame versteht diese Reflexionen nicht ganz und erklärt einfach: „Ich bleibe doch Deutsche." Der Serbe versteht sie auch nicht, von der anderen Seite her: „Natürlich, das hat doch mit der Staatsangehörigkeit nichts zu tun." Der naive Bayer boshaft: „Wo bleibt nachher das Selbstbestimmungsrecht der Völker?" — Der Serbe lenkt die Aufmerksamkeit auf die Krainer Landschaft, die vorüberfliegt. Immerhin taktvoll, im Vergleich zu dem, was ein Tscheche in ähnlicher Lage gesagt hätte.

Überall, im kleinsten Eisenbahngespräch: „Mitteleuropa." Altösterreich desto mehr noch lebendig, je weiter man nach Südosten kommt, die neuen Staaten innerlich unselbständig, überall der Drang nach dem „Entösterreichern", der sich einstweilen in dem „Kampf" gegen ohnmächtige Grenzdeutsche äußert.

Nach einer Fahrt durch die krainische Parklandschaft, grüne Weidenflächen mit wundervollen einzelnen Bäumen, überragt von kahlen Bergen, jetzt noch Schneegipfeln, öffnet sich die Ebene, wir sind in Laibach. Auch hier wieder: Altösterreich bedrängt vom vorrückenden Balkan. Ein Gang durch die Stadt in der südlich warmen Mondnacht, durch die stillen Gassen zum Schloßberg hinauf zeigt nur alte Schönheit, breite Überlieferung, vergangene Kultur. Von dem Schloßberg, dessen Burg an so viele andere Stätten habsburgischer Herrschaft erinnert, an Krakau, Prag, Brünn, Graz, Peterwardein, ein weiter Blick durch die südlich helle Nacht bis an die Sanntaler Alpen und ihre zackigen Schneegipfel. Berauschend duftet die sommerliche Frühlingspracht an den Hängen des Berges, südlich-melodisch klingt das späte Plaudern der kleinen Gassen herauf; friedlich und behäbig sitzen die Leute vor den Türen und grüßen den Vorübergehenden. Das ist das alte halbländliche Laibach, noch umwittert von den guten Geistern jenes Friedens, den das alte Österreich vor 48 seinen loyalen und treuen Völkern gewährte. Diesen guten südöstlichen Völkern, die damals anfingen, sich von deutschen Gelehrten und Gönnern, wie Anastasius Grün und den Auerspergs die Grundlagen einer Literatur und einer Schriftsprache schaffen zu lassen. Drunten liegt in weitem Lichterglanz das inzwischen weit gewachsene, mit häßlichen Bauten aus dem Zeitalter Franz Josefs I. prunkende Laibach, und auch der Platz ist zu erkennen, in dessen Nähe das schändlich verwüstete Anastasius-Grün-Denkmal, nunmehr ein Denkmal der neuesten Zeit, zu sehen ist. Das neue Laibach.

Wie ein unwirklicher Traum mutet das bezaubernd schöne Bild der vergangenen Nacht bei einem Gang am nächsten Morgen durch die nüchterne, nicht besonders wohlriechende, nicht besonders saubere, mäßig belebte und eines eigentlichen Mittelpunktes entbehrende Stadt an. Was in den wenigen Geschäftsstraßen am meisten auffällt: eine unglaubliche Menge von Banken, meist neuesten Ursprungs. Man

könnte glauben, in einer Stadt von Kriegs- und Revolutionsgewinnlern zu sein. Die älteren Gebäude sprechen freilich eine andere Sprache. Da ist das Kasino, erbaut von der deutschen Gesellschaft Laibachs, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die Philharmonie, Sitz und Eigentum der zweitältesten Musikgesellschaft Europas: beide Gebäude in einem jedem Rechtsbegriff hohnsprechenden Verfahren den Besitzern geraubt und zu slowenischem Eigentum gemacht. Über die deutsche Kulturarbeit in Laibach könnte man Bände füllen, seine besten Gebäude, Wohlfahrtseinrichtungen, Kulturstätten verdankt es den Deutschen des Landes. Heute sind die drei- oder viertausend Deutsche, die sich in Laibach als solche bekennen, aller Schulen und Vereine beraubt, und eine harmlose gesellige Zusammenkunft ist mit leiblichen Gefahren verbunden. Die slowenischen „Demokraten", die Partei der Laibacher Hausbesitzer, Advokaten und sonstigen, den Kramarschleuten verwandten echt „demokratischen" Leute hat die Bevölkerung gut erzogen.

Freilich haben auch die Deutschen nicht versäumt, jenes gut deutsche Teil eigene Schuld zu ihrem eigenen Unglück beizutragen, das überall in der deutschen Geschichte eine so trübe Rolle spielt. Von den übriggebliebenen wird viel berichtet über deutschen Kastengeist, deutsche Uneinigkeit, Mangel an Verständnis für die herannahende gemeinsame Not, Mangel an jenem Grenzlandgeist, der den Südostdeutschen überhaupt vorzuwerfen ist. Aber alle Vorwürfe gegen die eigenen Volksgenossen verschwinden vor dem ungeheuren Unrecht, das von der Gegenseite verübt wird.

* * *

In einem Gasthaus in Laibach sitze ich einem dunkelhaarigen Herrn gegenüber, den ich für einen Einheimischen halte. Er sucht lange auf der Speisekarte herum und fragt mich schließlich höflich in gut verständlichem Deutsch nach der Bedeutung einiger slowenischer Worte. Ich habe sie zufällig eben vom Kellner erkundet und gebe Auskunft, spreche aber meine Verwunderung aus. Er erklärt mir, er sei Serbe und könne sich nicht ausreichend verständigen. Wir kommen übrigens bald in ein ziemlich fließendes und anregendes Gespräch.

Es ist geradezu überraschend, wieviel deutsch in Südslawien gesprochen wird. Nicht nur in den Hotels, nicht nur von den Reisenden, auch auf der Straße und in Geschäften. Aller slowenische Chauvinismus hilft nichts dagegen. Er vermag mit aller Anstrengung nicht einmal jene scharfe Scheidung zu schaffen, die etwa in Prag herrscht. In der Bahn nach Steinbrück sitzt ein älteres Ehepaar, das bald slowenisch, bald deutsch spricht. Von einem mitfahrenden deutschen Studenten, der in Graz und natürlich nicht an der sehr improvisierten Universität in Laibach studiert, erfahre ich, daß jenes ältere Paar slowenisch ist. Und ich denke an den prachtvollen Gutsbesitzer jenseits der Karawanken, der, slowenischen Geblüts, sein gastliches Haus zu einer Pflegstätte deutscher Kultur gemacht hat. Hier wird der „Sprachenkampf" in der Tat noch um den Einzelnen ausgetragen, man merkt ihm an, daß er einige Jahrzehnte jünger ist als in Böhmen. Man fühlt noch viel mehr als gegenüber den Tschechen, daß es sich hier um steckengebliebene, mit aller Anstrengung verhinderte

Germanisation handelt, um ein unvermitteltes, angstvolles und erst subalternes, dann brutales Sichwehren gegen die alte kulturelle und wirtschaftliche Übermacht des größeren Volkes im Norden — und um ein kulturelles inneres Versagen eben dieses friedlich erobernden Volkes mitten in einem entscheidenden Stadium. Alles Alte zeigt die himmelhohe Überlegenheit des Deutschen, alles Neuere, aus der Zeit Franz Josefs (und Wilhelms II.) läßt eine ungeheure kulturelle Leere fühlen, in die sich, ebenfalls kulturlos, aber lebenshungrig, zivilisationsgierig, die frische Kraft dieser südslawischen Bauernsöhne, dieser Advokaten, Geistlichen und österreichischen Geschäftspolitiker stürzte. Wäre nicht die Zeit von 1860 bis 1900 ein Zeitalter deutscher innerer Ermattung gewesen, so wäre nicht dieser so mühelose, innerlich so wenig fest gegründete, so schnelle und in vieler Hinsicht so unsolide slawische Aufschwung möglich gewesen. Das fühlt man hier im Osten besonders deutlich: neben der brutal naiven Lebenskraft der neuen Völker die ermattende Kultur der bisherigen Herrscher. Und nicht daß diese neuen Völker an sich hoch kommen, war natürlich irgendwie schlimm, sondern *wie* sie hoch kommen: ohne Führung, Beschränkung, Erziehung, Überleitung, parvenühaft.

Ungeheure, nie wieder gut zu machende Fehler der deutschen Leistung zwischen 1860 und 1900: daß die deutsche Kraft sich Weltexperimenten zuwandte, statt im Südosten festzuhalten und zu führen. Tiefste Ursache des Zusammenbruchs: hier im Südosten wird sie klar. Mangel an Erkenntnis der wesentlichen deutschen Aufgaben, Mangel an Sammlung der deutschen Kräfte auf das Wesentliche.

Das Leitmotiv einer Reise im Südosten. Es kehrt immer wieder.

* * *

Man fährt an ehemals deutschen Städten vorüber; durch das sehr schöne, bald südlich üppige, bald alpenländisch wilde Tal, in das märchenhaft zerrissene Gipfel hereinschauen. Überall Spuren deutscher Leistung, jetzt sorgfältig getilgt unter slowenischen Namen.

Hier ist überall altes deutsches Bürgertum zu Hause, heute ganz überwuchert und zu Boden gedrückt von der slowenischen Masse. Ein zwiespältiger Zustand. Noch sind Deutsche trotz aller staatlichen Drangsale Herren ihres alten, schier unerschütterlichen Besitzes geblieben, den sie und ihre Vorfahren in zuchtvoller bester deutscher Arbeit aufgebaut haben. Noch werden die Söhne eines Mannes, der der Wohltäter und Vater der Stadt war, von einzelnen Bürgern ehrerbietig und in deutscher Sprache gegrüßt — aber hinter der im Grunde feindseligen Masse steht und droht heute der Staat, und selbst den grüßenden Einzelnen ist nicht zu trauen.

Ein Weinbergbesitzer singt mit Freunden deutsche Lieder zur Laute, slowenische Nachbarn stehn und hören zu, wenige Stunden später geht das Winzerhaus in Flammen auf. Ein alter Slawe singt in später Weinlaune wohl ein deutschälplerisches Gstanzl, und die Zechgenossen hören selig zu. Aber Sokoln hören es auch, dringen ein und hauen den volksverräterischen Sänger zum Krüppel. Der slowenische Bauer in nichtverhetzten Gegenden ist freundlich, gastfrei, einfach, natürlich,

nicht sehr fleißig, aber bieder und lebensfroh, durchaus sympathisch. Von ihm führt kaum eine Brücke für unser Verständnis zum „Führer" und Chauvinisten in der Stadt. Nirgend scheint das Problem: Volkstum und Führer unter dem Einfluß der modernen Zivilisation schärfer zugespitzt als bei diesen jungen Völkern. Nirgend scheint der einfache naive Bauer, der noch Kultur hat, mehr vom schlechthin nur Zivilisierten, der sich der Gebildete nennt, hemmungsloser ausgebeutet als hier; begreiflicherweise, da Zivilisation, Stadt, Technik zu schnell und spät kamen, noch schneller und später als beim Deutschen, noch weniger vorbereitet durch wahre Demokratie und Selbständigkeit. Und von da aus wird auch der Chauvinismus gerade der slawischen Bourgeoisie so verständlich: der Deutsche wird gebraucht, um die gefährliche Aufmerksamkeit, um die noch gefährlicheren Leidenschaften des Volkes auf sich abzulenken. Das war namentlich solange leicht, als er vorzugsweise der Besitzer war. Der Umsturz und die Revolutionsgewinne haben das Bild verändert: nirgends gibt's wildere und gehässigere Kämpfe als bei diesen jungen Völkern. Ihre Blätter sind mit Beschimpfungen gefüllt, und ihre zügellose „Demokratie" ist gleichbedeutend mit einer beispiellosen Parteikorruption.

* * *

Diese alten Städte an der deutschen Südgrenze. Wohlgepflegte Gemeinden ehemals, Kolonien, von denen Kultur in das Land ausstrahlte. In einer an Süße und reifen Üppigkeit unvergleichlichen Landschaft gelegen, von der Burg überragt, die einst dem adligen Landesherrn und Gründer Wohnstätte und Feste war, von Weinbergen umkränzt, an der Schwelle zu fruchtbarsten Gefilden von südlicher Sonnenschönheit und Fruchtbarkeit: so stellen sie mit ihren alten Gassen, Kirchen, Plätzen ein besonders eindrucksvolles Stück deutscher Kultur in einer etwas fremden Umgebung dar. Aber kein deutsches Wort darf irgendwo geschrieben stehn, sogar in den Privathäusern fahndet man nach deutschen Inschriften. Mehr als zwei deutsche Kinder dürfen nicht unterrichtet werden: das ist eine verbotene Schule. Kein Verein darf zusammenkommen, kein geselliger Kreis sich bilden ohne Gefahr schlimmer Konflikte; alteingesessene Bürger werden aus ihrer Wohnung hinausgeworfen, weil sie irgendeinem rachsüchtigen Funktionär mißfallen. Grenzenlose Willkür herrscht, eine Tyrannei, die nicht dadurch erträglicher wird, daß sie sich in kleinsten und kleinlichsten Dingen austobt. Die Städte, das ganze Land leidet unsäglich darunter, sie verwahrlosen und verkommen. Was aus Marburg in zwei Jahren geworden ist, wird von allen bitter beklagt, die dieses freundliche Städtchen früher kannten. In einer dieser Städte sah ich ein geradezu erschütterndes Beispiel dafür, wie sehr die neuen Herren nur zerstören, nicht einmal erhalten, geschweige denn weiterbauen. Ein Museumsverein hatte in jahrzehntelanger uneigennütziger Arbeit eine sehr beachtenswerte Sammlung römischer Altertümer, aus dem heimischen alten Kulturboden stammend, zusammengebracht. Sie wurde dem Verein abgenommen und einem slowenischen Gymnasialprofessor anvertraut. Folge: Der Hof, in dem die Sammlung untergebracht ist, ist mit Schutt und alten Ziegeln überstreut, die Statuen dem

Regen ausgesetzt, die mit Mühe auf Kosten angesehener Bürger ausgehobenen Mosaikböden zerfallen, und mit den Marmeln spielen Kinder. Ein anwiderndes Bild wüstester Verrottung. Dazu mußte der alte, gewiß harmlose Musealverein beraubt werden!

Aber deutsche Vereine sind ein besonders beliebter Gegenstand slowenischen Tatendrangs. Bei den Turnvereinen, den Sektionen des Alpenvereins, den Ortsgruppen der Südmark und den Schulvereinen hatte man wenigstens die Ausrede, daß sie mit ausländischen Zentralen in Verbindung standen. Aber auch rein inländische Vereine, das Laibacher Schulkuratorium, reine Geselligkeitsvereine in Laibach, Cilli, Marburg, Pettau und dem reindeutschen Gottschee wurden gleich behandelt. Die Geschichte der 1702 gegründeten Philharmonischen Gesellschaft in Laibach verdient doch noch etwas ausführlicher erzählt zu werden. Sie wurde ohne jeden Grund unter Staatsaufsicht gestellt, ihre angesehene Musikschule gesperrt und das wertvolle Inventar der Glasbena matica, dem Slowenisierungsverein, „zur Verfügung gestellt". Im November 1919 berief der staatliche „Aufseher" (Lajovic heißt der Tüchtige) eine „ordentliche" Hauptversammlung ein, zu der 200 satzungswidrig als Mitglieder aufgenommene Slowenen kamen. Diese „wählten" in Abwesenheit der wirklichen Mitglieder einen neuen Ausschuß mit Herrn Lajovic an der Spitze, der nun rechtmäßiger Eigentümer wurde. Die Landesregierung von Slowenien billigte diesen ebenso einfachen wie unverhüllten Kollektivdiebstahl. Das den deutschen Vereinen in Slowenien in solcher Form „entzogene" Vermögen wird auf 40 Millionen jugoslawischer Kronen geschätzt, drei Laibacher Vereine, darunter die Philharmonische Gesellschaft allein auf 6 Mill. Kronen. Im ganzen wurden weit über 200 deutsche Vereine in Slowenien unterdrückt!

Unerhört ist das Schulelend unter den Deutschen Sloweniens. Sieben deutsche Mittelschulen, fünf Gymnasien und zwei Realschulen wurden aufgehoben.

Das Realgymnasium mit deutscher Unterrichtssprache in Laibach ist für die Schulen von außerhalb wertlos, weil man in der slowenischen Hauptstadt keine Wohnung bekommt. Nur in den rein deutschen Siedlungsgebieten hat man Minderheitsschulen belassen. Aber in diese dürfen nur Kinder, deren Abstammung von der Schulbehörde überprüft ist. Ist unter den Voreltern ein Familienglied mit einem slawischen Namen zu entdecken, so wird das Kind, wenn es auch kein Wort slowenisch kann, in die slowenische Schule gesteckt. In der deutschen Schule unterrichten natürlich zumeist slowenische Lehrer, die schlecht deutsch können. Studentenheime in Marburg, Pettau und Gottschee wurden gesperrt, ihr Vermögen weggenommen. In dem rein deutschen Gottschee wurde das auf eine Million Kronen bewertete Vermögen des Vereins „Deutsches Studentenheim" einem slowenischen Mädchenerziehungsheim „übergeben".

Genau so schutzlos ist das deutsche Privateigentum in manchen Teilen Sloweniens. Mißliebigen Unternehmungen wurde ein Staatsaufseher bestellt, meist ein Konkurrent, der schrankenlosen Einblick hat in die Bücher, Post, Verträge und meist rücksichtslos das Ziel verfolgte, die deutschen inländischen Fabrikanten zu

verdrängen. Ebenso dient die Wohnungsnot dazu, in der rücksichtslosesten Weise Deutsche zu vertreiben, zum Teil aus ihren eigenen Häusern — besonders krasse Fälle werden aus Marburg berichtet.

Dort gab's übrigens 1910: 22 653 Deutsche, 3828 Slowenen. Jetzt: 20 929 Slowenen, 6511 Deutsche. In Cilli, Pettau, selbst im rein deutschen Gottschee dasselbe: daher der Name „Volkszählung".

Den Deutschen stehen in Südslawien einstweilen keinerlei politische Rechte zu. Die Gemeindevertretungen wurden überall, so im Marburger Bezirk allein 47, aufgelöst und durch slowenische „Gerenten" ersetzt. In Marburg, Pettau, Cilli, Gottschee haben die deutschen (sehr erheblichen) Steuerzahler keinerlei Vertretung. In die Konstituante durften sie bekanntlich gleichfalls nicht wählen; über 700 000 südslawische Staatsbürger, die wirtschaftlich zu den Hauptstützen des Staates gehören. Ein Zustand ohne Beispiel in der heutigen, von dem Sieg der westlichen Demokratie gesegneten Welt!

Und das alles unter der „Wirksamkeit" eines Vertrages zwischen Südslawien und den Alliierten, in dem den Minderheiten ein gewisser Schutz gesichert ist! Und der unter der Garantie des Völkerbundes steht! Man darf trotz der ermüdenden Häufung all der Ungeheuerlichkeiten in „Mitteleuropa" nicht müde werden, immer wieder auf all die Belege schamlosester Heuchelei der westlichen „Demokratie" hinzuweisen. Wilsons Segen auch über den fernsten, abgesprengtesten Deutschen. Man muß das immer und immer wieder spüren, nicht müde werden, es zu spüren. Man weiß noch viel zu wenig, was das deutsche Volk als Ganzes erduldet!

* * *

Nach langer Nachtfahrt in einem Schnellzug, der seinen Namen wohl nur von dem für ihn bezahlten Preise hat, halten wir mitten im Donauflachland. Auf den Feldern arbeiten kroatische Bauern und Bäuerinnen in bunter Tracht. Die Fahrgäste sind schon balkanisch gemischt. Bosniaken, serbische Einkäufer, Juden, kroatische Damen, Schmutz und westliche Eleganz durcheinander.

In Indija empfängt uns im Hotel außer einem Bakschisch-Virtuosen von balkanischem Hausdiener ein schwäbisches Mütterchen, munter, rot und sauber wie ein Apfel, bieder wie irgendwo im Ländle um Heilbronn herum.

Wir sind in dem südöstlichen Schwabenland, diesem klassischen Gebiet deutscher Kolonisationsleistung aus der jüngsten Zeit. Ein unendlich lehrreiches Stück deutschen Lebens erschließt sich uns, in manchen Zügen eine Verwirklichung binnendeutscher Wünsche, in anderen eine Warnung vor nur zu bekannten Gefahren, die dem Gesamtdeutschtum den Weg verlegen.

Die Kolonien in Slawonien sind jünger als die im Banat und aus ihnen hervorgegangen. Es bestehen für den näheren Kenner sicherlich auch starke Unterschiede zwischen den verschiedenen Gebieten. Das Gesamtbild ist trotzdem einheitlich. Die Arbeit für eine einheitliche Führung des Schwabentums in S. H. S. ist daher nicht aussichtslos.

Man kennt das äußere Bild dieser Dörfer; wenn nicht aus eigener Anschauung, so aus Abbildungen oder aus Müller-Guttenbrunns schönen Romanen. Breite Straßen, meist rechts und links sauber mit Gehsteigen gesäumt, mit Baumreihen geschmückt, mit vielen Wagengleisen in der Mitte. Im Banat sind diese Straßen wie ein Gitter mit regelmäßigen Abständen angeordnet, in Slawonien als ein großes Kreuz. Am Rande des Dorfes oder auch im Innern breitet sich verschwenderisch eine Art Markt- und Viehplatz aus, kahlgestampft von den Herden. Den Kolonisten fehlt es meist an Weideboden, daran die Serben oft Überfluß haben. Das Vieh wird nur auf diesen Platz getrieben.

Die Häuser sind fast gleichförmig. Die ältesten zeigen noch an dem der Straße zugekehrten Seitengiebel den Stempel der karg und streng schmückenden josefinischen Zeit (deren nüchterne, kühle Form auch die älteste Kolonistenkirche in Slawonien aufweist). Gegen den Hof zu, nach innen ist dem Haus meist eine Halle mit schlichten viereckigen Säulen vorgebaut, kühl und behaglich. An die Wohnräume schließen sich nach rückwärts die Ställe und Scheunen, abgetrennt vom Haus, an der anderen Seite des Hofes raucht meist eine kleine Sommerküche. Berühmt ist die peinliche Sauberkeit und Ordnung, die in diesen Höfen herrscht. Die Häuser werden in jedem Jahr angestrichen und prangen in bunten kräftigen Farben. Leider ist in der Einrichtung oft schon das schöne, alte, selbstgefertigte, blaugestrichene und blumenverzierte Bauerngerät, unter dem der typische Brautschrank für die Aussteuer nie fehlte, durch neue nichtige Ware verdrängt. Im übrigen siehts in den Stuben wie in deutschen Bauernhäusern aus. Die Federbetten reichen bis nah an die Decke, Bilder von Verwandten schmücken die Wände, in katholischen Dörfern fehlt die Heiligenecke nicht. Überall spürt man Wohlhabenheit, vielfach sogar großen Reichtum, der aber nirgends zu standeswidrigem Luxus führt. Elektrisches Licht ist nicht selten. Wenn einer ein Klavier aus Überfluß an Geld anschafft, wird der „Tuppkaschte" von den Nachbarn schon nicht ohne Ironie gesehen.

Das Leben dieser Bauern gehört in erster Linie der Arbeit. Ein ungeheurer Fleiß und, als dessen Sporn, ein gewaltiger Bodenhunger, sind die wichtigsten Züge in ihrem Bilde. Dabei ist die Bewirtschaftung der oft drei, vier Stunden weit abliegenden und zerstreuten Felder umständlich und zeitraubend. Aber der Schwabe kauft Land von Serben und Kroaten, wo er es bekommt. Das Wichtigste ist ihm: so viel zusammenzubekommen, daß er jedes seiner möglichst zahlreichen Kinder (zwölf bis achtzehn ist keine seltene Zahl) mit Land ausstatten kann. Oft hat er mit zehn Joch angefangen und gibt nach einem langen Leben achtzig, hundert Joch an seine Kinder ab. Langsam, zäh, ohne Rederei und unbewußt wird hier eine nationale Kulturarbeit geleistet, der nicht viele mit Schwung verkündete Vereins- und politische „Taten" im Binnendeutschtum sich vergleichen können. Und diese Arbeit geht weiter trotz aller staatlichen Hemmungen. Die „Agrarreform" des südslawischen Staates nimmt den Bauern, was über 100 Joch ist, dem Großgrundbesitzer, was über 600 Joch ist. Das so „gewonnene" Land bekommen die „Dobrovolci", die serbischen Legionäre. Sie verpachten es den Bauern wieder. Der

sät und bearbeitet das Feld — wenn die Ernte reif ist, beschlagnahmt sie der Staat. Hilft alles nichts. Die wirtschaftliche Tüchtigkeit, die zähe Kraft der deutschen Kolonistenbevölkerung setzt sich überall durch. Die Kolonisation geht weiter. Man muß neben einer deutschen eine serbische Siedlung gesehen haben — um den ungeheuren Unterschied zwischen der deutschen Leistung und der ihrer Umgebung zu erkennen. An wenigen Stellen des Auslanddeutschtums, vom Osten abgesehen, dürfte Würde und Wert deutscher Kultur so stark hervortreten wie hier.

Freilich, einer so geschlossenen, innerlichen und gesunden Kultur, wie sie im Binnendeutschtum längst in dieser Unabhängigkeit, so unabgelenkt, nicht mehr häufig sein dürfte. Daß diese Bauern beinahe 200 Jahre in einer ihnen meist fremden, unterlegenen gleichgültigen Umwelt gelebt haben, ganz auf sich gestellt, erfolgreich und wirtschaftlich unabhängig, politisch zwar eingeengt, aber nie in ihren Lebensgrundlagen, von ihrem bäuerlichen Boden aus bedrängt, hat sie vor der zivilisatorischen Zerstörung alter Kulturwerte bewahrt, die in der Heimat sich nicht oder kaum halten konnten. Zunächst bindet und hält alle diese Menschen eine strenge und echte Religiosität, der zum Teil nicht einmal die Kirche genügt, wenigstens was die Evangelischen anlangt, welche vielmehr noch neben der Kirche in der sogenannten Gemeinschaftsbewegung Ausdruck und Befriedigung sucht. Die besten und tüchtigsten Männer dieser Gemeinden sind mit dem religiösen Leben enger verknüpft, und wahrhaft patriarchalische Gestalten finden sich überall, die in ihrer milden Altersweisheit noch immer die Jüngeren mitleiten, lebendig und frisch, aus der Geschlossenheit eines reichen Lebens heraus, und daher anders als die aus unserem binnendeutschen Leben nur zu bekannten Würdegreise, deren zahlreiche Ehrenpräsidien auf einer konventionellen Lüge beruhen. Neben der religiösen Kultur und in engster Verbindung mit ihr hat sich im ganzen noch ein gewisser sicherer und ausgeglichener Stil der Lebensführung und Umgangsformen erhalten, der im Binnendeutschtum, wo er etwa noch unter Bauern lebendig ist, doch meist gestört ist durch den leichten Verkehr mit den Städten. Die Städte, in die der Schwabe kommt, bedeuten ihm nichts und haben keinen Einfluß auf ihn. Man muß gesehen haben, mit welcher selbstverständlichen Überlegenheit diese Bauern durch Belgrad gehen, den Sitz der Behörden, die ihnen so viel schaden oder nützen können — um zu begreifen, daß diese städtische Zivilisation sie nicht ablenken kann. Es ist etwas wie Adel und Zucht in ihnen, reiner ausgeprägt als dort, wo die Städte die bäuerliche Abgeschlossenheit stören. Ihre Frauen und Mädchen sind derb, aber oft von einer inneren Anmut und Frische der Gebärde, die eben nur aus einer starken einheitlichen Sitte, aus geschlechterlanger Erziehung erwächst. Übrigens hält man sich von Blutmischungen streng fern, Heiraten mit den Slawen geschehen bei den Bauern so gut wie nie; man heiratet kaum aus dem Dorf weg, am liebsten in der Verwandtschaft, wohl meist aus wirtschaftlichen Gründen. Ehen zwischen Geschwisterkindern sind nicht selten. Die Einheitlichkeit auch im Äußeren und rein Körperlichen ist deshalb groß: die Männer breit mit runden Gesichtern, die Frauen blond, breithüftig und starkknochig. Der Gesundheitszustand ist bei den

Deutschen unverhältnismäßig besser als bei den Serben. In einer gemischten Gemeinde, die 2400 Seelen zählt, davon 600 Deutsche, kamen auf 46 Todesfälle 2 Deutsche, 6 Slowaken, 38 Serben. Genaue Kenner wollen allerdings Schädigungen beobachten infolge der Verwandtenehen und des leider auch schon den Kindern gewährten reichlichen Weingenusses. Im ganzen aber hat man es durchaus mit stattlichen, von Gesundheit strotzenden Menschen zu tun, die meist ein hohes Alter erreichen. Dem großen Kinderreichtum steht eine ziemlich hohe Kindersterblichkeit entgegen. An guten Ärzten besteht großer Mangel, namentlich fehlt es an deutschen Ärzten, die das Vertrauen der Bauern in hohem Maße und eine sehr gute Praxis haben könnten. Die meist vorhandenen kroatischen und serbischen Gemeindeärzte sind vielfach unzulänglich. Die wirtschaftliche Lage ist durchweg ausgezeichnet. Die Lebensmittelpreise sind in Jugoslawien hoch, vielfach auch die Arbeitslöhne. Das Einkommen eines Schweinehüters wurde mir, wenn man die Naturallieferungen in Geld bewertet, in der Höhe von 100 000 bis 150 000 Kronen vorgerechnet. Der Bauer arbeitet meist mit wenig Gesinde, oft allein mit seinen Angehörigen. Der gute Boden, die südliche Sonne machen seine Arbeit überall einträglich. Ein Dorf von etwa 5000 Einwohnern führt jährlich ungefähr 400 Waggon Weizen aus. Dabei verbraucht man im allgemeinen sehr viel für die Wirtschaft. Man ißt und trinkt nach reichsdeutschen, namentlich großstädtischen Begriffen fabelhaft gut. Wein baut jeder für den eigenen Gebrauch, Obst, Gemüse, Kartoffeln kaum jemals darüber hinaus. Hauptsächlich wird Weizen und Mais verkauft an (oft jüdische) Aufkäufer und Zwischenhändler, die ungeheure Verdienste einstecken. Es gibt kleinere Geldinstitute in fast jedem größeren Ort, kleine Aktiengesellschaften und Gemeindekassen. Aber sie arbeiten ohne Zusammenhang, wenige von ihnen reichen über den engsten örtlichen Bereich hinaus und haben für ihre Einlagen bankmäßige Verwertung. Das Genossenschaftswesen ist sehr ungleichmäßig entwickelt, einen ausreichenden Überblick jetzt darüber zu erlangen, ist schon deshalb sehr schwer, weil kaum jemand alle Kolonien in Jugoslawien überblickt. Die verschiedenen Gebiete gehörten ja bis zum Zusammenbruch verschiedenen Staaten an, hatten verschiedene Mittelpunkte und verschiedenes Recht, und auch heute noch leben die Deutschen Jugoslawiens in fünf verschiedenen Rechtsgebieten: in Slowenien, in Slawonien, in der ehemals ungarischen Wojwodina, in Bosnien und in Altserbien. Die Art des schwäbischen Kolonisten ist, wie manche, namentliche ältere Führer behaupten, nicht dem genossenschaftlichen Arbeiten zugeneigt, sondern ganz aufs individualistische Wirtschaften eingestellt. Es handelt sich aber doch wohl nur um eine Frage der Erziehung und der Organisation: dort, wo Genossenschaften bestehen und gut geführt werden, gedeihen sie. Man muß auch bedenken, daß der beste Erzieher zum genossenschaftlichen Handeln, die Not, nie stark in jenen Gegenden gewirkt hat. Auch der Antrieb zur Verbesserung der alten Methoden war deshalb nicht allzu stark. Landwirtschaftliche Vereine haben dennoch überall für einen gesunden Fortschritt gesorgt, die Aufnahmefähigkeit für durchgreifende Organisationsarbeit ist groß. Das Gebiet wäre auch in dieser Hinsicht lohnendes Neuland.

Neuland ist das Gebiet auch, was die nationale Erziehung angeht. Ein Boden ganz besonderer Art. Hier drängen sich jene Schatten im Gesamtbild heran, die an allgemeine deutsche Fehler erinnern.

Zunächst muß freilich wieder einmal festgestellt werden: das Mutterland hat in all den 150 Jahren so gut wie nichts für die Kolonisten getan, um die geistige Verbindung mit ihnen aufrechtzuerhalten, ihnen Lehrer, Bücher, Zeitungen, geistige Führung zu schaffen. Sie waren jahrzehntelang buchstäblich vergessen, ein gelegentlicher Gegenstand liebhaberischer Beschäftigung für Privatgelehrte und Sonderkenner. Aber der Durchschnittsdeutsche wußte kaum von ihrem Dasein, geschweige von ihren Bedürfnissen.

So ist es denn nicht ganz unverständlich, wenn diese einfachen, in ihrem Lebenskreise eingeschlossenen Menschen nicht mehr wußten, daß sie eine Mundart einer Kultursprache von höchstem Rang sprachen; wenn sie vielmehr die Anschauung aufkommen ließen, soweit sie im Bereich des madjarischen Einflusses lebten, die Herrensprache sei madjarisch, jedenfalls nicht deutsch. Und als das schlaue Andrassysche Sprachengesetz ihnen die Wahl ließ, ihre Schulen selbst zu bezahlen oder unentgeltlichen madjarischen Schulen Eingang zu gewähren, da lag für die meisten kein Konflikt und keine besondere Schwierigkeit vor. Deutsch lernte und sprach der Junge zu Hause, wollte er etwas anderes werden als Bauer (was eine keineswegs hochgeachtete Ausnahme war), so mußte er ohnehin madjarisch lernen. Und so entstand jene sehr merkwürdige Art von Deutschen, die sich als Deutsche der Sprache nach noch immer fühlten, zum mindesten als Freunde der deutschen Kultur, die aber heute noch bereit sind, Leben und Existenz für Ungarn hinzugeben. Hier kann man einmal studieren, wie sehr der Deutsche geneigt ist, Volks- und Staatszugehörigkeit zu verwechseln, vielmehr: die erste der zweiten aufzuopfern. Eins greift ins andere: weil man in Deutschland nicht wußte oder nicht bedachte, daß es Deutsche gibt, die nicht reichsdeutsch sind, deshalb oder in Übereinstimmung damit gaben ungarische Staatsbürger deutscher Nation der vom Staate planmäßig und energisch verbreiteten Suggestion nach, als sei ein Ungar und Madjar dasselbe, und als bedeutete Zugehörigkeit zum ungarischen Staate gleichzeitig Zugehörigkeit zur madjarischen (immer: „ungarisch" genannten) Nation. Hier haben die Madjaren tatsächlich durch ungemein geschickte und nachdrückliche Propagierung ihrer „Staatsnation", auch durch kluge Zugeständnisse an bevorzugte deutsche Gruppen, wie die in hohem Maße autonomen Siebenbürger Sachsen, das erreicht, was die Tschechen für ihre neuerfundene „tschechoslowakische Nation" ohne Glück anstreben: eine langsame und fast unmerkliche Entnationalisierung der Intelligenz, namentlich durch die Mittelschule.

Gegen diesen Zustand lehnten sich nur verhältnismäßig wenige auf, die vom ungarischen Staat sehr scharf verfolgt wurden. Mit der Eingliederung der bisher ungarischen Gebiete in den südslawischen Staat ward jene starke Autorität zerstört, die den deutschen Kolonisten bis dahin in Bann hielt. Weitaus nicht in dem Maße zerstört, wie man glauben sollte. Deutsche haben sich für die madjarische Sache von

den Serben bestrafen und monatelang einsperren lassen. Bekanntlich bringt der Deutsche für eine ihm fremde Sache eine Treue auf, die er kaum sich selbst und seinem Volke widmet. Geradezu tragische Konflikte ergeben sich gelegentlich, Familien werden auseinandergerissen, das Fühlen vieler ist gänzlich verwirrt. Die meisten aber finden, richtig geführt, ohne Hemmungen doch zum schlichten nationalen Selbstbewußtsein zurück. Nur darf man ihnen das Madjarentum nicht beschimpfen, dem sie oft die ganze Bildung ihrer Jugend zu verdanken haben. „Mögen sie unseren Vätern im Grabe den Vorwurf machen, daß sie nicht für deutsche Mittelschulen gesorgt und am falschen Ende gespart haben — aber nicht uns, die wir nun einmal madjarisch gebildet sind. Wir wollen gute Deutsche sein — aber man möge uns Ungarn ungeschoren lassen und uns Zeit geben." So sagte mir ein alter Pfarrer aus der Batschka, der segensreich und uneigennützig für seine Bauern wirkt.

Freilich entsteht aus dem — wenn auch nur passiven — Widerstand zahlreicher und vielleicht auch manchmal schwieriger Madjaronen der deutschen Bewegung ein großes Hemmnis, und es ergibt sich unwillkürlich der widersinnige Zustand, daß diese Bewegung zwar nicht offiziell, aber in einzelnen Auswirkungen ihre Front nicht nur gegen die ententistische Richtung der südslawischen Kultur- und Wirtschaftspolitik richtet (soweit eine solche gemacht wird), sondern auch gegen Deutsche, die als Madjaronen vorläufig noch abseits stehen. Man wird klugerweise bei den Führern der deutschen Bewegung alles vermeiden, was diese Leute zurückstoßen könnte. Sie werden sicherlich noch kommen. Aber einstweilen gibt es unter ihnen unzweifelhaft noch einzelne Erstarrte, die die deutschbewußte Bewegung als eine Art Verrat am Madjarentum ansehen. Eine der seltsamsten Verwirrungen in der Geschichte des deutschen Nationalgefühls (man denke an Gestalten wie den in Budapest lebenden Dr. Bleyer, der aus der Batschka stammt und ungarisch-karlistische Propaganda trieb). Die deutsche Bewegung, die ihren wichtigsten Sammelpunkt in Neusatz (Bundessekretär Dr. Graßl, Obmann Joseph Menrath) hat, stellt sich zum serbischen Staat, wie es nicht anders sein kann, vollkommen loyal. Bei der kürzlich abgehaltenen Jahresversammlung hat sie wiederum ein Ergebenheitstelegramm an den Thronfolger-Regenten gesandt. Und es ist auch kein Zweifel, daß Belgrad an sich nicht unmittelbar schuld ist an den mannigfachen Bedrückungen der deutschen Kolonisten, höchstens unmittelbar dadurch, daß es sie duldet. Die ungeheuerliche Verkürzung der staatsbürgerlichen Rechte freilich, die in der Nichtgewährung des Wahlrechtes an die Deutschen liegt, wirkt bei den Kolonisten um so ärger, als sie zur Steuerleistung in unverhältnismäßig hohem Maße herangezogen werden. Die Bauern der kroatischen Radić-Bewegung zahlen keine Steuern, Altserbien, Dalmatien ist naturgemäß sehr schwach. Eine Statistik der deutschen Steuerleistung (die aufzumachen freilich der Staat sich hüten wird!) würde eine ungeheuerliche „Bevorzugung" der Kolonisten (auch der Deutschen in Slowenien) ergeben. Ebenso eine Statistik der Produktion, welche die Ausfuhr ermöglicht und die Valuta hochhält. Belgrad lebt von den Erzeugnissen der deutschen Dörfer vor seinen Toren. Dafür dürfen die deutschen Bauern zu den offiziellen noch zahlreiche inoffizielle Ab-

gaben leisten. Bald werden ihnen von einem Beamten, der immer gleich mit dem Gendarmen erscheint, Bilder des Kronprinzen für irgendeinen Zweck aufgezwungen, dann wird für die Legionäre gesammelt, dann für die tschechische Mensa in Prag (!), dann für die zahllosen Faulenzer aus der Wrangelarmee, die in den deutschen Dörfern viel lieber sich zwangseinquartieren lassen, als in den serbischen, dann für irgendein Sanatorium in Belgrad — immer unter Gendarmenbedeckung. Dabei ist die allgemeine Unsicherheit sehr groß. Am lichten Tage geschehen grauenvolle Raubüberfälle auf deutsche Höfe, den Kolonisten wurden sämtliche Waffen weggenommen, während in der serbischen Bevölkerung noch genug davon vorhanden sind. Die Täter werden nie ergriffen, nie bestraft. Der Deutsche ist vorderhand doch auch in Serbien in mancher Hinsicht ein Staatsbürger zweiten Ranges — trotzdem den Serben der Chauvinismus so gut wie fremd ist.

Schlimm steht es mit der Schule. In der Wojwodina ist man den Deutschen entgegengekommen, schon um ein Gegengewicht gegen die madjarischen Sympathien zu schaffen. Aber anderseits sperrt man überall die deutschen Privatschulen und Gemeindeschulen und bereitet die Verstaatlichung vor. Auch wo deutsch unterrichtet wird, geschieht es vielfach durch fremde Lehrer. Namentlich in Slawonien herrscht viel Schulelend dieser Art. Es wirkt auf den Fremden als ein recht deutliches Bild staatlicher Kulturfürsorge, wenn man erst die blonden Schwabenkinder in ihren Kittelchen aus der Schule stürmen sieht und dann den kroatischen Lehrerinnen begegnet, die mit Seidenstrümpfen, kniefreien Röcken und Stöckelschuhen durch die Kolonie lustwandeln. Sie stechen recht fremdartig ab von den schwäbischen Frauen, die kaum ohne Feldgerät oder — man denke — Strickstrumpf über die Straße gehen. Aber in diesem Falle wäre wohl auch dem Ästheten die Wahl nicht schwer, ob er jene Eleganz oder diese Echtheit schöner finden soll.

Die Schulsorgen sind denn auch die schwersten, die zunächst der Kulturbund hat. Die staatsbürgerliche und politische Benachteiligung soll ja durch die neue Verfassung gemildert werden. Indes sind die Bestimmungen gerade über die Schule unzulänglich und gerade nach der Meinung verständiger Serben wie des Abg. Trumbić den internationalen Verpflichtungen Serbiens, d. h. hier: den Abmachungen mit den Alliierten, nicht gemäß.

Die Arbeit des Kulturbundes wie die künftige politische und die Organisationsarbeit auf wirtschaftlichem Gebiete stößt überall auf die gleiche Schwierigkeit: jene madjarische Erziehung hat es erreicht, daß zu wenig deutsche Führer vorhanden sind. Es fehlt überall an geeigneten Kräften. Wichtige Jahre können damit verloren gehen, daß man erst eine deutsche Intelligenz schaffen muß. Während sonst überall ein ständiger Überfluß an Akademikern und „Gebildeten" herrscht, wird es hier mit besonderer Befriedigung bemerkt, wenn zu einer Kulturbundversammlung „nicht nur" Bauern, sondern auch „Intelligenz" kommt. Im Binnendeutschtum mag's oft umgekehrt sein. Man denke an das Verhältnis der Bauern zu den Schutzvereinen in vielen Gegenden. Der Kulturbund hat denn auch die unendlich wertvolle Möglichkeit, von vornherein an die stärksten gemeinschaftsbildenden

Kräfte anzuknüpfen: an eine gemeinsame Überlieferung, an die Heimatliebe, an eine berufliche und kulturelle Einheit. Seine Arbeit bewegt sich auf vollkommenem Neuland, auch was die Methoden und Möglichkeiten anlangt. Man wird vielleicht einmal von ihm, wenn er sich wirklich zu dem Bund für die völkische Organisation der schwäbischen Kolonisten entwickelt, der verlangt wird, sehr viel lernen können.

* * *

Diese deutsche Welt ist eingebaut in eine sehr bunte, sehr ungleichmäßige, sehr vielfach schwankende Umwelt.

Da sind die Nachbarn. Die Schwaben haben im allgemeinen mit dem Serben, dem „Raz", wie sie ihn nennen, in äußerem Frieden zusammengelebt und ihn in den friedlichsten Formen ausgekauft, wenn er abgewirtschaftet hatte. Trotz besseren und ausgedehnteren Bodens ist er nirgends recht vorwärts gekommen. Nach dem Zusammenbruch kam dann mancherlei Ressentiment zum Durchbruch. Eine Zeitlang schien jeder kroatische Häusler zu meinen, der großgewordene deutsche Nachbar sei jetzt vogelfrei. Aber diese Übergangserscheinungen gingen bald vorüber. Zu bedenken ist, daß der deutsche Kolonist es nirgends mit dem genügsamen, gastfreien, gutgearteten, natürlich-kräftigen, altserbischen Bauern zu tun hat, sondern mit ehemals ungarischen Kroaten und Serben, die bereits stark in den verderblichen Umkreis jener westlich-östlichen Halbzivilisation gekommen waren, wie sie die jungen Völker in der Monarchie alle seit deren beginnendem Zerfall verwirrte und innerlich zerstörte. Immerhin hatte dies Habsburgerreich auch einen gewissen dumpfen Ausgleich, freilich hier vielfach zuungunsten der deutschen Minderheit geschaffen, aber ohne daß diese den Nachteil recht merkte. Jetzt ist das Mißverhältnis stärker fühlbar, da der wirtschaftlich und kulturell so viel überlegene Nachbar Schützling und oft Vertreter der staatlichen Macht ist. Der serbische Notär (die ungarische Amtsbezeichnung ist noch geblieben) ist natürlich doch kein erwünschter Ersatz für die ehemalige Gemeindevertretung, die der ungarische Notär nach dem Grundsatze behandelte: leben und leben lassen.

Aber die vielerlei Schwierigkeiten verlieren und vergessen sich leichter in dem breiten Leben dieser Gegenden, als in unserem konzentrierten, in dem die Verletzung irgendeines Punktes das gesamte System erregt und schmerzt. Wenn man mit dem — auch hier — „landesüblichen" Fuhrwerke durch die weite Ebene fährt, über der im Sommer die Fata Morgana zittert, durch eines von den unendlich ausgedehnten Dörfern, dann wieder in die weite, meist baumlose, fruchtbare Fläche versinkend, stundenlang, bis man zum nächsten weitgebreiteten Ort kommt; wenn man hört, daß die Kolonisten dreißig, vierzig Kilometer weit ihr Holz aus den riesigen slawonischen Wäldern holen; wenn man das ganze mit Wochen und Jahren rechnende Tempo der Arbeit und des Lebens hier bedenkt — dann hat man ein Bild davon, wie doch auch die Breite und Weite des Südostens, an die des Ostens erinnernd, selbst das so sehr zielsichere und unabhängige deutsche Leben hier mitgestaltet. Es ist ein großer und trotz der weit vorgedrungenen westlichen Zivilisation, trotz hoher Boden-

preise und einengender Bestimmungen noch freier Zug in dieser Landschaft. Man spürt noch Unausgenütztes — ein geradezu befreiendes Gefühl für den zwangsbewirtschafteten Mitteleuropäer.

Eine Fahrt auf der Donau läßt das anschaulich werden. Stundenlang kein Mensch an den Ufern, kein Dorf sichtbar. Auf der Südseite hie und da Weingärten mit vereinzelten Winzerhäuschen. Einmal ein Fischer in einem Boot. Zigeuner, Herden, weidende Pferde. Endlose Auen. Wasservögel. Jede Biegung des Flusses: ein gewaltiges Ausholen, daß man in einen See hineinzufahren meint und das jenseitige Ufer schmal und fein über dem blauen Spiegel steht wie Strand über dem Wattenmeer. Das Süduser mit seiner vom Wasser zerrissenen Lehmböschung — sie ist niedrig und erscheint in der unendlichen Ebene so lange groß, bis etwa eine Herde durch eine der Rinnen niedersteigt — erinnert an jene Urlandschaften der Erde, in denen sie gleichsam noch am Schaffen ist, noch nicht fertig und doch uralt. Man fühlt: in dieser Landschaft zählen Jahre nichts und Jahrzehnte nichts: sie rechnet nach Jahrhunderten. Auch dort, wo sie bewohnt und bebaut ist. Diese östlichen Ströme sind wie die östlichen Völker: in längerem, weiterem Rhythmus fließend. Die Zeit selbst hat hier einen anderen Maßstab, nicht den atemlos kurzen des Westens. Man erinnert sich, daß hier bis zur Völkerwanderung blühende Kulturen sich ausbreiteten, daß die Römer dieser Landschaft Spuren aufdrückten, und daß dann Jahrhunderte hindurch Europa für diese Gegenden südlich von Agram versank.

Die k. und k. Ruhe der allergetreuesten Völker paßte ganz gut zu diesem in so weiten Schwingungen lebenden Land. Dieser westlich geförderte Nationalstaatsbetrieb, wird er sich so durchsetzen, wie man ihn begonnen hat? Wird der nach dem Balkan vorgeschobene Westen oder wird der nach Westen gerückte Osten siegen?

Einstweilen wird wohl die Mischung siegen, die höchst bunte, vielgestaltige.

* * *

Unruhige Durchdringung so vieler Rassen, Kultureinflüsse, Blutmengungen, dieses in der Breite wohlgedeihende Chaos, das die Kontrolle und Verantwortung so verlockend aufhebt und das dem indifferenten Einzelnen so wohlbekommt. Altserbien und Belgrad sind in diesem Sinn viel weniger balkanisch, als etwa Neusatz und Agram. Besonders Neusatz übermittelt den buntesten, gemischtesten Eindruck, den man sich denken kann. Viele deutsche und madjarische Inschriften neben serbischen und kroatischen, solideste Bürgerlichkeit neben extravagantester fremdartiger Eleganz. Luxus und Üppigkeit in Kleidung und Essen neben primitiven und schmutzigen Wohngelegenheiten und einer phantastischen Wohnungsnot. In dem „besten" Hotel der Stadt werden abscheuliche Wanzenwinkel als Zimmer vermietet, aber daneben ist ein Friseurladen mit raffiniertester Gelegenheit zum Maniküren aufgetan. Selbstverständlich Kinos, Varietés, große Cafehäuser, darunter mehrere ausgesprochen jüdische, die immer voll sind. Viel Handel, viel Verkehr. Auch etwas Industrie. An der Donau unten liegen in einem Hafen eine Menge große Kähne. Gleich daneben erinnert der alte malerische Brückenkopf,

ebenso wie die habsburgisch-würdige alte Feste gegenüber daran, daß hier einst die äußerste Grenze des Abendlandes gegen das eroberungssüchtige Morgenland verteidigt wurde. Militärgrenze ist ringsum, noch erkennbar in alten merkwürdigen Rechtseinrichtungen: so gehören Felder und Haus in manchen Familien noch immer nicht einem Einzelnen, sondern der Gesamtheit der Familie.

Wie eine Episode fast leuchtet die Erinnerung daran auf, daß nicht weit von hier, in Futok, der deutsche Feldmarschall Mackensen das Ende unerhörter deutscher Siege büßen mußte mit dem feigen Verrat des betrogenen Betrügers Karolyi. Hier verlebte er die — nicht für ihn — schmachvolle Haft, die aus der ungarischen Geschichte doch wohl nicht gestrichen werden darf. Unberechenbar wechselnde, schwankende Welt. Mischung der Rassen, Leidenschaften, Verantwortungen. . . . . Man versteht von da aus das sehr charakteristische Mißtrauen aller Deutschen im fernen Südosten. Circumspecti viri heißen ungarländische Deutsche in alten Urkunden. Sie hatten alle Ursache, um sich zu sehen und zu mißtrauen.

Immer wieder ist eine deutsche Siedlung wie fester Boden, auf den man sich rettet nach verwirrenden Eindrücken. Semlin, vor den Toren Belgrads, eine halbdeutsche Stadt. Der Vizebürgermeister Deutscher. Eine prächtige evangelische Gemeinde voll inneren Lebens, sogar ein deutscher Verein, der zugleich Turn-, Gesangs- und Geselligkeitsverein ist. Während im Garten am Reck geübt wird, probt man im Haus für den Fronleichnamsumzug. (Dieser fällt ganz deutsch aus.) Unmittelbar an Semlin schließt sich ein ungemein wohlhäbiges deutsches Dorf, Franztal, mit Musterwirtschaften. In dem großen Gasthof sitzen jeden Sonntagabend slowenische Beamte aus Belgrad mit ihren Damen und trinken den süßduftenden, sonnenschweren Syrmier, bis sie nach unzähligen slowenischen Reden und Liedern unversehens zu einem deutschen verlockt werden, das sie merkwürdig gut können. Ich muß an den slowenischen Biedermann denken, den seine Volksgenossen etwas weiter nördlich halb tot geschlagen haben, weil er den Sang anstimmte: Wenn i mei Diandl halsen tu . . . (siehe oben). Die slowenischen Beamten gehen aus Belgrad nicht in ein serbisches Dorf zur Erholung. Damit wären wir mitten in den Sorgen von S. H. S.

Zuvörderst: es wäre falsch und schädlich, aus den inneren Schwierigkeiten dieses Staates auf einen bevorstehenden staatlichen Zusammenbruch zu schließen. In Jugoslawien selbst glauben auch die schärfsten Gegner des jetzt bestehenden Staates und seiner Regierungsform, wie etwa die Radić-Leute, nicht recht an ihren Erfolg. Die inneren Spannungen zwischen Slowenen, Altserben, Kroaten sind groß. Die Verworrenheit des Parteilebens ist kaum zu überbieten und gewährt der parlamentarischen Korruption freiesten Spielraum.

Zentralisten und Autonomisten, Imperialisten, die sogenannten Demokraten, Nationalsozialisten, Sozialdemokratie, Kommunisten, klerikale Katholiken und selbständige slowenische Bauernpartei stehen sich gegenüber; daneben treibt Radić mit etwa 40 Abgeordneten augenblicklich vollkommene Abstinenzpolitik, so daß es nur ein Rumpfparlament gibt. Aber noch mehr als in den westlichen Demokratien

ist der wütende politische Kampf, der von sehr zahlreichen und meist nur zweiseitigen Zeitungen mit den giftigsten Waffen geführt wird, nur eine Beschäftigung der damit befaßten kleinen Schicht. Das zum Teil analphabetische Volk kümmert sich kaum um den Stellenschacher und Kuhhandel der berufsmäßigen Politiker und geht mehr als anderswo seinen unbekümmerten Gang weiter.

Man läßt sich in Altserbien überhaupt nicht so leicht aus dem südöstlichen Tempo bringen, das seit Jahrhunderten hier üblich ist. „Zata puschim." „Jetzt rauche ich", sagt der Staatsbeamte zum unruhigen Steuerzahler. Voll Entrüstung erzählt man sich in Slowenien, daß ein höherer slowenischer Abgesandter in einem Belgrader Amt von einem noch höheren Beamten so zurechtgewiesen worden sei. In Slowenien ist man denn doch etwas westlicher-schnelleren Amtsschimmel gewohnt und kann die Belgrader orientalische Muße nicht begreifen. Man wird sich fügen müssen. Die serbische soldatische Tüchtigkeit, die ungebrochene Kraft und Zähigkeit eines noch urgesunden Bauernvolkes wird den Staat nicht nur zusammenhalten, solange man es in Belgrad für richtig befindet, sie wird auch ohne alle Intoleranz und Kleinlichkeit, aber nicht mit einem Übermaß an Rücksicht ihre überflüssig scheinende Kritik zum Schweigen bringen. In Cilli drohte der serbische Kommandant, er werde auf den slowenischen Pöbel schießen lassen, als dieser sich anschickte, seine Wut über den Ausfall der Kärntner Abstimmung an den Deutschen auszulassen. Schließlich konnte das ein serbischer Major tun, denn die Slowenen hatten seinerzeit nicht gerade rühmlich den Kärtnern widerstanden, ehe die Serben ihnen halfen.

Im „Park" von Topschider bei Belgrad schloß sich einem Deutschen aus Slowenien, der in unserer Gesellschaft war, ein slowenischer Soldat aus der gleichen Gegend an. Er klagte, daß sie geprügelt würden, und fragte begierig, ob es mit Radić nichts würde. Er wolle durchbrennen, so bald wie möglich. Wir konnten ihn nicht trösten. „Da haben wir jetzt die Freiheit", sagte er deutsch und ließ den Kopf hängen.

Das sind Stimmungen. Die Widerstände gegen den Staat sind so ungeordnet, so widerspruchsvoll, daß sie nichts bewirken werden. Man wird in Belgrad nicht allzu schwer fertig werden mit dergleichen Stimmungen. Man liebt in Serbien alle Reste des alten Österreichs nicht: dazu gehört der Slowene, auch der Kroate. Es gibt Serben, die ihr Land wieder auf Serbien beschränkt haben möchten. Aber man hat in Belgrad auch rechnen gelernt und kann jene einträglichen Gebiete schon brauchen. Sie fordern die Autonomie, man wird sie ihnen kaum geben können. Man wird also mit ihnen herumexperimentieren, bis es irgendwie passen wird. Man hat ja Zeit. Agrarstaaten und Bauernvölker haben immer Zeit. Solange man noch keine Industrieprodukte erzeugt, muß man eben recht und schlecht ohne sie ausreichen. Inzwischen möchte man gern mit Deutschland in regeren Verkehr kommen, man braucht so vieles, was Deutschland hat, und man ist im eigentlichen Serbien wirklich frei vom Deutschenhaß. Aber Pašić hat der Entente zu viel zu verdanken, man kann nicht, wie man vielleicht möchte. Man liebt Frankreich nicht sonderlich zärtlich. Ein genauer Kenner des Landes kennzeichnete mir die Lage

des Landes sehr anschaulich: unten geht die breite deutschfreundliche Strömung; aber in den oberen Luftschichten herrscht die entgegengesetzte. Wenigstens solange Pasitz da ist. Die slowenischen Minister nähren sie, und die französischen „Einflüssen" sehr zugänglichen Zeitungen helfen fleißig mit.

Der Handel Deutschlands mit Jugoslawien ist in den schwungvollsten Anfängen begriffen: das merkt man in Belgrad auf Schritt und Tritt. In diesem so ungleichmäßigen, bald dorfartigen, bald europäisch sich bemühenden Belgrad, das auf sehr weiten und schmerzlichen Umwegen, gleichsam gegen alle Erwartung und über Nacht, aus einem staubigen, armseligen, halb zerstörten Balkannest, aus der Hauptstadt für heldenbegeisterte und armselig lebende Bergbauern zum Mittelpunkt vieler Provinzen geworden ist. Als wir durch Topschider gingen, diesen kümmerlichen Erholungsort der Belgrader mit dem ärmlichen verwahrlosten Schlößchen, da konnte wohl einer, der an die Kulturarbeit Österreichs in Bosnien dachte, seufzen: „Wir sind um hundert Jahre zurückgeworfen." Man fühlt gerade hier im Südosten, wenn man etwa Agram und seine Bauten, seinen Dom mit dem vollkommen kulturverlassenen Belgrad vergleicht, daß Österreichs Grenze hier tatsächlich etwas wie eine Kulturgrenze war. Man fühlt, daß man in Belgrad in der vernachlässigtsten, mißhandelten Grenzprovinz des türkischen Ostens sich befindet. Und der plötzliche neue Aufschwung, so schwer er gerade von den Serben (im Gegensatz zu den österreichischen Slawen) erkämpft war, kann nicht über die Hemmungen von Jahrhunderten hinweghelfen. Auch diesem Staat merkt man auf den ersten Blick an, daß ihn, so wie er ist, nicht innere, aus dem Eigensten wirkende Kraft aufgebaut hat, sondern von außen eine Weltkonjunktur. Dennoch wird er über diese vergängliche Weltkonjunktur hinweg sich erhalten in dieser oder jener Form. Ein günstiges Vorzeichen liegt für ihn schon darin, daß ihn nicht eines der halbschichtigen, auf ihre Doppelmoral und ihren Kriegsgewinn stolzen Völker der ehemaligen Monarchie, eines von denen, die im letzten Augenblick den Weg zum Sieger fanden, beherrscht; sondern eines, das durch bitterste Leiden hindurch an seinem Ziele festgehalten hat — wenn auch nicht ohne die Welthilfe.

Wenn man auf der alten Burg Kalimegdan steht und die weite Ebene in dem seltsam farbigen, fremdartigen, glashellen Licht eines eben versunkenen Sonnentages verdämmern sieht, dieses unabsehbare und so leer scheinende Land, dann versteht man, daß die Hand des altersschwachen Habsburgerstaates nicht mehr hierher reichte, sondern andere düster gärende Kräfte vom Osten her dem Westen Unheil brauten. Nun, da die schwankenden Völker zwischen hier und der deutschen Südgrenze ganz jener längst schwach gewordenen Hand entglitten sind, die seit einem halben Jahrhundert doch nur noch Unsicherheit, keine Führung mehr brachte, ist das soldatische Serbien der natürliche Erbe der Macht. Wenn es seine Aufgabe richtig versteht, so kann es den bisher unter Habsburgs haltloser Herrschaft schwankenden Völkern zwischen der deutschen Südgrenze und dem Osten ein neues, klares und deutliches Gesicht geben, mit dem man rechnen kann, ohne auf Unberechenbares gefaßt sein zu müssen. Serbien kann diesem westlichen Balkan, der lange schon

nichts weiter war als ein Herd europäischer Unruhe, Gestalt und Haltung geben. Aber dazu müßte es sich freilich politisch noch ein gut Stück weiterentwickeln zu einem politisch wahrhaft unabhängigen Staat, der politisch und wirtschaftlich nur seinen Interessen dient, nicht denen des ententistischen Großkapitals und des Pariser Außenministers.

Eine unabhängige und starke Entwicklung des serbischen Staates wünscht auch die Million Deutscher, die in seinen Grenzen wohnt. Und wenn erst einmal die leitenden Staatsmänner unbefangen die wahren Interessen ihres Landes erkannt haben, werden sie es aufgeben, den Teil der Bevölkerung zu schädigen, der einen so starken Beitrag zur wirtschaftlichen Unabhängigkeit des Landes leistet. Sie werden vielmehr den Deutschen in ihren Grenzen zum eigensten serbischen Vorteil alle Möglichkeit zur Entfaltung ihrer Wirtschafts- und Steuerkraft bieten und außerdem nicht übersehen, daß sie als natürliche Mittler für Handel und Industrie dem Staate unschätzbare Dienste leisten können. Das alles mit der klaren, dem Chauvinismus nicht zugänglichen Erkenntnis: ein Volk kann nur dann sein Bestes leisten, wenn man es in seiner Art, Kultur und Sprache wachsen läßt.

Tolborouque

Eine Rhapsodie

Von

Adolf Lapp

„Ich fürchte mich wahrhaftig, wenn er so geigt", sagt Marion. Ihre Schultern werfen sich fröstelnd, und die weißen Hände gleiten wie aufgescheuchte Möwen über den blauen Schal, den sie mit stoßender Hast zusammenraffen.

Es beginnt zu dämmern. Das Geigen im Nebenzimmer verstummt für ein paar Augenblicke. Aus der Tiefe der Straße herauf dringt, gedämpft durch Regen und geschlossene Fenster, das Rufen der Zeitungsverkäufer, das Prasseln der Hufe und Räder auf nassem, holprigem Pflaster und in der Ferne verklingende rastlose Hupensignale. Ein Brausen wie ein leidenschaftliches Sieden liegt über dem grauen Häusermeer von Paris und scheint sich hier oben, über der Cité, wo die Straße steil zum Pantheon aufsteigt, zu fangen.

„Er arbeitet nichts. Er kümmert sich nicht einmal um mich und Pipette. Aber er ist so aufgeregt, wie wenn der Direktor mit den Proben nicht zu Ende käme und er Tag und Nacht im Orchesterloch sitzen müßte. Sogar seine Stunden hat er abgesagt, und Gamelin, der gestern hier war, um ihn zu besuchen, ließ er überhaupt nicht herein. O Gott, hörst du? Nun spielt er wieder dieses unheimliche, gräßliche Stück."

„Es ist Wieniawski!" sprüht Katja Swergow auf. Aber sie faßt sich gleich wieder und sagt mit ihrer zärtlich dunklen Stimme, in der ein weicher Bogenanstrich mitschwingt: „Er ist dir eben fremd."

„Wieniawski oder Jancsi, meinst du?" frägt Marion zurück. Und sie beugt sich vor, um das Zwielicht des Zimmers besser zu durchdringen. Aber sie sieht nur den ruhigen, starken, gleichgültigen Rücken Katjas und ihr blondes, lockeres, wie in Flämmchen aufzüngelndes Haar.

„Ach, wie du fragen kannst", seufzt Katja. „Jancsi ist doch schon ganz Franzose geworden. Sogar seine Muttersprache hat er vergessen. Nur noch ungarisch fluchen höre ich ihn manchmal."

„Ja, das tut er . . ."

Marion sieht, wie Katjas Körper sich wiegt. Er bebt von innen heraus im Rhythmus des Spieles, das nun wieder mit dumpfer, saugender, wirbelnder Melodie im Nebenzimmer erklingt. Es ist ein schwermütig dunkles, grüblerisch ineinander gleitendes Suchen und Schweben von Tönen. Ein monotones, rätselhaftes, beinahe gurgelndes Klagen, das an das Wimmern des Windes, der über weite Ebenen saust, und an die gespenstisch unfaßbaren Laute des Nebels erinnert.

Plötzlich zerreißt dieses melodische Raunen, und eine schrille, lang zurückgestaute, himmelstürmende Anklage stößt jagend empor aus zermarterter Seele. Wie ein senkrecht in die Luft gesandter Pfeil fliegt sie, die Wolken und den Äther teilend, bis zum Thron des großen, mitleidlosen Gottes, zögert noch einmal — und trifft ihn, wild im Taumel ihres Schmerzes, mitten in die Brust.

Wieder aber erhebt sich nach diesem Ansturm, schwebend und suchend, die dumpfe und geheimnisvolle Melodie der kahlen Steppen und der windgepeitschten, trägen Riesenströme. Wieder tönt das Schluchzen dieser geisterhaften Weise, schwillt noch einmal tastend an, dann wirrt und löst sie flüsternd sich in uferlose Dämmerung.

In die Stille, die sich nun wieder breitet, klingt nur das Brausen der Stadt. Aber dieses Brausen erscheint nun, da das Stück zu Ende ist, selbst wie ein Teil, wie eine Fortsetzung der Melodie — wie jenes murmelnde, monotone Geraune, in das sich zuweilen, wie ein Stöhnen im Schlaf, einzelne Schreie von Tier oder Mensch oder leblosen Wesen mischen.

Da erhebt sich Marion und geht mit raschen Schritten auf Katja zu, die, über den Kamin gelehnt, eine erloschene Zigarette zwischen den Fingern, noch ganz befangen scheint von der Musik.

Marion faßt Katja mit der kleinen weißen Hand, die wie ein Vogel stößt, hart an der Schulter, und mit vor Aufregung heiserer Stimme, nicht laut, aber ganz gespannt in Glut und Haß und Leidenschaft, sagt sie: „Du, Katherine . . . er betrügt mich . . . du mit ihm?"

Einen Augenblick zittert die Stille zwischen den beiden. Dann hebt Katja Swergow langsam ihren blonden Kopf. Sie sieht Marion an und lächelt schmerzlich.

„Arme Marion", sagt sie. Es ist, als spräche sie zu sich selbst. „Er hat dich, Pipette und mich vergessen. Alles, glaube ich, rings um sich vergißt er. Er betrügt

nicht mehr . . . es ist schlimmer als das: . . . er versinkt. Niemand von uns, fürchte ich, kann ihn noch halten."

Marions Augen runden sich in fragender Angst. Ihre Hände pressen sich an die Schläfen. Sie tritt einen Schritt zurück. „Gott im Himmel, Katja, was soll das heißen . . .?"

In diesem Augenblick knarrt die Tür. Die Portiere teilt sich in Schulterhöhe, und es erscheint ein gelblich braunes Zigeunergesicht. Der übrige Körper bleibt durch den Vorhang verdeckt.

Aus dem kurz geschorenen schwarzen Haar leuchtet eine breite Narbe. Sie ist wie ein drittes Auge, das mit den beiden anderen, dunklen, unruhig suchend im Raum umherirrt. Drei tiefe wagrechte Linien sind quer durch die Stirn geschwungen und über der Nasenwurzel durchkreuzt von zwei kurzen senkrechten Keilen. Ein schwarzes Schnurrbärtchen, dicht und raupenähnlich, sitzt über den blauen wulstigen Lippen und hängt zu beiden Seiten zerzaust über die Mundwinkel herab.

Fünf, acht, zehn Sekunden bleibt der Zigeunerkopf in der Portiere sichtbar. Dann verschwindet er mit einem Ruck. Der Vorhang schließt sich, die Tür fällt ins Schloß, der Schlüssel wird umgedreht.

Schritte pochen drinnen. Dann ist es wieder still.

„Jean, hörst du? Jancsi, ich muß mit dir sprechen . . ."

Marion klopft an die verschlossene Tür. Sie stampft mit dem Fuß. „Jean, mach' doch auf! Ich muß . . . ich m u ß mit dir sprechen . . ."

Da beginnt drinnen, statt einer Antwort, wieder das Geigen, schwer, wirbelnd und dumpf — ein trüber, melodischer Nebel.

Marion sinkt hilflos in sich zusammen. Ihre Schultern, als lösten sie sich aus den Gelenken, fallen nach vorn. Sie schüttelt müd und verzweifelt den Kopf, preßt die kleinen Fäuste in die Augen und beginnt zu schluchzen.

Katja faßt sie am Arm und führt sie zu einem Stuhl.

Drinnen im Nebenzimmer die Geige klagt immer wirbelnder, steigert sich in Triolen und phantastischen Läufen zur Höhe und unterbricht sich plötzlich mit einem fliegenden Arpeggio. Rasend jagt der Bogen nun eine ungarische Rhapsodie über die Saiten, jauchzt, springt, lacht, weint . . . Mittendrin bricht die Melodie ab. Der Bogen klappert über das leere Gehäuse. Ein unharmonischer Schall schwirrt auf, von allen vier Seiten zugleich. Dann hört man eilige Schritte im Zimmer nebenan, Türengehen, Schritte auf dem Vorplatz, Klirren von Schlüsseln . . . Die Haustüre knallt ins Schloß.

Nur noch das Schluchzen Marions und das gedämpfte Brausen der Stadt ist vernehmbar. . . .

* * *

„Komisch", sagt Gamelin und beugt sich tief zu Boudouin über das scharf beleuchtete Notenpult. „Es ist komisch, aber an dieser Stelle, als röche er etwas, bekam Tolborouque immer den Schlucken. Und was für einen Schlucken, verstehen

Sie! Daß man es, wenn Vorstellung gewesen wäre, unbedingt bis ins Parkett hinauf hätte hören müssen. Er war mit diesem „Delibes", als wir ihn zum erstenmal spielten, wie rasend. Sie machen sich keinen Begriff, wie er dasaß mit brennenden Augen und ganz irrem Blick. Der „Nachmittag eines Fauns" muß für ihn etwas Unerhörtes gewesen sein. Dieses Ballett, glaube ich, liebte er mehr als irgendetwas. Aber, sonderbar — diese Musik . . . lachen Sie nicht . . . wirkte bei ihm, wie ein scharfer Rettich auf den Magen. Bei der ersten Probe schon sagte er zu mir: er bekäme plötzlich einen Krampf . . . denken Sie, einen Krampf in der Brust, im Bauchfell oder weiß der Teufel wo. Und dann kam dieses Aufstoßen . . . Später wiederholte sich das genau bei derselben Stelle. Ich sage dir, Bou, es war, daß einem die Haare zu Berge standen, wenn man daran dachte, daß dergleichen auch in der Premiere passieren könnte. Mitten hinein in das Piano knurrte er wie ein Erbsack . . ."

„Manieren, lieber Freund, hatte er überhaupt verflucht wenig. Aber geigen — das, wahrhaftig, konnte er, unser guter Farkas Jancsi", flüstert Boudouin und hält sich den Rücken der Geige vor den gähnenden Mund.

„Ihr sprecht von Jean Farkas, von Tolborouque? Was ist eigentlich mit ihm? Weißt du, Camelin, wo er steckt?" — Zwischen die beiden Violinspieler beugt sich ein kleiner, rundlicher Herr mit speckiger Glatze. Er hält in der Rechten wie ein Zepter ein schwarzes Fagott mit silbern blinkenden Klappenverschlüssen.

„Ich muß dringend bitten, etwas mehr Tempo!" schallt in diesem Augenblick die Stimme des Dirigenten aus dem Dunkel des Orchesterraums auf die hellerleuchtete Bühne hinauf. „Das Nymphenballett muß sich viel rascher entwickeln, und Herr Mjussow sollte seinen Satyrtanz etwas abkürzen. Nach der Partitur hat er nur sieben Takte, er braucht aber zwölf."

„Ach was, Partitur!" antwortet von der Bühne herab eine Stimme mit fremdländischem Akzent. „Ich hatte immer nach dieser Szene einen Bombenerfolg. Es ist mein Höhepunkt."

„Aber wir dürfen doch deshalb der Musik nicht Gewalt antun", schreit der Kapellmeister und schleudert die Arme erregt über das Notenpult gegen den Tänzer, der mit muskulös gestrafften Schenkeln in prallen rosa Trikots an der hellbeleuchteten Rampe steht.

„Es ist bei jeder Probe dieselbe Komödie", zischt Boudouin. „Ich ließe seine Schinken einfach einmal ohne Musik in der Luft hängen."

„Beruhigen Sie sich, meine Herren, wir werden schon einig werden", mengt sich da beschwichtigend die Stimme des Regisseurs ein. „Vielleicht können wir um der Sache willen eine Kleinigkeit ändern."

Er eilt mit federndem Schritt über die Regietreppe von der Bühne in den Zuschauerraum und von da ins Orchester hinunter, bahnt sich zwischen Musikern und Instrumenten einen Weg zum Kapellmeisterpult und beginnt dort leise und heftig auf den sich sträubenden Dirigenten einzureden.

„Ich war vorgestern bei Tolborouque", fährt Gamelin fort, indem er sich zu dem dicken Fagottbläser zurücklehnt. „Das heißt, ich kam nur zu seiner Frau, denn er selber, Tolborouque, hatte sich eingeschlossen und „behorchte die Stadt", wie er mir durch die versperrte Tür zu verstehen gab."

Der beleibte Herr zieht die Stirn kraus und kneift die Augen zusammen. „Er „behorchte die Stadt"? Was ist das für ein neuer Kunstgenuß?"

Gamelin schiebt die Schultern in die Höhe und läßt sie wieder fallen. „Es scheint irgendwie damit zusammenzuhängen, daß Tolborouque in der letzten Zeit, wie Sie wissen, das Sprechen verlernt hat."

„Ach, das war doch sein Tick", lächelt der kleine Herr und beschreibt mit dem Mundstück seines Instrumentes eine kreisende Bewegung vor der fettig spiegelnden Stirn.

Gamelins Gesicht, das bisher lebhaft und beinahe heiter war, überschattet sich plötzlich. „Sagen Sie das nicht!" erwidert er eifervoll. „Sagen Sie das nicht, denn es ist vielleicht ein ganz natürlicher Vorgang, den nur gerade wir nicht begreifen können. Es liegt da etwas außerhalb unsrer Gewohnheiten, das wir nicht fassen können. Denn uns allen, meine Herren, ist die Sprache, die wir sprechen, etwas Selbstverständliches. Tolborouque aber, wie Sie wissen, hat seine Muttersprache schon seit Jahren vergessen. Ich weiß nicht, wann es war. Aber ich weiß, daß sein Magyarisch einfach unter der Sprache, die er später dazu lernte, versunken ist . . . vollständig versunken, wie etwas Hartes, Schweres, Festes in sumpfigem Boden. Und darüber war etwas vollkommen Neues, Fremdes und im Grunde genommen Unbegreifliches aufgewuchert. Das Französisch, das er sprach, war und blieb ihm etwas Rätselhaftes, obwohl es, außer der Musik, die einzige Sprache war, die er sprechen konnte."

„Nun, dann war es eben doch seine zweite Muttersprache", mischt sich Boudouin wieder in das Gespräch. „Er leugnete doch sogar manchmal, daß er ein Ungar sei. Jedenfalls legte er nie besonderen Wert darauf, seine fremde Abstammung erkennen zu lassen, obwohl sein Französisch, weiß Gott, nicht von der Comédie Française war."

„Sie konnte ihm eben nicht mehr ins Blut wachsen, diese zweite Muttersprache. Und die erste hatte er völlig ausgestoßen."

„Glauben Sie nicht, daß dahinter Absicht steckte? . . . weil Farkas Jancsi nun doch einmal Jean Farkas sein wollte?" frägt der Fagottbläser mit listigem Augenblinzeln.

Gamelin schüttelt energisch den Kopf. „Nein, das gewiß nicht! Sie dürfen mir glauben, daß ich ihn besser kenne. Es ist etwas Sonderbares um Tolborouque . . . wir alle wissen ja übrigens, warum wir ihn so nennen . . . Ihm ist die Sprache und das Wort überhaupt etwas Fremdes, Unbegreifliches. Er radebrecht und stottert nicht nur, weil er kein Franzose ist. Es liegt tiefer in ihm . . . Ich bin gewiß, daß er auch nie fließend Ungarisch konnte. Vielleicht denkt er in Musik. Vielleicht in dumpfen, unartikulierten Lauten, wie ein Tier. Ich hab' es mir

manchmal schon gedacht, wenn er über Musik sprach, oder wenn ihn sonst etwas irgendwie heftig erregte. Es ging ihm dann, wie wenn ein Stummer seine Sprechversuche macht. Es war qualvoll und lächerlich zugleich. Er fand niemals Worte, stieß gequetschte, abgerissene Laute hervor, preßte und trompetete die Luft aus der Kehle, stöhnte und krampfte sich zusammen . . . aber sprechen konnte er nicht."

„Hm, merkwürdig . . ."

„Neulich," fährt Gamelin fort, „es war am Vorabend, als Tolborouque zum letztenmal hier bei der Probe war . . . neulich machten wir mit Katja Swergow und einer kleinen Gesellschaft zusammen eine „Bombe". Wir gingen zuerst zu Prunier, dann über Montparnasse zu den Hallen hinab. Tolborouque war ausgelassen und voll toller Einfälle. Wir fuhren zum Schluß auf einem Marktkarren vor die Schenke der Madame Buvard. Der Portier dieses Lokals ist ein Mann, den ich vom Sehen schon seit vielen Jahren kenne. Er ist klein, vierschrötig und steif wie ein Rollmops. Sein Gesicht, wenn ich's recht nehme, habe ich nie betrachtet. Mir war immer, als sei es gar kein Gesicht, sondern nur eine etwas enthaartere Stelle des Körpers, auf der, wie Pilze oder sonstiges Gewächs, Nase, Lippen, Mund, Augen und dunkle Falten gediehen. Dieses Wesen war mir stets in vorgerückter Nacht- oder Morgenstunde als freundlicher, schweigsamer Helfer erschienen, um mich aus irgendeinem Gefährt, einer Droschke, einem Auto oder, wie diesmal, aus einem Gemüsekarren heraus und über die Schwelle des Hauses zu ziehen. Sprechen hatte ich ihn, wie gesagt, nie gehört. Ich glaubte, er sei stumm . . . oder vielmehr: ich dachte überhaupt nie darüber nach, ob er sprechen könne oder nicht.

Diesmal aber geschah mit diesem Mann etwas ganz Merkwürdiges, das uns alle wohl über ihn nachdenken ließ. Nämlich einer von uns wollte etwas sagen, was die andern nicht verstehen sollten. Er sprach darum deutsch. Und ein Deutscher, der mit uns war, antwortete, wie ich später hörte, in hamburgischem Dialekt.

Da geschah das Seltsame: — Der Portier von Madame Buvard, der bisher stumm gewesen, begann plötzlich zu stöhnen. Er murmelte etwas, verdrehte die Augen, so daß nur noch das Weiße davon sichtbar war, und verzerrte den Mund ganz erstaunlich, als würde er gezwungen, etwas Gallbitteres hinunterzuschlucken. Dabei zitterte sein Körper, und die Hände hielt er vor sich hingestreckt wie ein Blinder.

Wir alle fürchteten, daß er einen epileptischen Anfall bekomme. Da endlich schien sich das Dumpfe, das sich in ihm drängte, zu einem Wort zusammenzuballen. Der Mann würgte und stieß, kaum artikuliert, ein paar Worte hervor. Es klang wie: „Jiiich . . . aaahuhuch . . . Haaal . . . aaal . . . tttona! Ich auch Altona!" — und sollte deutsch sein.

Das war alles, was der Mann in seiner Muttersprache hervorbringen konnte.

Er stand in der dämmernden Morgenfrühe und weinte. Wir gingen an ihm vorbei und ließen ihn einsam zurück. Vielleicht ahnte keiner, was da eben vor unseren Augen und Ohren geschehen war. Aber unsere ausgelassene Stimmung war natürlich dahin, und als wir uns trennten, sagte Tolborouque, indem er das Stammeln des Mannes nachahmte: „Ich auch Altona . . . Ich auch . . .""

Boudouin und der Baßpfeifer nicken nachdenklich. Boudouin will noch etwas sprechen und öffnet dazu schon die Lippen. Aber da klopft der Kapellmeister mit dem Taktstock auf den Rand des Notenpultes. Die Streicher und Bläser begeben sich auf ihre Plätze. Da und dort wird ein Licht eingeschaltet, in dessen grellen Ausstrahlung nur Hände und weiße Manschetten und Notenblätter aufleuchten. Die Schlaginstrumente und die großen Baßgeigen werden gerückt. Auch oben auf der Bühne entsteht geschäftige Bewegung. Dann wird es still und leer. Nur das Zischen eines Scheinwerfers flattert aus der Kulisse, und ein weißes, schneidendes Licht streift erbarmungslos über den Hintergrund, der mit flüchtigen Pinselstrichen eine südliche Gartenlandschaft mit Meeresküste entzaubert.

Der Regisseur, der nun in der ersten Parkettreihe hinter einem abgeblendeten Lämpchen sitzt, beugt sich nochmals über die Brüstung des Orchesters zum Kapellmeister hinunter und flüstert ihm etwas zu. Da erhebt der Dirigent den Taktstock. Er führt ihn, leise zuckend, über das gespannte Instrument des Orchesters, und es antwortet ihm.

Auf der Bühne erscheint bei den ersten Takten der Musik der Chor der Nymphen: es ist ein huschendes Schweben und Gleiten wie von körperlosen Farben.

Eine Nymphe bleibt, während der Chor sich im Garten verteilt, in der flimmernden Mittagshelle zurück. Da nähert sich hinter Büschen der Satyr, kreist hüpfend um die einsame Nymphe, packt sie plötzlich und trägt sie mit übermenschlichem Sprung aus dem Licht in den Schatten.

Nymphen kommen suchend, Satyrn und Faune. Die Königin der Mittagsstrahlen erscheint mit ihrem Gefolge von zirpenden Insekten. Eine Panflöte quäkt, aber schwirrende Geigen decken mit ihrem mittäglichen Gesumme das Flöten zu. Doch nur für ein paar Augenblicke — dann lockt die Flöte wieder, und in ihrem Bann schreitet die Verlorene, nicht erkennend die Schwestern und von ihnen unerkannt, zwischen den Beeten dahin. Pan lockt sie, und seine Flöte ruft immer betörender. Auch die Insekten scheinen ihm zu gehorchen, denn ihre sirrenden Stimmen schmiegen sich nun mit erregtem Flüstern dem Klang seiner Flöte an.

Der Mittag schwillt. Es schwillt das Licht, es schwellen die Töne. Das Blut in den Adern beginnt zu sieden. Da sinkt mit entschleierten Gliedern, vom Dämon des Mittags bezaubert, die Nymphe in die braunen Arme ihres Entführers.

Indessen hat ein Knabe aus dem Gefolge der Mittagskönigin vor dem seligen Busch die am Boden liegende Flöte des liebenden Pan gefunden. Tanzend und jubelnd nimmt er sie auf und entfernt sich mit ihr in jauchzenden Sprüngen. Nun tönt ihr Klang, rufend und fragend, aus einsamer Mittagsferne. Nymphen folgen ihrem Locken wie Blüten im Wind.

Nun aber erwacht Pan, und noch trunken von der Seligkeit des Liebesschlafes hört er die Stimme seiner Flöte, rufend aus weiter Ferne. Zittern überkommt seinen Körper. Wieder zirpt es mit rätselhaft höhnender Klage. Plötzlicher Sturm wirbelt seine Glieder empor: Pan begreift, daß der Zauberklang seiner Flöte ihm

verloren ist. Rasend in wilden Bocksprüngen setzt er über die moosigen Felsen. Aber die Flöte trillert mit spöttischem Lachen irgendwo, da und dort.

Da ergreift ein verzweifelter Schmerz den beraubten Satyr. Er dreht sich wie im Veitstanz, hüpft, stampft, strampft, jagt und stürzt, von den Stimmen des Mittags und seiner von fernher lockenden Flöte verwirrt, zwischen Felsen und Baumstämmen hin und her, stößt sich am spitzen Gestein der Grotte und bricht endlich in einem Wirbel von Raserei verröchelnd zusammen.

Das Orchester schweigt. Der Regisseur eilt wieder über die kleine Treppe hinauf zur Bühne. Der Kapellmeister wischt sich die Stirn. Stimmen surren, Rufe tönen, Lichter werden ausgeschaltet. Im Halbdunkel der Bühne und des Orchesters herrscht gedämpfte, rauschende Bewegung.

Gamelin, der die Geige schon in den Kasten gelegt hat und nun das seidene Tuch zusammenfaltet, das er zum Schutz des Kragens unters Kinn gelegt hatte, fühlt, noch befangen von den Tönen, die in seinem Ohr nachhallen, wie eine Hand sich auf seine Schulter legt. Er wendet sich um und sieht Katja Swergow, die hinter ihm steht. In der mangelhaften Beleuchtung, die das abgeblendete Licht der Notenpultlampen über den Orchesterraum legt, kann er ihr Gesicht kaum erkennen. Aber die blonden Haare leuchten auch hier wie zuckende kleine Flammen.

Er steht auf und verbeugt sich: „Sie hier unten? Und schon fertig? Ich dachte, Sie hätten bis zur letzten Szene zu tun."

Sie antwortet nicht auf seine Frage; sagt nur: „Bitte, kommen Sie auf einen Augenblick mit heraus. Ich muß Sie sprechen."

Dann geht sie rasch voran auf die kleine Ausgangstür des Orchesters zu, schiebt den Ledervorhang beiseite und tritt mit Gamelin in den hell beleuchteten, etwas abfallend gebauten Gang.

Jetzt erst sieht Gamelin ihr Gesicht. Es ist frisch abgeschminkt und gepudert, und an einzelnen Stellen, unter den Augen, an den Ohrläppchen und den Nasenflügeln, sind noch kleine rote und schwarzblaue Striche und Flecken sichtbar. Aber unter Puder und Schminkeresten ist das Gesicht blaß und verfallen. Die Augen gehen unruhig, immer wieder zur niederen Decke kreisend, als wollten sie durch Mauern und Räume hindurchdringen, irgendwohin in die große, rastlose Stadt, die draußen, jenseits der Mauern, wie ein brandendes, zehrendes Meer liegt.

„Wissen Sie nicht, wo Jancsi ist?" stößt Katja hastig hervor.

Gamelin verneint. „Ist er denn nicht zu Hause?"

„Hören Sie, Gamelin, Sie müssen Marion und mir zu Hilfe kommen", fleht Katja. „Marion ist krank, Pipette ist krank, und ich . . . ich weiß nicht, ob ich noch gesund oder schon krank bin. . . . Es ist zum Verzweifeln mit Tolborouque, seit jener Nacht."

„Sie meinen den Vorfall bei den Hallen?"

Katja nickt. „Ich begreife nicht, wie es gekommen. Es ging ihn eigentlich gar nichts an . . . und uns alle nicht. . . . Es war nur sehr merkwürdig. Aber ihn traf es offenbar tiefer als uns alle. . . . Seitdem ist etwas in ihm wie

ausgelöscht. Er spricht kein Wort, kommt nur noch ab und zu, wie ein Gast, nach Hause . . . und dann schließt er sich in sein Zimmer ein und spielt Geige. . . . Die Mahlzeiten nimmt er außer Haus — wir wissen nicht, wo. Und wenn man ihn frägt, schüttelt er nur den Kopf, aber kein Wort kommt über seine Lippen. Auch sein Gesicht ist seit jener Nacht ganz anders geworden . . . so wie bei einem Taubstummen . . . Als müßte er immer nach einem fernen Geräusch aus sich hinaushorchen . . . und könnte es nicht finden."

„Was sagt Marion dazu?"

„Ich habe ihr unser Erlebnis erzählt. Aber das ist es ja, daß sie es nicht glauben will. Sie hält das Ganze für eine Erfindung, um sie zu täuschen. Ihre Eifersucht ist durch Jancsis Schweigen zur Verzweiflung gestiegen. Man muß das Schlimmste für sie befürchten. . . . Dazu kommt, daß seit gestern bei Pipette das Fieber wieder zunimmt und das Erbrechen eingesetzt hat, wie nie zuvor. Die Kleine ist nun wie ausgelöscht. Aber Marion kümmert sich kaum darum, als wäre es nicht ihr Kind. . . . Helfen Sie, Gamelin, ich bitte Sie, helfen Sie mir!"

„Soll ich mitkommen? In einer Sekunde bin ich fertig." Gamelin macht eine Bewegung zur Orchestertür, aber Katja hält ihn am Ärmel zurück.

„Nein, nicht mitkommen, aber suchen sollen Sie ihn. Bringen Sie Jancsi zu Marion, gehen Sie, wohin er gegangen sein mag. Fragen Sie meinetwegen die Polizei . . . ich weiß nicht, was da zu machen ist. Aber sorgen Sie dafür, daß Tolborouque wieder nach Hause kommt, ehe Marion oder das Kind oder . . . weiß Gott, mir dreht sich der Kopf. . . . Rasch gehen Sie, lieber Gamelin, laufen Sie. . . Rasch!"

Gamelin verschwindet mit kurzem Gruß hinter dem ledernen Vorhang. Katja steht noch, einen Augenblick zögernd, in dem schmalen, von grellen elektrischen Lichtern erhellten steilen Gang, unentschlossen, als wollte auch sie wieder in den Orchesterraum zurück, aus dem ein brandendes Gewirr von Stimmen und das Rücken von Instrumenten ihr Ohr trifft. Dann besinnt sie sich, kehrt um, geht den Gang hinunter, öffnet langsam die schwere, mit Eisenblech beschlagene Tür am Ende des Ganges und tritt hinaus.

In das kahle Stiegenhaus, das sie nun aufnimmt, dringt mit dem grauen Tageslicht, das von den Hofwänden drüben durch schmutzige Fensterscheiben hereinschlägt, das hohle, dumpfe, saugende Brausen der Stadt.

* * *

„Packen Sie mich nur fest am Steiß . . . so. . . . Und nun vorsichtig, mein Herr, damit kein Unglück passiert! Denn das Genick ist auf diese Weise leicht gebrochen. Reißen Sie mit der Linken zurück, so fest Sie nur können, und geben Sie mir gleichzeitig mit der hartgespannten rechten Kleinfingerseite einen Schlag . . . aber bitte, nicht zu fest! . . . in den Nacken, direkt unter den Schädel. . . . Au, verflucht! Habe ich nicht gesagt . . .?"

Patsy, der diese Lektion erteilt, übertreibt gern ein wenig die Wirkung seiner Methode, die er einem eleganten, glatt frisierten jungen Mann der Gesellschaft, der in Hemdsärmeln inmitten der Gaststube steht, expliziert.

Hinter dem zinkbeschlagenen hohen Schanktisch mit den zahlreichen bunten Likör- und Fruchtsaftflaschen und den großen Siphonkrügen aus hellblauem Glas sieht Patsys Frau, die Wirtin der Schenke „A la bonne marmite", mit sachverständigem Interesse den Handgriffen zu, die der stiernackige und athletisch gebaute Gatte seinem schlanken, abenteuerlustigen Eleven beibringt.

Patsy ist als Kneipenwirt und Boxmeister berühmt im ganzen Viertel der Sorbonne. Er war früher Korporal in der Fremdenlegion und ist nun seit fünfzehn Jahren Pädagoge für Körpergymnastik und Dschiu-Dschitsu. Er erteilt seinen Unterricht in dem gleichen Lokal, das seine Gattin ihrerseits durch gebratene Hammelrippchen und erlesene Fruchtmarmeladen zu einem Heiligtum der studierenden Feinschmecker im Bereich des Pantheon erhoben hat.

„Geben Sie mir noch eine „Grüne", Madame", sagt der dunkelhäutige Herr mit geschminkten Wangen und Lippen, der, als einziger Gast außer dem jungen Sportsmann, in einer Ecke der braungetäfelten und verräucherten Stube sitzt. Seine Zigarette durchzieht den Raum mit süßlich duftenden, stahlblauen Schwaden, und während er raucht, achtet er offenbar geflissentlich darauf, daß seine schmalen, außerordentlich gepflegten Hände stets in einer pretiösen Stellung über dem Tisch sichtbar sind.

„Herr Farkas scheint heute nicht mehr zu kommen", sagt Madame Patsy, indem sie aus einer großen Likörflasche ein frisches Glas füllt. „Es geht schon auf Vier."

Der Herr macht eine Bewegung mit den Schultern, als wollte er sagen: „Meinetwegen." Dann wendet er sich an Patsy: „Vergessen Sie übrigens nicht, Ihrem Schüler den „Wolfsbiß" zu zeigen."

„Selbstverständlich. Werden schon noch dazu kommen", brummt der Boxmeister. Dabei streckt er seinem Schüler den eisernen Muskel hin, den die Spannung der flachen Hand an der Seite heraustreten läßt. „Sehen Sie, so muß das werden. Dann können Sie losziehen."

Der junge Mann lacht.

Während Madame Patsy dem Zigarettenraucher das frisch gefüllte Glas hinstellt, geht die Tür, und Gamelin, erhitzt und verstaubt, erscheint darin. Er überblickt den Raum, die leeren Tische und Stühle, und gewahrt in der Ecke den geschminkten Gast. Mit einem leisen Freudenruf begrüßt er den Zigarettenraucher und eilt auf ihn zu.

„Graf Tzitzo! Gut, daß ich Sie treffe! Ich suche Tolborouque . . . Können Sie mir vielleicht helfen? Sie sind doch in allen Höhlen und Spelunken von Paris zu Hause. . . . Frau Farkas ist krank und das Kind auch. . . . Niemand weiß, wo er ist. Ich bin auf der Suche."

„Nehmen Sie vielleicht Platz. Ich habe mir gerade erst ein Glas bestellt. Außer-

dem ist es doch nur Frau Farkas' Schuld, daß sie sich an einen Zigeuner wie Tolborouque gebunden hat."

„Nein, danke, wenn Sie es nicht wissen. . . . Ich habe versprochen, Tolborouque aufzutreiben . . ." Und Gamelin wendet sich wieder zum Gehen.

„Halt, warten Sie doch. . . . Himmel, hat Ihnen diese Frau eingeheizt! Erzählen Sie mir doch, bitte, erst mal in aller Ruhe, was Sie hierher führt. Dann können wir immer noch sehen, ob wir Tolborouque irgendwo aufstöbern werden."

„Aber wenn Sie doch nicht wissen, wo Tolborouque ist . . .", antwortet Gamelin und bleibt unschlüssig an der Tür stehen.

„Habe ich denn gesagt, daß ich es n i c h t wüßte?" gibt der Graf zurück. Mit einer gleichgültigen Bewegung seiner feinen, schlanken Hand zerteilt er den Zigarettenrauch, der vor ihm lagert. „Sollten Sie nicht wissen, daß jeder, und gar ein Künstler, manchmal seine Atmosphäre erneuern muß, wenn er nicht vollkommen darin ersticken will? Wenn ich recht weiß, so lebt Tolborouque seit einiger Zeit von seiner Familie getrennt . . . oder wollen wir sagen: nur sehr lose mit ihr verbunden. Ich kenne die Gründe nicht, warum er das tut, aber ich respektiere sie auf alle Fälle. Ich respektiere sie, weil ich mir die sensible Schicht noch bewahrt habe, die zwischen Menschen lagert, deren Haut nicht im Gefühl ständiger familiärer Reibungen verhärtet wurde. Ich habe keine Familie, außer im Jenseits — dort allerdings eine ziemlich große. Aber ich bin Gott dafür aufrichtig dankbar, daß sie ausgestorben ist. . . . Wenn ein Mann wie Tolborouque, weil Gott ihm nicht hilft, sich selbst aus seiner Familie verbannt, so bin ich nicht berechtigt, gegen ihn die Vorsehung zu spielen."

„Also w i s s e n Sie, wo er jetzt ist!?" ruft Gamelin erregt und steht mit zwei, drei Schritten wieder am Tisch des Grafen. „Dann also m ü s s e n Sie mir's sagen! Verstehen Sie, es sind keine familiären Launen, sondern Gesetz und Recht, wenn eine Frau wissen will, wo ihr Mann steckt. Mit einem Wort: Sie haben die Pflicht, mir zu sagen, wo Tolborouque ist!"

Gamelin kreischt nun beinahe. Seine behandschuhten Hände stoßen fuchtelnd durch die Luft und fallen dann zu beiden Seiten des Körpers nieder.

„Der Herr, den Sie suchen, kommt täglich zu uns", mischt sich Patsy nun ins Gespräch. „Nur eben heute ist er ausgeblieben."

„Ja, Herr Farkas ißt hier immer zu Mittag", ruft vom Schanktisch her auch die Wirtin.

„So, und wo ist er heute?"

Herr und Frau Patsy wissen es nicht zu sagen.

Graf Tzitzo schneidet eine gelangweilte Grimasse und zuckt die Achseln. „Mein Gott, es ist ja vielleicht nur eine Marotte von ihm. Lassen Sie ihm doch seinen Frieden, und stören Sie ihn nicht auf. Tolborouque hat, wie Sie vielleicht wissen, die Sprache verloren. Das heißt: nicht die physische Fähigkeit, sondern — wie soll ich nur sagen? — die logische Voraussetzung zum Sprechen. Er traut einfach nicht mehr den Worten . . . wie es Leute gibt, die auf einmal nicht mehr der

Festigkeit des Bodens, auf dem sie stehen, vertrauen. Ist das so etwas Unbegreifliches, diese Art Platzkrankheit . . . diese Idiosynkrasie gegen die Sprache? Jeder erlebt doch so etwas zu Zeiten. Ich wenigstens verstehe es ganz gut. Aber seine Familie und seine Freunde wollen es offenbar nicht begreifen. Sie verlangen Erklärungen, quälen mit Fragen, die Tolborouque, so wie er ist, natürlich nicht beantworten kann und will. Soviel Besorgnis aber ist unerträglich, selbst wenn die Zunge, um sich ihrer zu erwehren, leichter geht als in Tolborouques Mund. Ihm ist der Zwang zu sprechen ebenso qualvoll, wie einem vom Star Operierten der Zwang des Lichtes. Lassen Sie ihm doch seine Dunkelheit, lassen Sie ihm doch sein Schweigen. Ich kann nicht glauben, daß es Gesetze gibt, die erlauben würden, einem die Stummheit zu rauben."

„Doch, es g i b t solche Gesetze! Graf Tzitzo, ich beschwöre Sie . . Sie müssen . . Sie müssen mir unbedingt sagen, wo Tolborouque ist!" fährt Gamelin wütend empor und schlägt mit der Faust auf den Tisch, daß das Glas darauf klirrend zu tanzen beginnt. „Ich schiebe alle Verantwortung Ihnen zu! Es handelt sich nicht um Rücksichten auf die Familie, sondern ganz einfach um das Leben seiner Frau und seines Kindes!"

„Ich bin unschuldig an diesem Verrat", antwortet der Graf. „Sie üben Erpressung an mir. Kommen Sie also in Gottes Namen, ich führe Sie zu ihm."

Er schiebt das halbvolle Absinthglas beiseite und erhebt sich. Dabei merkt Gamelin, daß Tzitzo schwankt. Er nimmt den Grafen untern Arm und führt ihn zur Tür. Vor dem Ausgang wendet sich Tzitzo noch einmal um und lüpft den Hut.

„Ich habe für sein Schweigen nicht Worte gespart. Sie sind meine Zeugen", sagt er pathetisch.

Dann fällt die Tür hinter ihm aufs Schallpolster.

Gamelin und Tzitzo treten, Arm in Arm, hinaus auf die Straße. Ein träger, lauer Wind schlägt ihnen entgegen und umgibt sie beide mit dem Surren eines ungeheuren tanzenden Kreisels.

* * *

„Zur Rue au chat qui pêche!" ruft der Graf dem Droschkenkutscher zu, dessen Gefährt, einem Wink folgend, über die Straße auf müden Pneumatiks heranrollt.

„He, wohin?" frägt der alte halbtaube Kutscher, indem er sich vom Bock herunterbeugt.

„Fahren Sie zur Seine hinunter und dann rechts hinauf; ich lasse Sie halten."

Gamelin und der Graf steigen ein. Langsam und lautlos fährt der Wagen auf glattem Asphalt bergab; und in seinem elastischen Schwingen und Federn sinkt Tzitzo, der sich in die Polster zurückgelehnt hat, sofort in Schlaf. Die Augenlider fallen ihm zu, und der Unterkiefer sinkt haltlos herab auf die Brust.

Der Musiker rückt von dem Schlafenden ab, aus dessen offenem Mund beim Atmen warmer alkoholischer Duft strömt. Aus halbgeschlossenen Augen sieht er den geschminkten und übermäßig gepflegten jungen Mann an, dessen Erscheinung,

wo immer er ihr begegnet war, die widersprechendsten Empfindungen in ihm ausgelöst hatte. Die gezierten Bewegungen, die auffällig weibische Haltung des Grafen hatten ihn stets angezogen und abgestoßen zugleich. Es war etwas von Wildgeruch und Abenteuerlichkeit in der Atmosphäre um diesen Menschen. Aber wie sollte man begreifen, daß er ein Mann war? Und wenn er es *nicht*, das heißt: nicht ganz war . . . wie war es wiederum möglich, daß gerade Tolborouque ihn zu seinem Freund und Vertrauten machte?

Der Atem des Schlafenden umweht Gamelin. Er berauscht ihn fast, dieser Hauch von Absinth und Speichel. Sonderbar, daß er ihn nicht ekelt. . . . .

Gamelin betrachtet aufmerksamer das Gesicht des Schlafenden . . . die geschminkten, leicht geschwungenen Lippen und Wangen, die etwas gepolsterte, spitz zulaufende Hand mit den Grübchen über den Fingern, dann die langen, seidigen Augenbrauen und Wimpern, das volle Kinn, den runden Hals, die schmale Nase und auf der Oberlippe das kleine, glänzende Schnurrbärtchen, das ganz fremd und beinahe willkürlich in diesem Gesicht steht.

Plötzlich neigt sich Gamelin weit vor und starrt den Schlafenden überrascht an. Dieses Schnurrbärtchen . . . er betrachtet es aufmerksamer . . . ja, was ist daran nur so merkwürdig?

Dieses Schnurrbärtchen . . . ist es nicht eine künstliche Nachahmung, irgendwie mit Mastix auf die glatte Oberlippe geklebt? Und dieser Mund, diese Schläfen, dieses Kinn, dieser Hals, diese Wangen . . . wie war das nur möglich? . . . Sind sie nicht Mund, Hals, Schläfen, Kinn und Wangen einer *Frau*?

Gamelin fühlt, wie ihm das Blut ins Gehirn treibt. Er preßt die Fingernägel hart in die Handflächen, daß sie ihn schmerzen. Er spannt den Rücken gegen die Polsterung der morschen Droschke, daß das alte Gefährt in allen Fugen kracht. Diese Täuschung . . . denn er sieht nun ganz deutlich, daß der schlafende Mensch neben ihm nicht Mann, sondern Weib ist . . . wie war es möglich, daß er sie nicht längst schon durchschaut hatte? Wie konnte er je daran gezweifelt, nein, es überhaupt nicht gesehen haben, daß dieser Graf Tzitzo eine verkleidete Frau ist?

Gamelins Gedanken springen ab und gleiten zu Tolborouque. War also doch seine Stummheit nur eine Komödie? Hatte Marion richtig geahnt und gefürchtet? Hatte ihre Eifersucht tiefer gesehen als er, Gamelin, und Katja Swergow, die Freundin?

Einen Augenblick hält Gamelin auch das für möglich. Aber dann sieht er Tolborouque vor sich, wie damals in jener Probe des neuen Balletts der Russen. Es war nach der Nacht bei den Hallen, das letzte Mal überhaupt, das er ihn gesehen hatte. Er erinnert sich, wie Tolborouque ins Orchester trat, ohne zu grüßen. Alle sitzen schon bei ihren Instrumenten, nur Tolbouques Platz war noch frei.

Nun stimmt Tolborouque seine Geige. . . . Merkwürdig, dieses Gesicht . . . etwas maskenhaft Fremdes sitzt um den Mund und die Augen.

Da hebt der Kapellmeister den Taktstock, und die Bogen der Geiger streichen

über die Instrumente. Gamelin sieht nun nichts mehr von Tolborouque; nur noch Noten tanzen vor seinen Augen.

Aber in der ersten Pause neigt er sich zu dem Zigeuner hinüber. Tolborouques Gesicht hat sich vollkommen verändert. Die dunkle braungelbe Haut ist kalkweiß geworden, die Augen fiebern, Schweiß perlt auf Stirn und Wangen. Der Mund mit den blauen, ausgetrockneten Lippen ist halb geöffnet, wie bei einem Verdurstenden.

Gamelin frägt, und Tolborouque antwortet mit leisem Stöhnen. Er greift mit der Hand an die Gurgel und ächzt wie ein Sterbender. Es klingt wie: „Njelwem . . Szegenji onjanjelwem!"

Diese Worte haben sich Gamelin, obwohl er sie nicht versteht, schneidend tief ins Gedächtnis geprägt. Etwas wie ein Notschrei klang daraus; es bohrte sich spitz und brennend ins Herz hinein.

Und nun sieht Gamelin, wie Tolborouque aufstehen will. Aber da klopft schon wieder der Kapellmeister und hebt den Taktstock. Gamelin sieht noch, indem er sich über die Noten beugt, wie Tolborouque zitternd seine Geige unters Kinn legt.

„Nun kommt jene Stelle", denkt Gamelin, und während seine Augen dem Taktstock des Kapellmeisters folgen, lauscht er zu Tolborouque hinüber.

Nun muß es kommen . . . nun . . . nun . . .

Da hört Gamelin plötzlich das Knarren eines Stuhles. Es klappert so ungestüm in das Piano hinein, daß der Kapellmeister von der Partitur aufschaut und einen wütenden Blick auf Tolborouque wirft. Gamelin aber vergißt vor Entsetzen zu geigen. Er schaut sich um und sieht, wie Tolborouque sich erhoben hat und einem Betrunkenen gleich aus dem Orchester torkelt. . . . .

Das war das letztemal, daß Tolborouque im Theater war. Auch Gamelin hat ihn seitdem nicht wieder gesehen. . . . . Wie lange war das nun her? . . . . Gestern . . . vor einer Woche . . . oder vor einem halben Jahr? Man weiß nie, wann Dinge, die man wirklich erlebt hat, sich wirklich ereigneten; sie hängen nicht in der Zeit, sondern die Zeit hängt in ihnen. . . . War dies alles denn schon vorbei? Oder ereignete es sich nicht gerade erst jetzt, während Gamelin glaubte, hier im Wagen zu sitzen? Rollte es nicht neben ihm her, leibhaftig und greifbar?

In diesem Augenblick biegt die Droschke, lebhaft schwankend in ihren ausgeleierten Federn, zum Seinequai ein. Graf Tzitzo erwacht, gähnt, lächelt.

Gamelin wird rot und stottert verlegen.

Tzitzo streift Gamelins Gesicht mit einem raschen Blick von der Seite und unterbricht Gamelin, noch ehe er Worte gefunden hat, sich zu erklären.

„Beruhigen Sie sich, mein Freund", sagt sie leichthin, ohne eine Spur von Befangenheit. „Ich sehe Ihnen an, was Sie inzwischen entdeckt haben, während ich meinen Absinth ausschlafen mußte. Ich habe keine Angst, daß Sie ein Geheimnis mißbrauchen werden, dessen Kenntnis Sie vorhin einer unverzeihlichen Grobheit schuldig gemacht hätte. Es kommt mir übrigens in diesem Punkt nicht so sehr auf Ihre Diskretion an, wie bei etwas anderem, das Sie mir abgezwungen haben. . . . He, Kutscher, halten Sie hier! Wir sind am Ziel."

Die Droschke bleibt am Eingang einer Sackgasse stehen, die kaum etliche fünfzig Meter lang ist, und deren schmutzigraue, verwahrloste Häuser wie abgenützte Kulissenwände aus holprigem Pflaster emporwachsen. Jenseits der Seine, die sich hier in schmalem Arm um die „Insel" drängt, stehen gewaltig und drohend, wie zwei riesige gegen den Himmel gerichtete Hämmer, die beiden stumpfen Türme von Notre-Dame.

„Kommen Sie also in Gottes Namen", sagt Tzitzo, indem sie Camelin vorangeht und beim zweiten Haus in einen unsauberen Flur einbiegt, der mit allerhand Gerümpel aus einer Alteisenhandlung wie der Laderaum eines Schiffes vollgestaut ist.

Vor einer schmutzigen, rußüberzogenen Marmortreppe, die früher weiß gewesen sein mochte, und aus deren Glanztagen noch ein abgetretener, trübroter Teppichläufer die ersten Stufen bedeckt, bleibt sie stehen.

„Was Sie nun sehen werden, ist vielleicht nur ein Spiel", wendet sich Tzitzo an Camelin, der ihr verstört und benommen, als erlebe er alles im Traum, gefolgt ist. „Aber Spiel ist auch die Musik. Und jedes Spiel ist ein Kampf mit leichtester Waffe gegen die plumpe Wirklichkeit, die uns umstellt. Wer einen Ausweg und Aufstieg aus dieser Wirklichkeit in eine andere, freiere Welt sucht, liebt das Spiel und liebt darum auch die Musik. . . . Fragen Sie nicht nach woher und warum. Alle höheren Dinge und Wesen finden ihre Vollendung in der Zwecklosigkeit. Wahrscheinlich ist auch das, was Sie nun sehen werden, eine solche Zwecklosigkeit. Aber darin liegt die Vollendung des Werks: es erfüllt sich in sich selbst. . . Seit der Ruf der ersten Flöte und der Sang der ersten Leier erklang, ist dies der holdeste und erschütterndste Traum, der je Verwirklichung fand."

Die Gräfin hält einen Augenblick inne und fährt dann fort: „Damals, als ich Tolborouque mit einer lächerlichen Kleinigkeit helfen durfte, sein Werk zu vollenden, hatte er seine primitive Werkstatt in diesem Hause schon eingerichtet. Ich habe ihn seitdem oft zu bestimmen versucht, eine andere Wohnung zu mieten. Aber er bleibt, wo er nun einmal ist. Dieses alte Gerümpel von Haus gehört einem Landsmann Tolborouques, einem jüdischen Eisenhändler, der, trotzdem er ein Geizkragen ist, das erste Geld zum Ausbau des Werkes vorstreckte. Das kann ihm Tolborouque nicht vergessen. Oder vielleicht ist es auch eine Art Aberglaube, wenn er hier bleibt. Jedenfalls rührt er sich nicht aus dieser Spelunke heraus, obwohl es hier, wie Sie sehen und hören, nicht gerade einladend und behaglich ist."

Während die Gräfin noch sprach, hat sich irgendwo im Hof oder in einem hintenhinaus gelegenen Zimmer des Hauses laut klapperndes Getöse und wirres Geschrei erhoben.

„Oj—oj—oj—oj!" hört man eine schrille weibliche Stimme kreischen. „Ausgeharkent und ausgemeckt sollste wer'n! Wann sollste gepickt und wann sollste gebrieht wer'n! Ä miese Meschunne sollste einnehmen . . . oj, du Chasa, derstick!"

Ein rasselndes Geräusch, als würde eine Ladung Scherben aufs Pflaster geschüttet, folgt diesem Geschrei. Darauf antwortet in tieferer Tonlage eine

gurgelnde, grollende, männliche Stimme: „Schweig', du Schett, oder ich geb' der ä Patsch, daß der die Zähn' erausfliegen, wenn de nix schweigst. . . . Joj ischtenem, Klaffte du! Ä so ä mieser Menuwwel mit Kleppelach an der Busch will mer verfluchen. . . . Joj, schweigste, du Klaffte, du Schett, du Menuwwelponim, halt's Maul . . . tarcsd a szàjadat!"

Darauf mit sich überschlagender, aber schon schwächer werdender Stimme das Weib: „Aj, Spitzbub, Ganef du, ich laß mer noch scheiden. . . . Oj, du . . . du . . . wart' nur!"

Plötzlich aber bricht die Stimme ab und erstickt in plärrendem Geheul.

„Das ist der Eisenhändler und seine Frau", erklärt Tzitzo dem erschrocken aufhorchenden Gamelin. „Alle vierzehn Tage, mit kalendarischer Genauigkeit, haben die beiden ihr Gewitter zur Reinigung der häuslichen Atmosphäre. Wir haben es gerade getroffen. Im übrigen, ob Sie es glauben wollen oder nicht, sind sie ein Paar, das man wegen seines glücklichen Zusammenlebens beinahe ein wenig beneiden könnte."

Tzitzo beginnt indessen die Treppe hinaufzusteigen. Schwüler Geruch von Spülicht, Eisen und Kohlenstaub liegt überm Stiegenhaus. Durch vier Stockwerke wandern Tzitzo und Gamelin an den Wohnungstüren vorbei, die mit zahlreichen Namensschildern und Visitenkarten bedeckt sind. Im fünften Stock endlich, vor der Speichertreppe, macht die Gräfin Halt und zieht aus der Tasche einen Schlüsselbund.

„Hier sind wir", sagt sie und steckt den Schlüssel ins Schloß. „Aber bevor wir hineingehen, möchte ich Sie um Eines noch bitten: Stellen Sie weder an mich, noch an Tolborouque Fragen! Sagen Sie nicht mehr, als unbedingt notwendig ist und als Sie glauben, nicht vor Tolborouques Familie, sondern vor Ihrem eigenen Gewissen verantworten zu können. Vergessen Sie überhaupt, wenn irgend möglich, diese Familie, die mit dem Werk, das Sie sehen werden, nicht das geringste gemein hat."

Gamelin antwortet wie aus einem Traum heraus mit ganz fremder Stimme: „Aber Sie wissen doch, Gräfin, daß es sich um das Leben seiner Frau und seines Kindes handelt. Oder glauben Sie, das wäre nicht die Gefahr einer Frage wert?"

Tzitzo legt unwillig die Stirn in Falten; das aufgeklebte Schnurrbärtchen steht böse und drohend über den zornig gespannten Lippen.

„Und wenn es so wäre! Ich sage Ihnen noch einmal: ich halte diese Drohung einer Frau und eines Kindes, wo es sich um ein solches Werk handelt, für eine Erpressung. Immerhin tun Sie, was Sie nicht lassen können. Aber Sie müssen wissen: wenn Sie Tolborouque zum Sprechen z w i n g e n, so zerreißen Sie etwas in ihm, was nie wieder zu heilen ist. Der Verlust von Weib und Kind ist für einen Mann, der sein Werk hat, zu überwinden. Sein Werk ist ihm alles. Werk oder Spiel aber sind Eines, und Spiel ist ein tieferer Trieb als Geschlecht und Fortpflanzung . . ."

„Ich zerstöre doch nicht sein Werk, wenn ich mit ihm spreche."

„Gerade das tun Sie. Denn dieses Werk ist eine Sprache ü b e r der Sprache. . . Hören Sie, Gamelin, und überlegen Sie sich einmal, wie das alles gekommen sein

mag. Denken Sie sich, Sie wären, wie Tolborouque, irgendwo im Sprachenwirrwarr einer Balkangrenze aufgewachsen — ein Jahrmarkt von Klängen und Sprachen orgelt da durcheinander! Kein Satz geht durchs Ohr, der nicht vielerlei Trachten trüge. Jeder weiß, daß jede Sprache lügt . . . und daß Worte — nichts als Worte sind. Was ahnen wir davon, was es heißt: im Zwiespalt der Seele und des Wortes zu stehen? Dort unten aber ist jeder mit diesem Zwiespalt geboren. Und es ist darum kein Zufall, daß man dort die Musik mehr liebt, als irgendwo sonst auf der Welt. Denn Musik ist die Sprache, die nicht mit falschen Worten und Begriffen spielt . . . was sie spricht, meint sie . . . was sie meint, ist sie. Kein Abgrund klafft, nichts Unüberbrückbares. Klang ist Sein — Sein ist Klang . . .“

Tzitzo macht wieder eine Bewegung mit der Hand, als wollte sie eine Rauchwolke zerteilen. Gamelins Augen hängen an dem kleinen aufgeklebten Schnurrbärtchen, das auf der Oberlippe zittert.

„Gewiß, ich verstehe Sie . . . und doch . . .“, stottert er.

„Denken Sie sich, Sie wären ohne Muttersprache geboren“, fährt Tzitzo erregt fort. „Denken Sie sich, Sie hätten Ihre Muttersprache vergessen, verloren . . . sie wäre einfach in Ihnen ausgelöscht. . . . Was dann? . . . Etwas Fremdes wächst darüber, aber es bleibt Ihnen fremd. Nur Rhythmus und Melodie erfüllen das Blut: etwas Wogendes, Wolkiges, Unbegreifbares — wie ein klingender Nebel. . . Ihr Instinkt, unterirdischer wühlend als der Verstand, wittert Geheimnis hinter der Klarheit der Worte. Plötzlich bricht das Geheimnis durch: . . . jeder muß seine eigene Sprache finden, dann versteht ihn jeder. Glauben Sie nicht, daß Sie von diesem Augenblick an Ihre fremde Sprache verachten müßten? Ja, verachten und hassen, weil sie eine tyrannische, fürchterliche Illusion war, eine würgende, grausame Abstraktion, die ihre Klauen um jedes Gefühl, jede Vorstellung schlägt?“

Tzitzos Augen sprühen, ihr Atem stößt hastig.

„Durch das Erlebnis, dessen Zeuge Sie selbst waren, ist das Geheimnis in Tolborouque aufgebrochen . . . Es hat die fremde Sprache in ihm erstickt. Es hat den Zusammenhang zwischen Seele und Wort, den dunklen Weg aus dem Chaos des Sinnes und der Vorstellung zur artikulierten Klarheit des Wortes verschüttet. Tolborouque aber hatte die Sprache der Farben und Töne: *seine* Sprache, *seine* Musik. . . . Lassen Sie ihm dieses Spiel, lassen Sie ihm die letzte Möglichkeit seiner nach Ausdruck hungernden Seele. Zwingen Sie ihn nicht, die vergessene Sprache zu suchen, zwingen Sie ihn nicht in Verzweiflung und Wahnsinn hinein!“

Die Gräfin öffnet nun die Tür, die mit zwei Sicherheitsschlössern versperrt ist, und tritt in den dunklen Vorplatz ein.

„Ich werde kein Licht machen, damit sich unsere Augen an die Dunkelheit gewöhnen können“, sagt sie und schließt die Tür wieder von innen ab. „Passen Sie auf, damit Sie sich nicht stoßen. Hier können Sie ablegen. Ich komme sofort wieder.“

Gamelin hört, wie die Gräfin vorsichtig und leise eine Tür öffnet und wieder

schließt. Dabei fällt ihm auf, daß kein Lichtstrahl durch die geöffnete Tür in den Vorplatz hereindringt.

Sind denn auch die übrigen Zimmer der Wohnung in dieses dämmrige Dunkel gehüllt?

Allmählich gewöhnen sich Gamelins Augen an die Nacht, die sie umgibt. Er befindet sich in einem dürftig ausgestatteten Raum, fast ohne Möbel, an dessen Wänden, außer einem Spiegel und einem Kleiderhaken, nur noch zwei oder drei stumpf glänzende Ölbilder hängen.

Nach einigen Minuten kommt Tzitzo wieder zurück. Sie tritt aus einem Zimmer, das noch dunkler zu sein scheint, wie der Raum, in dem Gamelin wartet.

„Kommen Sie", flüstert die Gräfin und winkt Gamelin näher zu sich heran. „Aber sprechen Sie nicht, ehe ich wieder Tag gemacht habe. Sie können Tolborouque improvisieren sehen."

Gamelin geht durch die dunkle Tür. Er fühlt unter seinen Füßen einen dicken Teppich, der jeden Laut erstickt. Über seine Augen senkt sich undurchdringliche Finsternis. Tzitzo, die merkt, daß Gamelin in der Dunkelheit zögert, reicht ihm die Hand und führt ihn, wie es scheint, durch ein großes, mit weichen Teppichen ausgelegtes Zimmer. Dann kommt ein schwerer Vorhang, der beiseite geschoben werden muß.

Plötzlich sieht sich Gamelin, wie in einer nächtlichen Meeresgrotte, von tiefblauem Nebel umkreist. Es ist ein schweres, mit samtigem Schwarz untermischtes Ultramarin.

Gamelin, im Zweifel, ob er wache oder träume, streicht sich mit der Hand über die Augen. Der blaue Nebel bewegt sich, rhythmisch durchzittert von leuchtend azurnen Funken. Wie gleichmäßig niederfallende Tropfen versinken sie in dem farbigen Nebel: gewaltige Tränen einer melodisch bewegten Trauer.

Indes schwillt mit atmenden Takten, gespeist aus dämmernder Tiefe, die schwebende Leuchtkraft des Nebels. Aus unsichtbarem Schacht wirbelt, wie aus farbenspeiendem Brunnen, das immer strahlender blauende Licht — während die fallenden Funken mit hämmernden Stößen durch alle Skalen des Blau sich nach Grün hin verfärben.

Das Grüne entfaltet sich nun zu smaragdener Glorie . . . und fiebernd sprühen Viervierteltakte dazwischen in glitzerndem Gelb.

Doch da mahnen schon wieder aus bangender Tiefe gesandte grünschwarze Schatten und pochen, in wuchtender Schwermut, wie Schicksalsmahnung an Helles.

Laubgrün aber siegt und wiegt sich in breiten gebundenen Takten der Reife. Gesättigt und trächtig von Säften ist dieses Grün und gleicht in seiner strotzenden Fülle gespannten und schwellenden Trauben.

Wieder aber erhebt sich der grünschwarze Schatten, geheimnisvoll drohend, ein unverstandenes Warnen, und verschwindet sodann. Nur ein Hauch seiner Schwere bleibt über dem Laubgrün zurück.

Da bricht plötzlich, von rasendem Tempo getrieben, ein wirbelndes Bacchanal von Rot, Gelb, Violett und Orange aus farbensingendem Munde, der sich gleich einer Posaune von Feuer vor trunkenen Augen öffnet. Ein wildes Furioso von grellen Farben und Lichtern entlädt sich in prasselnden Funken. Das grüne Geschwele ertrinkt unter peitschenden Rhythmen. Der warnende Schatten erlischt unter jubelnder, brausender Buntheit. Flammendes Rot stößt endlich gewaltig durch und verzehrt mit gieriger Zunge die anderen Farben. Aus Karmin hebt sich flackernd zinnoberne Lohe. Gelb schlägt noch einmal vor . . . und erstickt. . . . Dann breitet sich kupferne Schwermut, ermattend in tiefbrauner Dämmerung schwindend.

— — — — — — — — — — — — — — —

Gamelin fühlt: ringsum ist Nacht.

Nur noch einzelne Farbflecken treiben, wie spukhafte Nebelgebilde, vor seinen Augen vorüber.

Was war das? . . . War es Musik, war es Traum, war es Wirklichkeit?

Etwas schwingt noch nach in der Finsternis, wie ein Orgelton, der in die Tiefe eines weiten Gewölbes verklingt. Aber der Klang dieser Orgel ist Licht, und ihre Register sind Farben. . . .

Musik der Farbe! Melodie des Auges!

Nicht mehr an den nüchternen Zwang von Dingen gebunden, sondern frei! Sich selbst erfüllend! Sich selbst eine Welt! Ein leuchtend buntes Spiel der Phantasie! Nur Rhythmus! Nur Licht! Nur Harmonie der Farben!

O, wie beschwingt diese stumme Musik die Sprache der Seele! Wie erlöst sie Dumpfes, das nie zu Worten gefunden hat! Wie berauscht sie den Geist! Wie trägt sie ihn leicht über rauhe und kantige Dinge in eine verklärtere Welt!

Eine wundersame Trunkenheit durchströmt Gamelin . . . als hätte er, der Musiker, zum ersten Male wirklich Musik gehört. Als wäre er taub, als wären seine Sinne verklebt und verschlossen gewesen und öffneten sich nun einer neuen, lichteren Welt.

War nicht die Schwere und Unvollkommenheit jedes Instrumentes, der Beiklang, das Unreine, Disharmonische jeder Tonsprache in dieser Musik der Farben und des Lichtes auf Flügeln der Reinheit überwunden? War hier nicht Vollendung erreicht, wie sie unter allen Instrumenten der Klangmusik kaum der Stimme der Orgel und Geige gegeben war?

O Musik! O Seele! O Farbe! O Licht! O befreiende Melodie!

Gamelin preßt sich die Hand vor die Stirn. Er fühlt, wie sein Blut durch die Schläfen wirbelt. Seine Knie werden schwach, aber ihm ist gleichzeitig, als würde sein Körper leicht und schwebend.

Auf farbige Wolken fühlt er sich gebettet und irgendwohin, in leuchtende Räume getragen. . . . .

* * *

Wie Gamelin erwacht, findet er sich zwischen geblümten Seidenkissen auf einem lichtgrünen Sofa liegend. Ein tiefschwarzer schwerer Teppich bedeckt den Boden des

ganzen Raumes. Wände und Decke des Zimmers sind mit einer stumpfweißen, glatten Tapete, die wie Leinwand aussieht, überzogen. An den Fenstern, die weit offen stehen, sind weiße Holzläden und darüber mächtige, nun zurückgeraffte Portieren.

Vor einem ebenholzenen Kasten, der einem Harmonium gleicht, und dessen offenstehender Deckel eine Klaviatur mit Registern zeigt, sitzt auf einer schwarzen Bank Gräfin Tzitzo. In ihrem geschminkten Gesicht bemerkt Gamelin sofort eine Veränderung — das kleine aufgeklebte Schnurrbärtchen, mit dem Gamelin die Gräfin immer gesehen hatte, ist abgenommen. Statt der Männerkleidung trägt Tzitzo einen japanischen Schlafrock aus weißer Seide mit zart aufgemalten rosaroten Apfelblüten. Die kurzen Haare, die sonst immer gescheitelt waren, stehen kraus wie eine dunkle Aureole um das junge Gesicht.

Wie Tzitzo bemerkt, daß Gamelin erwacht ist, legt sie ohne Eile die Notenblätter, in denen sie gelesen zu haben scheint, beiseite. Gamelin richtet sich auf. Er beginnt sich zu erinnern, daß er bei Tolborouque war, daß Gräfin Tzitzo — „Graf" Tzitzo vielmehr — ihn in ein dunkles Zimmer geführt, und daß er da dieses seltsame Spiel der Farben gesehen hatte.

Er erinnert sich auch scharf und deutlich des Eindruckes, den diese unerhörte Musik auf ihn gemacht hat. Er mußte vor Freude und Erregung ohnmächtig geworden sein. Aber wie war er dann hierher in dieses weiße Zimmer gekommen?

Oder war das vielleicht noch Tolborouques Wohnung? Jene stockfinstere Wohnung neben dem Speicher des verwahrlosten Hauses mit der Alteisenhandlung unten im Korridor und dem häßlichen Geschrei und Geschimpfe der sich zankenden Eheleute?

Er sah durch die offenen Fenster hinaus über graue und ziegelrote Hausdächer. Da standen in einiger Entfernung, das Häusergewirr überragend, mächtig und stumpf wie zwei riesige Schmiedehämmer, die beiden Türme von Notre-Dame.

Das war also wirklich Tolborouques Wohnung. Es konnte nicht anders sein. Rue au chat qui pêche, gegenüber der „Insel" der Kirche.

„Wenn Sie sich ausgeruht haben," sagt die Gräfin, „so könnten Sie hinauf gehen zu Marions Wohnung . . . zu Frau Farkas, meine ich . . . Es ist nicht weit von hier. Sie werden dort Tolborouque finden."

„Tolborouque bei Marion . . .?" flüstert Gamelin noch ganz benommen. Er kann diesen Zusammenhang im Augenblick nicht fassen.

„Ja, Tolborouque bei Marion," nickt die Gräfin. „Ich habe Ihnen Ihre Mission abgenommen und es ihm selbst gesagt. Vor einer Stunde ist Tolborouque nach Hause gegangen."

„Nach Hause . . ." stammelt Gamelin tonlos. Er kann diese Frau nicht begreifen. Sie, der mit Tolborouque dieses Werk gemeinsam war, gab ihn an Weib und Kind, an Eifersucht und Krankheit zurück? Sie, die so leidenschaftliche Warnerin und Hüterin war, hatte selbst getan, wovor er, Gamelin, nachdem er das Werk Tolborouques gesehen und erlebt hatte, zurückgeschreckt wäre?

„Nach Hause . . . ja," antwortet die Gräfin. „Er mußte diese Freiheit haben: — ob Marion und Pipette — oder die stumme Musik . . . und mich." — Sie klopft dabei mit der Hand auf das schwarze Harmonium, das einen schwachen, dumpfen Schall gibt. — „Auch ich wollte diese Entscheidung, nicht nur Marion."

„Ja, es mußte vielleicht so sein", sagt Camelin und reicht der Gräfin die Hand zum Abschied. „Es ist notwendig, daß alles Phantastische irgendwo in der Wirklichkeit endet. Vielleicht sind Sie . . . vielleicht Marion und Pipette die stärkere Wirklichkeit, die nun für Tolborouque . . . und sein Werk bestimmt ist. Jedenfalls müssen Sie nun, da er heimgekehrt ist, auch mit dieser zweiten Möglichkeit rechnen . . . Haben Sie Dank . . . Ich gehe . . ."

Er verbeugt sich. Tzitzo geleitet ihn zur Tür. Draußen im Treppenhaus hört er irgendwo jemand schluchzen. Er nimmt rasch die Stufen und eilt die fünf Stockwerke hinunter, wie auf der Flucht.

Wie er drunten im Flur steht, krampft sich ihm das Herz zusammen, und er sinkt fast zu Boden.

Er rafft sich auf und tritt vor die Haustüre. Brausend schlägt ihm mit der freien Luft der Atem der Stadt entgegen.

* * *

Ein unartikuliertes Stöhnen liegt wie ein Stein in Tolborouques Brust.

Die Straße zischt, pfaucht, heult, kracht, schnarrt und knattert von rollenden Rädern, stampfenden Hufen, explodierenden Gasen und hastig geschleuderten Schreien. Unter den hohen Laubengängen der Rivolistraße fängt sich das tolle Getöse und entlädt sich, vom Echo der wuchtigen Säulen verdoppelt, in Tolborouques Ohr.

Drohend knurren und grunzen die Hupen der Autobusse; die Scheiben dröhnen und klirren im Vorbeifahren, als sollten sie zu Scherben zerstoßen werden. Lachend schwanken auf hohen Dachsitzen die Fahrgäste hin und her wie auf einem vom Sturm gewirbelten Schiffchen.

Zwischen all diese Laute mischt sich als ständige Begleitung das monotone Reiben und Schleifen der Schritte unzähliger Fußgänger, die sich mit faszinierter Eile, als ginge es mit dem Wagen nebenan um die Wette, unter den heißen, von Schaufenstern spiegelnden Arkaden aneinander vorbeidrängen.

Die Sonne steht schräg über Bäumen und Gitter des Tuileriengartens; von der fieberhaften Bewegung der Straße mit ergriffen, beunruhigt und angetrieben, scheint sie zwischen den Säulen der Bogengänge wie ein feuriges Perpendikel hin und her zu schwingen.

Tolborouque, von der Brandung der Straße umspült und gestoßen, drängt vorwärts . . . er weiß nicht, wohin. Er hat den schwarzen Zigeunerkopf mit dem hellgrauen Filzhut zwischen die Schultern gezogen und, vornüber gebeugt, die Hände auf dem Rücken ineinander geflochten, daß sie unter dem klammernden Druck blutleer und elfenbeingelb schimmern. Seine nebelfeuchten großen, schwarzen Augen

schwimmen besinnungslos über Menschen und Dinge. Er weiß nicht, was er sieht ... er weiß nicht, wo er geht ... Vor ihm tanzen nur immer bunte, feurige Flecken in der Luft.

Dann und wann verlöschen sie plötzlich, und er sieht in einem zerwühlten Kinderbettchen ein fahlgrünes, mageres Gesichtchen mit starr geöffneten, gläsernen, toten Augen: — Pipette. Vor ihm liegt unter kalkweiß schimmernden Leinentüchern die kleine unsagbar schmale Leiche, deren Füße starr, wie zwei Pflöcke, unter der Decke emporstehen. Daneben taucht — versteinert, mit ausgeweinten, erloschenen Augen — Marions Gesicht auf, und ein dunkler, suchender Blick, wie der Katjas, gleitet zuweilen mit fragender Angst dazwischen.

Pipette ist tot ...!

Mit den farbigen, feurigen Funken gemischt, kreist dieser Gedanke rastlos durch Tolborouques Hirn. Er möchte schreien, heulen, stöhnen, sprechen ... Aber etwas staut sich in ihm, etwas ist versiegt ... die Quelle befreienden Lautes, der Born der Stimme, die sprudelnde Melodie der Sprache ...

Dumpf, schleppend und grau wie schwere Gewitterwolken wälzen sich in seinem Schädel Gedanken, die nicht Wort, nicht Begriff, nicht Gestalt finden können. Ein krampfartiges Würgen schwebt und klammert sich zwischen Brust und Schlund. Er möchte es hinunterstampfen oder ausspeien mit einem fürchterlichen, trompetenden Schrei. Er möchte es ausstoßen mit einem Brüllen, das all diese mitleidlosen Menschen, Pferde, Wagen und Maschinen mit einem gewaltigen Ruck zurückreißen würde. Er möchte das Wort finden, das jenseits der Sprachen, die er gekannt und wieder vergessen hatte, in einen einzigen Klang den dunklen, bohrenden Schmerz, der ihn zerriß, zusammenballen und hinausschmettern könnte in die Welt ... wie Gott sich seines urweltlichen Schmerzes im Donner entlöste. Er möchte den Panzer seiner Stummheit zersprengen mit einer Sprache, die nie gesprochen, nie gehört und dennoch von allen verstanden, Klang und Sinn zugleich und in Einem wäre.

Umbrandet von Menschenleibern und Staub wie von einem Meer, gelangt Tolborouque, fiebergeschüttelt, zur Place de la Concorde. Breite Straßen, die wie gierig geöffnete, durstige Hydranten Menschen und Wagen aufsaugen, um sie mit leichtem Schwung da und dorthin zu schleudern, fliehen vor Tolborouques von grausamen Bildern und prasselnden Funken gepeinigten Augen ins Weite ...

Wohin sollte er gehen? Wo würde er die erlösende Stimme finden? Wann erwachte der Klang in ihm, der die Befreiung brächte?

Willenlos wandert er weiter, auf sandigem Weg, unter herbstlich gilbenden Bäumen ...

Irgendwo muß er ihn finden, diesen Laut, der das Herz ihm sprengt, und der doch nicht herausbrechen will aus seiner verschnürten Kehle.

Pipette ist tot ...! Marion verzweifelt ... Katja aber steht wie eine drohende und begehrende Mitwisserin daneben. All das wühlt sich mit tausend Bohrern in sein entzündetes Gehirn ... Wo ist Tzitzo? Ist sie nicht schuldig wie er? Hat sie ihn nicht heimlich immer fester an sich und sein Werk gebunden?

Ach, dieses Werk!

Wieder überfällt seine Augen ein Feuerhagel von Farben . . . Azur, Blaugrün, Smaragd, Olive, Gelb, Orange, zinnobernes Rot und Karmin! Dazwischen fließt in breiten, dampfenden Strömen Purpur.

Immer schwärzer färbt es sich, pochend und atmend im siebernden Rhythmus des Herzens . . .

Nun wogt samtiges Tiefschwarz vor Tolborouques glühenden Augen.

Plötzlich steht ein Mann, einsam und mit angstvoll verzerrtem Gesicht, in der Nacht. Er steckt steif in einem langen, braunen, goldbetreßten Portiermantel. Eine Schildmütze mit breiter Goldborte sitzt über seinem runden, knolligen, dichtbehaarten Gesicht. Der Mund ist weit geöffnet. Die Zunge keilt sich zwischen fletschende Zähne. Von den Augen des Mannes ist nichts als das Weiße zu sehen.

„Jiiich . . . hhh . . . aaauuch . . . Hhhaaal . . . tttona . . . Jiich auch . . ."

Tolborouque löst die Hände vom Rücken und ballt eine Faust. Er hebt sie drohend zum Himmel empor und knirscht mit den Zähnen.

Alles tanzte so wild und unklar in seinem Innern. Es waren nicht Worte oder Begriffe, sondern nur Bilder und hämmernde Takte. Eine dumpf brausende und verworrene Musik von Klängen und Farben toste in ihm. Aber er fühlte doch mit erschütternder Klarheit: — ein unbarmherziger Gott hatte den Abgrund zwischen Seele und Wort aufgerissen. Ein grausamer Gott, der nicht Freude und Wohlklang, nicht Sinn und Einheit, Melodie und Musik, sondern schneidende Zweifel, zerreißenden Zwiespalt und Disharmonie aussäte. Er fühlte — und das Entsetzen schwoll wie Gift durch seine Adern —: selbst das Wort, das der betende Mensch seinem strafenden Gott entgegenschrie, ihn zu besänftigen, war von Gott als Lüge, als Mißlaut, als beschämender Trug zwischen stammelnde Lippen gelegt. Zeichen und Inbegriff des Zwiespaltes, der alles Menschliche vergiftet hat, war diese Sprache. Der Gedanke, der den Weg ins Wort fand, mußte sterben. Sinn ward nie Wort . . . Wort war nur Zerrbild des Sinnes. War der Gedanke erst Wort, so war er damit schon der einsamen Seele entfremdet: j e n s e i t s der Seele . . . ein unfaßbar willkürliches Ding: tot, kalt, wesenlos und unerreichbar fern, wie alle Dinge, die ihre Heimat in der Seele verloren haben.

Wieder mußte Tolborouque an das fahlgrüne, starre Leichlein Pipettes denken . . . War es nicht ebenso ein totes, fernes, kaltes Ding geworden? War Pipette nicht ausgegangen von ihm, wie ein Wort der Sprache, das aus der Seele geboren ist und, während es Gestalt annimmt, schon fremd und unfaßbar fern wird? Und . . . was war sein Werk anderes als Pipette? War das alles nicht jenseits von ihm . . . und beinahe auch schon von seinem Schmerz, der sich stumpf in eine uferlose Finsternis krallte . . .?

Wenn man nur den Aufschrei dieser Finsternis fände!

Wenn man sich nur so tief in den Schmerz hineingraben könnte, bis keine Trennung mehr ist zwischen Seele und Schmerz, zwischen Ich und Ding, zwischen Sinn und Sprache!

Wenn nur dieses Brausen der ewigen Stimme zu hören wäre! Dieser Sprache, die alle Sprachen umfaßt und nichts Fremdes mehr kennt, weil sie selbst Ich und Ding, Sinn und Klang, Seele und Schmerz in Einem ist.

Vielleicht, wenn man einmal, wie Gott, hoch über dem Brausen und Gestöhn einer gepeinigten Stadt hinge! Vielleicht, wenn man einmal das leidenschaftliche Sieden, Zischen und Sausen des Blutes von ganz Paris in seinem klangdurstigen Ohr spürte . . . vielleicht fände man d a n n dieses Wort, diese ewige Sprache!

Tolborouque neigt sich vor, als könnte sein Ohr es vernehmen.

Nein, nicht hier . . . nicht eingekerkert zwischen erdrückenden Häusermauern! Nicht am Boden der Stadt, niedergestampft von ihrem gigantischen Lärmen!

. . . Hoch in der Luft . . . irgendwo . . .! Umtost und umbrandet auf einem gewaltigen Turm über der Stadt und den Menschen . . . Hoch inmitten der Häuser, wo Klagen sich ballen und Wollustseufzer mit erstickendem Atem gemischt aus der Tiefe steigen . . .

Hoch aufgerichtet über Millionen leidender Menschenherzen, voll ewigen Zwiespalts, den sie nicht fassen können . . . d o r t müßte es sein! Dort müßte das ewige Wort aufklingen, das die Einheit, die der furchtbare Gott zerriß, unlösbar wieder zusammenschmiedet. —

Plötzlich steht Tolborouque, ohne zu wissen, wie er hierher kam, vor Notre-Dame. Die mächtigen Turmstümpfe ragen wie Festungen Gottes in den emailleblauen Himmel empor. Tolborouque sieht Menschen, die durch die Tore der Festung gehen . . . Sind es Soldaten . . . oder Gefangene des Gottes?

Der weite Platz vor der Kirche dampft von Hitze. Aus einem Hospital weht Karbolgeruch.

Tolborouque fühlt etwas hinter sich . . . als drängte eine ungeheure Menschenmenge und schöbe ihn vorwärts, den Festungsmauern der Kirche entgegen. Es hebt und senkt sich unter seinen Füßen, als stünde er auf der atmenden Brust eines Ungeheuers.

Von diesem Gefühl, wie von einer Woge getragen, tritt er, das hohe Kirchenportal zur Linken lassend, durch eines der reich gemeißelten Tore in einen engen Raum hinein.

Niemand zeigt ihm den Weg, noch nie ist er hier gewesen. Aber es ist, als führte ihn eine unsichtbare Hand.

Ein Mann hinter einem Tisch streckt ihm eine blaue Karte hin, die er ohne Zögern annimmt.

„In einer halben Stunde wird der Turm geschlossen", sagt der Pförtner. „Der Herr muß sich also beeilen, wenn er die Aussicht noch genießen will."

Tolborouque hört ihn nicht. Er zieht mechanisch ein Geldstück aus der Tasche und wirft es auf den Tisch. Dann beginnt er, ohne einen Blick nach links oder rechts zu werfen, die steilen, steinernen Treppen hinaufzusteigen.

Er wandert lange. Vor seinen Augen tanzen immerfort die feurigen, bunten

Flecken. Dann taucht wiederum ein Gesicht auf: Pipette, Marion, Katja oder der Portier bei den Hellen . . . er kann nicht unterscheiden, welches es ist.

Endlos scheint ihm die Wanderung, aber er will nicht rasten. Höher, immer höher hinauf über die Stadt . . . und näher dem Himmel!

Sein Herz stampft, seine Pulse jagen, der Atem röchelt.

Einmal schrickt er zusammen: — ein metallisch singendes, tiefes Gesumme läßt ihn aufhorchen. Ist d a s die ewige Sprache, die über der Stadt braust?

Eine namenlose Angst, etwas zu versäumen, überkommt ihn. Er sieht sich um . . . da sind es die Glocken, die riesenhaften, über die der Wind streicht, und an denen die Luft mit leichter Berührung gespenstischen Klang weckt.

Er wandert weiter. Schweiß bricht ihm aus den Poren. Der Mund mit den trockenen, blauschwarzen Lippen ist weit geöffnet wie bei einem Ertrinkenden.

Jetzt . . . jetzt hört Tolborouque einen Laut, der geheimnisvoll aus der Tiefe heraufquillt. Noch ist die Plattform des Turmes nicht erreicht. Aber hier . . . hier schon ballt sich das Ungeheure zusammen. Hier über den Glocken, die alltäglich die Stimme der Stadt beschwören, soll er das Wort, das ewige Wort vernehmen, das über der jauchzenden, klagenden Menschheit braust!

Tolborouque beugt sich durch eine Fensteröffnung weit hinaus über steinerne und figurenbeladene Gesimse.

Da tönt es wieder, sausend und orgelnd, herauf aus dem schwindelnden Abgrund.

„Worte finden, die zugleich Seele sind", tost es wortlos durch Tolborouques Kopf. „Menschen lieben, die dem Ungesprochnen geweiht sind . . . Klang und Sinn, Geist und Ding, Bewußtes und Unbewußtes in Einem sein können . . . Worte finden, die, wie die Musik der Farben und Töne, sagen, was sie sind, und sind, was sie sagen — in Einem! D a s ist der ewige Wunsch und die ewige Sehnsucht!"

Der Schall schwillt. Das Brausen wächst zum Orkan. Es gurgelt und stöhnt und seufzt und heult über der Stadt.

„Gib mir das Wort, das W o r t, das die Sehnsucht stillte!"

Tolborouque schwingt sich, wie im Rausch, über das Fenstergesimse hinaus. Neigt sich vor und lauscht gierig hinab, damit sein Ohr nichts überhöre.

Da sieht er unter sich, starr und steinern über den Abgrund ragend, eine mächtige Fratze, halb Vogel, halb Mensch, mit teuflisch gespitzten, lauernden Raubtierohren. Der riesige Geierschnabel des Ungeheuers scheint auf die Häuser dort unten hinabzustoßen. Die steinernen Menschenaugen aber blicken mit rätselhaft schmerzlichem Lächeln auf die winzigen schwarzen Punkte, die sich dort unten wie rollender Staub bewegen.

Tolborouque erschrickt vor diesem versteinerten Genossen, der, wie er selbst über den Abgrund gebeugt, das Geheimnis des Wortes ihm abfangen möchte. Seine Hand, feucht von Schweiß und zitternd vor Entsetzen, löst sich vom Stein. Sein Fuß gleitet.

In seiner Kehle preßt sich ein Strom von Grauen und Haß zusammen. Farbige

Blitze, wie aus einer riesigen Farbenorgel, umzucken sein Haupt. Gleichzeitig stößt ihm eine unsichtbare Faust in den Rücken.

„Boga . . . ti . . . tvoga . . .!" bricht es stöhnend aus Tolborouques Brust. „Verfluchter Gott . . .!"

Dann saust der schwarze Körper, an dem lauschenden steinernen Ungeheuer vorüber, hinab in die Tiefe.

Theodor Storm und Heinrich Seidel im Briefwechsel

Herausgegeben von

H. Wolfgang Seidel

I. Einleitung

Als ich im Jahre 1912 das Erinnerungsbuch an meinen Vater, Heinrich Seidel, herausgab [1]), habe ich sein Verhältnis zu Theodor Storm nur kurz gestreift (S. 92 bis 97). Ein Abdruck des Briefwechsels kam damals aus mancherlei Gründen nicht in Frage; inzwischen sind beider Gestalten dem Urteil der Tagesmeinung soweit entrückt, daß auch ihre Briefe auf eine ruhige, geschichtliche Betrachtung rechnen können. Heinrich Seidel und Theodor Storm waren trotz mancher Verwandtschaft ihres Geistes sehr verschieden veranlagt; sie mußten einander erst finden und haben sich gefunden, denn „die Eroberung Theodor Storms" war, wie mein Vater zu sagen pflegte, nach siebzehnjährigem Gedankenaustausch „kein bloßer Traum mehr".

Storms Briefe sind vollständig vorhanden, was viel bedeutet, denn mein Vater verschenkte wertvolle Handschriften leichten Herzens; so hat er in seinem gänzlich fehlenden Sinn für „Erinnerungsheu" Briefe von Moltke und Gottfried Keller aus der Hand gegeben — einen Brief seines geliebten Meisters zu verschenken war er doch nicht imstande. H. Seidels Briefe wurden von Storm in einer „Seidel-Mappe" sorgfältig aufgehoben, sind dann aber nach dem Tode des Empfängers nicht alle beisammen geblieben; immerhin ist der wichtigste, in dem der Jüngere von seinem ganzen Leben Rechenschaft ablegt, uns erhalten. Fräulein Gertrud Storm sei auch hier gedankt, daß sie, zugleich im Namen ihrer Geschwister, den Abdruck der zwölf Stormbriefe gestattet hat.

Zwischen beiden Briefschreibern lag ein Altersunterschied von etwa fünfundzwanzig Jahren, also eine Zeitspanne wie die zwischen Storm und Eichendorff oder Seidel und den Berliner Naturalisten. Als der Briefwechsel begann, war die erste Gesamtausgabe Storms, die Hälfte seines Werkes umfassend, erschienen; er stand im Begriff, die Wendung von der Entsagungsnovelle zur Schicksalsnovelle einzuschlagen. Als der Briefwechsel (durch Storms Heimgang) endete, erlebte H. Seidel nach vierundzwanzigjährigem Bemühen die erste Anerkennung seines Schaffens.

Beide Männer haben nach nordischer Art eine langsame Entwicklung gehabt; Storms erstes selbständiges Buch erschien, als er 34 Jahre alt war, H. Seidel veröffentlichte seinen „Rosenkönig" mit 29 Jahren. Storm kam aus dem Bürgeradel

[1]) Erinnerungen an Heinrich Seidel. J. G. Cottasche Buchh., 405 S., 2 A.

einer holsteinischen Kleinstadt, hatte zu Hause nach eigenem Bekenntnis „von Religion und Christentum nie reden hören" und erwarb die Grundlagen der Bildung auf der Lübecker Gelehrtenschule und den Hochschulen von Berlin und Kiel; Seidel wuchs auf als Sohn eines lutherischen Pfarrhauses, verbrachte entscheidende Kinderjahre zwischen Feldern, lebte vom neunten Jahre an in der Landeshauptstadt Schwerin mit einer unstillbaren Sehnsucht nach dem Dorf, verließ vorzeitig die Schule und mußte hinfort zusehen, wie er Wissen und Urteil vervollständigte durch Lesen und Umgang mit andern, die es besser gehabt hatten. Storm wie Seidel haben dann in ihrem bürgerlichen Beruf (anders als Mörike, ähnlich wie E. T. A. Hoffmann) Vortreffliches geleistet, Storm als Amtsgerichtsrat, Seidel als Dach- und Brückenbauer; doch legte Storm seinen Beruf später nieder als H. Seidel: nur acht Jahre hat er, von Amtsgeschäften unbeschwert, der Kunst dienen können, während der Jüngere sechsundzwanzig Jahre als freier Künstler lebte. Die Sorge um den täglichen Schilling hat beide gequält, Storm bis in die Jahre des Alters hinein, Seidel noch auf dem Sterbebett. Beide waren glücklich verheiratet, gute Väter, freundlicher Sitte, zumal am Weihnachtsfeste, zugetan; der Familiensinn Storms reichte freilich weiter als der H. Seidels. Beide waren Büchersammler und Gartenfreunde. Für beide ist kennzeichnend ihre Seßhaftigkeit; sie reisten selten und zogen ihre Kraft aus dem unerschöpflichen Boden der Heimat. Welthändel und Staatsangelegenheiten waren ihnen keine Herzenssache; sie überließen die öffentlichen Dinge gern den Berufenen und hegten den tiefen Widerwillen des Künstlers gegen das Tagesgeschwätz der Zeitungen und Parteien. Nur wenn es die heimatliche Scholle galt, regte sich in ihnen die lebendige Anteilnahme des Vaterlandsfreundes. Der Krieg war ihnen ein notwendiges Übel; einem Frieden um jeden Preis hätte keiner von beiden zugestimmt. Übrigens war das Stammesgefühl bei Storm stärker entwickelt als bei dem Jüngeren, der mit vierundzwanzig Jahren die engere Heimat für immer verließ und sich wesentlich als Deutscher fühlte, ja sogar einem Aufgehen der Bundesstaaten im Reich geneigt war. Ihre Gemeingesinnung war die eines brüderlich fühlenden Bürgertums; in sozialistischen Zeitungen wurde früh Storms „Doppelgänger" gewürdigt, und Seidels „Musik der armen Leute" konnte man um 1890 in Arbeitervereinen hören, wo sie, ins Rote umgefärbt, als das Werk eines verstorbenen Parteihäuptlings galt. Storm wie Seidel hatten endlich Beziehungen zum „Tunnel" und „Rütli" und waren in gemeinsamer Freundschaft verbunden mit Friedrich Eggers, Fontane, Zöllner. Gesehen haben sie sich nur ein einziges Mal: im Mai 1884 zu Berlin.

Schon diese kurzen Angaben deuten auf die innere Zusammengehörigkeit beider; so mancher Zug des Wesens sie jedoch einte: auch die Gegensätze waren da, die in die Freundschaft den edlen Kampf der Selbstbehauptung und Selbstbescheidung hineintrugen. Man mag diese Gegensätzlichkeit bereits in ihrer äußeren Erscheinung finden und in der Art, wie sie auf Anreize von außen her antworteten. Storm war von kleiner und zierlicher Gestalt, in qualvoller Weise seinen Nerven ausgeliefert, ein Grübler, dem Todesgedanken den unbefangenen Genuß des Tages schon in der Jugend wehrten, leicht erregbar und von Schwermut bedrängt; er bedurfte geselligen Umgangs und vieler Freunde, hatte eine Lust an der eigenen Darstellung, las gern vor, auch seine eigenen Arbeiten, und verfolgte mit Eifer die Äußerungen selbst geringer Kunstrichter über sein Werk. Demgegenüber schien H. Seidel aus einer anderen Welt zu stammen. Von Mutterseite ausgestattet mit dem Leib eines germanischen Bauern, trug er einen gewaltigen Schädel auf breiten Schultern und konnte, sich selbst verspottend, schreiben: „Mein Längenmaß ist 1,83 Zentimeter, mein Gewicht gegen 200 Pfund und mein Alter 44 Jahre: man ersieht daraus, daß ich ein nicht grade kleiner und ziemlich starker Mann in mittleren Jahren bin und folge-

richtig dem Fluch der Lächerlichkeit verfalle, wenn ich unter vielfachem Bücken über die geblümte Aue wandle, um kleine Sträußlein zu winden." Dieser Körperlichkeit entsprach sein Wesen: er war von geringer Entschlußkraft, aber unendlich zäh in der Verfolgung des einmal Ergriffenen, langsam und beschaulich, heiter duldend und Herr jeder Laune. Seine Furchtlosigkeit war weniger das Ergebnis des Willens, als die Gelassenheit kühlen Blutes, seine Wärme weniger beherrschte Leidenschaft, als die unmittelbare Ausstrahlung eines gütigen Herzens. Er schloß sich schwer an, war aber, sobald er seine Neigung kundgetan hatte, der unwandelbarste Freund. Seine Schweigsamkeit kannte jeder, in größerer Gesellschaft fühlte er sich unbehaglich, und nichts schien seltsamer, als daß ihm, dem glücklichsten Erzähler im engen Kreis und dem Sohn eines geborenen Redners, die Gabe der öffentlichen Rede völlig versagt war. Von seinen dichterischen Arbeiten sprach er ungern, der Kritik, besonders der lobenden, stand er zweifelnd gegenüber, und die öffentlichen Vorlesungen, die er eine Zeitlang um des Brotes willen hielt, erfüllten ihn mit Widerwillen: ihn peinigte das Hervortreten mit der eigenen Person. Während Storm sein Leid in Versen ausströmte und an seinen Vatersorgen jeden Leser seiner Novellen teilnehmen ließ, hat H. Seidel in Leid und Freude das Letzte nie gesagt; nur einmal wich er hiervon ab, als er in der Gestalt der kleinen Helene das Sterben der einzigen Tochter darstellte — er hat dies Kapitel aber auch jahrelang nicht wieder ansehen mögen. Denn er besaß jene Scheu, seine Wunden zu zeigen, die den Nordländern oft zu eigen ist; freilich hing sie bei ihm auch damit zusammen, daß er im Grunde seines Wesens keine lyrische, sondern eine epische Natur war. Was aus der Sammlung seiner Gedichte bleiben wird, gehört vorwiegend in die Gattung lyrischer Erzählung, auch als Erneuerer mittelalterlicher Schwankdichtung mag man ihn bezeichnen; es ist bemerkenswert, wie sicher Storm hier sein Wesen erkannt hat.

Ein weiterer Gegensatz wird offenbar, wenn wir beide beurteilen nach der Eigentümlichkeit ihrer wesentlichsten Erzählungen. Es ergibt sich dann, daß Storm durchaus Problemdichter, Seidel Idylliker ist. Die Mahnung Storms, bei jeder Prosaarbeit einen Konflikt zu suchen, um das Ganze bedeutender zu machen (die Falken-Theorie Heyses), verkannte noch das besondere Wesen des Jüngeren, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß dessen innerste Anlage es war, die Stille nach dem Sturm darzustellen. Es ergab sich hieraus die sonderbare Tatsache, daß Storm immer wieder mit Behagen die Schriften las, die er von seiner Theorie aus ursprünglich verworfen hatte — das beste Zeugnis dafür, daß hier Kräfte waren, die sich behaupteten mit der Notwendigkeit des Echten. Nur an gewisse burleske Erfindungen hat er sich nicht gewöhnen können; er hat es selbst bei Gottfried Keller nicht getan.

Auch die Märchenkunst beider ging von entgegengesetzten Grundstimmungen aus. Zweifellos ist hier wiederum Storm der bewußtere Künstler — seine „Regentrude" ist das bedeutendste Kunstmärchen in deutscher Zunge — Heinrich Seidel aber steht dem naiven Volksmärchen näher, in dessen lebendigem Strom er als Knabe gestanden hat und eigentlich sein Leben lang stand, denn der Hauch des Märchens liegt auf den meisten seiner Gestalten. Gewiß hat Storm recht, wenn er behauptet, in diesen Märchen zuweilen die ordnende Macht des Bildners zu vermissen, wenn ihn Willkürlichkeiten befremden, wenn ihm hier und da die poetische Notwendigkeit zu fehlen scheint, aber eben diese Mängel sind zugleich die Mängel der Fülle und deuten auf eine volkstümliche Phantasie, die der Erde noch nahe ist und den dumpfen Wassern der Tiefe. Möglicherweise ist übrigens hier noch ein anderer Gegensatz verborgen: eine Verschiedenheit des Naturgefühls. Einmal tadelt Storm, daß sich der andere allzu leicht in seine geliebte Pflanzenwelt verliere, ein Tadel, der Paul Heyse ganz besonders erfreut hätte, und der möglicherweise ein Widerhall Heyseschen Kritik ist.

Sollte hier nicht aufleuchten ein Gegensatz, der Generationen scheidet? Für Storm war die Natur, so gut er sie kannte, doch nur ein Mittel, menschliche Stimmungen zu begleiten und ein stets willkommenes Schatzhaus von Gleichnissen. Heinrich Seidel dagegen faßt den Menschen als einen Teil der Natur selber, und diese wird von ihm empfunden als gleichberechtigte Größe. Ihm gelten Wald und Heide, Meer und Ödland, Vögel und Insekten, Blumen und Steine nicht geringer als die Welt der Menschen; indem er sie darstellt, stellt er ein Leben dar, das ihn selber stärker bewegte, als das Getriebe der Gesellschaft. Das war freilich nicht die Stimmung des Kuglerschen Salons, aber es war der Geist des Franziskus, den wir heute besser verstehen, als die Zeit um 1870.

Der Briefwechsel selber zeigt aufs deutlichste, was beide trennte und verband, denn die unbedingte, zuweilen überscharfe Wahrhaftigkeit Storms drängte in gleichem Maße auf Verwerfung und neidlose Anerkennung. Was aber die gegenseitige Aussprache besonders anziehend macht, ist die Tatsache, daß der Jüngere dieser Lauterkeit seines Meisters würdig war: auch wo er glauben durfte, daß seiner eigenen Art Unrecht geschah, hat er doch nie auch nur einen Schatten von Empfindlichkeit verraten. Hier offenbart sich nicht nur die Verehrung, die er dem Älteren darbrachte, sondern zugleich die Demut seines Wesens. Er wußte, daß ihm manches versagt war, und kannte das Maß seiner Begabung, aber er wußte auch, daß er auf dem ihm eigentümlichen Gebiet Werke schuf, die in sich selbst die Gewähr der Dauer trugen, weil sie e c h t e Kunst waren. Daß aber Storm dies erkannte und freimütig zugab, das war ihm keine geringe Freude. Sein Empfinden für das, was er dem Meister verdankte, hat nie aufgehört, und auch später, als er selbst niemand mehr befragte um Gesetz und Regel der Kunst, pflegte er doch, bei glücklichem Gelingen, zu sagen: „Wenn ich es ihm doch bringen könnte — aber er ist tot." Wir wußten, wen er meinte.

II. Der Briefwechsel

1. Storm an Seidel[2]).

Husum, 5 Febr. 1871.

Geehrter Herr!

Ihre Gedichte berühren mich allerdings anders, als die meisten, die mir dann und wann gedruckt oder handschriftlich von jungen Dichtern zugesandt werden. Am meisten scheint mir Ihr Talent sich für stimmungsvolle Schilderung und für das leichte sangbare Lied zu eignen. „Aus sonnigen Tagen" — es trägt im Anfang die Heinesche Vortragsweise zu Lehen und die Schilderung des Gewitters kommt nicht ganz heraus — „Leichter Sinn", „Schnelle Blüthe", „Schmetterlingslied" z. B. sind recht hübsche Sachen. — Im Ganzen möchte ich rathen, soll nun eine Anschauung, eine Empfindung oder ein Gedanke zum Ausdruck gebracht werden, sich im S t o f f, wie in der A u s f ü h r u n g nicht so leicht genügen zu lassen. Was ich in Ihren Gedichten vermisse, ist das Ursprüngliche; es ist in Stoff und Ausführung zu viel Reproduction überall; wobei ich nicht bloß die „Waldeskönigin" und die Versifizierung der Badescene aus Immensee (nymphaea alba) im Sinne habe. — Um zu verstehen, wie bei dem

[2]) Das den Briefwechsel eröffnende Begleitschreiben Heinrich Seidels ist nicht mehr vorhanden. Es handelt sich bei den dreizehn besprochenen Gedichten um jugendliche Versuche aus den Jahren 1863—70; der Verfasser hat sehr bald die meisten dieser Verse selber verworfen. „Dornröschen" (1863) ist nicht zu verwechseln mit zwei gleichnamigen Arbeiten, dem Operntext (s. „Winterfliegen" S. 86 ff.) oder der Novelle von 1874. In die Gesamtausgabe der Gedichte (1903, Cotta) wurden, zum Teil nach Umarbeitung, aufgenommen: „Im März", „Es ist kein Tal . . .", „Zweifel", „Aus sonnigen Tagen", „Leichter Sinn", „Schnelle Blüte", „Schmetterlingslied".

rechten Poeten sich der wörtliche Ausdruck, so zu sagen, von selbst und unmittelbar aus der Anschauung und Empfindung erzeugt, braucht man nur Mörikes Gedichte zur Hand zu nehmen.

Mein eignes Verhältniß zur Lyrik habe ich im Vorwort zu meinem neulich erschienenen „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius" ausgesprochen, das Ihnen vielleicht gelegentlich zu Händen kommt.

Wollen Sie drucken lassen, so möchte ich rathen, die oben bezeichneten Sachen, „Aus sonnigen Tagen" (nach Ueberarbeitung im zweiten Theil etwa) dem Salon anzubieten; auch „Im März" ist allerliebst.

Wohlverstanden: Ich rathe nicht ab; ich rufe Ihnen nur zu: tiefer, schlagender, knapper! — Du lieber Gott, es werden so viel schlechte Verse gedruckt. Und alle guten, die wir besitzen, gehen in einen mäßigen Band hinein!

Es sollte mich herzlich freuen, wieder einmal von Ihnen zu hören.

Th. Storm.

Verzeihung! Ich habe ein Blatt gegriffen, das auf der letzten Seite beschrieben war, und habe nicht Zeit, den Brief umzuschreiben.

Um eine weitere Anwendung zu machen: Ich meine Sachen wie „Es ist kein Thal", „Die Weide", „Sonniger Herbst", „Sehnsucht in Italien", „Zweifel" — das ist doch gar zu wenig. Nun gar „Dornröschen". Will man sich an einen solchen Stoff wagen, da muß es etwas anders aus der Tiefe sprudeln.

2. Storm an Seidel[3]).

Husum, 6 Septb. 1873.

Haben Sie Dank, geehrter Herr Seidel, für Ihr buntes Büchlein. Es ist fast durchgelesen und hat mir die Geschichte von Hans Peiter Semmelmann von a bis z gar trefflich gefallen. Auch die erste Hälfte des Zauberklaviers ist allerliebst („Leis und sachtentastenkasten" ist auch noch eine schöne Benennung), aber im 2 Thl fehlt mir das Packende, das eigentlich Poetische; und das möchte ich auch gegen andre Stücke einwenden. Da Sie mir die Kritik gestatten, so möchte ich Ihnen zurufen, was ich so oft mir selber zugerufen: „Nicht tief genug! Noch tiefer!"

Sie haben in Ihrem Briefe die Sachen „Märchen" genannt und sie an mich als Verfasser des „Hinzelmeier" adreßiert. Der aber sieht mich noch immer an, als wolle er mir selber vorwerfen, daß ich ihm diese Zwitter-Existenz gegeben. Mit dem Kunstmärchen ist es freilich eine heikle Sache; wir haben kaum ein Dutzend, die in Betracht kommen, und ich bilde mir in der That ein wenig darauf ein, daß ich viele Jahre nach dem „Hinzelmeier"[4]) noch „Eulemanns Haus", den „Cyprianspiegel" und „Die Regentrude" zu schreiben vermochte. Ich kann's jetzt selber nicht begreifen.

Zürnen Sie mir nicht, wenn ich wieder ein wenig gescholten; es hat mir Manches in dem Büchlein doch Freude gemacht.

Mit Gruß

Th. Storm.

3. Seidel an Storm[5]).

Berlin, 1. 12. 1874. Gneisenaustraße 105, II.

Sehr geehrter Herr!

Sie haben sich so freundlich bei früheren ähnlichen Veranlassungen gegen mich bewiesen, daß ich auch diesmal wieder mit meinem neuesten Büchlein zu Ihnen

[3]) Der Begleitbrief Seidels, auf den Storm antwortet, fehlt wiederum. Seidel übersandte sein zweites Prosabuch „Fliegender Sommer" (1873).

[4]) „Hinzelmeier" entstand 1850 in Husum, die anderen drei Märchen 1864 in Heiligenstadt.

[5]) Mit diesem Brief übersandte H. Seidel sein drittes Prosabuch „Aus der Heimat" (1874).

komme mit der freundlichen Bitte, mir gütigst Ihre Meinung darüber zugehen zu lassen. Sie werden am Ende Ihre, Sie werden vielleicht Stifters Spuren in diesem Werke bemerken, aber es sollte mir lieb sein, wenn Sie mir sagen könnten, daß auch ein wenig von mir selber drin ist. Und es sollte mich ganz besonders erfreuen, wenn dieses Eigene nicht grade als das Schlechteste an dem Inhalt dieses Buches von Ihnen erkannt würde.

Hochachtungsvoll Heinrich Seidel.

4. Storm an Seidel.

Husum, 20 April 75.

Geehrter Herr Seidel!

Eine Reihe auswärtiger Amtsgeschäfte hat mich an der sofortigen Beantwortung Ihres Briefes gehindert. Selbstverständlich acceptiere ich dankend Ihre freundliche Absicht[6]), und sehe dem Büchlein mit einiger Spannung entgegen. Am besten von Ihren bisherigen Sachen haben mir Hans Peiter Semmelmann und der erste Teil einer Erzählung gefallen, der eine Verlobung auf dem Eise enthält. Wenn Sie einen Rath von mir annehmen wollen — freilich hat sich schließlich jeder selbst zu rathen — so wäre es der, daß Sie für jede neue derartige Arbeit darauf sähen, zunächst einen novellistischen Conflikt, einen Kernpunkt zu gewinnen, von dem aus das andre sich entwickelt. Die Arbeit wird dann von selbst bedeutender u. verliert sich nicht ins Unwesentliche.

Sehen wir also nun, was das nächste Büchlein bringt!

Mit freundlichem Gruß Th. Storm.

5. Seidel an Storm.

Berlin, 8. 9. 1875; Frobenstraße 36 pt.

Sehr geehrter Herr!

Sie erhalten beifolgend ein Exemplar des kleinen Werkes, dessen Widmung Sie so gütig waren anzunehmen. Sie hatten die Kühnheit, dies unbesehen zu wagen, und ich zittre nun doch ein wenig, ob Sie das Buch Ihrer würdig finden werden. Wenn Sie mir darüber Ihre Ansicht mittheilen wollten, würde ich Ihnen sehr dankbar sein

Hochachtungsvoll Heinrich Seidel.

6. Seidel an Storm.

Berlin, 11. 3. 1877; Frobenstraße 36.

Sehr geehrter Herr!

Sie haben auf die Einsendung meines ?[7]) nichts erwidert, so daß ich fast gezwungen bin, dies für eine nachträgliche Ablehnung des kleinen Buches zu halten. Und doch kann ich mir nicht denken, daß „Das arme alte Gespenst“ und „Muckensturms Lebensretter“ so werthlos sein sollten, daß man sie mit gänzlichem Stillschweigen übergehen müßte. Ich habe sogar das Gefühl, in den beiden genannten Stücken etwas geleistet zu haben, was in Hinsicht seiner Originalität und Durchbildung auf einer höheren Stufe steht als alles, welches ich zuvor geschrieben habe. Dazu mag am Ende nicht viel gehören, aber Sie haben mir doch über meine früheren

[6]) Der Brief Seidels, in dem er Storm bittet, die Widmung seines nächsten Buches „Fragezeichen“ anzunehmen, fehlt. Die „Verlobung auf dem Eise“ steht in der „Weihnachtsgeschichte“.

[7]) „Fragezeichen. Humoristische Skizzen“ erschien September 1875.

Leistungen manches anerkennende Wort gesagt. Darum hoffe ich, daß Ihr Schweigen nicht auf meine obige Vermuthung begründet ist und faße sogar den Muth, den ersten mit dem zweiten zu treten, wie es in der Studentensprache heißt, und Ihnen meine neuen Gedichte [8]) zu übersenden. Was ich Ihnen zuschicke, ist ziemlich alles der Art, was seit 1872 entstanden ist, es ist wenig, aber ich hoffe, es wird nicht zu viel sein. Ich hoffe, Sie werden einen Fortschritt finden gegen meine erste Sammlung nach der Seite der Vertiefung und formellen Ausbildung hin.

Verübeln Sie mir nicht meine Zudringlichkeit und wiederholten Angriffe auf Ihre freie und kostbare Zeit, allein es würde mir eine besondere Genugthuung sein, gerade Ihren Beifall zu gewinnen, denn von allen Lebenden schätze ich Sie und Gottfried Keller am höchsten. Meine beiden andern Verehrten, Mörike und Stifter [9]), gehören ja nicht mehr zu den Lebenden.

Hochachtungsvoll Heinrich Seidel.

7. Storm an Seidel.

Husum, 9 April 77.

Lieber Herr Seidel!

Sie haben trotzdem den Glauben an mich nicht verloren; ich drücke Ihnen dafür die Hand. — Ihre Gedichte anlangend, so habe ich, was mir am besten gefiel, für sich eingeschlagen; Sie finden auch hie und da ein Zeichen von mir, was Sie vielleicht beachten. Das Sinnige gelingt Ihnen am besten, so „Die Glocken"; denn Ihre lyrische Empfindung ist, wie E. Kuh sich treffend ausdrückt, nicht stark genug, um auf eigne Faust leben zu können [10]). Sie muß dazu nemlich sehr stark sein. Aber Sie haben genug davon, um die reflectirende Poesie aufs schönste zu erwärmen und erleuchten; ich möchte Sie auf diesen Weg weisen; was sich in der Art erreichen läßt, zeigen Rückert und Geibel, bei denen der lyrische Instinkt doch ziemlich schwach ist.

Aber nun meine Unterlaßungssünde! Ich will ganz offen beichten: die „Humoristischen (?) Skizzen" waren mir nicht genug für den Verfasser von „Hans Peiter Semmelmann". Ich vermißte den Ernst und die Tiefe hinter diesen Scherzen, anderswo waren sie mir zu absichtlich, nackt verstandesmäßig; am meisten tückte mich die erste Skizze, die mit dem schönsten Motiv zu einer tiefsinnig-psychologisch-humoristischen Geschichte in anschaulichster Bestimmtheit beginnt und dann in einer kleinen Gespensterspielerei verpufft.

So kam's, daß meine Antwort verschoben wurde; ich dachte auch, du kannst dich täuschen; aber, wenn ich das Büchlein wieder in die Hand nahm, war der Eindruck derselbe.

Sie sandten mir außer dem „Semmelmann" noch „Den Rosenkönig" [11]) und „Aus der Heimath". Mir ist, als hätten Sie noch sonst ein Buch mit längeren Erzählungen [12]) ediert. Wenn dem so ist, senden Sie es mir einmal. Ich schicke es Ihnen in kurzem zurück.

Mit freundlichem Gruß Th. Storm.

[8]) Die übersandten „neuen Gedichte" sind kein Buch, sondern handschriftliche Proben; die erste Sammlung sind die „Blätter im Winde" (1872).

[9]) Stifter starb 1868, Mörike 1875.

[10]) Der Hebbelbiograph Emil Kuh (1828—1876) hatte in Aufsätzen „Über neuere Lyrik" den allgemeinen Satz aufgestellt: „Die lyrische Empfindung muß sehr stark sein, um auf eigene Faust leben zu können."

[11]) Der „Rosenkönig" (1871) ist H. Seidels erstes Prosabuch.

[12]) Das Buch mit längeren Erzählungen ist der „Fliegender Sommer", in dem, was Storm im Augenblick übersieht, die Geschichte von „Hans Peiter Semmelmann" abgedruckt ist.

8. Storm an Seidel.

Husum, 29 Mai 1878.

Lieber Herr Seidel!

Sie senden mir immer so treu Ihre Arbeiten [13]), und ich bin Ihnen um so mehr meine unverfälschte Ansicht darüber schuldig. Sie haben eine liebenswürdige Art des Vortrags, Sie besitzen Feinheit der Empfindung, Sie vermögen den Leser leicht in die entsprechende Stimmung zu versetzen; aber dabei bleibt es meistens, es fehlt Ihnen die Erfindungsgabe, es fehlt der Conflict in ihren Sachen, oder wo ein Ansatz davon da ist, fehlt die Lösung und es verläuft im Sand. So „Das alte Haus", der Anfang ganz hübsch, wenn auch zu sehr nach Hoffmann, so „Lang, lang ists her". Sehr stimmungsvoll und gut erzählt ist „Die Uebeldroschke"; aber auch daraus muß zuletzt doch noch etwas werden. Vollständig befriedigt hat mich — auch meinen Sohn [14]), den Juristen, für meine eignen Arbeiten der mir genehmste Kritiker — „Daniel Siebenstern". Das war ein Stoff für Sie; hier und in der von Ihnen eingeschlagenen Behandlung des Stoffes war es nicht nöthig, viele Thatsachen zu erfinden; Sie reichten, sozusagen, mit der „Stimmung" aus. Dieß Stück hat mich wirklich erfreut; die Stelle, wo der Alte in seinem Sargsaale die weiße Rose zu sich herabzieht, ist ebenso schön als tief.

Nach meiner Ansicht sind dieser „Siebenstern" und, wenn das Ende entsprechender ausgebildet wird, „Die Uebeldroschke" das allein Druckfähige in der Sammlung; der Luftballon ist ganz unmöglich, es ist das Thema für eine triviale Posse; die schleppende Ausführung zeigt, wie unangenehm Ihnen selbst die Sache gewesen ist. — Im „Siebenstern" sind mir die Worte: „Wenn die Liebe nicht gewesen wäre, verschmähte Liebe etc." etwas zu nackt, zu direct; sie nehmen zu sehr den geheimnißvollen Duft von dieser etwas geheimnißvollen und etwas krankhaft zarten Persönlichkeit. Ich glaube, es genügte: „Dann ließ er sie zurückschnellen. ‚Nun ist es vorbei', sprach er wieder wie zu sich selbst; und dann lauter: „Heirathen Sie etc." — Das soll nicht maaßgebend sein; ich meine nur, so ungefähr; die verschmähte Liebe könnte ja noch etwas deutlicher ausgedrückt werden, nur nicht so nackt.

Ein wenig bedenklich ist mir auch das Leuchter-Skelett, weil es in die Renommage der medizinischen Studenten hineinstreift; doch ich will dieß anheimgeben. Mein Sohn steht hier zu Ihnen.

Ich möchte wohl Ihre sämtlichen Prosa-Dichtungen vor mir haben u. daraus ein Bändchen für den Druck zusammenstellen dürfen; es würde ganz hübsch werden.

Mit aufrichtigem und getreuem Gruß Th. Storm.

Mein Sohn Karl (Musiker) [15]), der um Stockhausens Unterricht in Berlin war, worin er leider durch Rachenkatarrh sehr gehindert war, hat den ganzen Winter unbewußt neben Ihnen in der Frobenstraße gewohnt. Jetzt ist er Musiklehrer in Darel. Es hat mir sehr Leid gethan, daß Sie sich nicht gesehen haben; aber mir haften selten die Straßennamen im Gedächtniß. Nochmals, freundlichen Gruß!

Aber ich setze noch einmal an: „Dumpf aus dem Boden" [16]) geht auch nicht, das Wort ist zu abstract. Es ist Beides mangelhaft, u. das Gedicht wäre daher vielleicht beßer in der Mappe geblieben.

[13]) Am 12. 5. 1878 sandte Seidel an Storm das Manuskript seiner 1880 erscheinenden Vorstadtgeschichten; der Begleitbrief fehlt.

[14]) Ernst Storm, geb. 1851, Storms zweiter Sohn, starb als Justizrat in Husum (1913).

[15]) Karl Storm, geb. 1853, der dritte Sohn, Musiklehrer in Darel, von Storm mit Liebe dargestellt unter dem Bilde des Valentin im „Stillen Musikanten". Er starb 1899.

[16]) „Dumpf aus dem Boden . . ." vgl. Storms Gedicht „Über die Heide". H. Seidel scheint aus Gründen der Lautmalerei („dumpf") für „aus der Erde" die Worte „aus dem Boden" vorgeschlagen zu haben.

Und dann: Sollten Sie wirklich keinen Sinn haben für meine Novelle: „Beim Vetter Christian"? Sind Perlen unter meinen Arbeiten, so gehört diese Novelle in die Mitte der Schnur. Doch auch in der Kunst gilt bis zu einer gewißen Grenze das „De gustibus etc."

Ich grüße Sie freundlich Th. Storm.

9. Seidel an Storm[17]).

Berlin, 29. 9. 1880. Am Carlsbade No. 11.

Sehr geehrter Herr Amtsgerichtsrath!

In diesem Sommer war ich kurz davor, einmal den äußersten Norden unseres Vaterlandes abzustreifen und dabei den langgehegten Lieblingsplan auszuführen, Sie zu besuchen. Das gütige Schicksal hat Sie davor bewahrt, allein, es kann nicht verhindern, daß ich Sie in anderer Weise in Ihrer Einsamkeit erreiche und Ihnen wieder ein poetisches Lebenszeichen von mir gebe. Ich denke nicht, daß es etwas ist, allein das kleine Buch[18]) enthält jedenfalls das, was ich kann — und wer vermag über seinen Schatten zu springen. Ich möchte so ziemlich Alles vertreten, was in dem Buche steht, mit Ausnahme von „Dornröschen"[19]), das mehr Füllstück als Dichtung ist. In der „Haide" werden Sie manchmal Ihren Fußspuren begegnen, vielleicht auch noch anderswo. Mit bestem Gruß in unwandelbarer Verehrung

Ihr Heinrich Seidel.

10. Seidel an Storm.

Berlin W, Carlsbad 11, 10. 6. 1882.

Sehr geehrter Herr Amtsgerichtsrath!

Unter Streifband haben Sie jedenfalls bereits mein neues Buch „Jorinde etc."[20]) erhalten. Es sollte mich freuen, wenn Sie darin an Einigem Gefallen fänden. Es werden Ihnen wohl die alten Fehler, welche Sie schon öfter rügten, wieder begegnen; ich vermag sie nicht abzulegen, denn meine Kraft reicht nicht so weit, und ich muß nun so verbraucht werden. An dem, was für mich erreichbar ist, habe ich Mühe und Arbeit nicht gespart. Weiter langte mein Talent nun einmal nicht.

„Jorinde" wird Ihnen vielleicht, obwohl es eigentlich nur ein Fragment ist, gefallen. Der erste Theil stützt sich auf Erinnerungen aus meiner Kindheit. Zwar habe ich ein solches Mädchen nie gekannt, ich kann hier nur sagen:

Aus eigenem Herzen geboren[21]),
Nie besessen, dennoch verloren.

[17]) Am 1. Mai 1880 hatte Seidel seinen Ingenieurberuf aufgegeben, um völlig seiner Kunst zu leben. Er geriet dadurch zunächst in Bedrängnis, mußte vom Kapital leben und unterließ daher auch die lange geplante Reise nach dem Norden.

[18]) Das kleine Buch sind die „Winterfliegen. Neue Gedichte" (1880).

[19]) „Dornröschen" ist die schon erwähnte dramatische Dichtung in drei Akten.

[20]) Die sieben ersten Bändchen H. Seidels blieben gänzlich unbeachtet. Der Verfasser kaufte sie 1884 zurück, nachdem er 1882 A. G. Liebeskind-Leipzig kennen gelernt hatte. Dieser hat seitdem bis zu seinem Tode alle Werke Seidels verlegt und nach sechsjährigen Opfern den Lohn seiner Mühe und guten Zuversicht gefunden. Im Sommer 1882 erschien zunächst: „Jorinde und andere Geschichten." Es enthielt: „Jorinde" (1880); „Die Schleppe" (1880); „Leberecht Hühnchen" (1880); „Weinlese bei Leberecht Hühnchen" (1881); „Hedwig" (1880); „Rotkehlchen" (1881); „Eugen Kniller" (1880); den „Leichenmaler" (1880); „Hundegeschichten" (1880); „Eine Sperlingsgeschichte" (1880); „Das Wirtshaus zur Stranddistel" (1881).

[21]) Die Verse „Aus eigenem Herzen ..." stehen als Motto über Storms Gedicht „Junge Liebe" (1837) und werden wiederum erwähnt als Inschrift eines Geigenkastens in der „Halligfahrt" (1870).

Dies als Hauptmotto vor die Erzählung zu setzen, ist mir leider zu spät eingefallen. Ferner hoffe ich, daß „Leberecht Hühnchen" Ihr Herz gewinnen wird. Ein besonderer Liebling von mir ist „Eugen Kniller" [22]), aber ich fürchte, Ihnen wird das Stück zu verstandesmäßig sein.

Ich richte die große Bitte an Sie, mir über dies Buch einmal wieder Ihre Meinung zu schreiben, auch wenn Sie es tadeln müßten. Sie bleiben doch jeder Zeit mein alter verehrter Meister.

Mit bestem Gruß Ihr Heinrich Seidel.

11. Storm an Seidel.

Hademarschen bei Hanerau (Schl. Holstein) [23]), 4 Juli 1882.

Lieber und geehrter Herr Seidel!

Ich bin Ihnen tief verschuldet und erkenne in Demuth Ihre sich stets gleichbleibende Geduld und Freundlichkeit; jedes Ihrer Bücher fast empfange und lese ich mit Vergnügen, und nehme es wieder zur Hand und lese es wieder, gebe auch andern daraus zum besten; so den „Siebenstern", „Die Nebeldroschke", „Den guten alten Onkel" und manches Andre; denn ich lese in Ihren Büchern nicht so sehr die Geschichten, als den Verfasser selbst, den mir so ganz sympathischen phrasenlosen, fein, nicht nur empfindenden, sondern auch anschauenden Menschen, von dem ich fühle, daß es mir erquicklich wäre, in näherem persönlichen Verkehr mit ihm zu leben. Noch neulich las ich die drei hübschen Liebesgeschichten der „Vier Freunde" [24]), zu denen man die müde schwächliche Schwester ja nicht nöthig hat. Und so habe ich auch Ihr letztes saubres Büchlein empfangen, gelesen und den Meinen zu lesen gegeben, und danke Ihnen recht sehr dafür. „Jorinde" hat mich angemuthet wie eigne Jugend, und wenn freilich die Geschichte auch nicht ganz zu Ende ausgeführt ist, für mich ist genug da; nur in den ersten Scenen, wo das Mädchen auftritt, ist sie mir nicht ganz glaubhaft. Ebenso gern las ich „Hedwig", „Rothkehlchen", „Leichenmaler" [25]), den ersten Theil von „Leberecht Hühnchen"; der zweite Theil ist wohl das schwächste, was ich von Ihnen gelesen, dazu noch recht kahle Reproduction des schon oft dagewesenen. Ebenso wünschte ich den „Eugen Kniller" bei einer etwa neuen Auflage fort; das ist wie ein nach Schablone gearbeiteter Schulaufsatz, überall gewaltsam und recht dürftig ausgeführte Absichtlichkeit. Ich meine, ich hatte noch eins auf dem Zettel, aber das Buch ist in meinem brüderlichen Hause, und ich besinne mich nicht. — So, nun haben Sie auch Ihre Schelte, die Ihnen die Ehrlichkeit des Übrigen um so mehr beweisen müßen oder mögen.

Von mir werden Sie im ersten Heft des neuen Jahrgangs der Westermann Monatshefte eine neue Arbeit „Hans Kirch und Heinz" lesen; ich werde mir erlauben, Ihnen dieselbe, sobald sie Buchform gewonnen hat, zu senden.

Von ein paar Jahren hat mein zweiter Sohn (jetzt Amtsrichter in Nordschleswig) während seines Examens nur ein paar Häuser von Ihnen in Berlin gewohnt. Er wußte es nicht, u. ich schwieg mit Überwindung, um in die heikle Zeit ihm kein

[22]) Die Geschichte des Geizkragens „Eugen Kniller" ist unmittelbar nach Leberecht Hühnchen entstanden als bewußtes Gegenstück.

[23]) Wie H. Seidel hatte auch Storm am 1. Mai 1880 seinen bürgerlichen Beruf niedergelegt; er wohnte seitdem im Dorfe Hademarschen bei Hanerau.

[24]) Die „Liebesgeschichte der vier Freunde" (in den „Vorstadtgeschichten") sind die Erzählung „Vier Freunde"; Storm will merkwürdigerweise die vierte, den „unbekannten Garten" streichen; der Verfasser hat statt dessen mit zutreffendem Urteil die zweite (den „Arm") gestrichen.

[25]) Der „Leichenmaler" ist Skarbina, einer der treuesten Hausbesucher H. Seidels in der Zeit der „klapprigen Laterne".

fremdes, d. h. nicht juristisches Element zuzuführen. Es that auch ihm leid, als ich's ihm später sagte.

Hinzufügen muß ich wohl noch, daß ich seit Mai 1880 nach Niederlegung meines Amtes Husum mit dieser freundlichen Gegend unsrer Heimath vertauscht habe, wo ich in einem auf erworbenen Grunde selbst gebauten freundlichen Landhause mit Frau und Töchtern lebe.

Mit allen guten Wünschen für Ihr Schaffen und Wohlergehen.

Ihr ergebener Th. Storm.

NB. Sollten Sie L. Pietsch [26]) sehen, so grüßen Sie ihn, bitte, und er möge einmal von sich hören lassen.

12. Storm an Seidel.

Hademarschen bei Hanerau, 22 Decbr. 82.

Anbei, lieber und geehrter Herr, der „Hans Kirch" und herzliche Grüße zum Fest!

Unsicher, ob mein Brief v. Juli d. J. an die richtige Adreße gelangt sei, zog ich Erkundigung bei den Paetels [27]) ein und erfuhr nun zum ersten mal etwas über Ihren bürgerlichen Lebensberuf, und so ist das Wort „Ingenieur" in die Adresse gekommen. Aber nun verlangt mich nach mehr; haben Sie zwischen dem Feste Zeit, so gönnen Sie mir ein paar Seiten! Ich weiß ja nicht einmal, ob Sie Junggeselle oder Hausvater sind, was doch in dieser Zeit eine gewaltige Bedeutung hat; meine Kinder, drei Söhne, fünf Töchter, sind zwar bis auf die Jüngste, vierzehnjährige, alle erwachsen, und wir werden zum Fest nur die beiden jüngsten Töchter u. von auswärts den jüngsten Sohn bei uns haben; des ungeachtet ist soeben im größten Zimmer die 12 Fuß hohe Tanne errichtet. Der goldene „Märchenzweig", eine Erfindung meines Sohnes, des Amtsrichters in Nordschleswig — wir sind alle große Weihnachtsmänner — die großen vergoldeten Tannen- (nicht Kiefern-) Zapfen, der dito Erlensame in goldenen Traubenbüscheln, die feinen schneeweißen Netze mit ihrem in Gold- und anderm Papier von sorgfältig gewählten Lichtfarben gewickelten Inhalt sind in den letzten Abenden von der Hausfamilie sorgfältig vorbereitet, die heimlich verschriebenen lebensgroßen Vögel von Papier-Maché, Kreuzschnäbel und Rothkehlchen, letztere mit Nest, sind gleichfalls angekommen, die Tage des Kistenpackens sind auch vorüber, und morgen Abend schmücken ich und meine Frau den Baum. Das Kinderherz wird alle Weihnacht noch wieder in mir lebendig.

Und, wie ich Sie kenne — ich hätte sonst ja auch nicht so geschrieben — wird es Ihnen ebenso ergehen; und hoffentlich habe ich bald die Gewißheit, daß Sie den Weihnachtsabend inmitten Frau und Kindern, und gesund und froh verlebt haben.

Freund Keller schrieb mir herzliche Worte über Sie [28]), was mir eine rechte Freude war.

Meine Frau und Kinder grüßen Sie gleichfalls; meine Jüngste, Friederike getauft, aber nie und nirgend sonst so, sondern nur Dodo genannt, hat neulich Ihren ganzen „Fliegenden Sommer" — ich halte die Büchlein sehr zusammen — einer Anzahl Freundinnen in einem Zuge vorgelesen. [Eben bemerkt hiezu meine Dodo, das Publicum habe abwechselnd sich vor Lachen geschüttelt (wohl beim Hans Peiter S. — „beim Zauberklavier auch" bemerkt die Dodo des Weiteren) und vor Mitgefühl geheult, besonders bei der „kleinen Marie". — „Lies doch schneller, du liest lange nicht schnell genug!" — Verschmähen wir auch den Beifall der Jugend nicht! —]

[26]) Ludwig Pietsch, Illustrator von „Immensee", Berichterstatter der „Vossischen Zeitung" (1824—1911).

[27]) Die Paetels: Elwin und Hermann Paetel übernahmen 1870 die Verlagsbuchhandlung Duncker; sie verlegten seit 1872 die Einzelausgaben Stormscher Schriften.

[28]) Kellers Worte stehen im Brief G. Kellers an Th. Storm vom 22. September 1882.

Auch ich selbst nehme oft das Eine oder Andere wieder zur Hand, und bin, wie ich Ihnen schon geschrieben, allzeit gern in Ihrer Gesellschaft.

Und so nochmals: Frohe Weihnacht!

Ihr Th. Storm.

13. Seidel an Storm.

Berlin W, Carlsbad 11, 28. 12. 1882.

Sehr geehrter Herr Amtsgerichtsrath!

Ihr letzter Brief hat mich sehr erfreut, und mit wahrem Behagen setze ich mich an den Schreibtisch, um Ihren Wunsch zu erfüllen. Zuvor aber meinen besten Dank für „Hans und Heinz Kirch". Ich hatte die Erzählung gleich nach dem Erscheinen in „Westermanns Monatsschriften" gelesen und mich daran erfreut. Die Geschichte ist ebenso einfach wie ergreifend und wahr, kurz sie ist ein ächter Storm.

Ich sitze in der Weihnachtsstube [29]), welche zugleich mein Arbeitszimmer ist, es herrscht um mich jener seltsam märchenhafte Weihnachtsduft, der an diese Zeit unzertrennlich ist, und es ist ganz still, nur daß meine Kinder in der Ferne ein wenig singen und meine beiden Vögel, ein Rothkehlchen und eine Dorngrasmücke, in ihren Bauern hüpfen. Damit ist es schon heraus, daß ich Kinder habe, und zwar sind es zwei. Der älteste heißt Heinrich, wie es ein altes Familienherkommen vorschreibt. Wir können dies wenigstens verfolgen bis zu meinem Urgroßvater, welcher Prediger in Parchim war und in dieser Eigenschaft den alten Moltke taufte, als er noch sehr jung war. Dieser mein Sohn wurde als Siebenmonatskind am 28ten August 1876 geboren, und zwar genau zu derselben Stunde und an demselben Tage, wo meine zarte Frau ein Jahr vorher nach dreimonatlicher Ehe zu früh niedergekommen war. Deshalb führt er Göthe zu Ehren den zweiten Namen Wolfgang. Meine 3¾jährige Tochter heißt Clara und ist der Verzug aller derer, welche sie kennen — sie zieht jedoch die Onkel den Tanten vor.

Ich bin am 25ten Juni 1842 in dem Dorfe Perlin bei Wittenburg in Mecklbg.-Schwerin geboren und bin der älteste von 6 Geschwistern. Mein Vater war dort Prediger und hat sich als geistlicher Lieder- und Epen-Dichter in den betreffenden Kreisen einen Namen erworben. Die neun Jahre, welche ich dort auf dem Lande verlebte, erscheinen mir in der Erinnerung (die allerdings nur bis an den Anfang des vierten Jahres zurückreicht) als die glücklichsten meines Lebens, und ich hege die Überzeugung, daß, wenn ein Stück von einem Poeten aus mir geworden ist, ich dies jener Zeit zu verdanken habe. Von großem Einfluß auf mich war eine unverheirathete Schwester meines Vaters [30]), welche sich viel mit mir beschäftigte und mich sehr liebte. Ich habe dies Verhältniß im „Schwarzen See" geschildert. Andere Jugenderinnerungen sind in „Jorinde" niedergelegt. Eine Jorinde habe ich allerdings nie gekannt, sie ist:

„Aus eigenem Herzen geboren,
Nie besessen, dennoch verloren."

Eine unbegränzte Lesewuth ließ mich Alles verschlingen, dessen ich habhaft werden konnte, und alle Leute, die mich damals kannten, erinnern sich meiner hauptsächlich durch diese Eigenschaft. Zugleich sorgte aber ein großer obstreicher Garten und der freie Verkehr mit der Natur für das nöthige Gegengewicht. Dann wurde mein Vater nach Schwerin versetzt, und ich kam in die Schule. Dort benahm ich mich wohl anfangs etwas sehr „düsig", denn meine Beinamen waren „Drömer" und

[29]) Über Heinrich Seidels Weihnachtsfest vgl. die „Erinnerungen an H. S." S. 373—384.
[30]) Die unverheiratete Schwester ist Therese Seidel.

„Slapmütz“. Später jedoch schlug die Sache mehr in das Gegenteil um, ich zeichnete mich in allen körperlichen Übungen sehr aus und ward einer der allerbesten Turner. Jedoch meine Leistungen in der Schule blieben sehr kläglich und in dieser Hinsicht galt ich für einen der allerschlechtesten und war es auch, so daß ich schließlich dieselbe, nachdem ich ein Jahr in Tertia gesessen, halb gezwungen verlassen mußte. In der letzten Zeit repräsentierte ich dort den „Kladderadatsch“ und die „Fliegenden Blätter“, denn in meinen Knabenjahren zog mich vorzugsweise das Humoristische und Burleske an; der Sinn für Ernsteres stellte sich erst später ein. Ich verfertigte eine Anzahl von parodistischen und unsinnigen Gedichten und Skizzen, in welchen alle Schulereignisse sowie der vorgetragene Lehrstoff sofort karrikiert wurden. Diese wurden von andern Schülern sorgfältig gesammelt, sind aber leider nachher alle verloren gegangen. Ich gäbe viel darum, wenn ich dieses Zeug jetzt einmal sehen könnte. Am meisten interessierte mich der mathematische, der naturwissenschaftliche und der deutsche Unterricht. In diesen Fächern war ich gut, allein das hatte damals wenig zu bedeuten. Mein alter Lehrer Schiller[31]), der Ihnen als niederdeutscher Sprach-Gelehrter vielleicht dem Namen nach bekannt ist, pflegte zu sagen, wenn er die Aufsätze zurückgab: „Ja, der Seidel. Da hat er wieder 'n ganz guten Aufsatz gemacht. Hab'm wieder 2a (eine ziemlich hohe Nummer, kam gleich nach 1) geben müssen. Ist sonst so'n schlechter Schüler, aber's is merkwürdig — deutsch kann der Jung.“

Da ich zu allerlei mechanischen Dingen ebenfalls Neigung und einiges Geschick hatte, so beschloß ich, mich dem Maschinenbaufach zuzuwenden, zumal dies mit den Naturwißenschaften, die mich anzogen, ein wenig Verwandtschaft zeigte. Ich bereitete mich anderthalb Jahre lang für den Besuch des Polytechnikums in Hannover vor und arbeitete von dieser Zeit ein Jahr lang praktisch in einer Fabrik, um alles kennen zu lernen. Ich habe dort, glaube ich, ziemliches Unheil gestiftet und mehr Schaden als Nutzen gethan.

In Hannover stürzte ich mich in den Strudel des Verbindungslebens — ich war 18 Jahre alt — und ging darin auf. Nach anderthalb Jahren hielt es meine Mutter — mein Vater war unterdeß gestorben — auf den Rath eines sehr strengen Onkel für angezeigt, mich in eine Fabrik zu stecken, damit ich den Ernst des Lebens ein wenig kennen lernte. Ich habe in Güstrow in Mecklenburg zwei Jahre lang von Morgens 6 Uhr bis Abends 7 Uhr am Schraubstock und an der Drehbank gestanden und zuletzt mit meiner Hände Arbeit sogar drei Thaler wöchentlich verdient. Das freut mich noch heute und ich bin sehr zufrieden, auf diese Art Dinge und Verhältniße kennen gelernt zu haben, welche mir sonst wohl ferngeblieben wären. Später war ich in derselben Stadt 2½ Jahre auf dem Construktionsbureau einer andern Fabrik als Zeichner beschäftigt. Mein Leichtsinn hatte sich mit der Zeit gelegt und ich konnte für einen ziemlich soliden jungen Mann erachtet werden. Zuweilen machte ich mal ein Gedicht, welches meistens nichts taugte, und nichts lag mir ferner, als selber großen Werth darauf zu legen. Ich betheiligte mich mit Eifer an der damals sehr blühenden Turnerei und nahm bald die erste Stelle in dem Turnverein der Stadt ein, bis im Jahre 1865 heftige Blutstürze der Sache ein Ende machten. Dieselben haben sich später noch öfter wiederholt, ohne meiner Gesundheit weiteren Schaden zu bringen, und ich bin trotzdem ein Mann von 200 Pfund Gewicht geworden.

Im Herbst 1866, als gerade noch unter den Linden eine Allee von erbeuteten Kanonen aufgebaut war, kam ich nach Berlin auf die Gewerbeakademie und bin seitdem in dieser Stadt geblieben.

[31]) Karl Christian Schiller, geb. 1811 in Rostock, gest. 1873 in Schwerin, unterrichtete seit 1834 am Gymnasium Fridericianum in Schwerin. Ursprünglich Humanist wandte er sich der niederdeutschen Sprachforschung zu.

Hier lernte ich bald den unvergeßlichen Friedrich Eggers [32]) kennen und ward durch ihn in einen größeren auch Ihnen bekannten Kreis eingeführt. Ich ward Mitglied des „Tunnels“ und habe ihm viele Jahre angehört. Fontane, Lepel, Zöllner, um nur einige auch Ihnen bekannte Namen zu nennen, lernte ich dort kennen. Von dieser Zeit ab fing der litterarische Trieb an sich etwas mehr zu entwickeln, und im Tunnel habe ich viel gelernt, was mir bis dahin noch fehlte. Später war ich in einer großen Fabrik und dann bei den Neubauten der Potsdamer und Anhalter Bahn beschäftigt. Ich habe unter anderm das eiserne Dach der mächtigen Ankunftshalle bei letzterer Bahn (das größte auf dem Continent) construiert und mir in meinem Fach einen gewissen Namen erworben. Seit dem Mai 1880 habe ich diese Stellung verlaßen und beschäftige mich ausschließlich literarisch.

Meine Frau lernte ich in dem Hause des Senator Eggers (ein Bruder von Friedrich) in Berlin kennen [33]). Sie ist die Tochter eines Hamburger Kaufmanns, der ebenfalls aus Mecklenburg stammt. Wir wohnen in demselben Hause, wo wir uns kennen lernten, eine Treppe hoch, und unser Hauswirth Eggers hat uns (gerade wie im „Rosenkönig“) einen Balkon mit Wendeltreppe nach dem Garten herunter bauen lassen. Überhaupt hat die Geschichte meiner Verheirathung eine seltsame Ähnlichkeit mit dieser weit vorher geschriebenen Geschichte erhalten.

Verzeihen Sie diese große Geschwätzigkeit. Sie werden sagen: „Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los.“ Aber nun soll es genug sein. Ich füge nur noch einen herzlichen Glückwunsch zum neuen Jahr hinzu und grüße Sie bestens.

Ihr Heinrich Seidel.

14. Seidel an Storm.

Berlin W, Carlsbad 11, 21. 7. 1883.

Sehr geehrter Herr Amtsgerichtsrath!

Beifolgend sende ich Ihnen ein Bändchen Gedichte meines Freundes Johannes Trojan in der Hoffnung, Ihnen eine Freude damit zu bereiten. Es sollte mir lieb sein zu vernehmen, daß Sie mit mir der Ansicht sind, dies seien wirkliche Gedichte. Wenn auf Jemanden das Wort paßt: „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut“, so ist das mein Freund Trojan und so sind auch seine Verse.

Heute habe ich den „Deutschen Pilger durch die Welt“ für 1845 erhalten, nach dem ich lange gefahndet habe, in Folge Ihrer Vorrede zu den „neuen Fiedelliedern“ und habe gleich das Märchen vom „Sonnenkind“ [34]) gelesen. Es macht mir Vergnügen, solchen Dingen nachzuspüren.

„Jorinde und andere Geschichten“ macht Glück und erwirbt mir viele Freunde. Es ist der erste kleine Erfolg in meinem Leben und ich bin 40 Jahre darüber alt geworden. Vielleicht ist nun der Bann gebrochen.

Meinen weitschweifigen Brief aus der Weihnachtszeit haben Sie mir hoffentlich nicht übel genommen. Mit bestem Gruß

Ihr Heinrich Seidel.

[32]) Über Friedrich Eggers (1819—1872) vgl. das Lebensbild, das ich in „Storms Briefen an Fr. Eggers, Berlin, Curtius“ auf S. 95—112 gegeben habe.

[33]) Am 6. März 1874 verlobte sich Heinrich Seidel mit Agnes Becker, am 14. Mai 1875 heiratete er sie. Sie war am 19. 6. 56 geboren als Tochter des Hamburger Kaufherrn Gustav Becker und seiner Frau Mary, geb. Albers, hatte ihre Eltern früh verloren und lebte nach einer unerfreulichen Ratzeburger Pensionszeit bei dem Senator Karl Eggers, der sie als seine Pflegetochter ansah. Am 13. September 1917 ist sie nach elfjährigem Witwenstande entschlafen.

[34]) Das Märchen vom Sonnenkind ist eine Schöpfung von Storms seltsamem Jugendfreund, dem Lübecker Ferdinand Röse (1815—1859).

15. Storm an Seidel.

Hademarschen, 22. Aug. 83.

Lieber und geehrter Herr!

Ich habe Ihre Nachsicht zu erbitten, die Sie mir nicht versagen werden; mit den steigenden Ansprüchen hält das Maaß der Kräfte leider nicht mehr Schritt; aber zu Ihnen komme ich doch immer wieder, — so lange ich noch da sein werde. Ihr Brief vom 28 Decbr. v. J. hat mir seiner Zeit eine echte Freude gemacht; er gab mir, was mir noch zu Ihren sorgsam aufbewahrten und immer wieder hie und da gelesenen Büchlein fehlte; nun nahm ich aus demselben die dabeigelegten Begleitbriefe heraus und legte mit Ihrem Weihnachtsbriefe eine „Seidel-Mappe" an, die dann nun durch Ihren Brief v. v. M. nebst Anlage eine freundliche Bereicherung erhalten hat. Insbesondre danke ich Ihnen auch für die Gedichte Ihres Freundes Trojan. Ein feines Herz, eine liebliche Milde spricht uns an aus diesen Sachen; und wenn auch der poetische Instinkt des Verfassers nicht eben besonders stark ist, wenn uns der tiefste, vollste Brustton der eigentlichen Lyrik („die Empfindung muß sehr stark sein, wenn sie auf eigene Faust leben will") auch kaum irgendwo entgegentritt, und wir es nur mehr mit einer warmherzigen sinnenden Betrachtung zu thun haben, so laße ich doch Ihren Satz, daß es wirklich Gedichte seien, für eine Reihe derselben gerne gelten. Ein kleines Gedicht Trojans, welches er zu Konewkas nachgelaßenen Schattenbildern geschrieben, (zwei Savoyardenknaben von wunderbar melancholischem Ausdruck tanzen gegen einander) und worin er in lieblichster Weise des früh Geschiedenen, der mir persönlich bekannt war, gedenkt, habe ich durch Jahre und bis jetzt nicht vergeßen können; leider fehlt es in der Sammlung. Ich wünsche derselben, gleichwie Ihren Sachen, eine glückliche Verbreitung; Sie beide sind ohne Phrase und in Ihren Sachen, es ist wohl vom Besten, das man von einem Buche sagen kann, steckt beiderseits eine Persönlichkeit, nach deren persönlichen Bekanntschaft einem verlangen wird. (Entschuldigen Sie, wenn diese Construction nicht ganz grammatikalisch wäre.) Soll ich aus den Trojanschen Gedichten einige nennen, die mich vor andern angemuthet, so möchten es sein [35]): S. 13 (Führung), S. 20, 92 (wie aber kann man einen Vers wie „nun bald weich zugedeckt" stehen laßen?) [36]), S. 52, 142, 145, 158, 166. — Es ist nicht zu leugnen, daß bei den genannten Vorzügen die Sammlung das Gepräge einer gewissen Einförmigkeit trägt, daß gewiße Anschauungen und Gedanken oftmals und in ähnlicher Begleitung wiederkehren, auch daß nicht selten die Breite der Ausführung dem zarten Gewicht des Inhalts nicht entspricht; und doch weiß ich, daß ich noch oftmals, wie in einem stillen Garten, bei diesem Büchlein Einkehr halten werde. Es ist ganz wie bei allem, was ich Ihnen verdanke; wie ich mich denn der Vorstellung nicht erwehren kann, als seien Sie und Ihr Freund Trojan nur zwei Blüthenzweige eines und desselben Stammes. Grüßen Sie ihn recht freundlich; ich hoffe bei einem Besuch in Berlin, wo mir in allen Schichten liebe Freunde leben, noch auf Ihrer Beiden persönliche Bekanntschaft. Möchte denn nun dieser Brief einigermaßen erfüllen, was S. 200 unten als „Bedingung" von Tr. gefordert wird.

Mir gehts leidlich; aber leider liegt mit jedem Tage die Jugend immer weiter hinter mir; auch die, an der das Dasein des Poeten hängt.

Ihren Weihnachtsbrief las ich soeben wieder, mit demselben Behagen, wie das erste Mal; es heimelt mich so vieles daraus an: mein alter lieber Eggers! Und

[35]) Die von Storm hervorgehobenen Gedichte Trojans sind: „Gute Führung"; „Vorausgegangen"; „Herbstmorgen"; „Zierbohne"; „Vor dem Morgen"; „Die stillen Tage"; „Wiederfinden" und „Morgendämmerung".

[36]) Die getadelte Zeile „O Korn, nun bald weich zugedeckt" ist von Trojan später verbessert worden; sie lautet nunmehr: „O Korn, bald bist du weich bedeckt."

Fontane, Zöllner und Lepel! Grüßen Sie sie doch freundlich, soweit sie in Ihrem Bereiche sind! Vor Allem: Ihr eigener Lebensgang, und daß Sie mit Kindern und einer geliebten Frau am brennenden Weihnachtsbaum stehen können. Nur Eines darin — wenn ich es sagen darf — hat mich erschreckt: daß Sie die gut bürgerliche Arbeit, in der bereits Anerkanntes von Ihnen geleistet worden, mit einem Literatenleben vertauscht haben; ich weiß aus Erfahrung, wie sehr poetische Production durch ganz davon ge- und verschiedene Arbeit getragen und gefördert wird; und außerdem meine ich, daß auch schon dadurch die Arbeit günstiger gestellt sei, wenn sie nur die gute Stunde und nicht die tägliche Werkstattsfreude zu empfangen hat. Sollten Sie es nicht einmal bereuen, mit Ihrem bürgerlichen Berufe so ganz gebrochen zu haben? Doch Sie allein können das beurtheilen, und Sie wollen nicht zürnen, daß ich dieser meiner Besorgniß Ausdruck gab.

Ich schließe für heute, und bitte nur noch, mich Ihrer Frau freundlich zu empfehlen.

Ihr ergebener Th. Storm.

16. Seidel an Storm.

Berlin W, Carlsbad 11, 29. 8. 1883.

Sehr geehrter Herr Amtsgerichtsrath!

Ihr letzter Brief hat mich und meinen Freund Trojan sehr erfreut und dieser ist Ihnen für die freundliche Beurtheilung besonders dankbar. Er ist mit Lob und Tadel vollkommen einverstanden. Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß Trojan seit 1862 ein Hauptmitarbeiter und später auch Mitredakteur des Kladderadatsch ist. Fast alle Arbeiten aus dieser Zeit, welche einen gewissen poetischen Werth beanspruchen, stammen von ihm her, unter den Leitgedichten allein über 300. Dies ist aber fast garnicht bekannt, weil diese Sachen entweder Dohm oder Löwenstein [37]) zugeschrieben wurden. Dasjenige, was man dem kürzlich verstorbenen Dohm so freigebig nachrühmte, hat er zum größten Theile Trojan zu verdanken, der bescheiden in der Dunkelheit blieb. Umsomehr ist bei dieser anstrengenden und aufreibenden Thätigkeit zu verwundern, daß mein Freund vermochte, nebenher diese liebenswürdigen Verse zu machen. Nächstens wird ein gleiches Bändchen humoristischer Gedichte [38]) erscheinen, darunter befinden sich köstliche Sachen. Die erste Frau Trojans war eine Schwester von Konewka. Neulich haben wir unter großer Vergnügtheit sein siebtes Kind getauft.

Dies ist, was Trojan betrifft (um eine Lieblingswendung aus Tausend und einer Nacht zu brauchen), von mir habe ich auch noch Einiges zu sagen, und zwar über die Gründe, welche mich bewogen haben, meinen Ingenieurberuf aufzugeben. Um mich parador auszudrücken: Ich hatte allmälig so viel gelernt, daß ich für den Staatsdienst unbrauchbar geworden war. Das Fach, in welches ich mich eingearbeitet hatte, wird in höheren Stellungen nur mit examinierten Baumeistern besetzt, während es für meinen Beruf früher kein Examen gab. Dies jetzt noch nachzuholen (seit einigen Jahren ist es auch hier eingeführt) war ich zu alt. So wäre mir nur übrig geblieben, unter Baumeistern, denen ich an Wißen und Können weit überlegen war, gegen geringes Gehalt weiter zu arbeiten in einer Stellung, welche meinen Fähigkeiten nicht

[37]) Rudolf Löwenstein (1819—1891), Dichter von Kinderliedern, begründete 1848 mit Kalisch den „Kladderadatsch“ und gab ihn bis 1887 mit heraus. — Ernst Dohm (1819—1882), ursprünglich Hallescher Theologe und Lieblingsschüler Tholucks, von 1849 bis 1882 Redakteur des „Kladderadatsch“. — Trojan (1837—1912) war Chefredakteur des Blattes von 1886 bis 1909.

[38]) Die „Humoristischen Gedichte“ sind die September 1883 erschienenen „Scherzgedichte“ (Liebeskind, jetzt Cotta).

im geringsten entsprach, oder selbständiger Civilingenieur zu werden, und dies wollte ich nicht, denn dann hieß es aufzugehen in dem Beruf und mit der freien Zeit und der Poesie war es vorbei. So wählte ich von zwei Uebeln dasjenige, welches mir als das kleinere erschien. Gerade übermäßig wohl fühle ich mich in dieser Haut auch nicht.

Sollten Sie, wie Sie andeuten, nach Berlin kommen, so würde es mich ganz ungemein freuen, Sie zu sehen. Ich verbleibe mit den besten Grüßen an Sie und die Ihren

Hochachtungsvoll Ihr Heinrich Seidel.

17. Seidel an Storm.

Berlin, 4. 12. 1883. W., Carlsbad 11.

Sehr verehrter Herr Amtsgerichtsrath!

Allerdings etwas zaghaft unternehme ich, Ihnen zwei Bilderbücher [39]) zu senden, zu welchen ich Begleitverse gemacht habe. Anfangs wollte ich das unterlaßen, allein eine wohlwollende Beurtheilung sonst strenger Freunde (die ich Gott sei Dank besitze — auch Sie rechne ich dazu) hat mir Muth gemacht. Vielleicht haben Sie Kinderbekanntschaften, denen Sie damit zu Weihnachten eine Freude machen können.

Uns hat in dieser Zeit ein großes Unglück betroffen. Am neunten November starb unsere kleine Tochter Clara im Alter von vier Jahren, sieben Monaten an Blinddarmentzündung. Sie war ein heiteres, sonniges Kind und der Liebling aller, die sie kannten. Man glaubt, ehe man solches erfahren hat, man könne sich den Schmerz eines solchen Verlustes vorstellen, aber es ist nicht wahr. Am Tage vor dem Begräbniß war unser Jüngster, ein sehr blühendes und kräftiges Kind von neun Monaten kurz vor dem Tode. Er wollte in Folge eines heftigen Lungenkatharrhs ersticken und wurde doch im letzten Augenblick durch den Arzt gerettet. Es waren furchtbare Tage. Jetzt geht alles wieder gut, aber die schöne Sicherheit, die wir vorher hatten, ist erschüttert und zum ersten Male denken wir mit trüben Empfindungen an das schöne Weihnachtsfest. Mögen Sie in Friede und Freude es erleben.

Ihr Heinrich Seidel.

18. Storm an Seidel.

Hademarschen, 9 Dez. 83.

Lieber Herr Seidel!

Ich habe Ihnen auf das zweite Buch von Trojan nicht geantwortet, weil ich nichts zu sagen wußte, als daß es nach meiner Ueberzeugung nicht hätte gedruckt werden sollen.

Und nun bringen Sie wieder Freud und Leid; ich danke Ihnen für Beides. Fast alles hab ich durchgelesen und finde, daß Sie den Kinderton gut getroffen haben; die Sachen kommen mir eben recht, denn für ein Stiefenkeltöchterchen von 7 Jahren fehlt mir ein Buch; da behalte ich nun selber das, worin Sie Ihrer lieben kleinen Clara auf dem letzten Blatte ein Gedächtniß gestiftet haben, und gebe ihr das andere. Und haben Sie nochmals Dank für beide Theile.

Ich habe Ihren lieben langen Brief vom 28. 12. v. J. eben auch wieder gelesen, und da steht es: „sie heißt Clara und ist der Verzug aller derer, welche sie kennen — sie zieht jedoch die Onkel den Tanten vor".

[39]) Im Mai und Juni 1883 schrieb Seidel die Gedichte zu den mit Schattenrissen von Braun, Fehrenbach und Fröhlich versehenen Bilderbüchern: „Ernst und Scherz" und „Allerlei". Ihr Inhalt ist jetzt abgedruckt in den „Kinderliedern und Geschichten" (Cotta, 1903).

Damals hatten Sie sie noch und in Ihren Gedanken lebte sie weit über Sie hinaus; — dennoch gilt's, nun weiterleben! Ich werde Weihnachtsabend Ihrer gedenken; die Schattenbilder sollten auch ihr wohl Freude machen; das ist nun nicht mehr; aber die Todten sind ja geborgen. Ich habe keine Todten; aber einen Lebenden, der das Erbtheil des Blutes mit sich schleppt[40]) — wir wollen nicht mehr davon reden; laßen Sie Ihr kleines liebes Kind in Frieden ruhen! Grüßen Sie Ihre Frau; ich weiß es wohl, es ist ein großes Leid; und auch Ihren Freund Trojan!

Ihr ergebener Th. Storm.

19. Seidel an Storm.

Warnemünde, 6. 8. 1884.

Sehr geehrter Herr Amtsgerichtsrath!

Es mir jedesmal eine besondere Freude, wenn ich ein neues Buch[41]) an Sie absenden kann. Allerdings ist sie niemals ganz rein und immer mit ein klein wenig Angst vermischt, denn ich pflege meine Schwächen wohl zu kennen. So fürchte ich denn, Sie werden in der zweiten Hälfte des Buches manchmal mit dem Kopfe schütteln und fragen: „Wozu?" Dafür weiß ich aber auch, daß in der ersten Hälfte sich Gedichte befinden, die würdig sind, meinen alten Meister vorgelegt zu werden und um dieser Gerechten willen mögen Sie die andern verzeihen. Es war mir eine große Freude, Sie persönlich kennen zu lernen[42]), und ich danke Ihnen nochmals für die Freundlichkeit, mir Ihren Besuch zu schenken.

Seit dem ersten Juli sind wir hier in Warnemünde, doch kehren wir bald in die Heimath zurück. Ich habe auf weiten Streifereien und Fußtouren, welche sich bis nach Darster Ort und Prerow erstreckten, mir den Honig für den Winter eingesammelt und so viel Wald- und See- und Haideluft in mich verdichtet, daß es einiger Maaßen bis zum nächsten Sommer langt.

Mit bestem Gruß und mit der Bitte, mich Ihrer Frau bestens zu empfehlen, verbleibe ich immer treu der Ihre

Heinrich Seidel.

20. Storm an Seidel.

Tostlund, Kirchdorf in Nordschleswig, 5. Juli 85.

Lieber Herr Seidel, vor etwa sechs Wochen schrieb mir mein Sohn, der hiesige Amtsrichter Ernst Storm: „Lies doch die reizende Geschichte „Odysseus"[43]) von Seidel im Daheim! Aber in Hademarschen-Hanerau war kein Daheim. — Nun bin ich seit acht Tagen in der jungen glücklichen Familie hier, und da haben wir einige Nachmittage in dem großen Vorgarten unsre Theestunde gehalten und Ernst hat uns zu allgemeiner stiller Freude Ihren „Odysseus" vorgelesen. Das Verhältniß des Menschen zu dem, was wir „Natur" nennen, kommt so friedlich und voll heraus, daß man immer mit hineinmöchte, und das ist ja die Hauptsache bei dieser Prosa-Idylle; Sie sind völlig Herr der Zartheit und vielartigen intimen Anschauung, die dazu

[40]) Die andeutenden Worte „Ich habe keinen Toten, aber einen Lebenden, der das Erbteil des Blutes mit sich schleppt" mußten dem Adressaten unverständlich bleiben. Heute wissen wir, daß Storm damit seines eigenen ältesten Sohnes Hans gedenkt, der geistig hochbegabt und nicht unedlen Charakters, 1886 als Achtunddreißigjähriger an einer Lungenerkrankung starb.

[41]) Das neue Buch sind die „Idyllen und Scherze". Neue Gedichte. (1884, Liebeskind.)

[42]) Persönlich kennen gelernt hatten sich beide auf dem großen Storm-Fest, das am 12. Mai 1884 im Englischen Hause zu Berlin stattfand; Storm besuchte dann auch den Jüngeren in seiner Wohnung Am Karlsbad 11.

[43]) „Odysseus" entstand im Jahre 1884, nachdem der Verfasser den Stoff gegen fünfzehn Jahre mit sich herumgetragen hatte.

nöthig ist; auch die beiden alten Herren und die Veronika sind anschaulich ausgeprägt: und hier liegt, wenn ich's sagen darf, der Einwand, den man gegen die Composition machen muß: die Agnes, die den Sieg davonträgt, ist ziemlich schattenhaft, die Veronika dagegen in reizender Lebensfülle geschildert, die eigentlich nirgend ein herabsetzendes Maaß erreicht; man müßte denn die Schuld der Mutter auf sie übertragen. Doch ich fühle sehr wohl, daß auf diesem Theil nicht das Gewicht Ihrer Arbeit ruht. — Ich kehre morgen nach Haus zurück, eine Arbeit, die ich Ende Monat an Westermann schicken will: „Noch ein Lembeck“ [44]) will hier doch nicht rücken. Es ist in gewißer Weise ein Wagstück; Sie werden sehen, wenn ich sie Ihnen gegen Weihnacht als Buch schicke.

Grüßen Sie bitte, freundlich Ihre liebe Frau und Ihren trefflichen Hauswirth Herrn Senator Eggers von mir.

Ihr ergebener Th. Storm.

21. Seidel an Storm.

Berlin W, Carlsbad 11, 6. 11. 1885.

Sehr geehrter Herr Amtsgerichtsrath!

Selten habe ich mich so gefreut, als über Ihre Karte betreffend „Odysseus“. Es war das erste Mal, daß Sie so zu sagen freiwillig mir eine Anerkennung zukommen ließen und Sie wißen, wie sehr mich dies gerade von Ihnen stolz macht. Sie erhalten gleichzeitig unter Kreuzband „A. d. Heimath“ [45]) in zweiter Auflage, es ist jetzt ein ganz anderes Buch und wie ich glaube mein Bestes. Für Sie neu ist wohl nur „Engelbert“ und „Ein Reiseerlebniß“. Ich hörte gerne Ihr Urtheil, wie Ihnen das Buch jetzt gefällt. Nächstens sende ich Ihnen auch meine gesammelten Märchen [46]), die bei Flemming in Glogau gut illustriert zu Weihnachten erscheinen und einen stattlichen Band ausmachen. Vielleicht regt Sie dies noch einmal wieder an, meinen Lieblingswunsch zu erfüllen und in neuen Märchen der Welt zu zeigen, wie es eigentlich gemacht werden muß. Mit bestem Gruß und in unwandelbarer Verehrung

Ihr Heinrich Seidel.

22. Storm an Seidel.

Hademarschen, 23. 12. 85.

Lieber geehrter Herr Seidel!

Gewiß sollte Ihre reiche Sendung nicht ohne eine geschriebene Antwort bleiben; da ich aber wußte, daß das nicht so schnell erfolgen könne, so sandte ich die gedruckte vorab. Eine Altersschwäche, die mir nur etwa 3 Stunden Vormittags zur Arbeit vergönnt — Sie wißen, ich bin über 68 — macht es mir schwer, mitzukommen, und ich bitte Euch Jüngeren, die Ihr mir gut seid, um freundliche Geduld.

Sie wollen, wie mir scheint, vor Allem wißen, was ich zu Ihren Märchen sage [47]). Laßen Sie mich Ihnen zunächst sagen, daß Heinrich Seidel, wenn er, was ihm

[44]) „Noch ein Lembeck“ (1885) ist der ursprüngliche Titel des „Festes auf Haderslevhus“.

[45]) „Aus der Heimat“ erschien in neuer Zusammenstellung November 1885 bei A. G. Liebeskind. Die Novellen der „Vier Freunde“ sind jetzt aus dem Rahmen gelöst und selbständig geworden; nur „Der Arm“ wurde gestrichen, desgleichen die Skizze „Der gute alte Onkel“ und der „Schwarze See“. Statt dessen kamen neu hinzu: „Engelbert“ (1882), „Odysseus“ (1884), „Ein Reiseerlebnis“ (1880), sowie aus früheren Sammlungen „Hans Peiter Semmelmann“ und das „Arme alte Gespenst“.

[46]) Die Gesammelten Märchen sind die „Wintermärchen“ (Dezember 1885).

[47]) Die 23 Märchen, von denen Storm acht erwähnt, sind die erste Frucht der durch die Berufsaufgebung gewonnenen Muße; nicht weniger als 17 sind in den Jahren 1880 bis 1882 entstanden.

wohl einmal paßieren kann, sich nicht zu sehr in seine geliebte Pflanzenwelt verirrt, immer allerliebst und auf eine ihm speziell eigne Art erzählt; diese Tugend hat er unbestritten und sie auch in seinen Märchen offenbart. Wir lasen bisher: „Der Hexenmeister" — „Der Venediger" — „Die Wetterhexe" — „Das Weihnachtsland" — „Der Waßermann" — „Der Regulator" — „Die drei Schwestern" — „Die grüne Eidechse".

Ueberall ist lebendig und warmherzig und mit anmuthigen Einzelheiten erzählt; was mir meistens fehlt, ist die Selbständigkeit der einzelnen Stücke, es ist mir, wenn ich gelesen habe, mehr wie ein, oft geschickt zusammengefügtes Mosaik einzelner schon in Sagen und Märchen oder derartigen Erzählungen vorhandenen Motive und Anschauungen; auch vermiße ich meist den festen Kern inmitten der Erzählung, von dem aus das Märchen wie von selber herauswachsen soll. Freilich ist das nicht immer der Fall, die räthselhafte „grüne Eidechse" faßt einen eigenthümlich an; und ich werde gewiß noch mehr dergleichen finden. Was ich hier einwende, wird der Aufnahme des Buches indeß nicht schaden, und auch ich habe alles gern gelesen; nur daß ich dann bei dem Ende eines Stückes oft auf den Punkt gekommen bin, wo ein willkürliches Abbrechen, oder eine willkürliche Erfindung den Schluß macht, statt der aus der festen Conception quellenden poetischen Notwendigkeit. Es ist aber auch von keinem Menschen zu verlangen, daß er 23 wirkliche Märchen erfinden und schreiben soll. Das K u n s t m ä r c h e n ist, wie ich mein Leben lang behauptet, eine der schwierigsten Formen der Poesie.

Trotzdem ist Ihre Sammlung ein feines und angenehmes Buch, das Ihnen nicht leicht jemand nachmachen wird, und so ist es auch mir lieb, zumal ich mich fast auf jeder Seite darin bei meinem lieben Freunde Seidel befinde.

Ihre zweite Auflage von „Aus der Heimath" ist freilich ein Buch, in welchem Ihr bestes und anmuthigstes Können vorliegt; schade, daß nicht auch „Daniel Siebenstern" und die „Uebeldroschke" noch mit darin sind. Der „Odysseus" ist eine schöne Vermehrung Ihres Besten; die reizende „Weihnachtsgeschichte" las ich mit großer Zustimmung wieder und dann vor einigen Tagen noch einigen jungen und alten Frauen vor, wo sie allgemein entzückte. In der neuen Geschichte „Engelbert" möchte ich — wenn Sie es gewollt haben, kommt es nicht deutlich genug heraus — das Ende so, daß der Knabe vor dem Schlosse seiner Eltern stirbt, doch so, daß weder er noch die Eltern davon eine Ahnung haben, er fern von ihrer Erbgruft seitwärts allein liegt, und nur dem Leser es deutlich wird. Stimmen Sie mir zu, so wäre bei einer neuen Auflage, die ich dem Buch herzlich wünsche, die Sache ja leicht zu machen.

Gegen Ihre „Aeolsharfe" [48]) habe ich nur einen Einwand; die Absicht ist gut, die Satire aber ist zu zahm.

Mein „Fest auf Haderslevhuns" anlangend, so bemerkte ich, leider, erst, als die Oktavausgabe gedruckt war, daß — was ich bei andern so oft gerügt hatte — das Werk von fünffüßigen Jamben wimmelte; so mußte ich noch, während die Correctur mir auf dem Halse saß, die Angstumarbeitung für die Miniaturausgabe vornehmen, die daher der zuletzt festgestellte Text ist.

Grüßen Sie Ihre Freitagsgesellschaft, besonders Trojan und Lohmann [49]); vor allem bitte ich, mich Ihrer Frau freundlich zu empfehlen.

[48]) Die Aolsharfenkalender waren satirische Almanache, die E. Jakobsen (1836—1911) in den Jahren 86, 88 und 96 mit Unterstützung von Trojan, H. Seidel und anderen herausgab; eine eingehende Schilderung ihrer Art (mit Proben) habe ich in den „Erinnerungen an H. S." gegeben.

[49]) Unter Lohmann ist Julius Lohmeyer (1834—1903) zu verstehen, in dessen seit 72 bei Dürr erscheinender „Deutschen Jugend", Storms „Lena Wies" (I, 3; Mai 72) und „Pole Poppenspäler" (IV, 5. u. 6, August/September 74) erschienen waren.

Also frohe Weihnacht! Ich denke, wenn der Baum brennt, trifft dieser Gruß bei Ihnen ein. Ich erwarte einen Sohn, den ich mir heute Abend zehn Uhr von der Bahn hole. Die schönste vollendetste Tanne, zwölf Fuß hoch, steht unten im großen Zimmer und wird heute Nachmittag geschmückt; morgen in der Dorfkirche 4 Uhr Nachmittag dirigir ich einen kleinen Frauenchor: „Die Nacht vergeht, der Tag bricht an" und „Tochter Zion, freue dich!" Dann nach Hause, und die Bescherung von Frau und fünf Kindern nimmt ihren feierlichen Lauf. Frohes Fest!

Ihr Th. Storm.

Grüßen Sie Ihren lieben Hauswirth[50])!

23. Storm an Seidel.

Hademarschen-Hanerau, 5. Juni 88.

Lieber geehrter Herr Seidel!

Sie werden hoffentlich empfunden haben, daß die Verzögerung meiner Antwort auf Ihre freundliche und hübsche Sendung nicht auf einer bloßen Nachlässigkeit beruhte. Es geht mir, nach Vollendung des „Schimmelreiter"[51]), der Ihnen demnächst zugehen wird, leider, körperlich so schlecht wie möglich: das äußerst denkbare an Verdauungsschwäche hat mir qualvolle Nächte und Tage, einen wie den andern, gebracht, und mich so schwach gemacht, daß ich nur das Kleinste noch expediren konnte; jeden Morgen, wenn ich noch im Bette war, stand es vor mir: heut mußt du an Heinrich Seidel schreiben! Aber wenn ich dann später an meinem Tische saß, so konnte ich es dennoch nicht; es war vielleicht in Folge steter Schlaflosigkeit, mehr noch eine Ermattung des Willens als der Kräfte. Sie wollen daher gütige Nachsicht mit Ihrem alten Freunde haben.

Heute war die Nacht ein wenig besser, und so scheint es denn zu glücken.

Eben bevor Sie mir Ihr Buch schickten, das reizend ausgestattete[52]), hatte ich die beiden zu Seiten meines einflügligen Nord-Ost-Fensters stehenden Repositorien bis auf je zehn Borde erhöhen und vorher eine Anzahl Bücher binden lassen, unter denen auch Ihre sämtlichen opera, die ich in all den Jahren gesammelt hatte, so etwas nach dem Muster der Trojanschen Bände in grün und gold gebunden waren. Dazu kam nun gerade Ihr neues, Moltke gewidmetes Bändchen[53]) mit dem grün goldenen Einband. Sie stehen nun alle, hübsch und unter Dach gebracht, neben einander.

Ich habe seither Ihre Leberecht Hühnchen gewidmeten Artikel mit vollem Behagen genossen und noch eben wieder den so viele Wahrheiten enthaltenden trefflichen „Tausendmarkschein" mit wahrer Erquickung gelesen; um so mehr, als ich in diesen Tagen den mir von Heiberg[54]) zugesandten Band „Menschen unter einander" aus

[50]) Der „Hauswirt" ist der Senator Karl Eggers (1826—1900), Friedrichs Bruder, bekannt als plattdeutscher Dichter und Rauch-Biograph.

[51]) Der „Schimmelreiter" wurde am 9. Februar 1888 beendet; hiernach schrieb Storm nur noch die ersten Seiten der „Armesünderglocke" und vielleicht Stücke seiner Selbstbiographie, an der er bereits 1886 arbeitete (veröffentlicht im Nachlaßbande, 1913). Der vorliegende Brief vom 5. Juni ist einer der letzten Briefe seiner Hand; er starb einen Monat später, am 4. Juli 1888.

[52]) Das „reizend ausgestattete Buch" sind H. Seidels „Naturfänger", eine Sammlung von 21 Vogel-Schilderungen, die innerhalb von fünf Wochen im Herbst 1887 entstanden.

[53]) Moltke gewidmet war der im März 88 erschienene Band: „Neues von Leberecht Hühnchen und anderen Sonderlingen."

[54]) Hermann Heiberg (1840—1910), Enkel des großen Schauspielers Schröder und eines adligen Fräuleins, in Schleswig als Sohn des Dr. jur. Heiberg geboren, Buchhändler (er sollte ursprünglich das „Hausbuch" verlegen), Geschäftsleiter der „Nordd. Allg. Zeitung", seit 1881 Schriftsteller. Der „Apotheker Heinrich" ist sein bekanntestes Buch.

aller Freundschaft und Landsmannschaft für den Verfasser durchlese, wo eindringlich, wie in seinem „Apotheker Heinrich" dargestellt wird, wie die Menschen eigentlich dazu geschaffen sind, um sich mit kleinen Schändlichkeiten einer den andern zu Tode zu quälen. Da bin ich bei dem „Tausendmarkschein" ordentlich wieder zu mir gekommen.

Wollen Sie nun, lieber Herr Seidel, mir Ihre Gedichte widmen, so nehme ich das mit Dank und Freude an[55]); denn Ihre und Ihrer Freunde heimliche Ecke in dem wüsten Berlin gefällt mir. Grüßen Sie dieselben freundlich nebst Ihrem trefflichen Hauswirth Senator Eggers und, sollten Sie sie im Rüthli oder sonstwo sehen, auch meine alten Freunde Zöllner und Fontane.

In meinem großen Garten, wo sie in den dichten Tannenbeständen hübschen Unterschlupf finden, sangen gestern Schwarzplättchen und Gartenlaubsänger so schön und eifrig miteinander, daß ich nachher meinen „Seidel-Natursänger" hervorholte und den Artikel „Grasmücken" mit nachkostendem Vergnügen durchlas. Da schlägt eben wieder einer der letzteren vor meinem Fenster; er nistet in der Glycine, die, eben ihre glasblauen Blüthen entfaltend, an der Mauer zu mir heraufrankt.

Und nun noch meinen herzlichen Gruß; die etwas üble Handschrift wollen Sie entschuldigen; denn ich schreibe dies im Lehnstuhl liegend; so geht es etwas leichter.

In alter Gesinnung der Ihrige Th. Storm.

Der Geist der deutschen Landschaft *)

Von

Fritz Gränz

Aus alten Bergsagen tritt zuweilen der Geist eines Gebirges unter die nachgeborenen Menschen und spricht zu ihnen in einer Sprache, die ihnen fremd klingt, und die sie dennoch verstehen, uralte Worte. So möchte ich wohl, daß sich der Geist unserer deutschen Landschaft von mir beschwören ließe, eine kurze Weile, tröstend und mahnend zugleich, zu uns zu sprechen.

Das deutsche Land hat eine mit dem deutschen Volke altverwachsene Landschaft. Keins von beiden läßt sich mehr ohne das andere vorstellen und verstehen. Es ist eine Lebensgemeinschaft; beide, Volk und Land, tragen gemeinsame Züge, das eine weist Spuren des andern auf. Soweit unser Volk seit Jahrhunderten geschlossen wohnt und seine Sprache spricht, soweit ist deutsches Land. Das Elsaß mit seinen „drei Schlössern auf einem Berge", wie es im alten Sprichwort heißt, ist ebenso deutsche Landschaft, wie die Seen in mecklenburgischen Buchenwäldern oder wie die Landschaft der deutschen Schweiz, in der sich, abseits der ausgefahrenen Straßen, oberdeutsches Leben und oberdeutsche Natur in Kraft und Fülle vereinigen.

[55]) Storm hat das Buch der gesammelten Gedichte, dessen Widmung er mit „Dank und Freude" angenommen hatte, nicht mehr erhalten; erst im November 1889 erschien das „Glockenspiel". H. Seidel sandte es an Frau Do und diese antwortete auf die Zusendung in einem Briefe, der noch einmal Zeugnis ablegt von der Freundschaft, die beide Männer verband und jeden bereicherte.

*) Aus einem Vortrag, der am 17. Mai 1920 in der Gesellschaft für deutsche Bildung zu Frankfurt a. M. gehalten wurde.

Die innere Mannigfaltigkeit, die sie mit ihrem Volke teilt, ist das Glück des Wanderers, wie sie die Schöpferin kostbarer Eigenwerte und eine immer vollströmende Quelle landschaftlicher Kunst ist.

Diese uns Deutschen unentbehrliche Mannigfaltigkeit läßt sich tief in die tausenderlei Eigenheiten der einzelnen Landschaft hinein verfolgen, nicht nur im reicheren Süden und Westen, wo die abschildernde und darstellende Kunst seit alters von diesen Eigenheiten überquillt, sondern auch im gestaltenärmeren, so lange als einförmig verkannten Norden. Welch liebevolle, wenn auch späte Schilderer, Maler und Verkünder haben Heide und Moor gefunden! Über Deutschlands Landschaftspersönlichkeiten, Eigenbrötlern und Sonderlingen wölbt sich groß und einigend der nordische Himmel. Nordisch sind Wolken und Luft, Wiese und Wald, Frühling und Winter.

Aber wie Laub- und Nadelwald im Gebirge und in der Ebene neben- und miteinander wachsen — ihre Kämpfe und Leiden freilich verschweigt uns das landschaftliche Bild zumeist — wie im Frühling uns eine lichte Birke oder ein hellgoldener Buchenwipfel aus einer schweren dunklen Tannengruppe herausgrüßt, so steht auf hundert Landschaftsbildern vor und nach Dürers Zeit der Nadelbaum mit dem Laubbaum treu verschwistert, das Helle mit dem Dunklen, das Weichgerundete mit dem Ernstgestreckten, bei Lukas Cranach, bei Altdorfer, bei Dürer, bei Grünewald, bei Ludwig Richter, bei Haider, bei Sieck und vielen sonst, als Merkzeichen deutscher Waldes- und Wesensart. Es braucht nicht stets die Eiche zu sein, die uns deutsches Wesen verkörpert. Oft ist es, als ob gerade die nordischsten unserer Bäume, Birke und Fichte, in Form und Art die ganze Spannweite unserer Welt darstellen wollten.

Es gibt nur wenige Stellen in Deutschland noch, an denen das Menschliche nicht sichtbar wird. Fast jede Landschaft bei uns, auch die einsamste, hat einen menschlichen Zug im Gesicht, und sei es ein verwilderter Heideweg, der kreuz und quer läuft und doch ein Ziel sucht, und sei es ein steinig dürftiges Haferfeld am Rande des Bergmoores oder das blaue Rauchsäulchen eines verborgenen Kohlenmeilers, das aus dunkler Waldwoge in den Sommerhimmel steigt. Wir lieben die Landschaft vielleicht da am tiefsten, wo wir die menschlichen Siedlungen und Zeichen ganz als Teile der Natur empfinden, die sich ihr einfügen und anschmiegen: den aus einem Baumstamm gehöhlten Brunnentrog, den im Schilfe liegenden Einbaum des Chiemsees, das Schwarzwaldhaus in seinem Tannental — wie oft hat Thoma es gemalt! — dessen herabgezogenes Dach fast die Berglehne berührt, den westfälischen Hof unter seinen alten Eichen, das niedere strohgedeckte Haus der Inselfriesen, mit Findlingssteinen ummauert, unter die ostwärts gewachsenen Kronen seiner Schutzbäume geduckt, über die der stoßende Meereswind springt. Wir fühlen: dieser äußeren landschaftlichen Verbindung entspricht eine innere. Aber wir lieben auch jene anderen deutschen Siedlungsbilder in der Landschaft, die uns statt des unmittelbaren Einklangs einen wohllautenden Zweiklang und Zusammenklang vernehmen lassen: das lustig lebendige Giebelfachwerk obersächsischer und oberfränkischer, hessischer und schwäbischer Dörfer unter schlanken Schirmtannen zwischen Hecken und Gärten vor buschigen und waldigen Hintergründen, wie sie Dürer und andere alte Meister mit Liebe nachzeichneten, die weißen oberbayrischen Dörfer und Kirchen in ihrer grünen Einsamkeit, ja alle deutschen Dörfer, soweit sie unverdorben geblieben sind, und viele kleinen Städte dazu.

Die eine vielteilige und doch ungeteilte Landschaft nimmt den arbeitenden und den feiernden, den fröhlichen und den ernsten deutschen Menschen selber in sich auf, weil er ihr zugehört: den Fährmann und den Flößer, den Schäfer mit seiner Stech-

schaufel am schiefen Karren, den Hirtenbuben der Rhön, der seine klingelnden Kühe des Abends heimtreibt, den Sämann und den pflügenden Bauer, die junge Odenwälderin mit der hängenden Sichel, das Heubündel auf erhobenem Kopf, eine nicht weniger stolze Gestalt als die Capreserin, die von Anacapri hinuntersteigt, den Erntewagen und das Moorschiff. So oft wir solcherlei Gestalten erblicken, immer spüren wir mit einem Glücksgefühl der Bereicherung ihr Verwachsensein mit der Landschaft, und deshalb lieben wir landschaftliche Dichtung und Malerei, in der wir dies Verwachsensein wiederfinden: Goethes und Kellers, Uhlands und Mörikes reine und gesättigte Strophen, Fritz Böhles Schiffer und Landleute mit Tier und Baum und Ackerscholle, fränkischem Dorf und hochgewölkter Luft. Böhles auf müdem Ackergaul heimkehrender Bauer gehört uns zu den urdeutschen Bildern, seit wir ihn zum ersten Male sahen.

Der menschliche Ausdruck unserer Landschaft vertieft sich unversehens in einen geschichtlichen. In vielen Landschaften, besonders des burgen- und kirchenreichen Westens und Südens, steckt eine Überfülle geschichtlichen Ausdrucks. Was schiebt sich nicht alles zwischen die sagenhaften Ringwallberge, die Dolmen und Hügelgräber der nordischen Ebene, die über rheinische, alemannische und mittelfränkische Hochflächen ziehenden Römerstraßen und das um sich fressende Industriegelände des letzten Halbjahrhunderts ein! Wie im Volke, so besitzen wir in der Landschaft noch ein räumliches Nebeneinander abgelebter geschichtlicher Zeiten und Kulturen, mit allen Stufen und Übergängen des Lebendigen. Es gibt im Süden noch durchaus mittelalterliche Landschaft. An der oberen Donau traf ich graubärtige Benediktinermönche beim Fischfang; das schwere Netz glitt im Wasser an den weißen Kalkfelsen entlang, dahinter stand das Kloster im Schatten und die schwarze gedeckte Holzbrücke. Das Bild war fast täuschend einem andern ähnlich, das ich tags zuvor auf der Altartafel einer oberschwäbischen Dorfkirche betrachtet, an dessen altdeutscher Farbenlust ich mich ergötzt hatte. So gibt es an versteckten Orten auch noch lebendige Einsiedlerlandschaften. Der Geist des Geschichtlichen, nicht nur Gealterten, sondern immer auch Bedeutungs- und Beziehungsreichen kann nicht selten im kunstlosesten Körper am stärksten wirken, etwa in einer basaltenen Ruine, in einer verwitterten Schieferburg, die wie gewachsener Stein die Form des Felsens vollendet und doch über ihn hinausweist. Anders wirkt das Geschichtliche, wo es sich in reiner und hoher Kunst ausspricht. Ein Hauch des Zeitlosen mischt sich ihm dann bei. Auch solche Landschaften, wahre Kleinodien der Heimat, sind am schönsten, wo sie in der grünen Einsamkeit stehen. Ich nenne Maria Laach. Aber auch der Freiburger Münsterhelm, durch dessen steinernes Netzwerk bald das warme Sommerblau, bald das Tannendunkel des Schwarzwaldes schaut, bleibt samt seiner Landschaft unvergleichlich und unvergeßlich. Wessen Blick in den Kriegsjahren oft auf deutschen Fluren und Wäldern geruht hat, um welche die Welt einen brennenden Ring gezogen hatte, der mag bewußter als früher das Schicksalhafte in der verhaltenen Ruhe und Größe der Landschaft empfunden haben. Überall sind die Spuren des Schicksals unserm Deutschland eingegraben oder aufgedrückt. Wald wächst über den Wüstungen einstiger Kriege, Siedelungen verändern ihr Gesicht und schmiegen sich dennoch wie ehemals ihren Tälern und Bergen an, Ackerfluren liegen, wo einst Wälder standen.

Der deutsche Mensch hat oft ein tiefes Verlangen, alles Geschichtlichen, an dem er zu tragen hat, ledig zu sein. Dann findet er in seiner Landschaft die ewige Jugend der Natur. Immer „herrlich wie am ersten Tag", nimmt sie gelassen wieder Besitz von dem, was der Mensch aus ihr heraus und in sie hineingestellt hat, wenn er es, seines Werkes nicht mehr achtend, ihr ganz überläßt.

Über Tod und Untergehen
Lächelst du, du lächelst nur,
Ewige Natur.
Deine großen Blicke sehen
Immer die Verjüngung nur,

singt Hermann Lingg. Die Natur verwandelt alles wieder in sich selbst, auch den deutschen Geist, der sie anstaunt und alles schön findet dort, wo sie am Werke ist. Ich weiß am Neckar einen Burgbrunnen, der fast schon wieder ein Waldquell geworden ist und in die schwarzmoosige Sandsteinumfassung eine regelrechte Klamm geschnitten hat. Ein Bild des Verfalls und doch von reiner Schönheit, weil die Natur es schuf.

Nur dem freien Wanderer erschließt sich die deutsche Landschaft in ihrer Ruhe und Tiefe, Einsamkeit und Größe und inneren Lebendigkeit ganz als Natur. Der rastende Betrachter sieht sie als Bild, der Wandernde sieht sie als unendliche, immer fließende Gestalt, die in jedem Teile lebendig und doch im ganzen eine ruhende Einheit ist. Besser: er sieht sie nicht nur, er nimmt sie mit allen seinen Sinnen auf. Welche Beruhigung kann aus den Einsamkeiten deutscher Landschaft strömen, wenn sie als Bleibendes gefühlt wird, in dem die Menschengeschlechter wie Wellen auf- und untertauchen! Dieser Ruhestimmung, in die all die feinen Stimmen und Laute der Luft einklingen, kommen viele Formen unseres Bodens entgegen, die Weiten unserer Ebenen, die ausgeglichenen Wölbungen und Hochflächen der Mittelgebirge, die Versteckheit vieler Talgründe, die Ausdehnung der Wälder, auch die Wipfelrundungen vieler unserer Waldbäume, vor allem der Buche, und das stumme Ebenmaß der Nadelhölzer. Diese Ruhe der Landschaft ist die Ruhe der Kunst. In unserer besten Landschaftskunst genießen wir sie dankbar nach, als stillen, reinen Abglanz unseres großen Besitzes: in Storms Heidebildern, in Thomas Schwarzwaldtälern, in Stifters Böhmerwaldschilderungen, in Haiders dunklen Voralpenwäldern, in Steinhausens Hunsrückwiesen und Waldhügeln. Hier spüren wir immer auch, bei allem Innenleben, den Naturgeist der Einfachheit walten, ohne den es keine große deutsche Kunst gibt, und wir erfahren, was uns schon das Wandern gelehrt, daß die einfachsten Landschaften, die grüne Heid', das tiefe Tal der Volkslieder, so schön sind wie die großartigsten.

Keineswegs schließt die Ruhe der Landschaft den Zustand der Leidenschaft aus. Es gehört zu den Geheimkünsten der Natur, daß sie das eine mit dem andern umfangen kann. Die äußere, erkennbare Leidenschaftlichkeit unserer Landschaft ist ein Geschenk des deutschen Klimas, des Wolken- und Gewitterhimmels, des ewigen Kampfes zwischen Licht und Schatten, Glanz und Düster. Man hat wiederholt die deutsche Landschaft, indem man sie mit der als heroisch gesehenen Landschaft der Mittelmeerländer, besonders Italiens und Griechenlands, verglich, in das Idyllische verwiesen. Es liegt wohl Wahres darin, aber es ist zu eng, zu klein gefaßt. Empfinden wir nicht ebenso oft deutsche Landschaften als episch groß, andere als Romanzen, manche als dramatisch von Grund aus? Oft will es uns scheinen, als walte ein großer, epischer Zug vor. Und sorgt die Veränderlichkeit des nordischen Himmels im jahreszeitlichen Wechsel nicht immer dafür, daß eine und dieselbe Landschaft bald episch groß und streng, bald idyllisch heiter, ja selbst dramatisch bewegt erscheinen kann? Ein Stück norddeutschen Heidelandes, das mich gestern als Idylle mit Bienengesumm empfing, kann heute schwermütig tragisch sein. Die deutsche Natur schließt beides und noch mehr ein; sie ist darin der Kunst überlegen, daß sie sich selbst stets von neuem und stets anders darzustellen unternimmt. Wie ganz anders nimmt sich das Bodenseegestade an einem Föhntage aus, wo das Entfernteste plastisch klar und körperlich greifbar wird, als an einem dunstigen Hochsommer-

morgen! Welcher Wechsel deshalb auch in der deutschen Landschaftskunst! Wie wundervoll wandeln sich im Werther die landschaftlichen Stimmungen ab, ebenso natur- wie seelengetreu! Welch leidenschaftliche Bewegtheit in Jean Pauls Landschaften, in denen das Atmosphärische vorwaltet! Welche Bedeutung hat die deutsche Luft in ihren vielen Erscheinungsweisen seit Kaspar David Friedrich für die neuere Landschaftsmalerei erlangt, für die Dachauer und die Worpsweder Maler, für die jüngeren Gemälde von Meer und Küste. Das sind nur zum kleinsten Teile Idyllen.

Nur der Wanderer kostet das Glück aus, schöne und eigenartige Einzelgestalten aus der großen Landschaft sich ablösen und in sie zurückkehren zu sehen: eine tiefschattige Linde mit ihrer weißen Hügelkapelle, eine umbuschte, von Basaltbrocken umgebene Rhönbuche, die vor den geschlossenen Wald auf die blumige Bergmatte tritt, eine vollendet schöne Fingerhutstaude, die plötzlich am Wege steht, eine einsame Reiherhalde mit hohen Uferbäumen, einen rüttelnden Turmfalken, eine streichende Schnepfe in der Dämmerung, einen seltenen Stein. Gesellt sich zu solchen kleinen, aber für die Aufnahme der Landschaft oft entscheidenden Erlebnissen der Zauber des Erstmaligen hinzu, so geht die Wirkung um so tiefer. Ein Apollofalter, fern von den Alpen an den kleinen Felsen des fränkischen Jura entlang fliegend, adelt das ganze Tal. Ähnliches gilt von jeder seltneren Pflanze, von jedem selten gewordenen Tier, von jeder seltsam knorrigen Baumgestalt. Blume, Tier und Baum können sterben oder der Unvernunft zum Opfer fallen. Berge sind dauerhafter. Deutschland ist beglückend reich an einsamen Bergen, die allein sein wollen, und die gerade dadurch das Landschaftsbild ihres Umkreises mächtig bestimmen. Ich nenne aus vielen den schwäbischen Staufen, den kleinen oberschwäbischen Bussen, den mittelfränkischen Hesselberg, den hessischen Meißner, den thüringischen Dolmar, den Kyffhäuser, den lausitzer Czerneboh, den schlesischen Zobten. Es sind alles Sagenberge. Wir Deutsche lieben die persönliche Vereinzelung in und außer uns, sei es ein geistiger Charakter, sei es Blume oder Berg, klein oder groß, weil wir das Besondere im allgemeinen, das Charakteristische, das Einmalige lieben, selbst das Sonderbare, ganz Unregelmäßige. Malerei und Dichtung bieten von ihren Anfängen an der Beispiele übergenug. Wie viele Käuze von Felsen und Stämmen stehen in den farbigen Bildern unserer alten Meister! Wie zieht sich dieser bezeichnende deutsche Hang über Dürer zu Richter, Schwind und Böcklin, bis zu Kreidolf, Steppes und anderen hin! Damit hängt auch die sorgfältige Treue zusammen, mit der viele deutsche Künstler die Einzelheiten im Gesamtbilde betonen. Ich nenne die verschiedenartigsten: Dürer, die Droste-Hülshoff, die Ratzel einmal die Niederländerin unter den deutschen Dichtern nannte, Wilhelm Raabe, Karl Haider, der die Schründe seiner Berghörner, die Fichtenspitzen seiner kühlen Wälder als lauter Persönlichkeiten behandelt. Es wäre nun ein Irrtum, zu meinen, ein solcher Reichtum an Einzelheiten müsse die Einheit und das Einheitsgefühl der Landschaft notwendig zersplittern oder zersprengen. Das ist in der deutschen Natur so wenig der Fall, wie in der wirklichen deutschen Kunst, und nur um diese handelt es sich. Es sind starke einzelne Töne, die doch dem Wohllaut des Ganzen dienen, weil sie aus ihm erst erklungen sind. Es ist wie mit allem Geistigen und Seelischen.

Jetzt stehen wir schon im Mittelpunkt unserer Betrachtung, gegen den sie von Anfang an gerichtet war. Ich meine die Sinnbildlichkeit der Landschaft, die Erfahrung einer tiefen, rätselhaften Übereinstimmung oder eines Gleichlaufens der äußeren Gestaltungen und Bildgeschehnisse mit dem menschlichen Leben des Einzelnen und des Volkes, mit den Zuständen und Bewegungen seines inneren Menschentums. Diese Sinnbildlichkeit, die uns von der Geburt bis zum Tode umgibt, ist es, die das deutsche Verhältnis zur Landschaft, auch wo es nur ge-

fühlt und nicht erkannt wird, entscheidend bestimmt, damit auch unsere Kunst, am bewußtesten im Wort des Dichters, am hinreißendsten im Ton des Musikers; zwischen beiden steht der Maler mit Licht, Farbe und Linienspiel. Das künstlerische Schaffen dieser Art ist dann nichts anderes als das gesteigerte und sich auswirkende Naturfühlen selbst, in dem ja immer ein Schaffen steckt; wie könnte es sonst auf den fühlenden Nichtkünstler zurückwirken. Wer sich zum ersten Male, vielleicht bei langem einsamen Wandern, des ungeheuren Umfangs dieser Sinnbildlichkeit alles mit den Sinnen zu ergreifenden Daseins und Geschehens deutlich bewußt wird, durch die er vordem unklar und träumend oder nichtachtend hindurchschritt, dem ist, wie wenn die heimatliche Landschaft ihr Auge aufschlüge und einen großen Blick auf den Erstaunenden richte. Die Landschaft hat große Urs ymbole. Da ist die Zweiheit von Himmel und Erde. Wie ausdrucksvoll kann ein schlichtes Bildchen sein, das über einen schmalen Küstenstreifen oder nur über eine Ackerfurche einen hohen nordischen Wolkenhimmel wölbt! Da ist die volkstümlichste und beständigste Naturſymbolik: der Gang des Tages über die Erde von der Morgen- zur Abenddämmerung, der Gang der Nacht und der ewige Kreislauf des Jahres von Frühling zu Frühling. Jugend und Alter der zeitlichen Dinge, Frühling und Winter, Blühen und Welken der Gewächse, Sinnbilder, in deren Zauberkreis das Volkslied und der Minnesang fast ganz eingeschlossen sind, sie bleiben jung und unverbraucht wie die Natur. Da ist der Kampf von Licht und Dunkelheit, der in der nordischen Landschaft so leidenschaftlich gekämpft wird wie in den nordischen Geistern; da ist die Sprache unserer Berge, der in reinere Höhen aufragende Gipfel, die von unserer Kunst, der Malerei wie der Dichtung, so wohlverstandene Gemütssprache des Wolkenspiels. Da ist das Laute und Leise, das Stummsein und das Rauschen. Die Stimme des Baumes, des Waldes wird zur Stimme der Seele, zur Stimme der Welt. Das alles sind deutsche Urs ymbole. Auch das unendliche, heimlich-unheimliche Sinnbild der Zeit und der Vergänglichkeit gehört dazu: das Fließen unserer Gewässer. Das Fließen selbst aber wird in dem sich steigernden oder vertiefenden Gefühl zum Bleibenden, während die festen Ufergestalten weichen und schwinden. „Nur das Wasser fließt, wie es weiland floß", heißt es bei dem sich einstigen Besitzes erinnernden Walther von der Vogelweide. In den „Alten Nestern" sagt Wilhelm Raabe, über dessen meisten Landschaften ein wunderbarer nordischer Schicksalshauch liegt, von der Weser, ohne sie zu nennen: „Der Fluß hatte es eilig wie immer; aber er, der mir in meiner Kindheit den einzigen klaren Eindruck von dem Vorbeigleiten der Erscheinung gegeben hatte, dessen schnelle Wasser mich in der Phantasie stets unwiderstehlich mit sich in die Ferne gerissen hatten, er war vor allen Dingen in der Heimatgegend allein derselbe geblieben." Wilhelm von Scholz, der nicht müde wird, die große Raum- und Zeitsymbolik der deutschen Landschaft in Gedicht und Schilderung darzustellen, sieht, auf der alten Würzburger Mainbrücke stehend, die geschichtlich bunten Ufer als das Verschwindende dem Fließen des Stroms gegenüber, „das unmittelbar unter dem Himmel ruht und, mit ihm verbunden, als das einzig Wirkliche erscheint, dem das vergängliche Land, die vergängliche Stadt mit den vergänglichen Menschen für eine kurze Zeit enttauchte." Wie oft hat Heinrich Noë, der große, heute halbverschollene Schilderer und Deuter der Natur, solchen Gedanken nachgehangen! Über all diesen Sinnbildern aber steht beherrschend die Symbolik der landschaftlichen Ferne, des verschwimmenden, sich verlierenden Horizontes, der in die Unendlichkeit lockt und führt. Diese Symbolik ist ganz gewiß, wenn auch nicht ausschließlich, deutsch oder germanisch. Ich rechne es zu dem Guten in Spenglers Buche über den Untergang des Abendlandes, daß es diese sinnbildliche Ferne, die Räumliches, Zeitliches, Geistiges und Seelisches verschmilzt, und ihre Bedeutung für den suchenden und verlangenden, nie gesättigten

„faustischen" Menschen nach Gebühr betont. Wie unsere Ströme, wie unsere ziehenden weißen Wolken, so leiten uns unsere großen Ebenen, die Fernblicke von unseren Gebirgen, die hellen Horizontstreifen auf unseren Meeren und Meeren, die verblauenden Waldlinien und ausschwingenden Hügelketten, die Hunderte unserer Landschaften umkränzen, in Fernen geistiger Art und lassen zugleich die Weite, den Raum der Landschaft in uns eingehen. Unsere Malerei weiß es längst, und wo sie es nicht weiß, aber doch fühlt: da ist es gut. Ein frommer Maler malt die Natur getreu ab und schafft dabei nichts als Symbole. Gedenken wir auch unseres hochstämmigen Buchenwaldes, seiner schwebenden Laubwölbung und ihres künstlerischen Abbildes in der Gotik unserer Münsterschiffe! Und gedenken wir der Waldsymbolik Eichendorffs! Es ist der gleiche Zug in die Unendlichkeit.

In den Kranz der großen Sinnbilder der Landschaft flechten sich zahllose andere wie helle und dunkle Blumen ein und kleiden dem Schauenden auch Menschen und Menschenwerk, Hirten und Herde, Turm und Brücke, in die symbolischen Farben der Natur. Dem Wanderer wird so seine Wanderschaft in immer andere Mannigfaltigkeit hinein, die hinter ihm zurückgleitet, zu einem umfassenden Lebenssymbol; er sieht Kraft und Trotz, Frieden und Kampf, Anmut und Trauer, Schmerz und Liebe, Leben und Tod im Landschaftlichen verkörpert, oder die Landschaft bringt es mit einer Art Allsymbolik auf einmal an ihn heran, wenn sie einheitlich und umfassend ist wie das Hochgebirge oder wie das nordische Küstenmeer.

In der Dichtung ist diese ungeheure Sinnbildlichkeit das Meer, aus dem sie die Gleichnisse, Bilder und seelischen Beziehungen schöpft, ohne die sie nicht leben kann. Das nachspürende Schrifttum gebraucht dafür häufig die üblich gewordenen Ausdrücke „Belebung" und „Beseelung" der Natur, gleich als ob die Natur an sich etwas Totes sei und erst des belebenden und beseelenden Gefühls und Wortes des Dichters bedürfe, um „gleichsam" lebendig zu werden. Dieser falschen oder unfertigen Vorstellung, die eigentlich nur für die unteren Grade und die mißlungenen oder halbgelungenen Versuche zutrifft, liegt offenbar eine mangelnde Vertrautheit mit dem Wesen der außermenschlichen Natur, damit auch mit den Erscheinungsformen der Landschaft, zugrunde. Kürzlich las ich den Satz: „Erst die Kunst erschafft uns die Natur." Das ist ganz undeutsch gedacht. In einem andern Buche fand ich den Satz: „Nur wo diese entgegenkommende Anlage (des anschauenden Menschen) das Tote belebt, dem zufällig Seienden Harmonie und Seele leiht, bedeutet die Natur etwas." Die Natur ein Totes, ein zufällig Seiendes! Man halte Goethes Naturanschauung dagegen, und man weiß Bescheid. Nicht immer liegt die Verkehrtheit so zutage wie hier. Aber verbreitet ist diese Auffassungsweise, die sich vielfach, soweit ich sehen kann, aus gewissen Teilen der Vischerschen Ästhetik herschreibt, noch heutzutage. Dabei wird die Kernfrage zumeist gar nicht aufgeworfen oder doch nur gestreift: wie ist es möglich, daß eine solche Belebung oder Beseelung gelingt, und daß sie ergreifendste Wirkung ausübt? Dem Künstler ist die Frage gelöst, noch ehe er beginnt. Er weiß, daß es sich nicht um eine wörtliche, sondern um eine höhere Wahrheit handelt. Die Wortwahrheit sagt allerdings, die Gleichung Mensch—Natur sei falsch, der See lächle *nicht* und der Wald traure *nicht*. Die höhere Wahrheit sagt, daß es in der Natur eine geheime Harmonie gibt, in der Seelisches und Erscheinendes einander entsprechen, daß auch Wald und See von dem großen Schicksale nicht ausgeschlossen sind. Der deutsche Künstler *schafft nicht* die Natur, er *offenbart* ihr Wesen, indem er kraft seines Amtes die verborgenen Beziehungen, die lebensnäheren zu Pflanze und Tier, die geheimnisvoll ferneren zum Anorganischen, findet und darstellt. Mit einer nur von außen in sein Reich blickenden Ästhetik weiß er nichts anzufangen; seine Kunst ist ihm das Gegenteil eines „Als ob", einer Täuschung, eines Scheins, sie ist ihm tiefste Wirklichkeit. Wo für manche Nurver-

standesmenschen die Außenwelt in Dunst sich auflöst, da sieht er das geheimste Gesetz, das tiefste Leben, eine ebenso rätselhafte wie vollkommene Übereinstimmung alles aus der einen Natur Hervorgegangenen. Aus diesem Grundgefühl entspringt seine Kunst. Gerade so lebt aber die Landschaft im deutschen Gemüt. So wirkt immer auch dasjenige Werk am deutschesten auf uns, das diesem Grundgefühl am reinsten entspricht und wie ein Blitz oder wie ein milder Schein in die Urverwandtschaft der Dinge hineinleuchtet, sei es ein Mondlied von Goethe oder eine Radierung von Rembrandt. Oft haben sich Dichter und Maler über dieses Grundsätzliche ausgesprochen. Hören wir einige Stimmen sehr verschiedener Geister! Hebbel schreibt in sein Tagebuch: „Welch hohe Freudigkeit der Seele, welch ein Mut für alle Zukunft im Menschen erwacht, wenn ihm die zwischen den ewigen, den Fundamentalgesetzen in seinem Innern und den Erscheinungen der Natur bestehende untrennbare Harmonie in klarem Lichte aufgeht, das scheint niemand zu wissen." Ist es nicht, als reichte hier Hebbel seinem Widerspiel Stifter die Hand? In Ludwig Richters Lebenserinnerungen lesen wir aus seiner Jugendzeit: „Wenn in deinem Herzen der Schlüssel zu ihr (der Natur) ist, so bist du der Magier, welcher die wider Willen Gebundene befragt und Antwort erhält, und welcher diese Antwort und gelösten Rätsel in Bildern den Befreundeten und geistig Verwandten vorhält, die ihren Sinn verstehen werden." Der alte Wilhelm Steinhausen sagt vom Künstler: „Er gibt seine Seele der Natur zurück, von der er sie empfangen hat — nun spricht sie, und er horcht staunend zu, wie er seine Stimme hört. Daß die Natur uns antwortet, wenn wir fragen, daß sie ein Echo unserer Sprache wird, das ist eben ein Beweis einerlei Ursprungs, einerlei Schicksals, einerlei Hoffnung."

Hier stoßen wir auch auf die innere Wahrheit der alten deutschen Naturmythen. Von außen gesehen, sind es Vermenschlichungen, von innen gesehen sind es Kräfte und Eigenschaften einer lebenstrotzenden Natur, den menschlichen Kräften und Eigenschaften naturverwandt. Das ist ihre innere und bleibende Wahrheit. Den Sitten und Bräuchen unverdorbenen Landvolkes, seinem Verhältnis zu Wald und Baum merken wir dasselbe, wenn auch längst abgeschwächte oder geschrumpfte, mythische Urgefühl der Deutschen an wie den Göttergestalten des altnordischen Wolken-, Wetter- und Lichthimmels über einer ursprünglichen, herben Landschaft und den heiligen Baum- und Waldkulten der Vorzeit. Wer Glück hat, kann da beim Wandern im deutschen Lande noch allerhand sehen, besonders in katholischen Gegenden: ehrwürdige Bildbuchen und Bildeichen, ein Sonnwendfeuer auf einem bayrischen Vorberg der Alpen, eine Pfingstmaie, die nachts von den Dorfburschen auf einem Basaltfelsen des Vogelsberges aufgerichtet wurde, weithin in der Gegend nun sichtbar, einen Flurgang vor dem Spessartdorf, am eben erbauten Feldaltar endend, den die Kinder mit Wiesenblumen schmücken, ein schwarzes Steinkreuz auf einer mattengrünen Rhönkuppe. Mythischer Geist weht uns aus all dem an. Naturgefühl und landschaftliche Kunst haben auch bei uns mancherlei Wandlungen und Entwicklungen durchgemacht — wir erfahren es aus vielen inhaltsreichen Büchern, vor allem aus Alfred Bieses „Entwicklung des Naturgefühls". Der mythische Geist ist aber, wie ich glaube, in Deutschland immer am Leben gewesen, mag er auch zeitweilig geschlummert oder ganz im Verborgenen gewaltet haben. Auch in der neueren Dichtung ist er rege genug, nicht selten sogar mit etwas vorlautem Ausdruck, der ihm gar nicht zu Gesicht steht. Nicht jede Vermenschlichung hat mythischen Gehalt, so wie nicht jede Naturbeseelung echt ist. Am reinsten offenbart sich der mythische Geist in alten und neuen Waldbildern, auch da, wo er nicht Menschengestalt angenommen hat. Wie rührt es uns, wenn Lukas Cranach seine heilige Familie in einem deutschen Walde rasten läßt! Es ist ein anderes Gefühl, mit dem wir eine mächtige Schwarzwaldtanne vor dem dunklen Waldsaume stehen

sehen, als das, mit dem wir die plastische Formschönheit einer Pinie oder einer Zypresse in uns aufnehmen. So erblicken wir den Brocken, den Nebelberg, „den mit Geisterreihen kränzten ahnende Völker", mit anderem Gefühl als etwa den schönen Monte Pellegrino an der Küste Palermos. Dort aber, wo bei neueren Meistern, wie Ludwig Richter, Schwind und Thoma, der Wald und die Wiese, die Quelle und die Wolke Menschen- und Kindergestalt gewinnen, da ist uns wohl oft zumute, als seien im Bunde mit Vögeln und Faltern die Nixen, Zwerge und Elfen aus den alten Volksmärchen herübergeschwommen, geflogen oder gesprungen, mag auch der Ungläubige von Nachahmung sprechen. Wir wissen es besser, wir wissen, daß hier wie dort dieselben Wurzeln und Würzelchen treiben. Nennt doch auch Wilhelm Grimm in seinem Briefe an Bettina die Märchen selber „unschuldige Blüten, die immer wieder frisch aus der Erde dringen". Wie märchenecht ist auf einigen kleinen Märchenbildern Steinhausens, dem Rumpelstilzchen oder der Gänsemagd, die Einheit der Gestalt mit dem Landschaftlichen! Hans Thoma, der das Märchen in sich trägt, darf sich leisten, was andern versagt bleiben müßte: er darf einer leibhaftigen grünen Jagsttallandschaft einen weißen Engelwolkenreigen in die blaue Luft malen. Seine Phantasie schaltet frei für sich weiter, wie es im Reindichterischen die Phantasie Mörikes tat, und erfindet neue, noch unbekannte Gestalten, die in seiner Landschaft ein phantastisches Leben führen, verwandt den mythischen Wesen Böcklins, die als fleisch- und blutgewordene, aus deutschem Geiste wiedergeborene Naturkräfte in heimischer oder fremder Umwelt wirken und spielen. So dringt das Phantastische in die Landschaft ein und fühlt sich heimisch darin. Denn es ist von je ein Element deutscher Art und Kunst gewesen.

Ich habe das Wort „romantisch" bisher vermieden, weil ihm ein irreführender oder einschränkender Nebensinn anhaftet, und weil man außerhalb des Geschichtlichen auch ohne das Wort auskommen kann. Mancher Heutige und Gestrige hört von Romantik und hat dabei die Empfindung, das sei etwas Überlebtes und Vergessenswürdiges, während doch ihr Eigentliches, von Auswüchsen und Verstiegenheiten gelöst, etwas Bleibendes oder Immerwiederkehrendes im deutschen Wesen ist. Das gilt für die Landschaft wie für die Kunst. Es war ein starker, freilich als Rückschlag auf die vorhergegangene Verfälschung und Verkleinlichung erklärlicher Irrtum, die ganze landschaftliche Rheinromantik zu verwerfen oder zu mißachten, nachdem man die weite Schönheit des niederrheinischen Landes entdeckt hatte. Unsere Wanderjugend hat sie jedenfalls, so gut wie unsere Kunst, wieder zu Ehren gebracht. Jede Wandervogelgruppe, die sich im Schatten eines einsamen Bergfrieds lagert, jeder Wanderer, der vor einem Burgblick stehen bleibt, straft die zeitweilige Geringschätzung Lügen. Das Ruinengefühl ist echt, weil es tief im Wesen der deutschen Landschaft wurzelt. Und noch heute besitzen wir gottlob viele romantische Landschaften im engsten Sinne. Wer sollte sich über Kloster Arnstein, den Schauplatz von Brentanos Chronika, nicht freuen, wenn es auf seinem waldigen Hügel am Lahnbogen hell und schön aufwächst? Aber werfen wir noch einen Blick in die Zeit der Romantik selbst. Denn damals war das natürliche Grundgefühl im Verhältnis des Deutschen zur Landschaft, das Gefühl des Einsseins mit der Natur, am lebensvollsten und selbstbewußtesten entwickelt, verbunden mit einer tiefgrabenden Symbolik und mit einem leidenschaftlichen Verlangen nach dem Unendlichen. Dieses Grundgefühl schlägt uns wie das gesunde Herz der Romantik aus Schellings mit Goethes Naturanschauung eng verwandter organischer Naturphilosophie, aus dem seherischen Tiefsinn des Novalis und dem unergründlichen Landschaftsgefühl Eichendorffs, aus Runges und Friedrichs Malerei entgegen. Die Malerei dieser beiden geht uns hier noch besonders an. Beide malten, wie später auch Schwind, ihre Landschaften ganz aus

rein dichterischem Naturempfinden heraus; die Landschaft war ihnen in jeder ihrer Erscheinungen von symbolischem Leben erfüllt, die Landschaftsmalerei wirklich eine „Erdlebenbildkunst", wie sie damals von Carus, dem Dresdner Physiologen und Maler, mit einem freilich nicht lebensfähigen Worte genannt worden ist. Beiden ging dabei, allerdings in sehr verschiedener Weise, das Symbolische, indem sie es darstellten, ins Allegorische über, wodurch, bei Friedrich zumal, das landschaftliche Eigenleben allzu stark und bewußt in den Dienst der menschlichen Stimmung gestellt wurde. Man hat den Eindruck: die Natur soll menschlich gesteigert werden. Der gesunde Sinn des jungen Ludwig Richter empfand sehr fein dieses Mißverhältnis, das dem Lenauschen Verhalten zur Natur verglichen werden kann. Gleichwohl strömt auch für uns Heutige aus Friedrichs sonnumstrahlten Bergkreuzen, aus seiner schwarzen, weiße Wellenkämme werfenden Meeresfläche, in die eine einsame Gestalt von der Düne hinausträumt, ein tiefes, nordisch ernstes Gefühl. Es ist noch ein anderes, was uns zu diesem norddeutschen Maler zieht. Er hat gleich Runge den malerischen und symbolischen Zauber der Luft und des Lichtes, das Atmosphärische, entdeckt und ihn, seinen romantischen Genossen vorauseilend, in seine Kunst geleitet. Damit war die Eigenschönheit und Tiefe auch des „Unromantischen", der einförmig nordischen Ebene, des einfachen Feldes, der schlichten Wiese gewonnen. Tschudi schreibt im Anschluß an die Berliner Jahrhundertausstellung, die Friedrichs Namen und Kunst wieder bekannter gemacht hat: „Der braune Acker, über dem das Abendrot leuchtet, die einsame Ebene, die sich in die blaue Dämmerung ferner Berge verliert, die feuchten Wiesen, über die Wolkenschatten streifen, das leicht bewegte Hügelland, auf dem der Silberduft eines blassen Frühlingstages liegt, die flachen Wellen des böhmischen Gebirges, zwischen denen die Morgennebel wallen, das ist der Inhalt der Friedrichschen Bilder, in denen wir die Anfänge einer bis in unsere Tage ansteigenden Entwicklung erkennen."

Wir haben in der Landschaft, weil sie ja nichts anderes ist als ein nur scheinbar ruhender Ausschnitt der Natur, etwas *Unendliches* gefunden. Auch die kleinste Landschaft besitzt deshalb immer eine *Ganzheit*. Der Teil kann für das Ganze eintreten. Eine einzige Düne und ein ganz schmaler Meeresstreif geben uns Einsamkeit und endlose Weite. Schwind läßt einen Alpenberg in das eben geöffnete Fenster blicken und gibt die ganze Hochgebirgsstimmung. Leistikow malt mit wenigen Kieferstämmen die Schönheit des märkischen Waldes. Goethe gibt in einem Vers, ja in einem Worte eine große Landschaft. Das ist nicht nur Gabe des Künstlers, sondern zugleich Gabe der Natur. Beides fließt zusammen. Der räumlichen Unendlichkeit, wie sie sich im Bilde durch Hintergrund und Horizont ankündigt, antwortet eine innere Unendlichkeit, auch des einzelnen Dinges. Stärkere Geister vermögen schon im Einzelgebilde, in einer Blume, einem Gras, einem Kristall, einer Mücke die große Natur zu finden, die anderen erst in der Landschaft sichtbar wird. Daher die liebende Treue, mit der immer wieder deutsche Meister wie Dürer, Ludwig Richter oder in unseren Tagen Hans Thoma und Wilhelm Steinhausen solche Einzelgebilde, stets wahre Wunder an Schönheit oder an Eigenart, nachgebildet haben. In dieser inneren Unendlichkeit liegt wohl ein tieferer Grund für die Freude des deutschen Wesens an dem Einzelnen, Persönlichen inmitten der alles umfassenden Natur.

Bedarf es noch eines Wortes darüber, wie *ehrfürchtig* unsere Meister vor der Natur, auch der landschaftlichen Natur, stehen, wie sie jene unklare Vorstellung, als ob der Künstler die Schönheit der Natur erst schaffe, einmütig ablehnen, wie sie das Eigenrecht der Natur wahren, so entschieden sie es immer auch in ihrer eigenen künstlerischen Art und Phantasie abspiegeln? Dürer und

Goethe sind darin glänzende Vorbilder; kaum minder groß in seiner dankbaren Ehrfurcht vor der Natur ist Gottfried Keller. Aber ich könnte jeden wahrhaften Künstler nennen. Ein Werk, ob Gedicht oder Gemälde, das solche Ehrfurcht nicht durchfühlen läßt, ist nicht groß in deutschem Sinne, es widerspricht der Ergriffenheit, die das deutsche Verhältnis zur Natur auszeichnet.

In der Entwicklung der deutschen und der von ihr ja kaum zu trennenden niederländischen Landschaftsmalerei läßt sich schön verfolgen, wie nach und nach die dienende Rolle der Landschaft in eine herrschende übergeht. Während auf den alten Bildern die menschlichen Gestalten des Vordergrundes, heilige und unheilige, selbständig vor ihrem oft entzückenden Hintergrunde stehen, der selbst erst einen unirdischen Goldgrund abgelöst hat, wachsen die Hintergründe später nach vorn als Landschaften in das Bild hinein, die Gestalten körperlich und seelisch umgreifend. Es ist dann kein Zweiklang mehr, der vernehmbar wird, sondern ein Einklang, wenn auch die Menschengestalt noch geraume Zeit die führende Stimme darin behält. Immer weniger läßt sie sich herauslösen; schließlich verstummt sie in vielen Bildern ganz, und die Schönheit der Landschaft klingt allein. In der neueren Kunst beobachten wir bei dem, was man mit häßlichem Worte die Staffage genannt hat, denselben Vorgang. Schwind kann und mag auf seinen kleinen Bildern die Gestalt nicht entbehren, weil sie ihm Trägerin der Bildstimmung ist. Aber sie ist mit der Natur dichterisch verschmolzen. Denken wir an seinen rastenden Wandersmann, der in die Fülle einer oberdeutschen Berg- und Burgenlandschaft versunken dasitzt, oder an den ins Tal zurückblickenden Reiter. Ähnliches hat auch Hans Thoma gemalt. Aber Thomas Landschaftskunst ist frühe schon weitergegangen. Es gibt von ihm ein kleines Mondscheinflußbild, auf dem ein Boot mit aufgerafftem Segel neben dem Mondstreifen der Wellen still in das dunkelnde Gewässer treibt. Auch der Fahrer ist dunkel, kaum von Wasser, Ufer, Segel und Boot zu unterscheiden. Es wirkt wie ein Sinnbild des Hinübergleitens des Menschen in die Landschaft. Auf anderen seiner Bilder ist der Mensch ganz hinübergeglitten und nicht mehr zu sehen.

Die reine Landschaft grünt und blüht uns auch aus Wilhelm Steinhausens frommer Kunst entgegen, in ihrer tiefsten Symbolik. Das ganze Rätsel des Daseins, die Wehmut der Schönheit, von unseren Dichtern so oft und ohne Ende gesungen, Glück der Kindheit und Erkenntnis des Alters, Erinnerung und Hoffnung, das alles atmet, zu einer fortklingenden Sehnsucht anschwellend, aus diesen mitteldeutschen Waldwiesen und umblühten Weihern, weichen Höhenzügen und menschenlosen Feldwegen, die aus einem religiösen Schauen der Landschaft entstanden sind. Ihre religiöse Sehnsuchtsstimmung würde man spüren, auch wenn man nichts von der christlichen Gestaltenkunst ihres Meisters wüßte. Vor manchen dieser stillen Schöpfungen hat man die Empfindung: hier ist die Landschaft nicht mehr nur Sinnbild, sondern Erscheinungsform des Göttlichen. Weil sie das ist, kann sie auch Sinnbild des Göttlichen sein. Weil sie Erscheinungsform all der Regungen ist, die auch die menschliche Seele lebt, kann sie zugleich Sinnbild dieser Seele werden. Was bei vielen Künstlern mythisch erscheint, das erscheint hier, aus dem gleichen Grundgefühl heraus, religiös gestaltet. Es ist überaus schön, wie Steinhausen, darin an Rembrandt erinnernd, das geistigste Element der Landschaft, das Licht und sein Geheimnis, in seine Kunst einfängt und es in ihr wirken läßt. Welch wundervolles Leuchten und farbiges Schattenspiel auf den Bildern dieser Art! Eins der größeren nennt er geradezu, nach seiner Neigung auch im Worte den symbolischen Gehalt andeutend: Durchbruch des Lichtes. Hier finden wir nun entscheidende Beziehungen zur deutschen Natur, zu den wechselnden, plötzlichen Aprilbeleuchtungen, Abendhellen, Sonnendurchbrüchen im Gewölk wieder. Dem

gleichmäßiger strahlenden und glühenden Süden ist gerade dieser mächtige Lichtzauber des Nordens fremd. Auch die weichen, ausgereiften und verschwebenden Formen der deutschen Mittelgebirge sind für Steinhausens wie für Thomas Kunst bedeutungsvoll geworden als Träger seelischen Gehaltes. Doch darf man nicht meinen, Wilhelm Steinhausen sei nur der weiche Poet waldrunder Höhen und Täler. Seine Landschaftskunst ist weit umfassender; sie schließt auch kantige Hochgebirge über Schweizer Seen, hohe leidenschaftliche Gewitterhimmel über der Ebene, dunkle, düstere Meerbilder, blumige Hünengräber und weiße Dünenkämme ein und weiß auf die kleinste Tafel die bunte Größe der Welt und der Seele zu bannen.

Sind wir noch um eine Antwort auf die Frage verlegen, welches der Geist der deutschen Landschaft sei? Der Geist der deutschen Landschaft ist, so denke ich, das den deutschen Sinnen und Seelen in seiner Schönheitshülle erscheinende Naturgeheimnis, in dessen verborgenem Gesetz eine Urverwandtschaft des auf gleichem Boden, im gleichen Raume Seienden und miteinander Lebenden beschlossen ist. Es ist ein Geist, der, vom deutschen Wesen nicht zu trennen, zwischen Lieblichkeit und dämonischer Größe alle Züge annehmen kann. Die deutsche Natur antwortet der Natur des Deutschen, das Wort im Doppelsinne und doch schließlich in einem Sinne gebraucht. Denn die Tiefen und Fernen der Natur sind die Tiefen und Fernen der Seele; ihre Abgründe sind unsere Abgründe. Nicht der künstlerisch Schaffende allein darf sie schauen; jedem reinen, mitlebenden Landschaftsgefühl liegen sie geheimnisvoll offen.

Es bedarf hier noch eines Ausblicks in ein weites Kunstgebiet, das uns selbst, so selbständig frei es immer ist, wie eine unendliche Landschaft erscheint. Das ist die Musik. Die Beziehungen der deutschen Landschaft zur deutschen Musik sind ungemein innig und erschöpfen sich keineswegs in der musikalischen Umformung der Naturlaute, in der sogenannten Programmusik und in der Vertonung landschaftlich-lyrischer Dichtung. Viele musikalische Deutsche erleben es unzählige Male, daß sich ihnen beim Hören von Musik vor dem inneren Auge Landschaften ausbreiten und verwandeln, gleichsam als Wiederholung und Ergänzung der Tonlandschaften, oder auch umgekehrt, daß die sinnliche Wahrnehmung einer bestimmten Landschaft sie mit innerer Musik erfüllt. Beethoven sagte einmal: „Ich habe immer, wenn ich am Komponieren bin, ein Gemälde in meinen Gedanken und arbeite danach.“ Ludwig Richter meinte von der Einleitung der Freischütz-Ouvertüre, die er so sehr liebte, an dieser Stelle liege für ihn ein besonderes Stück deutscher Waldpoesie, sie berühre ihn wie frischer Tannenduft im Frühling. Das deutet auf die allerfeinsten wechselseitigen Fäden hin. Natur und Kunst haben eben auch da eine und dieselbe Sprache, der Geist der deutschen Landschaft redet aus der deutschen Musik. Nicht nur Waldrauschen und Bachgemurmel, sondern auch die Linien eines Berges, der ferne Horizont einer Ebene setzen sich in Melodie um, und es ist nicht die ländliche Symphonie allein, in der sich uns Beethovens landschaftliches Erleben mitteilt. Es reizte wohl, der gewaltigen räumlichen und landschaftlichen Symbolik nachzuspüren, die in unserer Musik erklingt, von Bachs Tonwelten, in denen man die Raumbewältigung des deutschen Barocks, die Unendlichkeit unseres Raumes wiederfand, über Beethoven, Schubert und Schumann bis zu Wagner, Brahms, Hugo Wolf und anderen. Es gibt keinen Wesenszug unseres Landes, keine, wenn auch noch so geringe Regung der Natur, die nicht in Klängen und Klangfolgen wiederkehrten. Es gibt auch in der Musik, wie in der Malerei und wie in der Dichtung, Linienmenschen und Farbenmenschen, landschaftliche Idylliker und Epiker, elegische und dramatische Naturen, aber ihre Wirkungen vereinigen sich, wenn sie dem einen Urgefühl entstammen. Doch wir müssen es an diesem kurzen Ausblick genug sein lassen.

Unsere deutsche Landschaft *leidet*, sie leidet wie unser Volk und wie unser Volkstum. Noch besitzen wir einen reichen Schatz, aber er schmilzt täglich zusammen. Ich will die Ursachen dieses Leidens und dieser Verkümmerung nicht einzeln aufzählen, sie sind uns nahe und bekannt genug. Daß wir aus Not einen schönen Wald niederlegen, an dem unser Herz hing, ist nicht das Schlimmste; daß wir es aus Gewinnsucht tun, ist viel schlimmer. Bei einem Teil des Volkes hat sich das Gemütsverhältnis zu seinen Bäumen gelockert oder gelöst. Daß ein stattlicher Ulmenbaum einem neuen Hause zum Opfer fällt, kann natürlich sein, wie die Waldrodungen des Mittelalters natürlich waren, wenn es auch traurig bleibt wie so vieles im Leben; daß man einen uralten Baum, ein Wunder an Heimatschönheit, beiseite räumt, nur um den Weg der Kraftwagen um einige Sekunden zu kürzen, ist furchtbar. Ich erlebte es jüngst an einer riesigen Platane meiner Nachbarschaft. Die Leute, die an den Stamm die Axt legten, verstanden nicht, was wir meinten; „es ist ja kein Obstbaum", lachten sie. Das ist ein Großstadtbild. Aber schon lange vor dem Kriege habe ich es, sogar im Schwäbischen und nicht weit von Cleversulzbach, einmal erleben müssen, daß Bauern ihre alte Kirchenlinde umlegen wollten, damit der neue Kirchenbau von allen Seiten völlig frei überblickt werden könne. Unvernunft und Entartung sind es nicht allein, die an der Landschaft freveln, das Anschwellen der Städte, der Technik, der Industrie haben Unersetzliches aus der Landschaft getilgt, auch in einsameren Gegenden schon, und unter dem Anderswertigen, das sie an seine Stelle gesetzt haben, ist viel Minderwertiges. Wie viele landschaftliche Entzauberungen müssen wir über uns ergehen lassen! Hier liegen verwickelte, wahrlich nicht leicht zu lösende Fragen nach Schuld und Sühne und Versöhnung, die ich nur andeuten kann. In seinen prächtigen Büchern über die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen ist Schulze-Naumburg allen diesen für die Gesundung oder für die Verkümmerung unseres Volkstums so bedeutungsvoll gewordenen Dingen nachgegangen. Er zeigt nicht nur, was verloren ist, er zeigt auch, was gebessert, was gewonnen werden kann. Denn nicht leidend nur steht der deutsche Mensch gegen Natur, Welt und Zeit, sondern auch selbstbewußt handeln. Schulze-Naumburg zeigt, daß auch die Technik, wie es in ihren Anfängen war, mit der Landschaft zusammenklingen kann, sogar dort noch, wo sie schöne Teile der Landschaft zerstören muß. Das kann die Technik freilich nur dann, wenn Geist vom Geiste der Natur ihr innewohnt. Überall, wo sich Ungeist in die Landschaft einnistet, ist deren Schönheit, das ist deren wirkendes Leben, geschändet.

Hier erwächst unsere Aufgabe. Wir sollen den deutschen Geist pflegen und gegen den Ungeist kämpfen. Mit Heimatschutzarbeit, Naturschutzparken und Gesetzen allein ist es nicht getan, so notwendig und verdienstlich dies alles ist. Wenn der Stamm eines Baumes verwundet worden ist, so regt es sich in zahllosen unsichtbaren jungen Zellen, die Wunde zu schließen. Leiten wir die unsichtbaren Kräfte unseres Volkes und unserer Jugend nicht mit einem Wortschwall von Wissen, sondern mit dem Herzen und mit behutsamer Hand. Nicht schwache Rührseligkeit, nicht zerfließende Gefühlsschwelgerei in einer doch großen und starken Natur ist es, was wir wollen und brauchen. Das sind Zerrbilder des Schönen, das wir meinen. Jedes Schöne hat sein Zerrbild. Wir wollen, daß der deutsche Mensch wieder *schöpferisch* werde mitten in dieser entgeistigten Sklavenwelt, schöpferisch auch in seiner Landschaft, wenn er sie noch weiter zu einer Landschaft der Arbeit umzugestalten hat. Vielfach sind die Wege zum Ziel. Den einen, von der Natur zur Kunst, geht der Künstler, auch der bauende Künstler, immer von neuem. Der andere, nicht minder beglückende, von der Kunst zur Natur, steht vielen offen. Aber es ist nicht so, als ob immer nur die Kunst die Mittlerin der schönen Landschaft sein könnte. Wer von

der Natur unmittelbar ergriffen wird und nichts von Dürer, Schwind, Thoma weiß, steht ihr gewiß näher als einer, der jedes Bild im Museum kennt und zu beurteilen versteht und doch kalten Herzens durch die Landschaft läuft. Jener hat das, was die Maler hatten, als sie ihre Werke schufen, diesem bleibt es immer fremd. Von welcher Seite wir auch kommen mögen, ein und dasselbe sollen wir den Volksgenossen entgegentragen: bewahrende und schaffende Liebe zur Heimat, Ehrfurcht vor dem Heiligtum der deutschen Natur.

Fritz von Unruh

Von

Arthur Eloesser

Nur mit einigen Schwierigkeiten wird Fritz von Unruh einmal in die Literatur dieser Zeit einzuordnen sein, weil er zu den wenigen Dichtern von heute gehört, die nicht als Literaten geboren zu sein scheinen. Wir hatten Symbolisten, dann Aktivisten, dann Ekstatiker, und wir sahen mehrere Generationen — ihre Lebensdauer ist jetzt drei Jahre — damit beschäftigt, die deutsche Dramatik aus naturalistischer Erdenschwere zu einer neuen Geistigkeit, zu einer irrealeren Potenz zu erheben. Jede junge Dichtung bedeutete zugleich ein Programm oder wenigstens einen Paragraphen des Programms, und wenn wir selbst bei Sternheim anfangen, um die beträchtliche Reihe Sorge, Hasenclever, Göring, Kaiser, Kornfeld durchzugehen, wir finden mindestens eine Generationsverwandtschaft, der wir hinterher die weitgreifendste Bezeichnung des Expressionismus auferlegt haben. Expressionismus bedeutet die äußerste Verneinung des Naturalismus, die Wiederherstellung der Herrschaft des Subjekts über das Objekt, und in seiner letzten Konsequenz die Verleugnung des Objekts überhaupt, die Aufhebung jenes alten Dualismus, von dem die Dichtung und besonders die dramatische bisher zu leben schien. Der Dichter gibt sein Werk als reines Erzeugnis des sich selbst setzenden Geistes, der sogar die Ketten der Kausalität zersprengt hat. Die Wirklichkeit hat keine Forderungen an ihn, sie darf ihn nicht zur Nachahmung der Umwelt und nicht einmal zur psychologischen Kontrolle der Innenwelt verpflichten. Der Symbolist versuchte die Natur zu überwinden; der Expressionist vermißt sich, sie von vornherein zu überspringen oder gar zu übersehen; als absoluter Neuschöpfer in jedem Augenblick hat der Geist alle Abhängigkeitsbeziehungen zu der Materie gekündigt.

Neben diesen spiritualisierenden Tendenzen, die die Phantasie aus der Sinnenwelt herauszudrängen begannen, und die heute bereits bei einer Art Spiritismus angelangt sind, stehen die Schöpfungen Unruhs in einer deutlicheren Plastik, in einer schwereren Körperlichkeit, in einer allseitigeren Ausdehnung, die besonders auf die heute so einmütig verschmähte Dimension der Tiefe nicht verzichten wollte. Unsere jetzigen Dramatiker reden so eifrig in ihre eigenen Stücke hinein, daß sie ihre Figuren trotz ekstatisch aufgepeitschtem Redefluß nicht zu Worte kommen lassen. Unruhs Geschöpfe streben nach einer selbständigen Existenz; einmal von seinem Blute genährt, wollen sie sich zu einem Leben auf eigene Verantwortung loslösen. Es würde mir allerdings schwer werden, ein Werk von ihm zu nennen, in dem die innere Form seiner Figuren, dieses durch und durch Charakter sein im Sinne Kleists, sich bereits erfüllt hätte. Aber trotz manchen Abweichungen und Verwirrungen,

die ihm namentlich der Krieg auferlegt hat, sehe ich ihn diesen Weg, der uns als Königsweg galt, wenigstens als Prätendenten weitergehen, vielleicht auch weil ich einiges mehr als sein Gedrucktes kenne, weil ich mich namentlich auf ein dramatisches Fragment berufen möchte, in dem der reifende Gedanke aus sich selbst ringt, um sich unter dem heißen Zudrang des Augenblicks beständig in Bildern umzugebären. Dieses Sich-Fortzeugen aus der Wurzel, dieses Sich-Absetzen aus der Subjektivität des Temperaments in objektivierte Vorstellungen galt bisher als die dem Drama wesentliche Intensität.

Die expressionistischen Dichter und die mit ihnen verbundenen Regisseure versuchen, das Drama als ein in jedem Augenblick Fertiges, als eine nie vorzubereitende, nie vorbereitete Situation allein aus dem Rhythmus zu gestalten, der ihm aber doch häufig nur wie ein Kommando auferlegt scheint. Unruh aber — und wir werden es abwarten müssen, ob er Nachzügler bleibt oder um zu einem kräftigeren Sprunge einen Schritt zurückgetreten ist — verharrt auf dem älteren Standpunkt der sich organisch entfaltenden Bildung, die durch ihre unendliche Beziehungsmöglichkeit unwillkürlich ins Symbolische wächst. Der Geist, kein Ding an sich, bleibt der Sinnenwelt verhaftet. — „Das Kunstwerk ist ein Produkt des Geistes", sagt Goethe. Ja, werden ihm alle Expressionisten zustimmen. „Und als solches auch der Natur", fährt er fort. Und da werden ihm alle Expressionisten widersprechen. Unruh hat nie eine Theorie vertreten, kein Initiator, kein Wegweiser; er hatte wohl genug mit sich selbst zu tun, und man darf ihm sogar nachsagen, daß bisher fast allen seinen Bemühungen noch ein Rest dilettantischer Linkshändigkeit anhaftet, nicht die unliteratenhafte Kleistsche Eingeschlossenheit und Eigenwilligkeit, sondern ein Mangel an diktatorischer Verfügung über seine Stoffe, der ihn schon unwillkürlich auf die Stützen der Überlieferung anweist. Unruh ist mit einer gewissen naiven Lernfreudigkeit in die literarische Welt hineingekommen, aber auch mit der anständigen Pietät eines jungen Menschen, der sich nicht gleich wie in seinem Stammcafé zu Hause fühlte, und der in das Pantheon mit den hohen Ahnenbildern als Verehrender eintrat. Die historischen Mächte besitzen ihn stärker als seine Altersgenossen, die, ganz auf die Zukunft gewandt, aus den absoluten Forderungen ihres Willens einen Turm der Literatur errichtet haben. Die ethischen Signale, die von der hohen Warte herunter geblasen wurden, hat Unruh auch nicht überhören können; er wurde wie wir alle durch ein Weltenschicksal gewandelt; aber wenn die Zeit auch ihn zu einem Fordernden machte, zu einer bloßen Forderung konnte seine Dichtung nicht werden, weil er seiner Natur nach g e s t a l t e n muß. Wer aber gestalten will, wer den vergänglichen, den organischen Lebensstoff in das dem Wandel enthobene Material der Kunst umzusetzen sucht, der bewahrt, wie sehr er auch revolutioniert haben mag, auf die Dauer ein konservatives Element. Der Dichter kann seine Zeit empören, der Künstler bleibt nur als Erhalter und Vermehrer.

Als Unruh in die Literatur eintrat — aber er soll durch zu schweren Vergleich nicht gedrückt werden — entrang er sich einer ähnlichen Lebens- und Gefühlslage wie Heinrich von Kleist; er war Offizier, Sprößling einer alten Soldatenfamilie, und wollte Mensch werden. In gewisser Hinsicht hat er diese Zucht und dieses Blut nie verleugnet, wie ja auch Kleist nicht, in dem unberatene Philologen trotz den Rousseau-Schwärmereien seiner Zeit doch endlich den frondierenden Junker erkennen sollten. Trotz Rebellion und Desertion hört da selten einer auf, Kind des Hauses zu sein, wie wenig auch das Haus von dem verlorenen Sohne noch wissen möchte. Als Morgengabe und mit einer gewissen bräutlichen Unschuld brachte Unruh sein erstes Drama „O f f i z i e r e", einen Spätling des Naturalismus. Wie er Kaserne und Kasino zeichnete, so hatten die zur Literatur berufenen Bürgersöhne vor 1900 sich die Schwielen des Milieudrucks fortgeschrieben oder fortgerieben, so

hatten sie die Enge des Elternhauses, die Verständnislosigkeit der Umgebung und besonders ihre sexuellen Nöte auf Bilder und Akte gebracht. Bei manchen ersetzte die Empörung das Talent, das sich auch offensichtlich empfahl, als sie freigelassen wurden und keine Prügel mehr bekamen. Die begrenzte und kantige Welt des Offizierswesens zeichnet sich leichter und entschiedener als die des mittleren Bürgertums mit ihren Löchern und Rissen, und schon durch ihre Abgeschlossenheit, durch ihre völlig eigene Temperatur sammelt sie die stärkere Spannung zu explosiven Entladungen. Unruh ging munter drauflos gegen den faulen Friedensdunst des exerzierenden und paradierenden Militarismus, gegen den nur mechanischen Gehorsam, gegen die Abrichtung von außen und innen; er wollte Verjüngung und Erwärmung des reinen Pflichtbegriffs, Bejahung der sittlichen Forderung durch opfersüchtigen Jugendmut, und indem er die Tat verlangte, mußte er auch den Krieg wollen. Da er sich keinen erfinden konnte, begnügte er sich mit dem Herero-Aufstand. Die große Szene des Stückes ist ein Schmollis mit dem Tode, aus der Begeisterung kriegsfreiwilliger Offiziere hervorbrausend, die zum ersten Male Freiwilligkeit spüren. Der junge Held, der den Dichter vertritt, entscheidet ein Treffen durch Disziplinarvergehen, bezahlt den Sieg ekstatischen Ehrgeizes mit seinem Leben und entschlummert so auf den Lorbeeren des Prinzen von Homburg. Aus dem Kurfürsten ist ein strenger, aber nicht minder gerechter und überlegener Oberst geworden, und die neue Natalie kann als eben in Afrika gelandete Krankenschwester dem sterbenden Bräutigam noch den letzten Seufzer wegküssen.

Eine bedenkliche und nur durch ihre Naivität geschützte Erfindung oder Nacherfindung. Dem jungen Dichter war hauptsächlich die kecke Frische anzurechnen, mit der er das Friedensduseldasein der Offiziere in die Breite legte, Kasernenstumpfsinn, mißvergnügten Kasinohumor, Faschingsscherze nicht weit von Rosenmontag, Schlittenfahrt, Tanzkränzchen, Flirt, Verlobung, dieses eigentümliche Familienleben, das einer streng bewachten Kinderstube mit vielem jungenhaften Nachschimpfen auf die Herren Eltern und Erzieher nicht unähnlich sieht, diese anspannende und abspannende Vorbereitung auf die Tat, die nie kommt, und an die man kaum noch glaubt, und die diese ganze umständliche Vorbereitung rechtfertigen würde. Dem jungen Dichter gehörig waren auch einige kleine Entgleisungen des Geschmacks, etwa der ebenso biderbe wie schwäbische Garnisonpfarrer, der mit dem deutschen Herrn der Heerscharen auf du und du steht, der melancholische Zyniker, der immer nebenbei liebt und vertrocknete Rosen in der Feldflasche führt, oder die geheimnisvolle nächtliche Erscheinung eines Offiziers auf dem Schiffsverdeck, der unter dem magischen Glanz des tropischen Sternenhimmels ein ziemlich theatralisches Todesgrauen symbolisiert. Unruh wußte damals noch nicht, und im Kadettenhaus hätte er es ja nicht lernen können, daß man den Becher mit fertigen Gefühlen und Reden nicht ganz ausgießen darf, und daß es eine literarische Sprache gibt, die zur Zeit auch zu verstummen hat, damit der Dialog seine Schatten werfen und Unausgesprochenes im Dunklen halten kann. Aber das waren, mit Kleist zu sprechen, Fehltritte, blond mit blauen Augen, in einem jugendlich unerfahrenen Stück, das uns noch früher der Liebenswürdigkeit des Autors als seines Talents versicherte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

König: Kennen Sie das Amt des Monarchen? Wissen Sie von Undank? Euch Schreier frage ich: Wer wog nur im Traum Krieg gegen Frieden ab und erwachte nicht schweißgebadet vom Alp solcher Verantwortung?

Louis Ferdinand: Aber wenn es die Ehre fordert (zeigt auf das Bild Friedrichs des Großen), der Große Fritz kannte keine Bedenken.

König: Was wäscht die Ehre rein? Ein Sieg? Verdrängt er die Gespenster toten Glücks? Ich bin der Geschichte Rechenschaft schuldig.

Louis Ferdinand: Der Könige Tribunal heißt Krieg.

König: Die Janustore öffnen, mag Menschen groß erscheinen; denn Gräber, die wir füllten, schweigen beim glänzendsten Triumph. Gott gedenkt einst des Schlachtgestöhns der Schlacht . . . .

Louis Ferdinand: Mein König, welches Land ist dein! Die Erde hat kein zweites Preußen! Die Freiheit jeder Scholle märkischen Sandes ist bluterkämpft.

König: Ihre Lippen machen sich zum Anwalt des Staates. In Ihren Augen leuchtet die niedere Ehrung des Pöbels nach.

Dieses Zwiegespräch, mit dem der Held des Stückes den Unhelden bedrängt, hat nun seinen Sinn verlegt; es klingt anders als vor acht Jahren, da der „Louis Ferdinand" herauskam, und es würde auch anders klingen, wenn der Weltkrieg eine andere Wendung genommen hätte. Ich vermag nicht an einen ewigen Frieden zu glauben; ich kann mir auch jetzt einen Krieg vorstellen, der sich durch seine Gründe, aber ich kann mir keinen Krieg mehr vorstellen, der sich gegen seine Mittel und gegen seine Folgen rechtfertigen ließe. Es spricht nicht gegen die Lebensfähigkeit eines Werkes, es spricht vielmehr für die selbsttätige Loslösung unbewußter Objektivität aus einem angreifenden Temperament, wenn Recht und Unrecht sich hinterher mit neuen Gewichten einstellen und anders ausgleichen. Ein lebendiges und empfundenes, ein mehr als literarisches Werk steht eben nicht still, es tritt in einen Stoffwechsel ein, der auch unsere Erlebnisse und Erfahrungen in sich hineinzehrt. Unruhs Louis Ferdinand war wieder der gesteigerte Leutnant Schlichting, hier schwärmte wieder wie in den „Offizieren" die zu Tat und Opfer bereite Jugend. Friedrich Wilhelm III. tritt nicht anders als in der Geschichte auf, eine karge, enge und vor jedem Schwunge behütete Natur; dennoch hat er hinterher an Würde gewonnen, und seine unheroische Figur hat sich aus nachträglicher Zustimmung an menschlichem Gehalt bereichert. Heute hat das Stück mehr Gegenwart als bei seinem Erscheinen, hätte sie damals auch haben müssen, wenn es nicht einem so unpolitischen Volke wie dem deutschen begegnet wäre. Wie geringe Ähnlichkeit auch zwischen diesen beiden Hohenzollern besteht, es war ja auch vor dem Kriege kein Geheimnis, daß der Kaiser, den das Parlament nach seiner bald zurückgenommenen Kritik nicht hatte zum Schweigen bringen können, in einer sehr schwülen Atmosphäre stand, die unter ähnlichen Verhältnissen in Rußland zur Palastrevolution hätte führen können. Das Volk kritisierte ihn, weil er mit dem Säbel rasselte, und die Militärs kritisierten ihn, weil er immer nur rasseln würde. Ob Wilhelms II. Großmannssucht oder Friedrich Wilhelms III. Kleinmannssucht, Unruh frondierte zugleich von beiden Seiten, für das Volk und für die Armee, die für ihn überdies nur eins sein konnten. Louis Ferdinand wurde fast notwendig sein Ideal, der schönste Mann seiner Zeit, gleich verführerisch für Männer wie Frauen, eine Persönlichkeit von großen Versprechungen, der Goethe sowohl wie Beethoven nicht wegen, sondern trotz ihrem Range Genialität zuschrieben. Ein Frondeur, der auf seiten der Scharnhorst, Gneisenau, Boyen stand, der das vertrat, was Friedrich Wilhelm als „Poesie" ablehnte, und was wir heute Idealität nennen würden: Durchdringung des staatlichen Pflichtgebots mit dem Geiste nie ruhender Erneuerung in freiwilliger Liebe, Anhänglichkeit, Begeisterung. Ein Frondeur also und in einem flüchtigen historischen Augenblick sogar ein Prätendent, von dem aber die offizielle preußische Geschichte nichts wissen durfte. Das Stück wurde ja auch ganz zwangsläufig auf Veranlassung des Hofes verboten.

Heinrich von Kleist machte aus einem grauköpfigen Familienvater den jungen Prinzen von Homburg, aus einer Hohenzollernlegende schuf er ein preußisches Märchen von herbsüßem Duft; er fand Lorbeer auf dem märkischen Sand. Fritz

von Unruh fand einen ungemein reich ausgestatteten Helden vor, nur mit Mühe konnte er alle seine glänzenden Züge unterbringen, aber er hatte nicht die große naive Verwegenheit, gradaus gegen die Geschichte zu handeln und, das Überkommene steigernd, seiner Apotheose des jugendlichen, des begeisterten Menschen einen neuen tragischen Leib zu geben. Das Stück hat keinen anderen Gang als den wirklichen und im tragischen Sinne nie notwendigen der Geschichte. Louis Ferdinand lebt sich egmontmäßig aus. Schwärmt poetisch und musikalisch mit seinen Freunden von der Arminius-Gesellschaft, die — ziemlich prophetisch — einen welschen Frisörladen zerstören. Läßt sich die schweißigen Mützen des Volkes zuschwingen, tändelt etwas weislingenmäßig mit Pauline Wiesel, die auch einen Franz findet. Kniet fast in einer Carlos-Situation vor der Königin Luise. Tritt als Clavigoschen Carlos den undurchsichtigen Kriegsrat und Ehemann Wiesel hinter sich als preußischer Posa vor den König und fällt schließlich bei Saalfeld, weil er zwei Regimenter zu wenig hat. Sein Leben strichelt sich wie eine vielfach gebrochene Kurve, der nur das Geschichtsdatum einen Punkt setzt. Wir können nicht mehr auf Schillers breitem Strome fahren, in dem sich die Geschichte mit einem zweiten Bewußtsein philosophisch spiegelt. Die Ereignisse werden für uns unwillkürlicher und wie von selbst herankommen müssen, man wird sie durch eine natürlichere Vegetation auftauchen und verschwinden sehen und von einem selten sichtbaren Strome getragen, dessen Richtung und Wucht sich aus Gewalt und Plötzlichkeit wechselnder Erscheinung erahnen läßt. Unruh wird damals Grabbe und besonders Büchner gelesen, er scheint zu ihnen auch Sternheim studiert zu haben, der ihm den Dialog magerer machte und ihn zu manchen telegraphischen Satzschiffern überredete. Was ihm im ganzen vorschwebte, ist wohl nicht schwer zu vermuten. Ob Prinzenpalais, Audienzsaal, Weinstube, Berliner Straße, Erfurter Rathaus oder Rudolstädter Schloßterrasse, und noch manches mehr, jedes Bild soll ganz für sich da sein und nicht als Gelenk tätig. Alle Szenen halten sich in einer gewissen Gefühlsschwebe und setzen sich schon durch den gemeinsamen atmosphärischen Druck in Beziehung. Also etwa realistisches Stimmungsdrama, wie es die Stürmer und Dränger versuchten, und wie es sich dem jungen Büchner, ihrem an unterirdischen Tönen reicheren Nachfahren, so wunderbar verdichtet hat. Die durch das Verbot und den Krieg vertagte Erprobung der Bühne wird uns noch zu bestätigen haben, mit welcher Stärke ein solcher Rhythmus von verbindenden Untertönen bei Unruh mitschwingt. Solche Stücke nähren sich aus dem Temperament des Helden, der dazu nichts zu tun hat als da zu sein, und der die Dämonie der liebenswürdigen Persönlichkeit haben muß. Wenn wir an Hamlet denken, stellen wir uns kaum vor, was er alles Wunderliches tut, aber wir unterhalten uns mit ihm, und wir hätten ihn, so viel er auch redet, noch manches zu fragen. Wir hätten sogar den simplen, den armen Wozzek noch manches zu fragen, weil in seiner Dumpfheit Geheimnis zurückbleibt. Louis Ferdinand redet sehr viel, zeigt sich sehr vielseitig und wird vielfach erklärt: wir werden sehen müssen, ob er ganz bleibt, ob sich über oder unter seinen „Zügen" das sympathetische Verhältnis herstellt. Das ist die Blutprobe des dramatischen Helden, der versagen muß, wenn er nur aus seinen gesprochenen Worten besteht. Das Drama kann nie still stehn, es geht zwischen und hinter den Szenen sprachlos weiter, und von ihm muß besonders das Heraklitische Wort gelten, daß man nicht zweimal in denselben Strom taucht. Jede der Unruhschen Szenen hat ihre eigene Beweglichkeit, hat sogar etwas Flirrendes, Schwirrendes, aber die Bewegung, die zwischen ihnen sein soll, gibt die Lektüre des Stückes allein noch nicht zu. Die Bühne wird uns bald sagen, inwiefern diese Bilder, diese fein gestrichelten Kabinettstücke mehr als sich selbst bedeuten, und wie sie zusammenhaltend über ihre Einmaligkeit hinaus auf ein höheres Symbolisches weisen.

Von einem elastischen, schnellfüßigen, genrehaften Spätnaturalismus ging Fritz

von Unruh den Weg zum historischen Drama; er wollte seinem Louis Ferdinand eine Nachfolge geben, die in die Zeit Friedrich Wilhelms IV. tief hineinreicht. Der neue Preußendichter — und das wäre ja wohl der Sinn des historischen Dramas — hatte den Willen, Geschichte noch einmal zu machen und uns Gegenwärtige mit Ahnen und noch unbekannten Vätern zu bereichern. Die unheroische, durch keine glänzende Tat bezeichnete und vor Bismarck durch keine Persönlichkeit erschöpfte Geschichte Preußens — wer kennt sie in ihrer anonymen Gestaltlosigkeit zwischen der östlichen Autokratie und der westlichen Demokratie? Sie hat sich in Briefen und Memoiren und vielen partikularen Zeugnissen ziemlich gründlich versteckt. Es ist die Geschichte eines scheinbar willenlosen, in seinem Verfolgungswahn zuweilen ruchlosen, aber in seinem Drang nach sozialer Gerechtigkeit wiederum höchst respektablen Staatswesens. Der patriarchalische Polizeistaat erwirbt sich immer geringere Sympathien als die Regierung des Geldsacks, die sich als Demokratie und Parlamentarismus sehr glänzend zu verkleiden weiß. Nicht weil der letzte oder leider vorletzte Romantiker auf dem Throne saß — aber die dunkle und dumpfe Geschichte Preußens jener Zeit hat etwas Romantisches, besonders in den Köpfen, die den Staat angesehen wissen wollten wie die Kirche im Mittelalter, als eine allumfassende Organisation, die sich für die sozialen Geschicke und auch für die Seelen der Menschen heilig verantwortlich hielt. Preußen war nicht so nüchtern und nicht so ideenarm, wie es schien, es hatte seine Mystiker neben seinen Jesuiten; es hatte seine konservativen, höchst unreaktionären Politiker, die über den unfertigen Kapitalismus schon weit hinaus sahen, und ich kann mir wohl, wenn auch mit einiger Mühe, einen Dichter vorstellen, der uns mit eifernder Liebe das Ungestalte zu eigen gebildet hätte. Wir haben ja überhaupt nicht viel Dichter — und wir werden da immer auf den alten Fontane zurückkommen müssen — die mit längerem Gedächtnis in unsere historische Überlieferungen hinabreichen.

Solche Pläne Unruhs — wenn er dabei ausgeharrt hätte — sind durch den Weltkrieg wohl für immer vertagt worden. Der Staat Preußen hat nun vielleicht die Bestimmung, nach seiner großen historischen Leistung in Deutschland aufzugehen und allein die Idee Preußen von Polizei- und Militärgewalt gereinigt zu hinterlassen, damit aus dem einstigen „Du sollst" das stolzere und freiere „Ich soll" wird. Der Ulanenoffizier Fritz von Unruh stand in Flandern, in der Champagne und vor Verdun; er hat den Weltkrieg erlebt, was sich nicht von jedem sagen läßt, der draußen war. Und womit auch nicht gesagt sein soll, daß diejenigen ihn mit weniger Vorurteil und tieferer Einsicht erlebt haben, die als „gute Europäer" in den internationalen Hotels der Schweiz saßen und sich aus der internationalen Preßküche der Entente füttern ließen. — „Warum hast du nicht gemeutert?" fragt ein Kamerad den rebellischen Matrosen in Görings „Seeschlacht". Darauf bekommt er eine männliche Antwort: „Ich habe gut geschossen, wie? Ich hätte auch gut gemeutert! Wie? Aber schießen lag uns wohl näher? Wie? Muß uns wohl näher gelegen haben." — So ungefähr mag sich auch Unruh innerlich verhalten haben. Der Krieg ist ihm an die Nerven gegangen, hat ihn verstört und fast zerstört. Mit den Kriegsnerven ist es eine eigene Sache; vorher weiß man nicht, wer sie hat. Ich habe behagliche und verwöhnte Bankiersöhne gekannt, die ihre Kanonen mit verbürgter Seelenruhe bedienten, die die „Wirkung auf den Feind" und Volltreffer mit umherspritzenden Gliedern so befriedigt notierten, wie früher die Kreditzahlen ihrer Bilanz. Unruh war Offizier und Dichter; für ihn gehörte es sich, daß er die Idee des Krieges suchte, daß er das Morden anders überhaupt nicht ertragen konnte. Noch aus dem Felde schickte er zwei Manuskripte nach Hause, die allerdings erst das Ende der militärischen Zensur abwarten mußten. „Vor der Entscheidung" ist sein schwächstes Werk, „Opfergang" seine qualitätvollste künstlerische Leistung. Das eine ein

direktes lyrisches Bekenntnis und trotz verteilten Rollen von ihm allein gesprochen, das andere unpathetische Schilderung, genrehafte Wirklichkeit, sogar von einem volkshaften Humor gewürzt und trotzdem im Unwahrscheinlichen schwebende Vision. Es ist das deutsche Werk, das sich mit den besten Kriegsprodukten wie mit Barbusses „Feuer" rühmlichst vergleichen kann, in seiner Unmittelbarkeit und zugleich in der aufhebenden Überschärfe des Wirklichen, in dem phantastischen Flackerwesen einer unabschüttelbaren Halluzination. „Vor der Entscheidung" hat lauter symbolisch erhöhte Szenen, das Haus der sterbenden Wöchnerin im besetzten Gebiet, den Chor der anrückenden Landwehr, das fast irre Stimmengewirr im Schützengraben, die zerstörte Kirche mit dem Operationstisch, und dann die rein phantastischen Begegnungen mit vermummten Gestalten und gar mit erhabenen Vorfahren wie Shakespeare und Heinrich von Kleist. Die beide in recht fragwürdiger Gestalt auftreten, da sie ohne künstlerische Vorbereitung erscheinen und ohne Namensnennung wahrscheinlich nicht zu erkennen wären.

Verschwebe dich, Geist!
Erkenne mich, Kleist!

So darf man nicht dichten oder wenigstens nicht drucken lassen. Unruh hat in der Form nie Neues versucht, den Taktschlag seiner Verse hat er wohl Goethes Lemurenchor oder Fausts Apotheose abgehört, aber je mehr er reflektiert, je mehr er rein lyrischen Drang epigrammatisch zuzuspitzen versucht, desto mehr fällt er in Überkommenes zurück, in Gebrauchtes und Verbrauchtes an Bildern und Rhythmen. Seine Sprache gestaltet häufig nicht charakteristischer als ein Libretto, und im besten Fall verbreitet sie sich zu der steifen Feierlichkeit einer auf ihre Musik wartenden Kantate:

Geist erhebt seine Hände!
Wollen wir ihm vertraun!
Geist wird uns am Ende
Freiere Erde baun!

Das sind Verse aus dem Durchschnitt, sie erschöpfen zugleich die Gesinnung dieses etwas symbolisch geblähten Lyrismus.

„Opfergang" hieß ursprünglich „Vor Verdun" — als es entstand, ein gefährliches und zensurwidriges, jetzt ein vermittelndes, ein zugleich nationales und übernationales Bekenntnis. Da hinten an den Kommandostellen sitzen die „Meister der Vergangenheit" und rechnen, wie Verdun zu nehmen sei. Sie rechnen auf jeden Fall falsch; denn für die Jugend, die den Opfergang antritt, bedeutet Verdun ein Symbol, bedeutet es den inneren Sinn des Krieges, der in der Heimat für die Freiheit gewonnen wird. „Weiche alles jetzt, was sich vor unsere Sonne stellt!" sagt der Hauptmann. „Volk will vor, will Wahrheit. Nicht mehr den Stock! Wir lieben dich, nicht mehr unter dem Zwange: Du sollst. . . . Mächtiger als Frühling gären Säfte in deinem Volk; schüttle den Frost ab, ehe Naturgewalten ihn sprengen! Oder, wie glaubst du, sollten wir den Ernst dieses Krieges begreifen, wenn er wirklich so leicht wäre, wie man ihn schildert! . . . Wir sind die Entscheidung! Unser ist die Tat! Niemand wird unser Herz wieder einfangen."

Wir treffen Unruh wieder an seinem Ausgangspunkt, nicht als Umstürzler und Zerstörer, sondern als Schwurzeugen eines Blutbundes, der neue Brüderschaft besiegelt und nach allen Brüdern im frohen Weltverein ruft. Ganz aus der Ferne hört man ein leises Brausen und den Flügelschlag des Wortes Freude in der heiligen Gewalt, wie Schiller und Beethoven sie noch fühlen konnten; aber es ist noch nicht die Zeit, daß der Dichter allein mit seiner eigenen Stimme spricht, die noch ein Schluchzen

erstickt. Der Dichter verliert sich unter den Typen der Kameraden, der prächtigsten, die die Kriegsliteratur hervorgebracht hat: der Trommler, der zwischen allen Trümmern noch nach Mädels sucht, der Schauspieler mit der Weltanschauung, der ganz versachlichte Pionier, der famose Kellner, ein Falstaff ohne Bauch, oder der Hauptmann mit dem zweiten Gewissen, der sich als Mörder seiner Leute fühlt und deshalb nichts Besseres weiß, als ihnen voranstürmend zu fallen. Alle diese Figuren huschen durch das Buch, schweben wie auf einer ungeheuren Welle, die trägt und verschluckt. Lauter Abwesende und Verwandelte, von einer Existenz befangen, die an sich unmöglich ist, und die man abschütteln könnte, wenn der Mensch nicht wie ein Zubehör an diese Kriegsmaschine gehängt wäre, die sich ohne sein Zutun schon ganz von selbst zu drehen scheint. Wie Franz Marc einmal aus dem Felde schrieb, der Krieg ist für den Künstler überhaupt nur als Vision zu erfassen, und man braucht ihn nicht erst dazu zu machen. Die Meister der Vergangenheit oder die Greise an den Telephonen da hinten, wie sie einmal genannt werden, haben das Unvorstellbare nicht erlebt, gerade weil sie den Krieg leiteten oder zu leiten glaubten. „Abgang 400 000?" fragt der Chef. „So viel hatte ich erwartet." — Und dann steht am Schluß noch ein lapidarer Satz: „Auf seiner entschlossenen Stirn glänzte voller Morgen, als er die Kompanie aus dem Graben riß, vor — über drei Meter."

Der Krieg hatte Unruh verstört; als Krankheit ihn zurückrief, blieb ihm wohl alles zu tun, um seine Nerven zu retten, um seelisches Gleichgewicht zurück zu zwingen; so verstärkt er sich mit einer neuen Gemütsforderung, so spannt er sich zu einer neuen Willenserklärung im Namen der ganzen Menschheit. Unruh ist auch jetzt nicht unter die Apostel gegangen, die ihr das Schlagwort auf der Papierfahne vorantragen; sein jugendlich männliches Wesen, das Geist von Blut nicht trennen kann, versagt sich gegen jede Abstraktion und findet für sich keine andere Rettung als die der künstlerischen Gestaltung. In der zweiten Hälfte des Krieges schreibt er die Tragödie „Ein Geschlecht", Angstruf eines Alpbedrückten, Hoffnungsruf eines Aufwachenden, Beschwörung einer Vision, die er zur Erstarrung bringen muß, damit sie nicht mehr nach ihm greifen kann. Es wird erzählt, daß das athenische Volk bei der Aufführung der „Eroberung von Milet" in ein einziges Weinen ausgebrochen sei, daß es aber am nächsten Tage die Tragödie des Phrynichos für alle Zeiten verbot, in der sich das furchtbare Orakel erfüllte: die Frauen Milets werden vielen Männern mit langen Haaren die Füße waschen. Unruhs gewaltigste literarische Anstrengung wird wohl auch ohne Verbot im Buche eingeschlossen bleiben. Nicht nur weil die Furchtbarkeit des Stoffes uns zu viel zumutet, aber seine Tragödie, obgleich der stärkste Versuch eines Kunstwerkes unserer Tage, wehrt sich gegen die Versinnlichung der Bühne durch eine Art ästhetischer Unerträglichkeit. Wenn die antiken Tragiker in das Homerische Zeitalter zurückgingen, so schrieben sie immer noch gegenwärtige Dramen. Die archaische Vorwelt umschloß sie weiter als poetische Umwelt, und auch werdende Geschichte verbarg sich in der Beständigkeit des Mythos mit seinen gegebenen Gestalten. Unsere Zeit hat keinen Mythos, kann ungeheuerliche Schicksale der Volksgemeinschaft nicht in den vertrauten Anschauungen zugleich nationaler und religiöser Überlieferung darstellen. Auch Richard Wagners Walhall steht nur auf philosophischen Luftmauern. Der symbolisch schaffende Dichter friert in einem leeren Raum, den er allein zu erfüllen hat, und unsere Dramatik muß sich in jedem Fall ihr Klima und die dazu stimmende Architektur von neuem schaffen. Die westlichen Völker haben den Kampf um das Drama, das über gesellschaftliche Konflikte hinausgeht, längst aufgegeben; Paul Claudels erneuerte Mysterien mit ihrer Gemeinschaft der Heiligen beruhen auf der literarischen Voraussetzung einer neu anzuschaffenden mittelalterlichen Seele. Ob antike Königspaläste oder gotische Dome in archaischer Nachahmung oder der Zukunft vor-

aus gebaute Wolkenkratzer in der immerhin nicht zuverlässigen Fundamentierung Georg Kaisers — der Stil wird heute so emsig gesucht wie die neue Religion, und die Folge sind Stilisierungen.

Unseliges Weib, gesegnet und verflucht,
Indessen du mit deinem jüngsten Sohn
Den schlachtgefallnen Liebling fromm beerdigst
Und Flammenglanz von Tapferkeit beschwörst,
Steigt aus dem Tal gefesselt und bespuckt
Ein Zwillingspaar auch dir entboren auf,
Das besser du im ersten Bad ersäuft!

Die knappe Ausdrücklichkeit dieses Eingangs klingt nach der attischen Tragödie, ringt mit ihrer plastischen Gesetztheit durch die Fertigkeit des bildenden Wortes; diese Sättigung der Sprache, aus einem lyrischen Unterstrom ganz herausgetrocknet, wirkt zugleich künstlich und doch kraftvoll. Unruh geht mit Felsen um, die er aber in einer ursprünglichen Vegetation nicht vorfand; er mußte sie erst herbeischleppen. Für seine zeitlose Tragödie hat er sich eine Art Atridengeschlecht erfunden, eine greuelvolle Blutsgemeinschaft, in der die titanisch ungeordneten, die besonders durch den Krieg aufgepeitschten Instinkte gegen einander wüten. Nur die Mutter spricht für die erhaltenden Mächte der Fruchtbarkeit, der Ordnung, der Verehrung; sie steht zwischen der „Macht", die Menschenopfer ohne Zahl fordert, und der rohen Gewalt der Jugend, zuchtlos in zuchtloser Zeit. Die namenlose Familie in diesem zeitlosen Stück führt eine rein symbolische, beispielmäßige Existenz, der nur der Krieg mit spärlich auftretenden Soldatengruppen einen begrenzenden Hintergrund bietet als der düstere Feuerschein eines Weltbrandes. Die einzige ununterbrochene Szene, aus der die Tragödie besteht, ist an einen Kirchhof gedrängt, der mit einer leisen Verschiebung nach hinten immer noch die Stelle des antiken Heldengrabes vertritt, die Stätte des Verlustes, des Jammers und endlich der Sühne. Eben der vom Mythos entleerte Raum, in den der moderne Dichter immer wieder hineingestoßen wird, hat ihn genötigt, sich an die Architektur der griechischen Tragödie anzulehnen und sie von statutarischen Figuren karyatidenhaft tragen zu lassen. Zwei Brüder des Gefallenen sind an die Kirchhofsmauer gefesselt, der eine Verbrecher aus Feigheit, der andere aus Gewalttätigkeit, beide, in versagender Schwäche oder verheerender Stärke, extreme Vertreter des Kriegszustandes, der innerlich aufgelösten, nur von der Macht zusammengezwungenen, nur noch von stumpf ererbtem Gehorsam geglaubten Ordnung. Während dem „Feigen Sohne" — eine der Bühne nicht bequeme Aufgabe — nur ein Schrei gelassen ist, wird der „Starke Sohn" von der Schwester entfesselt, die ihm dieselbe Wildheit des Blutes bis zum Inzest entgegentreibt. Ein Riesenvolk, das vom Geschlecht des Tags sich los riß: Blut gegen Blut in sinnloser Empörung, Samen gegen Samen in heiliger Fruchtbarkeit und unheiliger Verstreuung. Der Sohn tötet sich, weil er ein Holofernessohn seiner Begierde keine Grenze findet. Die Tochter wütet gegen ihren zur Fruchtbarkeit verdammten Schoß. Die Mutter läßt sich töten, da sie dem wieder andringenden Soldatenführer den „Stab der Macht" entreißt; sie opfert sich für das kommende Geschlecht.

Die Handlung, die Handlung ist die Hauptsache! rief ein besorgter Beobachter, der einen deutschen Dichter in qualvoll bewußtem Ringen um naive dramatische Urgewalt umkommen sah. Ich habe den Inhalt des Stücks erzählt, weil es sich nicht von selbst erzählt, weil es sich nicht durch die eigene Schwere in wachsender Fallgeschwindigkeit abrollt. So hart diese Figuren gegen einander und besonders die Kinder gegen die Mutter angehen — es ist ein fortwährendes Bedrohen, Vergewaltigen, Zubodenwerfen — sie starren doch in einer gewissen Unbeweglichkeit

und kommen nicht vom Fleck, wenn der Dichter sie nicht stößt. Sie sind am stärksten und in ihrer Not wahrhaft ergreifend, wenn die über sie verhängte Handlung einmal still steht, wenn sie sich als kampfmüde Bestien in der Arena einmal gegen einander lagern. Und sie schwitzen auch den beizenden Hautgeruch großer exotischer Raubtiere, ganz dampfendes Fleisch und Blut und drohende Zähne und Krallen. Aber wer die abstrakten und die dreidimensionalen Figuren unserer heutigen Ekstatiker nicht zu glauben vermag, der wird hier mindestens eine großartige Selbstverpflichtung zu plastischer Bildkraft finden, ohne die das Drama auf die Dauer nicht gesund und überhaupt nicht am Leben bleiben kann. Die deutsche Dramatik war immer vom Lyrismus bedroht, der sich mit der Abstraktion allzu leicht verkuppelt; andächtig und noch dazu sententiös schwärmen ist auch hier leichter als gut handeln. Unruh verlangt vom Drama Tatsächlichkeit und Schaubarkeit — und wenn er sie erzwingen sollte; er behandelt das Drama härter, das ja auch Mannesarbeit sein soll, und dieser Wille, gespannt und selbst überspannt, erlaubt ihm auch, uns härter zu behandeln. Sein Werk entstammt der Zerrissenheit, Verzweiflung, Verstörtheit, die unserer Zeit angehört, aber es zeugt auch für eine Zeit, die sich gesund kämpfen muß, als eine außerordentliche Kundgebung des Dichters, der grauenhafte Visionen überwand, indem er sie unter dem höchsten künstlerischen Pflichtgebot der Formgebung still stehen hieß. Es wird nun abzuwarten sein, ob im Verlauf der Trilogie seine Figuren aus dieser Starre sich lösen, ob sie unwillkürlicher, wurzelhafter leben und uns aus verwandten menschlichen Augen anschauen können. Die deutschen Dramatiker, meistens vermummte Lyriker, sind ein kurzlebiges Geschlecht, stürmische Zwanziger, die als Dreißiger schon zu vergreisen beginnen. Fritz von Unruh ist noch in der Zunahme begriffen, hat sich noch durch keine Fertigkeiten ausgehöhlt; er scheint aus dem dauerhafteren Stoff gemacht, der den zähen Kampf um die echte dramatische Form verträgt und gewiß auch einmal lohnen wird.

Das Kapellmeisteramt

Eine entwicklungsgeschichtliche Studie

Von

Arthur Bauckner

Sobald sich mehrere Beflissene zu gemeinsamer Musikausübung vereinigten, war ein einheitlicher Takt die unumgängliche Voraussetzung für ein gedeihliches Zusammenwirken. So finden wir denn schon bei den ältesten Kulturvölkern die Sitte des Taktschlagens, so primitiv die Tätigkeit des Urdirigenten auch gewesen sein mag. Altägyptische, altchinesische und altindische Überlieferungen zeigen an zahlreichen Beispielen die ursprüngliche Art, die Zeitmaße durch Händeklatschen oder Zusammenschlagen fester Gegenstände, wie Muscheln oder Tierknochen, zu bestimmen. Der „koryphaios“ der alten Griechen stampfte den betonten Taktteil mit dem Fuße und hatte, wie eine weitere Bezeichnung „mesochoros“ besagt, seinen Platz in der Mitte des Orchesters auf erhöhter Stelle, um vom ganzen Orchester gesehen und gehört zu werden. Von der gleichen Tätigkeit haben die römischen „pedarii“ ihren Namen, die gewöhnlich in der Mehrzahl ihres Amtes walteten und zur Erhöhung der Wirkung Schuhsohlen aus Eisen trugen. Allmählich wurde diese barbarische

Art musikalischer Leitung durch die von der Anführung der religiösen Tänze ausgehende und namentlich im Morgenlande angewandte „Cheironomie", eine das Melos durch Handbewegungen gewissermaßen sichtbar machende Zeichensprache, verdrängt. Die neue Direktionsweise eroberte sich im Mittelalter ganz Europa, nachdem sie von der katholischen Kirche für die Leitung ihrer Ritualgesänge übernommen worden war. O. Fleischer spricht sich in seinen „Neumenstudien" dafür aus, daß in den cheironomistischen Bewegungen des antiken und frühmittelalterlichen Dirigenten, die ja nicht lediglich ein Taktieren, sondern auch ein Veranschaulichen der Verzierungen und des Steigens und Fallens des Tones bedeuteten, der Ursprung der Neumen zu suchen sei. Der gewaltige Fortschritt, den die Cheironomie mit ihrer Geräuschlosigkeit gebracht, hat sich nicht dauernd zu erhalten vermocht. Schon sehr bald, vermutlich bereits im 16. Jahrhundert, kam es allgemach wieder in Übung, die Zeichensprache dadurch zu unterstützen, daß der Dirigent den Takt hörbar auf dem nächsten Pulte schlug. Da er bei jedem Niederschlag das Pult berührte, nannte man einen solchen Abschnitt „Takt" (= Berührung). Das laute Taktieren hat sich am konsequentesten bei der italienischen geistlichen Vokalmusik Jahrhunderte hindurch erhalten. Goethe schreibt in einem Briefe aus Italien vom 3. 10. 1786, nachdem er zu Venedig in der Kirche „dei Mendicanti" einer Oratorienaufführung angewohnt hatte: „Es wäre ein trefflicher Genuß gewesen, wenn nicht der vermaledeite Kapellmeister den Takt mit einer Rolle Noten wider das Gitter und so unverschämt geklappt hätte, als habe er mit Schuljungen zu tun, die er eben unterrichtete." In Deutschland waren zu J. S. Bachs Zeiten alle möglichen Arten von Direktion gebräuchlich. J. Beer sagt, der eine taktiere „mit dem Fuß, der andere mit dem Kopf, ein dritter mit der Hand, andere mit beiden Händen; einige nehmen eine Papierrolle, wieder andere einen Stecken in die Hand". Daß auch hier verschiedentliche Mißstände, namentlich der Unfug des lauten Taktgebens, fortschreitend mehr einrissen, beweisen die immer zahlreicher werdenden Klagen der Musikschriftsteller. C. W. C. Printz beginnt ihre Reihe mit der Forderung, die Dirigenten sollten den Takt „deutlich und ohne unnötige närrische oder hoffärtige Gaukeleien" schlagen, und polemisiert gegen den unkünstlerischen Lärm, „wenn der Direktor mit einem Prügel auf das nächste Pulpet oder ein ander corpus solidem (!) so stark schlaget, daß man solche Schläge weiter höret als die Sänger selbst"; Mattheson brandmarkt einen Taktschläger, der sich einen hohlen Kasten unter die Füße legen ließ, „damit die Stöße desto stärker klingen möchten"; C. F. Cramer läßt sich entrüstet vernehmen: „Es wäre wohl endlich Zeit, daß wir diesen Holzhacker (d. i. den Dirigenten) abschafften, der unsere Opern von einem Ende bis zum andern zerschmeißt." Daß solche Verhältnisse mit der Zeit den Grund zu einer tiefgehenden Reaktion legen mußten, lag in ihrer Natur. Eine extreme Richtung zielte sogar auf die Abschaffung des Dirigenten überhaupt ab. J. Beer teilt solche gegnerische Einwürfe mit, „daß durch die vorgesetzten subjecta (= die Dirigenten) die Capellen mehr dissolviert als stabiliert werden, weil sich niemand, der mit andern ein gleiches verstünde, demselben untergeben und ihn vor einen superiorem erkennen wolle", „daß das freye Gemüthe eines Künstlers sich niemandes Direktion zu unterwerfen jure nature könnte gezwungen werden" und dergleichen mehr, Worte, die ein Gegenstück finden, wenn Adelung schreibt: „Man kann einem Tonkünstler, so sich selbst vor Irrthum zu bewahren weiß, keinen ärgeren Schimpf in Gegenwart anderer anthun, als wenn die Zuschauer durch solch unzeitiges Commandiren zum Zweifel gebracht werden an dessen Geschicklichkeit." Natürlich war die Existenz des Taktschlägers in der Notwendigkeit seines Amtes, zumal bei größeren Musikaufführungen, zu sicher begründet, als daß sie ernstlich in ihrem Bestande gefährdet werden konnte; bedeutende Einbuße hat seine Stellung dennoch

erlitten. In der italienischen Oper war es ohnehin schon seit ihrer Entstehung um 1600 Sitte, daß vom Cembalo aus die Leitung erfolgte. Der Kapellmeister spielte hier seinen bezifferten Baß, begleitete die Rezitative und gab, soweit dies notwendig war, Winke an Musiker und Sänger. Wohin die italienische Oper kam, drang auch die neue Direktionsweise. Eine alleinige Ausnahme machte Paris und seine Oper. Hier war es im Schwange, den Takt mächtig am Boden zu klopfen. Lully, der berühmte Komponist und langjährige Leiter der Pariser Nationaloper, bediente sich eines ungefähr meterlangen Stockes, mit dem er den Rhythmus auf den Boden stieß. Als er bei einer Feier auf die Wiedergenesung Ludwigs XIV. ein „Tedeum" dirigierte, traf er dabei im Feuereifer seinen Fuß mit solcher Heftigkeit, daß er der nicht genügend beachteten Verletzung erlag. Die Übernahme der Klavierdirektion in Deutschland knüpft sich an den Namen des Dresdener Hofkapellmeisters J. A. Hasse, dessen Einrichtungen für die meisten der ersten Theater maßgebend wurden und bis in die zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ihre Bedeutung behielten. Die unkultivierte Art der kirchlichen Chordirektoren hatte die naheliegende Folge, daß schon sehr frühe auf den Chören neben der Orgel ein für den Leiter der Aufführungen bestimmtes Cembalo zur gewohnten Erscheinung wurde. Als J. S. Bach seine Musikdirektoren- und Kantorenstelle zu Leipzig antrat, ließ er sogleich das unbrauchbar gewordene Cembalo in der Thomaskirche wieder instand bringen und setzte es beim Rate durch, daß jährlich 6 Taler für ein regelmäßiges Stimmen des Instrumentes ausgeworfen wurden. Aber auch bei der Wiedergabe bloßer Instrumentalkompositionen im Konzertsaal begann die italienisch-Hassesche Direktionsweise bald ganz allgemein vorzuherrschen. So wissen wir beispielsweise, daß J. Haydn in Salomons Konzerten in London seine Sinfonien vom Flügel aus dirigierte. Mit der Zeit trat zum Flügeldirigenten noch ein besonders taktierender Kapellmeister. Bei der 1808 zu Wien erfolgten Aufführung der Haydnschen „Schöpfung" saß Kreuzer am Flügel, und Salieri leitete das Ganze. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts setzte eine neue Tendenz bis zur allmählichen Durchführung ein, die Leitung des Orchesters dem Primgeiger zu überlassen. Wie weit hinauf die Wellen der Antidirigierbewegung fluteten, und wie weit ihre Konsequenzen getrieben wurden, mag die Tatsache erweisen, daß noch R. Wagner im Leipziger Gewandhaus Beethovens IX. Sinfonie ohne Dirigenten aufgeführt erlebte! Der circulus vitiosus schließt sich zum zweiten Male, wenn der Konzertmeister damit beginnt, beim Tempowechsel oder Eintritt von Schwankungen alles übertönend mit dem Fiedelbogen sein Pult oder in der Oper den Souffleurkasten zu bearbeiten. C. Weber war der erste, der sich energievoll für das fortgesetzte unhörbare Dirigieren mit dem Taktstock einsetzte. Nach den Angaben E. Vogels fällt die früheste Einführung des modernen Taktstockes in Deutschland in das Jahr 1801; ein deutscher Fürst, Landgraf Ludwig von Hessen, der, selbst ausübender Musiker, vordem stets bei der ersten Violine seiner Hofkapelle mitgewirkt hatte, leitete die Proben für eine Kirchenaufführung am Karfreitag 1801 mit einem Taktstock von der Kanzel aus. In Wien läßt sich der Gebrauch des Taktstockes erst 1812 anläßlich der Aufführung des Winterschen „Timotheus" unter Mosel bestimmt nachweisen. In Dresden erfolgte seine Aufnahme 1817 durch C. M. von Weber, für die Gewandhauskonzerte zu Leipzig erst 1835 durch F. Mendelssohn.

Der Inhalt des Kapellmeisteramtes alten Stiles erschöpfte sich in mechanisch-organisierender Tätigkeit, die, der Routine nahestehend und allgemein mit der Technik verwechselbar, dazu befähigen sollte, ein Kunstwerk „objektiv" vollkommen zu vermitteln. Solange der „objektive Vortrag" als konstante, wenn auch imaginäre Größe Geltung besaß — und dies währte bis ins 19. Jahrhundert herein — solange mußte das Dirigentenamt notwendigerweise als erlernbare

Sache erscheinen, deren Umfang Gegenstand eines Lehrbuches mit empirisch erschlossenen Vorschriften sein konnte. Entsprechend dieser Auffassung finden wir denn von den Schriftstellern ganz übereinstimmend die gründlichste musiktheoretische Ausbildung als sicherste Gewähr für die Dirigentenleistung angesprochen und in der Praxis konsequentermaßen meist nur berühmte Komponisten oder ausgezeichnete Virtuosen als Kapellmeister berufen. Das Urteil Scheibes darf als gedrängte Zusammenfassung der Anschauungen des 18. Jahrhunderts gelten. Er fordert vom Kapellmeister, er solle „die Grundregeln der Harmonie, die Beschaffenheit der Tonart und ihre Abweichungen, den Gebrauch der Intervallen und überhaupt den Generalbaß verstehen. Ferner soll er auch die vornehmsten Abteilungen der musikalischen Schreibarten, insonderheit des Kirchenstyls, des Kammerstyls und des theatralischen Styls insoweit einsehen und kennen, daß er geschickt ist, Gründe davon anzugeben, ein vernünftiges Urteil über alle damit verbundenen Vorfälle zu erteilen, und daß er endlich dadurch die Fertigkeit und Fähigkeit erlanget, ein vollkommenes Stück mit seinem Werthe und nach seiner innerlichen und äußerlichen Beschaffenheit zu untersuchen und zu übersehen. Folglich erhellt hieraus, daß ein geschickter Direktor eine praktische Wissenschaft von der Musik besitzen soll, und daß ihm daran nichts weiter mangeln darf, als die Fertigkeit zu komponieren". Was sonst über die Routine Hinausgreifendes gelegentlich noch vom Dirigenten gefordert wird, ist spärlich genug und hat überdies mit seiner engeren Tätigkeit meist nichts zu tun. J. Rousseau forderte z. B. schon 1678, „daß man nicht genug den Takt zu schlagen und zu halten wisse", sondern auch „den Sinn des Verfassers erraten müsse", und dieser Gedanke gibt sich auch die gesamte Literatur hinauf bis zu J. Quants, der ihn in die Mahnung kleidete, „alle Arten der Komposition nach ihrem Geschmacke, Affecte, Absicht und rechten Zeitmaße zu spielen". Nachdem aber für die Interpretation allgemein die sogenannte „objektive Auffassung" Grundlage und Gesetz war, so mußte diese logischerweise als jedem einzelnen der Mitwirkenden gleichmäßig zugänglich angenommen werden, und die Aufgabe des Kapellmeisters konnte somit nur mehr darin bestehen, die notwendige Übereinstimmung der Ausführenden mit Hilfe der Routine herbeizuführen und, wenn nötig, mit der ihm zu Gebote stehenden Autorität zu erzwingen. Diese Auffassung spricht unzweideutig aus den Worten Mattheſons: „Ich bin der Meinung mit vielen Verständigen, daß es besser wäre, auch bey großen Musiken, das Luftfechten und Taktschlagen gar einzustellen, falls es nur möglich, einen coetum sonst in aequilibrio zu erhalten; da aber solches nicht thunlich, soll man sich billig der geringsten Motion, die nur ersinnlich ist, bedienen." Ein Problem des Vortrages als solches hat eigentlich gar nicht bestanden.

Die fortschreitende Verinnerlichung, die den Entwicklungsgang der Musik kennzeichnet, setzte mit immer drängenderer Notwendigkeit die Überzeugung durch, daß der Kapellmeister nicht so sehr des Taktierens wegen, sondern eigentlich in erster Linie gerade des Vortrages halber vor dem Orchester zu stehen habe, und so wurde allmählich eine Forderung in den Vordergrund gerückt, deren Deckung in der Verfassung des alten Kapellmeistertums nicht vorgesehen war. Eine gewaltige Umwälzung war daher unausbleiblich: der alte Kapellmeister mußte Schritt für Schritt einem neuen Element, dem modernen Dirigenten, Boden räumen. Was den modernen Dirigenten von seinem Vorgänger wesentlich unterscheidet, ist der Umstand, daß nunmehr an Stelle des negativen Begriffes der „objektiven Auffassung" das positive Moment der individuellen Eigenart tritt, oder mit anderen Worten, daß zu dem bisherigen Artbegriff der mechanisch-organisierenden Bedeutung des Dirigententums ein zweiter, die ideell-influierende Bedeutung, tritt, und zwar dergestalt, daß das, was bislang Zweck gewesen, nunmehr als Mittel erscheint.

Es soll natürlich nicht behauptet werden, daß das Ideal der neuen Forderung in früheren Zeiten niemals erreicht worden sei; seine Verwirklichung blieb aber sicher nur auf vereinzelte geniale Naturen beschränkt und war jedenfalls nie Gegenstand der Reflexion. Am frühesten findet sich der moderne Gedanke in einem 1782 erschienenen Traktat von C. L. Junker ausgesprochen, wo er im Prinzip bereits vollkommen einwandfrei erfaßt ist: „Für den Kapellmeister kann das Allegro nicht an einen einzigen erschöpfenden Begriff von Geschwindigkeit, das Adagio nicht an den von Langsamkeit gebunden seyn. Die nähere Bestimmung der Bewegung beruhet blos auf dem Geschmack, beruhet auf seinem eigenen Gefühl der Wahrheit, das erst fixiert werden kann durch vorhergegangenes Studium der Partitur, und um so sicherer bestimmt werden kann, wenn das Stück selbst Singmusik ist." Der Einfluß des Gewohnten und der zähe Widerstreit einer rückständigen, um ihre Existenz kämpfenden Gilde war jedoch viel zu übermächtig, als daß ein Durchdringen damals schon möglich gewesen wäre. Jahrzehnte noch dauerte das Schwanken zwischen alter und neuer Auffassung, bis R. Wagner mit einem Schlage auch hier Wandel schaffte. Nicht etwa, daß der Meister gewissermaßen nur unbewußt durch die Neu- und Eigenartigkeit seines Schaffens, der gegenüber die alte Kapellmeisterei schlechterdings versagen mußte, der eigentliche Schöpfer des modernen Dirigententums geworden wäre. R. Wagner selbst ist ein Dirigent überragendster Bedeutung gewesen; freilich ist er als solcher verhältnismäßig zu selten öffentlich aufgetreten, um durch sein Beispiel allein Schule machen zu können. Zum Vollstrecker seiner Ideen, die zum Teil in seiner epochemachenden Schrift „Über das Dirigieren" niedergelegt sind, ist sein Schüler und Freund H. von Bülow geworden; in ihm war der Typ des modernen Dirigenten erstmalig, und zwar in einer später kaum mehr übertroffenen Reinheit und Ausprägung verkörpert.

Die Kunst des modernen Dirigenten ist eine junge Kunst, die um ihre Existenz noch zu kämpfen hat. Gegen den Geist der neuen Auffassung steht in erster Linie die sogenannte „Tradition". Leicht zufrieden und glaubensfroh, spricht man von einer Palestrina-, Bach-, Mozart-, Beethoven-, Wagner-Tradition usw. und nennt ihre Erfüllung „klassischen Vortrag". Der „objektive Vortrag" von Anno dazumal und der „klassische Vortrag", der heute noch Schlagwort ist, sind Zwillingsbrüder. Ein Beispiel mag den inneren Wert dieser Tradition dartun. Die Wagner-Tradition blüht bekanntlich nur in Bayreuth „unverfälscht"; doch auch Männer wie Bülow, Seidel, Jumpe, Mottl, Richter, Fischer, Muck usw. galten und gelten als ihre großen Träger. Die direkte Verbindung mit dem Meister hat ihre Autorität so fest begründet, daß fast allgemein, wenn auch unausgesprochen, die naive Vorstellung herrscht, R. Wagner habe seiner Familie und seinen Schülern Note für Note seiner Werke eingepaukt. Nun weiß aber doch jeder Kundige, daß in Bayreuth gar manches mehr spezifisch bayreuthisch als wagnerisch ist, desgleichen, daß die Interpretation eines Wagner-Werkes durch die genannten Künstler vielfach grundverschiedene Auffassung verrät. Entweder gibt es nun mehrere Traditionen, dann hätte R. Wagner die Einzelnen verschiedene Lesearten gelehrt; oder aber es gibt nur eine Tradition, und dann muß jede Abweichung vom Urtyp notwendig einen Verstoß gegen sie bedeuten. Wenn sich jedoch die Wirkung verschiedenartiger Interpretation in vielen Fällen als gleich hinreißend und überwältigend erweist, was in der Tat gewiß der Fall ist, so ergibt sich zwingend die Folgerung, daß das Authentische einer Interpretation nicht in einer traditionellen Schablone, vielmehr lediglich darin besteht, daß der Geist des Kunstwerkes richtig erfaßt und aus diesem heraus individuell frei gestaltet wird. „Es gibt keine Tradition," sagt G. Mahler, „nur Genius und Stupidität." Und A. Seidel führt weiter aus: „Tradition, dieser

ausgesprochene Deckmantel vielseitiger Dummheit und Impotenz, wurde eine Mythe und diente als Entschuldigung für Taktschläger, die die Gottesgabe des Dirigierens nicht besaßen. Solche Taktschläger gibt es heute noch aus der früheren Zeit; aber ihr Deckmantel ist schon fadenscheinig geworden. Nun kommt eine jüngere Generation heran: frei von Vorurteilen, frei von Tradition, aber den göttlichen Funken der Gabe Gottes in sich fühlend, auf sich selbst angewiesen, wirft sie sich frisch und froh in den Strudel des Studiums, vertieft sich in das Geheimnis der überlieferten Geisteswerke der Heroen der Musik, empfängt den Weihegruß der Meister unserer Kunst und erweckt das Neuerkannte und Empfundene zu neuem Leben!" Der konservativ-philiströse Zug im Menschen legt die Versuchung nahe, daß wir eine Auffassung, die wir uns einmal zu eigen gemacht haben, zum Evangelium erheben, und jede andere Auffassung, mag sie noch so berechtigt, ja sogar besser und glücklicher sein, zunächst einmal als aufdringlich, wenn nicht als unerträglich empfinden. Hier hat die Selbsterziehung einzusetzen; denn nichts ist in künstlerischen Dingen unangebrachter als Unduldsamkeit. Und wie gefährlich es gemeinhin ist, auf Grund privater Musikästhetik prätentiös auf der Merkertafel herumzukratzen, zeigt mit verhängnisvoller Deutlichkeit der Ruhm des Herrn Sixtus Beckmesser, dem wir gewiß nicht alle Ehrlichkeit absprechen dürfen. „Solche unberufene Richter sind einer ausgesprochenen Individualität gegenüber", meint Bülow, „stets in der Verlegenheit, ihre Ohren übermäßig spitzen zu müssen; und da das einigen unbequem, anderen überhaupt unmöglich ist, so zerschneiden sie den gordischen Knoten, indem sie die Bedeutung dieser Individualität entweder ganz oder teilweise ignorieren oder auch in das Prokrustesbette ihrer mesquinen oder anroutinierten Kunstanschauungen einzuzwängen suchen, falls sie deren überhaupt kennen."

Noch jede kühne Reformation hat dazu geführt, daß im Eifer oder Ungeschick über das Ziel des Reformators hinausgeschossen wurde. In unserem Falle war der Schritt von der geforderten Individualität bis zur Willkür für Leute weniger ausgeprägten Geschmackes nicht allzu weit. So kam das „Nuancieren" in die Kunst. Wer die dynamischen Wertzeichen und Tempovorschriften, so wie sie dastehen, kalt-korrekt ausführt, wird zwar von den sklavischen Buchstabenanbetern Recht bekommen, aber nur in den seltensten Fällen den Absichten des Komponisten voll entsprechen. Das Gefühl, hier nachhelfen zu sollen, hat jene Richtung ausgebildet, die es nicht nur für erlaubt, sondern geradezu für geboten hält, zur individualistischen Ausdeutung einer Phrasenstruktur einmal eine Nuance, ein Kreszendo, ein Diminuendo oder einen Akzent, ein Ritardando oder Accelerando anzubringen, auch wenn in der Partitur nichts davon steht. Diese Eigenmächtigkeiten haben mit Recht heftige Gegnerschaft hervorgerufen und als unkünstlerisch scharfe Ablehnung gefunden. Im vollsten Gegensatz zur Nuance, die vom Effekt ausgeht, also von außen in die Phrase hineingetragen wird, entkeimt die richtige Vortragsweise dem inneren Wesen, dem Gehalt der Phrase selbst. „Dem guten Dirigenten sind die Vortragszeichen gleichsam nur Chiffern; hinter denen erst die eigentlichen Absichten des Autors stecken" (B. Walter). Den Schlüssel zu diesen Chiffern finden, bedeutet das gleiche, was H. von Bülow „ein durch Analogie geleitetes Zwischen-den-Zeilen-Lesen der scheinbar unwesentlicheren, deshalb vom Autor nicht stets ausdrücklich in den Text eingetragenen Vortragsvorschriften" nennt, und R. Wagner noch viel treffender mit den Worten ausdrückt: „Das Melos erfassen." Nur wem es gegeben ist, die in den starren Notenköpfen schlummernde Seele zu entdecken und zu wecken, kann das Geheimnis des Komponisten ergründen, das dieser mit den Vortragszeichen nur angedeutet. Der beseelte Vortrag mit seinem undefinierbaren Etwas (es ist kein Rubato, kein Akzentuieren, es ist eben — Seele) unterscheidet

sich vom bloßen Ausführen der dynamischen Vorschriften, wie das tönende Wort vom tötenden Buchstabieren, und verhält sich zum „Nuancieren", wie, um Schillers Worte zu gebrauchen, die „architektonische Schönheit" zur „Toilettenschönheit".

Die restlose Verwirklichung einer individuellen Auffassung durch eine Gesamtheit hat für den Leiter eine Voraussetzung, ohne deren Erfüllung sie undenkbar ist: die unbeschränkte Gabe der Willensübertragung, in der das eigentliche moderne Dirigiertalent liegt. „Mehr und mehr glaube ich, zur Erkenntnis gelangt zu sein," sagt F. Weingartner, „daß dasjenige, was den Wert einer Direktionsleistung ausmacht, der Grad der suggestiven Macht ist, die der Dirigent über die Ausführenden auszuüben imstande ist." Der Bann, der von der Dirigentenpersönlichkeit auszugehen hat, hat mit der eigentlichen Technik nichts zu tun; sein Platz ist bei schematisierender Behandlung zwischen ihr und der ideell-influierenden Seite der Dirigentenaufgabe. So konnte es beispielsweise ein Bülow riskieren, mitten in einem Stück den Taktstock wegzulegen, um gewissermaßen selbst den Zuhörer zu spielen, oder Takte lang sein Augenglas zu putzen, ohne deshalb befürchten zu müssen, die Gewalt über das Orchester zu verlieren. Das Wesen dieser Willensübertragung besteht gerade darin, daß sie sich vollkommen unmerklich vollzieht, daß ihr auch keine Spur von despotischer Befehlshaberei anhaftet. Bis zum letzten Mann im Orchester müssen alle, soll sich ihre Leistung ins Künstlerische erheben, das Gefühl vollkommener Freiheit haben, während sie ihrem Leiter folgen. F. Weingartner gibt die Äußerung des alten Flötisten Fürstenau in Dresden wieder, daß die Mitglieder der Kapelle oft, wenn R. Wagner dirigiert habe, gar nicht mehr das Gefühl gehabt hätten, geleitet zu werden. Jeder glaubte, frei seinen eigenen Gefühlen zu folgen, und doch habe alles so wunderbar zusammengewirkt. „Es ging alles so leicht und schön; es war ein Hochgenuß." Das ist die Wirkung jenes „geistigen Bandes", das nach Liszt Führer und Orchester umschlingen muß, jenes gewaltigen Willens, der die künstlerische Kraft des Leiters in allen lebendig und tätig zu machen vermag. In diesem Sinne schrieb R. Strauß über die Tannhäuserleitung F. Mottls: „Nur ein Künstler von der intensiven Empfindung Mottls konnte es wagen, das Tempo des Sechsvierteltaktes im Vorspiel des 3. Aktes so ungeheuer breit zu nehmen, als er es tat, weil er fühlte, daß seine eigene Glut auch den Blechbläsern die Kraft einhauchen würde, das „Papstthema" noch in dieser Breite FFF ausgehalten, wie es der Meister will, vorzutragen."

Eine merkwürdige Tatsache ist es, daß die Allgemeinheit, ohne bereits die letzte Staffel des Verständnisses für die inhaltliche Seite der modernen Dirigierkunst erklommen zu haben, doch darüber bereits den Blick für ihre formale Seite verloren hat. Mit Recht sagt R. Louis: „Die technische Seite des Dirigierens wird nicht nur vielfach unterschätzt, sondern wie die des Komponierens oft geradezu verkannt und ignoriert. Denn wenn man allgemein wüßte, daß beides, das Komponieren wie das Dirigieren, eine ganz besondere, eigens zu erlernende Technik verlangt, so wäre es ganz und gar unmöglich, daß, wie es gegenwärtig gar nicht selten geschieht, ein Pianist oder Sänger ohne weitere Schulung und Vorbereitung sich eines schönen Tages nur so hinstellte, um ein Orchester oder gar ein großes vokales und instrumentales Ensemble zu dirigieren. Im umgekehrten Falle, wenn ein Dirigent, ohne jemals eine Vokalise gesungen oder eine Taste berührt zu haben, als Sänger oder Klavierspieler auftreten wollte, würde man ihm nicht übel auf die Finger klopfen. Aber das Dirigieren ist bis zu einem gewissen Grade vogelfrei . . . ." Die Antwort F. Mottls auf die Frage, wie man es anzustellen habe, um Kapellmeister zu werden: „Man steht eines Tages am Pult, und wenn man's kann, dann kann man's, und wenn man's nicht kann, lernt man's überhaupt nicht mehr", berührt natürlich diese Sache gar nicht. Der Künstler hatte bei diesen Worten ledig-

lich die rein individuellen Voraussetzungen der modernen Dirigierkunst im Auge, deren Bedeutung über die der Technik allerdings so stark überwiegt, daß er sie kurzweg mit dem Dirigieren als solchem identifizieren durfte. Die Meisterung des Handwerksmäßigen kann nur durch Übung geschehen, und so ergibt sich die Tatsache, daß jeder Dirigent gewissermaßen als Dilettant beginnen muß. Verfolgen wir nur den Werdegang erster Kapellmeister wie Mottl, Mahler, Weingartner, Strauß, so finden wir dies bestätigt; denn alle haben als sogenannte „Draufgänger" begonnen und erst mit den Jahren die abgeklärte Reife ihrer Technik errungen. Damit erledigen sich auch alle Dispute von selbst, aus welcher Schule der Kapellmeister am geeignetsten hervorzugehen habe, aus dem Orchester, dem Konservatorium oder gar privatem Studium: der Interpret kommt als solcher zur Welt, der Techniker hat Lehrgeld zu bezahlen; und woher der Kapellmeister die für seinen Beruf als Künstler ohnehin vorausgesetzte allgemeine Fach- und Geistesbildung herbezieht, das läßt sich ebensowenig an festgesetzte Normen binden, wie etwa beim Maler oder Bildhauer.

Über die Verantwortlichkeit des Dirigierens ist wohl kaum mehr ein Wort zu verlieren. Mit der Qualität des Leiters steigt und fällt das ihm anvertraute Kunstwerk. Mit unverhehltem Ingrimm, wie ihn nur schlimmste Erfahrungen zeitigen konnten, gedenkt H. Berlioz all der Verheerungen, die der Taktstock in unberufener Hand anrichten kann: „Man hat den Sängern oft vorgeworfen, daß sie die gefährlichsten der vermittelnden Faktoren seien, doch mit Unrecht, wie ich glaube. Der furchtbarste Vermittler ist meines Erachtens der Dirigent. Ein schlechter Sänger kann nur seine eigene Partie verderben, ein unfähiger oder böswilliger Dirigent dagegen alles. Glücklich muß sich schließlich der Komponist schätzen, wenn der Dirigent, in dessen Hände er fiel, nicht gleichzeitig unfähig und böswillig ist; denn nichts kann dem verderblichen Einflusse eines solchen Menschen widerstehen. Das vorzüglichste Orchester ist dann wie gelähmt, die hervorragendsten Sänger sind gehemmt und abgespannt; keine Spur mehr von feuriger und exakter Wiedergabe. Unter einer solchen Leitung werden die feinsten musikalischen Kühnheiten des Komponisten zu Wunderlichkeiten, der Begeisterung wird der Lebensnerv entzogen, die Inspiration stürzt jäh zur Erde nieder, dem Engel werden die Flügel beschnitten, aus dem Genie wird ein Sonderling oder ein Verrückter, die göttliche Statue wird von ihrem Sockel gestürzt und in den Staub gezerrt. Was aber das Schlimmste ist, die Öffentlichkeit und die Zuhörer, mögen sie in musikalischer Hinsicht auch noch so hochgebildet sein, sind außerstande, bei der Erstaufführung eines neuen Werkes die Verheerungen, Dummheiten, Fehler und künstlerischen Sünden zu entdecken, die solch ein Dirigent auf dem Gewissen hat." Welch segensreichen, schier wunderbaren Einfluß dagegen ein idealer Dirigent üben kann, mag eine von A. Laser erzählte Episode belegen: Ich entsinne mich eines Vorfalles, der sich in der Saison 1887—1888 in einem der Philharmonischen Konzerte in Berlin ereignete. H. von Bülow führte eine Sinfonie des Engländers Villiers C. Stanford auf, zu welcher Gelegenheit der Komponist selbst erschienen war. Nachdem in der Generalprobe die Sinfonie gespielt worden war, sprach Stanford seine Bewunderung und seinen Dank an Bülow für die wundervolle Leistung aus, was Bülow aber bescheiden zurückwies und dem Komponisten allein das Verdienst zuschob. Auf Bülows Frage, ob Stanford noch etwas im Vortrage zu ändern wünsche, erwiderte dieser etwa so: „Sie haben allerdings die Tempi und sonstige Bezeichnungen in meiner Sinfonie recht oft ganz anders ausgeführt, als ich sie mir gedacht habe, jedoch bin ich ganz damit einverstanden, da erst dadurch eine so prächtige Wirkung erreicht wurde. Ich wußte vorher gar nicht, daß mein Werk so schön sei!"

Romain Rolland

Von

Friedrich von Oppeln-Bronikowski

Der feinsinnige österreichische Novellist und Verdeutscher Emile Verhaerens, Stefan Zweig, tritt soeben mit einer Biographie von Romain Rolland hervor *), dem spät zum Ruhme gelangten Verfasser des „Jean Christophe", „Danton", „Michelangelo" und „Beethoven", der sich seit dem Weltkriege als Edelpazifizist hervorgetan hat. Denn der Anstand gebietet, ihn reinlich von der Horde der Defaitisten, Miesmacher, Deserteure und Feiglinge zu scheiden, die ihrem Vaterland in der Stunde der Not tapfer in den Rücken fielen oder fern vom Schuß, im neutralen Ausland, ihr pazifizistisches Herz entdeckten und von Völkerverbrüderung faselten,

„Als um der Menschheit große Gegenstände,
Um Ehre und um Freiheit ward gestritten."

Freilich lebte auch Rolland während des Weltbrandes in der Schweiz, weil seine Bestrebungen ihn in Frankreich unmöglich machten, aber diese rein idealen, auf die Erhaltung europäischer Kulturgemeinschaft gerichteten Bestrebungen scheiden sich von selbst von den dunklen Machenschaften besonders deutscher Pazifizisten, und Drückebergerei kann man dem zarten Fünfzigjährigen ebensowenig vorwerfen, zumal er sich aufopfernd in den Dienst des Roten Kreuzes gestellt hat, was ebenso achtbar ist, wie Krankenpflege und andere schwere Hilfeleistungen.

Man könnte es beklagen, daß es schon wieder mal Deutschland ist, das eine der ersten guten Biographien eines Ausländers bringt. (Die erste über Rolland, von Paul Seippel, erschien vor dem Krieg in der Schweiz). Haben wir doch so manche freimütige Anerkennung fremder Talente mit beschämenden Erfahrungen bezahlen müssen. Aber dieser Ausländer hat auch bei uns ein Stück Bürgerrecht. Obwohl Franzose, gehört seine Liebe doch ebensosehr dem geistigen und kulturellen Deutschland und Italien, wie seinem Vaterland. Er strebt nach gegenseitiger Durchdringung der drei großen Kulturvölker, nach dem Austausch ihrer Werte und Eigenschaften, kurz nach europäischer Kultur, und er ist ebenso bemüht, fremde Werte zu erkennen und anzuerkennen, wie er gegen die Fehler des eigenen Volkes nicht blind ist. Letzteres war sogar der Hauptgrund, weshalb sein Lebenswerk — ebenso wie das seines großen Gesinnungsgenossen Beyle-Stendhal — in seinem Vaterland, der Heimat enger und überspannter Nationaleitelkeit, so lange unter absurdem Schweigen vergraben blieb. Einem solchen Ausnahmefranzosen darf auch Deutschland die schuldige Ehrerbietung nicht versagen und hat es auch nicht getan, wie der Erfolg seiner Werke gerade in Deutschland beweist, auch wenn man der Meinung ist, daß er so manches schief gesehen hat**).

*) Stefan Zweig, „Romain Rolland, der Mann und das Werk", Frankfurt a. M., 1921, Rütten und Loenig. Mit 6 Bildern und 3 Schriftwiedergaben.

**) Siehe den Aufsatz von Karl Toth: „Jean-Christophe und die deutsche Kultur." Deutsche Rundschau, Januar 1918, Jahrgang 44, Heft 4.

Das gilt nicht nur von seinem Roman, sondern vor allem von seiner Haltung gegenüber Deutschland im Weltkriege. Wer es unternimmt, sich inmitten einer solchen Katastrophe Au dessus de la mêlée zu halten (so heißt eins seiner Bücher, Paris 1915), der setzt sich nicht nur notgedrungen zwischen zwei Stühle, sondern er kann mit seiner „Objektivität" nicht mal wahrhaft objektiv sein, will er sein Vorhaben nicht von vornherein zum Scheitern verdammen. Eben weil er nicht Partei nehmen darf, muß er allen Kriegführenden das gleiche Unrecht zuschieben, ja sogar die eigenen Landsleute besonders schonen, und damit ist jede wahre Gerechtigkeit dahin.

Ein Mann wird auf der Straße von einer Räuberbande angefallen. Soll er sagen: Brüder, hier habt ihr meine Uhr, mein Geld, mein Herz. Nehmt jenes und erdolcht dieses, denn wir sind ja Brüder und Gott gebietet: „Du sollst dem Bösen nicht widerstreben"? Hat dieser Mann eine Waffe bei sich, so ist er zweifellos ein verächtlicher Feigling. Macht er aber beherzt von der Waffe Gebrauch und rettet sein Leben, so kann er sich selbst achten und wird von jedermann geachtet werden. In dieser Lage war Friedrich der Große gegenüber der großen Koalition von 1756, war Deutschland beim Ausbruch des Weltkrieges. Friedrichs Ruhm ist unsterblich, und er hat sich den Namen des Großen erst voll verdient, weil er Europa die Spitze bot. Deutschland war groß und geehrt, solange es dem feigen Überfall der ganzen Welt mannhaft Trotz bot. Selbst bei einem verlorenen Kriege stände es in den Augen der Welt noch groß da, hätte es sich nicht zuguterletzt, nach Heldentaten ohnegleichen, so erbärmlich benommen und sich so verächtlich gemacht. Wer also in diesem furchtbaren Weltbrand, der die europäische Kultur in Frage stellt, gerecht urteilen will, muß gerade vom Kulturstandpunkt aus zunächst die Frage stellen: A qui la faute? Warum fallen Zehn über Einen her? Wer trägt die Hauptschuld daran und somit an der Bedrohung der europäischen Kultur? Und er muß notgedrungen zu dem Schluß kommen, daß der Überfallene, der vom Naturrecht der Notwehr Gebrauch macht, nicht moralisch in den gleichen Topf mit denen geworfen werden kann, die ihm ans Leben wollen. Somit muß er die Partei des Angegriffenen nehmen und die Blutschuld seinen Angreifern zuwälzen. Das aber hat Rolland nicht getan, konnte er bei seinem Standpunkt nicht tun, und deshalb ist seine edle Parteilosigkeit innerlich brüchig und falsch. Das ist die eigentliche Tragödie dieses Edelpazifizisten, dessen aufrechten Glaubensmut niemand bestreiten wird. Und diese Tragödie hat auch sein Biograph nicht gesehen, weil er selbst ein fanatischer Pazifizist ist.

Ein zweiter Grundirrtum Rollands und Zweigs kommt aus der gleichen Ideologie. Für sie sind Krieg und Barbarei, Friede und Kultur Wechselbegriffe. Und doch zeigen gerade wahre europäische Geister, wie Friedrich der Große oder Beyle-Stendhal und selbst Nietzsche das Gegenteil. Die Kultur des 18. Jahrhunderts war bis in den Siebenjährigen Krieg hinein vorwiegend französisch bestimmt. Der König selbst war einer ihrer feinsten Kenner und einer ihrer besten Schriftsteller, ein Freund d'Alemberts und Voltaires. Er hat die gesunden *Gedanken* der französischen Aufklärung in Preußen zur *Tat* gemacht. Das hinderte ihn aber nicht, die Franzosen bei Roßbach zu schlagen und Preußen zum ersten Kriegerstaat der Welt zu machen. Der Goetheverehrer Rolland und sein Biograph, der sich häufig auf Goethe beruft, kennen gewiß jenes bekannte Goethewort aus „Dichtung und Wahrheit", wonach die deutsche Literatur ihren eigentlichen, tieferen und wahren Lebensgehalt den Großtaten Friedrichs und dem Siebenjährigen Kriege verdankt. Also selbst auf dies Stiefkind des großen Königs, für das er erst in seinem Alter Interesse gewann, haben seine Siege fördernd gewirkt! Und das Herz aller anständigen, wahrhaft objektiven Leute, einschließlich des jungen Goethe, war in Friedrichs Lager. Ein solches Ethos ist stets kulturfördernd, weil es moralische

Kräfte erweckt, nicht aber eine verwaschene Objektivität, die den Räuber mit dem Überfallenen auf eine Stufe stellt und die Grundlagen jeder wahren Moral untergräbt.

Nach dem aufgedrungenen Verteidigungskrieg gegen die Perser erklomm Athen mit einem Schlage den Gipfel aller Künste, und die Siege Alexanders des Großen schütteten den Segen dieser Kultur über die ganze Welt aus. Man lese Neuburgers kürzlich erschienene „Technik des Altertums" (Leipzig 1917): Da greift man es mit Händen, daß alle Kulturfortschritte der Antike aufs engste mit der Ausbildung der Kriegskunst zusammenhängen. Die Siege Ludwigs XIV. fallen mit der Blüte der klassischen französischen Kunst zusammen. Der Krieg ist der Vater aller Dinge, sagt Heraklit. Wenn Zweig mit der entgegengesetzten Meinung eines anderen Vorsokratikers operiert, so beweist das gar nichts, ebensowenig wie seine Nietzschezitate. Gerade Nietzsche hat den Krieg dämonisch verherrlicht und ein „klassisches Zeitalter des Krieges" prophezeit, ja in pathologischer Übertreibung die Untaten der „blonden Bestie" gefeiert. Wenn er in seinen späteren Jahren immer feindlicher und gehässiger über sein eigenes Vaterland, Bismarck und den Deutsch-Französischen Krieg herzog, so war das vor allem seine Rache an seinem ungerechten Verkanntsein; für Napoleon, den Bezwinger Europas, aber hat er stets nur Worte der Bewunderung gehabt. Einen so widerspruchsvollen Geist darf man also nicht als Kronzeugen des Pazifizismus aufrufen, denn jedes seiner Worte läßt sich mit einem andern widerlegen.

Nietzsches bewunderter Vorgänger, gleich ihm ein „guter Europäer", der erste neben Goethe: Beyle-Stendhal, der die nationale Engherzigkeit seines Volkes so oft gebrandmarkt hat und sich, genau wie Rolland, in Deutschland und Italien ebenso heimisch fühlte wie in Frankreich, war ebensowenig Pazifizist, sondern französischer Offizier und Beamter unter seinem Abgott Napoleon, dem er nur das Eine vorwarf, daß er 1814 an der Rettung des Vaterlandes verzweifelt sei. Man kann also, wie auch ich es zu sein glaube, sehr wohl ein guter Europäer sein, der sich im geistigen Frankreich und Italien so zu Hause fühlt wie in Deutschland, und dabei doch sein Vaterland lieben, es in der Stunde der Not nach seinen Kräften verteidigen helfen und jeden als Hochverräter verachten, der ihm in dieser Stunde feig in den Rücken fällt. Zweig flicht seinem „Helden" den Lorbeerkranz, daß er für seine Überzeugung gelitten hat (rein geistig, denn in der Schweiz war er geborgen), aber für die Überzeugung, die Scharen der Besten mit ihrem Blute besiegelt haben, scheint er wenig Achtung zu hegen. Betrüger oder Betrogene, in den Kampf gehetzt oder gezwungen, sind ihm die meisten: den Hauch des Geistes von 1914 hat er nicht verspürt, und wer ihn nicht bis in die tiefste Seele hinein verspürt hat, dem kann man ihn nicht fühlbar machen. Solche Menschen erscheinen uns ebenso bedauernswert, wie wir ihnen. Rolland und sein Biograph rücken nicht mal ausdrücklich von der Horde der Defaitisten und Landesverräter ab, die unter dem Banner des Pazifizismus marschiert, und über deren Waffenbrüderschaft ein Idealist doch erröten sollte. Zweig bedient sich leider sogar bisweilen ihres Jargons, der sehr häßlich von seiner sonst so feinen Darstellung absticht.

Was Rolland und seinen Biographen von der anderen Kategorie, den guten Europäern und Nichtpazifizisten, unterscheidet, ist (nach dessen Wort) der „skytische" Einschlag Tolstois (auch dies ein schlimmer Denkfehler, denn die Skythen waren Germanen) — nicht des unvergeßlichen Romandichters Tolstois, sondern des Tulaer Urchristen und Großvaters des Bolschewismus. Als junger namenloser Student sitzt Rolland in einem Dachstübchen in Paris. Da fliegt auf seinen Arbeitstisch ein 38 Seiten langes Schreiben des großen Russen, die unverhoffte Antwort auf einen Gewissensschrei des Jünglings, der Kunst und Musik in ihren größten Vertretern

anbetet, in sich selbst das Zeug zum Dichter fühlt und durch Tolstois kunstverneinendes Pamphlet „Was sollen wir denn tun?“ in einen furchtbaren inneren Konflikt gedrängt ist. Man kann sich die Wirkung dieses Briefes auf sein ganzes Leben vorstellen! Zwar von der Kunst- und Musikbegeisterung bringt Tolstoi den für die Kunst Geborenen nicht ab, aber seine pazifizistische Ideologie schlägt in seiner Brust Wurzel, und fortan verknüpft sich bei ihm die unausrottbare Liebe zur großen Kultur Europas mit der Ideologie eines kulturfeindlichen Nihilisten. Dies innerlich brüchige Zwitterwesen wird fortan durch einen Berge versetzenden Glauben zusammengehalten.

Über die „europäische Bedeutung“ des Pazifizisten Rolland dürfte der Biograph sich täuschen. Biographen täuschen sich nur zu leicht bona fide über das Format ihrer Helden. In Frankreich hat Rolland von jeher nur eine kleine Gemeinde gehabt, wie er selbst zugibt. Seine Mahnungen zur „Vernunft“ während des Krieges sind nicht über Europa gehallt, sondern in immer kleineren Winkelblättern ohnmächtig verhallt. In dem siegentschlossenen Frankreich wies sie die Zensur und die öffentliche Meinung Hand in Hand heftig ab. Nur in dem schon pazifizistisch zermürbten Deutschland, wo die Zensur nur zu oft am falschen Ende eingriff und die öffentliche Meinung schon zerspalten war, haben sie einigen Nachhall gefunden und schwache Geister vollends zermürbt. Heute wirken sie nur noch als das vergebliche Wagnis eines Schwärmers, der über die gekreuzten Waffen hin die Geister zu Brüderlichkeit aufrufen wollte. Könnte man wenigstens hoffen, daß sie *nachträglich* versöhnend wirken, so daß sie jetzt noch einen positiven Sinn erhalten und gerechtfertigt sind! In einigen feindlichen Ländern, wie Amerika und Italien, scheinen sich ja ähnliche Bestrebungen schon zu regen, auch ohne Rollands Zutun, einfach durch die Macht der Verhältnisse und die bei allen Völkern verschiedenen psychologischen Voraussetzungen und Folgen des Krieges. War er doch für Amerika ein reiner Geschäftskrieg, für Italien ein politischer Gaunerstreich, der in beiden Fällen die Geister nicht so vergiftete, daß die Wiederannäherung unmöglich wäre. In Romains Vaterland dagegen wird seine Stimme die eines Predigers in der Wüste bleiben: dort kennt man nur die Erdrosselung Deutschlands und den Krieg nach dem Kriege, einschließlich des Krieges gegen deutsche Kultur und Wissenschaft. Vollends wie Hohn klingt uns heute Rollands flammender Aufruf an den Menschenfreund Wilson, dessen Zeit zum Glück vorüber ist, diesen Wolf in Schafskleidern, dies Gemisch von Methodistenprediger und smartem amerikanischen Geschäftsmann, dessen Völkerbunds- und Verbrüderungsschwindel uns die Waffen aus der Hand wand, um uns zu dem Mordfrieden von Versailles zu führen, der uns nur zwei Möglichkeiten läßt: seine Aufhebung oder — nach Romains eigenem Wort — den Keim zu neuen Kriegen, die die europäische Kultur abermals in Frage stellen. In Deutschland schließlich sind pazifizistische Predigten nicht erst noch nötig, vielmehr gefährlich, denn was wir seit dem glorreichen 9. November an Anbrüderungen gegenüber unseren Feinden geleistet haben, hat uns den letzten Rest von Achtung verscherzt und viel zu der Behandlung beigetragen, die uns zuteil wird, und die unsere ganze Kultur in Frage stellt. Wir brauchen daher etwas mehr Nationalstolz und etwas weniger schwammigen Pazifizismus. In Rußland aber herrscht heute der aus Tolstois Saat erwachsene Bolschewismus, der nur ein Ziel kennt: die Vernichtung der europäischen Kultur.

Es wäre noch manches über dies Buch und seinen „Helden“ zu sagen, so über die verkehrte Art seiner Versöhnungsversuche, die nur Ablehnung und Haß erzeugt hat. Auf den von der Entente angezettelten Rummel über Löwen und Reims — in beiden Fällen Akte deutscher Notwehr — ist er glatt hereingefallen. Auf Grund solcher entstellter Tatsachen hat er Gerhart Hauptmann ein Schuldbekenntnis abge-

fordert und sich dann gewundert, daß daraus keine Versöhnung entstand. Verhaerens schamlose Hetzbücher hat er mit „objektiver" Nachsicht behandelt, statt diese (oder Maeterlinks) irrsinnige Wutausbrüche und Lügen gebührend zu brandmarken. Er hat stillgeschwiegen, als die Ententegeschosse und Fliegerbomben die ehrwürdigen Kunstbauten von Péronne, Saint-Quentin u. a. Städten vernichteten, und er hat für die selbstlose, in der Geschichte aller Kriege beispiellos dastehende Pflege und Bergung fremder Kunstschätze durch die deutschen Heere — oft unter Lebensgefahr und in schwerstem Feuer — kein Wort der Anerkennung gefunden. Nicht der Krieg überhaupt gefährdet die Kultur, sondern die Art, wie dieser Krieg von der Entente entfesselt und geführt wurde und nach dem Kriege weitergeführt wird. Ein Krieg, aus dem Deutschland ohne völlige Vernichtung hervorgegangen wäre, hätte zum Wiederaufbau der europäischen Kultur geführt und bei uns die unaufschiebbaren, schon im Fluß befindlichen inneren Reformen mit Ruhe und Maß bewerkstelligt. Deutschlands Niederbruch aber und die englisch-französische Erdrosselungspolitik brechen einen Grundpfeiler aus der europäischen Kultur weg und haben unsere deutsche Reformbewegung in eine selbstmörderische Revolution umschlagen lassen.

Weit sympathischer berührt manches, was Zweig aus Rollands Jugend berichtet. Man fühlt sich oft in Beyle-Stendhals Jugend versetzt; es ist das gleiche universelle Streben, es sind fast die gleichen Geschmacksrichtungen. Und während Stendhal, der seinen Schriftstellernamen von der Vaterstadt Winckelmanns nahm *), in Deutschland eine schwärmerische Jugendliebe für Minna von Griesheim faßte, erfuhr Roland als junger Gelehrter in Rom den bestimmenden Einfluß der greisen deutschen Idealistin Malvida von Meysenburg. Das war keine Herzensliebe, aber geistige Sohnesliebe. In ihren Memoiren hat sie es vorausgesagt, daß der Jüngling sich noch einmal einen Namen machen werde. Sein großer Roman, seine Bücher über Michelangelo und Beethoven, seine musikwissenschaftlichen Entdeckungen werden stehen bleiben, auch wenn keine Reinhardtsche Zirkusregie sein Oberlehrerdrama „Danton" unter Ausnutzung von Revolutionsstimmungen mehr galvanisiert. Seine eigne Pazifizistenrolle aber wird die rührende Geste eines Schwärmers bleiben, der die wütenden Wogen elementarer Ereignisse mit einem Zauberwort bannen will.

Mitten im Getümmel des zweiten Schlesischen Krieges erschien der greise Abbé de Saint-Pierre, der Verfasser des ersten, systematisch durchdachten Völkerbundsprojekts, im Feldlager Friedrichs des Großen, um ihn für seine Ideen zu gewinnen. Dieser „Apotheker des kranken Europa", wie ihn Friedrich scherzweise nannte, war ein Idealist vom Schlage Rollands. Er fand bei dem Realisten Friedrich taube Ohren. Seitdem sind zweihundert Jahre voller pazifizistischer Utopien vergangen, und aus jenem Völkerbundsplan ist nichts als eine neue Entente geworden, unter dem erzwungenen Beitritt der ohnmächtigen Neutralen, ein Völkerbund, der ihm genehme Kriege, wie den Polens gegen Rußland, duldet und gegen das schreiendste Unrecht an den unterlegenen Völkern blind ist. Das einzige Ergebnis ist also, daß die Machthaber die Waffen der Ideologen in das eigene Arsenal aufgenommen haben, um sie zu ihren Zwecken zu mißbrauchen.

*) Die bekannte Übersetzung seiner Werke von mir und Dr. A. Schurig erscheint jetzt neu im Propyläen-Verlag in Berlin.

Chronik des Grenz- und Auslanddeutschtums

Daß die über das Auslanddeutschtum in Deutschland verbreiteten Meinungen einander so vielfach widersprechen, ist eine Folge der außerordentlichen Verschiedenheit im Auslanddeutschtum selbst. Man kennt meist nur einen Ausschnitt und verallgemeinert dann zu Unrecht. Die Verschiedenheiten beruhen nicht nur auf der verschiedenen Lage der Deutschen in den einzelnen Ländern, sondern auch auf großen Unterschieden zwischen den einzelnen deutschen Gruppen, die in einem Lande nebeneinander und fast voneinander abgeschlossen leben. Bei den Auslanddeutschen im eigentlichen Sinne sind es die Umstände aus der Zeit der Auswanderung, die heute noch trennend nachwirken. Bei den Grenzdeutschen wirkt die unterschiedliche politische Geistesverfassung im Augenblick der Ablösung vom Reiche trennend, wirken die besonderen Umstände, unter denen sie erfolgte. Ein Spiegelbild der einzelnen oft gegensätzlichen Strömungen geben die Vereine der Auslanddeutschen sowohl draußen als auch im Reiche. Hier können wir große Gruppen unterscheiden, die sich so fremd gegenüberstehen, daß sie einander sogar das Recht, sich als „Auslanddeutsche" zu bezeichnen, bestreiten.

Die Auslanddeutschen, welche deutsche Staatsangehörigkeit haben und draußen leben, bilden die eine Gruppe; sie nennen sich selbst schlechtweg Auslanddeutsche und behalten diesen Namen auch bei, wenn sie zu längerem Aufenthalte freiwillig oder unfreiwillig in die Heimat zurückgekehrt sind, vorausgesetzt, daß bei ihnen der „Wille zum Ausland", d. h. die Absicht einer dauernden Wohnsitzverlegung ins Ausland beibehalten ist. Der Aufenthalt außerhalb der Reichsgrenzen und die politische Zuständigkeit ins Reich gilt für sie als das Kennzeichnende. Sie schließen sich daher auch in den Ländern deutschen Volksbodens, wie der Schweiz, zusammen, ja sogar in Deutschösterreich bilden die Vereine und Ausschüsse der Reichsdeutschen beachtenswerte Gruppen. Ihnen gegenüber stehen die Auslanddeutschen im älteren Sinne, welche die vorerwähnten Gruppen nicht als echte Auslanddeutsche gelten lassen, sondern sie als Auslandreichsdeutsche bezeichnen, als eine Abart, die doch im Ausland nicht recht Fuß gefaßt habe, weil sie mit einem Fuße noch im Reiche stehe. Die Auslandreichsdeutschen dagegen revanchieren sich dadurch, daß sie die Auslanddeutschen im alten Sinne als Deutschstämmige, als Volksdeutsche bezeichnen, eben weil sie ihre Reichszugehörigkeit verloren, ja sie teilweise niemals besessen haben. Mit logischen Mitteln wird dieser Streit niemals zu entscheiden sein, die einen betonen eben die Reichszugehörigkeit als das Kennzeichnende, die anderen stehen auf einem völkischen Standpunkte und betonen den Gegensatz: r e i c h s d e u t s c h und a u s l a n d d e u t s c h. Die staatlichen Behörden sind neuerdings der Terminologie der Auslandreichsdeutschen gefolgt, als diese durch den Krieg in großen Scharen ins Reich getrieben wurden und hier besondere rechtliche Ansprüche erhoben.

Zu Volksdeutschen oder Deutschstämmigen gehören nicht nur die Auslanddeutschen in der Verstreuung, sondern auch die Deutschen der Grenzgebiete, d. h. der geschlossenen deutschen Siedlungen außerhalb des Siedlungsgebietes der Fremdstämmigen einerseits und außerhalb der Reichsgrenzen andererseits. Nebenbei sei bemerkt: eine genau Scheidung, wer als ein „Deutscher" bezeichnet werden muß, ist schon darum sehr schwer, weil weder Sprache noch Abstammung sichere Merkmale

bieten. Viele deutsch Sprechende und von Deutschen Abstammende lehnen es nicht nur in politischer, sondern auch bisweilen in kultureller Beziehung ab, „Deutsche" zu sein, sei es, weil sie ein politisches Sonderleben führen, wie die Schweizer, sei es, weil sie aus Gründen, die hier nicht erörtert werden sollen, sich einer fremden Nation angeschlossen haben. Andererseits gibt es innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen zahlenmäßig nicht unerhebliche Volksteile, die sowohl ihrer Abstammung als auch ihrer Hausprache nach „nicht deutsch" sind, trotzdem aber sich als Deutsche fühlen und mit Recht empört wären, wenn man sie ausschließen wollte. Das haben uns sämtliche Volksabstimmungen bewiesen, das beweist uns die Haltung der Malmedyer Wallonen und der Hultschiner Mährer, um nur einige Beispiele zu nennen.

Alle diese Überlegungen sind die Grundlage für die Prüfung der Frage, ob der Zusammenschluß des Auslanddeutschtums in einen Weltbund, wie er in Hamburg hauptsächlich von Siemers, ferner neuerlich durch Friedrich Christian Claussen in Bremen gefordert wurde, ratsam wäre. Beide schließen die Auslanddeutschen fremder Staatsangehörigkeit grundsätzlich nicht aus. Es ist aber wichtig, festzustellen, daß diese Bewegung von Auslandreichsdeutschen ausgeht, und daß der Gedanke fraglos deren Sinnesart entsprungen ist. Er erscheint westlichen und überseeischen Verhältnissen angepaßt, Ländern, in denen das Auslanddeutschtum (d. i. Auslandreichsdeutschtum und dem aus diesem durch Erwerbung fremder Staatsangehörigkeit erwachsenen Volksdeutschtum) zwischen Fremdvölkern zumeist erst seit verhältnismäßig junger Zeit lebt, Ländern, in denen zwar nicht ein Deutschenhaß, wohl aber der Nationalitäten-Grenzkampf und die aus der Berührung von Nachbarvölkern entspringende eingewurzelte völkische Zwietracht fehlt. Wenn es gelingen sollte, einen Weltbund der Auslanddeutschen zustande zu bringen und auch nur einigermaßen lückenlos die 35 Millionen Deutsche, von denen etwa 1—2 Auslandreichsdeutsche sind, außerhalb des Reiches zu umfassen, so wird er fraglos Aufgaben haben und unserem Gesamtvolk Nützliches leisten können. Aber die Voraussetzungen dürften fehlen, denn der größte Teil unserer Auslanddeutschen wird einem solchen Bund nicht beitreten können. In der „Weser-Zeitung" schreibt ein ungenannter Verfasser, der für diesen Zusammenschluß der Auslanddeutschen in einen Weltbund eintritt, daß bereits der erste Kongreß der Auslanddeutschen in Hamburg im Dezember 1920, der doch nur sehr unvollkommen beschickt war, in den Feindländern Befürchtungen erweckt hätte: „In Paris beschäftigten sich Blätter, wie der „Excelsior", damit und warnten vor einer neuen nationalen Welle des Deutschtums in der ganzen Welt. Man bezeichnet den Weltbund als eine Gefahr für den Frieden der Welt, indem man in hergebrachter Weise die Ausschaltung der wirtschaftlichen und kulturellen Kräfte des deutschen Volkes als absolut notwendig bezeichnet. . . ." Die Deutschen in Polen, in der Tschechoslowakei, in Ungarn und Südslawien, also die weitaus stärksten und für Deutschland bedeutungsvollsten Gruppen des Auslanddeutschtums, würden sich ebensowenig einem solchen Weltbunde anschließen können, wie die Deutschen im Elsaß oder die Auslanddeutschen in Frankreich, wenn diese je wieder zugelassen werden sollten. Die Franzosen und Engländer und alle übrigen deutschfeindlichen Völker werden, wenn der „Weltbund" eine Bedeutung gewinnen sollte, nicht verfehlen, diesen als pangermanistische, alldeutsche Unternehmung auszuschreien. Seine Mitglieder hätten in all diesen und noch in vielen anderen Ländern weitgehende Verfolgungen zu gewärtigen, ganz gleich, ob es sich um einzelne und Körperschaftsmitglieder, wie Siemer es wollte, oder um nur körperschaftliche, wie Friedrich Christian Claussen es vorschlägt, handelt. Mit diesen Verfolgungen wäre aber dem Weltbund von vornherein das Wirkungsfeld außerordentlich beschnitten, und alle seine Handlungen würden beargwöhnt und bespitzelt

werden. Überhaupt muß bezweifelt werden, ob die Form, die Siemer und Claussen für ihre fraglos sehr unterstützenswerten Bestrebungen wählen, die richtige ist. Von vornherein muß gesagt werden, daß die starke Reklameaufmachung, mit der diese Bewegung, besonders von Hamburg aus ihren Anfang nahm, der Sache selbst schädlich ist. Die Lage unseres Volkes ist heute nicht mehr so, daß wir uns offen im Auslande arbeitende, weltumfassende Organisationen leisten können. Trotzdem muß die Arbeit geleistet werden: „Unsere Kriegswaffen sind uns genommen, so müssen wir, koste es, was es wolle, mit geistigen Waffen kämpfen und Achtung schaffen vor deutscher Arbeit, deutschem Denken und deutschem Wissen", sagt Claussen, der die Hauptaufgabe nicht politisch, sondern auf wirtschaftlichem Gebiete sieht, und an anderer Stelle fährt er fort: „Es handelt sich heute darum, eine Arbeits- und Wirtschaftsgemeinschaft der Völker herzustellen, bei welcher der deutsche Wirtschaftsfaktor wieder zu seinem Rechte kommt. Durch das Nebeneinanderwirken zu vieler Vereine und Presseformationen trat eine Zersplitterung der Kräfte ein, auf die wir nur zu oft von unseren Volksgenossen draußen aufmerksam gemacht wurden." Bis dahin können wir ihm zustimmen. Wenn er aber fortfährt: „Die Arbeitsgemeinschaft des Deutschtums innerhalb des Weltbundes wird diesem Übel abhelfen", so müssen wir ihm tüchtig Wasser in seinen Wein schütten. Völlig dem Übel abzuhelfen, wird keiner noch so guten Organisation möglich sein. Dazu ist die Eigenbrödelei unserer Landsleute viel zu groß, hier und draußen; dazu sind viel zu viel kleinliche und persönliche Interessen mit der Gesamtarbeit verbunden, welche ein völlig gemeinsames Arbeiten verhindern werden. Aber das nur nebenbei. Der Gedanke eines öffentlich wirkenden, mit lauter Stimme die Deutschen in der ganzen Welt zur Zusammenarbeit mahnenden Weltbundes ist eine Utopie, ist ein Widerspruch in sich. Ein solcher Weltbund müßte und muß heimlich sein, darf nur die Führer umfassen, muß ohne Vereinsform bleiben, um die Verbände untereinander zu gemeinsamer Handlung verbinden zu können. Das Deutschtum auf der ganzen Welt läßt sich auch ohne laute Propaganda, auch ohne daß man ihm seine Volksfeinde auf den Leib hetzt und seinen Feinden Wegweiser stellt, organisieren. Gewiß wird diese Organisation, wenn sie auf Reklame und Öffentlichkeit verzichtet, sehr viel langsamer, vielleicht auch sehr viel kostspieliger arbeiten; aber das Ergebnis wird ein weit besseres sein, und nur so wird es aus psychologischen Gründen möglich sein, langsam die einzelnen Verbände der Deutschen draußen (anders als auf föderativer Grundlage ist eine solche Organisation überhaupt unmöglich) zu gemeinsamer Arbeit zusammenzuführen und den einzelnen Deutschen zur Mitarbeit zu erziehen.

Abgeschlossen 12. Juli 1921. Sylvanus.

Politische Rundschau

Die Furcht vor einer „Pax Britannica" hat nach dem Versailler Frieden mannigfache Kräfte des Widerstandes unter den Waffen gehalten, einige auch erst recht aufgepeitscht. Auf ihnen allen lastet seit dem 10. Mai steigender Druck. Er ist die natürliche Rückwirkung der Entlastung, die die angelsächsischen Mächte und zumal England durch die deutsche Unterschrift unter das Ultimatum erfahren haben. Deren Tragweite wird uns auf diese Art einstweilen noch immer deutlicher fühlbar. Freilich bemüht sich Lloyd George auch durch Entgegenkommen, für seine Regierung aus der günstigen Wendung so viel herauszuholen, wie er nur irgend vermag.

Unmittelbar nachdem die englischen Bergarbeiter im Juni gegen die Mitte des Monats beschlossen hatten, den Streik fortzusetzen, veranlaßte der rührige und auskunftsreiche Minister neue Verhandlungen mit ihnen. Die Streikmüdigkeit der Führer und die Streikgegnerschaft der Verkehrsarbeiter gaben ihm die Hoffnung, daß er den Ansturm auf die sich selbst und der kommunistischen Wühlerei überlassenen Massen nur nochmals zu erneuern brauche, um sie schließlich nachgiebig zu stimmen. Die Rechnung trog ihn nicht. Der Streik wurde Ende des Monats abgebrochen. Die Arbeiter erreichten einige weitere Zugeständnisse. Zwar ist zu erwarten, daß die Unzufriedenheit mit der Verkürzung der Löhne und der Verschlechterung des Arbeitsmarktes sowie die sozialistische Begehrlichkeit nach dem Miteigentum an den Bergwerken die Erregung in ihnen lebendig erhalten wird — das war der Gesichtspunkt, unter dem wir den Streik am Schlusse der „Politischen Rundschau" des vorigen Monats betrachteten —; aber fürs erste schaffen die Arbeiter wieder, und die englische Volkswirtschaft geht anscheinend wieder ihren geregelten Gang.

Gleich hinterher entschloß sich Lloyd George, auch die irische Gefahr bei den Hörnern zu packen. Das niederdrückende Schauspiel der Fahrt des Königs nach Belfast und der Eröffnung des nur durch roheste Vergewaltigung der Bevölkerung möglich gewordenen Ulsterparlaments drohte die Stimmung dies- und jenseits der irischen See vollends zu verderben. Niemand konnte mehr zweifeln, daß Irland im Lager Sinnfeins steht. Ließ man nicht sofort von dem Versuche mit den beiden irischen Parlamenten ab, so schlug man die Ulsterleute mit völliger Ohnmacht. Die Stütze, die sich das Engländertum in Jahrhunderten auf der grünen Insel geschaffen hatte, zerfiel dann über Nacht in Staub und Moder. So benutzte Lloyd George die Tatsache, daß die Iren wie alle Welt den Druck der veränderten Weltlage zu ihrem Nachteil spürten, und bot dem Präsidenten der irischen Republik, de Valera, eine Verhandlung von Mann zu Mann an. De Valera verweigerte sich ihr nicht. Er ist ebenso wie einige Tage nach ihm der führende Ulstermann James Craig nach London gekommen. Das Ergebnis der Besprechungen wird vorerst geheim gehalten. Die Iren versicherten schon im Winter, daß ihrem Lande die Stellung eines englischen Dominiums versprochen sei; sie erklärten aber, sich daran nicht genügen lassen zu können. Eine beinahe beispiellos blutbefleckte Geschichte und ein unüberwindlicher Rassengegensatz verwehre ihnen die freiwillige Einordnung in das englische Reich in jeder Form, selbst wenn ihnen als Entgelt das Höchstmaß von Selbständigkeit und Mitbestimmung eingeräumt werde. Sie müßten völlig unabhängig werden. De Valera dürfte sich in London fürs erste von diesem Standpunkt nicht haben abdrängen lassen. Er scheint nur die Zusage ewiger Freundschaft als Gegengabe der Entlassung aus dem englischen Staats- und Reichsverbande vorgeschlagen zu haben; Irland werde auch einem Dritten niemals mehr die Hand zu irgendwelcher Bedrohung Englands bieten. Die irische Bevölkerung selbst verriet in dem Augenblicke, als Lloyd Georges Einladung bekannt wurde, Sehnsucht nach einer Atempause in dem schrecklichen Kleinkriege, den sie die letzten Jahre hindurch standhaft aushielt. Wir wissen noch nicht, wie sich die amerikanischen Iren zur Beilegung des Kampfes stellen. Sollten sie ihr widerstreben, so wird ihre Haltung vermutlich de Valeras Widerstand stärken. Aber auch uns würden wertvolle Rückschlüsse daraus auf das Gewicht erlaubt sein, das wir der Annäherung der beiden angelsächsischen Mächte zuzumessen haben. Auf jeden Fall begleitet in dieser entscheidungsvollen Stunde unser herzliches Mitgefühl das irische Volk, das durch so vieles Unglück nicht gebeugt und nicht gebrochen wurde.

Zur Anbahnung der Verhandlungen mit de Valera bediente sich Lloyd George des Afrikanders Smuts. Smuts hat sich im Gegensatz etwa zu dem Australier Hughes seit Kriegsende wiederholt auch uns gegenüber ruhig geäußert. Aus seiner

südafrikanischen Heimat kommen Nachrichten, daß sich dort das holländische Rassengefühl wieder lebhafter regt und entsprechend das Verlangen nach politischer Selbständigkeit wieder nachhaltiger wird. Es wird auch darauf hingewiesen, daß neuerdings eine holländische Dampferlinie eine unmittelbare Verbindung zwischen Südafrika und Holland pflegt, ohne daß sich die Engländer schwierig zeigen. Vielleicht dürfen wir das derzeitige Verhalten der Engländer uns gegenüber in diesen ganzen Zusammenhang miteinreihen. Freilich ist es weniger noch als allen andern gegenüber über Worte hinaus zu Taten gediehen. Selbst daß die englischen Truppen gegen die aufständischen Polen in Oberschlesien bestimmter auftreten, dürfte noch nicht als Tat zu verzeichnen sein. Es ist indessen schwer zu verkennen, daß sich die Engländer mit allen Mitteln, die ihnen aus ihrer reichen Erfahrung zu Diensten stehen, eine Atmosphäre der Beruhigung auch in Deutschland zu schaffen angelegen sein lassen. Daraufhin nahmen die Reparationsverhandlungen in den letzten Wochen ihren Fortgang. Es ist bei ihnen, soweit sie sich um Sachleistungen für Nordfrankreich drehen, bisher kaum etwas Greifbares herausgesprungen; immerhin werden sie weitergeführt. Soweit sie sich auf die Kreditbeschaffung für die von uns übernommenen Geldverpflichtungen beziehen, hat Holland mit uns einen ersten verhältnismäßig großen Abschluß vereinbart. Unsere öffentliche Meinung und unsere Regierung getrösten sich darüber des Fortbestandes der Sanktionen und der Fremdherrschaft in Oberschlesien. Englischerseits streckte man daraufhin schon Fühler aus, ob die im vorigen Monat zunächst auf Mitte Juli vertagte Zusammenkunft des Obersten Rates unter solchen Umständen bis zum Herbst auf sich warten lassen dürfe.

Noch aber ist die Ruhe, die die Engländer genießen möchten, in ihrer eigenen Volkswirtschaft, in Irland und bei uns mehr Scheinruhe als wirkliche Ruhe. Scheinruhe herrscht auch im Orient und nicht mehr. Die Griechen fanden sich mit dem Waffenstillstand, den ihnen Curzon und Briand auf Grund ihrer Pariser Besprechungen zumuteten, nicht ab. Bisher jedoch schlug die Fortdauer der Kriegshandlungen nur den türkischen Nationalisten zum Vorteil aus. Sie haben die Griechen aus Ismid verdrängt und sich damit wiederum an den Bosporus vorgeschoben. Die Engländer drohten demgegenüber zwar beständig mit Gegenbewegungen, verhandelten jedoch gleichzeitig mit Kemal Pascha. Auch mit der ägyptischen Unabhängigkeitspartei nahmen sie die Erörterungen wieder auf. Vielleicht aber hat ihre Beruhigungspolitik überall schon den Höhepunkt überschritten. Anzeichen eines Rückschlags liegen vor, und es mag die ganze weitere Entwicklung nur davon abhängen, ob er sich als stark genug ausweisen wird.

Die englische Regierung wünschte sich sichtlich die Hände in Europa und Vorderasien frei zu machen, um zunächst die Annäherung an die Vereinigten Staaten und die damit in enger Verbindung stehende Bereinigung der politischen Probleme des Stillen Ozeans so ungestört wie möglich durchzuführen. Der Wunsch ist verständlich. So wenig auch über die schon länger als einen Monat in London tagende Reichskonferenz verlautet, so ist aus dem wenigen doch zur Genüge zu ersehen, daß die rasch wachsende Bedeutung des Stillen Ozeans die englische Staatskunst dem Zwange einer Neuorientierung unterworfen hat, über deren Richtlinien sie sich nicht ebenso rasch Klarheit zu schaffen vermag. Freilich mag auch der wandelbare und von jedem Wechsel leicht angezogene Geist Lloyd Georges das Seine dazu beigetragen haben, daß sich die Aufmerksamkeit der leitenden englischen Staatsmänner unter den Eindrücken des Verkehrs mit den Kolonialministern fürs erste ganz nach dem Stillen Ozean hinüberlenken ließ. Nur eine — immerhin nicht unbeachtliche — Gruppe, die Lord Derby führt, und zu der sich die „Times“ und die „Morning Post“ halten, widerstrebt und will vor allem das vertrauensvolle Verhältnis zu Frankreich gepflegt wissen. Von dieser Gruppe wird für den Gedanken eines französisch-englischen Bündnisses

eifrig weiter geworben. Aber einstweilen hat Lloyd George das Heft in Händen, und er hat eine ganz andere Sorge.

Mit der Reichskonferenz schien für ihn vorneweg die Stunde zur Neuregelung des englischen Verhältnisses zu Japan gekommen. Es ist nichts daraus geworden, und nur mit Mühe fand man einen Ausweg aus der Verlegenheit. Man ließ durch die englischen Staatsrechtler feststellen, daß sich die Regierung mit der Annahme, der Vertrag beider Staaten laufe im Juli ab, getäuscht habe. Er laufe im Gegenteil noch ein Jahr weiter. Während dieses Jahres soll nun von November an in Washington die große Abrüstungskonferenz tagen, zu der Harding soeben die großmächtlichen Genossen Amerikas aus der Kriegszeit, aber auch China einlud. Es geht die Rede, daß aus der Konferenz der amerikanische Ersatz für den Völkerbund, eine Weltfriedensliga emporwachsen soll und die Konferenz zum Schluß von allen beteiligten Völkern beschickt werden wird. Freilich gibt es auch Stimmen, die neuen Krieg aus der Konferenz entstehen sehen. Der schwierige Verlauf der britischen Reichskonferenz legt allerdings nahe, damit zu rechnen, daß sich für die wesentlich größeren Schwierigkeiten der amerikanischen Konferenz kein Meister mehr finden wird. Andererseits aber scheint der Wille der beiden angelsächsischen Großmächte, zusammenzuhalten und endlich die Weltwirtschaft wieder in Gang zu bringen, so fest, ihre Diplomatie ist auch so verschlagen und geschmeidig, daß sie sich, soviel an ihnen liegt, nicht um den Preis ihrer Bemühungen bringen lassen dürften. Viele von uns blicken noch immer zu starr auf das, was die Angelsachsen hüben und drüben trennt. Die Warnung davor kann eben jetzt kaum oft genug wiederholt werden. Was die Vereinigten Staaten und England treiben, ist nicht Weltpolitik, sondern Weltwirtschaft. Ihre geschäftliche Lage ist kritisch. Die Amerikaner haben böse Tage hinter sich. Daraus hat sich die Neigung entwickelt, die Wirtschaft beider Völker zu syndizieren. Die Annäherung der beiden angelsächsischen Staaten darf uns für die kühnste Stinnes-Aktion gelten, die wir bisher erlebten, und die vielleicht auszudenken ist. Daß der Mann, nach dem nicht nur wir heute solche Aktionen zu nennen pflegen, diesmal nicht der Urheber ist, läßt uns vielleicht einige Hoffnung, daß der erwartete Erfolg schließlich ausbleiben wird. Aber einrichten dürfen wir uns unmöglich auf solchen Ausgang. Der geschäftliche Vorteil, den sich beide Großmächte von ihrem einstweiligen Zusammenstehen versprechen, ist so groß, und der Abgrund, der sich andernfalls vor ihrer Wirtschaft öffnet, so tief, daß für sie alle ihre raumpolitischen Gegensätze nicht mehr schwer wiegen. Nun decken sich freilich auch ihre wirtschaftlichen Interessen nicht in allem. Der Einigung ging noch unmittelbar ein heftiges Ringen um die Herrschaft über die Ölfelder der Erde voraus. Was beide Teile zueinander drängt, sind nicht Bedürfnisse der Erzeugung, sondern Bedürfnisse des Absatzes. Aber schließlich findet alle Erzeugung nur um des Absatzes willen statt, und die Gefahr seines völligen Stockens ist in den Vereinigten Staaten mehr noch als in England so dringend geworden, daß der Selbsterhaltungstrieb jedes andere Gelüst zügelt und alle anderen Erwägungen hintanstellt.

Die rein auf das Wirtschaftliche gegründete und nur mit einigen Anklängen an die Bergpredigt verbrämte politische Ethik des Angelsachsentums, zu deren gelesenstem Ausdeuter sich unter uns Friedrich Wilhelm Förster gemacht hat, ist sicher mit der Verbrüderung Englands und der Vereinigten Staaten ihrer Übersetzung in die Tat ein gut Stück näher gekommen. Sie wird sich in Washington auf der Konferenz ihrer ersten harten Bewährungsprobe unterziehen müssen. In dem Maße, wie sich der kapitalistische Geist angelsächsischer Prägung auch unserer Wirtschaft schon bemächtigte, übt die angelsächsische Verständigung auch auf unsere Wirtschaftskreise eine leidenschaftliche Anziehungskraft aus. Sie wären gern der Dritte im Bunde. Man braucht nur die in deutschen Industriekreisen verbreitete Sonntagsche

Korrespondenz zu verfolgen, um mit Erstaunen gewahr zu werden, wie verächtlich da von den „Japs“ als den Hereingefallenen und den Franzosen als denen, die das Nachsehen haben, geredet und die Welt ganz und gar mit angelsächsischen Augen beurteilt wird. Gott Dank, daß sich seit Kriegsende in der deutschen Industrie ein Führertum erhoben hat, das volksmäßiger und politischer eingestellt ist. Sonst würden wir in den nächsten Monaten mehr als wahrscheinlich an die Angelsachsen verkauft.

Sind aber die Japaner wirklich schon die Hereingefallenen, und haben die Franzosen schon das Nachsehen? Beide haben die Einladung zu der amerikanischen Abrüstungskonferenz nur mit Vorbehalt angenommen. Ihr Widerspruch wird jedoch dadurch abgeschwächt, daß sie nicht gleich sehr an den Beschlüssen der Konferenz beteiligt sind oder zu sein glauben. Es kommt den Angelsachsen zunächst nur auf den Stillen Ozean an, und um ihn sorgt sich das heutige Frankreich nicht besonders. Deshalb hat Briand Japan vielleicht schon wieder im Stiche gelassen, um noch vor dem Zusammentritt der Konferenz einen neuen Anlauf in Europa zu wagen. Er deckt die gegen Japan gerichteten Bestrebungen der Vereinigten Staaten in China, zur selben Zeit, wo er es darauf ankommen läßt, daß ihn die englische Regierung um eine Aufklärung über seine Verhandlungen mit den türkischen Nationalisten bittet. Inzwischen beruft er aus Leipzig die französische Abordnung ab, die er zu den Reichsgerichts-Prozessen wider unsere vom Verbande angeschuldigten Kriegsteilnehmer entsandt hatte. Damit soll die öffentliche Meinung seiner Bevölkerung gegen uns von neuem aufgereizt werden. Er verstärkt auch die militärischen Machtmittel, über die Frankreich in Oberschlesien verfügt, und schlägt gegen das Kabinett Wirth einen drohenden Ton an. Die Sanktionen werden weiter verschärft, und die französischen Zeitungen beschäftigen sich wieder mit dem Ruhrgebiet. Herrn Poincarés Stimmung in seinen Politischen Übersichten der „Revue des deux Mondes“ war im Juni gedrückt, sie mag sich nun wieder beleben.

In Italien hat sich das Ministerium Giolitti, nachdem ihm die Auflösung der alten Kammer nicht zu einer besseren neuen Kammer verholfen hatte, nicht lange mehr halten können. Man schmeichelte sich bei uns, daß der Sturz des Ministeriums durch die Hinneigung seines Außenministers Sforza zu Frankreich veranlaßt worden sei. Aber auch das neue Kabinett Bonomi und sein Außenminister della Toretta fanden in Frankreich wiederum eine freundliche Aufnahme, die nicht nur das Erzeugnis einer guten Regie gewesen zu sein scheint. Immerhin bleibt bestehen, daß Toretta vor dem Kriege an hervorragender Stelle der Diplomatie des Dreibundes mitgearbeitet hat und von den landläufigen Vorurteilen über unsere Schuld und Frankreichs Unschuld am Kriege frei sein dürfte. Hätten wir einen anderen Botschafter am Quirinal, so böten sich unter dem neuen Minister wohl mehr Möglichkeiten als unter Sforza.

Bieten sich uns auch an anderer Stelle Möglichkeiten? Die „Kölnische Volkszeitung“, die sich guter Verbindungen mit Spanien erfreut, stieß kürzlich scharf gegen unsere Vertretung in Madrid vor. Eine Aufklärung ist nicht erfolgt. Das Spaniertum steht im Begriffe, wieder eine Weltmacht zu werden. Harding hat die lateinischen Amerikaner nicht nach Washington eingeladen. Ihre am weitesten nördlich vorgeschobene Stellung, Mexiko, sucht die republikanische Partei der Vereinigten Staaten eben wieder in Unordnung zu stürzen. Noch ist Südamerika ganz mit seiner Sammlung und Kräftigung beschäftigt, auch mehr dem Atlantischen als dem Stillen Ozean zugewandt. Je länger es sich in diesem Zustande halten kann, desto schwereres Gewicht wird es demnächst in die Wagschale zu werfen haben. Seine kulturelle Leistungsfähigkeit dürfte sich der nordamerikanischen auf die Dauer erheblich überlegen zeigen, wenn es sich nur der sein innerstes Wesen gefährdenden

französischen Propaganda zu erwehren vermag. Das ist das Land, wohin wir unsere Besten abgeben sollten, wenn wir sie nicht daheim halten können. Dort läßt sich der Grund zum Wiederaufbau der Welt in den weitesten Ausmaßen und mit den höchsten Aussichten legen.

Soviel Wachstum in Südamerika ist, soviel Zerstörung und Niedergang ist einstweilen noch ostwärts von uns in Rußland und Japan. In Rußland zieht sich das Ringen zwischen Lenin und Trotzki in die Länge, wenn es überhaupt ein Ringen ist und nicht nur die Engländer es als solches uns darzustellen belieben. Die japanischen Staatsmänner geben dem gegenwärtig auf ihnen liegenden Drucke ohne Selbsttäuschung soweit nach, wie es ihnen möglich erscheint, um abzuwarten und Gelegenheiten der Wiedererhebung zu erspähen. In Vorderasien schreitet die islamitische Bewegung unter Ausnutzung des französisch-englischen Gegensatzes, aber vielleicht behindert durch die inneren Schwierigkeiten des russischen Bolschewismus langsam voran. Ganz still ist es in Skandinavien. Doch sehen wir Skandinavier in steigender Zahl bei allen unseren Veranstaltungen, namentlich geistiger Art, die auf Zuzug vom Auslande angelegt sind, als liebe Gäste. Eine ähnliche Erscheinung bietet uns auch Holland.

All das sind Möglichkeiten — Möglichkeiten auf lange Sicht und Wechsel, deren Einlösung unsicher ist. Es fällt uns naturgemäß schwer, nachdem wir ein halbes Jahrhundert vornean standen, uns daran zu gewöhnen, daß wir nichts mehr mitzureden haben. Unsere Zunge spielt uns immer leicht wieder einen Streich. Wir müssen noch viel stiller werden nach außen hin — unser Haus besorgen, unser Feld bestellen, unsere Arme wieder stählen in harter und rastloser Arbeit, nachdenken und abermals nachdenken und darüber die Augen immer weiter öffnen, mit ihnen immer schärfer sehen. Unsere Stunde kommt wieder. Angst zu sein braucht uns nur davor, daß wir sie verspielen oder versäumen. Kein Alter Fritz und kein Bismarck werden mehr für uns als Volk einstehen. Warum sie unsere Entwaffnung mit der Aufforderung, unsere hergebrachte Verfassung von uns zu werfen, einleiteten — die Feinde haben es gewußt. Pertinacior.

Luftfahrt-Rundschau

Laut Forderung der Entente im Mai-Ultimatum hat die Reichsregierung in Erfüllung der von ihr übernommenen Pflichten die Herstellung sowie die Ein- und Ausfuhr von Luftfahrzeugen durch ein Reichsgesetz verboten. Zuwiderhandlungen werden mit Gefängnis bis zu sechs Monaten oder mit Geldstrafe bis zu 100 000 M. bestraft! Arme deutsche Luftfahrt, so weit haben dich die Novembermänner gebracht. Hätte man eine entgegengesetzte Luftpolitik getrieben, wäre es wahrscheinlich anders gekommen. Aber während die Luftfahrt-Nebenregierung blindlings dem internationalen Schmetterling nachjagte, vergaß das deutsche Volk, daß es einmal eine deutsche Luftfahrt hatte, und daß es sich seine Friedensluftfahrt nach Ausscheidung alles Militärischen nur auf nationalem, deutschem Fundament neu erschaffen durfte. Die Weisen aus dem Morgenlande im Berliner Flugverbandhaus wußten es besser, sie versprachen sich, obgleich wir aus der internationalen Konvention ausgeschlossen waren, von fortgesetzter Liebedienerei und lakaienhafter Unterwürfigkeit die Aufnahme in den internationalen Rahmen, woraus sie in ihrem kindlich-naiven Gemüt wieder großmütiges Verzeihen von seiten der Feindbundmächte ableiteten.

Arme deutsche Luftfahrt!

Liebedienerei und Unterwürfigkeit wurden uns so gelohnt, wie es die Speichellecker der Entente verdienten: an die Stelle der Aufnahme in die internationale Konvention trat nicht nur der derbe Fußtritt, trat das Diktat der Vernichtung, um uns zu beweisen, daß man uns nicht haben will. Vielleicht begreifen die Zehnmalschlauen nun, was die Entente meint.

Wir sind also nun vollkommen am Ende unserer Weisheit, wir müssen warten, wann man sich unserer großmütig erinnert und dann vielleicht auf den Gedanken kommt, uns die Tätigkeit in den eigenen deutschen Werkstätten und Fabriken wieder zu gestatten. Das wäre an sich beim Vorhandensein einer großen Portion Geduld zum Notfalle noch zu ertragen. Aber schon wird Weiteres sichtbar, was allerdings geeignet ist, alle optimistischen Zukunftshoffnungen zu zerstören. Die alliierte Botschafterkonferenz beginnt bereits weiter zu arbeiten und weiter zu denken. Man ist sich in dieser Henkerkommission wahrscheinlich nicht im unklaren, daß allzu grobe Verletzungen des Versailler Friedensvertrages einen schlechten Eindruck im Auslande machen. Am liebsten würde man ja sagen: jedwede Luftfahrt in Deutschland ist verboten, wer sich in Gedanken mit Luftfahrt beschäftigt, wandert ins „prison", wer dagegen den Mut hat, sich praktisch zu betätigen, der wird hingerichtet. Das geht leider nicht, also muß man der Sache ein anderes Mäntelchen umhängen. Der Friedensvertrag ließ uns bekanntlich 150 ehemalige Kriegsmaschinen und gestattete uns das zivile Fliegen innerhalb der neuen engen Reichsgrenzen. Das steht schwarz auf weiß im Vertrage, ist also durch irgendwelche Gewaltakte nicht aus der Welt zu schaffen. Der teuflische Plan der Entente (der geistige Urheber ist Frankreich) sieht eine Einteilung aller Luftfahrzeuge in zwei Hauptgruppen vor, in solche, die „militärischen Charakter" haben und solche mit „zivilem". Militärische Luftfahrt ist uns verboten, also konnte man den Hebel dort ansetzen und schob einfach alles auf das militärische Gleis. Die Botschafterkonferenz hat daher gesagt, alles militärische Material, genauer solches mit „militärischem Charakter", muß ausgeliefert werden. Wir haben, wie den Lesern der „Deutschen Rundschau" bekannt ist, seit Kriegsschluß einige ganz ausgezeichnete Verkehrstypen herausgebracht, ganz große und normale, ebenso ganz famose kleine Sportflugzeuge. Das wären also die mit „zivilem Charakter". Die Güte der deutschen Konstruktionen hat man drüben längst erkannt, es fehlt einem aber doch wohl die tiefgründige Kenntnis der technischen Einzelheiten. Um nun diese auch noch zu bekommen, läßt man sich ohne Angabe von Gründen 25 Prozent der Flugzeuge mit „zivilem Charakter" ausliefern. Es werden also demnächst alle diese Erzeugnisse deutscher Geistesarbeit nach Ententeländern wandern und dort „zu Studienzwecken" verwendet werden. Dieses Verfahren des Feindbundes kann man beim besten Willen nicht anders als einen brutalen geistigen Diebstahl ansprechen in Idealkonkurrenz mit Einbruch, Vergewaltigung des Besitzers und ähnlichen Dingen. Die famosen Erzeugnisse der Junkers, Sablatnig usw. werden also in absehbarer Zeit ihre englisch-französische Auferstehung erleben und unter anderer Firma den Luftfahrt treibenden Völkern der Welt zum Kauf angeboten werden, um den stark deprimierten Ententeindustrien etwas frisches deutsches Blut zuzuführen. So wird sich die Entente, mit fremden Federn geschmückt, den Weltmarkt „erobern", und wenn das geschehen und durchgeführt ist, dann ist vielleicht die Zeit gekommen, zu der man sich der dummen Deutschen erinnert, die dann wieder ihre eigenen Fabriken betreten dürfen. Und so etwas haben deutsche Männer mit ihrem Namen gedeckt!

Der deutsche Luftverkehr soll sich wahrscheinlich von selbst tot machen und schließlich aus Mangel an flugfähigem Betriebsmaterial zugrunde gehen. Denn nur so ist die Beschlagnahme der restlichen 75 Prozent unserer bisherigen Friedensproduktion zu verstehen. Diese 75 Prozent werden nämlich so lange beschlagnahmt

und unserer Benutzung entzogen, als das Bauverbot herrscht. Hatte also der deutsche Luftverkehr schon zahlreiche Neubauten in Betrieb genommen, so werden diese nun auf einen Ruck herausgezogen werden müssen, denn es ist nicht anzunehmen, daß die Benutzung des beschlagnahmten Materials gestattet ist. Dieses Material wird daher automatisch im Ruhezustand den zerstörenden Wirkungen der Zeit preisgegeben; jedermann weiß, daß gerade Flugzeuggerät in so einem Falle nicht besser, sondern schlecht und schlechter wird, gesteigert aus Sicherheitsgründen bis zur völligen Unbenutzbarkeit. Bedenkt man weiter, daß die erwähnten 150 ehemaligen Kriegsmaschinen von 1918 in Gegenwart und Zukunft unser einziges fliegendes Material sind, dann kann man unschwer ermessen, vor welche unerhört schwierige Rechenaufgabe der deutsche Luftverkehr gestellt ist, um sich in der nächsten Zeit bis zur Aufhebung des Bauverbots über Wasser zu halten. So können nur Meuchelmörder handeln.

Aber auch wenn wir eines Tages wieder in die eigenen Fabriken dürfen, um für Nachschub für den Verkehr zu sorgen, so sind wir noch lange nicht freie Deutsche mit freiem Verfügungsrecht, dann wird man uns mit ganz unmöglichen „Begriffsbestimmungen" so im Zaum halten, daß wir gut tun, auch dann nicht zu bauen. Dann kommt nämlich der Moment, wo uns ganz genau gesagt wird, was den berühmten „militärischen" und was den sogenannten „zivilen Charakter" hat. Die Definition scheint den Herren vom Feindbund im einzelnen selbst noch recht unklar zu sein, so viel ist aber schon bekannt, daß alles „militärischen Charakter" haben wird, was schnell, tragfähig und groß ist. Nun ist bekanntlich, wie an dieser Stelle schon so oft ausgeführt, die Schnelligkeit und die Tragfähigkeit das Fundament für einen rationell arbeitenden Luftverkehr. Nur das schnelle Verkehrsflugzeug ist gegenüber dem durchgehenden Eisenbahnschnellzug konkurrenzfähig, es muß Zeit und Raum buchstäblich fressen, sonst hat der Reisende gar keine Veranlassung zu fliegen. Wenn er aber viel Zeit spart und schnell an das Ziel seiner Wünsche kommt, schneller als mit der Eisenbahn, dann fliegt er. Wir haben auch an dieser Stelle schon wiederholt ausgeführt, daß nur tragfähige Maschinen den Luftverkehr rentabel gestalten, da sie viel lebende und tote Lasten schleppen und daher die Gesamtkosten verteilen. Den Hebel wollen die Ententegewaltigen beim Motor ansetzen; jeder Motor über 150 P. S., so sagt man, wird der Maschine den „militärischen Charakter" verleihen, denn es könnte doch sein, daß die hinterlistigen Deutschen eines schönen Tages mit ihrer Handelsluftflotte, mit ihren Verkehrsmaschinen, die Passagiere und Postlasten zu Hause lassen, den Kahn voll Bomben stopfen und dann Paris in Schutt und Asche legen. Solche grauenhafte Dinge denkt man in Frankreich von uns nicht nur im geheimen, sondern sagt sie im Parlament und betreibt einen riesigen Gimpelfang mit Erfolg.

Mit diesen technischen Handschellen wird natürlich jeder Luftverkehr tot geschlagen. Was nützt uns denn ein Flugzeug, das in bezug auf seine Geschwindigkeit im Notfalle mit einem Landbriefträger in Konkurrenz treten kann, soweit er mit einem Fahrrade ausgerüstet ist, das beim ersten Passagier, der zufällig ca. zwei Zentner Schlachtgewicht hat, überlastet ist, die Post und Pakete zu Hause lassen muß usw. usw. Man erdrosselt damit nicht allein die Industrie, ohne daß unsere Arbeiter einen Handschlag tun, man erdrosselt auch den deutschen Luftverkehr. Oder will man uns zwingen, ausländische Erzeugnisse (vielleicht sogar die Plagiate unserer eigenen Konstruktionen) im Ausland zu kaufen? Das dürfte doch wohl eine mehr denn idiotische Spekulation sein. Wenn wir Deutschen auch in den letzten Jahren eine geradezu unermeßliche Portion Dummheit, politische Blindheit und Indolenz zur Schau getragen haben, so sind wir doch nicht so verblödet, daß wir, das Land, in dem

ein Zeppelin geboren wurde und der Welt die ersten Lenkluftschiffe gab, Luftfahrzeuggerät im Ausland kaufen.

Die weitere Entwicklung bleibt abzuwarten, sowohl die Entwicklung der Luftfahrt in den Feindbundländern, als auch die Entwicklung der Dinge bei uns in Deutschland. Die Luftfahrt ist augenblicklich in eine Zwangsnarkose gelegt, sogar in eine sehr schwere; ob und wann sie daraus aufwacht, das kann kein Mensch voraussagen. Immerhin wird die Zwischenzeit nicht arm an Ereignissen aller Art sein, auch wenn diese Ereignisse nur unsere platonische Liebe in Anspruch nehmen dürfen.

Was ist gegen diese Keulenschläge letzten Endes die grundsätzliche Entschädigungspflicht des Reiches gegenüber den geschädigten Firmen? Es gibt Dinge, die man nicht ersetzen kann, weil sie einfach nicht in Zahlen auszudrücken sind. Die produktiven Firmen werden ihren bescheidenen Stamm an Personal aller Art notdürftig mit Hilfe der Reichsmittel über Wasser halten, das ist aber auch alles. Die wenigen Firmen müssen sich mit ihren Getreuen buchstäblich durchhungern. Interessant ist vielleicht noch die Tatsache, daß das Kabinett Wirth die Frage der Anerkennung einer grundsätzlichen Entschädigungsverpflichtung verneinte und sich damit in schroffen Gegensatz zum Reichsrat und der Reichstagskommission gesetzt hat, die beide entgegen den Beschlüssen des Kabinetts, das von einer Entschädigungspflicht nichts wissen wollte, diese grundsätzlich anerkannten. Und dabei sitzt der hohe Gönner Tschudis, Herr Rathenau, als Luftfahrtleuchte in Gestalt eines Vizepräsidenten des Berliner Aeroklubs in eben demselben Kabinett der Erfüllung. Schaffen wir uns die notwendige Einigkeit innerhalb der Luftfahrt zum Kampfe bis aufs Messer gegen die Totengräberkamarilla, die uns dahin geführt hat, wo wir heute angelangt sind. O. L.

Die wirtschaftliche Zukunft des Ostens. Herausgegeben von der Genossenschaft Wegweiser für wirtschaftliche Interessenten des Ostens, e. G. m. b. H. Leipzig 1920, K. F. Koehler.

Die wirtschaftliche Aufschließung des Ostens ist die Frage, an der sich möglicherweise das deutsche Schicksal entscheiden wird. Sie ist zugleich der einzige Weg einer hoffnungsvollen Kontinentalpolitik. Wir sehen England gegenwärtig bemüht, die zerrissenen Fäden wieder anzuknüpfen, die ganze Randstaatenpolitik Frankreichs hingegen ist auf eine Verhinderung des deutschen Zugangs zum Osten angelegt. Unter diesen Umständen ist eine Verbreiterung unserer Kenntnisse über die landeskundlichen Voraussetzungen der östlichen Wirtschaft ein unerläßliches Gebot der Stunde. Diesem Bedürfnis kommt in ausgezeichneter Weise ein Sammelwerk entgegen, in dem eine Reihe hervorragender Kenner einzelner Teilgebiete des früheren russischen Reiches deren jeweilige Sonderverhältnisse aufhellen. Ein Aufsatz „Ost und West“ unseres Mitarbeiters Max Hildebert Boehm gibt die Ideengrundlagen der östlichen Politik in den letzten Jahrhunderten. Ein erster Fachmann, wie Heinz Fenner, behandelt die Wirtschaftspolitik der Sowjetrepublik, sodann werden von bekannten Autoren, wie Silvio Broedrich, Dr. Richard Pohle, W. von Maydell und anderen, die einzelnen Teilgebiete berücksichtigt. Überall ist entscheidender Wert auf ein ausgebreitetes statistisches Material und streng sachliche, leidenschaftslose Stoffübermittlung gelegt. Auch die heute selbständigen Randgebiete, wie Polen, Litauen, Finnland und die baltischen Lande, finden eingehende Sonderdarstellungen. Die wirtschaftlichen Wurzelkräfte des deutschen Volkstums, welche Möglichkeiten organischer Anknüpfungen geben, werden in glücklicher Weise herausgehoben. Durch sein außerordentlich reichhaltiges Material verdient dieses Werk als Handbuch einen Ehrenplatz in jeder politischen Handbücherei, dem Politiker, Wirtschaftler und dem geographisch interessierten Leser ist es gleich unentbehrlich. D. R.

Mein Aufenthalt in Berlin. Von Jean Aronet de Doltaire. Herausgegeben und übersetzt von Hans Jacob. München 1921, O. C. Recht, Verlag.

Der Umschlag der Schrift ist mit einer Zeichnung Menzels geschmückt, die König Friedrich mit Doltaire im Säulenumgang hinter Schloß Sanssouci promenierend darstellt. Eine andere Zeichnung desselben Künstlers hätte den Inhalt des Büchleins schlagender charakterisiert: Doltaire, der wutschnaubend und rachedrohend die geballte Faust reckt; denn

die Schrift „Mein Aufenthalt in Berlin" ist das 1759/60 verfaßte Bruchstück seines Memoirenwerkes, in welchem Voltaire mit König Friedrich abrechnet. Mit schrillem Mißklang hatte sein letzter Besuch am preußischen Hofe 1753 geendet, mit Bitterkeit im Herzen war Voltaire geschieden, und so entstand das wüste Zerrbild, das er vom Preußenkönig in seinen Memoiren entwarf. Offenbar setzt Jacob diesen Sachverhalt als allgemein bekannt voraus; denn in dem kurzen „Nachwort" beschränkt er sich darauf, die Denkwürdigkeiten als „Document humain", als „Spiegel" zu bezeichnen, den sich der Dichter selbst vorhält. Eine um so deutlichere Sprache redet ein von dem Verlage beigefügter Reklamezettel mit der Erklärung: „Diese Veröffentlichung ist infolge der Zensur 150 Jahre lang in Deutschland unmöglich gewesen!" Es scheint, als könnte sich die neue Zeit nicht genug daran tun, alles Große der deutschen Vergangenheit und alle ihre großen Männer in den tiefsten Schmutz zu zerren. E. B. Volz.

Nach der Revolution. Geschichtliche Betrachtungen über unsere Lage. Von Friedrich Meinecke. München und Berlin 1919, R. Oldenbourg.

In diesem Bändchen faßt Meinecke fünf Aufsätze zusammen, von denen zwei im November/Dezember 1918, die drei andern im Laufe des Jahres 1919 niedergeschrieben wurden, Lebenszeugnisse einer objektiv abgestimmten Seele, die sich bemühen, den Geistern des alten und des neuen Deutschland gerecht zu werden, die Inhaltskomplexe des politischen, geistigen und wirtschaftlichen Lebens aufzudecken, die eine Reform unseres nationalen Daseins notwendig machten, und, als sie ausblieb, zur Revolution hindrängten, so an der Versöhnung unserer Klassengegensätze zu arbeiten. Einzelheiten in den geschichtlichen Entwicklungsreihen wird die künftige Forschung vielleicht in klarerem Lichte sehen. War z. B. die Entfremdung der Massen vom Staat wirklich hervorgerufen durch das Übergewicht des Herrschaftsgedankens, des von Preußen getragenen konservativ-militaristischen Prinzips im Reiche, war der nationale Instinkt unserer Massen zum nicht geringen Teile deswegen so ungenügend entwickelt, weil ihnen der nationale Gedanke nur zu oft in einer Form entgegentrat, die sie abstieß, weil sie die Klassen- und Herrenmotive, mit denen er verquickt wurde, witterten? — In beiden Sätzen tritt doch zu einseitig die Schuld der im alten Staat herrschenden Klassen hervor. Sie kann und darf gewiß nicht geleugnet werden. Aber war in den Massen unseres Volkes, nicht nur der Arbeiter, sondern selbst des Bürgertums, der Wille zum Staate überhaupt jemals schon vorhanden, war in ihnen das ursprüngliche Volksbewußtsein, das uns zu Anfang des Krieges so wundervoll entgegentrat, jemals zur sittlichen Stufe des Nationalbewußtseins erhoben, wie etwa in Frankreich? — In diesen Mängeln liegt doch wohl der letzte entscheidende Grund, daß das deutsche Volk im entscheidenden Augenblick versagte, die Einheit von Staat und Nation durch den Volksstaat im Momente der stärksten Belastung nicht herzustellen vermochte, weil ihm in seiner Totalität beide Lebensinhalte etwas Fremdes waren. Und größer als die Belastung Bismarcks, die in dem ersten Aufsatze hervorgehoben wird, scheint mir die des wilhelminischen Zeitalters zu sein, daß es trotz aller Anläufe den Weg zu einer energischen Reform nicht zu finden wußte. So ist es doppelt schwer für unser so hart belastetes Geschlecht, den Volksstaat uns zu schaffen — denn wir haben ihn noch nicht — der unserem deutschen Nationalbewußtsein entspricht. Voraussetzung dafür ist es, wie Meinecke es scharf betont, „bis in die tiefsten Schichten des Volkes jenes Staatsethos zu verbreiten, das aus der sittlichen Freiheit des einzelnen fließt". Dazu hat uns der Verfasser mit diesen Aufsätzen einen Weg gebahnt, weil ihm selbst Staat und Nation nicht theoretische Erkenntnis, sondern Erlebnisse des sittlichen Willens geworden sind, der sich nicht an die formelle Einzelerscheinung der geschichtlichen Entwicklung gebunden weiß. E. Müsebeck.

Die deutschen Schiffahrtsgesellschaften. Von Kapitän a. D. Fenchel. Hamburg, Verlag der Nordischen Bank- und Handelskommandite Sick & Co.

Mit der Auslieferung der Handelsflotte besiegelte der Erzbergerfrieden von Versailles die handelspolitische Stellung Deutschlands unter die Oberaufsicht Englands. Wie einschneidend die Bestimmung des Vertrages gewesen ist, daß alle Schiffe über 1600 Tonnen und die Hälfte aller Schiffe zwischen 1000 und 1600 Tonnen dem Feinde in tadelloser Verfassung ausgeliefert werden müssen, enthält man seitens der Regierung und der ihr nahestehenden oder gleichgesinnten Presse dem deutschen Volke schamhaft vor. Es liegt System darin, die Ausführung dieses Schmachfriedens und besonders die Auslieferung der Flotte möglichst geheim zu gestalten.

Es ist daher als ein großes Verdienst zu bezeichnen, daß Kapitän a. D. L. Fenchel, Archivar der Nordischen Bank- und Handelskommandite Sick & Co., ein Buch hat erscheinen lassen, das sich mit der augenblicklichen Lage der deutschen Seeschiffahrt beschäftigt und in sieben Kapiteln ein Bild der deutschen Schiffahrt entwirft, wie sie vor dem Kriege, be-

sonders vom Jahre 1909 ab sich entwickelte, wie sie sich im Kriege gestaltete und welche Veränderungen der Friedensvertrag in ihrem Bestande hervorgebracht hat. Noch sind ja nicht alle Schiffe restlos ausgeliefert; manche sind erst unterwegs von ihren entfernten Liegeplätzen während des Krieges und müssen nun erst tadellos hergerichtet werden, ehe der Feind sie zu übernehmen geruht. Und so fehlt dem Buche auch noch die abschließende, gegenüberstellende Statistik, was wir zu Beginn des Krieges besaßen, was während des Krieges gebaut wurde, welche Verluste durch Beschlagnahmung, Kaperung oder Versenkung eintraten und was endlich von dem verbleibenden Reste durch den Ententefrieden Erzbergers ausgeliefert wurde. Eine zu geeigneter Zeit erfolgende Neubearbeitung oder ein Nachtrag des Fenchelschen Buches wird hoffentlich eine klare Statistik bringen, die, mit dem Namen Erzbergers belastet, das deutsche Volk an die Zeit erinnern wird, wo von der neuen Regierung ohne Befragung des Volkes Erzberger carte blanche zum Abschluß des Friedens gegeben wurde. — Das Buch behandelt zunächst „Weltschiffahrt und Weltfrachtgeschäft" und die Einwirkung des Krieges auf diese beiden Faktoren. „Welthandelsflotte und Weltschiffsbau" vor, während und nach dem Kriege werden übersichtlich einander gegenübergestellt. Unter dem Geleitwort „Seefahrt ist not" werden die Erlebnisse der deutschen Flotte während des Krieges und die Aussichten für den Wiederaufbau behandelt. Eine sehr übersichtliche Darstellung der deutschen Schiffswerften, der deutschen Binnenschiffahrt und der deutschen Seefischerei folgen, die ja auch durch den Erzbergerfrieden auf das schwerste getroffen werden. Zum Schluß wird eine Übersicht, eine Lebensgeschichte der größten und großen deutschen Seeschiffahrtsgesellschaften gegeben. — Der Leser erhält somit auf rund 280 Seiten Text ein Bild der deutschen Schiffahrt und Schiffahrtsgesellschaften, das eine erschütternde Anklage gegen Erzberger ist und die Leichtfertigkeit der Stellen beleuchtet, die diesem Manne Deutschlands Schicksal anvertrauten. In gleicher Weise aber ist es ein Denkmal für die politische Interesselosigkeit des deutschen Volkes, das den Schöpfer dieses Friedens wieder in den Reichstag wählte und durch einen Zentrumsausschuß sogar noch mit ihm wegen Zugehörigkeit zum Vorstand und zur Partei verhandelt. Alfredo Hartwig.

Deutsche Heerführung im Marnefeldzug 1914. Beiträge zur Beurteilung der Schuldfrage von Artur Baumgarten-Crusius, Generalmajor a. D. Mit 12 Kartenskizzen im Text. Berlin 1921, August Scherl.

Der Verfasser ist bereits einmal mit einer Veröffentlichung über die Marneschlacht hervorgetreten. Behandelte er dort besonders die Verhältnisse auf der Front der 3. Armee, so faßt er in dem neuen Buch sozusagen das Ergebnis aller bisher über diese Kriegsepisode erfolgten Äußerungen zusammen. Er läßt die Beteiligten selbst sprechen, ohne doch auf eigenes kritisches Beiwerk zu verzichten. Der Verfasser will nicht anklagen, seine Schrift soll lediglich der Ermittlung der Wahrheit dienen. Er will „unser zerrissenes Volk einen, im Gedanken gemeinsamen Heldentums versöhnen". Eben deshalb wäre der Untertitel „Beiträge zur Beurteilung der Schuldfrage" meines Erachtens besser fortgeblieben, denn von einer Schuld im eigentlichen Sinn kann man dort nicht sprechen, wo die Beteiligten entsprechend der Auffassung gehandelt haben, die sie sich von der Lage gebildet hatten. Der Verfasser bringt den Bericht des verstorbenen Obersten Hentsch über seine Sendung zu den Armeen in jenen verhängnisvollen Septembertagen des Jahres 1914. Dieses wichtige Dokument erscheint hier zum ersten Male unverkürzt. Der Wert des Buches liegt vor allem darin, daß es sich mit der Lage auf der ganzen deutschen Front befaßt, während die bisherigen Darstellungen im wesentlichen doch immer nur Ausschnitte bringen konnten. Dieser Wert bleibt auch dort unbestritten, wo man dem Urteil des Verfassers nicht in allem beipflichten kann. Es zeigt sich gelegentlich, daß ihm die erforderliche Übersicht und die Kenntnis des komplizierten Apparates der Heerführung fehlen. Frhr. v. F.-L.

Entscheidende Jahre 1859, 1866, 1870. Aus meiner Kindheit und Mädchenzeit. Von Fürstin Marie zu Erbach-Schönberg, Prinzessin von Battenberg. Braunschweig 1921, Helmuth Wollermann (Wilhelm Maus).

„Still und bewegt", das schöne Wort Hyperions möchte man über dies Buch setzen. Es ist mit Herzblut geschrieben und spiegelt ein ganzes Frauenleben wieder, obgleich die Verfasserin es nur ein Jugendbuch genannt hat. Daß die Battenbergsche Fürstenfamilie in der europäischen Politik eine Rolle spielte, lehrt die Geschichte; welch ein guter, echt deutscher Kern aber in dieser oft verkannten Familie steckt, das zeigen ungeschminkt und ungewollt die Tagebuchblätter der kleinen Prinzessin. Gerade in die Jetztzeit passen solche Schilderungen; hat man den Fürsten Krone und Nimbus genommen, muß man ihnen doch den Adel echten Menschentums, da, wo er zutage tritt, lassen. Und echtes Menschentum ist in den Gestalten der Eltern, dem ritterlichen Prinzen Alexander von Hessen, der, dem Zuge des

Herzens folgend, frei von Konvenienz, das schöne Hoffräulein seiner Schwester, der Kaiserin von Rußland, heiratete, es ist in den Söhnen, besonders in dem heldenhaften Bulgarenfürsten Alexander, der sich für sein erwähltes Volk opferte, es ist in der Tochter, die von Kindheit an die Lebensrätsel mit sinnenden Augen betrachtete. Sehr wäre zu wünschen, daß dem hübschen Bande ein zweiter folgte, daß Töne, die die Verfasserin nur flüchtig angeschlagen, sich zu einem vollen, nachhallenden Akkord vereinigten!

Lilly von Brandis.

Die Legende vom heil. Riesen Christophorus in der Graphik des 15. und 16. Jahrhunderts. Von Ernst Konrad Stahl. München, J. J. Lentnersche Buchhandlung. I Text-, II Tafelband.

Der Verfasser gibt in der Einleitung zu seinem Werk eine ausführliche Geschichte der Christophorusidee und der Legendenentwicklung vom frühen Mittelalter an; dankenswerterweise berücksichtigt er dabei auch die Rückwirkung des Heiligenkultes im ganzen auf die Darstellungen der bildenden Kunst, d. h. also für die behandelte Zeit, außer der Holzskulptur, vorzugsweise der Graphik. Ein stark ausgeprägter Zug der Vorliebe des Verfassers für mittelalterliches Wesen fällt auf, wenn er z. B. die ästhetische Anschauung religiöser Dinge als „fragwürdige" Errungenschaft der humanistischen Epoche hinstellt, wie überhaupt der ganzen Einleitung das über dem behandelten Stoff stehende objektive Urteil fehlt, das auch einer nicht mittelalterlich-gotischen Weltauffassung gerecht zu werden versteht, mag auch die eigene Individualität sich noch so stark nach der einen bestimmten Seite hingezogen fühlen.

Die historische Darstellung der künstlerischen Fassung des Christophorusthemas und seiner ikonographischen Wandlungen auf deutschem und niederländischem Boden ist außerordentlich eingehend und sehr anschaulich. Sie beginnt mit der Bildung des Profil- und Frontaltypus und geht dann auf die mittelalterliche Vorstellung des Riesenmäßigen und das Problem des Großfigurigen in der Graphik über; sehr richtig hat Verfasser das Kleinliche der zweiten Jahrhunderthälfte gegenüber den großgestimmten Absichten und der besonderen Art das Thema zu stilisieren im ersten Teil des Jahrhunderts erkannt. Die verschiedenen Relationen, welche sich in der Gruppe zwischen Riese und Kind ergeben — die Plazierung des Kindes, der Aufblick des Riesen zum Kind — geben Anlaß zu Betrachtungen über den geistigen Konnex zwischen Kind und Mann und den daraus resultierenden physiognomischen Problemen, unter denen der Ausdruck des fragenden Staunens im Antlitz des Riesen auf einem frühen Blatt des Berliner Kabinetts besonders bemerkenswert erscheint. Über äußerlichere Dinge, wie das Kostüm des Christophorus, führt die Untersuchung auf die wichtige Frage nach den Bewegungsmotiven im Dienst der Flächenfüllung: das lebhaft vorherrschende Empfinden für die Gesamtheit der Fläche wird hervorgehoben, eine „Flächenempfindsamkeit", die das Maß der Bewegung regelt und bestimmt. Parallel zur Entwicklung der Bewegung wird die wachsende Wichtigkeit der Landschaft, vom bloßen Rahmenmotiv zum voll entwickelten Landschaftsbild behandelt. Die ersten Versuche, mit der absoluten Idealität des Raumes zu brechen und den Hintergrund anzubahnen, führen zum Endziel einer möglichst tiefen Bühne, welche die Möglichkeit eines weiten Horizontes mit reizvollem Fernblick gewährleistet. Von der Landschaft geht die Schilderung naturgemäß zur Staffage über, in deren im Laufe des Jahrhunderts sich veränderndem Wesen ebenfalls zutage tritt, wie sehr die Gesinnung des Mittelalters, sich auf weniges zu beschränken, verloren gegangen war, und die Legendenromantik ihre Blüten zu treiben beginnt; die allegorische Darstellung des 16. Jahrhunderts läßt sich schon spüren.

Der zweite Hauptteil des Buches beschäftigt sich mit der Ausgestaltung des Christophorus-Themas im 16. Jahrhundert und einigen späteren Ausläufern des 17. und 18. Jahrhunderts. Von Dürer angefangen, dessen Meisterstiche von 1521 dem Verfasser eine Art Endergebnis der Zeichnung zu sein scheinen, werden die andern deutschen Meister behandelt, die nicht uninteressante Tatsache wird erwähnt, daß Aldegrever als „eifriger Verfechter der extremsten Reformationsbewegung" einen Christophorus gestochen hat, als Personifikation der allegorischen Idee, wie sie Luther in seinen Tischgesprächen ausgesponnen hat. Die Wirkung der italienischen Kunst auf die deutsche ist auch bei den Christophorus-Darstellungen zu konstatieren durch das Eindringen des „italienischen Frontaltypus". Eine Darstellung des Christophstiches in den Zeiten der katholischen Reaktion, sowie des romanischen Christophorus in der Graphik Italiens und Frankreichs im 15. und 16. Jahrhundert runden das entwicklungsgeschichtliche Bild zur Einheit ab; in einem kurzen Anhang wird der moderne Christoph erwähnt.

Eine wertvolle Beigabe des Werkes ist der mit äußerster Sorgfalt und wissenschaftlicher Gründlichkeit zusammengestellte Katalog deutscher und niederländischer Holzschnitte, Metallschnitte und Kupferstiche von 1400 bis 1500 als 4. Hauptteil des Buches. Ein Schluß-

wort verspricht uns eine Monographie des Heiligen in großem Stil, nicht nur unter Einschluß der bildenden Kunst, sondern auch der Literatur und Kulturgeschichte, zu der die vorliegende Arbeit eine höchst bedeutsame, im Sinne Wölfflins als Lehrer geschriebene Vorarbeit bedeutet. Anton Mayer.

Das Werk Conrad Ferdinand Meyers. Renaissance-Empfinden und Stilkunst. Von Franz Ferdinand Baumgarten. 2. durchgesehene Auflage. München 1920, Georg Müller.

Je und je unternimmt es ein geistiger Revolutionär, eine gefeierte Größe vom Thron zu stoßen, ihre innere Halt- und Wertlosigkeit zu erweisen. Das haben Shakespeare und Goethe, Spinoza und Hegel, Raffael und Richard Wagner nebst vielen anderen Künstlern und Denkern erfahren. Einesteils sind die Verfasser solcher Bannbullen grundsätzlich niederreißende Herostrat-Naturen oder Sensationsspekulanten, die man nicht allzu ernst zu nehmen braucht. Andernteils aber handelt es sich um Wortführer einer ganzen Zeitanschauung, die sich gedrungen fühlen, eine Umwertung der Werte vorzunehmen, und ihnen gebührt volle Beachtung, so sehr auch sie in der Regel über das Ziel hinausschießen. Zu den letzteren gehört der Verfasser des vorliegenden Buches, mit dem sich nicht nur der C. F. Meyer-Biograph, sondern auch der Literarhistoriker des 19. und 20. Jahrhunderts auseinandersetzen muß.

Baumgarten ist ein scharfsinniger und geistreicher Schriftsteller von hoher, umfassender Bildung, und seine feingeschliffenen, epigrammatisch zugespitzten Ausführungen sind sehr lesenswert. Seiner Einseitigkeit und seines Doktrinarismus, die wir dabei in Kauf nehmen müssen, wird sich der Verfasser zuweilen selbst bewußt; so gibt er auf S. 129 zu, absichtlich zu übertreiben, „um den prinzipiellen Unterschied klar sichtbar zu machen". Sein Ziel ist, gewisse Thesen scharf herauszuarbeiten, und das tut er gelegentlich in einer befremdend apodiktischen Weise, ohne genügende Beweisführung.

Baumgarten stellt das von ihm als kulturlos und impotent gebrandmarkte 19. Jahrhundert unter das Kennzeichen des Historismus und stempelt zum typischen Vertreter seiner Literatur Conrad Ferdinand Meyer und seinen poetischen „Renaissancismus". Dagegen ist erstens einzuwenden, daß der Vorwurf des Historismus doch keineswegs das ganze hinter uns liegende Jahrhundert zu treffen vermag, daß dessen Literaturgeschichte vielmehr im Realismus eines Hebbel, Keller, Fontane gipfelt; und zweitens, daß Meyer nichts weniger als einen literarischen Zeittypus, sondern eher einen vereinzelten Außenseiter darstellt. In seiner Dichtung erblickt Baumgarten nur eine anempfundene Ästhetenkunst ohne wirklich eigenen Stil, in ihrer Stoffwelt eine lebensfremde und lebensfeindliche Tendenz, die sich dem wahren Wollen der Zeit entgegenstemmt. „Meyers Novellen, die intime Inhalte in archaistischer Form prägen" — das ist das Ergebnis von Baumgartens Darlegungen — „sind dekorative Kunstwerke." Auch der höher gewerteten Meyerschen Lyrik rechnet er es als Mangel an, daß sie das Erlebnis an die Form verrate.

Baumgarten, der für die rein artistischen Reize der Meyerschen Dichtung durchaus nicht blind ist, liefert in seinem selbst künstlerisch komponierten Buche sehr feine Beiträge zur Erkenntnis von Meyers Wesen und Schaffen, zur Erklärung seiner Gebilde und ihrer Technik. Vieles davon ist allerdings keineswegs neu. Daß Meyer mehr formender Künstler als ursprünglicher Schöpfer ist, daß sein Formwille oft zum Formalismus, sein gepflegter Stil zur Manier wird, ist oft betont, sein bewußtes Abstandhalten von den Gestalten seiner Novellen, die Bedeutung der Gebärde und der Rahmeneinkleidung in seiner Technik oft gekennzeichnet worden.

Aber selbst wenn das alles wahr ist, muß des Dichters Kunst darum unwahr sein? Auch der an sich lebensfernste Stoff kann doch durch Beseelung mit persönlichem Lebensgefühl zum Gefäß echter Dichtung werden. Ebers war ein bloß antiquarischer Schriftsteller und ist im Historismus stecken geblieben, dagegen bewährt Heinse, der schon im 18. Jahrhundert den „Renaissancismus" vertrat, noch heute seine Lebenskraft. Es gibt eben eine zeitlose oder überzeitliche Kunst, die echt ist, weil ihr Schöpfer so gerichtet war. Auch der Dichter des „Westöstlichen Divan" verbirgt sich hinter einer Maske, und „verrät" nicht auch Stefan George das Erlebnis an die Form?

Wie sehr auch Meyers Dichtung Ausdruckskunst ist und damit ihre innere Wahrheit besitzt, erhellt gerade aus Baumgartens feinfühliger und tiefdringender Analyse. Der neurasthenische Lebensästhet und Lebenszuschauer mit seinem Zurückbeben vor der realen Wirklichkeit und seiner fatalistischen Weltanschauung konnte als Künstler gar nichts anderes bieten. Wir haben dem Dichter nicht vorzuschreiben, was er geben soll, sondern hinzunehmen, was er gibt. Für alle Zeiten feststehende Normen gibt es nun einmal nicht. Mag die Gegenwart die ihrem Empfinden fremd gewordenen Werke Meyers beiseite schieben, die Geschichte wird sie als Persönlichkeitszeugnisse einer eigengearteten Künstlernatur buchen und bewahren. Harry Mayne.

Die lautere Quelle. Noch ein Märchen, das letzte, für die, die weder klein sind noch groß, oder für die, die beides zugleich sind.

Drei behutsame Geschichten ... Von Emil Roniger. Basel, 1920, Rotapfel-Verlag.

Es ist freudig zu begrüßen, daß die modernen Schriftsteller sich aus der häßlichen Wirklichkeit in die versunkene Welt der Märchen und Träume flüchten, daß ihr impressionistisches Schaffen nicht mehr einzig dahin zielt, äußere Eindrücke auf sich wirken zu lassen, sondern im Gegenteil die innere Erscheinung zum Spiegel ihrer Seele macht. In diesem Sinne sind Konigers Bücher willkommene Gaben, und wenn ihm die Kunst eigen wäre, seine erzieherischen, künstlerischen und sittlichen Ideen in ein knappes und anmutiges Gewand zu kleiden, so könnte man ihn als aufgehenden Stern preisen, aber leider ist bei ihm die Geschmacklosigkeit oft größer als das Talent.

So könnte die Geschichte der lauteren Quelle, eine Prinzenerziehung halb wie Fenelons Telemaque, halb wie Rousseaus Emile mit Geistern und Feen durchwirkt, wunderhübsch, fein satyrisch und interessant sein, wenn nicht die Umwelt von Maschinen und Zahlen, von Schienensträngen, Telephonen, Kabeln und Motoren etwas beängstigend Unschönes darüber verbreiten würde. Ohne Naivität aber gibt es kein Märchen, auch das modernste davon darf nicht ausgeklügelt sein, darüber kann selbst die sanfteste Stimme des schwebendsten Wesens nicht hinwegtäuschen.

Auch in den Malergeschichten, die der Autor „behutsam" nennt, verdirbt das Gesuchte den guten Eindruck. Die Naturschilderungen in „Isolde" sind sehr reizvoll, aber die Lösung des Problems hat nichts Wohltuendes, und in der letzten Novelle „Beate" hätte man gern einen andern Schluß gehabt. Warum muß die Selbsterkenntnis des Weibes, das sich seiner Häßlichkeit bewußt ist, so weit gehen, wie bei der Heldin? Und wiederum diese Detaillierung ihrer Gebrechen; hat sie nicht etwas unpoetisch Gewolltes?

Im Mittelalter ließ man Fratzen an den Außenseiten der Kirchen anbringen, im Innern waren sie strenge verpönt, so sollte es auch in der Poesie sein.

„Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst."

Lilly von Brandis.

Kwabla. Von Theodor Bohner. Magdeburg, Karl Peters.

Es ist etwas Eigenartiges in diesem Buch, das mit einer prachtvollen humoristischen Trockenheit geschrieben ist und dabei tausend Nachdenklichkeiten birgt. Ein Erziehungsroman gewiß, aber für die Erwachsenen. Denn alle Dinge, und besonders das Problem der Erwachsenen, sind aus der Seele und dem unschiefen Gesichtswinkel des Kindes gesehen. Richtig verstanden ergeben sich für die Erzieher hier tiefe Anregungen zu Beobachtung und Überprüfung der eigenen, vermeintlich so sicheren, äußeren und inneren Haltung gegenüber den Kindern und die ungeheure Verpflichtung gegen die Werdenden, die einzige tragfähige Grundlage einer wahren Sittlichkeit. Kwabla ist der Name, den die Neger dem Knaben geben, der aus Afrika nach Süddeutschland und der Schweiz zur Erziehung und Bildung oder Verbildung kommt. Ein kerniges, kräftiges Menschentum von eigengewachsener Sonderart gibt den beherrschenden Unterton, so daß die Lektüre mit innerer Bereicherung lohnt. K.

Werner Mahrholz. Der deutsche Pietismus. Eine Auswahl von Zeugnissen, Urkunden und Bekenntnissen aus dem 17., 18. und 19. Jahrhundert. Berlin 1921, Furche-Verlag.

Diese geschickt zusammengestellte Sammlung vermittelt uns einen wesentlichen Teil des geistigen Ertrages des uns verwandten Zeitalters, das auf den Dreißigjährigen Krieg in Deutschland folgte. Der Herausgeber beschränkt sich auf ein kurzes Vorwort und läßt die Zeugnisse für sich reden. Das Buch verfolgt die Entwicklung des Pietismus von seinen theologischen Anfängen über die empfindsamen Selbstbiographien der Führer hinweg bis zur religiösen Romantik von Hamann, Lavater und Jung-Stilling, ja bis zu Erscheinungen wie Ludwig Richter. Die Zusammenstellung ist geeignet, ein abgerundetes Bild von der Entwicklung dieser bedeutsamen Geistesströmung darzubieten. M. H. B.

Schnecken und Muscheln. Von Dr. Kurt Floericke. Stuttgart, „Kosmos" Franckhsche Verlagshandlung.

Mannigfache Schönheiten, merkwürdige Eigentümlichkeiten dieser Bewohner unserer Gewässer und Fluren werden liebevoll und anschaulich vorgeführt. Von den meisten Menschen werden ihre harmonischen Linien unbeachtet, auch der greifbare Nutzen der von Feinschmeckernationen so gewürdigten Weinbergschnecken, die Volksnahrungsmöglichkeiten

unserer Klappmuscheln und Miesmuscheln werden durch Vorurteile unterbunden. Gern liest man über die klassische Purpurschnecke: „Der Purpursaft wird an der Luft violett und kann durch Zusatz von verschiedenen Säuren alle möglichen Abstufungen vom zartesten Rosenrot bis zum tiefsten Dunkelblau annehmen." Warum hat die so unakademische Mode- und Farbenausstellung der Akademie nicht solche historisch und ästhetisch fesselnden Farbentöne uns vorgeführt? Für Landbewohner ist das Büchelchen anregend und fruchtbringend, aber auch der Städter nehme es zum Ferienaufenthalt mit sich, er wird es nicht bereuen.

v. B.

Pädagogik und Luftfahrt. Ein Wegweiser zur Einführung des Luftfahrtwesens als Lehrstoff in den Schulunterricht. Von Erich Kempe. Nürnberg 1921.

Ein Vorkämpfer, der längst den Wert der Jugend für die Entwicklung der deutschen Luftfahrt erkannte, ein Mann, der zähe und folgerichtig an einem einmal als richtig erkannten Ziele festhält, hat seine Erfahrungen und Gedanken in einem Büchlein festgelegt, das trotz seines bescheidenen Umfangs inhaltlich weit über den Rahmen einer Broschüre Beachtung verdient. In erster Linie wird es alle Pädagogen interessieren, über diesen verhältnismäßig engen Rahmen hinaus aber auch alle gebildeten Stände, die in unserer Jugend das belebende Aufbauelement der Zukunft sehen. Das weite Schulgebiet gliedert Kempe, dem beste Erfahrungen aus seiner Tätigkeit als Lehrer und Begründer einer Fachschule in Nürnberg zur Seite stehen, klar und übersichtlich. Fachleute aus Pädagogik und Luftfahrt werden in Einzelfragen sicher abweichende Ansichten haben, das schadet nichts. Pädagogik und Luftfahrt erfordern beide Berücksichtigung von Individualität. Was Kempe uns in seiner Broschüre sagt, sind Stichworte, Dispositionen, Hinweise, Anregungen aller Art. Er stellt damit ein Thema zur Erörterung, das schier unendlich ist, das fast in jedes Lehrfach paßt und daher die Pädagogen aller Art interessieren muß. Am Schluß gibt er gut gegliederte Lehrpläne für alle der Luftfahrt mittelbar oder unmittelbar verbundenen Lehrgebiete, schließlich einen Stundenplan für vier Semester einer Fachschule. Möge sein Ruf: „Das Ziel vor Augen und tapfer an die Arbeit! . . . zum Nutzen unseres Vaterlandes — zum Segen unserer Kinder!" überall ein Echo finden.

O. L.

Vom Geiste der Völker

Oberschlesien

Der französische General Le Rond, Präsident der Interalliierten Kommission in Oberschlesien, versprach bei Übernahme der Gewalt durch die Entente mit dem gewohnten verlogenen Phrasenschwung, der mit Hysterie, Sadismus und Feigheit nach Ansicht von Neutralen die Hauptmerkmale des offiziellen Frankreich seit 1918 zu bilden scheint, den unglücklichen Bewohnern des Industrielandes „eine Ära der Freiheit und Gerechtigkeit herbeizuführen". Einige authentische Zeugnisse mögen diese Zeit der Freiheit und Gerechtigkeit nach französischem Begriffe kennzeichnen.

Kammergerichtsrat Dr. Ernst Sontag erhebt in seiner Schrift „Die Franzosenherrschaft in Oberschlesien" (Industrieverlag Spaeth & Linde, Berlin 1921) die schwersten Anklagen gegen die Franzosen, wegen Mißbrauchs ihrer Vertrauensstellung zu parteiischer Begünstigung der Polen, wegen Mißbrauchs ihrer Befugnisse zur Entrechtung der Deutschen und wegen gewalttätiger Ausschreitungen und Mordtaten. Die ersten beiden Punkte liegen klar vor den Augen der ganzen Welt. Die fast völlige Unterdrückung der Presse und die ständigen Rechtsbrüche und Rechtsbeugungen haben besonders in neutralen Ländern und in den Vereinigten Staaten die heftigste Entrüstung erregt. Zum dritten Punkt seien beschworene Aussagen beigebracht:

„Ein französischer Alvenjäger erschießt in Oppeln den Gütervorsteher Pratschek; ein junges Mädchen in Groß-Strehlitz wird von vier französischen Soldaten in einem Stalle vergewaltigt; in einem Zuge bei Peiskretscham schießt ein Franzose auf einen mitfahrenden, mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse geschmückten Tischlermeister; zwei französische Soldaten in Beuthen wollen einem Herrn die ihn begleitende Frau entreißen; als er sich wehrt, versetzen sie ihm einen Stich in den Unterleib, daß er daran stirbt. Ein Arbeiter in Beuthen, der sich über eine mit einem Franzosen gehende Dirne aufhält, bekommt einen Dolchstoß in den Rücken. Während des Pfingstrummels in Beuthen schlagen bei einem Streit französische Soldaten auf die Menge mit Seitengewehr und Kolben ein. In Beuthen wird der englische Staatsbürger Arnold Heyde von französischen Soldaten aus der Straßenbahn herausgeholt und niedergeschossen, weil er angeblich „Nieder mit Frankreich!" ge-

rufen haben soll. In Beuthen bedrohen französische Soldaten auf dem Bahnhofe einen Kellner mit Pistolen, weil er ihnen den Kaffee nicht rasch genug brachte, und treiben dann die Zivilisten mit Peitschen aus dem Wartesaal. In Gleiwitz stürmen 150 Franzosen eine Polizeiwache und stechen einen im Bett liegenden Beamten mit dem Seitengewehr; ebenfalls in Gleiwitz werden ein Maschinenschlosser und ein Arbeiter von französischen Soldaten ohne jede Veranlassung angeschossen. Zwei andere Zivilisten werden ebenda nach einem geringfügigen Wortwechsel erschossen. In Oppeln bedrohen Franzosen einen Bootsmann mit Revolver und Seitengewehr und beschießen das Boot, als die Bootsleute einen sie bedrohenden Franzosen ins Wasser geworfen hatten. Auf Heinitzgrube wird ein zwölfjähriger Knabe von französischen Soldaten am Arm verwundet. In Oppeln werden zwei Oberbahnassistenten, weil sie sich auf Befragen zum Deutschtum bekennen, schwer mißhandelt. In Gleiwitz mißhandeln sieben französische Offiziere den Oberkellner. In Gleiwitz bekommt ein kaufmännischer Beamter der Huldschinsky-Werke zum Dank dafür, daß er dem Franzosen Feuer gibt, einen Fußtritt vor den Bauch, daß er zusammenbricht. In Rybnik mißhandeln Franzosen einen Gastwirt mit Messer und Bajonetten, der eine Franzose mit der Begründung: „Meine Brüder sind im Kampfe gegen die Deutschen gefallen, dafür müssen alle Deutschen sterben." In Oppeln wird der Arbeiter Franzek nach einem kurzen Wortwechsel von einem französischen Soldaten erschossen. In Oberglogau überfallen Alpenjäger auf der Straße einen Lehrling, mißhandeln ihn, weil er Deutscher sei, und versuchen dann, drei junge Mädchen, die zur Tanzstunde gehen, zu vergewaltigen. Der krasseste Fall aber hat sich in Gleiwitz abgespielt. Da gehen französische Offiziere und ein Schotte am Gymnasium vorbei, die im Gymnasialhofe weilenden Schüler lächeln über den ungewohnten Anblick des Schotten in seinem kurzen Röckchen. Ein nachkommender französischer Offizier bezieht dies auf sich, legt zunächst seinen Revolver auf die Schüler an, dann gibt er einem französischen Soldaten einen Befehl, dieser sticht durch das Gitter und verletzt einen Primaner in den Rücken, dann überklettert der Soldat das Gitter und rennt einem zweiten Primaner, der zum Zeichen seiner Wehrlosigkeit die Hände hochhebt, das Seitengewehr so tief in die Rippen, daß er es nur mit Gewalt herausziehen konnte. Der junge Mann wurde nur durch eine sofort vorgenommene Operation vor dem sicheren Tode bewahrt. Es ist in deutschen Kreisen nicht bekannt geworden, wie der französische Offizier für diesen Befehl, der französische Soldat für diese Tat bestraft worden ist."

Alles, was die viehisch rohen polnischen Insurgenten taten, fällt zu Lasten der Franzosen, denn es ist unter ihren Augen, mit ihrer Duldung und oft mit ihrer Hilfe geschehen. Die Franzosen haben den Polen mit ihren Kraftwagen Munition zugeführt, französische Handgranaten unter sie verteilt und ihnen Maschinengewehre ausgehändigt.

„Nach Tausenden zählen die deutschen Männer, die von polnischen Banden von Haus und Hof vertrieben oder verschleppt und hingeschlachtet wurden. Die Verstümmelungen vieler Opfer sind geradezu bestialisch. Frauen wurden die Brüste abgeschnitten, wehrlose Männer geschändet, deutsche Lehrer furchtbar verstümmelt, deutschen Beamten der Abstimmungspolizei die Augen ausgestochen, gefangene deutsche Soldaten des Selbstschutzes an Bäume genagelt und selbst unschuldigen Kindern die Schädel eingeschlagen.

Bei Besuchen einer aus Vertretern des deutschen und internationalen Roten Kreuzes zusammengesetzten Kommission im Lager Neu-Berun, in dem die Polen gefangene Deutsche untergebracht haben, wurde festgestellt, daß die Polen zwei Gefangene als Repressalie für die angeblich schlechte Behandlung der Polen in dem Lager Cottbus zu Tode gemartert haben. Man fand eine Leiche, die an den Ohren aufgehängt war.

Aus einem Flüchtlingszuge aus Rybnik holten die Polen den Polizeiwachtmeister Richter, den 15jährigen Gymnasiasten Rudolf Haase, Sohn der angesehensten jüdischen Familie in Rybnik, und einen Herrn Wasner heraus, stellten alle drei vor ein Kriegsgericht und verurteilten sie zum Tode, den Gymnasiasten, weil er bei der Abstimmung deutsche Flugblätter verteilt hatte. Alle drei wurden standrechtlich erschossen. Wasner wurde dabei nur verwundet, konnte sich retten, lag drei Wochen in einem Krankenhause, aus diesem holten die Polen den todkranken Mann heraus und erschossen ihn endgültig."

Unparteiische Korrespondenten aus feindlichen Ländern urteilen hierüber wie folgt:

Der „Observer", dessen Herausgeber Lloyd George befreundet ist, führt aus (9. Mai): „Nach dieser Höchstleistung der Korfantyschen Anarchie müßten Großbritannien, Italien und — wir hoffen — auch Amerika ein für allemal darauf bestehen, daß Oberschlesien als Ganzes bei Deutschland bleiben sollte, in Übereinstimmung mit dem Willen der großen Mehrheit der Bevölkerung. Die Deutschen gingen mit über 60 v. H. aus der Abstimmung hervor, aber angesichts des polnischen Terrorismus, der sich jetzt in seinem wahren Cha-

rakter gezeigt hat, muß man sagen, daß die Deutschen wahrscheinlich über 70 v. H. hätten erhalten können."

Der nach Oberschlesien entsandte Vertreter des „Corriere della Sera", Filippo Sacchi, entwirft in seinem Blatte ein entsetzliches Bild des polnischen Terrors, welcher den Greueln der mazedonischen Komitatschis gleiche, wenn nicht sie übertreffe. Wo immer die polnischen Insurgenten hinkämen, herrsche Kriminalität, Gemeinheit, viehische Roheit und Bestialität, und die französischen Truppen, die die Schreckenstaten mühelos hindern könnten, sehen ruhig zu und lassen die Banden gewähren. Oberschlesien sei nicht mehr ein europäisches Problem, sondern eine europäische Schande."

In den deutschen Denkschriften „Der dritte Aufstand in Oberschlesien", Mai/Juni 1921, und „Das Martyrium der Deutschen in Oberschlesien" werden erschütternde Lichtbilder von entsetzlich verstümmelten Leichen und bestialisch mißhandelten Deutschen veröffentlicht. So sieht die französische Freiheit und Gerechtigkeit in der Wirklichkeit aus!

Wer sich sachlich über die wahren wirtschaftlichen Zustände Oberschlesiens unterrichten will, der sei nachdrücklich auf die Denkschrift der Handelskammer Breslau „Die oberschlesische Frage und der Wiederaufbau der europäischen Wirtschaft" (Breslau, Anfang Juni 1921) und auf das wahrhaft unparteiische, ausgezeichnete und klare Buch des amerikanischen Politikers Sidney Osborne „Die oberschlesische Frage und das deutsche Kohlenproblem" (Berlin 1921, Georg Stilke) verwiesen. Sidney Osborne sagt: „So scheint die Oder mit ihren Nebenflüssen, die Schlesien bewässern, die natürliche Grenze des Landes derartig zu bestimmen, daß allen Versuchen, sie zu verstümmeln, getrotzt wird. Wollte man diese natürliche Grenze auflösen durch neue und künstliche, die diese Täler und Flüsse in Stücke zerreißen, und wollte man sie teils in das eine, teils in das andere Land verlegen, so heißt das, die ewigen Gesetze der Natur vergewaltigen."

„Par nobile fratrum"

Herr Rechtsanwalt Fritz Grünspach sendet der Redaktion der „Deutschen Rundschau" folgendes Schreiben: „Gemäß § 11 des Pressegesetzes fordere ich Sie hiermit auf, in der nächsten Nummer Ihrer Zeitschrift folgende Berichtigung zu bringen: „Folgende unter der Überschrift „Par nobile fratrum" auf Seite 128 der Zeitschrift „Deutsche Rundschau" mitgeteilten Tatsachen entsprechen nicht der Wahrheit: 1. daß Erzberger schon im vergangenen Jahre oder jetzt den Versuch gemacht hat, das Tagebuch zu kaufen; 2. daß Stefan Großmann „der Bestechlichkeit nicht abgesagt" ist; 3. daß Großmann nach Rücksprache mit seinem Berater den Vorwurf der Bestechlichkeit nicht als Grund zu einer gerichtlichen Klage angesehen hat." Weiter stellt Rechtsanwalt Grünspach das Privatklageverfahren gegen die Redaktion der „Deutschen Rundschau" in Aussicht.

Nach § 11 des Reichspressegesetzes muß bekanntlich eine Berichtigung auch dann aufgenommen werden, wenn der Redakteur weiß, daß die in ihr enthaltenen Angaben unrichtig sind. Der Prozeß wird uns die erwünschte Gelegenheit geben, unsere Behauptungen durch den Wahrheitsbeweis zu erhärten. Inzwischen hat Siegfried Jacobson in Nr. 27 der „Weltbühne" neues Material über Stefan Großmann veröffentlicht, das auf die Person Großmanns ein so peinliches Licht wirft, daß wir im Interesse unserer Leser uns mit diesen Unsauberkeiten nicht weiter befassen wollen. Es gehört zu den einfachsten Pflichten einer deutschen Zeitschrift, auf Schädlingserscheinungen hinzuweisen, die das Ansehen des deutschen Schrifttums schädigen, wo immer auch solche Hinweise erscheinen mögen. Siegfried Jacobson hat in seiner „Weltbühne" das gedruckt, was in Berlin allgemein über Stefan Großmann erzählt wird. Wir sind von Neutralen wiederholt darauf hingewiesen worden, wie außerordentlich das Ansehen des deutschen Schrifttums durch die Tatsache gelitten hat, daß Stefan Großmann gegen den von Jacobson schon im vorigen Jahr öffentlich erhobenen Vorwurf der Bestechlichkeit nicht mit einer gerichtlichen Klage geantwortet hat. Jetzt hat er angeblich, fünf Wochen nach Erscheinen des neuen Angriffes von Jacobson, die notwendigen Schritte zur Einleitung eines Privatklageverfahrens getan. Wir werden über den Ausgang des eventl. Prozesses berichten. Abgesehen von der selbstverständlichen Pflicht zur Wahrnehmung der Interessen des deutschen Schrifttums interessiert uns die Person Stefan Großmanns in keiner Weise. Uns lag daran, die Männer zu charakterisieren, die sich zu Schleppenträgern und Gefährten von Matthias Erzberger machen. Ringwaldt.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Kgl. schwed. Oberst Ludvig af Petersens, Stockholm. — Karl Hermann, Genf. — H. Wolfgang Seidel, Eberswalde bei Berlin. — Professor Dr. Fritz Gränz, Frankfurt a. M. — Dr. Arthur Eloesser, Berlin. — Dr. Arthur Bauckner, München. — Friedrich von Oppeln-Bronikowski, Berlin.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Handelskammer Breslau. — Die oberschlesische Frage und der Wiederaufbau der europäischen Wirtschaft. Denkschrift. 26 S. Breslau, Anfang Juni 1921.

Hankiß. — Philippe Méricault Destouches. L'homme et l'oeuvre par Jean Hankiss, Dr. 445 S. Debreczen 1921, Hegedüs & Sándor. (60 M.)

Heilmann. — Zwischen Alltag und Ewigkeit. Sonntagsgedanken von Dr. Alfons Heilmann. (Wege zum Glück. Bücher für schöne Lebensgestaltung II. Band.) 200 S. Freiburg i. Br. 1921, Herder & Co. (9,50 M., gbd. 15 M.)

Heller. — Die Grundprobleme der theoretischen Volkswirtschaftslehre von Professor Dr. Wolfg. Heller. 104 S. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 162.) Leipzig 1921, Quelle & Meyer. (Gbd. 8 M.)

Hellingrath. — Hölderlin. Zwei Vorträge: Hölderlin und die Deutschen, Hölderlins Wahnsinn von Norbert von Hellingrath. 85 S. München 1921, Hugo Bruckmann. (Gbd. 15 M.)

Hofgeismar. — Ein politischer Versuch in der Jugendbewegung 1920. 74 S. Jena 1921, Eugen Diederichs. (10 M.)

Hofmann. — Das Land Italien und seine Geschichte. Eine historisch-topographische Darstellung von Albert von Hofmann. 458 S. Stuttgart 1921, Deutsche Verlagsanstalt.

Huch. — Entpersönlichung von Ricarda Huch. 228 S. Leipzig 1921, Insel-Verlag. (15 M., gbd. 24 M.)

Jähnig. — Tizian. Mit 62 Abbildungen herausgegeben von Karl W. Jähnig. (Dr. Schmidts Kunstbrevier Bd. 24.) 90 S. München, Hugo Schmidt Verlag. (Gbd. 10 M.)

Jakubczyk. — Dante. Sein Leben und sein Werk von Karl Jakubczyk (Dombikar). 292 S. mit Titelbild. Freiburg i. Br. 1921, Herder & Co. (20 M., gbd. 26 M.)

Kahn. — Pressing Problems and Some Suggestions by Otto H. Kahn. 36 S. New York 1921, Traffic Club of Pittsburgh.

Kelly. — England and the Englishman in German Literature of the eighteenth century by John Alexander Kelly, Ph. D. 156 S. New York 1921, Columbia University Press.

Kern. — Ein Fall von beiderseitiger Hodenverdoppelung von Dr. Paul Kern. 19 S. Langensalza 1921, Wendt & Klauwell. (4 M.)

Kirgewski. — Drei Essays von Iwan W. Kirgewski. Übersetzt und eingeleitet von H. von Hoerschelmann. 230 S. München 1921, Drei-Masken-Verlag. (18 M., gbd. 24 M.)

Kleintierzucht und Gartenbau als Nebenerwerbszweige für den Nichtlandwirt. Gemeinverständlicher Leitfaden der Zucht und Haltung von Schweinen, Ziegen, Geflügel, Kaninchen und Bienen sowie kurze Anleitung zum Obst- und Gemüsebau. Bearbeitet von F. Caspers und Remarles. Kempen am Rhein, Selbstverlag. (4,50 M.)

Knippel. — Lohnender Erdbeerbau. Kultur, Ernte und Verwertung. Von K. Knippel. (Bibliothek „Förderer" Nr. 3.) Dresden, „Fog"-Verlag. (3,50 M.)

Köhler. — Mein Jahrbuch „Liebe" 1921 von Ernst Köhler-Haußen. Sprüche in 12 Monatsheften. Dresden, „Der Büchermann"-Verlag. (15 M. jährl., 8 M. halbj.)

Köster. — Der Kampf um Schleswig von Reichsminister a. D. Dr. A. Köster. 230 S. Berlin 1921, Verlag für Politik und Wirtschaft, G. m. b. H. (W 35, Potsdamer Str. 123a). (Gbd. 25 M.)

Krappe. — Einführung in Goethes Faust von Wally Krappe. (Meisterwerke der Weltliteratur in ihrer esoterischen Bedeutung, Bd. 1.) 191 S. Leipzig, Theosophischer Kultur-Verlag. (16 M., gbd. 20 M.)

Lagerlöf. — Zacharias Topelius von Selma Lagerlöf. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von P. Klaiber-Gottschau. 408 S. München 1921, Albert Langen. (24 M., gbd. 36 M.)

Larin-Kritzmann. — Wirtschaftsleben und wirtschaftlicher Aufbau in Sowjet-Rußland 1917 bis 1920 von J. Larin und L. Kritzmann. (Internationale Arbeiter-Bibliothek, Bd. 2.) 177 S. Berlin 1921, A. Seehof & Co. (15 M., Bibl.-Ausg. 30 M.)

Lehnert. — Geschichte des Kunstgewerbes von Prof. Dr. Lehnert I. Das Kunstgewerbe im Altertum. 88 S. 32 Tafeln. Berlin 1921, Vereinigung wissenschaftl. Verleger. (4,20 M.)

Lenin. — Die Agrarfrage in Rußland am Ende des 19. Jahrhunderts von N. Lenin. (W. Uljanoff.) 87 S. Berlin 1920, A. Seehof & Co. (Internationale Arbeiter-Bibliothek, Bd. 5.) (7 M., gbd. 11 M.)

Loubier. — Die neue Deutsche Buchkunst von Hans Loubier. 320 S. und 157 Abbildungen auf Tafeln, Lex. Stuttgart 1921, Felix Krais Verlag. (Gbd. 120 M., Ganzleder 450 M.)

Mahlau. — Geschichte der Freien Stadt Danzig von L. Mahlau. 120 S. mit Karte und 6 Bildtafeln. Danzig 1921, Danziger Verlags-Gesellschaft m. b. H. (10 M., gbd. 12 M.)

Marine-Archiv. — Der Krieg zur See 1914 bis 1918. Herausgegeben vom Marine-Archiv. Nordsee, Band 1. 293 S. mit Kartenbeilagen; Ostsee, Band 1. 290 S. mit Kartenbeilagen (35 M., gbd. 50 M.) Berlin 1921, E. Mittler & Sohn.

Matthießen. — Der verlorene Hund oder das Mondkalb. 3. Abenteuer des Weltdetektivs James C. W. Plum Kabenschen. Nach den Papieren des Kgl. Hofzauberers Wehus Lächumschupferhäzling herausgegeben von Wilhelm Matthießen. 92 S. mit Bildern. Leipzig 1921, Erich Matthes. (Gbd. 6 M.)

Max. — Ratschläge und Mahnungen zum Volks- und Menschheitswohle von Max, Herzog zu Sachsen, Dr. theol. et iur. 90 S. Dresden 1921, Emil Pahl. (6,50 M., gbd. 8,50 M.)

Mayne. — Werke Gottfried Kellers. Kritisch durchgesehene, erläuterte und eingeleitete Ausgabe von Harry Mayne. 3. Band: der grüne Heinrich. 848 S. 4. Band: Die Leute von Seldwyle. 593 S. Berlin, Propyläen-Verlag.

Megalopolis. — Die politischen Grundlehren des Polybias von Megalopolis. 70 S. (Reclams Universalbibliothek Nr. 6210.)

Miljutin. — Die Organisation der Volkswirtschaft in Sowjet-Rußland von W. P. Miljutin mit einer Einleitung von Spectator. 50 S. Berlin 1921, A. Seehof & Co. (3,50 M.)

Mulli. — Fränzchen von Mulli-Mulli. Mit Zeichnungen von L. Roß, M. Neumann. I. Bd. 235 S., II. Bd. 195 S. Essen 1920, Mulli-Verlag Fritz Görres. (Beide Bände 28 M., gbd. 34 M.)

Neurath. — Anti-Spengler von Otto Neurath. 96 S. München 1921, Georg D. W. Callwey. (15 M.)

Nexö. — Stine Menschenkind IV. Teil. Das Fegefeuer von Martin Andersen Nexö. Berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Hermann Kiy. 195 S. München 1921, Albert Langen. (15 M., gbd. 23 M.)

Panin. — Die Sühne von Viktor Panin. 242 S. Berlin 1921, A. Seehof & Co. (16 M., gbd. 20 M.)

Pathopsychologie. — Beiträge von Dr. J. Sadger, Dr. Schneider-Hell, Dr v. Gerhardt, Herbert Wunderlich, Dr. Fritz Giese. (Deutsche Psychologie-Arbeitreihe herausgegeben von Dr. Fritz Giese, Heft 4.) Langensalza 1921, Wendt & Klauwell. (6 M.)

Petsch. — Deutsche Dramaturgie von Robert Petsch. I. Band: Von Lessing bis Hebbel. 194 S. Hamburg 1921, Paul Hartung.

Piper. — Altern und Neugeburt im Völkerleben. Ein Beitrag zu Deutschlands Neugeburt von Hartmut Piper. Hamburg 1921, W. Gente, Wissenschaftlicher Verlag. (15 M.)

Pirker. — Die Zauberflöte von Max Pirker („Theater und Kultur"). 127 S. mit Illustr. Wien 1920. Wiener Literarische Anstalt. (8,50 M.)

Pohl. — Die Auflösung des Reichstags. Akademische Antrittsrede von Prof. Dr. Heinrich Pohl. 33 S. Stuttgart 1921, W. Kohlhammer. (4 M.)

Poetzelberger. — Stefan Lahden. Roman von Oswald Poetzelberger. 294 S. u. 1 Zeichnung des Verfassers. Berlin 1921, Egon Fleischel & Co. (20 M.)

Presber. — Der silberne Kranich. Roman von Rudolf Presber. 401 S. Stuttgart 1921, Deutsche Verlags-Anstalt. (Hlwd. 25 M.)

Puschkin. — Mozart und Salieri. Von A. S. Puschkin. 22 S. Berlin, Verlag Skythen.

Rachfahl. — Don Carlos. Kritische Untersuchungen von Prof. Dr. F. Rachfahl. 168 S. Freiburg i. B. 1921, Julius Boltze.

Rathjens. — Die Juden in Abessinien von Dr. C. Rathjens. 97 S. Hamburg 1921, W. Gente, Wissenschaftl. Verlag. (12 M.)

Reboux. — Der einzige Weg (Les drapeaux). Roman von Paul Reboux. 344 S. Zürich-Leipzig, Grethlein & Co. (16 M., Kleinen 24 M.)

Recke. — Herzensgeschichten einer baltischen Edelfrau. Erinnerungen und Briefe von Elisa von der Recke. (Memoiren-Bibliothek V. Serie, Bd. 14.) Stuttgart 1921, Robert Lutz. (20 M., gbd. 28 M.)

Rehbein. — Studiosus Goethe in Leipzig und Straßburg von Arthur Rehbein. 16 S. Leipzig, Leipziger Verlags- und Kommissions-Buchh.

Reich. — Ardalio. Ein Trauerspiel von Hermann Reich. 136 S. Berlin 1920, Schuster & Löffler.

Rembrandt-Bibel. — Herausgegeben von E. W. Bredt. Altes Testament 1. Band mit 55 Abb. nach Zeichnungen, Gemälden und Stichen Rembrandts zwischen dem Text. 66 S. München, Hugo Schmidt Verlag. (15 M.) (Vollständ. in 4 Bänden.)

Rembrandt-Bibel. Herausgegeben von E. W. Bredt. Altes Testament. 2. Band. Mit vielen Abb. nach Zeichnungen, Gemälden und Stichen Rembrandts zwischen dem Text. 104 S. München, Hugo Schmidt Verlag.

Rente, Versorgung, Fürsorge. Ein Ratgeber in Frage und Antwort für alle Kriegsbeschädigten, Kriegshinterbliebenen und Pensionäre der militärischen Oberklassen. Herausgegeben vom Deutschen Offizierbund. (5 M.)

Richter. — Die Erholungsreise von Erik Richter. 175 S. mit 8 Steinzeichnungen. Berlin 1921, Nicolaische Verlagsbuchhandlung R. Stricker.

Richter. — Die Düngemittel und ihre Anwendung, eine Anleitung für Kleingartenbesitzer von Karl Richter. 28 S. Dresden-A., „Fog"-Verlag. (2,40 M.)

Rieger. — Offenbach und seine Wiener Schule von Erwin Rieger. 84 S. Wien 1920, Wiener Literarische Anstalt. (4,50 M.)

Rieger. — Juliska und die Husaren. Erzählung von Erwin Rieger. 53 S. Wien-Leipzig 1921, E. P. Tal & Co. (6 M.)

Riemer. — Mitteilungen über Goethe von Friedrich Wilh. Riemer. Auf Grund der Ausgabe von 1841 und des handschriftlichen Nachlasses herausgegeben von Arthur Pollmer. 23 Abb. 29 S. Leipzig 1921, Insel-Verlag.

Ritzhaupt. — Die „Neue Schar" in Thüringen von Adam Ritzhaupt. (Tat-Flugschriften 38.) 40 S. Jena 1921, Eugen Diederichs. (6 M.)

Roniger. — Sieben Märchen von Emil Roniger. 187 S. Basel 1920, Rotapfel-Verlag.

Rörig. — Geschichtsbetrachtung und deutsche Bildung. 39 S. Leipzig 1921, R. Voigtländers Verlag. (4 M.) Sammlung: Deutscher Geist. 2.

Rosen. — Orgesch von Erwin Rosen. 120 S. Berlin 1921, August Scherl. (6 M.)

Rothmeier. — Der Wiederaufbau der deutschen Eisenbahnen. Denkschrift von Karl Rothmeier. (Polit. Zeitfragen, 2. Jahrg., Heft 20/21. München 1920, Verlag der Polit. Zeitfragen. (2,50 M.)

Rubinstein. — Romantischer Sozialismus. Ein Versuch über die Ideen der deutschen Revolution. Von Siegmund Rubinstein. 418 S. München 1921, Drei-Masken-Verlag. (35 M., gebd. 45 M.)

Rudolf. — Die neue Staatsreligion. Von Hermann Rudolf. (Theosophischer Baustein, Nr. 31.) Leipzig 1920, Theosophischer Kultur-Verlag.

Ruggiero. — L'Impero Britannico Dopo la Guerra di Guido de Ruggiero. 272 S. Firenze, Vallecchi Editore.

Rung. — Sünder und Schelme. Novellenbuch von Otto Rung. 236 S. München 1921, Georg Müller. (18 M., 24. M.)

Rupp. — Im Zwinger. Erlebnis einer Jugend von Elisabeth Rupp. 218 S. Bern, Seldwyla Verlag. (18 M., gbd. 24 M.)

Russell. — Wer und Was bin Ich? Weltanschauung, Gottesbegriff, Christentum, Volkstum in Philosophie, Glaube, Geschichte. Eine neue deutsche Theologie von Erich Russell. 87 S. Freiburg i. Br. 1921, Verlag von Julius Boltze. (7 M.)

Ruthenberg. — Besoldungsgesetz für die Reichsbeamten vom 30. 4. 1920. Textausgabe von Otto Ruthenberg. 163 S. Berlin 1920, Puttkammer & Mühlbrecht. (9 M.)

Ruths. — Die indische Entscheidung. Aus dem Alexanderzug von Th. Ruths. 175 S. Stuttgart 1921, R. Zimmer Verlag.

Rutz. — Menschheitstypen und Kunst von Ottomar Rutz. 137 S. und 24 Abb. Jena 1921, Eugen Diederichs. (30 M., gbd. 38 M.)

Salter. — Nietzsche the Thinker. A. Study by William Mackintire Salter. 540 S. London, Cecil Palmer and Hayward (Oakley House, Bloomsbury Street). (Leinen 15 M.)

Salz. — Für die Wissenschaft gegen die Gebildeten unter ihren Verächtern. Von Arthur Salz. 94 S. München 1921, Drei-Masken-Verlag.

Sarnetzki. — Wanderer und Gefährt und andere Novellen von D. Heinrich Sarnetzki. 302 S. Leipzig, Quelle & Meyer. (Gbd. 20 M.)

Saudek. — Diplomaten. Roman von Robert Saudeck. 425 S. München 1921. Drei-Masken-Verlag. (26 M., gbd. 32 M.).

Sauter. — Mein Indien. Erinnerungen aus 15 glücklichen Jahren von J. A. Sauter. 260 S. Leipzig 1921, K. F. Koehler. (30 M.)

Schäfenacker. — Das andere Land. Ein deutsches Märchenspiel in 4 Akten von Paul Schäfenacker. 47 S. Mannheim, F. Nemnich Verlag. (5 M.)

Schäfer. — Drei Briefe mit einem Nachwort an die Quäker von Wilhelm Schäfer. 96 S. München 1921, Georg Müller Verlag. (6 M.)

Schäfer. — Rheinische Novellen von Wilhelm Schäfer. 77 S. (Reclams Universalbibliothek Nr. 6200.) (1,50 M., gbd. 2,10 und 15 M.)

Schaeffer. — Gedatter Tod. Märchenhaftes Epos in 24 Mondphasen und einer als Zugabe von Albert Schaeffer. 164 S. Leipzig 1921, Insel-Verlag. (14 M., gbd. 22 M.)

Scheffauer. — Blood Money, Woodrow Wilson and the Nobel Peace Prize by Herman George Scheffauer of California. 18 S. Hamburg, Overseas Publishing Co.

Scheler. — Vom Ewigen im Menschen. Von Max Scheler. I. Band: Religiöse Erneuerung. 725 S. Leipzig 1921, Verlag Der Neue Geist (Dr. P. Reinhold). (75 M., gbd. 85 M.)

Schlaikjer. — Im Kampf mit der Schande. Von Erich Schlaikjer. 292 S. Berlin 1920, Verlag der „Täglichen Rundschau".

Schmalz. — Großrumänien, wirtschaftlich, politisch und kulturell. Von Dr. Friedrich Schmalz. 224 S. Gotha 1921, Friedr. Andreas Perthes. (10 M.)

Schmerl. — Kaspar Lederer der Schulz. Roman von Wilhelm Seb. Schmerl. 317 S. München 1921, C. H. Becksche Verlagshandlung. (Gbd. 22 M.)

Schmid-Kügelbach. — Geschichten aus der Arche Noah von Heinrich Schmid-Kügelbach. 222 S. Leipzig 1921, Gustav Schloßmanns Verlag. (Gbd. 18 M.)

Schmitt. — Die Volkswirtschaft im neuen Deutschland. Betrachtungen zur wirtschaftlichen Lage nach dem Londoner Ultimatum von Dr. Franz August Schmitt. 64 S. München 1921, Dr. Franz A. Pfeiffer & Co.

Schmitt-Dorotic. — Die Diktatur. Von den Anfängen des modernen Souveränitätsgedankens bis zum proletarischen Klassenkampf. Von Carl Schmitt-Dorotic. 210 S. München 1921, Duncker & Humblot. (30 M.)

Schneider. — Lebensglaube eines Arztes von Paul Schneider. 493 S. Leipzig 1921, S. Hirzel. (22 M., gbd. 35 M.)

Schnitzer. — Der Fall Potiphar von Manuel Schnitzer. 3 Bildtafeln. 128 S. Hamburg 1921, W. Gente, Wissenschaftl. Verlag. (18 M.)

Schoen. — Erlebtes. Beiträge zur politischen Geschichte der neuesten Zeit von Freiherrn von Schoen, vormaligem Staatssekretär und Botschafter. 277 S. Stuttgart 1921, Deutsche Verlags-Anstalt. (Leinen 30 M.)

Schoener. — Minero. Roman von Josef Schoener. 45 S. Köln, J. P. Bachem. (22 M., gbd. 28 M.)

Schreckenbach. — Eiserne Jugend. Ein Burschenschaftsroman aus Jena von Paul Schreckenbach 382 S. Leipzig 1921, C. Staackmann Verlag.

Schrott. — Der Bauer als Wurzel der Volkskraft. Eine Plauderei von Hans Schrott-Fiechtl. 77 S. M.-Gladbach 1921, Im Volksvereins-Verlag.

Schueler. — Brasilien. Seine Bedeutung für Auswanderer, Exporteure und Kapitalisten. Dreißigjährige, bis zur Gegenwart reichende Erfahrungen von Karl Schueler. 101 S. Berlin 1921, Barthol & Co. (13 M.)

Schulte. — Fürstentum und Einheitsstaat in der deutschen Geschichte. Von Prof. Dr. Aloys Schulte. („Öffentlich-rechtliche Abhandlungen", Bd. 1, Heft 1.) Berlin 1921, Otto Liebmann Verlag. (3,50 M.)

Schulz. — Der Sinn der Antike und Spenglers neue Lehre. Antrittsvorlesung in der Universität Leipzig von Prof. Dr. O. Th. Schulz. 40 S. Gotha 1921, Friedr. Andreas Perthes. (3 M.)

Schwartze. — Wahre und abenteuerliche Lebensgeschichte eines Berliners, der in den Kriegsjahren 1807/15 in Spanien, Frankreich und Italien sich befand. Von Carl Schwartze. Herausgegeben und eingeleitet von Alex. von Gleichen-Rußwurm. 251 S. Mit alten Stichen. München 1921, Drei-Masken-Verlag.

Schwaner. — Leute aus der Art. Denkwürdige Gestalten aus der Heimat. Von Adolf Schwaner. Novellenreihe der Wila, Bd. 4. 180 S. Wien, Wiener Literarische Anstalt.

Schwertfeger. — Der Fehlspruch von Versailles. Abschließende Prüfung der Brüsseler Aktenstücke von Oberst Bernhard Schwertfeger. 215 S. Berlin 1921, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik u. Geschichte. (20 M.)

Schwertfeger. — Der „Tiger". Die Kriegsreden Georges Clemenceaus. Herausgegeben von Oberst Bernhard Schwertfeger. 185 S. Berlin 1921, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik u. Geschichte m. b. H. (Etwa 12 M.)

Schwinge. — Eine Lücke in der Terminologie der Einsteinschen Relativitätslehre. Von Otto Schwinge. 30 S. Berlin 1921. Kommissionsverlag von Otto Ernst Puble. (3 M.)

Seelig. — Der Tag bricht an. Neue Gedichte von Bonsels, Braun, Buber, Claudius Hesse, Lasko, Lorte, Paquet, Rieger, Schäfer, Schmidtbonn, Steffen, Steinberg, Zweig, Zoff. Herausgegeben von Carl Seelig. 121 S. Dortmund, Der Garten Eden. (Gbd. 18 M.)

Semmig. — Die Weise eines Deutschen. Ein Zeit- und Lebensbild von Jeanne Berta Semmig. 197 S. 2 Abbild. München 1921, C. H. Becksche Verlagshandlung. Oskar Beck. (Gbd. 18 M.)

Shakespeare. — Sonnets by William Shakespeare. 79 S. Pandora Nr. 1.) Leipzig, Insel-Verlag.

Shakespeare. — Ein Sommernachtstraum. (Shakespeares Werke, Einzelausgabe.) 117 S. Leipzig 1921, Insel-Verlag. (Gbd. 12 M.)

Shakespeare. — Sturm. (Shakespeares Werke, Einzelausgabe.) 128 S. Leipzig 1921, Insel-Verlag. (Gbd. 12 M.)

Shaw. — Androcles and Pygmalion. Two plays by Bernhard Shaw. 275 S. Leipzig 1921, Bernhard Tauchnitz. Edition Vol. 4548. (7,50 M., Leinen 15 M.)

Sieber. — Die Massenseele. Ein Beitrag zur Psychologie des Krieges, der Kunst und der Kultur von Dr. Siegfried Sieber. (Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft, Heft 57.) 129 S. Dresden, „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt. (2 M.)

Silesius. — Aus des Angelus Silesius Cherubinischem Wandersmann nebst geistlichen Liedern. (Pandora Nr. 34.) 55 S. Leipzig, Insel-Verlag.

Sittler. — Arbeit und Rente. Kritische Betrachtungen über die Unterdrückung des Menschen in seiner Eigenschaft als Produktionsfaktor. Von Dr. Paul Sittler. 48 S. Freiburg i. Br., Julius Boltze.

Sontag. — Die Franzosenherrschaft in Oberschlesien. Eine Anklageschrift von Dr. Ernst Sontag. 61 S. Berlin 1921, Industrieverlag Spaeth & Linde. (2,80 M.)

Stein. — Irenaeus. Aufsätze August Steins. Mit 1 Bild herausgegeben von einem Freunde. 195 S. Frankfurt a. M. 1921, Frankfurter Societäts-Druckerei, G. m. b. H. (Gbd. 30,80 M.)

Stendhal. — Gesammelte Werke von Henri Beyle-De Stendhal. Herausgegeben von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. 1. Band: Rot und Schwarz. Eine Chronik des XIX. Jahrhunderts. 550 S. 2. Band: Die Kartause von Parma, übertr. von A. Schurig. 570 S. Berlin, Propyläen-Verlag.

Stendhal. — Das Leben eines Sonderlings. Von Friedrich v. Stendhal (Henri Beyle). 806 S. Leipzig 1921, Insel-Verlag. (Leinen 45 M., Ldr. 130 M.)

Stockmann. — Die deutsche Romantik. Ihre Wesenszüge und ihre ersten Vertreter von Alois Stockmann. S. J. 218 S. Freiburg i. Br. 1921, Herder & Co. (22 M., gbd. 27 M.)

Stolper. — Deutschösterreich als Sozial- und Wirtschaftsproblem von Dr. Gustav Stolper. 320 S. München 1921, Drei-Masken-Verlag. (18 M., gbd. 23 M.)

Sünder. — Die Dinte wider das Blut. Ein Zeitroman von Artur Sünder. 40 S. Hannover, Paul Steegemann.

Sutter. — Der sterbende Krieg. Roman von Berthold Sutter. 302 S. Leipzig 1921, Fr. Wilh. Grunow (18 M., gbd. 25 M.)

Swing. — Industrial Conditions and Phases of Life in Germany To-day. A Series of Articles by Raymond Swing. New York 1921, The New York Herald.

Sydow. — Die Kultur der Dekadenz. Von Eckart von Sydow. 325 S. Dresden 1921, Sybillen-Verlag. (34 M., gbd. 42 M.)

Sylvester. — Türmer und Stürmer des Geistes. Ein Beitrag zur Philosophie der Kultur von Janus Sylvester. 130 S. Freiburg i. Br. 1921, Julius Boltze. (14 M.)

Sylvester. — Vom Wesen der Dinge. Ein Bekenntnis zum Geiste von Janus Sylvester. 651 Seiten. Freiburg i. B. 1921, Julius Boltze. (20 M.)

Thérive. — L'expatrie. Roman d'André Thérive. 218 S. Paris 1921, Editions de la Sirène.

Theuermeister. — Blauäuglein. Ein Heimatschutzbüchlein im Märchenton von Robert Theuermeister. 127 S. Weißenfels a. d. S., Dürerhaus-Verlag. (9 M.)

Thor. — Der neue Glaube. Eine praktische Lebens-Philosophie und vernunftgemäße Sittenlehre von Fritz Thor. 236 S. Leipzig 1921, Hammer-Verlag (Th. Fritsch). (Gbd. 15 M.)

Timmermans. — Pallieter von Felix Timmermans. Aus dem Flämischen übertragen von Anna Valeton-Hoos. 261 S. Leipzig 1921, Insel-Verlag. (Gbd. 20 M.)

Trendelenburg. — Goethes Faust erklärt von Adolf Trendelenburg. Der Tragödie zweiter Teil. 634 S. Berlin 1921, Vereinigung Wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter & Co. (60 M., gbd. 70 M.)

Unsittliche Literatur und deutsche Republik. § 184. 30 S. Hannover, Paul Steegemann.

Vatzlik. — Böhmerwald-Sagen von Hans Vatzlik. 94 S. Budweis 1921, Verlagsanstalt „Moldavia". (4 Kr. 50 Heller.)

Weber. — Fanny Lewald. Ihr Leben und ihre Werke von Martha Weber. 175 S. Erlenbach-Zürich, Eugen Rentsch Verlag. (18 M.)

Wilms. — Das Wetter. Neue Erklärung der Entstehung der Wolken, des Windes und der anderen meteorologischen Erscheinungen von Julius Wilms. 26 S. Elbing, Verlag von Peter Ackt.

Wilms. — Brauchen wir neue Anschauungen in Religion und Wissenschaft? Von Julius Wilms. 70 S. Elbing, Verlag von Peter Ackt.

Wingendorf. — Die Vernichtung der deutschen Presse in Polen von Rolf Wingendorf. 42 S. Danzig-Langfuhr 1921, Brückenverlag.

Winnig. — Am Ausgang der deutschen Ostpolitik. Persönliche Erlebnisse und Erinnerungen von August Winnig. 125 S. Berlin 1921, Staatspolitischer Verlag. (12,50 M.)

Wiskott. — Ringendes Volk. Ziele und Richtlinien für deutsche Volkspolitik von Dipl.-Ing. Wilhelm Wiskott. 64 S. Berlin 1921, Karl Curtius.

Wolff. — Goethe. Von Max J. Wolff. 127 S. Leipzig 1921, B. G. Teubner. (Aus Natur und Geisteswelt. Band 497.)

Zickel. — Der Schacht. Ein Drama in 3 Aufzügen von Reinhold Zickel. 86 S. Schlüchtern 1921, Neuwerk-Verlag. (12 M.)

Ziebarth. — Kulturbilder aus griechischen Städten von Erich Ziebarth. Mit 21 Abbildungen und 16 Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner. (Aus Natur und Geisteswelt, Band 131.)

Zimmermann. — Was heißt Kunstgenuß? Eine allgemeinverständliche Einführung in die Ästhetik nach acht Vorträgen von Dr. Karl Zimmermann. 107 S. Dresden-Neustadt, C. Heinrich Verlag. (7 M.)

Für die Redaktion verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
In Deutsch-Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Die Hanse, ihre europäische und nationale Bedeutung

Von

Fritz Rörig

Deutsche Hanse — die Vorstellung eines stolzen Bundes von Städten, von seebeherrschenden Flotten und kriegerischem Glanze pflegt sich mit diesem Wort zu verbinden.

Wie so oft, bringen die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung auch hier zunächst eine gewisse Enttäuschung. Liebgewordene Vorstellungen schwinden oder verändern sehr stark ihren Inhalt. Aber letzten Endes wiegt auch hier bei tieferem Eindringen der Gewinn an höherer und echter Erkenntnis den Verlust schimmernder, aber doch nur oberflächlicher Bilder reichlich auf.

Erst spät, im Jahre 1358, als es längst eine hansische Geschichte gab, taucht zum ersten Male die Bezeichnung der Städte „van der dudeschen hanse" auf. Damals wie in den folgenden Jahrhunderten legten diese Städte den größten Wert darauf, daß sie kein staatsrechtlicher Bund, nicht, um in der Sprache des Mittelalters zu sprechen, ein corpus wären, sondern eine Vereinigung zur Wahrung der wirtschaftlichen Interessen ihrer Bürger im Auslande. Das Kriterium, als Hansestadt zu gelten, lag in der Berechtigung ihrer Bürger, an dem Genuß der gemeinsamen Privilegien in den Ländern um Nordsee und Ostsee teilzunehmen. Erreichung und Behauptung gemeinsamer wirtschaftlicher Zwecke war das verbindende Moment, und deshalb ist die Hanse in erster Linie nicht als politischer, sondern als wirtschaftlicher Verband zu würdigen und zu verstehen.

Gewiß hat dieser Verband auch Politik getrieben, und zwar eine sehr gewandte und erfolgreiche Politik. Ihre Mittel waren die einer überlegenen und traditionsbewußten Diplomatie, die Anwendung von Handelskrieg und Handelsverboten, im äußersten Falle auch der eigentliche Krieg. Im äußersten Falle! Wohl kaum ist der Satz, daß der Krieg nur das letzte Mittel der Staatskunst und dieser unbedingt untergeordnet sei, mit solchem Bedacht gehütet worden, wie in den Zeiten der Hanse. „Leicht ist das Fähnlein an die Stange gebunden, doch schwer in Ehren wieder heruntergenommen." Diese Worte soll einer der erfolgreichsten hansischen Diplomaten des 15. Jahrhunderts, der Lübecker Bürgermeister Hinrich Castorp, gesprochen haben. Entschloß man sich aber einmal zum Kriege, so ging man auch hier meist mit großem Geschick und energisch vor.

Wie kam dieser merkwürdige Bund zustande? Was für Kräfte standen hinter ihm? Hat er Aufgaben gelöst, die ihm eine bleibende Bedeutung in der Geschichte

Europas und seines deutschen Ursprungslandes sichern? Um diese Fragen beantworten zu können, ist es notwendig, sich zunächst einmal zu vergegenwärtigen, wie Nordeuropa etwa um das Jahr 1100 wirtschafts- und verkehrsgeographisch gegliedert war. Zwei ganz verschieden geartete Gebiete heben sich da im Osten und Westen des Kontinents voneinander ab. Im Westen, an beiden Seiten der überaus wichtigen Rheinstraße, mit Köln als Mittelpunkt ein Gebiet milderen Klimas, noch durchsetzt mit starken Einwirkungen der antiken Kultur. Die niederländische Tuchindustrie wie auch die hochentwickelte Metallverarbeitung am Niederrhein und andere Gewerbe, die hochwertige Erzeugnisse herstellten, standen noch in unmittelbarem Zusammenhang mit der Spätantike. Zudem gab sie mit ihren alten Römerstraßen auch die Möglichkeit einer bequemeren Landverbindung. Und als letztes Ziel der von Norden nach Süden durch dieses Gebiet in Fortsetzung der Rheinstraße ziehenden Verkehrswege lockte das Haupt der alten Welt: Rom. Nach nördlicher Richtung fand diese Verkehrslinie, das Meer überschreitend, ihren Endpunkt in England, das mit den reichen Wollerträgen seiner Schafzucht die unerläßliche Voraussetzung der hochentwickelten Tuchindustrie Flanderns bildete.

Gleichfalls von Norden nach Süden verlief die Hauptrichtung der Handelswege in der östlichen Hälfte Europas, und auch darin liegt eine gewisse Ähnlichkeit, daß wie im Westen Rom, so im Osten Byzanz den Endpunkt bildete. Aber damit sind auch alle Ähnlichkeiten zwischen den beiden Wirtschafts- und Verkehrsgebieten erschöpft. Vom Schwarzen Meere bis zum Finnischen Meerbusen ein weiträumiges Land primitiver Kultur, aber doch reich an Naturprodukten, die ein höher entwickeltes und stärker bevölkertes Gebiet alter Kultur begehren mochte. In Nowgorod am Ilmensee trafen sich griechische Händler aus Byzanz, mohamedanische aus Arabien mit skandinavischen Händlern. Hier in Nowgorod tauschten sie mit der einheimischen Bevölkerung die ungezählten Mengen kostbaren, vom mittelalterlichen Menschen hochbegehrten Pelzwerks.

Ganz getrennt voneinander spielte sich in beiden Gebieten Verkehr und Handel ab. Vom rheinischen Verkehrszentrum aus stießen die letzten östlichen Ausläufer bis zur Elbe vor. Bardowik und Magdeburg waren letzte vorgeschobene deutsche Handelsplätze im Osten, nicht bestimmt zum Durchgangshandel, sondern ausgesprochene Umschlagsplätze an der Grenze. Die Elbe selbst eine Völkergrenze zwischen Germanen und Slawen; von Lauenburg an der Elbe bis hinüber in die Kieler Gegend lief diese Grenze in der Befestigungsanlage des sogenannten limes saxonicus weiter. An der Ostsee selbst noch keine deutsche Bevölkerung; das Meer selbst ein slawisch-skandinavisches Binnenmeer. Immerhin fanden schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts deutsche, namentlich westfälische Kaufleute über das damals slawische Schleswig in steigender Zahl den Weg in dies zukunftsreiche Handelsgebiet. Soest hatte seine Schleswigfahrer, und das Stadtrecht des kleinen westfälischen Ortes Medebach sah Handelsgeschäfte mit den Russen vor.

Noch aber handelte es sich nur um deutsche Eindringlinge in ein fremdes Gebiet; auf slawische und skandinavische Schiffe waren diese deutschen Kaufleute angewiesen.

Erst als der deutsche Kaufmann und deutsches Städtewesen an der Ostsee selbst festen Fuß faßten, wurden die ganzen Wirtschafts- und Verkehrsverhältnisse Nordeuropas von Grund aus umgestaltet. Nur im Zusammenhang mit den Vorgängen bei der deutschen Kolonisation der Gebiete östlich von Elbe und Saale ist dieser wichtige Vorgang zu verstehen.

Seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts schoben sich aus Altdeutschland immer neue Gruppen und Scharen deutscher Siedler von Westen nach Osten, zunächst noch auf altdeutschem Boden selbst innere Kolonisation treibend, dann aber in breiter und geschlossener Front die alte Völkergrenze der Elbe und Saale überflutend. Gestützt auf die technische Überlegenheit ihres Pfluggerätes, erschlossen sie gerade die bisher öde liegenden Landstrecken schweren Bodens, dem die slawische Ackertechnik nicht gewachsen war. Nicht unwillkommen, ja sehr oft unmittelbar herbeigerufen, kamen sie den Herren dieser Länder; im großen und ganzen handelt es sich um die friedliche Besitzergreifung bisher überaus dünn besiedelter und wirtschaftlich schlecht ausgenützter Gebiete. Naturereignisse an der holländischen Küste hatten ganze Scharen flämischer Bauern aus ihrer alten Heimat vertrieben und nach Osten in Bewegung gesetzt; im übrigen Deutschland mag eine verhältnismäßige Übervölkerung den Anstoß in gleicher Richtung gegeben haben. Aber das allein genügt nicht, diese ganz einzigartige Wanderbewegung aus dem gesamten deutschen Volksgebiete nach dem Osten zu erklären. Ein psychologisches Moment tritt vor allem hervor. Es ist, als ob eine wahre Lust an unermüdlicher Arbeit, ein Herausstreben aus engeren, gebundenen in weite, freie Verhältnisse alle Volkskreise befallen hätte: nicht nur den Bauern und die Söhne adliger Familien auf dem Lande, sondern auch den Bürger der altdeutschen Städte. Nimmermehr hätte die ostdeutsche Kolonisation solche bleibende und weitreichende Bedeutung gewinnen können, wenn nicht die Initiative und Unternehmungslust des deutschen Bürgertums des 12. und 13. Jahrhunderts eine ihrer Haupttriebkräfte gewesen wäre und dem Kolonisationswerk eine größere Planmäßigkeit gegeben hätte. Im Nordosten bis nach Riga und Reval, im Südosten über Krakau hinaus bis zu den Städten Siebenbürgens hat so deutsches Städtewesen in der Anlage von Handels- und Bergbaustädten seinen Siegeslauf vollzogen.

In hervorragendem Maße, weit mehr, als die bisher bekannten und verwerteten Quellen vermuten ließen, war diese bürgerliche Initiative schon bei der Gründung der ersten und wichtigsten deutschen Ostseestadt, Lübecks, beteiligt. In dem Unternehmerkonsortium, welches 1158 in Vereinbarung mit Heinrich dem Löwen die Neugründung der Stadt durchführte, finden sich die Namen von Bürgern jener westfälischen Städte, die vorher als geduldete Fremdlinge in die slawisch-skandinavische Ostsee vorgedrungen waren. Bei diesen Fahrten mögen sie erkannt haben, was für aussichtsreiche Möglichkeiten das Ostseegebiet umschloß, wenn nur erst die auf einem geordneten Städte- und Marktwesen beruhende wirtschaftliche Überlegenheit des deutschen Kaufmanns an der Ostsee selbst festen Fuß gefaßt hätte. So schuf sich dieses unternehmende Bürgertum an jener Stelle, wo die Ostsee am

weitesten nach Südwesten einschneidet, in Lübeck seine feste Basis; es folgte zunächst die Gründung von Wisby auf der von skandinavischer ländlicher, seefahrender Bevölkerung besiedelten Insel Gotland und dann am anderen Ende der Ostsee die Gründung der deutschen Städte Riga und Reval, Pernau und Dorpat.

Es ist ein Verdienst skandinavischer Forschungsarbeit, hinreichend erklärt zu haben, wie es kam, daß der deutsche Kaufmann die skandinavischen und slawischen Händler und Seefahrer erst in der Ostsee im friedlichen Wettbewerb so schnell aus dem Felde schlug und sie dann auch in der Nordsee in der Fahrt zwischen Norwegen und England verdrängte. Als Ursache ergab sich die sichere Unterlage eines geordneten Handels, die sich der deutsche Kaufmann im deutschen Städtewesen im ganzen Ostseegebiete schuf. So wurde der Nachweis des deutschen Charakters der Anlage von Wisby erbracht und nachdrücklich darauf hingewiesen, wie unterlegen gegenüber dieser Handelsorganisation der bis dahin übliche skandinavische Bauern- und Gelegenheitshandel gewesen ist.

Lehrreich bei der Beurteilung des deutschen Vordringens in der Ostsee ist dann vor allem der Umstand, daß jene Städte im äußersten Osten früher entstanden als der Kranz deutscher Städte, welche die Küste des heutigen Deutschen Reiches in der Ostsee schmücken. Denn hinter diesem schnellen Vordringen nach der baltischen Küste liegt der klare Wille, möglichst schnell und sicher feste Etappenpunkte zu gewinnen auf dem Wege nach dem Mittelpunkt des osteuropäischen Handelsgebietes: nach Nowgorod. Teilzunehmen an dem Handel mit den Erzeugnissen des damaligen europäischen Koloniallandes — denn das waren jene weiträumigen Gebiete Westrußlands — war das nächste Ziel der Wirtschaftspolitik des deutschen Kaufmanns, und eben dank seiner wirtschaftlichen Überlegenheit gelang es ihm, noch im 13. Jahrhundert diese Teilnahme in eine monopolartige Beherrschung des Handels mit russischen Waren nach dem Westen umzugestalten.

Erst jetzt wird die außerordentlich glückliche Lage Lübecks vollkommen deutlich. Schon im 13. Jahrhundert den Handel mit Nowgorod monopolartig beherrschend, liegt diese Stadt zugleich auf jener Linie, die Nowgorod und Brügge verbindet. Von Lübeck aus brauchten die Waren auf dem Landwege nur den schmalen Isthmus zu durchqueren, der Lübeck von Hamburg scheidet, dann fanden sie von Hamburg aus ihren Weg weiter bis zu jenem wichtigsten Seeplatze des westeuropäischen Handelsgebietes, Brügge. Im sicheren Besitze der hochbegehrten Kolonialprodukte Osteuropas, in erster Linie von Pelzwerk, Wachs und Honig, alles Dinge, die im Leben des mittelalterlichen Menschen eine weit höhere Rolle spielten als in dem des Menschen der Gegenwart, vermochte der deutsche Kaufmann sich in dem Welthandelsplatze Brügge eine angesehene und kaum zu erschütternde Stellung zu verschaffen. Im Austausch jener Kolonialprodukte gegen die hochwertigen Erzeugnisse der flandrischen Tuchindustrie erzielte er seine höchsten Gewinne. Zu gleicher Zeit vermochte er es, im geschickten Ausbau der Handelsstellung, welche sich der rheinische, namentlich der kölnische Kaufmann seit dem 12. Jahrhundert in England erworben hatte, auch dort festen Fuß zu fassen. Das englische Königtum begünstigte

solches Unternehmen. Mit seinen Abgaben an Zöllen füllte der hansische Kaufmann die königliche Kasse und verstand es in klugem Entgegenkommen, das Kreditbedürfnis der Krone für seine Zwecke zu nutzen. Endlich sicherte sich der deutsche Kaufmann in Norwegen die Ausfuhr des Stockfisches, in Schonen, der heutigen Südspitze Schwedens, die handelsmäßige Ausnutzung der gewaltigen Heringsfänge, die hier zur Verarbeitung kamen. In der Einfuhr von Korn, Lüneburger Salz und Hamburger Bier standen dem deutschen Kaufmann sehr begehrte Gegenwerte für den skandinavischen Handel zur Verfügung.

Ein außerordentlich glückliches Zusammentreffen günstiger wirtschaftsgeographischer Möglichkeiten und allgemeiner Zeitverhältnisse hat dieses Handelssystem gewiß gefördert, aber doch nicht geschaffen. Denn erst die überlegene und weitschauende Initiative des deutschen Kaufmanns hat doch die wirtschafts-geographischen Möglichkeiten hinübergeführt auf den Boden der realen Wirklichkeit. Zudem bedingten dieselben geographischen Voraussetzungen eine schwere und bleibende Gefahr für den Bestand dieses Verkehrssystems: das war die Lage des dänischen Reiches. Zu verschiedenen Malen drohte bereits bei der Entstehung des hansischen Wirtschaftsbaues ein dänischer Imperialismus, getragen von einzelnen energischen Herrscherpersönlichkeiten, das ganze Gebäude zu zerstören. So zu Anfang des 13. Jahrhunderts unter Waldemar dem Sieger, zu Anfang des 14. Jahrhunderts unter Erich Menved, in den sechziger Jahren desselben Jahrhunderts unter Waldemar Atterdag. Aber stets erwiesen sich die hinter den ehrgeizigen Plänen dieser Männer stehenden Kräfte und Machtmittel als unzureichend; noch war die Kraft des Bürgertums der deutschen Seestädte ihnen überlegen. Der dem Siege über Waldemar Atterdag folgende Friede von Stralsund vom Jahre 1370 bildet den glänzenden Abschluß der ersten zwei Jahrhunderte hansischer Geschichte.

Zugleich auch einen Wendepunkt. Fast ein Übermaß an Möglichen war damals erreicht. Politische Bindung des gefährlichsten Gegners, vollkommene Beherrschung des Ostseehandels, glücklicher Ausbau der Handelsstellung in den westlichen und nördlichen Ländern durch Erweiterung der Privilegien als Frucht einer gewandten und energischen Diplomatie. Eine solche Position zu behaupten, war schon an sich eine Aufgabe, die dauerndes Geschick und ruhige Energie verlangte. So ist es kein Zufall, daß um die Mitte des 14. Jahrhunderts die erste Periode hansischer Geschichte ihren Abschluß findet. Sie trug ein individualistisches Gepräge, war getragen von dem Geiste wirtschaftlicher Expansion und ungebundener Handelsfreiheit. Demgegenüber weist die zweite Periode hansischer Geschichte protektionistische Züge auf; sie zielt ab auf Schutz des Errungenen und glaubt diesen Schutz durch eine gebundene Wirtschaftsweise dauernd zu gewinnen: In den Städten der Hanse, namentlich auch in Lübeck, hält damals die geschlossene Stadtwirtschaft ihren Einzug. Man ist darauf bedacht, dem Einzelnen innerhalb seiner sozialen und wirtschaftlichen Gruppe ein gleichmäßiges Einkommen zu sichern; die Zeit wird dem starken Einzelnen, der noch im 13. Jahrhundert in rücksichtsloser Ungebundenheit seinen Erwerbstrieb befriedigen konnte, ungünstiger.

Den Handel fremder Kaufleute, den Gästehandel, erschwerte man jetzt mehr und mehr und suchte alle Vorteile, die sich etwa aus der geographischen Lage der eigenen Stadt ergeben mochten, durch Stapelzwang seinen eigenen Bürgern nutzbar zu machen. Der Zug ins Weite, der die Frühzeit hansischer Geschichte auszeichnet, geht verloren. Andererseits steht die Höhe der allgemeinen Lebenskultur in den Hansestädten des 15. Jahrhunderts mit einer gewissen Beruhigung ungebundenen Erwerbtriebes im Zusammenhang. Jedenfalls verstand dieses hansische Bürgertum die Zeichen der Zeit und die Grenzen des Möglichen. In kluger Selbstbeschränkung mäßigte es rechtzeitig das Tempo der Frühzeit seiner Expansionspolitik und sicherte so noch auf Jahrhunderte den Nachfahren eines Geschlechtes energischer und rücksichtsloser Unternehmer den sicheren Genuß des Errungenen.

Das bekannte Bild von der Organisation der Hanse entspricht den Verhältnissen dieser zweiten Periode hansischer Geschichte. Die ursprünglich selbständigen Vereinigungen hansischer Kaufleute im Auslande unterstehen jetzt der Leitung und Kontrolle der Städtehanse, als deren Haupt Lübeck die Geschäfte leitet und die Hansetage einberuft. Die vier großen gemeinsamen Auslandskontore zu Nowgorod, Bergen, London und Brügge, sehr verschieden voneinander nach Geschichte und Art, sind die eigentlichen Stützpunkte des gesamt hansischen Auslandverkehrs. Wenn es in Schweden nicht zur Bildung eines hansischen Kontors kam, so lag dies an der ganz verschiedenen Politik, welche Schweden und Norwegen gegenüber den deutschen Kaufleuten einnahmen. In Norwegen wurde der Deutsche grundsätzlich als Fremder behandelt und dadurch zur Bildung der in sich geschlossenen, von den Einheimischen räumlich und rechtlich getrennten deutschen Niederlassung in Bergen genötigt. In den schwedischen Städten fand hingegen eine so enge Verbindung schwedischer und deutscher Bürger statt, daß die Hälfte der Ratsherren Deutsche waren und Stockholm und Kalmar vorübergehend als Hansestädte an dem Genuß der hansischen Privilegien teilnahmen.

Jahrhundertelang ließ sich dieses künstliche Gebäude zum Nutzen des hansischen Kaufmannes aufrechterhalten, aber nicht für ewig. Gewiß ist die Vorstellung längst als irrig erwiesen, als ob die Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Indien den hansischen Niedergang bewirkt habe. Gering waren ihre Einwirkungen auf das hansische Wirtschaftsgebiet im 16. Jahrhundert; in Nord- und Ostsee nahm der Verkehr sogar zu. Eher könnte man behaupten, daß die Hansen durch die Aufnahme der Spanienfahrt im 16. Jahrhundert, also durch eine mittelbare Beteiligung am transatlantischen Handelsverkehr, einen Ersatz gefunden hätten für das, was sie in Ost- und Nordsee verloren. Denn hier zerbröckelten die alten Grundlagen hansischer Handelsmacht. Die Schließung des Nowgoroder Kontors bei der Eroberung Nowgorods durch die Moskowiter im Jahre 1494 bedeutete einen ersten Schlag gegen die Grundlagen hansischen Wohlstandes. Weit verhängnisvoller aber wurde es, daß seit derselben Zeit die Holländer in steigendem Maße den unmittelbaren Verkehr mit den östlichen Ostseestädten an sich rissen. Zunächst gestützt auf die spanische Macht, dann in einer für die Hansen überaus gefährlichen Interessen-

gemeinschaft mit Dänemark. Nach dem für die Hanse verhängnisvollen Fall von Antwerpen im Jahre 1585 hatte sich der holländische Handel in der Ostsee so stark entwickelt, daß 1666 nicht weniger als ¾ des Kapitals der Amsterdamer Börse im Ostseehandel, „der Herzader der nationalen Wohlfahrt", steckten. Die Zahl der den Sund damals jährlich passierenden holländischen Schiffe überschritt weit die tausend. Zugleich wußten sich die Nürnberger Kaufleute nunmehr auf dem Landwege über Leipzig, Posen und Kowno in den Besitz der Handelsgüter des europäischen Ostens zu setzen, während sie vorher in und über Lübeck dieselben Güter bezogen hatten. Die allmählich immer kleinlicher werdenden Beschränkungen des Verkehrs fremder Kaufleute in den Hansestädten zeigten gerade hier eine ihrer verhängnisvollen Wirkungen: Der Nürnberger Kaufmann des 16. Jahrhunderts zog sich aus ihnen zurück und fand über Land von der Hanse unabhängige Zugangswege. Nach Posen brachte er zur gleichen Zeit Tuche aus Maastricht und Mecheln: die Hauptachse des hansisch-lübischen Handelsverkehrs war also von beiden Endpunkten her zu Lande umgangen. In der Konzentration des osteuropäischen Pelzhandels auf dem Leipziger Brühl hat dieser Umgehungsvorgang einen sehr bedeutsamen Niederschlag hinterlassen.

Zu alledem kamen bedenkliche innere Spannungen. Das Überhandnehmen von Stapelpolitik und Beschränkung auch des Handels hansischer Gäste in den einzelnen Hansestädten selbst hatte die alte Einheit untergraben und eine Politik von Hansestadt gegen Hansestadt ermöglicht. Jetzt zeigten sich die bedenklichen Folgen der seit etwa 1400 eingeschlagenen defensiven hansischen Wirtschaftspolitik. Zu sehr war der hansische Kaufmann in Abhängigkeit geraten von Sonderinteressen und vom örtlichen Zunft- und Krämergeist. Es war ein harter Schlag für Lübeck, als Riga um 1460 nicht nur für die Fremden, sondern auch für die hansischen Kaufleute den freien Verkehr in Riga und die Dünafahrt sperrte. Das Ziel späthansischer Politik war gewesen, den fremden Kaufmann an die deutschen Küstenstädte zu binden. Nun wandte sich — so bei Riga — diese Politik gegen die Hansen selbst. Zudem regte sich nicht nur im Auslande, sondern auch im Inlande, wie z. B. in Nürnberg, energischer Widerstand gegen den Versuch der hansischen Städte, sich an den Mündungen der großen Flüsse wie eine Scheidewand zwischen Ausland und Innerdeutschland zu schieben. In der Tat, die hansischen Auslandsprivilegien, einst der Dank Westeuropas für die Herstellung der Verbindung mit dem Osten, hatten ihren Sinn verloren. Man braucht sich nicht zu wundern, daß weder ein Gustav Wasa noch eine Elisabeth — aber auch eine Stadt wie Nürnberg — kein Verständnis mehr hatten für eine jetzt einseitig erscheinende Begünstigung des hansischen Kaufmannes ohne Gegenseitigkeit. Auch in den westlichen und nördlichen Ländern war an eine Aufrechterhaltung der alten einseitigen Begünstigungen des hansischen Kaufmannes in einer Zeit nicht mehr zu denken, wo die Fürsten dieser Länder es vorzogen, die wirtschaftlichen Kräfte des eigenen Landes auszubilden, statt durch Abgaben von fremden Kaufleuten für die ihnen erteilten Handelsprivilegien ihre Kasse zu füllen. Das gilt vor allem vom England der Königin Elisabeth. Sie förderte mit vollem

Verständnis die englische Kaufmannschaft, als sie nun offensiv vorging und unter geschickter Ausnutzung der in der Hanse selbst groß gewordenen Sonderpolitik über Hamburg noch im 16. Jahrhundert den Weg fand bis hinunter nach Nürnberg. Dazu erwiesen sich die eigenen Machtmittel der auf sich selbst angewiesenen und in sich selbst allmählich zerfallenden Hanse den aufkommenden geschlossenen Nationalstaaten des europäischen Nordens und Westens gegenüber als gänzlich unzureichend. Hinter ihr stand nicht das Reich als schützender Nationalstaat; aber auch wirtschaftlich war kein fester Zusammenhang mit dem Reichskörper vorhanden. Die Stunde der Hanse war vorüber, wenn auch die gute kaufmännische Tradition in den Hansestädten sich erfolgreich in anderen, bescheideneren Aufgaben durch trübe Jahrhunderte hindurch zu behaupten vermochte. —

Ein solcher knapper Überblick über Werden, Blühen und Vergehen der Hanse war notwendig, um ihrer Stellung innerhalb der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte Europas gerecht werden zu können. Vom Standpunkte der historischen Geographie ist jene nur scheinbar einheitliche, in Wirklichkeit so überaus kontrastreiche Zeitspanne, die wir noch immer mit dem Worte Mittelalter zu bezeichnen pflegen, als Übergangsperiode umschrieben worden. An ihrem Anfange liege der Schwerpunkt Europas im Mittelmeergebiete, zu ihrem Ende auf der atlantischen Seite von der Ostseeküste bis zum Golf von Biscaya. Die allmähliche Umwandlung zu diesem neuen Zustande sei der eigentliche geschichtliche Inhalt des Mittelalters gewesen. Von solchen Gesichtspunkten aus vermag man am ehesten der Bedeutung der Hanse gerecht zu werden. Vor ihrem Aufkommen endeten höchst bezeichnend die bis dahin wichtigsten, untereinander zusammenhangslosen Verkehrswege in den Zentren der antiken Welt: die Linie England—Rheintal—Italien in Rom; die Linie Finnischer Meerbusen—Schwarzes Meer in Byzanz. Zwischen den Zentren beider Gebiete von Nowgorod nach Brügge über Lübeck die verbindende Brücke geschlagen zu haben, mehr noch, auf dieser Linie ein Warenaustauschsystem großen Stiles organisiert zu haben, das ist das bleibende, aus der Geschichte Europas nicht auszulöschende Verdienst der deutschen Hanse. Durch sie erst kamen der hochentwickelte europäische Westen und der rohstoffreiche, an Kulturgütern arme Nordosten Europas in enge Berührung, die Nordeuropa immer mehr zu einer zwar differenzierten, aber dennoch geschlossenen großen Wirtschaftsgemeinschaft zusammenwachsen ließ. Wie das Rückgrat des ganzen hansischen Handels der Zwischenhandel von Nowgorod nach Brügge war, so hat diese hansische Mittlertätigkeit erst Deutschland jene charakteristische Mittlerstelle im europäischen Wirtschaftsleben gegeben, die ein gesundes Europa nimmermehr wird entbehren können. Aber nicht nur wirtschaftliche Werte hat die Hanse vermittelt. Gewiß, die Ruinen stolzer Kirchen in Wisby auf Gotland und die imponierenden Reste des gewaltigen Backsteindomes in Dorpat sind als stolze Bauten zu einer Zeit erwachsen, als jene Orte unmittelbare Glieder des hansischen Wirtschafts- und Kulturgebietes waren. Dasselbe gilt von den prachtvollen Schnitzaltären lübischer Herkunft in Reval. Wenn aber Dänemark und Schweden noch heute überaus reich sind an den Werken hansisch-lübischer Plastik

aus der Zeit der Wende des 15. zum 16. Jahrhunderts, so liegt hierin die beste Anerkennung und Wertschätzung hansischer Kulturarbeit. Dazu vermittelte Lübeck im 15. Jahrhundert in steigendem Maße die Zufuhr oberdeutscher und auch, über Nürnberg und Frankfurt, norditalienischer Kunsterzeugnisse und Qualitätswaren nach dem skandinavischen Norden: das auch in Schweden hochgeschätzte Qualitätspapier norditalienischer Papiermühlen, das wegen seiner Feinheit beliebte Nürnberger Pergament, Erzeugnisse der Nürnberger Messing- und Silberindustrie, kostbare italienische Brokate und Samtstoffe, Gewürze, endlich Erzeugnisse der Nürnberger Buchdruckerei.

Die Erkenntnis der gewaltigen Leistung, welche die deutsche Hanse innerhalb der ganzen europäischen Gemeinschaft vollbracht hat, vermittelt zugleich am besten das Verständnis für das, was sie an bleibenden Werten der Geschichte ihres Ursprungslandes hinterlassen hat. Was der hansische Kaufmann durch seine herrschende Stellung in jenem Mittlerverkehr von Osten nach Westen an Reichtum und politischem Ansehen gewann, kam zum mindesten ganz Norddeutschland unmittelbar zugute. Dem Auslande gegenüber fühlten sich die Kaufleute östlicher wie westlicher Hansestädte gemeinsam als der d e u t s c h e Kaufmann. Es soll der Hanse unvergessen bleiben, daß beim ersten Auftreten des Namens der Städte „van der dudeschen hanse" unter diesem Begriffe die Städte vom Rhein bis hinauf nach Riga und Reval zusammengefaßt wurden. Für die Entwicklung unseres deutschen Volkstums kommt der Hanse daher das Verdienst zu, daß sie zum ersten Male das deutsche Bürgertum im nördlichen Altdeutschland und im nördlichen Kolonialdeutschland jenseits der Elbe zusammengefaßt hat zu einer völkischen Einheit mit aktiven wirtschaftlichen und kulturellen Aufgaben. In einer Zeit, wo so mancher irre zu werden droht an den politischen Fähigkeiten seines eigenen Volkstums, mag die Hanse und ihre Geschichte Zeugnis ablegen von glänzenden politischen Fähigkeiten, die deutsches Bürgertum unter schwierigsten Umständen durch Jahrhunderte hindurch bewiesen hat. Je tiefer man in den Anfängen hansischer Geschichte heimisch wird, um so mehr wird man zur Bewunderung der kraftvollen Urwüchsigkeit dieser Bewegung einerseits, ihrer weitschauenden autonomen politischen Leitung andererseits gezwungen. Wenn man bedenkt, daß kaum 40 Jahre nach der Gründung Lübecks bereits Wisby und Riga von Lübeck aus gegründet worden waren, so kann man sich dem Eindruck der ungeheuren Energie, aber auch des wirtschaftlichen und politischen Weitblicks diesen Tatsachen gegenüber kaum entziehen. Mit aller Kraft konzentrierte sich das politische und wirtschaftliche Wollen jener Männer, welche die Gründung Lübecks durchgeführt hatten, auf das eine Ziel: den gesicherten Zugang zu gewinnen zum äußersten Nordosten, zu Nowgorod. Nicht um die Gründung einer Stadt neben anderen handelte es sich bei Lübecks Gründung, sondern um den bewußten Beginn eines weitschauenden politischen Programms, das zunächst die Gewinnung der wirtschaftlichen Vorherrschaft in der Ostsee bedeutete. In der klaren Erkenntnis, daß auf der deutschen städtischen Siedlung und der Bindung des kaufmännischen Lebens an diese Städte die Überlegenheit des deutschen Kaufmanns beruhte, begann die

wirtschaftliche Eroberung der Ostsee mit der Gründung Lübecks an ihrer südöstlichen Ecke. Und mit unwiderstehlicher Gewalt wurde sie in schnellem Vorstoßen deutscher Städtesiedelungen über das ganze Ostseebecken hinweg erfolgreich zum Abschluß gebracht. Kaum war dieses erste Ziel erreicht, so wandte sich das politische Wollen Lübecks mit nicht minderer Kraft und nicht minderer Gewandtheit einer anderen Aufgabe zu; nunmehr galt es, an den Hauptplätzen des hochentwickelten europäischen Westens unter möglichst günstigen Bedingungen den sicheren Anschluß für eine nutzbringende Verwertung jener Warenmengen zu gewinnen, welche als bleibende Frucht der Ostseepolitik zur Verfügung standen. Im Abschluß der Verträge mit Brügge und den flandrischen Machthabern wurde auch diese Aufgabe glücklich gelöst. Die Linie Nowgorod—Brügge mit Lübeck als ihrem gegebenen natürlichen Mittelpunkte war gewonnen. Nicht weil sie aus wirtschaftsgeographischen Gesichtspunkten heraus gewissermaßen so hätte ganz von selbst werden müssen. In den Jahrhunderten vorher hatten dieselben wirtschaftsgeographischen Voraussetzungen ebensogut bestanden. Erst jenes weitschauende, energische, in der Wahl seiner Mittel jedoch zugleich maßvolle politische Wollen, das Lübeck schuf und von Lübeck aus weiter wirkte, hat die Linie Nowgorod—Brügge zum bleibenden Träger eines weltgeschichtlich bedeutsamen Geschehens gemacht.

Dieses politische Wollen und Können arbeitete weiter von Generation zu Generation, in ruhiger Gleichmäßigkeit und Einheitlichkeit. Die autonome Ratsverfassung, wie sie am reinsten, frühesten und unabhängigsten gerade in Lübeck sich hatte entwickeln können, erwies sich als vortrefflich geeignete Trägerin einer Staatskunst solcher Art. Sie bedurfte nicht immer politischer Persönlichkeiten alles überragender Art; nur wenige Namen hansischer Staatsmänner sind allgemein bekannt geblieben, wie etwa jener Lübecker Bürgermeister Hinrich Castorp, welcher zu Anfang der siebziger Jahre des 15. Jahrhunderts mit meisterhafter Überlegenheit die englische Diplomatie in den Verhandlungen zu Utrecht aus dem Sattel hob. In den Ratsstuben saß immer eine genügende Zahl von Männern, welche die Tradition der einmal eingeschlagenen, auf der klaren Erkenntnis der Grundlagen des Vorhandenen und der Grenzen des Möglichen beruhenden Politik weiter fortführten. Dieselben Männer waren aber zugleich durch ihre Tätigkeit als Kaufleute, durch die damit verbundenen Reisen und Aufgaben immer wieder zur Initiative, zu Entschlußfähigkeit und vollem Verantwortlichkeitsgefühl erzogen worden. Daher die bewundernswerte Verbindung von ruhigem Weiterverfolgen der großen politischen Ziele mit gewandter Geschmeidigkeit im Einzelfalle, welche hansische Politik durch die Jahrhunderte auszeichnet. Nach außen und nach innen hat diese Staatskunst immer wieder Erfolge errungen, die um so imponierender sind, wenn man die Bescheidenheit der hinter ihr stehenden Machtmittel und die Stärke der zu überwindenden Widerstände gegeneinander abwiegt. Die an sich außerordentlich gefährlichen politischen Konstellationen und Kombinationen im skandinavischen Norden oder in Flandern oder im Reibungsgebiete englisch-französischer Interessen hat diese Staatskunst schließlich doch zur Förderung der eigenen politischen Ziele auszunutzen ver-

standen. Unscheinbarer und doch der Beachtung wert sind Lösungen innerpolitischer Aufgaben, wie sie die selbe Ratspolitik gefunden hat. Hier wäre zu nennen eine großzügige Erwerbspolitik von grundherrlichen Rechten oder von ganzen Dörfern, die Lübeck zur Sicherung der Ernährung der Stadt wie zur Belebung ihres Getreidehandels seit dem 13. Jahrhundert an der Süd- und Westküste der Ostsee begann; oder auch die geschickte politische Vorbereitung des Baues des Stecknitzkanals, der seit dem Ende des 14. Jahrhunderts Trave und Elbe, also Ostsee und Nordsee, miteinander verband. Vor allem ist hier zu erinnern an die gesamte innere Bündnispolitik der Hanse. Als seit dem ausgehenden Mittelalter der Rentner den Kaufmann im Ratsstuhle zu verdrängen begann, als dieser Rentnerratsherr den engherzigen Sonderinteressen der Krämer und Handwerker gegenüber gar zu nachgiebig wurde, trat auch hier eine gewisse Erstarrung ein; aber erst dem Volksmann Jürg Wullenweber war es vorbehalten, Lübeck zu Anfang des 16. Jahrhunderts überstürzt in kriegerische Verwicklungen von einem Umfang hineinzutreiben, wie sie die hansische Staatskunst der besten Zeit geradezu grundsätzlich vermieden hatte.

Es wäre historischer Betrachtungsweise unwürdig, diesen hansischen Stadtrepubliken des deutschen Mittelalters und ihren diplomatisch-politischen Leistungen volle Anerkennung nur deshalb versagen zu wollen, weil sie unter aristokratischer Führung ganz bestimmter, im Wirtschaftsleben führender Kreise ihrer Bevölkerung ihr Bestes geleistet haben. Nicht minder verfehlt wäre es, die historisch bedingte Form dieser Staatsgebilde als dauernd vorbildlich hinstellen zu wollen. Verfehlt wäre es auch, die Hanse deshalb zu tadeln, weil sie vorwiegend Wirtschaftspolitik getrieben hat. Bei den eigentümlichen staatlichen Verhältnissen Deutschlands seit der Stauferzeit blieben den norddeutschen Städten andere als wirtschaftspolitische Ziele versagt. Eher verdienen diese Städte Anerkennung dafür, daß sie klar erkannten, was ihnen möglich und was ihnen nützlich war, und daß sie in dieser Beschränkung dann ihr Bestes leisteten. Zudem hat die Verbindung zwischen der Pflege privatwirtschaftlicher Interessen und der politischen Leitung ein Verantwortlichkeitsgefühl erzeugt, das die privatwirtschaftlichen Interessen in gebührenden Schranken hielt. Hier lag ein kräftiger Schutz gegen ein Ausarten in extremen Mammonismus oder Profitgeist. Am wenigsten aber kann man die Hanse wegen ihrer Staatenlosigkeit tadeln; deren Ursachen liegen in der verhängnisvollen italienischen Politik des deutschen Königtums. Bewundernswert ist vielmehr, daß diese Leute trotz allem immer wieder den Mut und die Kraft fanden, sich zu behaupten.

Eine ruhig prüfende Geschichtsbetrachtung wird gerade in den trüben Zeiten, die deutsches Volkstum augenblicklich schlimmer denn je durchzumachen hat, mit einem Gefühle der Freude feststellen dürfen, daß dieses deutsche Volkstum sich in langen Jahrhunderten seiner Geschichte als politisch hervorragend befähigt bewiesen hat. So gewinnt die Hanse gerade in diesem ihrem historischen Vermächtnis im Augenblick nationale Bedeutung von eigenartigem Reiz und Wert.

Noch eine andere Hinterlassenschaft der Hanse beginnt seit den letzten Jahren erst wieder lebendig zu werden im Bewußtsein der deutschen Gegenwart. Das sind

die Zeugnisse ihrer Kulturhöhe. Die Zeiten dürfen endgültig vorüber sein, wo bei der angeblichen Besprechung hansischer Kulturgeschichte die sogenannten hansischen Spiele in Bergen besonders breit behandelt wurden. Ein durch die Zufälligkeit späterer Berichte weitläufig überlieferter und ausgemalter Mißbrauch in der Art, wie sich die jungen Kaufleute späterer Zeit in Bergen ihre müßige Zeit vertrieben, hat mit hansischer Kultur nichts zu tun. Wer von ihr einen Hauch spüren will, der trete vor die Türme der Lübecker Marienkirche, wie sie bereits 150 Jahre nach der Neugründung der Stadt trotzig und selbstbewußt gen Himmel ragten. Oder er lasse die Raumverhältnisse der Schiffe jener gotischen Backsteinkirchen auf sich wirken, wie sie im 14. Jahrhundert die Bürgerschaften der einzelnen Hansestädte im bewußten Wettstreit miteinander höher und höher führten. Oder er gehe endlich durch die Tore und Straßen alter Hansestädte und fühle etwas von dem Wandel, den das Aufeinanderfolgen von Perioden ganz verschiedener psychischer Haltung auch in der Architektur zurückgelassen hat. Nur auf ein kulturgeschichtlich wichtiges Ergebnis der hansischen Entwicklung sei noch verwiesen. Ganz neuerdings hat die Kunstgeschichte die Zahl der bisher bekannten Bilder hansischer Kaufleute wesentlich vermehren können. Es ist ein Menschentyp von besonderer Haltung, erwachsen aus jenen besonderen Verhältnissen heraus, welche dem Kaufmann ein solches Maß von Freiheit und Selbständigkeit, zugleich aber auch von Verantwortlichkeit zuteil werden ließen. Es ist kein Zufall, wenn auch heute noch der hansische Kaufmann sich in Lebens- und Anschauungsweise abhebt von dem Kaufmann in deutschen Städten anderer oder jüngerer Tradition. . . .

Erst nach Erlangung seiner staatlichen Einigung hat das deutsche Volk, gestützt auf die Machtmittel des neuen Deutschen Reiches, eine aktive Wirtschaftspolitik über See in Anknüpfung an die hansischen Hinterlassenschaften wieder aufnehmen können. Über den gewaltigen Aufschwung der Nordseeplätze Hamburg und Bremen trat dabei die wirtschaftliche und politische Bedeutung der Ostsee im Bewußtsein der Masse des Volkes über Gebühr zurück. Die Ereignisse des Weltkrieges ließen es aber wieder voll zum Bewußtsein kommen, daß der feste Rückhalt deutscher Seegeltung immer noch, wie in den besten Zeiten deutscher Hanse, in der Ostsee lag. Seit dem Niedergang der russischen Seemacht im Kriege mit Japan hatte Deutschland in der Ostsee wirklich die Seeherrschaft und damit die Freiheit und Möglichkeit, seinen Ostseehandel auch im Kriege betreiben, ja vergrößern zu können. Diese deutsche Seeherrschaft bedeutete keine Gefahr für die Randländer der Ostsee. Ganz im Gegenteil hat in dem Vorhandensein einer starken, kampfbereiten deutschen Ostseeflotte die einzige wirkliche Garantie für die Neutralität dieser Ostseestaaten gelegen. Wenn im Jahre 1916 der englische Vorstoß an die Ostküste der Nordsee sich an dem erfolgreichen Widerstand der deutschen Flotte brach, so war England damit zum mindesten die Möglichkeit genommen, die Frage der Neutralität der Ostseeländer, namentlich Dänemarks, in eine akute Krisis hinüberzuführen.

Wieder ist wie in den Tagen der ausgehenden Hanse deutsche See- und Wirtschaftsmacht in ihrer Basis, in der Ostsee, bis ins Mark getroffen. Nur folgten

dieses Mal höchste Kraftentfaltung und tiefste Ohnmacht mit einer Schnelligkeit aufeinander, wie sie hansischer Geschichte unbekannt blieb. Waren einst die Holländer die Erben hansischer Wirtschaftsmacht in der Ostsee, so scheint jetzt zunächst England der Löwenanteil zufallen zu sollen. Aber schon sind die Anzeichen unverkennbar, daß der wahre Sieger auch hier nicht eine der am Kampfe beteiligten europäischen Mächte ist, sondern daß Europa in dem furchtbaren Ringen sein eigenes Schicksal in ähnlicher Weise besiegelt hat, wie einst die griechischen Stadtstaaten, als sie in selbstzerfleischenden Kriegen ihre Kräfte zerrieben. Damals verschob sich der politische Schwerpunkt der alten Welt von der Balkanhalbinsel hinüber nach Italien, nach Rom; dieses Mal, in unendlich größeren Verhältnissen, von Europa hinüber zu den Vereinigten Staaten von Amerika. Im Frühjahr des Jahres 1920 lagen amerikanische Kriegsschiffe auf derselben Travemünder Reede, welche der Ausgangspunkt lübisch-hansischer Geschichte gewesen war. Hatten amerikanische Mittel und amerikanische Truppen den Ausschlag gegeben im Kampfe gegen die Mittelmächte, so verlangt der wahre Sieger jetzt seinen Lohn von seinen Verbündeten. Schon aber greift amerikanischer wirtschaftlicher Ausdehnungsdrang auch hinüber in das Wirtschaftsleben der neutralen europäischen Staaten, namentlich der skandinavischen; und zwar mit einer Kraftanspannung, daß von ihr der wirtschaftliche Bau auch dieser Länder bedroht erscheint. Die Frage ist also die: Soll Europa, soweit es sich nicht wie England und Frankreich auf großen eigenen Kolonialbesitz wirtschaftlich stützen kann, widerstandslos der wirtschaftlichen Expansion Amerikas sich unterordnen? Oder soll es seine wirtschaftliche Selbständigkeit und damit auch die Grundlagen seiner aufs schwerste gefährdeten geistigen Kultur mit allen Mitteln zu behaupten versuchen? Jeder Versuch einer europäischen Selbstbehauptung ist aber aussichtslos, solange die Mitte Europas mit allen Mitteln künstlich niedergehalten wird, solange das Gewissen Europas es zuläßt, daß die Schicksale des deutschen Siebzig-Millionen-Volkes einzig und allein bestimmt werden nach den maßlos überspannten, in der eigenen Volkskraft aber unbegründeten europäischen Herrschaftsansprüchen seines westlichen Nachbars. Erlangt Deutschland nicht mehr jenen Grad von politischer und wirtschaftlicher Freiheit, der es allein zur Ausübung seiner in der Hansezeit begründeten Mittlerstellung zwischen den Völkern Europas befähigt, dann ist der Körper Europas dem Siechtum verfallen.

Nicht imperialistische Vorherrschaft, aber Gleichberechtigung unter den Völkern Europas ist das Ziel deutschen politischen Wollens. Gerne gedenken wir Deutsche jener Worte, welche Wilhelm von Humboldt im Dezember 1813 niederschrieb: „Deutschland muß frei und stark sein, nicht bloß, damit es sich gegen diesen oder jenen Nachbar oder überhaupt gegen jeden Feind verteidigen könne, sondern deswegen, weil nur eine auch nach außen hin starke Nation den Geist in sich bewahrt, aus dem auch alle Segnungen im Innern strömen; es muß frei und stark sein, um das notwendige Selbstgefühl zu nähren, seiner Nationalentwicklung ruhig und ungestört nachzugehen, und die wohltätige Stelle, die es in der Mitte der europäischen Nationen für dieselben einnimmt, dauernd behaupten zu können."

Die auswärtige Politik Friedrichs des Großen

Von

Gustav Berthold Volz

„Über große Entwürfe" — so lautet die Überschrift eines Abschnittes, den Friedrich der Große im Rahmen seines Politischen Testamentes von 1752 der Führung der äußeren Politik gewidmet hat[1]). Es handelt sich für ihn um die grundsätzliche Frage: Liegt es in der Macht des Staatsmannes, nach seinen Plänen Ereignisse herbeizuführen und auf die Zukunft gestaltend einzuwirken? Oder soll er sich darauf beschränken, den günstigen Augenblick abzuwarten und zu erfassen? Friedrich entscheidet sich für das letztere. Er warnt vor allzu ausschweifenden Entwürfen, indem er sich dafür auf zahlreiche historische Beispiele beruft, aus denen wir nur aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts kurz die mißglückten Versuche einer vorgreifenden friedlichen Regelung der Thronfolge in Spanien, Polen und Österreich anführen, die dem Ausbruch von Erbfolgekriegen doch nicht vorzubauen vermochten. Er erklärt, der Zufall spiele eine allzu große Rolle; den Menschen sei der Einblick in die Zukunft und die Einwirkung auf diese verwehrt. Und so stellt er als goldene Regel den Satz auf: Die Kunst des Staatsmanns besteht viel mehr in der Ausnützung günstiger Konjunkturen als darin, sie langer Hand vorzubereiten. Daher verwirft er alle Verträge, die vorgreifend sich auf ferne Ereignisse beziehen, und empfiehlt die Politik der freien Hand. Es gilt nach ihm, den Eintritt des Ereignisses abzuwarten und alsdann nach Zeit, Ort und Lage der Dinge seine Entschließung zu fassen. So habe er es 1740 gehalten und sei dabei gut gefahren.

Mit diesen Ausführungen stellt der König einen neuen Gesichtspunkt für die Beurteilung seiner eigenen Politik auf. Betrachten wir daraufhin die Hauptereignisse seiner Regierung.

Die Erwerbung Schlesiens

Mit der Regelung der Erbfolge in seinem Hause durch die Pragmatische Sanktion vom 19. April 1713, durch die Kaiser Karl VI. seinen Töchtern das Erbrecht sicherte, und mit der damit verbundenen Erklärung der Unteilbarkeit der österreichisch-ungarischen Monarchie annullierte er alle früheren Hausgesetze und damit alle

[1]) Vgl. „Die Politischen Testamente Friedrichs des Großen", herausgegeben von G. B. Volz, S. 57—59 (Berlin 1920). Sie bilden mit der „Politischen Correspondenz Friedrichs des Großen" (P. C.), die im 38. Bande das Jahr 1776 abschließt, die Grundlage dieser Darstellung. Der P. C. entstammen alle nicht näher nach Druckort bezeichneten Zitate.

fremden Ansprüche, wie sie Bayern und Sachsen erheben konnten, deren Fürsten mit den Töchtern Josephs I., des älteren Bruders Karls, vermählt waren. So kam es, daß die Rechtsgültigkeit jenes Grundgesetzes schon bei seinen Lebzeiten heftig umstritten wurde, vor allem von Bayern und Sachsen.

Aber auch Preußen hatte an einen Teil der österreichischen Monarchie, auf mehrere schlesische Herzogtümer, Ansprüche besessen. In seiner politischen Notlage hatte sich der Große Kurfürst, als er sich 1686 mit Österreich verbündete, zum Verzicht auf sie gegen Einräumung des Kreises Schwiebus verstanden. Und damit das Bündnis zustande käme, hatte sich der damalige Kurprinz und nachmalige König Friedrich I. in geheimem Reverse zur Rückgabe dieser Herrschaft verpflichtet. In der Tat erfolgte sie 1695, und Preußen ward mit der Anwartschaft auf Ostfriesland entschädigt. Friedrichs Sohn, König Friedrich Wilhelm I., betrachtete damit die Ansprüche auf Schlesien als erloschen; so bezeugt es sein Politisches Testament. Auch sein Minister, Graf Podewils, rechnet in einer politischen Denkschrift aus der Mitte der 30er Jahre lediglich mit den Ansprüchen auf Ostfriesland und auf die Herzogtümer Jülich-Berg [2]), deren Schicksal zur nahen Entscheidung stand, da der letzte Kurfürst aus der Linie Pfalz-Neuburg, Karl Philipp, betagt und ohne männliche Erben war.

Auf die Sicherung der pfälzischen Erbschaft war daher allein die Politik Friedrich Wilhelms I. bedacht, sowohl in seinem Bündnis, das er 1725 mit England und Frankreich schloß, wie in dem mit Österreich von 1728. Trotz kaiserlicher Zusicherung drohte auch diese Erbschaft seinen Händen zu entgleiten, bis er sich 1739 mit Frankreich verständigte, um wenigstens aus dem Zusammenbruch seiner Politik zu retten, was noch zu retten war. In diesem Vertrage von 1739 war auch der Abschluß eines Bündnisvertrages in Aussicht genommen, da Friedrich Wilhelm, vom Kaiser um seine Hoffnungen betrogen, sich in Frankreichs Arme zu werfen gedachte.

So schien am preußischen Hofe der Gedanke an alle schlesischen Ansprüche vergessen. Mit dem Minister Ilgen († 1728) schien ihr letzter Schildhalter dahingegangen. Doch in zwei Persönlichkeiten lebten sie fort: in dem alten Kanzler Ludewig in Halle, der auf Ilgens Mahnung in der Stille die alten Dokumente sammelte, die Preußens Ansprüche begründeten, und in Kronprinz Friedrich.

Das kühne und weitgreifende Programm, das dieser als 19jähriger Prinz in einem Schreiben an seinen Jugendfreund Natzmer für die Vergrößerung der preußischen Monarchie aufstellt [3]), enthält Schlesien nicht. Auch die politische Diskussion in seinem Briefwechsel mit dem Minister und Feldmarschall von Grumbkow dreht sich im wesentlichen nur um die jülich-bergische Erbschaft. Indessen kommt, obwohl nur flüchtig, der Tod des Kaisers zur Sprache. Friedrich bezeichnete einmal den Eintritt dieses Ereignisses als Österreichs Schicksalsstunde: „Die Lage, in der sich das Haus Österreich befindet, ist sehr kritisch. Stirbt heut oder morgen der

[2]) Vgl. Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, Bd. 31, S. 65.
[3]) Vgl. Œuvres de Frédéric le Grand, Bd. 16, S. 1 ff. (Berlin 1850).

Kaiser, was für Umwälzungen wird die Welt erleben! Jeder wird seinen Anteil an der Beute haben wollen, und man wird ebensoviel Parteien sehen, als es Herrscher gibt" (24. März 1737). Dann aber gedenkt er der Rolle, die vor allem Frankreich, der traditionelle Gegner des Hauses Habsburg, bei diesem Ereignis spielen wird, indem er schreibt: „Die Wiener Nachrichten stellen ein trauriges Prognostikon für Deutschland im Fall des Ablebens des Kaisers. Frankreich kann sich kein besseres Spiel wünschen; was kann ihm für die Ausführung der ehrgeizigen Pläne, die ein Richelieu und ein Mazarin nicht zur Vollendung zu bringen vermochten, Besseres begegnen, als daß die Reichsfürsten im Hader liegen und Wien gegen Wien konspiriert?" (23. Juli 1738)[4]. Noch eingehender beschäftigt er sich mit Frankreich in einer Flugschrift, die er im Januar 1739 über die damalige europäische Lage als Weckruf an die deutschen Fürsten verfaßte. Er schildert ausführlich die auf die Weltmonarchie gerichtete französische Politik. Frankreich, so sagt er, überstürze nichts, behalte seine Pläne stets im Auge und erwarte alles von den Zeitumständen. Dann fährt er wörtlich fort: „Das Schicksal scheint für ihre Ausführung das Ableben Seiner Kaiserlichen Majestät bestimmt zu haben. Welcher Zeitpunkt eignete sich mehr dazu, Europa Gesetze zu geben? Welche Konjunktur könnte günstiger sein, um alles zu wagen? Gegenwärtig sind alle Kurfürsten durch ihre Interessengegensätze entzweit. Die einen werden sich Frankreich in die Arme werfen, um Sondervorteile zu erlangen, und das allgemeine Interesse opfern. Andere werden sich um die Kaiserkrone streiten. Wieder andere werden sich um das Erbe des Kaisers die Köpfe spalten oder, von Hoffnungen geschwellt, die große Allianzen in ihnen erwecken, die Fackel des Krieges, Verwirrung und Umsturz überallhin tragen. Die schließlich, die sich der überlegenen Macht des Feindes entgegenstellen könnten, werden nichts unternehmen und ihr Schicksal dem Zufall anheimgeben." Im Rahmen des Bildes, das Friedrich mit diesen Worten von Europa beim Tode des Kaisers entwirft, schildert er indessen nicht nur die Rolle, die Frankreich spielen wird, sondern auch, wie jüngst mit Recht betont worden ist[5], die eigene, die er sich selbst zudachte; denn wer kann zweifeln, daß unter den Kurfürsten, die von Hoffnungen auf „große Allianzen" geschwellt die Fackel des Krieges erheben würden, er sich selbst erblickte? Dabei bleibe dahingestellt, ob er schon damals ernsthaft die Allianz mit dem Versailler Hofe im Auge hatte, wie er sie dann 1741 abschloß.

Das Leben Friedrich Wilhelms I. neigte sich dem Ende zu. Der sterbende König hatte den Ministern befohlen, seinen Nachfolger in die Geschäfte einzuführen. Friedrich äußerte den Wunsch, daß mit der jülich-bergischen Frage und ihrem derzeitigen Stande der Anfang gemacht würde, da diese ihn am meisten interessiere[6]. Zu seinen ersten Regierungshandlungen gehörte, alle Weisungen und Instruktionen zu bestätigen, die sich auf die sofortige Besitzergreifung von Ostfriesland und Berg

[4]) Vgl. Briefwechsel Friedrichs des Großen mit Grumbkow und Maupertuis, herausgegeben von Koser, S. 154 und 180 (Leipzig 1898).

[5]) Vgl. Meinecke, Des Kronprinzen Friedrich „Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe" (Historische Zeitschrift, Bd. 117, S. 42 ff.).

[6]) Vgl. Hohenzollern-Jahrbuch, Bd. 8 (1905), S. 31.

nach Eintritt des Erbfalles bezogen. Sofort auch schickte er Sondergesandte nach London und Versailles, um seine Thronbesteigung anzuzeigen und zugleich diese Mächte wegen eines Bündnisses zu sondieren. Zum Prüfstein ihrer Gesinnung machte er ihre Stellung zu seinen Erbansprüchen auf die jülich-bergische Erbschaft. Doch noch einen besonderen Auftrag erhielt der Oberst Camas, sein Sendbote an den Versailler Hof. Wieder ist es die Haltung, die Frankreich beim österreichischen Thronwechsel einnehmen wird, die Friedrich beschäftigt. Camas soll die Absichten der französischen Regierung feststellen. „Ich bin der Meinung," schrieb der König, „daß alle ihre Pläne darauf gerichtet sind, vom Tode des Kaisers Nutzen zu ziehen. Suchen Sie zu erforschen, ob die Erbfolgefrage sie dazu veranlassen kann, einen Krieg zu unternehmen, oder sagen Sie mir, ob Sie glauben, daß sie eine abwartende Haltung beobachten wird" (11. Juni 1740). Rückten die Bündnispläne weder mit Frankreich noch mit England von der Stelle, da keine beider Mächte ihm Entgegenkommen bewies, so trat er hingegen mit den Russen in Verhandlung, um auch ihre Garantie für das jülich-bergische Erbe zu erhalten, und als man sie ihm verweigerte, um sich, wie er ausdrücklich sagt (13. September 1740), für den Fall den Rücken zu sichern, daß der Pfälzer starb und es über die Erbschaft zu politischen Verwicklungen kam.

Man sieht: den Tod Kaiser Karls behält Friedrich unverwandt im Auge. Er fragt seinen Gesandten in Dresden, welche Pläne Sachsen dafür habe (3. September 1740). Er bemüht sich, die Haltung Frankreichs zu erforschen, aber er bewahrt sich volle politische Handlungsfreiheit. Alle Maßnahmen, die er trifft, beziehen sich lediglich auf den jülich-bergischen Erbfall. Zugleich aber suchte er seine politische Stellung zu stärken durch die Errichtung neuer Truppenteile, indem er, dem im väterlichen Testament ihm erteilten Rate folgend, ja noch darüber hinausgehend, sein Heer um 17 Bataillone Infanterie und ein Husarenregiment vermehrte.

In dieser Lage traf ihn die Nachricht vom Tode Kaiser Karls, der unvermutet am 20. Oktober 1740 starb. Ungeheuer war der erste Eindruck, den sie bei Friedrich hervorrief. „Dies ist der Augenblick", so schrieb er auf das innerste bewegt an Voltaire, „der völligen Umwandlung des alten politischen Systems! Der Stein hat sich gelöst, den Nebukadnezar auf das Bild aus vier Metallen rollen sah, der sie alle vier zerstörte" (26. Oktober) [7]). Mit fast geringschätzigen Worten erklärte er dann am 28. aus Rheinsberg, wo er weilte, dem Grafen Algarotti, er denke an keine Übersiedlung nach Berlin, da eine „solche Kleinigkeit wie der Tod des Kaisers" keine großen Bemühungen erfordere: „Alles war vorhergesehen, alles bestimmt. So gilt es denn nur, die Pläne auszuführen, die ich seit langem im Kopfe gewälzt habe [8])."

Auf das Schreiben des Großherzogs Franz Stephan, des Gemahls Maria Theresias, der ihm das Ableben seines Schwiegervaters anzeigte und um Fortdauer seiner Freundschaft bat, erwiderte Friedrich am 30. Oktober vielsagend: „Dieses

[7]) Vgl. Briefwechsel Friedrichs des Großen mit Voltaire, herausgegeben von Koser und H. Droysen, Bd. 2, S. 54 (Leipzig 1909).
[8]) Vgl. Œuvres, Bd. 18, S. 20.

Ereignis wird unverzüglich ganz Europa in Brand setzen und um so mehr schreckliche Folgen nach sich ziehen, je weniger der Fall vorgesehen war[9])." Die nähere Erläuterung hatte sein Gesandter Borcke zu geben, der dem Großherzog versichern sollte, daß man sich in der Hoffnung auf Preußens Beistand nicht täusche; doch der König, so hatte er hinzuzufügen, müsse durch den Wiener Hof „in den Stand gesetzt werden, etwas für ihn zu tun"; denn ein allgemeiner Krieg werde aufflammen, sobald er Österreichs Partei ergreife: die österreichische Gegenleistung müsse also dieses Risiko aufwiegen (31. Oktober). Schon damit waren Friedrichs Forderungen angedeutet, der sich für Abtretung eines Teiles von Schlesien zur Unterstützung Österreichs bereit erklärte. Von der jülich-bergischen Erbschaft war fortan nicht mehr die Rede, es sei denn, daß sie als Tauschobjekt in die Wagschale geworfen wurde.

Schnell spielten sich nun die Ereignisse ab. In einem Schreiben vom 1. November richtete Friedrich an Podewils die Frage, ob man den Vorteil ausnutzen solle, in dem man sich befinde. „Ich bin", wiederholte er wie an Algarotti, „mit meinen Truppen und sonst allem bereit." Nehme er seinen Vorteil nicht wahr, so halte er in seinen Händen ein Gut, dessen Nutzwert er verkenne; im andern Falle werde man sagen, daß er sich seiner Überlegenheit über seine Nachbarn mit Geschick zu bedienen wisse. Stand damit für den König der Entschluß fest, die Gunst des Augenblicks zur Erwerbung Schlesiens auszunutzen, so hatte der Minister noch schwere politische Bedenken geltend zu machen, besonders gegen die Absicht Friedrichs, vor Eröffnung der diplomatischen Verhandlung in Wien Schlesien selbst militärisch zu besetzen. Die Entscheidung wurde vor allem durch die Nachricht beschleunigt, daß der bayrische Hof bereits seine Ansprüche in Wien anmelde. Daraufhin schrieb Friedrich hocherfreut am 6. dem Minister: „Der Bayer will für mich vom Leder ziehen"; das bestärke ihn nur in seinen Vorsätzen. Am selben Tage erhielt der Kanzler Ludewig Befehl, den Entwurf der preußischen Ansprüche auf Schlesien zu Papier zu bringen. Schon am folgenden Tage ergingen die Orders zur Mobilmachung an die Regimenter. „So Gott will," erklärte Friedrich am 7., „werden meine Truppen Anfang Dezember in Marsch sein, und ich hoffe, daß alles nach Wunsch geht." Die Instruktion für Borcke, die Friedrichs Angebot und seine Forderung der Abtretung schlesischer Gebiete enthielt, erging am 15. November, mit dem Befehl, sobald das preußische Heer in Schlesien eingerückt sei, die Verhandlung zu eröffnen.

Allein alle Versuche, mit Österreich zu friedlicher Verständigung zu gelangen, scheiterten an dem unbeugsamen Widerstand, den Maria Theresia den preußischen Forderungen entgegensetzte. So mußte das Schwert entscheiden. Es kam zum ersten blutigen Zusammenstoß bei Mollwitz. Nunmehr wandte sich der König den Antipragmatikern zu, den Franzosen, Bayern und Sachsen, und schloß Anfang Juni 1741 mit Frankreich ein Bündnis. Ein Jahr später folgte der Breslauer Friede, der ihm den Besitz Schlesiens eintrug.

[9]) Das Schreiben des Großherzogs vom 21. Oktober im Geh. Staatsarchiv zu Berlin; die Antwort des Königs ist abgedruckt in den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Bd. 141, S. 50 (Wien 1899).

Der Ursprung des Siebenjährigen Krieges[10]).

Dem großen Kampfe, den König Friedrich im Sommer 1756 gegen Österreich eröffnete, gingen schwere Sturmboten voraus. Einmal der Streit zwischen England und Frankreich über ihre amerikanischen Kolonien, der bereits 1755 zu offenen Feindseligkeiten, im Mai 1756 zur englischen Kriegserklärung führte und nun auch den Frieden des Kontinents bedrohte. Sodann vollzog sich im europäischen Staatensystem ein Wandel, der eine neue Gruppierung der Mächte zur Folge hatte. Wie kam es dazu?

Im Sommer des Jahres 1755 war es, daß König Friedrich dem mit ihm verbündeten Versailler Hofe zum Angriff auf Hannover riet. Hannover bildete den schwachen Punkt der militärischen Aufstellung Englands, das Frankreich, dem Gegner zur See unterlegen, hier an empfindlichster Stelle treffen konnte. Hannover war ferner das alte Stammland Georgs II., der an diesem mit ganzer Seele hing. Die hannöverschen Interessen beherrschten seine Politik, und so lag es auf der Hand, daß die Bedrohung Hannovers ein starkes Argument für die Erhaltung des Friedens gebildet hätte. Indessen ging Frankreich nur halb auf Friedrichs Vorschlag ein, indem es zwar den Gedanken des Angriffs auf Hannover annahm, aber ihm dessen Ausführung zumutete. Der König lehnte dieses Ansinnen kurz ab, um nicht selbst in den Krieg verstrickt zu werden. Da tauchte eine neue Gefahr auf, die die Lage noch kritischer gestaltete.

Schon lange schwebten zwischen England und Rußland Subsidienverhandlungen; sie näherten sich jetzt dem Abschluß. Der König war überzeugt, daß die Russen, die seit 1746 mit Österreich gegen ihn verbündet waren, ohne das englische Geld zu politischer Ohnmacht verurteilt seien. So trat er denn zunächst durch Vermittlung des Braunschweiger Hofes und, als jener Subsidienvertrag geschlossen war, unmittelbar mit England in Verhandlung. Das Ergebnis bildete die Konvention von Westminster (16. Januar 1756), in der die Neutralität Deutschlands für den englisch-französischen Krieg festgesetzt wurde. Jede Einmischung Rußlands schien nunmehr ausgeschlossen, Österreich der russischen Unterstützung beraubt und damit der Friede für das Festland gesichert.

Während Friedrich mit England verhandelte, hatte der österreichische Staatskanzler, Graf Kaunitz, bereits den Hebel angesetzt, um die französisch-preußische Allianz, deren Erneuerung schon ins Auge gefaßt war, zu sprengen. Frankreich entglitt den Händen Friedrichs und verbündete sich in der Versailler Defensivallianz vom 1. Mai 1756 mit Österreich. Für ihre Offensivpläne gegen Preußen fand Maria Theresia freudiges Entgegenkommen, als sie im Frühling desselben Jahres nun auch bei Rußland anklopfte. Der Dreibund, obwohl noch nicht förmlich besiegelt, war damit errichtet. Da aber Österreich mit seinen militärischen Rüstungen noch im Rückstand war, wurde der Angriff auf das Frühjahr 1757 vertagt.

[10]) Die Grundlage dieses Abschnitts bilden die „Preußischen und österreichischen Akten zur Vorgeschichte des Siebenjährigen Krieges", herausgegeben von Volz und Küntzel (Leipzig 1899), nebst der Einleitung zum ersten Teil: „Die preußische Rüstung."

Als Friedrich im Sommer 1756 das Schwert zog, geschah es nun, um wie 1740 die Gunst der Stunde zu neuer Eroberung wahrzunehmen? Aus seinem Testament von 1752 wissen wir, daß in seinen Augen die glückliche politische Konstellation die Voraussetzung für neue kriegerische Unternehmungen bildete. An dem Beispiel der damaligen politischen Lage hat er im Testament erläutert, wie sie sich abwandeln müsse, um verheißungsvoll zu erscheinen [11]). In zwei Heerlager war damals Europa getrennt: auf der einen Seite stand Österreich mit England und Rußland im Bunde, auf der anderen Preußen und Frankreich. Friedrich forderte mit dem Sturze des „Minister-Kaisers" Bestushew, seines Todfeindes, der die Zarin Elisabeth und mit ihr Rußland beherrschte, und mit der Gewinnung des neuen Großkanzlers die Lösung der österreichisch-russischen Allianz und mit dem Tode Georgs II. und der Thronbesteigung seines minorennen Enkels, die zu Wirren im Innern führen soll, das Fernbleiben Englands von allen Händeln auf dem Kontinent. Erfüllten sich beide Bedingungen, dann war der Wiener Hof isoliert. Doch nicht genug damit: Friedrich forderte ferner einen Soliman auf dem Thron von Konstantinopel, ein Ereignis, das die Wiederaufnahme der Kämpfe der Türken gegen Österreich bedeutete, und endlich mit einer starken Regierung in Frankreich einen starken eigenen Bundesgenossen. Dabei ist es Friedrichs Absicht, noch nicht von Anbeginn am Kampfe teilzunehmen, sondern er betrachtet gleichsam als seine Aufgabe, dem rings umstellten und abgehetzten Wild den Genickfang zu geben. Aber in dem Testament formuliert der König auch direkt die Bedingungen für eine Offensive gegen Österreich, welche die Erwerbung Sachsens zum Ziele haben soll. Danach müssen Österreich und Rußland im Krieg mit der Türkei liegen, und Österreich muß überdies noch mit Frankreich und Sardinien zu tun haben [12]). Das war also ein Kampf Österreichs nach nicht weniger als drei Fronten, während Preußen ihm dazu auf den Leib rückt. Überaus charakteristisch ist endlich auch eine Erläuterung des Königs aus dem Februar 1776, wo er seinerseits mit Rußland verbündet war. Er weist auf den damals bevorstehenden Krieg der Westmächte untereinander, auf Englands Kampf gegen Frankreich und Spanien, und fährt darauf fort: „Wenn dann Türken und Russen gegen die Kaiserin-Königin im Felde stehen, dann hätten wir gewonnenes Spiel: unsere Schäferstunde hätte geschlagen [13])." Nach alledem bildete für Friedrich den entscheidenden Punkt, daß Österreich nach Möglichkeit isoliert dasteht und gleichzeitig mit möglichst vielen Gegnern, jedenfalls aber mit den Türken zu tun hat, während Preußen über starke Bundesgenossen verfügt (1752: Frankreich; 1776: Rußland). Er setzt also eine unerhörte Gunst der politischen Umstände voraus.

Wie stand es, so fragen wir, 1756 um diese Voraussetzung? Wir sahen schon, wie die Allianz mit den Franzosen sich löste und diese ins feindliche Lager übergingen. Der Bund, der sich dagegen mit England knüpfte, beschränkte sich auf eine Konvention, deren Gegenstand die Neutralität Deutschlands im bevorstehenden englisch-französischen Kriege bildete. Ein Subsidienvertrag kam erst im Frühjahr 1758

[11]) Vgl. Testamente, S. 50.
[12]) Vgl. Testamente, S. 62 f.
[13]) An Prinz Heinrich, 10. Februar 1776 (P. C., Bd. 37, S. 466).

zum Abschluß. Was die Russen betrifft, so hoffte zwar der König, den Bären an die Kette gelegt zu haben, aber schon im Juni 1756 sah er sie im Dormarsch gegen Ostpreußen; denn sie waren auf Österreichs Anfrage nach ihrer Kriegsbereitschaft sogleich ins Feld gerückt. Sie kehrten zwar wieder um, als der mit seinen Rüstungen noch rückständige Wiener Hof sie zurückpfiff. Aber noch im Juli erfuhr der König, daß der Angriff der Gegner lediglich auf das kommende Frühjahr vertagt war. Nur ein schwacher Schimmer von Hoffnung leuchtete ihm, als er im August beim Aufbruch ins Feld Kunde von einem neu steigenden Einflusse Englands in Rußland erhielt. Mit den Türken endlich hatte er zu Beginn des Jahres 1755 die ersten direkten Beziehungen anzuknüpfen versucht. Das angebotene Verteidigungsbündnis hatten sie abgelehnt. Im September 1756 ging sein Sendbote abermals nach Konstantinopel, und erst im Sommer 1758 kam die Verhandlung in Gang, ohne jedoch zum Abschluß einer Allianz zu führen.

Zu Anfang Juni 1756, auf die beunruhigende Nachricht von der Ankunft eines französischen Unterhändlers in Petersburg, zog der König die Bilanz seiner politischen Aufstellung [14]). Danach war England sein einziger Bundesgenosse. Er entwickelte daraufhin sein Programm, wie Preußen seine politische Stellung gegen die Überzahl der Gegner stärken müsse; denn noch war nichts vorbereitet und alles, was nach diesem Programm geschehen sollte, erst noch in die Wege zu leiten.

Begeben wir uns von dem politischen auf das militärische Feld. Hier zeigt sich uns in Preußen das Bild völligen Friedens bis in die zweite Hälfte des Juni. Wie in jedem Frühling versammelten sich die Truppen in den Provinzen zu den achtwöchigen Exerzierübungen und Revuen, zu denselben Zeiten, wie in den vorausgehenden Jahren. Nichts deutete auf einen nahe bevorstehenden Krieg. Die Magdeburger Revue, die der König persönlich abhielt, ging zu Ende, als ihm die ersten bedrohlichen Nachrichten zugingen. Bei seiner Ankunft in Potsdam am 19. Juni empfing er die Meldung vom Anmarsch der Russen. Die erste Maßnahme, zugleich die Voraussetzung für jede Mobilmachung, war die Heeresgliederung, die er nun vornahm: sie bestand in der Verteilung der Regimenter auf die drei Korps, deren Aufstellung er plante. Je eins war zur Verteidigung von Ostpreußen und Schlesien bestimmt, während das dritte, das Hauptkorps, unter seiner persönlichen Führung in Sachsen einrücken sollte. Dann richtete sich sein Blick sofort auf die nächstbedrohte Provinz Ostpreußen: die Festungen wurden in Verteidigungszustand gesetzt, und für die Truppen, die nach Abschluß der Revue dort eben auseinandergehen wollten, wurde der dazu schon erteilte Befehl rückgängig gemacht. Ferner verfügte der König die Verstärkung der Feldtruppen. Entsprechende Orders ergingen wenige Tage später auch für Schlesien, so daß beide Grenzprovinzen in Alarmbereitschaft traten. Außerdem entschloß sich Friedrich noch zu einer besonderen Maßnahme. Als er in Pommern mehrere Regimenter zur Verstärkung des ostpreußischen Korps zusammenzog, verband er die Versammlung dieser Truppen mit einem Garnison-

[14]) In einem Erlaß an den Minister Graf Finckenstein vom 7. Juni 1756 (P. C., Bd. 12, S. 386 ff.).

wechsel, der den Charakter einer Demonstration hatte. Sie richtete sich, wie er selber angibt, gegen Österreich; denn über den Zweck dieser Truppenbewegung sagt er: „Wenn die Österreicher mit Krieg schwanger gehen, wird man ihnen Hilfe leisten; wenn sie sich mit ihren Demonstrationen übereilt haben, werden sie das Schwert schnell wieder in die Scheide stecken [15])." Seine Absicht war, die Lage zu klären.

Allein das Gegenteil trat ein. Die Situation wurde immer undurchsichtiger; denn ebenso plötzlich, wie der Anmarsch der Russen erfolgte, traten sie — wie erwähnt, auf Österreichs Einspruch — den Rückmarsch an, während die Nachrichten über österreichische Rüstungen unvermindert andauerten. Obwohl der König vor einem ungelösten Rätsel stand, hielt auch er mit den Rüstungen inne, machte sogar einige Maßnahmen rückgängig. In seiner Ansicht, daß vielleicht die Österreicher nun doch „alles alleine auf ihre Hörner nehmen" wollten, fühlte er sich bestärkt, als ihm gemeldet wurde, daß ihre Reiterei sich in den an Preußen grenzenden Provinzen zusammenzöge. Nachdem seine Demonstration wirkungslos verpufft war, hielt er jetzt den Augenblick für gekommen, wo er die Österreicher zwingen müsse, das Visier zu lüften. Er forderte am 18. Juli formell eine Erklärung über ihre Rüstungen. Die Wiener Regierung wich aus. Am 2. August erging eine zweite Anfrage. Mit Berufung auf die ihm inzwischen zugegangene Nachricht von der Vertagung des österreichisch-russischen Angriffs forderte er, in Gegenwart des englischen und französischen Gesandten die kategorische Zusicherung zu geben, ihn weder 1756 noch 1757 anzugreifen. Nicht, daß der König auf Erfüllung dieser Forderung hoffte, aber da die französische Regierung ihm angezeigt hatte, sie werde den Österreichern bei einem preußischen Angriff das ausbedungene Hilfskorps von 24 000 Mann stellen, so war seine Absicht, durch diese neue Anfrage die Eröffnung des Kampfes hinauszuschieben, bis die vorgeschrittene Jahreszeit die Absendung des französischen Hilfskorps verbot.

Für den 24. August war der Aufbruch der Truppen angesetzt. Bisher waren nur die Regimenter in Schlesien und Ostpreußen bereit. Nunmehr galt es, auch die für das Hauptkorps bestimmten zu versammeln. Sie lagen über die Monarchie verstreut. Noch im Juni waren die ersten vorläufigen Weisungen an die westfälischen Regimenter als die weitestentfernten ergangen. Planmäßig folgten allmählich die weiteren Orders; doch erst am 2. August, zugleich mit der Absendung der zweiten Anfrage, begann die Mobilmachung selbst, die für die Potsdamer und Berliner Garnison erst am 19. und 20. August angeordnet wurde.

Da leuchtete noch einmal ein Hoffnungsschimmer auf. Die russischen Aspekten klärten sich etwas. Sodann aber erfuhr der König, daß Maria Theresia geäußert haben solle, ihre Antwort werde ihn zufrieden stellen. Nach diesem Hoffnungsanker griff er mit beiden Händen. Er ließ für die Regimenter Orders zum Halt und zur Umkehr bereit halten, und als nun die österreichische Antwort kam, ohne die verlangte Zusage zu bringen, verstand er sich am 26. August zu einer dritten letzten Anfrage, bei der er für die erneut geforderte Friedenszusicherung für 1756 und 1757 sogar

[15]) Vgl. P. C., Bd. 13, S. 12 (4. Juli 1756).

auf die Gegenwart der fremden Gesandten verzichtete; denn er glaubte, daß Kaunitz heimlich einen Teil der verheißenen günstigen Antwort seiner Herrin unterschlagen habe. Erfolgte dennoch jetzt Aufbruch und Einmarsch in Sachsen, so ließ der König doch nicht eher seine Truppen die österreichische Grenze überschreiten, als bis die dritte Antwort des Wiener Hofes, die wiederum ablehnend ausfiel, in seinen Händen war.

Von der ersten Rüstungsmaßnahme, der Gliederung des Heeres in drei Korps und der Verteilung der Regimenter auf diese, bis zur Mobilmachung des letzten Truppenteils läßt sich, so sehen wir, nachweisen, daß der Anstoß für den König von außen kommt: die kriegerischen Aspekte, die sich ihm zeigen, bestimmen Schritt für Schritt seine Maßnahmen. Den Juli charakterisiert der fast völlige Stillstand aller Rüstungen. Und als die Mobilmachung schon fertig, da hören wir von Orders zur Umkehr, die bereit gehalten werden.

Wahrlich, die zögernde, abwartende Haltung des Königs, die sich vom Gegner gleichsam das Gesetz vorschreiben läßt, zeigt, daß er nur notgedrungen und widerstrebend zum Schwerte griff, um, wie er selber sagt, dem zermalmenden Angriff der Gegner, der nur vertagt war, „zuvorzukommen". Die erschöpfende Erklärung gibt die politische Lage, in der er sich 1756 befand, die fast der Isolierung gleichkam, die Ungunst der Konjunkturen, die alles weniger als eine „Schäferstunde" verhieß.

Die Erwerbung Westpreußens[16]).

Der Plan einer Teilung Polens hatte die politischen Köpfe Europas beschäftigt, lange bevor sie zum Ereignis wurde. So hat auch Friedrich in seinem Jugendbrief an Natzmer die Erwerbung Westpreußens — oder Polnisch-Preußens, wie er damals hieß — zur Abrundung der Monarchie auf sein Panier geschrieben. In seinen Testamenten von 1752 und 1768 hat er dann ebenfalls Westpreußen in das Programm der künftigen Vergrößerung des Staates aufgenommen. Den Hauptgegner dieser Erwerbung sieht er in Rußland; daher glaubt er, sie lasse sich nur auf friedlichem Wege nach Verständigung mit dem moskowitischen Nachbarn durchführen. Hatte der sardinische König Viktor Amadeus II. seinem Sohne für die Erwerbung der Lombardei geraten, sie Stück für Stück wie eine Artischocke zu verspeisen, so gibt König Friedrich für Westpreußen dasselbe Rezept seinen Nachfolgern an die Hand; bis zuletzt sollte Danzig aufgespart bleiben[17]).

Sobald sich die erste Möglichkeit zeigte, diesen Teil des Programms zu verwirklichen, griff der König zu. Als mit dem Anmarsch der Russen im Juni 1756 der Krieg mit den Kaiserhöfen vor der Tür stand, beauftragte er den Führer des ostpreußischen Korps, Feldmarschall Lehwaldt: wäre Österreich „total geschlagen", dann solle er die Panik wahrnehmen, die diese Niederlage voraussichtlich bei den Russen verursachen werde, „und zur Indemnisation wegen der zugefügten Schäden durch

[16]) Für den folgenden Abschnitt vgl. Volz, „Prinz Heinrich von Preußen und die preußische Politik vor der ersten Teilung Polens" und „Friedrich der Große und die erste Teilung Polens" („Forschungen", Bd. 18, S. 151 ff., und Bd. 23, S. 71 ff.).

[17]) Vgl. Testamente, S. 63 f. und 216, 219.

den Krieg auf die Possession von dem ganzen Antheil von Polnisch-Preußen, und daß die Russen sich deshalb mit denen Polen zu verstehen hätten, antragen und insistieren" (23. Juni 1756)[18]. An diesem Plan hielt er fest, als sich im Spätherbst 1759 die Aussicht auf einen günstigen Friedensschluß eröffnete. Unter dem Motto: „Salbe für die Brandwunde!" wiederholte er im Rahmen eines umfassenden Friedensprogramms die Forderung auf Erwerbung Westpreußens[19]. Aber auch dieses Mal gedieh der Plan nicht über den kühnen Entwurf hinaus.

Mit dem Russisch-Türkischen Kriege, der Ende 1768 ausbrach, schien sich eine neue Gelegenheit zur Ausführung des Projektes zu bieten. Es ist bekannt, daß Österreich sie benutzte, um im Sommer 1769 die Starostei Zips und ein Jahr später noch weiteres polnisches Grenzgebiet zu besetzen, auf das es alte Ansprüche erhob.

An der Schwelle des Türkenkrieges hatte auch König Friedrich im Herbste 1768 sein zweites Testament verfaßt. Wie erwähnt, war darin wiederum von der Erwerbung Westpreußens die Rede; ja, er spricht sogar von einer künftigen Teilung Polens unter die drei Nachbarmächte. Da drängt die Frage sich auf: Sollte er diese nicht schon damals fest ins Auge gefaßt haben? Dem stehen jedoch seine Äußerungen im Testament selber entgegen: er betont den Neid der Mächte untereinander, deren eine der anderen die Beute nicht gönnt[20]. Was im besonderen die Erwerbung von Westpreußen betrifft, so bezeichnet er auch jetzt wieder als Haupthindernis dafür Rußland. Doch meint er, befände sich dieses in Not, dann ließe sich vielleicht auf dem Wege der Verhandlung ein oder das andere Stück einheimsen, bis Danzig den Abschluß bilde. Nun sollte man vermuten, daß eben der bevorstehende Türkenkrieg ihm als solch ein günstiger Augenblick habe erscheinen müssen; allein auch hier belehrt das Testament uns eines anderen. Zwar erklärt Friedrich den Bruch zwischen Russen und Türken für vorteilhaft, aber er will ihn dazu benutzen, um die Verlängerung der 1764 mit Rußland auf 8 Jahre geschlossenen Allianz zu beantragen und ferner um die russische Garantie für den von Österreich bestrittenen Heimfall der fränkischen Markgrafentümer Ansbach und Bayreuth oder für ein entsprechendes Äquivalent zu erhalten. Dieses Äquivalent, so hören wir weiter, suchte er in Mecklenburg oder der Lausitz[21]. Danach lag ihm der Gedanke an polnisches Gebiet fern. Dazu stimmt vollkommen, daß, als er seinen Gesandten in Petersburg, den Grafen Solms, fragte, ob man dort nach wie vor gesonnen sei, keinen Landerwerb in Polen zu machen, und als Solms die Frage bejahte, er erwiderte, er habe es nicht anders erwartet[22]. Wenn er nun aber doch im Testament von einer Teilung Polens sprach, so bezeichnete er sie ganz allgemein nur als wahrscheinliches Schlußergebnis der künftigen Entwicklung der Dinge in Polen[23]. Sie ruhte für ihn also im dunklen Schoß der fernen Zukunft.

[18]) Vgl. P. C., Bd. 12, S. 456.
[19]) Vgl. P. C., Bd. 18, S. 592 und 612 (12. und 30. Oktober 1759).
[20]) Vgl. Testamente, S. 222.
[21]) Vgl. Testamente, S. 210 f., 215 und 219.
[22]) Vgl. P. C., Bd. 27, S. 447 f. und 523—525.
[23]) „Il me paraît apparent qu'à la fin ces voisins trop puissants s'entendront pour partager cette proie" (Testamente, S. 222).

Trotzdem ließ Friedrich Anfang Februar des folgenden Jahres das sogenannte Lynarsche Projekt, das einen förmlichen Vorschlag für die Teilung Polens unter die drei Nachbarn enthielt, nach Petersburg ergehen. Man hat in diesem Projekt den Ursprung der ersten Teilung erblicken wollen, aber zu Unrecht, wie der politische Zusammenhang lehrt[24]). Für Rußland handelte es sich damals um die Frage, welche Stellung Österreich einzunehmen beabsichtige. Um darüber Klarheit zu gewinnen, ließ der Petersburger Hof in Wien anfragen, ob man bereit sei, gemäß dem Bündnis von 1746 ihm gegen die Pforte beizustehen, und ferner, was Österreich tun werde, wenn Preußen den Russen die vertragsmäßige Waffenhilfe leisten würde. Der russische Minister Graf Panin hatte Solms von dieser Anfrage unterrichtet; am 1. Februar war Solms' Bericht in Friedrichs Händen. Vom 2. datiert das Lynarsche Projekt mit Friedrichs Vorschlag zur Teilung Polens. Man sieht: es war durch Panins Anfrage in Wien veranlaßt und stellt ein Programm der künftigen Friedensbedingungen dar, falls Österreich mit Rußland und Preußen gemeinsame Sache gegen die Türken machte. Und noch eine andere Absicht verknüpfte Friedrich mit der Übersendung jenes Teilungsprojektes. Die zu Anfang November 1768 mit Rußland eingeleitete Verhandlung über die Erneuerung der Allianz ging nur stockend vorwärts. Dazu hatte er Nachricht, daß in Petersburg die Ansichten darüber geteilt waren, ob eine Allianz mit Preußen oder mit Österreich größeren Vorteil verspreche. Vielleicht, daß es nun gelang, die Russen zu offener Aussprache und die stockende Verhandlung in Fluß zu bringen. Um so weniger auch war dieses Projekt ein Probepfeil, den Friedrich aus seinem Köcher entsandte, als er Solms völlige Freiheit ließ, von seinem Vorschlag Gebrauch zu machen. Solms brachte ihn zur Sprache, aber Panin wies ihn zurück, indem er als würdiges Ziel eines solchen Dreibundes die Vertreibung der Türken aus Europa bezeichnete.

Für die weitere Haltung des Königs gibt der Meinungsaustausch, den er über die schwebenden großen Fragen der Zeit mit seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, pflog, zuverlässige Aufklärung.

Seit der Zusammenkunft Friedrichs mit Joseph II. in Neisse (1769) trat der Prinz als Anwalt eines Bundes zwischen Österreich und Preußen auf, deren Herrscher, so führte er aus, wie Oktavian und Antonius das Reich miteinander teilend, entscheidenden Einfluß in Europa ausüben würden (22. November 1769). Ferner verlangte er, beide Mächte sollten die Gunst der Lage zu beiderseitiger Vergrößerung wahrnehmen (1. Dezember). Diese Äußerung bezog Friedrich auf die Frage der bayrischen Erbfolge; er erklärte, sie käme erst in einem Menschenalter zur Entscheidung (3. Dezember). Und als er seinerseits die Notwendigkeit für Preußen betonte, an der Allianz mit Petersburg festzuhalten[25]), entgegnete ihm Heinrich, daß es im russischen Interesse liege, nicht nur Preußens Bundesgenossenschaft zu

[24]) Vgl. P. C., Bd. 28, S. 84, und Historische Vierteljahrsschrift, Jahrg. 18, S. 80 ff.
[25]) Schreiben vom 9. Februar 1770.

bewahren, sondern auch zu seiner Vergrößerung beizutragen; für seine Subsidien müsse der König „ein gutes Stück von Polen" bekommen (12. Februar).

Aber auch von österreichischer Seite wurde bald Friedrichs Blick auf Polen gelenkt. Der österreichische Gesandte Graf Rugent machte in seiner Abschiedsaudienz vom 6. Mai 1770 die Andeutung, daß das Land zwischen der Ostsee und einer Linie von der Grenze Ostpreußens über Graudenz, Thorn, Posen nach Glogau die Verbindung zwischen den einzelnen Gebieten des preußischen Staates herstellen würde [26]). Dieser Gedanke entstammte dem Kopfe des Staatskanzlers Fürst Kaunitz, der indessen als Gegenleistung — und das verschwieg Rugent — die Rückgabe von Schlesien verlangen wollte.

Als der König von der Unterredung mit Rugent seinem Bruder Mitteilung machte, rief dieser, auf seinen Plan eines mitteleuropäischen Bundes mit Österreich zurückkommend, voller Begeisterung aus: „Ich möchte Dich als Herrn der Ufer des baltischen Meeres und mit der stärksten Macht Deutschlands den Einfluß teilen sehen, den Ihr mit vereinten Kräften in Europa ausüben könnt!" Es sei ein „holder Traum", dessen Verwirklichung er innig wünsche (22. Juni). In seiner Erwiderung lobt der König den „Appetit" Heinrichs und nennt seine „Idee" glänzend, fügt dann aber hinzu: „Man muß den Wind des Glückes in seinen Segeln haben, damit solche Unternehmungen gelingen; doch dessen wage und vermag ich mir nicht zu schmeicheln." Zwei Gründe führt er dafür an: Der erste war die Zwangslage, in der sich Preußen zwischen den übermächtigen Nachbarn Rußland und Österreich befand; der zweite, den er gleichzeitig als das „Hauptübel" bezeichnete, die Unlust beider Höfe, zur Vergrößerung Preußens beizutragen (25. Juni 1770). Vor diesem Argument, das er nicht erwartet hatte, beugte sich Heinrich (30. Juni), und Friedrich erklärte ihm, der einzige Vorteil aus der Allianz mit Rußland bestände in der Garantie des Heimfalls der fränkischen Markgrafentümer (4. Juli) [27]); denn in dem neuen Vertrag vom 23. Oktober 1769 hatte ihm Rußland diese zugestanden. Das war ja auch der Gewinn, den, wie wir sahen, der König im Testament von 1768 ins Auge gefaßt hatte. Es war nicht anders, als Friedrich in dem Schreiben vom 25. Juni gesagt hatte: „Es ist stets gut, Pläne auf Lager zu haben, um sie zu verwirklichen, wenn die Gelegenheit sich dazu bietet." Aber diese „Gelegenheit" für Erwerbungen in Polen fehlte ihm: der Wind des Glücks stand nicht in sein Segel.

Auch als Prinz Heinrich im Herbst des Jahres seine Schwester in Schweden besuchte und auf Katharinas dringliche Einladung sich nach Petersburg begab, hielt er an seinen Vergrößerungsplänen für Preußen fest, erörterte sie im Gespräch mit den russischen Staatsmännern wie mit seinem Bruder, dem König, aber ebenso wie früher beharrte dieser auf seinem alten ablehnenden Standpunkt.

[26]) P. C., Bd. 29, S. 463 f.

[27]) Heinrichs Schreiben vom 22. und 30. Juni: „Forschungen", Bd. 18, S. 187 f.; die Antworten des Königs vom 25. Juni und 4. Juli 1770 in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften, S. 286 f. (Berlin 1908). Vgl. auch das Schreiben an Heinrich vom 9. Februar 1770: P. C., Bd. 29, S. 336 f.

Inzwischen verschob sich das Bild der allgemeinen politischen Lage. Je weiter die Russen siegreich gegen die Türken vordrangen, um so schärfer spitzte sich der Gegensatz zwischen beiden Kaiserhöfen zu. Immer stärker fühlte sich Österreich in seinen Interessen bedroht. In Neustadt, wo der König dem Kaiser im September 1770 seinen Gegenbesuch machte, betonte Kaunitz die Notwendigkeit der Erhaltung des Gleichgewichts im Orient. Unter diesen bedenklichen Umständen mußte in den Augen der Russen der Wert der preußischen Bundesgenossenschaft wachsen. Schon sprach Panin zu dem Prinzen Heinrich von einer neuen „Konvention", aber auch davon wollte Friedrich nichts hören, da er fürchtete, daß die Last des Krieges mit Österreich auf seine Schultern fallen würde, und er nicht für russische Interessen zu Felde zu ziehen gesonnen war.

Doch auch das Vorgehen der Österreicher in Polen, ihre Besetzung einiger Grenzgebiete, blieb in Rußland nicht ohne Eindruck. Zwar hatte im Frühjahr 1763, als der Tod Augusts III. bevorzustehen schien, die Mehrheit des russischen Staatsrates sich gegen den Plan der Erwerbung polnischen Gebietes ausgesprochen, und nach Eintritt des Interregnums in Polen war eine entsprechende öffentliche Erklärung abgegeben worden. Auch jetzt waren die Ansichten in Petersburg geteilt. Als aber Österreich zu Ende November 1770 dazu schritt, die besetzten Gebiete „für wiedervereinigt mit dem Königreich Ungarn" zu erklären und Hoheitsrechte in ihnen auszuüben, da äußerte man in Petersburger Salons: „Wenn Österreich das Beispiel zur Teilung Polens gäbe", wäre es unrecht, nicht ebenso zu handeln; Preußen solle sich für seine Subsidienzahlungen mit Ermland, Rußland für die Kriegskosten mit Polnisch-Livland entschädigen. Es kam zu jener denkwürdigen Unterredung am Abend des 8. Januar 1771, wo sowohl die Zarin Katharina als auch der Kriegsminister Graf Tschernyschew mit Hinweis auf Österreichs Beispiel dem Prinzen Heinrich erklärten, auch der König möge zugreifen und das Bistum Ermland besetzen. Der König blieb fest. Ermland sei nicht sechs Dreier wert, schrieb er seinem Bruder (24. Januar 1771). Um so geringen Preis war er nicht willens, den Krieg gegen Österreich auf sich zu nehmen. Ja, er faßte den Entschluß, sich ganz aus dem Spiel zurückzuziehen und im Streit zwischen beiden Kaiserhöfen neutral zu bleiben. Was insbesondere das Vorgehen des Wiener Hofes in Polen betraf, so ließ er dahingestellt, ob Österreich auf der Einverleibung der besetzten Gebiete beharren wolle. Er erklärte diese Frage für eine „Bagatelle", über die man sich nach Friedensschluß verständigen werde.

Eben damals hatte Rußland seine Friedensbedingungen kundgegeben, in denen es die Hand auf die Donaufürstentümer legte. Bestand Österreich auf seiner Forderung der Erhaltung des Gleichgewichts im Orient, die es als Lebensinteresse betrachtete, so war der Kampf unvermeidlich. In diesem Augenblick der Krise, am 18. Februar 1771, erfolgte die Rückkehr des Prinzen Heinrich. Zwei Tage später, am 20., erging der entscheidende Erlaß an Solms: Friedrich berief sich darin auf die Österreicher und ihren „festen Entschluß" — so nannte er es jetzt — das okkupierte Gebiet zu behalten, und erklärte, nun auch seinerseits alte Ansprüche geltend

machen und polnisches Gebiet besetzen zu wollen. In einem zweiten Erlaß vom 27. empfahl er den Russen, ihre Entschädigung in Polen zu suchen. Die Teilung Polens, die Friedrich damit vorschlug, eröffnete nach Rankes Wort den Ausweg aus der „Verwicklung der großen Angelegenheiten", da mit dem Verzicht auf die heiß umstrittenen Donaufürstentümer der unmittelbare Anlaß schwand, der den Gegensatz der Kaisermächte und ihrer Interessen unversöhnlich machte. Der Friede war gerettet.

Wie ist die plötzliche Wandlung, die in dem König vorgegangen war, zu erklären? Was bestimmte ihn, in den Erlassen an Solms nunmehr die Initiative zu ergreifen? In seinen Testamenten, in den Briefen an seinen Bruder Heinrich hatte er immer wieder auf Rußland als den Hauptgegner für die Erwerbung Westpreußens hingewiesen. Er sprach von der Eifersucht der Kaiserhöfe, die eine Vergrößerung Preußens nicht zulasse. Da war es nun Prinz Heinrich, der, aus Petersburg heimkehrend, seine Bedenken zu widerlegen und ihn davon zu überzeugen wußte, daß er bei der jetzigen Gestaltung der Dinge auf günstige Aufnahme seiner Eröffnungen rechnen dürfe. Dankbar erkannte der König dieses Verdienst seines Bruders an, indem er ihm das Zeugnis ausstellte: „Du hast als erster den Eckstein zu diesem Gebäude gelegt; ohne Dich hätte ich solche Pläne nicht fassen können; denn vor Deiner Reise nach Petersburg wußte ich nicht, wie günstig die Stimmung des Hofes für mich war" (2. Oktober 1771).

Friedrich säumte nicht, die Gelegenheit, die sich ihm nun bot, zu ergreifen, und nachdem er den Weg einmal betreten, verfolgte er ihn mit fast jugendlichem Feuereifer. Bei der Feststellung der Grenzen im Vertragsentwurf schritt er über die Gegenvorstellungen, die sein Minister, Graf Finckenstein, wegen ihres Umfangs erhob, mit den Worten hinweg, daß man immer fordern könne. Und als im Laufe der weiteren Unterhandlung Rußland sich neue Leistungen von Preußen ausbedang, da streckte er trotz aller schweren Bedenken Heinrichs nun auch die Hand nach Danzig aus, das indessen erst 20 Jahre später an Preußen fallen sollte.

Ging auch der entscheidende Anstoß zu der Verhandlung mit Rußland von dem Prinzen Heinrich aus, ihre Durchführung und die Erwerbung Westpreußens, die durch die Verträge mit den Kaiserhöfen vom Januar und August 1772 besiegelt wurde, ist einzig das Werk des Königs.

Der Ursprung des Bayrischen Erbfolgekrieges[28])

Auch nach dem Siebenjährigen Kriege blieb der alte Gegensatz zwischen Preußen und Österreich unverändert bestehen. Schien es nach dem Tode Kaiser Franz' I. (1765), als sollte eine beiderseitige Annäherung und Verständigung zwischen Friedrich und dem jungen Kaiser Joseph II. erfolgen, so trennten sich doch alsbald die Wege wieder; feindlich traten sich die alten Gegner gegenüber, bis es im Jahre 1778 zu

[28]) Für die Vorgeschichte des Krieges sei auf die „Politische Correspondenz" verwiesen; die Darstellung der Politik des Jahres 1778 beruht auf den Akten des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin.

einem neuen Kriege kam, als der bayrische Kurfürst Maximilian Joseph ohne männliche Nachkommen starb.

Schon lange hatten die Ansprüche, die Österreich auf die bayrische Erbschaft erhob, Friedrichs Aufmerksamkeit erregt. Zum ersten Male ist von österreichischen Absichten auf Bayern die Rede aus Anlaß der Vermählung Kaiser Josephs mit der bayrischen Prinzessin Josepha, die er 1765 heimführte; doch die österreichischen Hoffnungen, so meinte Friedrich, sanken mit dem frühen Tode der jungen Fürstin ins Grab (1767). Aber seitdem verstummten die Gerüchte über die österreichischen Pläne in der politischen Welt nicht mehr. Im Herbste 1768 vernahm der König, daß man in Wien plane, sofort nach dem Tode des Kurfürsten Bayern zu besetzen und die Pfalz an den Herzog von Zweibrücken zu geben, der nach dem pfälzischen Kurfürsten Karl Theodor, der gleichfalls keine männliche Nachkommenschaft besaß, der nächste erbberechtigte Agnat war. Dann hieß es, der Wiener Hof habe die französische Zustimmung durch die Zusage der Abtretung der österreichischen Niederlande oder eines Teils derselben erkauft. Dann wieder sollte es sich um ein Tauschprojekt handeln: Karl Theodor sollte die Niederlande erhalten und dafür Bayern an den Kaiser überlassen.

Wie stellte sich König Friedrich zu diesen Nachrichten? Er zweifelte nicht an dem Ernste der Absichten der Österreicher, wie anfechtbar auch ihre Ansprüche waren. Dem „droit de succession", dem Erbrecht, setzte er, wie er es nannte, das „droit de bienséance" oder „de convenance" gegenüber, das aus der günstigen geographischen Lage sich herleitete; denn die Erwerbung Bayerns hätte den Österreichern den ganzen Lauf der Donau, die Verbindung zwischen Tirol, den Erblanden und Böhmen gebracht und damit die Monarchie trefflich abgerundet. Indessen lag nach Ansicht des Königs der Eintritt des Erbfalles noch in weiter Ferne — wir hörten schon, 1769 sprach er von einem Menschenalter — so daß er glaubte, den Tod des Kurfürsten, der 15 Jahre jünger war als er selbst, nach dem natürlichen Lauf der Dinge nicht mehr zu erleben. Der Tod des Kurfürsten, so schrieb er 1775 dem Prinzen Heinrich, sei seines Erachtens dazu bestimmt, die Nachwelt zu beschäftigen. Und er verglich den bayrischen Erbfall mit dem von Jülich-Berg, von dem sein Vater des öfteren erklärt habe, er wolle keinerlei darauf bezügliche Verpflichtungen eingehen, damit sein Nachfolger volle Freiheit der Entschließung behalte (25. September).

Trotz dieser Überzeugung blieb Friedrich nicht müßig. In Wien, Paris und Dresden ließ er genauere Nachforschungen anstellen, vor allem um zu erkunden, ob und inwieweit feste Abmachungen zwischen Österreich und Frankreich über den Erbfall getroffen seien. Sodann unterrichtete er seinen Petersburger Verbündeten von allen Nachrichten, die ihm zugingen. Daran knüpfte sich gegenseitiger Meinungsaustausch. Auf Panins Wunsch setzte er 1768 eigenhändig einen Abriß der Geschichte des bayrischen Kurhauses auf, um ihn über die Rechtslage und die österreichischen Ansprüche zu orientieren. Als aber der Russe sich gleichzeitig zur

Vereinbarung von Gegenmaßnahmen bereit erklärte, erwiderte Friedrich, Pläne ließen sich noch nicht machen, da das Ereignis noch nicht so bald zu erwarten sei (16. Oktober).

In den folgenden Jahren kam es sogar zu unmittelbarer Erörterung des bayrischen Erbfalles mit der österreichischen Regierung und ihren Vertretern. Zunächst in der schon erwähnten Abschiedsaudienz des Grafen Nugent (6. Mai 1770), wo Friedrich die Möglichkeiten durchging, wie sich die österreichische Monarchie vergrößern und abrunden ließe. „Zum Beispiel", sagte er, „wäre Bayern Euch sehr gelegen; das gäbe schon eine hübsche Abrundung, und dieses Haus ist im Erlöschen." Doch Nugent protestierte: der Kaiser wolle keine Eroberungen machen, sondern werde nur seine legitimen Rechtsansprüche zur Geltung bringen. Dann erfolgte eine förmliche Aussprache mit dem Kaiserhofe selbst, als im Anschluß an die polnische Teilung das Projekt eines Dreibundes unter den Teilungsmächten auftauchte. Kaunitz ließ dem König seinen Wunsch mitteilen, beide Höfe sollten sich über die zwischen ihnen schwebenden Streitfragen verständigen und darüber einen „Präliminärvertrag" abschließen. Er sprach von einer Kompensierung der preußischen Ansprüche auf Ansbach-Bayreuth mit den österreichischen auf das bayrische Erbe [29]). Darauf berief der König Nugents Nachfolger, den Freiherrn van Swieten, brachte die einzelnen Differenzen, auch die über Bayern, aufs Tapet, aber der Wiener Hof begnügte sich mit einer formellen Erklärung, die ganz allgemein zwischen den Ansprüchen des Hauses Österreich und den Rechten des Kaisers als Reichsoberhaupt schied. Abmachungen wurden nicht getroffen [30]).

Bald wandelte sich aber, wie schon erwähnt, die politische Lage wieder. Der Plan des Dreibunds verschwand. Von neuem verschärfte sich die Stellung der Mächte, und der allgemeine Krieg, dessen Ausbruch durch die polnische Teilung verhindert worden war, schien nur vertagt. Seit dem Sommer 1774 trieben die Dinge einem offenen Konflikt zwischen den drei Mächten wieder zu. Der König äußerte, er werde es zwar nicht erleben, aber der Tod des Bayernfürsten werde zum Kriege führen, eine Ligua gegen Österreich sich bilden. Der Augenblick sei günstig, so erklärte er weiter, um den verhaßten Rivalen zu stürzen und dem preußischen Staate eine Abrundung zu verschaffen (3. Dezember 1774). Nunmehr drängte er auch in Rußland auf Verständigung über militärische Maßnahmen. Im April 1775 entwickelte er auf Panins Verlangen die Grundzüge eines Operationsplanes gegen Österreich, aber ausdrücklich fügte er hinzu, er beabsichtige nicht, sofort einen Krieg zu entfesseln; es handle sich nur um Vorsichtsmaßregeln für die Zukunft. Zugleich befürwortete er in Petersburg auch die Herstellung eines Einvernehmens für den Eintritt des bayrischen Erbfalles, indem er dabei ebenfalls betonte, daß es nur auf vorläufige Verständigung ankomme. Doch diese Anregung fiel auf dürren Boden, da die Auf-

[29]) Vgl. den Erlaß an Solms vom 10. September 1772 (P. C., Bd. 32, S. 471).
[30]) Unterredungen mit Swieten, 13. September 1772 und 17. Februar 1773 (P. C., Bd. 32, S. 480; Bd. 33, S. 289).

merksamkeit der Russen immer stärker durch die Ereignisse in der Türkei und durch ihre auf Erwerbung der Krim gerichteten Absichten in Anspruch genommen wurde.

Ungefähr um dieselbe Zeit, im Hochsommer 1775, kam es über die bayrische Frage nun auch zu einer höchst lebendigen Aussprache zwischen dem König und dem Prinzen Heinrich. Am 20. Juli schrieb Friedrich: Verhandlungen schwebten zwischen Österreich und dem Versailler Hofe, der träge alles gehen lasse, wie es dem blinden Schicksal gefalle. Der Kaiser wolle auch Württemberg gegen Toskana eintauschen. Damit sehe sich jeder Fürst, der noch die deutsche Freiheit liebe, zum Bunde gegen Joseph gezwungen. „Man kann voraussehen," fuhr er fort, „ein grausamer Krieg bereitet sich vor, der vielleicht ebenso erbittert ist wie der letztvergangene. Sollte der bayrische Kurfürst vor mir sterben, so werde ich, wenn zum Aufsitzen geblasen wird, noch einmal zu Pferde steigen müssen." Heinrich antwortete: Käme es zur Ausführung der Pläne des Kaisers, so müsse der König das ganze Sachsen bekommen. Die Lage erscheine ihm dafür günstig; denn entweder müsse Joseph zu Preußens Vergrößerung ehrlich beitragen, oder er liefe Gefahr, Friedrich und fast ganz Europa im Felde sich gegenüber zu sehen; aber auch in diesem Falle sei auf Erwerbungen für Preußen zu rechnen (25. Juli). In merkwürdigem Gegensatz zu dieser temperamentvollen Erklärung steht Friedrichs gelassene Antwort: Geduld! man müsse die Österreicher kommen sehen und überhaupt nichts überstürzen, sondern „abwarten, welchen Entschluß die Konjunkturen diktieren würden". Er werde den Bayern nicht überleben, also seien alle Erörterungen über diese Frage müßig (28. Juli).

Mit dem September findet die Debatte ihre Fortsetzung. Friedrich hat gehört, daß Kaunitz erklärt habe, vor dem Tode des Kurfürsten wolle er sich keiner Macht gegenüber eröffnen. „Das ist weise gehandelt", bemerkt dazu der König (5. September). Heinrich widerspricht; er ist der Ansicht, sein Bruder solle die Initiative ergreifen und die Österreicher zur Aussprache zwingen. Dann werde man entweder zum Abschluß eines Vertrages mit ihnen kommen oder, wenn man sähe, daß sie einseitig nur an ihren Vorteil dächten, mit den übrigen Mächten sich einigen können (8. September). In seiner Antwort streift der König die frühere Erörterung mit Swieten über Ansbach-Bayreuth und Bayern: man habe von einem Austausch der fränkischen Markgrafschaften gegen die Lausitz gesprochen. Doch er sehe die Dinge nur „in sehr entfernter Perspektive" und habe daher mit keiner Abrede den Ereignissen vorgreifen wollen. Er schließt: „Ich lasse der Nachwelt freie Hand, um gemäß den politischen Konjunkturen zu handeln, wenn der Fall des Todes des bayrischen Kurfürsten eintreten wird" (10. September). Heinrich ist mit der Lausitz unzufrieden, er fordert in seiner Entgegnung wiederum ganz Sachsen. Da er aber nicht ahnt, daß jene Verhandlung mit Swieten schon um Jahre zurückliegt, rät er zu ihrer Fortsetzung; denn er fürchtet, wenn der Kurfürst stürbe und Österreich erst einmal Bayern besetzt habe, werde es zur Einleitung von Verhandlungen zu spät sein. Er beharrt bei seiner Ansicht, der König müsse jetzt verhandeln, um, sei es mit Österreich, sei es mit den übrigen Mächten, abzuschließen (15. September).

In seiner Erwiderung gibt der König zu, daß allerdings niemand Österreich an Bayerns Besetzung werde hindern können. Dann zählt er im einzelnen die Schwierigkeiten des Versuches auf, eine Allianz gegen Österreich zusammenzubringen; doch auch deren Bestand, sagt er, würde nur von kurzer Dauer sein: „Kunst und Politik werden die Mächte vielleicht für einen Augenblick binden; bald aber wird das nur lau empfundene Interesse wieder erkalten und die Verbündeten trennen"; vielleicht auch werde Österreich den einen oder den anderen auf seine Seite herüberziehen. Nachdem der König so die Ideen des Prinzen abgelehnt hat, geht er dazu über, den eigenen, ihm allein Erfolg versprechenden Plan zu entwickeln. Danach müßten sich die Erben, nämlich der Pfälzer Kurfürst und die zweibrückischen Prinzen, über die Anschläge des Wiener Hofes laut beklagen und alle Mächte zu einem gemeinsamen Verteidigungsbündnis bringen. „Dann könnten wir", so fährt der König wörtlich fort, „uns als Hilfsmacht (auxiliaires) auf ihre Seite stellen; dazu käme noch die eine oder die andere der übrigen Mächte." Angesichts einer solchen Allianz werde Österreich vielleicht auf seine Pläne verzichten (17. September).

Auch dieser Eröffnung Friedrichs gegenüber bleibt Heinrich auf seinem Standpunkt, daß es nötig sei, ohne Verzug Klarheit über die politische Lage zu schaffen, und so drängt er von neuem auf Anknüpfung mit Österreich oder Frankreich. Sobald der Kaiser von der Verhandlung mit Frankreich höre, werde er, wenn er den Krieg vermeiden wolle, sich an Preußen wenden müssen: dann falle dem König das glänzende Amt eines Schiedsrichters zu. Die Folge werde ein Abkommen mit den Österreichern sein, das ihm jeden gewünschten Vorteil zusichere (22. September).

Allein Friedrich läßt sich nicht beirren; auch er hält an seiner Ansicht fest. Er verwirft abermals die Vorschläge Heinrichs und hält ihm seinerseits entgegen: der Wiener Hof werde ohne viel Lärm vorgehen und geschickt die Abtretung der österreichischen Niederlande an den Pfälzer unter dem Deckmantel eines Tausches verbergen. Hierauf fährt er fort: „Sobald aber der interessierte Teil, nämlich der Herzog von Zweibrücken, zu diesem Tausche seine Zustimmung gibt, dann wird man alles Geschrei der anderen Mächte für Anwandlungen von Eifersucht halten, und niemand wird sich daran kehren" (25. September). Der springende Punkt, auf den alles ankam, war eben in Friedrichs Augen die Stellungnahme des Zweibrücker Fürsten. Und so wiederholt der König denn in den letzten Novembertagen 1775 dem Bruder noch einmal: „Man muß wissen, wie der Tausch von Flandern gegen Bayern dem Herzog von Zweibrücken behagen wird; denn sind diese Leute mit dem Tausche zufrieden, unter welchem Vorwande werden andere Mächte sich einmischen können?"

Da trat das folgenschwere Ereignis ein: am 30. Dezember 1777 starb Kurfürst Maximilian Joseph. Am 3. Januar 1778 wurde der Vertrag in Wien unterzeichnet, durch den sein Nachfolger Karl Theodor einen Teil seines bayrischen Erbes an Österreich abtrat. Und sofort begann der Vormarsch der österreichischen Truppen zur Besetzung dieses Gebietes.

Schon in den ersten Januartagen — so geht aus seinen Briefen hervor — rechnete König Friedrich mit dem Ableben des Bayernfürsten. Am Morgen des 4.

war die Todesnachricht in seinen Händen [31]). Unverzüglich berief er seinen Generaladjutanten Graf Görtz aus Potsdam, den er noch in der Nacht empfing, um ihm vertraulich zu eröffnen, daß er seinen Bruder, Graf Eustachius Görtz, den früheren Oberhofmeister des Herzogs Karl August von Weimar, zu einer wichtigen Mission ausersehen habe: zur Sendung an die wittelsbachischen Höfe nach Mannheim und Zweibrücken, um die wittelsbachischen Agnaten, „und sei es den jüngsten des ganzen Hauses", zum Einspruch am Regensburger Reichstag gegen die Anschläge des Kaisers zu bewegen [32]).

Wir sehen also, wie sofort nach Eintritt des Ereignisses Friedrich den Hebel ansetzt, um sich für seine Einmischung in den bayrischen Erbstreit den „Vorwand" zu schaffen, dessen er nach seinen uns bekannten Erklärungen an den Prinzen Heinrich bedurfte. Darin liegt die entscheidende Bedeutung der Sendung von Görtz.

Noch schien ihm die allgemeine politische Lage ein „Chaos". Der Punkt, von dem er ausging, war ein apokrypher Vertrag, der 1772 zwischen Frankreich, Österreich, Pfalz und Zweibrücken geschlossen sein sollte. Aber welche Bewandtnis es auch mit diesem Vertrage hatte, kein Zweifel bestand für ihn an den österreichischen Absichten auf das bayrische Erbe, und dem Grafen Görtz erklärte er als seinen festen Entschluß, auch nicht ein einziges bayrisches Dorf in den Händen Österreichs zu lassen.

Sein Plan lief darauf hinaus, sowohl Frankreich wie Rußland gegen Österreich aufzubieten.

Um Frankreich zu „engagieren", diente ihm der Umstand, daß diese Macht zu den Garanten des Westfälischen Friedens gehörte; denn in diesem Friedensschluß war festgesetzt, daß nach Aussterben der männlichen Linie in Bayern ihr die pfälzische Linie sowohl in der Kurwürde als auch in der Oberpfalz folgen sowie daß sie im Vollbesitz ihrer übrigen Rechte auf Bayern bleiben solle, vorbehaltlich der Rechte der Allodialerben. Sofort erhält Goltz, der preußische Gesandte in Paris, Befehl, durch Aussprache mit den Ministern Klarheit über Frankreichs Stellung zur bayrischen Erbfolge zu schaffen (6. Januar). Am 12. Januar spricht Friedrich zu ihm von der Alternative des Vorgehens gegen Österreich: Krieg an der Seite der Pfälzer und der Sachsen (die Allodialansprüche besaßen) oder Verhandlung (mit Sicherstellung der preußischen Erbrechte auf die fränkischen Fürstentümer). Zehn Tage später wird der Gesandte von der Rechtslage und den Bestimmungen des Westfälischen Friedens über die bayrische Erbfolge unterrichtet. Im Anschluß daran erklärt der König: bliebe Österreich auf seinen „Usurpationen" bestehen, dann träte der Fall ein, wo der Appell an die Garanten dieses Friedens zu ergehen hätte. Jetzt regt er auch ein förmliches Abkommen oder, wie er sagt, ein „Konzert" mit Frank-

[31]) Am 3. Januar (wohl in der Nacht zum 4.) kam nach dem Eingangsvermerk die Anzeige Alvenslebens, des preußischen Gesandten am Dresdner Hofe, bereits in Finckensteins Hände, aber erst am Morgen des 4., wie Friedrich dem Grafen Solms am 4. ausdrücklich schreibt, zu seiner Kenntnis. Danach ist die bisher allgemein übernommene Angabe bei Görtz, der vom 3. spricht, zu berichtigen (vgl. „Mémoire historique relatif aux négociations qui eurent lieu en 1778, pour la succession de Bavière", S. 7; Paris 1812).

[32]) Vgl. Görtz, Mémoire historique, S. 7 ff.

reich an. Als am 26. Januar die von Kaunitz an das diplomatische Korps in Wien erlassene offizielle Erklärung über die Besetzung Niederbayerns in seinen Händen ist, richtet er an Goltz die direkte Anfrage, wie sich der Versailler Hof in seiner Eigenschaft als Garant des Westfälischen Friedens zu Österreichs Vorgehen stellt. Gleichzeitig kommt er in eigenhändiger Nachschrift auf den Gedanken des Vertrages zurück, den er um jeden Preis zu schließen bereit ist. „Ich würde alles zeichnen", sagt er ausdrücklich (26. Januar). Dieser Vertrag soll sich nach einer später hinzugefügten näheren Erläuterung lediglich auf die Regelung der deutschen Angelegenheiten beziehen; beide Teile versprechen, weder einseitig Frieden zu schließen, noch eher die Waffen niederzulegen, als bis diese Regelung nach den Reichsgesetzen erfolgt ist. In einem Geheimartikel könne man sich, wenn Frankreich wolle, gegenseitige Erwerbungen als Kriegsentschädigung verbürgen (23. Februar). Zugleich faßt der König den Beitritt Rußlands zu diesem Vertrage ins Auge (2. Februar).

Wir kommen damit zu der Haltung, die er seinem Alliierten gegenüber einnahm. Zunächst begnügte er sich, die Russen über die Vorgänge auf dem Laufenden zu erhalten. Erst nach Empfang der Kaunitzschen Erklärung richtete er an Katharina II. die Bitte um ihren Beistand und ihre Vermittlung (26. Januar). Als er zu Anfang Februar vernahm, daß trotz der bedrohlichen Lage im Orient die allgemeine Stimmung in Petersburg für die Unterstützung des Königs in einem Kriege mit Österreich wäre, lehnte er zwar die russische Hilfeleistung ab, solange ein Kampf mit der Pforte zu befürchten stünde. Bliebe indessen der Friede mit der Türkei erhalten, so machte er sich anheischig, alle seine Mitstände im Reich, die sich von Österreich vergewaltigt sähen, dahin zu bringen, daß auch sie den russischen Beistand anriefen. Damit, so schloß er (3. Februar), würde Rußland in der Tat zum Garanten des Westfälischen Friedens und zugleich an die Stelle des französischen Hofes treten, der, wie er eben damals erfuhr, sich mit einer einfachen Erklärung in Wien begnügen wollte, um sich nicht mit Österreich zu überwerfen. In der Absicht, Rußland in den bayrischen Erbstreit vollends hineinzuziehen, veranlaßte dann der König, daß sowohl der Kurfürst von Sachsen als auch der Herzog von Zweibrücken Katharina II. unmittelbar um ihren Beistand angingen, und Friedrich unterließ nicht, als er diese Gesuche nach Petersburg weiter leitete, sie mit eigenhändigen Schreiben an die Zarin zu begleiten (13. Februar und 1. April 1778).

Die unbedingte Voraussetzung für die politische Aktion des Königs bildete, wie wir sehen, der Protest der Nächstbeteiligten gegen Österreichs Vorgehen. Darauf zielte Görtz' Mission. Doch Friedrich knüpfte noch mehr Fäden an, um sich des Erfolges zu vergewissern. Schon am 3. Januar, „auf die erste Nachricht von der Erkrankung des bayrischen Kurfürsten", beauftragte er den Grafen Finckenstein, bei dem ehemaligen preußischen Diplomaten Baron Edelsheim, der damals in Hanau auf seinen Gütern weilte, sowie bei dem ihm persönlich bekannten Freiherrn von der Asseburg, dem russischen Vertreter in Regensburg, Einkundigungen einzuziehen über die Stimmung am pfälzischen Hofe und über die Persönlichkeit des dortigen

Miniſterpräſidenten [33]). Ferner ermächtigte er Mitte Januar Riedeſel, ſeinen Geſandten in Wien, er ſolle ſeinem pfälziſchen Kollegen bedeuten, daß ſein Hof ſich einen vorteilhaften Ausgang des Streites verſprechen dürfe, ſobald er ſich an Preußen wende. Wenige Tage ſpäter fragt Friedrich ungeduldig bei ihm an, warum der Pfälzer Kurfürſt ſtumm wie ein Fiſch bleibe und ſich ihm gegenüber nicht erkläre (16. und 20. Januar).

Inzwiſchen kamen die erſten Nachrichten von Görtz. Der König ſandte ihm ein Beglaubigungsſchreiben für Karl Theodor, bei dem er nunmehr förmlich Audienz nehmen ſoll, um die Sachlage zu klären. Wird ihm Gehör verweigert, hat er ſich mit dem präſumtiven Thronfolger Herzog Karl von Zweibrücken ins Einvernehmen zu ſetzen (21. und 26. Januar). Der Kurfürſt, in Öſterreichs Netz gefangen, verſagt ſich den preußiſchen Werbungen. Nun ſollen wenigſtens die bayriſchen Stände gegen die Aufteilung ihres Landes Einſpruch erheben. Doch das Entſcheidende bleibt für Friedrich die Haltung Herzog Karls. Tatſächlich glückt es Görtz, dieſen dahin zu bringen, daß er ſchriftlich dem König verſpricht, Proteſt am Reichstag einzulegen und nichts ohne Zuſtimmung von Frankreich zu tun, wie Friedrich ihm ſofort hatte raten laſſen. Ferner bittet ihn der Herzog in dem gleichen Schreiben um ſeinen Beiſtand und um Garantie der Hausverträge, die ſein Erbrecht ſicherſtellen (9. Februar) [34]). Ein „Schimmer von Hoffnung", ſo ſagte der König, leuchte ihm jetzt auf; er erklärte, ſolange der Herzog feſt bleibe, verzweifle er an nichts [35]). Mit der „lebendigſten Genugtuung" erfüllte ihn denn auch Görtz' Meldung vom 20. Februar, die in den letzten Tagen des Monats einlief, daß das Schreiben nach Frankreich und der Proteſt nach Regensburg abgegangen ſeien [36]). Ein für den König von Schweden, den zweiten Garanten des Weſtfäliſchen Friedens, beſtimmtes Schreiben Herzog Karls begleitete den Bericht des Geſandten.

Damit waren nach Friedrichs Worten „die Fundamente zu dem Hauptdeich gegen die Gewalttätigkeiten des Wiener Hofes gelegt" [37]).

Wenige Wochen ſpäter erfolgte der Abſchluß der Verträge mit dem Kurfürſten von Sachſen, der ſchon im Januar für ſeine Allodialanſprüche um Friedrichs Unterſtützung gebeten hatte, und mit dem Herzog von Zweibrücken, dem er mit der Einſchränkung, welche die ſächſiſchen Erbrechte bedingten, ſein künftiges Erbe garantierte (18. und 26. März). Mit dieſen Verträgen war das preußiſche Recht zur

[33]) Bericht Finckenſteins vom 14. Januar 1778. Vgl. auch für Edelsheim: Mitteilungen des Inſtituts für öſterreichiſche Geſchichtsforſchung, Bd. 19, S. 343 ff., und für Aſſeburg: Denkwürdigkeiten des Freiherrn Achatz Ferdinand v. d. Aſſeburg, herausgegeben von Varnhagen von Enſe, S. 324 f. (Berlin 1842).

[34]) Gedruckt bei Görtz, „Mémoire historique", S. 100 ff.

[35]) Erlaß an Finckenſtein vom 12. und Schreiben an die Herzogin Clemens von Bayern vom 13. Februar (gedruckt bei Görtz, Mémoire historique, S. 117 f.).

[36]) Tatſächlich erbat Karls Schreiben an Ludwig XVI. vom 13. Februar nur allgemein die Fortdauer der Unterſtützung Frankreichs, war aber noch nicht der Appell an den Garanten (vgl. Mitteilungen des Inſtituts für öſterreichiſche Geſchichtsforſchung, Bd. 18, S. 438). Auch die Erklärung am Reichstag verzögerte ſich bis zum 16. März.

[37]) An Finckenſtein, 3. März 1778: „Les fondements de la principale digue contre la violence de la cour de Vienne sont jetés. Le duc de Deux-Ponts a remis sa protestation; il a réclamé l'appui des garants de la paix de Westphalie."

Intervention im bayrischen Erbstreit vor aller Welt dokumentiert, und der König konnte für sich in Anspruch nehmen, als „Hilfsmacht" seiner Verbündeten im Felde zu erscheinen, sobald die Verhandlung mit Österreich scheiterte; denn er rechnete auf keinen Erfolg derselben. Seine Absicht war vielmehr, die Debatte mit dem Wiener Hofe nach seinem Ausdruck so lange in „politischen Scharmützeln" [38]) fortzuspinnen, bis er einerseits mit Frankreich und Rußland handelseinig war und andrerseits die Jahreszeit die Eröffnung des Feldzugs erlaubte.

Indessen mit schweren Bedenken verfolgte Prinz Heinrich das Vorgehen seines königlichen Bruders. Er sprach zu Görtz von einem „mezzo termine", an den man sich halten sollte [39]). Darunter verstand er gütliche Einigung mit Österreich, wie er sie in dem Briefwechsel des Jahres 1775 bereits dem Könige dringlich empfohlen hatte. Aus den Berichten des österreichischen Gesandten wissen wir, daß Heinrich seit dem Januar 1778 bemüht war, hinter den Kulissen durch Mittelspersonen für diese friedliche Verständigung zu wirken und die Verhandlung beider Höfe in diese Bahn zu lenken, daß er im Februar sogar versuchte, einen ähnlichen Austausch schriftlicher Versicherungen herbeizuführen, wie er auf Österreichs Verlangen bei der Verhandlung über die polnische Teilung 1772 wegen Beobachtung vollkommener Gleichheit bei den gegenseitigen Erwerbungen erfolgt war [40]). Auch dem Könige gegenüber machte der Prinz aus seinen Sorgen keinen Hehl, doch dieser hielt ihm entgegen, daß es sich für ihn nicht darum handle, sich zum „Don Quichote armseliger Reichsfürsten" aufzuwerfen, sondern daß es den Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland gelte, um die er, seit er auf Preußens Throne saß, mit Habsburg rang (5. März) [41]).

Die Ungunst der allgemeinen politischen Weltlage brachte es dahin, daß Frankreich und Rußland sich mit der Vermittlung des Friedens begnügten. Dennoch erreichte der König, daß Österreich das von ihm besetzte Niederbayern bis auf das Innviertel wieder räumen und überdies auf jeden Einspruch gegen den künftigen Heimfall von Ansbach-Bayreuth an Preußen verzichten mußte.

Schluß

Die von Friedrich aufgestellte politische Maxime, die Gelegenheit abzuwarten und zu ergreifen, die er seinen Nachfolgern ans Herz legt — sie gilt nicht nur, wie er in seinem Testament von 1752 bezeugt, für sein Unternehmen auf Schlesien im Jahre 1740; sie bildet auch, so lehrt unser Überblick, bei den weiteren Hauptereignissen seiner Regierung die Richtschnur seines Handelns.

So hat er denn auch in den späteren Vermächtnissen, in der Niederschrift von 1768 und in dem „Exposé du gouvernement prussien" von 1776, diesen Grundsatz ohne jede Einschränkung wiederholt [42]). Drei Jahre später (1779) bediente er

[38]) Vgl. Œuvres, Bd. 6, S. 139.
[39]) Vgl. Görtz, Mémoire historique, S. 155.
[40]) Bericht von Cobenzl, [25.] Februar 1778 (Wien, Hof- und Staatsarchiv).
[41]) Vgl. Œuvres, Bd. 26, S. 408.
[42]) Vgl. Testamente, S. 211 und 244.

sich in dem „Vorwort" zur Geschichte der polnischen Teilung dafür einer litecarischen Anspielung. Als der 1768 ausbrechende Russisch-Türkische Krieg das ganze politische System Europas verwandelte und damit neue Perspektiven eröffnete, da habe er, so schreibt der König[43]), sich des schönen Gleichnisses in Bojardos „Orlando innamorato" erinnert und die Gelegenheit, die sich zur Erwerbung Westpreußens darbot, beim Schopfe ergriffen. Wie Bojardo erzählt, hielt die Fee Morgana den Helden Roland mit seinen Gefährten in ihrem kristallenen Schlosse gefangen; bezwingen konnte sie nur, wer sie an ihren Haaren ergriff. Ähnlich mußte im griechischen Mythos der als Gott verehrte, geflügelte Kairos an der Stirnlocke gepackt werden, ehe er von dannen flog.

In welche Form auch Friedrich seine Ausführungen kleidet, mag er sich auf die Dichtung oder die historische Vergangenheit beziehen, mag er sich auf rein sachliche Erörterung beschränken, immer ist es der gleiche Gedanke, der in ihm lebendig ist, immer ist es die gleiche Forderung, die er erhebt: des Abwartens und des Zugreifens, sobald das große Ereignis eintritt oder die günstige Gelegenheit sich zeigt. Danach hat er gehandelt. Mit dieser Erkenntnis fällt neues helles Licht auf die Geschichte seiner Taten.

Bei aller reichen Mannigfaltigkeit im einzelnen gewahren wir in seinem politischen Wirken und Schaffen einen großen einheitlichen Zug; denn es war getragen von einem beherrschenden Grundprinzip. Doch sein stark ausgebildeter Sinn für die Realitäten im politischen Leben bewahrte ihn davor, daß dieses Prinzip zu starrer Formel entartete.

Gertrud und Regina

Novelle

von

Hermann Horn

Hans Vogelsang war zu jener Zeit im dreiundzwanzigsten Jahre und hatte ein Examen als Naturwissenschaftler befriedigend bestanden. Er lebte, wie schon lange, von Stundengeben und Artikelschreiben und betrieb außerdem ein chemisch-bakteriologisches Laboratorium.

Sein Vater war in seiner frühen Jugend als junger Regierungsrat gestorben, und gewisse Erfahrungen mit seiner Mutter, seine harte Lebensschule wie seine Studien, die frisch gebacken in ihm lagen, hatten Rationalismus und ein gewisses Heroentum in ihm gezeitigt. Das alles lag, durch keine übermäßig anderen Lebenserfahrungen getrübt, nun in ihm und tat sich ebenso in großen Worten als auch in

[43]) Vgl. Œuvres, Bd. 6, S. 6 f.

Eigensinn kund. Er sprach gern von seiner Überzeugung, hart arbeiten mache stark, die Ehre verlange dies und jenes von ihm, oder man müsse vor sich selbst rein dastehen und ähnliches mehr; und war zwar tüchtig und gerade, bezwang aber dadurch allzu viel in sich, das sehnsüchtig und sogar schwärmerisch über die engen Wege hinausbegehrte, zu denen sein Inneres bezwungen worden war.

Dazu war er einsam und hatte keine Freunde, weswegen es kein Wunder war, daß im Frühjahr seines vierundzwanzigsten Lebensjahres, nachdem Examensnöte überwunden waren, das Leben sich einfacher anließ und auf reale Ziele richtete, über die unbestimmte Sehnsucht nach der geheimnisvollen Welt der Frauen die Gelenke und Gerüste seines Innenlebens zu knacken und zu wanken begannen.

Da er nichts anderes wußte, wanderte er in der Dämmerung des Frühlings durch die Straßen und Plätze der Stadt und schaute rundum. Trunken und erfüllt kehrte er von solchen Ausflügen nach Hause. Alles entzückte ihn. Er entdeckte Korallenohren zwischen aufgebauschten Haaren, Wimpern über glänzenden Augen, den Schmelz der Zähne hinter lächelnden Lippen, Schatten, die entblößte Hälse und Arme wie Elfenbein leuchten ließen, und merkte zum ersten Male, daß Frauen Beine von zarter Rundung besaßen.

Das hatte ihn in seiner wogenden Menge überwältigt, wie eine Wiese von blühenden Blumen, in der er nur langsam zu unterscheiden lernte.

Wie von selbst aber kam es, daß allgemach seine Gedanken und Gefühle sich insbesondere mit einem Mädchen beschäftigten.

Einmal war er in der Dämmerung scharf um eine Ecke gebogen und hätte sie beinahe umgerannt. Beide waren zurückgewichen, und auf Sekunden, bis die Körper wieder ihren Weg gefunden hatten, war ihr schönes Gesicht dicht vor ihm gestanden. Um die großen, stillen und fast traurigen Augen hatte er den feinen, doppellinigen Schnitt erkannt, der sich so unbegreiflich vertiefte und vereinte, und wie er dann hinter ihr hergegangen, war ihm gewesen, als hätte ihm der Abendwind aus dem Spiele ihrer schreitenden Glieder einen Duft von Frische und geheimnisvoller Blüte zugeweht.

Sie mußte einen weiten Weg haben, und er hatte an diesem Abend so wenig wie an früheren gewagt, ihr bis an ihr Ziel zu folgen. Immer wußte er ihr zu begegnen, und immer bog er an einer bestimmten Ecke ab, als führe ihn sein Weg so. Zarte Scham bewog ihn dazu, sich nicht zu verraten und ihr wie sich die Möglichkeit der Ungewißheit zu erhalten.

Eines Abends, als er sie verfehlt hatte und einen steilen Weg nach oben verfolgte, hörte er plötzlich sein Herz laut schlagen, als er sie nicht weit von sich an einem Geländer stehen sah. Denn nun, wo es schien, als warte sie auf ihn, meinte er, es sei eine Forderung seiner Mannesehre, sie anzusprechen. Er ging auch gerade auf sie zu und lüftete seinen Hut, brachte aber vor Erregung nur einen heiseren Ton hervor.

Sie aber sah ihm voll Abscheu ins Gesicht, wandte sich ab und stieg langsam den Berg hinauf.

Dadurch wurde er plötzlich in Zorn und Schmerz geschleudert. Nimmer, glaubte er, hätte je sein Empfinden solches Benehmen verdient. Im Drange nach Vergeltung lief er ihr blindlings nach, an ihr vorbei den Berg hinauf und kam ihr dann langsam wieder entgegen.

Als er ihr aufs neue begegnete, grüßte er tief und sagte mit jener beliebten, schneidenden Höflichkeit verletzter, junger Leute: „Verzeihung, ich habe Sie vorhin nur mit einer anderen jungen Dame verwechselt."

„Ich weiß nicht, mein Herr, was Sie meinen", erwiderte sie ein wenig schulgemäß. „Übrigens bin ich verlobt."

„Das letztere interessiert mich gar nicht", sagte er. „Ich bitte nur, das Versehen zu entschuldigen."

Irgendwie glaubte er, sich herausgebissen zu haben, hatte aber, während er den Berg hinab und weiterhin mit wehenden Rockschößen durch die Straße eilte, eine knabenhafte Verachtung der Weiber in sich.

Endlich blieb er stehen, und als ob das Blut in ungleichmäßigen Stößen seine Gedanken aufpeitschte, dachte es heftig und ruckweise in ihm: Ha — sie wollen roh und hart behandelt werden — geschmeichelt und gelogen muß werden — echtes Gefühl verstehen sie nicht!

Da — mitten drin — gellte der Aufschrei einer weiblichen Stimme an sein Ohr. Und als hätte dieser erschütternde Schrei ihn mit einem Male in eine andere Welt geworfen, sah er den lebenden Körper eines Mädchens an seiner Seite, und gewahrte, daß er unter einer Laterne stand, die einen Gaulskopf beleuchtete, dessen Augen ihn boshaft anblickten. Die bösartig und steif gespitzten Ohren fielen ihm ganz besonders auf.

Das Pferd hatte sein Maul aus dem angehängten, leinenen Futtersack genommen, ließ nun die gefaßte Schulter des Mädchens los und gab der Erschrockenen einen wohlgezielten Stoß, daß sie über den Steig stolperte.

Da holte der Vogelsang aus und schlug dem Tiere die Faust in das lange, bösartige Kamelsgesicht. Es bäumte auf, ein Fuhrknecht war mit einer Peitsche da, griff nach den Zügeln und erhob ein schmetterndes Geschimpfe, wie er nur gleich den Peitschenstiel umdrehen sollte über solch einen Mutwillen. Und was er denke, und wenn der Gaul jetzt durchgegangen wäre, und ob er vielleicht eine Maulschelle wolle.

Da schrie denn auch der andere.

Was —? Da. — hier an dieser Stelle habe die Schindermähre eine Dame in die Schulter gebissen. Ein solches Pferd lasse man nicht unbewacht auf der Straße stehen. Entschuldigen müsse er sich, der Herr Fuhrknecht, und für den Schaden aufkommen. Er verbitte sich dies Geschimpfe, und auf der Stelle gebe er ihm seine Adresse an.

Nichts schien ihm in diesem Augenblick wichtiger auf der Welt, als der Name dieses Mannes, und er schwenkte ein Notizbuch mit Bleistift in der Hand.

Aber gerade das gab dem Fuhrmann erst die wahre Wut.

„Siediges, heiliges Donnerwetter, in Herrgotts Namen, warum — wie —“ Wo denn dieses gebissene Weibsbild sei —! Sei sie nicht da, hier sei seine Peitsche!

Und wirklich, die funkelnden Augen Vogelsangs mußten die Stelle neben sich leer finden. Nur in der Ferne schwankte ein Damenhut.

Ohne ein Wort stürzte er nach, ergriff einen Kleiderärmel und sah in ein Gesicht, das vor Schrecken noch besinnungslos schien.

„Kommen Sie“, sagte er. „Wir müssen den Namen dieses Burschen feststellen.“

Nun stürzten Tränen über das Gesicht, die Gestalt wankte, und doch wehrte der Kopf schon leise ab, bevor sie sagte: „Ich will heim.“ Dann begann das Mädchen, wie ein mit den letzten Kräften flüchtendes Wild, von neuem auszuschreiten.

Aber diese Unfähigkeit zu Bündnis und Tatkraft reizte den Aufgebrachten und Beleidigten.

„So —“ sagte er, immer mit ihr Schritt haltend, „wenn Sie Schmerzen haben, dann muß man Sie auf die Sanitätswache geleiten, damit die Verwundung und der ganze Fall für weitere Schritte festgestellt werden kann.“

Dabei dachte es wieder heftig in ihm: Sie ist auch so eine — oder: Dieser Lümmel, ob er mich nicht gleich mit der Peitsche geschlagen hätte — oder: ich sollte nur wieder zurück.

Auf einmal blieb das Mädchen vor einem Hause stehen.

Dann war er in einer Stube, in der eine Nähmaschine im Surren anhielt und ein alter und junger Mann neben Biergläsern Zeitung lasen.

„Hier,“ sagte er, „dem Fräulein ist etwas passiert, ein Pferd hat es gebissen. Bringen Sie eine Schüssel mit Wasser, ich muß einen Verband anlegen.“

Von der Maschine näherte sich eine schwarzhaarige Frau wie angezogen mit raschen Bewegungen und sah ihn mit neugierigen Augen an.

„Welch ein Unsinn“, wandte er sich an die Aufhorchende. „Sie wollte nicht einmal den Namen des Fuhrmanns feststellen lassen. — Jeder Besitzer ist verantwortlich für sein bissiges Pferd, und wer kann wissen, was aus einer Wunde wird. — Jedes Menschen Pflicht ist, für sein Recht zu kämpfen! — Man darf so etwas nicht hingehen lassen, schon um des nächsten Menschen willen nicht, dem so etwas gerade so und noch schlimmer passieren kann, und dafür ist man dann verantwortlich. Eine Anzeige hätte es verhütet.“

„O,“ sagte die Frau, „bist du ein dummes Ding, Gertrud! — Und wenn dir jetzt etwas passiert ist, weißt du nicht einmal seinen Namen.“

Der ältere Mann verzog ein gutmütiges Gesicht zu einer fürchterlichen Grimasse der Energie. „Weil du auch immer so vor dich hinträumen mußt!“

Der Jüngere sagte bedächtig: „Der Kerl müßte mir zahlen — — Schon für den Schrecken muß einer heutzutage Schmerzensgeld zahlen. So ist das —!“

Nachdem die Geschichte in Einzelheiten erzählt war, kam das Mädchen umgekleidet zu einer wassergefüllten Schüssel, die inzwischen auf den Tisch gestellt worden war.

Als sie nun das Hauskleid zurückschlug, sah man an ihrem Arm und den zarten

Schultern blutige Male der Pferdezähne. Sie atmete ängstlich und hielt mit spitzen Fingern das Kleid zurück, worüber Vogelsang entwaffnet und gerührt war.

„Da sieht man's!" rief die Frau, die sich als ältere Schwester herausgestellt hatte. „Du mein — mein — so ein dummes Mädel —"

„Vielleicht", sagte Vogelsang und betupfte die Wunden mit einer aus seiner Taschenapotheke hergestellten Sublimatlösung, „hat Fräulein Gertrud doch von sich aus das richtige, weibliche Empfinden gehabt und wollte lieber Schaden und Schmerz erleiden, als möglicherweise der Mittelpunkt einer unangenehmen Straßenszene werden. Mit dem Fuhrmann war ja gewiß nicht gut Kirschen essen."

Das Mädchen antwortete nicht, aber etliche Tränen liefen ihr nun doch die Wangen hinab, was den Vogelsang heftig beunruhigte.

„Meiner Seel," rief nun die Schwester, „vorhin wollt' ich's schon sagen, wahrhaftigen Gott, ich hätt's auch nicht gekonnt. Lieber sterben, als so etwas."

Hastig stand jedoch der Alte auf und rief: „Natürlich, dreht jetzt nur alles wieder um."

Er maß den Gast mit einem schrecklich strafenden Blick und wandte sich seiner Tochter zu: „Ins Bett geh und schlaf, das ist das beste und mach nicht wieder solche Dummheiten! Nächstens fällst du in einen Briefkasten."

Das Mädchen jedoch, als spüre sie wieder Sonne, schob ihr Gewand über die mit einem nassen Handtuch gekühlten Wunden und sagte lächelnd, ja fast triumphierend: „O, es ist gar nicht so schlimm, es tut schon nimmer weh!"

„Sind Sie ein Doktor?" fragte der Vater nun forschend und streng den Gast.

„Nein, nicht ganz. Ein Naturwissenschaftler."

„Naturwissenschaftler —? Was ist mir das —? Das kenn ich nicht."

„Geh zu, Vater, das verstehst du nicht," sprang schnell die junge Frau ein, „das ist ein Student."

Der Alte schien erst etwas sagen zu wollen, wandte sich jedoch plötzlich ab und verließ wortlos das Zimmer.

Alle zeigten sich nun verändert.

Die Schwester, obwohl sie sich höflich und wortreich bedankte, war zurückhaltend geworden und forderte ihren Mann auf, doch zu machen und dem Herrn die Haustüre aufzusperren, der Mann selbst schien spöttisch, und Gertrud blitzte ihrem Helfer fast lustig in die um Verzeihung bittenden, demütigen Augen.

In einiger Verwirrung, ein Besiegter und dennoch irgendwie Beglückter, kam er auf die Straße und schritt weit ausholend nach Hause.

Dort steckte er sich eine Pfeife an, machte Tee und legte sich lang auf den Divan. Irgendwie sah und fühlte er von einem neuen Gedanken belebte Augen aufblitzen, verweilte bei dem unbeschreiblichen Reiz der Vorstellung ihrer halb beleuchteten und bedeckten zarten Mädchenschultern, und empfand dann jene kühle Frische, die schneeweiße und wie junge Stämme schlanke Mädchenarme um sich verbreiten.

Ist sie schön, fragte er sich, und fand sie entzückend unter dem Einfluß des kostbarsten Menschlichen, der Fähigkeit zu eigenem Erleben.

Immer wieder kehrte er in diesen glücklichen Stunden zu jenem Augenblick zurück, wo sie seinen Umschwung bemerkt und ihn lustig, fast triumphierend angeblickt hatte, ohne doch nur eine Sekunde störende Überheblichkeit gezeigt zu haben. So, als ob sie ihm hätte sagen wollen, du hast dich doch verrannt gehabt, siehst du, jetzt mußt du's selber eingestehen, weil du ein ebenso verständiger Mensch bist, wie ich.

Und diese letzte Vorstellung von ihr war wie ein lebensprühendes Zentrum von Selbstglut, das in eine Zukunft voll entzückender Erlebnisse wies.

Anderes kam ihm gar nicht in den Sinn. Dagegen am nächsten Morgen.

Ein sonderbares Erlebnis, dachte er da. Ich schwärme für eine andere, die mich abblitzen läßt, gerate in Wut, haue einem Gaul auf die Schnauze, prügle mich fast mit einem Fuhrmann, bin abscheulich und rechthaberisch zu ihr, hetze die ganze Familie gegen sie auf und gebe ihr dann doch recht. Und sie lacht mich aus und entzückt mich deswegen. Ob das nicht so wunderbar ist, wie irgendein chemisches Experiment. Aber was alles auch, sie ist ein wundervoller Mensch.

Zur selben Zeit richtete sich Gertrud zum morgendlichen Gang ins Geschäft, und ihre Schwester saß am Tisch bei einer großen irdenen Kaffeetasse und redete über ihn.

„Das hat mir nicht gefallen," sagte sie und ließ ihre Semmel auf den Tisch fallen. „Gleich, wie er nur deine nackten Schultern gesehen hat, ist er ein ganz anderer geworden. Einen sonderbaren Blick hat er da bekommen, wie man von einem Wollüstling liest. Und sofort hat er seine Ansicht gewechselt. Wenn ich's ja auch nicht hätte tun können, jemand nach dem Namen fragen und so — aber ein Mann muß doch bei dem bleiben, was er einmal gesagt hat. Und wenn der Vater auch manchmal komisch ist und altmodisch, da hat er doch das richtige Gefühl. Und was ist ein Naturwissenschaftler? — Ein Student! — Vor solchen aber muß sich ein anständiges Mädchen hüten, denn sie haben nie etwas Rechtes mit einem Mädchen vor."

Gertrud dagegen schien es nicht etwas Schlimmes zu sein, daß ein junger Mann ihretwegen seine Ansicht gewechselt hatte, und als sie abends von der Arbeit kam, ging sie langsam und blickte eifrig nach ihm aus.

Richtig, da kam er, auch langsam und wie sie selbst, um sich schauend, die Straße entlang.

Es galt, eine kleine Überraschung heucheln, eine Erkundigung nach ihrem Befinden und eine Erklärung seines gestrigen Betragens. Dann entstand eine Pause, und ihre erwachte Neugierde fragte, ob er ein Student sei.

Er sei es nicht mehr, und an der nächsten Ecke zeigte er ihr mit der Freude des Anfängers das Schild, worauf Hans Vogelsang, chemisches Laboratorium, stand.

Wie sie gelesen hatten, ging auf der andern Seite eine elegante und stattliche Frau vorüber, die mit unmerklich aufgehobener Lorgnette herübersah und von Hans Vogelsang sehr gemessen gegrüßt wurde.

„Das war eine Dame, eine wirkliche Dame", sagte Gertrud bestimmt und zu-

gleich mit wichtigem Eifer. „Man sieht es, wie sie geht, wie sie sich hält und gekleidet ist. Nicht so wie die, die es nur sein möchten."

„Das mag schon sein," antwortete er ohne Überlegung, „aber ich möchte, sie wäre weniger Dame und mehr Mutter, denn ich bin ihr Sohn."

Das war so herausgekommen, daß eine Pause entstand, die mit wohlzumerkender Erwartung angefüllt war.

In den kleinen Anlagen vor einem Friedhof setzten sie sich, und sein ihr weit offen stehendes Gemüt vermochte nach der ersten Äußerung das Weitere nicht mehr zu verschließen.

„Ich weiß nicht, was sie hier will," sagte er, „sie wohnt in einem Dorfe, in dem die Fabrik meines Onkels ist. Eigentlich verkehren wir fast nicht mehr miteinander."

„Sie gefällt mir gut", sagte sie.

„Ja —" machte Vogelsang wegwerfend, „das können Sie wohl sagen. So ist mir's auch gegangen und geht mir auch heute noch so. Ich wäre durchs Feuer für sie gegangen, wenn sie sich nur herbeigelassen hätte, mir zur rechten Zeit ein gutes Wort zu geben. Aber alles fügt sich ihr, selbst die Familie meines Onkels, von der sie doch abhängig ist. Vielleicht imponiert denen auch die Dame. — Sie müssen nämlich wissen, daß mein Vater lange tot ist. — Aber mir imponiert eine, die nur Dame ist, gar nicht. Als ich nach der sechsten Klasse abgehen sollte, obwohl ich weiterstudieren wollte, sagte sie nicht, ich selbst habe kein Geld, um dir das zu ermöglichen, und aus den und den Gründen will ich deinen Onkel nicht bitten — nein — sie sagte nur: Du wirst später einsehen, wozu es gut ist. Da trat ich zum ersten Male gegen sie auf und bin heute noch stolz darauf. Denn was hat der Mensch anderes, als daß er tun kann, was er von sich aus für das Richtige hält und deshalb mit Freuden tun kann. — Zweimal bin ich aus der kaufmännischen Lehre gelaufen, bis ich es doch durchgesetzt hatte, das Gymnasium durchzumachen. Wie — das können Sie sich denken. — Ich wollte nichts anderes von ihr, als die Pension vom Vater her, die mir zustand. — Als ich das Gymnasium hinter mir hatte, fragte sie wieder nur: verstehst du mich jetzt auch noch nicht? und schüttelte bloß den Kopf, als ich darauf bestand, weiter zu studieren. Aber sie wollte nur keine Auseinandersetzung, keine Szene, was weiß ich, und war sich damals schon klar, daß ich wußte, was sie mit mir beabsichtigte. — Natürlich, sie wollte, daß ich in die Fabrik meines Onkels einträte, weil er keinen Sohn hat. Dort sollte ich mich so lieb Kind machen, daß i ch einmal die Fabrik bekäme und nicht ein anderer Vetter. Dabei ist mein Onkel so gut und auch so wohlhabend, daß er mich leicht hätte studieren lassen können. Sie hätte ihm bloß ein Wort zu sagen brauchen. Und das wollte sie nicht oder konnte sie nicht nach ihrer Natur, obwohl es später bei meiner Schwester doch gegangen zu sein scheint. Sie wollte mich durch ihre harte Handlungsweise zwingen, einzusehen, was sie für gut hielt. Mein Onkel schickte mir auch ab und zu schon Geld und schrieb, ich solle mich nur an ihn wenden, wenn ich Schulden oder Streiche gemacht hätte, denn ich müßte denken, wie schwer es meiner Mutter fallen müsse, für mich das Geld zum Studium aufzubringen. Aber ich habe die vier Jahre auf der Universität keinen

Pfennig von ihr bekommen. Aber irgend etwas hat sie meinetwegen dem Onkel doch erzählen müssen. Deshalb hab ich dann wieder niemals offen mit Onkel Ferdinand reden können, und sie selbst ist immer mehr in den Gegensatz zu mir gekommen, weil sie darunter gelitten hat, daß sie meinetwegen lügen mußte und in eine schiefe Lage gekommen ist. Denn so ist sie. Ehe daß sie in ein wahrhaft menschliches und natürliches Verhältnis zu einem Menschen käme, beginnt sie lieber Ausflüchte und Lügengewebe zu bauen, obwohl sie die Lüge haßt. — Daran können Sie sehen, was es mit der wirklichen Dame auf sich hat, und wie ich so etwas mag."

Das Mädchen hatte aufmerksam gelauscht, und ihre Augen leuchteten jetzt verständnisvoll, ja sie glühten sogar.

„Und doch," sagte sie, „das paßt alles zu Ihrer Frau Mutter, das gefällt mir. Ich hab schon so Ähnliches bei Menschen nur auf ganz anderem Gebiete gesehen. Das ist, wenn eines nicht anders kann, als nur gerade seiner Empfindung nachgehen, und Sie sind ja gerade so wie Ihre Mutter."

Alles schmeichelte ihm bei ihrer Entgegnung. Sowohl ihr Verständnis und ihr Takt für seine Offenherzigkeit, als die Verteidigung seiner Mutter und die Art, wie sie ihn und die Gescholtene so beleuchtet hatte, daß sie beide heroisch und bedeutsam herausgekommen waren. Es drängte ihn zu ihrer Wärme, aus der doch zugleich eine sichere Klarheit kam.

So schwieg er beglückt von all dem, bis er ohne Erwägungen die Frage stellte, ob ihre Mutter gestern abend nicht dagewesen sei.

„Sie liegt schon seit zwei Jahren da drinnen," erwiderte sie und wies mit der Hand nach der Friedhofmauer, „und vier Geschwister neben ihr."

„Oh, entschuldigen Sie", sagte er.

Sie schüttelte abwehrend den Kopf dazu.

„Zehn Kinder hat sie gehabt, und ich war das vorletzte. Ich hab manchmal gehört, wie die Nachbarn sagten, sie sei eine böse Frau gewesen. — Sie hatte Tag und Nacht das Geldverdienen im Kopf, und meine zwei ältesten Geschwister haben fast einen Haß auf sie. Sie sagen, weil sie wegen ihr gar nichts von ihrer Jugend gehabt hätten. Wie ich kam, ging es uns schon besser. Trotzdem durfte ich auch fast nicht zum Spielen und mußte schon mit zehn Jahren die ganze Hausarbeit tun. Sie war immer mit dem Kochlöffel hinter mir her. Aber sie hat mich doch gern gehabt, und ich hab's gefühlt, und hab' doch, wenn ich's überlege, eine schöne Jugend gehabt. — Jetzt fällt mir ein, wie oft ich hier auf den Kirchhof gekommen bin. Dann hab' ich mich auf das Grab gesetzt, in dem mein jüngstes Brüderchen liegt, und hab' mir so lange vorgestellt, wie es jetzt gar nicht mehr wiederkommt, und wie es doch so nett und lieb gewesen, bis ich weinen mußte und allerlei schöne und traurige Gedanken von Leben und Sterben dabei hatte, die mich ganz beschäftigten. Und eines Tages suchte mich meine Mutter wieder einmal mit dem Kochlöffel, weil ich irgend etwas vergessen hatte zu tun. — Als Kind kann man doch etwas so ganz und gar vergessen. — Da erzählte nun eine Frau, die sie nach mir gefragt hatte, sie hätte mich schon ein paar Mal in den Kirchhof gehen sehen, und sie hätte sich gesagt: was

macht sie nur auch da, und sei mir nachgegangen und hätte mich beobachtet. Da hätte ich am Grabe gesessen und hätte geweint. — Da ist meine Mutter mit ihrem Kochlöffel gekommen und hat mich wirklich so sitzen sehen. Und war dann ganz gerührt und hat mir eine Tüte mit Zuckerzeug gekauft und hat dann später oft und oft erzählt, was ich für ein braves und gemütvolles Kind sei. Dabei hab ich gar nicht verstanden, warum ich denn so brav sein sollte, denn ich hab doch vielleicht nur gerade so geweint, wie die alten Weiber, die zu jedem Begräbnis laufen. Freilich hab' ich kein Wort davon geschnauft und ließ mir ihre Worte gefallen. Auf den Kirchhof bin ich aber dann doch nicht mehr gegangen, wenn meine Mutter mich auch oft aufgefordert hat: Willst nicht heut wieder auf dem Hermännchen sein Grab gehen —? So war sie, sehen Sie."

Davon war Vogelsang bis ins Tiefste ergriffen. Wehmut und Freude zugleich schienen sich in ihm auszubreiten und ihn zu kräftigen.

„Wir konnten aber auch alle vor ihren Ausbrüchen", fuhr das Mädchen fort, „eine heftige Angst bekommen. Ganz schlimm war es, wenn sie ihre reine Schürze umband und fortging, um dem Lehrer oder dem Bäcker oder wer es gerade war, ihre Meinung zu sagen. Dann begehrte sie gewaltig auf und sparte nicht mit Schimpfen und Drohen, bis ihr die Leute, um sie los zu werden, den Willen taten. Dann kam sie und sagte: „Man muß nur aufbegehren, dann kriegt man, was man will!" — So war sie auch wieder."

Und heute, als der Vogelsang nach Hause ging, sagte er nur immer vor sich hin: das Schönste war, daß sie nimmer auf den Friedhof gegangen ist.

Natürlich war er im Augenblick nicht imstande zu verstehen, daß, wie ihre Reinheit ihn vertraulich und offen gemacht, auch sie durch seine Art erweckt worden war, und sie sich gegenseitig die Gemüter befruchtet hatten, wie Blumen, die sich in der Sonne einander entgegenneigen.

Noch nie schien ihm ein Mensch gleich ihr begegnet zu sein.

Und so etwas blühte im Volke, ging Tag für Tag in ein Modehaus, verkaufte Kleider und Bänder, Stoffe und Hüte, nähte und probierte anderen die Kleider an.

Ein Stolz erfaßte ihn, zu demselben Volke zu gehören, aus dem sie erwachsen war, und die Wärme und das Glück der Liebe preßten ihm Tränen aus den Augen.

* * *

Am andern Abend, als er sie traf, begann sie gleich von seiner Mutter, die ihr gar nicht aus dem Sinn wolle, wenn sie bedenke, wie die schöne und stolze Frau ganz still für sich leiden müsse. Er brauche ihr doch nur einmal, gerade wie er es von den anderen begehrte, menschlich und natürlich zu schreiben, dann müsse sie doch ganz glücklich werden.

Er lächelte dazu und sagte: „Das Schönste von dem, was Sie mir erzählt haben, war, daß Sie nie mehr auf den Friedhof gegangen sind."

Aber das nannte sie dummes Zeug, das sie nur so daher geredet hätte.

Heute wurde sie von der andern Seite gegrüßt. Es war ein untersetzter Herr in Lackschuhen und weißen Gamaschen, der einen grauen Halbzylinder mit ein wenig Ladenhöflichkeit schwang.

Man sah dabei eine fettig-gelbliche Glatze und einen schwarzen Backenbart.

„Das war einer unserer Chefs," sagte sie, „der Maier."

Er drehte sich um und sah dem Tänzelnden feindselig nach.

„Ein widerwärtiger Geck, schon wie er mit seinen dicken Hüften geht! Wie ein Schneider. Man möchte ihm einen Stein ins Kreuz werfen!"

„So geht er immer, wenn er sich wichtig macht", sagte sie und lachte. „Trotzdem ist er schlau und raffiniert und hat bei allem, was er tut, seine Hintergedanken. Wenn man ihn jedoch zu behandeln weiß, kommt man schon mit ihm aus."

„Sie können ihn also gut behandeln", sagte er fast scharf.

Da sie zu ihrer Bank gekommen waren, setzte sie sich, und als sie antwortete, tat sie, als hätte sie seinen Einwurf nur als Frage aufgefaßt.

„Wie man's nimmt. Unsereins muß bei ihm immer auf der Hut sein. Wenn er kann oder gar über eine etwas gehört hat, möchte er gleich einen Ton von oben herab annehmen, so wie ein Baron auf dem Theater mit den Mädchen scherzt. Sonst ist er freundlich und höflich aus Schlauheit, weil er weiß, daß man so besser arbeitet, und kann auch gutmütig sein. Wie jemand eben so ist. — Wir wissen auch zu viel von ihm. — Das Geschäft gehörte einer ganzen Familie, und er hat bloß hineingeheiratet. Seine Frau hat ihn einmal sogar im Privatkontor angeschrien: „Wer hat dich zum Manne gemacht!?" — Das war nach irgendeiner Frauenzimmergeschichte, die spielen da immer. Und wenn wir Ausverkauf haben, geht er über Mittag an die Kasse, und dann fehlen immer ein paar Hundert Mark. — Wir haben noch so altmodische Einrichtungen. — Im Geschäft ist ein Kontorist, der hat Buch darüber geführt und sagt, er könnt ihm jeden Fall nachweisen und ist manchmal außer sich vor Wut. Aber er frißt doch immer wieder alles hinunter und sagt nichts. — So sind sie alle. — Wie oft schimpfen sie und verschwören sich, sie lassen sich das oder jenes nicht gefallen, und wenn's drauf ankommt, sagt sich doch jedes, warum soll gerade ich mir den Mund verbrennen. — Das schlimmste, was ich von dem Maier weiß, ist aber das von der Regina. Die hat er verführt, eben als sie mit dreizehn Jahren als Lehrmädchen in die Firma eingetreten war."

„Oh," schrie da Vogelsang auf, „der Schuft. — Dafür gehört er ins Zuchthaus."

„Sie ist jetzt ein wunderschönes Mädchen," sagte Gertrud, „und sie ist noch heute bei uns. Jetzt hat es ein Schauspieler mit ihr, und er beutet sie aus wie alle Männer, mit denen sie es hat. Sie sorgt für den Mann, mit dem sie gerade ein Verhältnis hat, wie eine Frau, flickt seine Sachen, spart für ihn, kauft ihm, was sie kann für ihr bißchen Geld, und die Männer nehmen das alles wie selbstverständlich und lassen sie dann sitzen. Die Mädchen im Geschäft lachen sie aus, spielen sich auf vor ihr und machen sie schlecht. Ich selber kann mir nicht helfen, sie ist mir die Liebste von allen. Denn sie ist so fleißig, sauber und ehrlich und ergeben, und nur nicht so schlau und berechnend, wie die andern. Deshalb wird sie auch überall nur

ausgebeutet und fällt herein. Und nie schimpft sie über einen der Männer. Wenn einer sie wieder verlassen hat, ist sie nur eine Zeitlang bleich und traurig und geht stolz und gerade ihren Weg. Manchmal frag ich mich, warum muß das sein, daß gerade ein gutes Mädchen so elend behandelt wird, und werde dann traurig und kann mir nicht helfen. — Wissen möcht ich nur, ob dem Maier nicht auch einmal das Gewissen schlägt."

„Das schlägt ihm nur," erwiderte der Naturwissenschaftler finster, „wenn er Angst hat, er könnte wegen seiner Schurkereien bestraft werden. — Aber fühlt er denn nicht, daß alle um seine Schandtaten wissen, sagt ihm denn nie jemand etwas?"

„Ach, Herr Vogelsang," antwortete sie, „das wird ja alles vergessen — und die Mädchen sind stolz und beglückt, wenn ihnen der Maier ein gutes Wort gibt oder gar eine Schmeichelei sagt. Dann bürsten sie ihm die Hosen und den Hut ab, und wenn es sein muß, auch die Stiefel. Höchstens wird einmal hinterher geschimpft. Nur einmal, da hat irgendeine, wer's war ist nie herausgekommen, einen Brief ins Kabinett des Königs geschrieben, wie die Firma den Hoflieferantentitel kriegen sollte. — Wegen dem Brief ist nichts daraus geworden! — Damals hat er uns alle zusammengerufen und eine Ansprache gehalten und gesagt, eine Denunziantin sei schlimmer und gemeiner als eine Straßendirne. Es sei ihm ja egal, ob er Hoflieferant werde oder sonst etwas, aber daß unter seinen Angestellten, für die er doch alles getan hätte, so jemand sein könne, das schmerze ihn tief und sei ihm unerträglich, und deshalb müßten wir unter uns herausbringen, wer den Brief geschrieben hätte. Wenn's nicht herauskäme, würde er uns alle entlassen. Er hat mit der Faust auf den Ladentisch geschlagen, und einige haben sich auch entrüstet gezeigt. Ich habe mich so darüber geärgert, weil ich mir gedacht habe, was schwätzst du da und spielst dich auf, daß jemand die Wahrheit gesagt hat, und du wirst ja doch nie alle deine Leute entlassen können, wo käme denn da dein Geschäft hin. Und das muß er mir vom Gesicht abgelesen haben, denn wie er mich angesehen hat, ist er einen Augenblick schneeweiß geworden und dann wieder rot, hat aber nichts gesagt, und die Sache ist nie mehr mit einem Wort erwähnt worden. — Ich glaube, die andern Herren von der Firma haben ihm wegen der Rede die Meinung gesagt. Ich wäre damals auf der Stelle gegangen, wenn er ein Wort gesagt hätte. Und bis auf heute hatte ich doch alles längst vergessen. —"

In Vogelsang, der mit weitgeöffneten Sinnen all dies eingesogen hatte, bald voll Unruhe und bald ergriffen, brannte nun mit einemmal ein tiefer Schmerz.

„Ach," sagte er, „nie habe ich gewußt, wie die Menschen sind. Könnte man nicht leicht auf beiden Seiten, wo man doch so aufeinander angewiesen ist, wenn man nur wollte, Stolz und Menschenwürde erhalten? Es liegt ja doch nur am Wollen, warum will man denn nicht? — Braucht man sich denn nicht gegenseitig —? Oh, es ist traurig, Fräulein Gertrud!"

Lange schwieg das Mädchen und lauschte einem Nachtgänger, der vorübereilte.

„Sie und Ihre Mutter und Regina," sagte sie endlich leise, „sind alle gleich."

„Oh wie klug, wie wundervoll klug sind Sie", rief er aus. „Aber Sie werden

sehen, so wahr ich ein Mann bin, ich will gerade meinen Weg gehen. Ich fühle die Kräfte in mir, auch zu zerschlagen, was sich mir in den Weg stellt, und aufzubauen, was ich will."

Dies war wie ein Feuersignal, das er am Schlusse aus all dem Brennstoff, den sie zusammengetragen, angesteckt hatte.

Beide schwiegen, als lauschten sie dem Knistern einer Flamme, und in beiden brannten seine Worte, deren unbestimmten Sinn er selbst nicht zu deuten gewußt hätte.

Endlich stand das Mädchen auf und sagte: „Ich muß nun gehen."

Als er sie weiter begleitete in der Richtung nach ihrem Hause, blieb sie stehen und sagte nach einigem Zögern: „Begleiten Sie mich lieber nicht mehr weiter."

„Warum?" fragte er erstaunt.

Sie konnte lange nicht recht mit der Sprache heraus und streichelte völlig selbstvergessen begütigend seine Hand.

„Meine Leute wollen's nicht leiden", sagte sie leise. „Sie meinen, es käme nichts Gutes heraus bei einem Verkehr zwischen uns beiden."

„Warum —?" fragte er ergriffen und dumpf grollend, „warum will man denn auch hier nicht einsehen — —"

Und einen Augenblick schien es, als schwanke sie unter einem Gegendruck, bis sie mit dem lieblichsten, schalkhaften Einfall Oberwasser bekam.

„Ei — warum —?" erwiderte sie. „Ein bißchen Heimlichkeit ist doch so nett."

Und sieh, er fühlte sich stürmisch erhoben, beglückt, beschwingt, besiegt und sieghaft zugleich.

Aber bevor er noch wußte, was zu beginnen sei, war sie davongehuscht, als meine sie, zu viel gesagt zu haben und fürchte die Folgen.

Nun stand er da und wußte, sie liebte ihn, und er liebte sie.

Eben hatte sie sich ja verraten. Und als sie ihm die Hand gestreichelt und vorhin, wie sie gesagt, „Sie und Ihre Mutter sind wie Regina!" — Und kurz vorher noch hatte sie geäußert, sie liebte diese Regina, sie könne gar nicht sagen, warum.

Über allen Menschen stand sie, war um ihn wie die köstlichste Luft. Es mußte überaus herrlich sein, für immer bei ihr zu sein und sie zu besitzen.

* * *

In der Stille seiner Wohnung wurde das anders. Jener lodernde Gram und Zorn, in den ihn Eifersucht und Anteilnahme an ihrem Geschick wie eigenes, schweres Erlebnis und was da alles noch mitspielte, versetzt hatten, durchbrach sein Entzücken an ihr, und im Nu war alles in ihm entfesseltes Element, das Unklarheit und halbe Empfindungen zeugte.

Die Mächte, die er sich unterfangen als ein Richter und Rächer von innerer Berufung zerstören und neu aufbauen zu wollen, alle Widerstände, die in ihm selbst gegen unkluges Handeln vorhanden waren, standen auf und bedrängten sein freudig erhobenes Herz, drückten es nieder und machten es kleingläubig.

Ach, es war ja wahr, wie ihre Angehörigen gegen ihn, waren seine sicher gegen sie.

Litt er nicht unter all dem, von dem er sie umgeben wußte? — Konnte es nicht geschehen, daß sie, die er liebte, morgen des Herrn Maiers Hosen ausbürsten mußte —? Ach, wie viele waren, die schon die Achseln zucken würden, daß sie war, was sie war. — Vor zwei oder drei Tagen hatte er sie noch nicht gekannt, und heute schon war er mit ihrem Leben verstrickt. — Vielleicht, wenn er sie morgen nicht abholte, übermorgen nicht, eine Woche, zwei — einen Monat lang, dann war alles aus — —.

Aber weil er doch nicht einer unbestimmten Sehnsucht nach der Vergangenheit nachfolgen hätte können, da es bei kräftigen Naturen ein Umkehren ohne mächtigen äußeren Zwang in solcher Angelegenheit nicht gibt, strahlte aus der Verwirrung seines Innern ihr reines Bild als das einzig Begehrenswerte und Beglückende immer stärker hervor, und plötzlich stand er vor der Frage, war ihre Liebe und ihre Person selbst ihm teurer als das Schwere, das da kommen konnte, ihn davon zu trennen oder nicht? — —

Und als Beruhigung stellten sich neue Gedanken ein, denn ach, was ihn hier mit Bangen erfüllt hatte, konnte ja nichts anderes gewesen sein, als was sich vor allen entscheidenden Verbindungen einstellt, vor Ehe, vor Liebe, vor jedem Entschluß, der bindet.

Er lächelte über sich selbst. Als ob etwas dazu gehörte, Gertrud einfach zu heiraten. Seine Kraft zu wollen, nichts mehr. Verdiente er für eines, würde es auch für zwei langen, dann brauchte sie nur so rasch wie möglich ihre Stellung aufzugeben, und alle peinlichen und schlimmen Möglichkeiten waren aus der Welt geschafft.

Staunend und lächelnd blickte er jetzt auf seine überwundene Kleingläubigkeit zurück.

* * *

Aber wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, daß gefaßten Entschlüssen die Widerstände gleich auf dem Fuße folgen, kam den folgenden Morgen ein Brief seiner Schwester, der deutlich die Pläne auftat, die seine Familie mit ihm vorhatte.

Sie schrieb ihm im Auftrage der Mutter.

Des Oheims Fabrik, schrieb sie, erweitere sich in einer Richtung, die bald einen Chemiker notwendig mache. Mutter habe deswegen Onkel um die nachfolgende Summe gebeten, damit er sich im Sinne der Fabrik weiter ausbilden und auch seinen Doktor machen könne. Ein anderer Vetter strebe danach, einzutreten und vielleicht später zu erben. Aber Onkel wie Tante, besonders aber Erika, die Tochter, sprächen viel davon, wie schön es wäre, wenn er bald käme. Und die Mutter, hieß es zuletzt, frage das dritte und letztemal, ob er sie jetzt verstehe?

Solche Pläne also hatten sie mit ihm vor —? Es schmeichelte ihm ein wenig, wie es ein Erfolg tut. Er empfand auch gar keine Bitterkeit mehr gegen seine

Mutter, ja, er liebte sie sogar mit der sanften Milde dessen, der des andern gute Absichten für einen durchschaut und für sich selbst doch das bessere weiß.

Sein Mädchen streiften seine Gedanken dabei nur mit einem glücklichen, zuversichtlichen Lächeln.

* * *

Auch Gertrud war in diesen vierundzwanzig Stunden ihrer Liebe inne geworden.

Ihr ganzes Wesen verriet es durch ein sanftes Blühen.

Wangen und Mund, Augen und Stirne, Körper und Glieder schienen durch eine neue Einheit von einer anderen Atmosphäre umgeben. Viel hatten ihre leichtbeschwingten Gedanken getan, ihre Liebe glühen zu lassen, und nun bangte sie sich vor Unbekanntem und sehnte es doch mit Herzklopfen herbei.

Schon als er heute gegangen kam, merkte sie ihm an, daß er Entschlüsse gefaßt hatte, und schritt erwartungsvoll und ergeben neben ihm her.

„Hier ist ein merkwürdiges Schreiben von zu Hause", sagte er, als sie zu ihrem nunmehr schon gewohnten Platze gekommen waren.

Als sie gelesen hatte, bezwang sich das tapfere Mädchen und fand auch gleich die Antwort.

„Was ist da viel zu sagen. Sie werden Ihren Doktor machen, sich mit Ihrer Mutter versöhnen und Ihre Cousine Erika heiraten."

„Darf ich Ihnen vielleicht mitteilen, was ich als Antwort gedacht habe?" gab er zurück und begann vorzulesen.

„Ich richte diesen Brief an Dich, liebe Mutter, weil ich denke, es ist nach Deiner Angabe an mich geschrieben worden. Ja, ich glaube, jetzt zu verstehen, was Du zweimal und jetzt das dritte Mal von meiner Einsicht verlangt hast. Du hast es nie schlecht mit mir und uns allen gemeint, und ich wäre glücklich, wenn ich Dir jetzt wirklich nahe kommen könnte.

In allem kann ich freilich Deiner Absicht nicht gerecht werden und ich hoffe, daß meine Weigerung nicht den Hauptgrund trifft. Ich kann nämlich Erika nicht heiraten, weil ich mich eben erst verlobt habe. Ich bin darüber so tief von innen heraus glücklich, daß ich auch ohne Deinen Brief an Dich geschrieben hätte, denn ich meine, es wäre mir jetzt leicht, alle Deine Wünsche zu erfüllen und Dir, wie allen Menschen, zu Gefallen zu leben. Gern möchte ich jetzt in die Fabrik eintreten und bitte sogar freudig, als ein erstes Zeichen unserer Versöhnung, um Deine Vermittlung bei Onkel Ferdinand. Wenn Du willst, komme ich gleich einmal in den nächsten Tagen zu Euch heraus . . ."

„Das andere sind übliche Grüße", sagte er und schwieg erwartungsvoll.

„Ja —" brachte Gertrud endlich hervor, und es fiel ihr schwer, ihren Worten Atem einzuhauchen, „haben Sie denn — — sind Sie denn verlobt? —"

„Hast du mich denn nicht so gern, wie ich dich?" antwortete er. „In diesem Falle würde ich den Brief nicht absenden."

Sie begann zu zittern, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Endlich schüttelte sie den Kopf.

„Es geht ja nicht, Hans, ich bin ja nicht wert, was du alles auf dich nehmen willst."

„Nicht —" sagte er und stand, sofort von dem fürchterlichsten Gedanken ergriffen, auf.

Wie — stand ein anderer Mann zwischen ihr und ihm? — Konnte nicht einer wie ihr Schwager oder dieser Maier oder irgendeiner sie beschmutzt haben, gierig gepflückt und genossen haben, wo er sich kniend beugte, alles geben zu dürfen?

Er sah auf das Mädchen hernieder, das von der tödlich ausstrahlenden Schärfe seines Schmerzes zerrissen, zitternd sich zu fassen versuchte und vergeblich nach Verständnis rang. Und schon hielt er die Qual, die er ihr bereitete, für den Beweis seiner Annahme.

Nie, das wußte er, konnte und wollte er darüber hinwegkommen, und ward doch gleich von einem großen Verständnis und Mitleid für sie ergriffen, das ihn erschütterte und würgte.

„Oh, Gertrud," sagte er, „ich bin schuld durch meine Übereiltheit. Aber glaube nicht, als ob ich schlecht von dir denken würde, ich kann es mir ja gut vorstellen, wie so etwas zustande kommt. Aber wenn schon ein anderer — — und ich komme mit einem Entschluß, der mir so heilig ist — — gewiß könnte dich trotzdem jeder heiraten, ich auch. — — Was wäre denn dabei — — aber ich käme nie darüber hinweg, weil du mir so viel sein sollst, und weil du selbst es nicht ertragen könntest."

Nun hatte sie erfaßt, was ihn so schrecklich bewegte, und mit einem Schrei der Erlösung und Liebe sprang sie auf und näherte ihr Gesicht dem seinen und war aufgelöst und beglückt.

„Nein, nie, wahrhaftiger Gott, das schwöre ich, nie habe ich mit einem Manne etwas gehabt, nicht einmal geküßt hat mich einer."

Und ihre Augen strahlten ihn unter Tränen voll unaussprechlicher Liebe an, und, von ihrem Arme umfangen, sah er erst schüchtern und dann von ihrer Inbrunst beseelt in dies weinende Naß voll dunkler Mächte.

Stöhnend, vom Schrecklichsten befreit, warf er seine Arme um sie, und so kam es, daß ihr erster Kuß zuckenden Schmerz und süße Inbrunst befreiend und bannend vereinte.

„Alles," sagte er später, „das ich noch keinem Menschen anvertraut hatte, habe ich gleich zum Empfang vor dir ausgebreitet, so wollte ich dir, wie ich bin, erscheinen. Drum hätte mich das andere auch so getroffen! — Nun danke ich dir, daß du so bist, wie du bist, und deine Liebe mich begnadet. Denn ich fühle, ich verdiene sie nicht."

Wie machte sie das Stummsein glücklich und wie lauschten sie ihren beseelten Stimmen. Eins nannte das andere gut und hielt es für besser, als sich selbst, und ihr reiner Entschluß, alles dem andern zu geben und es für die Zeit des Lebens bei dem andern geborgen zu wissen, breitete im Hintergrunde seine Flügel über sie aus.

* * *

Für den nächsten Tag, der ein Sonntag war, hatten sie einen Ausflug verabredet.

Er wartete schon lange vor der ausgemachten Stunde und erkannte sie erst nicht, als sie im schimmernden Taftkleid von stählernem Blau, einen Pelz um den Hals, gegangen kam.

Sie war erst unbestimmt und dann sofort vom höchsten Leben erfüllt, nachdem sie ihn gewahr worden war und auf ihn zukam.

„Wie schön du heute bist", sagte er, als sie rasch nebeneinander hergingen, jedes bestrebt, von den Menschen fortzukommen.

„Gefällt es dir?" sagte sie, über sein Lob vor Freude errötend. „Ich hab' das Kleid heute Nacht und am Vormittag gemacht."

„Gleich gestern hast du dich hingesetzt," sagte er und betrachtete sie.

Sie zeigte weder Müdigkeit noch Blässe. Im Gegenteil, ihre Wangen glühten im rosigsten Rot, und ihre blonde Herrlichkeit strahlte unter einem kleinen Hütchen in der Frühlingssonne.

Auf einsamen Pfaden gingen sie dann Arm in Arm durch die graue Dämmerung der schlanken Buchenstämme und der schweigenden Stille dunklen, schweren Tannengrüns. Noch gab es kaum die ersten Weidenkätzchen, und schon brannte unter freiem Himmel die Sonne heiß.

Auf einer Aussichtsbank, ein Dörflein unter sich, fingen sie die Sonnenstrahlen auf und blickten den Dämpfen nach, die dem feuchten Wald entstiegen und sich im Blau des Himmels verloren.

Nachdem sie da lange geschwiegen, sagte sie: „Eines bitte ich dich, schicke deiner Mutter diesen Brief noch nicht."

„Zu spät," erwiderte er, „er ist gestern abend schon weggegangen."

„Ach," sagte sie und umschlang ihn, „ich hätt's noch lange nicht irgend jemand gesagt. — Warum sogleich? — Wenn sie nun kommt und mich kennen lernen will —? Wie soll ich vor ihr bestehen —?"

„Du kannst vor jedem bestehen."

„Erst muß ich vor dir bestehen. — — Ich weiß es wohl und gut und hab' heute Nacht beim Nähen viel darüber nachgedacht, was du alles für mich aufgibst. Ich laß dich auch nicht mehr aus, das kannst du mir wohl glauben, aber ich möchte erst etwas für dich tun, daß du mich richtig kennen lernst."

„Du liebst mich doch —?"

„Was ist das —? Jede mag dich lieben, wenn du ihr das Heiraten versprichst, und ich bin ja doch nur glücklich dadurch. — Wenn du mich nie heiraten wolltest, ich würde dich gerade so lieben."

„Schnack, schnack", erwiderte er. „Das redest du so — aber wir würden uns ja gar nicht so viel sein, und sicher hättest du mich nie so lieben gelernt, wenn ich nicht so zu dir gesprochen hätte."

„Das hab ich mir auch gesagt", erwiderte sie sinnend. „Vielleicht soll man über so etwas gar nicht reden. — Nur wär mir's lieber, wenn deine Mutter erst in vier

Wochen von allem erfahren hätte, oder man hätt's ihr können nach und nach beibringen. Sie wird nicht gleich eine große Freude erleben, wenn sie erfährt, daß ich ein armes Mädchen bin, das ins Geschäft geht. Ich hab' ja sonst keine Angst vor den Menschen, denn ich weiß, daß es bei allen irgendwie nicht stimmt. Wer so ist, daß er das nicht weiß, kann mir gestohlen werden. — Aber du — wirst du mit mir zufrieden sein? — Wenn du mich nur immer lieben willst, dann ist alles gut, und ich will alle Menschen lieben, die zu dir gehören."

„Du bist so klug, daß ich jede Minute von dir lerne, Gertrud, und jede Minute glücklicher werde, weil du mich liebst. — Hast du das alles dir gestern Nacht vorgenommen?"

„Alles und noch viel mehr, und daß ich nicht von dir lassen kann und dir's sagen will, und wenn du mich deswegen sogar weniger lieben solltest. Aber das tust du nicht, das weiß ich."

* * *

Da sie beisammen bleiben und doch nicht unter die Menschen gehen wollten, waren sie auf den Gedanken gekommen, zum Abendessen einzukaufen, und sie ging, ohne einen Augenblick sich zu sträuben, mit in seine Wohnung und deckte den Teetisch.

Gertrud war mit roten Wangen über das Essen und Trinken munter und fast ausgelassen. Dann aber legte sie wie ein müde gespieltes Kind den Kopf auf das Sofakissen, ließ sich von Hans die Beine auf das Polster legen, sah ihn noch einmal mit einem glücklichen Blick an und schlief ein.

Lange sah er auf dies gesunde, schöne Gesicht, das im Schlafe noch Leben ein- und auszuatmen schien. Eine Weile ging er leise auf dem Teppich auf und ab, bis er sich rauchend in seinen Lehnstuhl setzte.

Die Lampe gab ihren runden Schein, die Uhr tickte, das Feuer, das sie gemacht hatte, fiel zuweilen leise knirschend in sich zusammen, und er lauschte ihren sanften Atemzügen und wollte nicht mehr, als er hatte.

Auf einmal drehte sie sich auf den Rücken, und er sah, daß sie mit großen Augen an die Decke blickte.

„Du wachst", sagte er und setzte sich neben sie und war beglückt, sie so klar und voll Sinnens zu sehen.

„Ich habe so sonderbar geträumt", sagte sie und griff, ohne ihre großen Augen zu verlieren, nach seiner Hand. „Von der Regina, von der ich dir schon erzählt habe. Ich meine, du müßtest sie schon gesehen haben, denn ich kenne dich doch auch schon länger, und ich glaube sogar, du hast ein Auge auf sie gehabt. Sie hat immer ein blaues Kostüm an und trägt einen Hut mit einem Fasanenkopf."

Über diese Rede errötete er. Es konnte wahrhaftig nur jenes Mädchen sein, das ihn am selben Abend, da er Gertrud kennen gelernt, so verächtlich angesehen hatte.

„Es ist wahr," antwortete er, „sie hat mir gut gefallen. Wenn dich der Gaul nicht gebissen hätte, wer weiß, was passiert wäre. Aber ich denke, sie ist verlobt?"

„Das ist sie nicht, im Gegenteil, es hat sie gerade wieder einer, ich glaube ein Schauspieler ist's, sitzen lassen. Ich kann es gut verstehen, wenn man sich in sie verliebt, sie ist zu schön — obwohl ich doch glaube, daß sie ein wenig beschränkt ist. Im Geschäft haben wir ein älteres Mädchen, das manchmal etwas tollpatschig ist. Wenn sie gezankt wird, findet sie kein Wort der Erwiderung. Aber nachher schimpft sie so komisch, daß alles darüber lachen muß. Von ihr hab ich zuerst geträumt. — Sie hatte wieder einmal so einen Zorn, da nahm sie die besten Seidenstoffe von den Regalen und schnitt sich überall große Stücke davon herunter. „So — siebzig Mark Salär im Monat —" sagte sie, „und schimpfen lassen auch noch? — Wart, euch komme ich mit euren zweihunderttausend Einnahmen im Jahr. Ich habe eine Mutter, die kann auch ein seidenes Kleid brauchen, und eine Großmutter! — Hochzeit kann ich auch machen, und da kann ich eine Tochter kriegen, und wenn die Hochzeit macht, soll sie auch in Seide gehen. Und fürs Enkelkind brauche ich ein Stück japanische Seide für ein Hängekleidchen!" — Und jedesmal schnitt sie Seidenstoff ab."

„Wieso," schaltete er ein, „hat sie das wirklich getan?"

Sie nickte.

„Alle nehmen sie, und ich hab's auch schon getan; und viele Kundinnen stehlen, wo sie können. Ich glaube, die Frauen sind alle Diebinnnen. — Es liegt so herum, man hantiert damit wie mit seinem Eigentum, man weiß, daß die Frauen der Prinzipale kommen und sich heimlich abschneiden lassen, ohne es zu verrechnen. — Da denkt keins etwas Schlimmes. — Manchmal kommt es einem so vor, als ob die Prinzipale gern durch die Finger sähen, und alle werden ganz keck, bis von irgendeiner in der Zeitung steht, die bestraft worden ist, oder jemand glaubt, es sei etwas entdeckt worden. Dann denkt man, um Gottes willen, du mußt ja ins Wasser gehen, die Schande überlebst du nicht und hat eine Zeitlang eine furchtbare Angst. Und dann lockt die glänzende Seide und das schöne Zeug immer wieder. Und wenn jemand Diebin zu einem sagen würde, man spränge dem Betreffenden ins Gesicht und hielte das für eine fürchterliche Beleidigung. — Siehst du, so hast du mich auch noch nicht gekannt, und was würde deine Mutter dazu sagen."

„Sei still," sagte er, „morgen sollst du kündigen. Ich gehe selbst zu dem Herrn Maier."

„Liebling," erwiderte sie und hatte immer noch ihre großen Augen, mit denen sie unbekümmert um die Wirklichkeit nach der Decke sah, „das will ich lieber noch nicht tun. Wer weiß, ob du in einer Woche noch glaubst, daß du mich heiraten kannst. — Ich will dir meinen Traum weitererzählen. — Wie diese alte Weintrinkerin noch ihr Hängekleidchen herunterfäbelt, kam Regina — das heißt doch Königin, nicht? — und sie sagte ganz traurig: „Tut das nicht, ich bitt' euch. Ich weiß ganz gut, daß der Maier es gern sieht, daß wir und besonders ich, das tun. Dann kann er sagen, sie ist eine Diebin, wenn er mich von der Polizei hat abführen lassen. Und erzähle ich das, was er mir angetan hat, dann sagt er, das braucht man ihr nicht zu glauben, das ist nur ein Racheakt von ihr!" — Und augenblicklich ging die Türe auf, und Regina seufzte schwer, und zwei Polizisten mit großen

Helmen forderten ihre Hände und legten Eisen darum und führten sie ab. Und dann sah ich sie auf der Straße, und sie hatte ein graues Gewand, und auf ihren Haaren, die bis zur Erde gingen, saß ein Kranz von gelbem Stroh, und sie war barfuß und hatte eine dürre Distel in der Hand,und es war wie auf dem Theater, daß rote Henkersknechte um sie hergingen und viele Leute. Und dann stand sie auf einem Berge neben einem Galgen, und man sah tausend und tausende von Menschen, die dicht gedrängt standen. Plötzlich öffnete sich der Himmel und ein großes, gewaltiges Gesicht war zu sehen und das sagte: „Komm zu mir, Regina! — Regina aber heißt Königin — du bist getreten und geschlagen worden auf Erden, wo anders aber sollst du eine Königin sein!“ — Dann wachte ich auf. War das nicht ein sonderbarer Traum?“

Dann aber, als sei sie jetzt erst vom Schlafe erwacht und fühle, wie sie in gleichgültigem Traumzustand unbekümmert um alle Folgen gesprochen, richtete sie sich rasch auf. Sie umschlang den Geliebten und suchte seine Augen.

„Gelt, jetzt willst du nichts mehr von mir wissen?“

„Ich von dir,“ erwiderte er, überwältigt von Zärtlichkeit, „du weißt nicht, wie du mir ans Herz gegriffen hast. Ja, wahrhaftig, Diebe und weiß Gott was, sind wir alle, und furchtbar beleidigt, wenn man es uns sagt. — Ist es nicht überall dasselbe? — Nur daß mit anderen Maßen gemessen wird. Ich schwöre, daß ich in diesem Augenblick nicht schlecht von meiner Mutter reden will, und sie würde verächtlich auf dich herabblicken, wenn sie wüßte, was du und jene andern Mädchen tun, aber was will sie mit mir tun? Denkt sie nicht beständig an das Geld meines Onkels, und wie es für uns gewonnen werden kann? — Und wie wäre sie gekränkt, wenn man sie Erbschleicherin nennen würde. Will sie mich nicht heimlich zu unser aller Vorteil verheiraten, und könnte man sie nicht Kupplerin nennen —? Niemand soll es wagen, sie so zu nennen, niemand aber soll es auch wagen, dich zu beschimpfen!“

„Ach, du Liebster,“ sagte sie mit einem unbeschreiblichen Blick, „hättest du nur nicht an sie geschrieben. — Aber du sollst sehen, ich will dir keine Schande machen, und ich will lernen und etwas sein.“

Und plötzlich sprang sie auf, ohne daß sie ihn deshalb erschreckt hätte und es ein beleidigender Übergang gewesen wäre.

„Du mußt wissen, ich bin nicht dumm! — Ich denke zehnmal so rasch wie andere Menschen. Ich hab' Talent, ich kann eine Dame spielen und auch sein, und noch mehr. — Alles kann ich sein, wenn du mich nur liebst. — Ach, ich bin so glücklich — und siehst du hier, hier habe ich dir heute Nacht etwas gemacht, das du immer tragen mußt, damit du stets etwas von mir an dir hast.“

Bei diesen Worten hatte sie aus der Tasche eine seidene Halsbinde von lebhaften Farben geholt, zog ihm jetzt flink die alte aus und schlang ihm mit weichen, geschickten Fingern die neue um.

„Ei,“ sagte er in einem raschen Einfall, „du meinst, du müßtest mir noch Schlingen legen, und bedenkst gar nicht, wie ich schon längst gefangen bin.“

„Ja," antwortete sie ernst, „du bist gefangen und willst es sein. Und in vielen, vielen Jahren, wenn du mich vielleicht gar nicht mehr magst, oder wie das ist, dann wirst du immer noch gefangen sein, weil du es einmal so gewollt hast. Denn das habe ich schon gemerkt, daß du eigensinnig bist, nein, sei nicht böse, ich wollte sagen, eigenwillig."

Er stutzte über ihre Worte und küßte sie dann.

* * *

Längst, als das geliebte Mädchen gegangen war, lag er noch und gedachte ihrer Bewegungen, fühlte wiederum mit Entzücken jede Schwingung ihres Wesens und hatte tiefsinnige Gedanken darüber, wie sie aus dem Schlafe erwacht und in ihrer verträumten, von seltsamer Laune getragenen Stimmung Dinge gesagt hatte, die sonst nie einem Menschen entschlüpfen, und wie sie dabei doch wieder lockend mit allen ihren Sinnen bei ihm gewesen war.

Wundervoll waren doch die Frauen, und hier war eine, die mitten im Leben stand und Glück und Kraft schenkte.

* * *

Am Nachmittag des folgenden Tages klingelte es an der Türe, und er sah seine Mutter davor stehen. Da wurde er beklommen und führte sie nach einem ernsten Kopfnicken in seinen Wohnraum.

Sie hatte sich überall mit raschen Blicken umgesehen und setzte sich nun auf denselben Stuhl, auf dem er gestern abend so wunschlos glücklich sein schlafendes Mädchen betrachtet hatte.

Sie schien von ihrem übersichtlichen Sitze aus die ganze Stube zu beherrschen, als sie nun mit sicheren Bewegungen ihr silbernes Handtäschchen öffnete und ihm seinen Brief entnahm.

„Ich möchte gerne mit dir von diesem Briefe sprechen, Hans —. Danach willst du dich verheiraten? — Ich vermute, mit jenem Mädchen, das ich neulich bei dir sah."

Als er statt einer Antwort nur nickte, fuhr sie fort: „Es wird Erika und Onkel Ferdinand wie uns andern nicht leicht fallen, umzudenken, aber du schreibst so bestimmt, daß wir uns wohl darein finden müssen."

Als sie das gesagt hatte, ergriff er rasch ihre Hand und küßte sie.

„Ich danke dir, Mutter — wenn du Gertrud erst kennen lernst, wirst du mich schon verstehen."

Sie lächelte leicht, auf eine merkwürdige Weise.

„Also Gertrud heißt sie —? Aus welcher Familie ist sie denn?"

Trotzdem er auf diese Frage vorbereitet war, wurde er doch befangen, errötete und schämte sich dann wieder seiner Verlegenheit.

„Ihr Vater ist ein bescheidener Mann," antwortete er endlich mit überflüssiger Bestimmtheit, „er ist angestellt in einer Lederwarenfabrik."

„Als was?"

„Als Sattler und Vorarbeiter, soviel ich weiß —. Sie selbst geht in ein Geschäft als Schneiderin und Verkäuferin."

„Verzeih," sagte sie nach einer langen Pause, „wenn ich mich da nicht sogleich zurecht finde. — Wie lange kennst du sie denn schon —?"

Nun schämte er sich wieder, den kurzen Zeitraum anzugeben. Er nahm einen Stuhl, setzte sich neben sie und ergriff ihre Hände, von denen sie die Handschuhe nicht abgelegt hatte.

„Ach, Mutter," sagte er, „warum examinierst du mich so? — Das ist nicht der Weg, wie wir uns näher kommen können! — Wir bringen dir keine äußeren Vorteile ein, es sei denn, du betrachtest meinen Eintritt in die Fabrik so, aber ich habe mir wohl überlegt, was ich dir jetzt sage. Wir kommen doch nicht mit leeren Händen, wie du vielleicht denkst, und das, was wir zu geben haben, ist wahrscheinlich mehr, als das andere. — Mag es wie eine Romanphrase, sogar eine schlechte, klingen, es ist das Köstlichste, was es gibt, das Wunderbarste. Das, was mich erfüllt, ist so stark, daß ich über jede noch so schlechte oder höhnische Vorstellung, die ein anderer davon haben könnte, nur lächeln kann. — Gertrud ist so lebendig, begabt, innerlich natürlich und heiter, neben allem überlegten Denken, das alle vorhandenen Schwierigkeiten richtig einschätzen kann, daß wir zusammen eine Einheit bilden, die jeden beglücken kann, der mit ihr in Berührung kommt. Nur fühlen und sehen muß man wollen, was ist —. Du kannst dir denken, daß ich es in diesen vergangenen Jahren nicht leicht gehabt habe, kein Wort des Vorwurfes soll dich deswegen treffen, — jeder ist geworden, wie es sein persönliches Leben und die Umstände bedingen, ja, nur weil ich so geworden bin, kann ich jetzt mein Glück so fühlen, auffassen und gestalten, wie es ist. — Nie habe ich das so empfunden, wie gerade in diesem Augenblick. Danken will ich dir, daß du mitgeholfen hast, mich zu dem zu machen, der ich bin. Aber darum bitte ich dich auch mit allem, was ich vermag, habe Achtung vor mir und dem, was ich bin! — Dreimal hast du mir gesagt: Verstehe mich! — Ich sage nicht, hättest du mich verstanden, ich sage nur, verstehe mich jetzt, und wir werden uns beide etwas sein können."

Frau Regierungsrat Vogelsang hatte diesem gefühlsmäßigen Ausbruche ihres Sohnes mit Ernst und Aufmerksamkeit gelauscht. Ihre Stimme war auch nicht ohne Ergriffenheit, als sie nun das Wort nahm.

„Mein Junge, zuerst möchte ich dir sagen, wie es mich freut, zu hören, daß du ein Mann geworden bist. Es wird etwas aus dir, daran zweifle ich keinen Augenblick mehr. — Nur ist nicht zu vergessen, daß ich auch etwas geworden bin, und nicht von heute auf morgen. Ich hätte dich an jenen zwei Wendepunkten deines Lebens, die du jetzt preisest, auch in meine Arme nehmen können, und dazu sagen: Komm, sei gescheit, Hans, dann hast du alles hübsch und schön — aber ich wollte dich zu eigenem Entschlusse kommen lassen, was das wirklich Kluge und Richtige für dich sei. Oft genug habe ich mir Vorwürfe gemacht, denn meine eigene Sehnsucht verlangte ja danach, dich einfach in meine Arme zu nehmen, aber immer hielt mich etwas

Übermächtiges davon ab, und das sagt mir auch jetzt, daß es meine Pflicht sei, dir zu sagen, was ich für das Richtige halte, obwohl ich glaube, deine Empfindungen wohl zu verstehen, obwohl ich weiß, daß ich dir und mir Schmerzen bereite."

„Mutter," bat er, „sag es nicht! — Will mich verstehen, wir brauchen uns ja einander, wir können ja zusammenwachsen!"

Wieder antwortete sie erst nach einer langen, mit unausgesprochenen Schmerzen gefüllten Pause.

„Ja, ich hoffe fest, daß wir zusammenwachsen werden. Mich hat jedoch das Leben gelehrt, daß nichts ohne Schmerzen geschieht. — Überall lauert die Erbärmlichkeit uns zu verschlingen, wenn wir nicht der Wirklichkeit ins Auge schauen. Kein Baum fällt auf einen Streich und darf nicht auf einen Streich fallen! — Fälle mich, und ich will dir zuwachsen, aber was ich erkannt habe und weiß, darf ich dir nicht vorenthalten. — Du hast dich männlich gehalten und etwas erreicht, was man bewundern wird. Diese Heirat aber wird man dir in unseren Kreisen nicht verzeihen und immer als Dummheit und Schwäche auslegen. Verstehe wohl, ein Reicher könnte sich das leisten, du nicht! — Du kannst das Mädchen heiraten, wirst Schweres oder Wundervolles, wie du sagst, dadurch erleben, vielleicht glücklich oder unglücklich werden, das entzieht sich meiner Beurteilung, vielleicht wirst du mit ihr deinen Weg machen, aber du kannst mit ihr nicht einfach in das Besitztum deines Onkels eintreten. Diese Lösung ist für euch zwei zu billig und leicht, und in der dortigen andern Umgebung zerschmelzen eure Vorsätze, kommen nicht zur Reife und zerbrechen euch. Warte noch ein halbes Jahr oder nur drei Monate und entscheide dich dann."

So gab Frau Regierungsrat Vogelsang ihre Meinung kund. Es war die Meinung einer einsamen und nicht gewöhnlichen Frau. Beide sprachen noch herüber und hinüber. Aber der Sohn stand vor einer festen aus persönlicher Erfahrung erbauten und mit dem Schmerz, sich selbst und anderen einer Überzeugung wegen weh zu tun, uneinnehmbar gemachten Mauer.

Aufgewühlt und schmerzlich erregt schieden Mutter und Kind voneinander.

Lange wanderte Hans Vogelsang in seinem Zimmer hin und her.

„Aber was willst du eigentlich", begann er ermutigend ein Gespräch mit sich selbst und blieb stehen. War es nicht bisher immer so gewesen, daß sich die Widerstände gegen alles regten und sollte es hier anders sein —? Das Leben war schwer, und man konnte nur festhalten, was man besaß. Nichts von dem, was in einem selbst lag, war zu überspringen, es war zu erweitern und auszudehnen, zu vermischen und zum Wachstum zu bringen, aber der Sprung darüber war Täuschung. Aber in derselben Minute bebte er vor Schmerz und Zorn, vor Sehnsucht und Enttäuschung.

* * *

Gertrud sah ihm am Abend sofort an, daß etwas passiert war. Sie nahm, ohne sich um die Menschen zu kümmern, seinen Arm und wartete, bis er spräche.

Aber erst in seiner Wohnstube faßte er sein Mädchen an den Schultern und fand doch nichts anderes, als einen tiefen Seufzer und den stöhnenden Aufruf: „Oh, wir armen, armen Menschen!“

„Komm“, rief sie und streichelte ihm nun wieder das Haar und wußte schon alles. „Setz dich, was hat sie denn gesagt? — War sie hier bei dir —?“

„Mein Liebling, ach, ich kann es dir nicht erklären — — Es ist nicht zu sagen. Aber glaube nicht, daß sie einen Augenblick schlecht von dir gesprochen hätte. Sie ist ganz anders, als ich mir gedacht hatte, gar nicht eine stolze oder hochmütige Frau. Sie leidet wie du und ich, sie hat mich gelobt, auch deinetwegen, und empfunden und gesagt, ich sei ein Mann geworden. — Aber das andere kann ich dir nicht sagen. — Nur sie und ich verstehen es einstweilen. — Zwischen ihr und mir sind Erlebnisse gewesen, wie zwischen dir und mir, die nur die zwei verstehen, die es angeht, und erst später kann ich dir's erzählen. — Sie hat ein Schwert zwischen uns und sie gelegt, und sie glaubt, wir müssen erst bluten, ehe wir uns alle zusammenfinden. Und ich weiß es nicht, sie hat vielleicht recht, aber ein guter Wille und die Liebe kämen vielleicht über alles weg. Warum sagt sie nicht, bringe sie mir, die du dir erwählt hast, mag kommen, was will, ich will sie lieben. —?“

Das Mädchen hatte ihm mit großen, erfassenden Augen angesehen, worein jetzt die Tränen kamen.

„Oh du Lieber, Lieber,“ sagte sie, „ich weiß alles, ich wußte es vorher, sie ist, wie ich es mir gedacht habe. Sie kann nicht anders, und ich liebe sie trotzdem, weil sie deine Mutter ist. — Nie werden wir heiraten —!“

Und während sie noch sprach, näherten sie sich beide und umschlangen sich, und wie er ihr Gesicht mit den geschlossenen Augen zu sich emporhob, unter deren Wimpern die hellen Tropfen perlten, stöhnte sie in einem unbezwingbaren Drange: „Küsse mich, Liebster, küsse mich — —“

So tranken sie mit Tränen gemischte Küsse eines bittersüßen Glückes, und die Wollust des Schmerzes und der Liebe drang in ihr Blut.

Nach einer Weile saßen sie sich gegenüber. Des jungen Mannes Sinn waren von unbegreiflicher Stärke geschwellt, nichts schien seiner Kraft unmöglich, und er schaute selbstgewiß in die unbekannte Zukunft, als blicke er in einer warmen Nacht gegen den sternenbesäten Himmel, an dem riesige Weiten zur befriedigenden Klärung erhellt sind.

„Ich bin jetzt so glücklich,“ sagte er, „als ob ich alles Schwere überwunden hätte, und es könnte mir nichts mehr geschehen. Ja, ich habe sogar die feierliche Gewißheit, daß meine Mutter recht hat —. Was ich von ihr verlangt hatte, mich wie ich geworden bin, zu achten, hat sie ja auch erfüllt. Oh, wie sie recht hat, wir beide können bloß auf unserem Weg das Höchste und Stärkste werden, was uns möglich ist. — Wir sind die geeinte, bestehende und gefestigte Macht, die uns so viel Stärke gibt, daß alles rings um uns nur mehr ein leichtes Spiel sein wird, dem wir uns willig und klug, lächelnd und heiter beugen können. Es wird uns nicht weniger und mehr berühren, und gerade so tief wie das Rauschen der Bäume oder

das Spiel des Kindes und der Tiere. Ernsthaft und weiter wollen wir uns allem unterwerfen, das notwendig ist, uns zu erhalten, um unsere Kraft ungehindert für uns zu verwerten. Ich habe die heilige Gewißheit, daß das die Art ist, wie Menschen und Völker groß werden. Was brauchen wir denn —? Hier ist eine Wohnung, und da ist ein Kopf und zwei Hände! — Morgen, wenn du willst, können wir heiraten und sind geeint und mächtig nach unserem Willen. — Dann stehen wir gegen die ganze Welt und sind doch in ihr und mit ihr zum Wachstum bereit. Ich bin so stark — ich fühle es blitzen in mir, wenn meine Gedanken an die Stelle kommen, wo du bist und es heißt, für dich und mich zu denken."

So sprach er noch mehr und rechnete mit Zahlen und gab Pläne des Verdienstes, erwog Aussichten und Widerstände, und alles war nur da, es für sich und die Geliebte zu besiegen und zu verwenden.

Das Mädchen hörte zu, ergriffen, gerührt und mit jenem mütterlichen Lächeln des Glückes, mit dem Frauen Plänen der Männer lauschen.

Dennoch schlug sie auf einmal die Hände vors Gesicht, und als er sie endlich schmeichelnd entfernen konnte, waren sie tränenüberströmt.

„Warum?" sagte er staunend und zögernd.

„Gar nichts —" sagte sie, „wirklich gar nichts —. Du weißt, ich hab dir schon erzählt, ich weine gerne, und ich könnte gerade so gut lachen."

„Gewiß sagst du dir wieder, ach, es ist alles so wunderschön, was er sagt, und die Wirklichkeit ist doch so ganz anders."

„Aber in sechs Wochen, denke ich, werden wir Hochzeit machen können."

Da sah er doch, wie sie vor Glück erschauerte.

* * *

Acht Tage stillen Glücks waren vielleicht vergangen, da gingen sie nach einem Saale, der zu einem Theater umgebaut war, dort wurden Stücke gespielt, die damals modern hießen. Von einer Zeitung, für die er zuweilen schrieb, hatten sie Plätze bekommen.

Das Theater besaß nur einen Rang mit rotgepolsterten Logen, die keine Wände, sondern nur niedere Abteilungen hatten. So übersah man von seinem Sitz aus alle Plätze der Logen und wurde selbst von allen Seiten gesehen.

„Sieh," flüsterte sie ihm zu, kaum daß sie sich niedergelassen hatten, „dort sitzt Regina. Heute tritt ihr verflossener Freund zum letzten Male auf, dann geht er nach Berlin."

Und da saß auch das Mädchen, den schönen Rücken leicht gebeugt, als sei sie völlig in sich versunken und blickte über das Publikum der Parkettreihen.

Hans Vogelsang war aber noch nicht fertig mit seinem Eindruck, als er aufgestört wurde. Ein Herr mit einer Dame trat vom Schließer geführt, zu ihm in die Loge und wie er grüßte, erkannte er, plötzlich in heftige Erregung versetzt, den Prinzipal Gertruds.

Herr Maier schien das Mädchen ansprechen zu wollen, zauderte jedoch und musterte sie etwas erstaunt, bis der Logenschließer sich entschuldigte und ihn, bevor es noch nötig geworden war, die Billetts zu vergleichen, mit seiner Dame in die benachbarte Loge führte.

Gleich darauf rauschte der Vorhang auf, und als der Kammerdiener in Strindbergs Fräulein Julie stand ein kräftiger Bursche mit bösartig gekrümmten Beinen in kurzen Seidenhosen und begann seine Rolle zu spielen. Das war nun Reginas ehemaliger Liebhaber.

Von den Vorgängen auf der Bühne vermochte Hans Vogelsang freilich nichts aufzunehmen.

Die kleinen Ereignisse der letzten Augenlicke zupften an ihm.

Da wußte er Regina neben sich, die er nicht richtig gesehen hatte, der widerliche Maier war eingetreten und hatte gewagt, Gertrud so eigentümlich prüfend zu mustern, und jetzt wieder starrten zwei dunkle, runde Scheiben zu ihm herüber, die das Opernglas dieses Menschen waren. Dazu ging von seinem Mädchen eine merkwürdige Unruhe aus, und der Versuch, dem Spiel zu folgen, den er zuweilen energisch machte, verwirrte und beunruhigte ihn geradezu.

Und lange, bevor das Licht des Saales wieder zu erwarten war, fühlte er plötzlich seine Hand von Gertrud erfaßt, und sie flüsterte aufgeregt: „Komm — — ich bitt' dich, komm!"

Wie sie bald darauf in gedämpftem Halbdunkel vor den Kleidermassen der Garderobe standen, bis wohin abgebrochene Töne der Schauspieler drangen, während noch eine verhärmte Frau nach ihren Mänteln suchte, kam Regina ebenso wie sie auf den Zehenspitzen dahergeschlichen, und beide Mädchen eilten aufeinander zu und begannen sofort flüsternd ein erregtes Gespräch.

Beim Verlassen des Hauses stellte Gertrud den etwas betreten folgenden Geliebten, den sie, als sei sie in einer anderen Welt, ganz vergessen zu haben schien, auf eine befremdende Art vor.

„Hier, das ist mein Bräutigam, Herr Vogelsang."

Rasch setzte sie für das Mädchen hinzu: „Er weiß alles!"

Kaum aber hatte der Staunende diese Worte aufgefaßt, veränderte sich das Benehmen der beiden Mädchen.

Regina blickte beschämt und verlegen zu Boden, Gertrud aber nahm hastig seinen Arm und zog ihn rasch ein paar Schritte voraus. Hier schien sie dann plötzlich vor Aufregung von ihren Füßen nicht mehr getragen zu werden und brachte kein Wort hervor.

„Was," fragte er sanft aufmunternd, „was denn —?"

„Der Maier", vermochte sie endlich hervorzustoßen, „hat unsere Kleider erkannt und zu Regina gesagt: „Reginchen, jetzt habt ihr aber ausgespielt" —. Sicher läßt er morgen Haussuchung halten."

Da biß sich Hans Vogelsang auf die Lippen, und der merkwürdige Schlag, der

durch seinen Körper ging, mußte auch von Gertrud gefühlt worden sein, denn er hörte sie plötzlich weinen.

Ach, er vermochte nichts dagegen zu tun. Ihm schien, als sei alles, was ihn diese ganze Zeit her erfüllt hatte, ausgelöscht, und aus weiter Ferne, über eine leere Strecke, vernähme er ihr leises Schluchzen. Schwere Trauer war in ihm.

Dies konnte lange oder kurz gedauert haben, er wurde von einer tiefen klangvollen Stimme unterbrochen, die sagte: „Das geht ja nur auf mich — —"

Er wandte sich nach Regina um, die gesprochen hatte, und ihre Anwesenheit veranlaßte ihn plötzlich Haltung zu zeigen, wie eine Gesellschaft gleichgültiger Menschen zum Reden oder das Wasser zum Schwimmen zwingt.

„Gut", sagte er und blieb aufgestört stehen. „Was ist denn zuerst zu tun —? Die verdächtigen Gegenstände müssen rasch verschwinden. Gehen Sie, bitte, beide nach Hause, packen sie alles zusammen, und bringen sie es zu mir in meine Wohnung. Dann ist etwas geschehen, jedem ist vielleicht etwas eingefallen, und wir können uns die nächsten Schritte überlegen."

Dies war sowohl ein einleuchtender, als auch Tätigkeit gebender Vorschlag, und beide Mädchen machten sich ohne weitere Worte sofort auf, das Nächste zu tun.

Vogelsang horchte auf das Klappern ihrer Absätze auf dem nächtlichen Pflaster. Da mußte er daran denken, wie die Geliebte und er gestern noch davon gesprochen hatten, daß sie sich getrauen würden, aus tausenden heraus den Schritt des andern zu erkennen. Und nun eilte dieser kleine Fuß zum ersten Male von ihm, ohne daß er ihm beglückt lauschte.

Ach, dieser Schmerz, von ihr gerissen zu sein, ohne ihre Gemeinschaft zu fühlen.

Eine klaffende Wunde brannte in ihm, und trennte sie von ihm wie durch einen Abgrund.

Sperrte man sie wirklich nach einer jener schrecklichen Gerichtsverhandlungen ins Gefängnis, was dann —? Dann war sie beschmutzt und geschändet, unfähig sie beide zu reiner Liebe, und noch schrecklicher getrennt, als jetzt.

Ach, was hatte er soeben versäumt! — Niemals hätte er sie so von sich gehen lassen dürfen, wie es geschehen. Gerade in diesem Augenblick hätte er sie an sich reißen und festhalten müssen.

Und wie fürchterlich, keinen Ausweg zu sehen. Man konnte nur abwarten, was sich entwickelte, und war die Gefahr selbst wirklich vorüber, so fühlte man sich doch elend und erbärmlich wie ein Spitzbube.

Und die kurze Zeit ihres Verkehrs hatte ihn schon zu ihrem Mitschuldigen gemacht. Hing nicht um seinen Hals die Krawatte, die sie ihm kürzlich geschenkt hatte, und lag nicht zu Hause ein Schlafanzug, von ungebleichter Seide, den sie ihm gestern erst gebracht hatte, ohne daß er ihn zurückgewiesen hätte? — Ach, aus Liebe und Zärtlichkeit hatte er gar nicht an anderes gedacht, als an die zwei Nächte, die ihr die Arbeit gekostet, obwohl er sich wohl hätte denken können, wie sie zu dem Stoff gekommen war. So natürlich entstanden Handlungen, die dann vor die schreckenerregende Riesenhöhe des Gesetzes gebracht den Menschen vor aller Augen klein

und erbärmlich erscheinen lassen. Und vor etlichen Tagen noch hatte er versprochen, sie wie seine Mutter zu schützen, wenn man ihnen böse Namen für ihre Handlungen geben würde.

Und er konnte genau so wie sie als Schuldiger betrachtet werden, nur daß kein Verdacht auf ihn fiel und wenn, konnte er sich leicht reinigen. Aber dasselbe Leichte und Begehrliche hatte sie wie ihn in dieses Fahrwasser getrieben, nur daß sie darin untergehen sollte.

Nach solchen Erwägungen, bei denen er schon längst in seine Wohnung gekommen war, wurde sein Inneres wieder von lebendigen Schmerzen bevölkert, und plötzlich flammte ein Gedanke in ihm auf, der gleich einer geöffneten Schleuse die Ströme seines Fühlens in ein neues Bett trug.

Alles war dadurch plötzlich wieder klar und einfach und in seine Hand gegeben.

Er mußte als ihr Mitschuldiger mit ihr denselben Weg zur Verurteilung gehen. Nicht nur, daß sie so nicht getrennt wurden, stärker nur mußten sie dadurch verbunden werden, tiefer gruben sie sich ineinander und höher wuchsen sie zusammen. Alles, was Schlimmes kommen konnte, war dann Tau und Wachstum für die Liebe.

Das war ja auch nichts anderes, als der Gedankengang seiner Mutter.

Das war so unbeschreiblich stark und schön, schob alle Bangigkeit so leicht zur Seite, verwandelte sie in neue Gärten des Glückes und holder Seligkeit, daß er nur ungeduldig war, sie wieder zu sehen, um sie stärken und trösten zu können. Was waren gegen die glückselige Stärke, die ihn jetzt erfüllte, alle Gefahren, die bevorstanden! —

Unermüdlich ging er im Zimmer auf und ab, die Zeit hatte ihre Schwere verloren und das Leben seinen Widerstand.

Endlich läutete es. Regina stand mit einem großen Paket vor der Türe.

„Treten Sie nur ein," sagte er mit fröhlicher Wärme, „und legen Sie ab, ich will einen Tee brauen. Fräulein Gertrud, meine Braut, muß jeden Augenblick kommen."

Regina war stärker und fraulicher als Gertrud, hatte dasselbe blonde Haar, nur daß ihre Züge nicht so beweglich und lebendig waren. Das sah er, wie sie nun abgelegt hatte, und das Kleid ein wenig die Hüften hinunterziehend vor ihm stand, um endlich mit ihrer tiefen Stimme zu fragen: „Wo ist Wasser —?"

Bald hantierte sie in seinem Laboratorium vor der Gasflamme und goß den Tee auf.

„Es tut mir so leid," sagte sie, als sie ihm gegenüber saß, „daß Gertrud, Ihre Braut, meinetwegen solche Ungelegenheiten hat."

„Es wird alles kommen, wie es kommen muß," erwiderte er, „dagegen ist gar nichts zu tun. Und ich bin so schuldig, wie Sie oder Gertrud. Da, sehen Sie, dort liegt ein Schlafanzug aus Seide, den sie mir geschenkt hat. Somit bin ich der Hehler, und der ist so gut wie der Stehler. — Deshalb will ich dasselbe Schicksal erleiden, wie Gertrud oder Sie. Ich glaube nicht, daß ich deshalb schlechter bin als vorher oder schlechter, als der Herr Maier."

Er bemerkte, wie sie ihn bei diesen Worten erschrocken ansah und fürs erste nicht verstand, was er vorhatte.

„Was haben Sie denn beschlossen, zu tun", fragte er sie deshalb.

„Ich leugne alles ab. — Und wenn er auch den Stoff von dem Kleide kennt, sag' ich, ich hab es umgetauscht gegen einen andern Stoff, den ich bezahlt habe, und morgen ziehe ich erst recht gerade das Kleid, das ich heute angehabt habe, ins Geschäft an. Er soll nicht denken, daß ich Angst habe. Aber einen Revers unterschreib ich nicht, das habe ich Gertrud schon gesagt."

Er hatte ihr aufmerksam und ein wenig traurig gestimmt zugehört.

„Ein Revers —? Was ist das —?"

„Anzeigen tut er einen ja kaum, das glaub' ich nicht. Aber eine, die er nicht leiden konnte, hatte er wegen einer ähnlichen Sache einmal ins Privatkontor rufen lassen, und da hat er sie so klein und weich gemacht, daß sie ihm zuletzt einen Schein hat unterzeichnen müssen. Damit hat er sie in der Hand und kann sie jederzeit anzeigen oder unglücklich machen. — Das wird er auch bei uns versuchen."

„Er, der selber all das getan hat", sagte er finster. „Ist es da nicht besser, alles soll einmal in einer Verhandlung ans Licht kommen? — Das wird niemand den Kopf kosten, und sein Sündenregister wollen wir bei der Gelegenheit aufzählen, daß einmal volle Klarheit wird."

Das Mädchen sah ihn fassungslos an.

„Verstehen Sie nicht", sagte er traurig. „Ich möchte gar nicht, daß Gertrud ihn anlügt. Es wäre mir ein abscheulicher Gedanke, daß sie vor ihm, der selber ein Dieb und noch viel Schlimmeres ist, die Augen niederschlagen müßte. — Wenn sie etwas gegen das Gesetz getan hat, viel lieber ist mir's, sie gesteht es offen ein und büßt. Und weil ich sie gern habe, und lieber alles andere als sie verlieren möchte, will ich auch nichts voraus haben vor ihr, und mit ihr zur Verhandlung und ins Gefängnis gehen, dann können wir nachher den Kopf aufrecht tragen und ein eigenes und wahres Leben anfangen."

„Vielleicht", sagte er nach einer Pause plötzlich mit ganz neuen, düster funkelnden Augen, „gibt es auch noch einen andern Weg, der Ihnen und allen andern zugute kommen könnte. Denn wahrscheinlich graut niemand mehr vor einer Verhandlung, als dem Maier."

„Ich möchte auch", sagte Regina und brachte die Worte langsam heraus, „um Entschuldigung bitten, daß ich damals auf der Steige so häßlich zu Ihnen war. Ich hab' Sie für einen solchen gehalten, der meint, jedes Mädchen sei gerade nur so recht für ihn."

„Was —?" fragte er erstaunt. „Ach das —!" Er fand über die furchtbare Spannung seines Inneren hinweg ein Lächeln und bemerkte: „Sie haben ja nur recht gehabt."

„Aber, Gertrud," rief sie nun und übertrieb ihre Bestürzung, um über seine Worte hinwegzukommen, „es ist elf vorbei, und sie müßte schon längst hier sein."

„Kommen Sie," sagte er nunmehr auch erschrocken, „gehen wir zu ihr, vielleicht ist ihr etwas passiert."

Beide gingen mit hallenden Schritten durch die veränderten Gassen, und er sprach kein Wort mehr.

Der andere Weg, der ihm noch eingefallen war, um diese Angelegenheit auf eine ihm genügende Weise zu erledigen, beschäftigte ihn.

Neue Gedanken, die harte und finstere Gewalten mit sich führten, wühlten sich durch ihn, zerstörten und bildeten neue Pläne. Er hielt im Geiste lange Reden und schrak zusammen, als seine Begleiterin anhielt und sagte: „Sie hat kein Licht mehr."

Kaum hatte sie so gesprochen, fiel etwas aufklirrend zu ihren Füßen nieder.

Es waren zwei Schlüssel in einem Brief.

Die Unsichtbare schrieb, ihr Schwager hätte, nachdem man die Vorfälle aus ihr herausgebracht, die betreffenden Sachen zu seiner Mutter gebracht. Er möge den Schlüssel nehmen, das Haus aufsperren und leise bis ganz nach oben gehen, da sperre der andere Schlüssel die rechte Kammertüre, worin er Licht machen möge. Sie werde kommen, sowie es ihr möglich sei, denn man habe ihre Straßenkleider weggesperrt, und sie sei wie eine Gefangene.

Was jetzt über ihn kam, war nichts anderes, als die Vermehrung eines Druckes. Sein Geist hatte mit seinem neu erwachten Wollen eine Kuppelwölbung um sich gespannt, die er tragen mußte, um atmen zu können. Die neue Last erschütterte den Bau, er wankte und trug sie dann mit dem übrigen.

Regina nickte auf seine erklärenden Worte, schüttelte seine Hand und ging mit vorsichtigen Schritten fort.

Er selbst öffnete das Haus und stieg ohne Geräusche zu vermeiden die Treppe hinauf. Sie sollen nur kommen, dachte er dabei und hätte am liebsten diesen Menschen seine Verachtung ins Gesicht gespien.

Oben fand er eine kleine Stube mit Tisch und Bett und steckte eine Lampe an, die vor dem Sofa stand.

Er wartete noch nicht lange, klopfte es leise, und Gertrud trat in einem langen, battistenen Nachtgewande ein.

Er heftete seine brennenden Augen, in denen die Gewalt seiner Entschlüsse stand, auf sie, und sie öffnete ihm die ihrigen, die voll einer weiten, gütigen Demut waren. Sie konnte seinen Blick in sich aufnehmen, ohne daß ihre Augen sich veränderten.

„Was denkst du alles in deinem lieben Kopf", sagte sie und stand vor ihm und sah ihn an, als wolle sie sich sein Bild für alle Zeiten einprägen.

Da umfaßte er sie mit seinen Armen und vergrub seinen Kopf in ihrem jungen, beweglichen Leib, den er noch nie so ungehindert gefühlt hatte.

Sie ließen sich beide nieder, und er kniete vor ihr. Er hielt seinen Arm um sie, und eine schwere Bangnis durchschauerte ihn, als er die Frische ihres Körpers einatmete und berührend fühlte. Zwischen zwei, drei Herzschlägen überkam ihn sehnsüchtig und schmerzlich der Gedanke, wie es wäre, bei diesem jungen Körper zu vergessen und alles Schwere zurückzulassen.

Er stöhnte und hob den Kopf zu ihr auf.

„Ach, wenn man so bleiben und allem davon laufen könnte, das von Minute zu Minute näher kommt."

Sie schüttelte dazu lächelnd und traurig den Kopf.

„Du läufst nicht davon, Lieber, das weiß ich — —"

Wie er nun ihr Gesicht musterte, bemerkte er eine gerötete und geschwollene Stelle und fuhr in seinem Stolz zu tiefst getroffen empor.

„Was ist das? — Hat man dich geschlagen?"

„Das macht nichts," antwortete sie, „sie können Dich nicht verstehen, ja, sie haben einen sonderbaren Haß auf dich geworfen und sagen, du tätest mich ihnen allen entfremden."

„Ach," machte er, „du hättest nicht von mir fortgehen sollen. Ich hätte so Vieles und Wundervolles mit dir zu sprechen gehabt. Ich hatte den Gedanken, daß ich als dein Mitschuldiger mit dir ins Gefängnis und überall hingehen wollte, um mit dir zusammenbleiben zu können, nun hat das schon an Stärke verloren."

„Du hast es Regina erzählt," rief sie rasch aus.

„Nicht so, Gertrud, es sind schon wieder andere Erwägungen dazwischen gekommen."

„Erzähl ihr nur alles, sie ist gut," sagte sie, „sie wird dich trösten."

„Wieso", sagte er und sprang auf.

„Wie du bist — — Ich meinte, es wird dich getröstet haben — —"

„Was hast du vor — —"

„Ich will nicht mehr hingehen — —"

„Ja, darum wollte ich dich bitten. — Regina meinte, er werde versuchen, euch ein Schriftstück unterzeichnen zu lassen. Damit er euch in die Hand bekäme. — Jetzt muß ich hin zu ihm! — Er soll sich nicht besser dünken dürfen als du und muß auf alles verzichten. — Tut er es nicht, so vernichte ich ihn mit dem, was er getan hat, wie er uns vernichten will."

„Muß das sein?" fragte sie mit einem leisen Schaudern.

„Das muß sein, Gertrud — —"

„Ja," antwortete sie, „du sollst tun, was du für recht hältst."

„Was für uns beide das Richtige ist, Gertrud! — Es geht vorüber — und dann können wir leben — —"

„Nur daß ich dich zu so schrecklichen Dingen zwingen muß. Ich würde gern sterben, so wahr ich dich liebe, wenn ich nur wüßte, daß es dir nützen könnte."

„Sterben," rief er da und lachte, „ich tue es doch nur, daß wir leben können! — Ich habe sogar Angst davor, wenn ich aber die Angst nicht überwinden könnte, dann müßte ich sterben."

Es war nicht mehr viel, was sie nach diesen Worten sprachen.

Gertrud horchte ohne Besorgnis auf Geräusche im Hause und bat ihn, zu gehen.

„Nicht meinetwegen," setzte sie mit einem schmerzlichen Lächeln hinzu, „wirklich, es wäre mir gleich, ob man mich so sieht mit dir oder nicht, aber deinetwegen."

„Gertrud," sagte er, „warum zerreißt du mir das Herz? —"

Ein ungeheuerlicher Schmerz durchzitterte ihn, und die beiden armen Märtyrer ihrer Liebe umarmten sich mit der letzten Inbrunst ihrer zum höchsten gesteigerten und getroffenen Gefühle.

„Nun geh," sagte sie, „geh wirklich, du mußt schlafen, damit du stark bist für morgen."

* * *

An diesem Abend war er zu müde, noch einmal die Gefühle zu erwecken, mit denen er morgen dem Herrn Maier entgegentreten wollte. Es schien ihm auch, er habe zur Genüge seine Grundsätze und Absichten gestählt. Der Entschluß, geschehen müsse, was er sich vorgenommen, lag ja auch zu tiefst geborgen in ihm. Bald lächelte er in gewissem gesicherten Vertrauen darauf, bald fühlte er beklommen den leisen Uebel der Angst vor dem Dunkel des Kampfausganges.

Seine Natur aber verlangte und gewährte ihm einen tiefen und guten Schlaf, und am Morgen schienen alle seine Absichten kräftiger und klarer geworden.

* * *

Gegen elf Uhr schritt er dann auf einem resedafarbenen Smyrnateppich zwischen zerbrechlichen Mahagonimöbeln und einem großen Pfeilerspiegel auf und ab. Vor dessen Glas auf der Marmorkonsole stand ein großes Alabasterpferd, das ein goldenes Zifferblatt auf seinem bäumend aufgerichteten Leibe trug. Und nun schlug diese Uhr mit hellem, silbernem Klang vom Spiegel her.

Meine Liebe ist verdüstert durch diesen Menschen! — Kommt er noch nicht bald? — In einer halben Stunde ist alles vorüber. — Solche Sätze förderte seine Erregung zutage. Sie war gespannt, als bestände zwischen einer unfaßbaren festen Stelle in seinem Innern und seinem Entschlusse eine gestraffte Schnur, die zuweilen erzitterte und tönte, wie die aufgespannten Saiten eines Instruments.

Endlich hörte er in einem noch fernen Raume einen eiligen Schritt, und eine nach sorgloser Heiterkeit eingerichtete Stimme fragte: „Wo ist der Herr — im Salon? — Schön! —"

Dann öffnete sich die Glastüre, und ein untersetzter, schwammiger Herr mit den schon bekannten Lackschuhen und weißen Gamaschen trat ein und hielt die übergebene Karte des Besuchers noch prüfend in der Hand.

Hans Vogelsang blieb stehen und gewahrte bei seiner gemessenen Verbeugung das dunkle, flüchtige Auge des Herrn Maier und die gelbliche Iris darin.

„Vogelsang, ach bitte, Vogelsang," hörte er eine weiche, bewegliche Stimme mit einem sonoren Unterton, „da hat sich eine Dame gleichen Namens, Regierungsratswitwe, auf einem Briefbogen der Vogelsangwerke nach einer jungen Dame in meinem Geschäft, Fräulein Gertrud Mittnacht, erkundigt."

„Das sind meine Mutter und mein Onkel."

„Ach, sehr angenehm. Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Vogelsang. — Sie selbst sind, glaube ich, Ingenieur oder nicht —?"

„Verzeihung, nein, ich bin Naturwissenschaftler und habe ein Examen als Chemiker und Bakteriologe gemacht."

„Ja, richtig — richtig, und Sie kommen in derselben Angelegenheit? —"

„Nein, ich kenne Fräulein Mittnacht und brauche keine Auskunft über sie. Wir wollen in den nächsten Wochen heiraten, und ich habe niemand meiner Familie ermächtigt, Auskunft über die Dame einzuholen."

Herr Maier setzte sich ein wenig gemessen und wichtig zeremoniell.

„Ich darf vielleicht bemerken, daß lediglich eine Auskunft, und zwar in den vorsichtigsten und höflichsten Worten erbeten wurde. Ich möchte gewiß nicht irgendwie Anlaß zu Unannehmlichkeiten geben. Wenn Sie wollen, können Sie selbst Einblick in den Brief nehmen."

„Oh, danke — —!"

Nun bemerkte Vogelsang rasche und lauernde Blicke, mit denen ihn der Geschäftsmann abtastete, und als jener dann beide Hände entfaltend fragte: „Nun, was verschafft mir dann die Ehre Ihres Besuches?" runzelte er die Stirne und begann ernsthaft zu sprechen.

„Wir werden ein ganz ungewöhnliches Gespräch führen, Herr Maier, und alles, worum ich Sie einstweilen bitte, ist mir ruhig zuzuhören."

„Aber gewiß, sehr gerne, Herr Vogelsang. — Ich weiß zwar gar nicht, was Sie mit mir besprechen wollen, aber vielleicht darf ich als der Ältere Sie darauf aufmerksam machen, denn Sie scheinen mir in einer beträchtlichen Erregung zu sein, Herr Doktor, also ich mache Sie darauf aufmerksam, daß man in der Erregung leicht Dinge sagt, die schwer wieder zurückgenommen werden können. — Ich selbst habe in meinem Leben leider in der Erregung schon viel gesagt, das ich ruhigen Blutes nie erwähnt hätte. Nachher hätte ich mir deswegen am liebsten die Zunge abgebissen, aber dann war es zu spät, und es war nicht mehr gut zu machen."

„Ich bin mir vollkommen klar über das, was ich will, Herr Maier. Was ich sagen muß und will, liegt, wenn man es richtig einschätzt, in unserer aller Interesse."

„Nun, wenn es so ist, dann kann ich Sie natürlich nicht hindern —"

Und damit lehnte sich Herr Maier in seinen Stuhl zurück, holte einen silbernen Zigarettenbehälter aus der Tasche, bot zu rauchen an, was abgewiesen wurde, und blies dann die Rauchwolken von sich, wozu er den rechten Fuß auf das linke Bein legte.

„Ich sehe, Sie sind jetzt fertig und ahnen vielleicht — oh, bitte, behalten Sie nur Ihre bequeme Stellung. — Ich war gestern abend mit Fräulein Mittnacht im Theater, auch Fräulein Regina war dort, und ich habe sie bei dieser Gelegenheit kennen gelernt. Beide Damen trugen Kleider, deren Stoffe aus Ihrem Geschäft waren, und Sie ließen deutlich merken, daß Sie der Anschauung waren, diese Stoffe seien nicht auf rechtmäßige Weise erworben."

Herr Maier lächelte und streifte sich zurücklehnend seine Asche auf den Teppich.

„Solche Dinge kommen immer vor in einem Geschäft, Herr Vogelsang. — Ja, wir stellen derartige Verluste sogar in Berechnung. Wir speziell sind etwas konservativ in unserem Geschäftsgebaren und haben uns bis jetzt gescheut, irgendein modernes Kontrollsystem einzuführen. Aber wir wissen auch, wie kleine Mädchen sind, und haben bisher keines angezeigt."

„Ich glaube auch, daß Sie wissen, wie kleine Mädchen sind", erwiderte Gertruds Liebhaber mit besonderer Betonung. „Aber ich fürchte, Sie täuschen sich in diesem Falle. Ich gerade so wie meine Braut wünschen nicht, daß Sie sich in einem solchen Tone, wie eben, über diese wie ähnliche Angelegenheiten äußern. Wir wollen auch nicht, daß wir das Auge vor Ihnen niederschlagen müssen. Meine Braut hat Ihrem Lager eine Reihe von Gegenständen entnommen, ohne sie zu bezahlen. Das soll ersetzt werden, aber noch mehr, auch ich habe von ihr Geschenke, deren Herkunft ich kannte, angenommen, ich bin also so gut wie Fräulein Mittnacht strafbar."

Hier erhob der Hausherr seine Hand und stand auf.

„Pardon, Herr Vogelsang, da muß ich mich erst zurechtfinden. — Es ist mir interessant, daß Ihre Fräulein Braut sich fortgesetzter Diebstähle bekennt und Sie sich als ihr Hehler, und das soll auch unter uns bleiben. Aber ich meine, so gar stolz könnten Sie nicht darauf sein, und Sie hätten wohl Ursache, den Ton zu wechseln und die Augen niederzuschlagen."

„Nicht, wenn man bereit ist, seine menschliche Schuld einzugestehen und auch zu büßen, noch weniger, wenn es noch Schuldigere sind, die richten möchten. In Ihrem eigenen Geschäft gibt es jemand, der eine große Vertrauensstellung einnimmt und jährlich, wie durch Zeugen bewiesen werden kann, bei den Ausverkäufen Tausend und Tausende unterschlägt, außerdem eine minderjährige Angestellte verführt hat."

Hier unterbrach der sonore Unterton, der in der Gegenrede bisher nur leise mitgeschwungen hatte, wie eine brennende Fackel auflodernd den Sprecher.

„Halt, mein Herr, keinen Ton weiter. — Sie sind in meinem Hause, sonst würde ich Ihnen anders entgegentreten. — Nun aber hinaus, wenn ich bitten darf — — hinaus —!"

„Ich gehe nicht", erwiderte Vogelsang, bleich geworden, und sah fast ein wenig zu höhnisch in das gelbliche und verzerrte Gesicht des Drohenden. „Und ich glaube, Sie würden mich rasch wieder holen, wenn ich Ihr Wort streng befolgen würde. Was ich gesagt habe, soll nur der Untergrund für unser weiteres Gespräch sein und wäre nicht so schroff ausgefallen, wenn Ihre Art mich nicht dazu gezwungen hätte. Nur wenn Sie diese Rolle weiterspielen wollten, müßte ich meinerseits vor Gericht meinen Standpunkt in dieser Weise auf das schärfste verteidigen und durchführen. Ich vermag selbst bei Ihnen in diesem Augenblick nicht den Standpunkt des Richters, sondern nur den des Menschen einzunehmen. All die Umstände, unter denen Sie gehandelt haben, mögen zu Ihrer Entschuldigung dienen, aber weil ich weiß, daß Sie schon einmal ein Mädchen, das ihre Schuld eingestanden hat, zur Unterzeichnung eines Schriftstückes veranlaßt haben —"

„Das gehört nicht zur Sache," schaltete Herr Maier rasch, als ob er im Parla-

ment einen Zwischenruf machte, ein, und Hans Vogelsang war so verdutzt darüber, daß er plötzlich lachen mußte. Er fing sich jedoch wieder ein und fuhr fort.

„Also, sei dem, wie ihm wolle. Ich und das Mädchen, das meine Frau werden soll, konnten aber nicht mit dem Gedanken, so vor Ihnen dastehen zu sollen, ein neues Leben der Gemeinschaft anfangen. Wir sind als Menschen alle schuldig und sollten das eingestehen und menschlich sein."

„Wollen Sie damit sagen," rief Herr Maier, „ich sei nicht menschlich? — Das wäre eine Beleidigung, ich bin sogar kolossal menschlich, das habe ich immer bewiesen. — Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, Herr Vogelsang, für den Sie mir später einmal dankbar sein werden. Ich will das Ganze als nicht geschehen betrachten."

„Und dann —?" fragte der andere ernsthaft.

„Was ich Ihnen gesagt habe, Herr Vogelsang! — Hätten Sie nicht gesprochen! — Und wenn Sie meinen Vorschlag annehmen, so ist das so gut, als hätten Sie nicht gesprochen. Und Fräulein Mittnacht braucht nicht mehr ins Geschäft zu kommen. Sie brauchen auch nichts zu zahlen, es ist ja gar nichts passiert! — Oder glauben Sie, ich sollte Ihnen ein Schriftstück unterzeichnen? — Das können Sie nicht verlangen, das tut kein Mensch an meiner Stelle. — Wenn das nicht das Vernünftigste ist — und Vernunft ist Menschlichkeit — das darf ich Ihnen aus meiner reichen Erfahrung heraus wohl sagen — dann weiß ich nicht. — Aber festlegen, auf so was sich festlegen, das ist ja Unsinn, so was sagt man nicht einmal. — Ich will Ihnen noch einen Vorschlag machen. Ich schreibe dem Fräulein Mittnacht ein Zeugnis, worin ich ihr für treue und ehrliche Dienste danke und ihr zur Hochzeit gratuliere. Ich werde mir auch erlauben, ein Hochzeitsgeschenk zu übermitteln, wie ich's besser nicht meiner Schwester geben würde. Nun, was sagen Sie dazu — —? Genügt Ihnen das nicht —?"

„Sie mißverstehen mich, Herr Maier," erwiderte Vogelsang und sah dem andern mit glühenden Augen fest ins Gesicht. „Ich will gar nichts aus der Welt schaffen, gar nichts. Ich will darin lassen, was darinnen ist, und nur richtiges Verständnis dafür schaffen. Ich habe frei und offen bekannt und verlange dasselbe von Ihnen, weil Sie den Richter spielen wollen und es mir und den beiden Mädchen Genugtuung verschafft. Erst wenn alles geklärt ist, kann ein neues, menschliches Verhältnis zwischen uns geschaffen werden."

Hier schien nun Gertruds Prinzipal wie vor den Kopf geschlagen, was sich fürs erste durch ein lautes Schreien kundtat.

„Was — was — was denn —?" rief er, fuhr mit beiden Händen zumal in die Höhe und lief wie ein Narr zwischen den vergoldeten Stühlchen umher. „Wie komme ich dazu —? Was soll ich eingestehen —? Bin ich ein Wahnsinniger —? Ich will von der ganzen Geschichte nichts wissen, verstehen Sie — gar nichts will ich wissen! — —"

Vogelsang hatte den kleinen Mann fest im Auge behalten und seine Verachtung nicht verborgen.

„Dann," sagte er, „bleibt mir nichts anderes übrig, als Sie zu bitten, uns anzuzeigen!"

„Nie," machte nun der andere, „das mache ich nicht — — und dazu kriegen Sie auch die Damen nicht, dann müssen Sie schon selber zum Staatsanwalt gehen! —"

Und nun setzte sich der kleine Mann, steckte sich sogar eine Zigarette an und schien plötzlich seiner Sache ganz gewiß.

„Aber das kann ich Ihnen sagen, der Staatsanwalt und alle Welt werden glauben, Sie haben gegen mich und das Mädchen nur einen Racheakt vor, und den beiden Damen ist damit nicht gedient. Die Welt, Herr Doktor, ist anders, als Sie sich vorstellen."

„Die Welt", erwiderte Vogelsang, „ist das, was wir aus ihr machen. Ich kann eine Welt nicht anerkennen, in der Sie über uns triumphieren dürfen. Lieber will ich leiden, als das ertragen. Um das festzustellen, bin ich gekommen."

„Ach," machte Herr Maier, „ich bin ja so ein kleiner Mann, das sag' ich mir hundertmal am Tage, und Sie sind gewiß viel besser, als ich. Aber soll ich mich aufhängen —? Soll ich jedem unter die Nase reiben, daß ich aus Dreck gemacht bin wie alle Menschen. Sie sind ein junger Mann, und es macht Ihnen Spaß zu streiten, aber es kommt nichts heraus bei so einem Kampf, das kann ich Ihnen sagen. — Nein, ich will nichts gesagt und gehört haben, das ist das Beste von allem, und wenn Sie ein wahrer Mensch und Christ wären, wie es sein soll, dann wäre Ihnen das genug."

Da spürte Vogelsang, daß er nichts anderes erreichen konnte und auch schon an Boden verloren hatte, denn es war gewiß, und er konnte sich dem nicht verschließen, daß er eine Sache zu der seinen hatte machen müssen, die doch nicht ganz die seine war, und er dabei nicht einmal gewiß war, ob er auch diejenigen hinter sich hatte, für die er eintrat.

„Ich sehe schon," sagte er, „Sie scheuen ein Eingeständnis, das Sie vernichten würde, weil Sie nicht die Kraft in sich fühlen, darüber hinweg zu einem neuen Menschentum zu kommen. Ich darf deshalb wohl die Empfindung haben, daß wir nicht die Augen vor Ihnen niederzuschlagen brauchen."

Dazu wiegte Herr Maier den Kopf spöttisch hin und her.

„Ich will Sie nicht mehr reizen, Herr Doktor, aber was hätten Sie für einen Ausweg gefunden —? Sie sind nur gekommen und haben große Reden gemacht. Ich muß gestehen, sie waren gut. — Sie sind ein gebildeter Mann und ein feiner Mann, aber ohne mich hätten Sie doch nicht gewußt, wie man voneinander geht, ohne daß sich einer was vergeben hat."

„Lassen Sie das," sagte der seltsame Besucher, der bereits den Hut in der Hand hatte, „ich sehe schon, ich habe Ihnen gegenüber nicht die richtige Waffe angewandt. — —"

„Wie —?" sagte Herr Maier erschrocken und lief dem Davoneilenden ein paar Schritte nach. — — „Also, adieu, Herr Doktor — und das Zeugnis wird heute noch abgeschickt, darauf können Sie sich verlassen."

* * *

Hans Vogelsang verließ Treppe für Treppe hinabsteigend das Haus.

Wohl hatte er sich ausgebreitet und seine Pfeile wacker verschossen, aber auch der andere war nicht zu kurz gekommen, hatte seinen Vorteil gewahrt und war weder überzeugt noch gebrochen, sondern hatte lediglich ein für beide Teile vorteilhaftes Übereinkommen getroffen.

Ein Licht hatte der junge Mensch im andern entzünden und so überzeugen wollen, und das war vielleicht seine innerste Sehnsucht gewesen, und nun waren Vorteile errungen und ein Gemisch von Schmerz, Verachtung und Weltklugheit gleich einem Bodensatz übrig geblieben.

Das war nicht schön und nicht anders, als ob er sich eine oder mehrere Nächte bei Tabak und Kaffee mit Arbeit überreizt hätte, und es ginge eine Weile nicht mehr in der Richtung.

Versunken ging er, ohne zu sehen, auf der Straße etliche Male hin und her und ward zuletzt in einem Schaufenster roten und blauen Flanell gewahr und ein braunes Gesicht, in dem zwei schwarze Perlen als Augen glänzten. Das Ganze entpuppte sich als ein Affe aus bunten Lumpen, der auf einem kleinen Fahrrad saß. Und als ob man es ihm zu Gefallen täte, sah er eine blaugeäderte Hand mit einem goldenen Fingerreif hinter einem Vorhang hervorkommen. Die drehte einen Schlüssel, den der Lumpenaffe im Rücken hatte, und siehe, er begann auf runden Schienen im Kreise herumzufahren. Langsam, dann schneller, bis er wackelnd wieder still stand.

Durchaus nicht schien dies dem Naturwissenschaftler als ein billiges Symbol für seine eigene, ein bißchen im Kreise umhergestrampelte Leidenschaft. Aber es war das erste, was ihn wieder gefangennahm.

Als Reginas tiefe Stimme plötzlich neben ihm mit einem Gruße auftauchte, war er sofort gefaßt und konnte in der höflichsten Form grüßen.

„Ein gerissener Kerl, euer Herr Maier", begann er. „Alles schmilzt vor seiner kolossalen Menschlichkeit. — Er ist sogar gutmütig, wenn's ihm bequem erscheint. — Wahrscheinlich sind alle Menschen so — —"

„Hm," machte sie, „gerissen ist er schon."

„Hei," begann er nun loszuplätschern, „wie wollte ich Herrn Maier in einen Schraubstock spannen, wie war ich versessen darauf, ihn zu zerschmettern und wieder aufzurichten. Nun muß ich froh sein, mit einem blauen Auge davon gekommen zu sein! Aber seien Sie unbesorgt, ich habe alles erreicht, was nur für uns drei zu wünschen ist. Er selber wird jedenfalls noch froher sein als ich, so davon gekommen zu sein. — Ich muß ihm allerdings schon ganz sonderbar erschienen sein. Nun hab ich's, daß ich mir selber ein bißchen komisch vorkomme! — Ach freilich, irgendwie habe ich doch etwas ganz anderes erwartet."

Als er aber nun merkte, daß er bloß sich Luft gemacht hatte und das Mädchen kein Haar klüger geworden war, lud er sie in eine Weinstube und während sie Fisch und Braten verzehrten und Essen und Trinken sie belebte, gab er in derselben Weise, wie er begonnen, eine schillernde und humoristisch spielende Schilderung seiner Unterredung. Vom Augenblick an, wo er von seinem Entschlusse getrieben im Salon des

Geschäftsteilhabers umhergerast, bis er sich, wie er sagte, seinen guten Abgang verschafft hatte. Das hätte er nur getan, weil es unmöglich gewesen sei, diese feiste Gestalt mit Keulenschlägen auf den Smyrnateppich niederzuhauen, denn er sei fest überzeugt, jener sei von Gummi und nur vermittels eines Messers aufzuschneiden, und darauf sei er nicht vorbereitet gewesen.

Während der ganzen Erzählung war Regina mäuschenstill, aß wacker, ließ ihn aber nicht aus ihren großen Augen, die ein wechselndes, fast schwarzes Blau hatten und von diesen fein geschwungenen, dunkle Wimpern haltenden Doppellinien umrändert waren.

Es war schon ein Uhr vorbei, als er sich von ihr trennte, und er ging sehr rasch. Sein Herz klopfte auf einmal, denn er dachte an Gertrud, die zu Hause schon auf ihn warten konnte.

Aber sie war nicht in seiner Wohnung, und er setzte sich und hatte bange Qualen.

Gestern abend, als er sich mit Regina ausgesprochen hatte, war es sofort von ihr erraten worden — und war das die richtige Art gewesen, seine Erlebnisse zu erzählen, wie es eben wieder geschehen war? —

Ach, er sehnte sich nach ihr, und Stunde um Stunde verging. Sie kam nicht, und nicht das kleinste Erlebnis milderte die Qual des Wartens.

Da begann er in langen Schritten durch seine Räume zu eilen, hier an der Ecke der Türe vorbei, dort um diesen Tisch herum, und so begann sein Leben wieder einzusetzen, und er vernahm ihre Stimme, wie sie gestern Abend in Schmerz und Liebe erklungen.

Er drang nun, befreit von der Qual des eigenen Wollens, tief in ihr Wesen ein. Es umgab ihn wie eine Atmosphäre, und plötzlich tauchte die erschreckende und aufpeitschende Frage auf: War nicht ihr ganzes Benehmen unter dem Einfluß einer von ihr notwendig erkannten Trennung gestanden? —

Gründe dafür strömten von allen Seiten.

Kannte er die Geliebte oder kannte er sie nicht? —

Ach, der Klang ihrer vor Leid zitternden Stimme war in ihm und gab Aufklärungen, die er nicht glauben wollte, wenngleich sie ihn tief niederbeugten.

Wohl war sie ihm in Liebe verbunden und hielt ihn in süßem Schmerz mit sehnsuchtsvollem Begehren fest, aber zu tiefst erscholl ein dumpf dröhnendes Rollen, vor dessen unerbittlicher, alles anfüllender Kraft es kein Entrinnen gab. Jeden Augenblick konnte ehern eine Stimme rufen: Fortan und nach diesem ist euere Liebe unmöglich.

Sie vermochte nach dem Geschehenen nicht mehr an Glück zu glauben. — Lieber wollte sie leiden, als Schande neben ihm und mit ihm fühlen zu müssen.

Und sie liebte ja die süßen Schmerzen. Heute schon konnte sie sich fern von ihm darinnen baden, wie am Grabe ihres Brüderleins, wo sie geweint, weil das Schöne unwiderbringlich dahin und nicht wiederkehrte.

Und welchen fürchterlichen Begriff von der Höhe seiner Forderungen und Anschauungen mochte sie von ihm empfangen haben.

Und dicht neben der Empfindung, als müsse er sich mit seinen Anschauungen verfluchen, fühlte er plötzlich wie gestern abend zum ersten Male ihren jungen Leib wieder an seinen Wangen, hörte aufs neue den Klang ihrer zärtlichen Stimme, sah den Blick voll Liebe, mit dem sie ihn in sich aufgenommen hatte und bebte und wankte im Trennungsschmerz.

Warum kam sie nicht? — Warum konnte sie nicht kommen? — Hielt man sie mit Gewalt fest, oder war dieser stumme Abschied für sie genau so eine Notwendigkeit, wie für ihn der Gang zu diesem Menschen Maier? — Oder die Scheidung von seiner Familie? — Warum stand sie, die Gefügige und Liebende, plötzlich mit so fürchterlichem Willen gegen seine Sehnsucht bewaffnet vor ihm? —

Gleich Kletten im Haar hingen die bösen Gedanken in ihm, wenngleich er sich schüttelte und Frohlocken heuchelnd ausrief: Wer in aller Welt sagt denn, daß diese Gedanken wahr sind? —

So spottete Leidenschaft und Qual seiner selbst, und er vermochte in Fieberschauern des Denkens hin- und hergehend nicht zu enträtseln, ob sein Handeln sie zu so herber Strenge geführt, oder ob es in ihr gelegen. In diesem Wirrwarr seines Innern polterte ein Brief in den Kasten an der Türe und veranlaßte ein allgemeines Halt und die Einstellung auf die Außenwelt.

Hurtig sprang er ans Fenster, um zu sehen, wer das Haus verließ.

Erst kam die dicke Köchin vom ersten Stock mit einem Korb, und dann ein kleiner, fünfzehnjähriger Bursche in der phantastischen Bedientenkleidung eines Liftjungen. Das Kerlchen hatte einen merkwürdig langen und breiten Hinterkopf, auf dem ein ganz kleines, rundes Käppchen mit einem bunten Lederband befestigt war.

Es regnete draußen. Das Pflaster war naß und schwarz, und die Laternen brannten bereits in der Dämmerung.

Nichts von Gertrud enthielt der Brief, nur das Zeugnis des Herrn Maier.

Nun lief er, um Regina am Geschäft abzuholen, und traf sie an derselben Ecke, wo er mit ihr einmal zusammengetroffen war.

„Sie war noch nicht da", sagte er ohne Begrüßung. „Bitte, gehen Sie in ihre Wohnung und fragen Sie nach ihr — — —"

Das Mädchen sah ihn mit ihren großen Augen an, nickte nur und ging dann mit langen Schritten.

Ach, sagte er sich, als zu Hause immer noch kein Lebenszeichen von ihr war, der Widerstand ihrer und meiner Leute kommt ja auch noch hinzu. Aber warum schickt sie mir kein Wort, das hätte sie mir nicht antun dürfen, sie muß doch fühlen, wie ich leide.

Endlich kam Regina, zog sich aus und trat ihm voraus ins Zimmer.

„Sie ist seit heute Morgen fort und nicht wieder nach Hause gekommen. Sie haben herausbekommen, daß sie auf der Sparkasse war und fünfhundert Mark erhoben hat. Einen Koffer mit Kleidern und Wäsche hat sie auch mitgenommen. Mehr wissen sie nicht."

Ihren Worten war er aufmerksam gefolgt und schien ohne Bewegung, bis das geschluckte Gift wirkte. Da drehte er sich plötzlich im Kreise, als ob ihn eine Kugel getroffen hätte.

Er entsann sich später, ein Gefühl roter Blindheit vor den Augen gehabt zu haben.

Er mußte Schreie ausstoßen, sank auf den Diwan, geriet in ein krampfhaftes Schluchzen und griff mit den Händen in die Kissen.

„Herr Doktor — Herr Doktor —" sagte das Mädchen und trat neben ihn und sah zu ihm nieder. „Morgen kommt ja sicher ein Brief, passen Sie auf, morgen kommt ein Brief — —"

Dem Leidenden war, als sei er im tiefen Wasser versunken, treibe, von den Wellen geschüttelt, dahin und vernehme in weiter Ferne ihre Worte.

Ganz plötzlich bekam er dann die Vorstellung ihrer Gegenwart, sprang sofort mit abgewandtem Gesicht auf und trocknete sich das Antlitz mit seinem Taschentuch.

„Verzeihen Sie," sagte er, „das kam so plötzlich über mich — das sind die Nerven — ich bin sonst nicht so — —"

Als er sich nun umwandte, erhaschte sein erster Blick ins Leben den Ausdruck ihres Gesichtes. Es war bleich, und in ihren Augen lag die stumme Aufmerksamkeit der Ergriffenen.

„Sie kommt nicht mehr und schreibt auch nicht —", sagte er.

„Warum — —," fragte sie, „es ist ja gar kein Grund — —"

„Ihre Liebe glaubt, es sei so das Beste für mich."

Regina sah jetzt den Mund fest verschlossen, das bleiche Gesicht gebeugt, aufmerksam vor sich hin. Sie dachte und empfand noch unklar und vermochte keine Stellung zu nehmen.

„Es ist eine böse Frau, die Schwester von der Gertrud", sagte sie. „Wie hat sie auf Sie geschimpft. Sie hätten sie aus ihrer guten Stellung und dem Elternhaus verjagt und gehörten der Polizei ausgeliefert. Sie wollt's Ihnen schon noch eintränken — — —. Es ist eine böse Frau —"

„Nein," erwiderte er, „sie hat von sich aus nichts anderes getan, als ich oder Gertrud. Sie ist nur einen angefangenen Weg weitergegangen, oder Samenkörner sind gewachsen."

Hierauf antwortete Regina nicht mehr. Sie bereitete Tee, zwang ihn, sich aufs Sofa zu legen, räumte die Stube auf und nahm am Ende eine Laute von der Wand und sagte: „Ich werde Ihnen etwas vorsingen."

Er hörte staunend, wie sie ein paar Akkorde griff, und erhob sich auf den Ellbogen, um sich zu vergewissern, als sie nun mit einer mächtigen und traurigen Stimme fünf Strophen eines gewagten Liebesliedes sang.

„Woher können Sie das?" fragte er.

„Jemand hat es mich gelehrt. Er meinte, ich hätte eine schöne Stimme, und wollte mich für das Kabarett ausbilden. Dann aber sagte er, ich sei zu dumm dafür. Ich kann noch mehr. Soll ich noch einiges singen —?"

Ihr Gesang fing ihn ein und schärfte zugleich seine Sinne für das Verständnis ihres Wesens. Die Töne brausten auf wie der Wind und fingen sich in der Melodie des Liedes wie in einem Raume mit zerbrochenen Fenstern, so jäh einsetzend wie verstummend. Es ergriff ihn, so offenkundig zu sehen, wie eine also vorhandene und eingesetzte Kraft sich weder ergießen noch entflammen konnte, um Formen mit Leben auszufüllen. Und dennoch geschah etwas dabei und wurde mit großen Mitteln erledigt.

„Können Sie auch Kirchenlieder singen?" fragte er nach einem plötzlichen Einfall.

„Ich habe einmal in einem Kirchenchor mitgesungen. Da wollten aber die andern Mädchen mich nicht mehr haben." —

„So", sagte er in der Art, wie er finster werden konnte. „Ich kann mir denken, woran das Volk Anstoß nahm."

„Das ist so", antwortete sie und begann einzusetzen:

O Haupt voll Blut und Wunden,
Voll Schmerzen, voller Hohn,
O Haupt, zum Spott umwunden
Mit einer Dornenkron'.

Er beobachtete die Singende scharf. Ihr Gesang war voll hingebender Einfalt eines Kirchenbesuchers und ihr Gesicht tiefernst.

Als er sich aus seiner beobachtenden Stellung wieder zurücklehnte, erschütterte ihn die Gegenüberstellung dieses Eindrucks mit den heutigen Erlebnissen. Er wußte nicht, ob er in ein ungeheuerliches Gelächter oder in Tränen ausbrechen würde, bis ihr Gesang ihn wieder einfing. Ja, aus Mitleid und Achtung für ihr Wesen und von Schrecken erfaßt, er könne ihre Einfalt verletzen, begann er mitzusingen, bis plötzlich über ihnen ein andauerndes Pochen erscholl.

„Um Gottes willen", unterbrach sich das Mädchen erschrocken. „Es geht auf zwölf, und wir singen hier noch! — Und ich war den ganzen Tag noch nicht zu Hause!"

Und gerade wie sie gekommen und schweigsam und hurtig Jacke und Hut abgelegt hatte, kleidete sie sich wieder an und huschte nach einem raschen Händedruck zur Türe hinaus.

* * *

In dieser Nacht gab es für Hans Vogelsang keinen Schlaf. Wie der von einem kalten Trunk betäubte Zahnschmerz immer wieder aufwacht, ging es mit seinem Leiden.

Nun schrie alles in ihm nach ihr, die gegangen war, um nicht wiederzukommen.

So übermächtig war der Wunsch nach allem, was sie war, daß das, was sich zwischen sie und ihn gedrängt hatte — und das waren seine eigenen Auffassungen — in diesem Augenblick wild und heiß von ihm angepackt wurde. Sich selbst schien er zerschmettern und auflösen zu wollen.

Woher war das Wollen gekommen, das ihn gezwungen hatte, seiner Mutter zu schreiben und zu diesem schlauen Geschäftsmann zu gehen? —

Den Kopf hätte er sich mit den Fäusten zertrümmern mögen.

Gertrud war immer die Klügere gewesen, die gewußt hatte, wie man die Liebe vor Unfall schützen konnte.

War nicht gestern abend noch von ihr eine andere Lösung im Unterbewußtsein ihres Innern ersehnt worden? —

Und er hatte die Sehnsucht seines und ihres Blutes nicht erfüllen können. Er, ein ernsthafter Narr voll inneren Tobens, war zu diesem Schurken gelaufen und hatte nicht die Lösung gefunden, nach der jeder Bauernknecht zuerst gegriffen hätte.

Ach, hätte er sie in ihrem Sehnen wirklich verstanden, so säße sie jetzt vielleicht in jenem Lehnstuhl dort drüben und lächelte ihm als seine junge Frau zu.

Wozu hatte sie ihn in jenes kleine Zimmer mit dem aufgeschlagenen Linnen bestellt, deren Kissen sie selber zärtlich streichelnd geöffnet? Warum hatte er da zum ersten Male ihren jungen Leib so fühlen dürfen? — War das alles Zufall? — O, für die Erzielung von Endzwecken gab es keine Zufälle! Wer sich und sein Leben gestalten wollte, mußte aus den vorhandenen Ereignissen und Tatsachen formen und bilden, und das Unbedeutendste konnte dabei zum Gewichtigsten werden. Was sie gesagt hatte, das war nur der herzzerreißende Schmerz ihrer Erkenntnis, daß sie nicht zur Erfüllung ihres weiblichen Sehnens kommen werde. — Wie sie das mütterlich überlegen gesagt hatte, „was denkst du alles in deinem lieben Kopf?“ — — Und ihre Stimme bei den Worten: „Du läufst nicht davon, das weiß ich“ — — und: „Du sollst tun, was du für das Richtigste hältst.“ Wohl hatte sie ihn gepriesen, wohl hatte er gesiegt mit seinem verfluchten Wollen, aber dieser Sieg war gegen ihre beiderseitigen Naturen. — Was waren Worte, die sie jubelnd verleugnet hätte, wenn er sie in seine Arme genommen hätte — was waren Urteile von Mensch zu Mensch, die jeden Augenblick wechseln? Narretei und Wahnsinn — — sie hatte das Lösungswort gegeben, und er hatte es nicht verstanden! — Die süße Vereinigung, wie die Natur sie zwischen ihren Geschöpfen wünscht, hätte sie über alles lächeln lassen und in das Land des Vergessens geführt. Nun stand sie fern und unerreichbar, und die Möglichkeiten des Augenblicks waren versäumt und verschleudert.

So rauschte sein Blut und wehte wie der Wind die Halme seiner Gedanken nach einer anderen Richtung.

Köstlicher als alles in der Welt schien ihm in diesem Augenblick ihr Besitz und zerschlagen und von tausend Speeren durchbohrt er selbst.

Unbegreiflich dünkte ihm, daß er je so hatte denken und handeln können, wie er getan, und ihr Verlust erschien ihm durch die eigene Unfähigkeit entstanden und so als bittere Strafe.

Als er gar denken mußte, wie sie nun mit ihrem schönen Gange in einer fremden Stadt schreiten werde, andere Männer nach ihr schauen würden, da schien ihm sein Herz zu bluten, und er lag still in der Qual des fiebergetriebenen Schmerzes, der im Dunkel der Nacht die neuen Möglichkeiten des Lebens fernhielt.

Nur einmal wie ein Traumgebilde des Fiebers stand Reginas bleiches Gesicht vor ihm. Ihre Augen betrachteten ihn groß und staunend, und es war, als wende er sich von einer Erscheinung immer wieder weg und werde doch ebenso oft gezwungen, sie sich von neuem zu betrachten.

* * *

Schließlich war Vogelsang dennoch eingeschlafen und erwachte erstaunt und scheinbar ohne Begehren.

Er stand auf, trank seinen Tee und schrieb sogar nach etlichen Blicken durch das Mikroskop eine Anzahl Beobachtungen auf, die er aus dem wimmelnden, gierigen Leben etlicher Tropfen Fleischbrühe entnommen hatte, die deshalb nur nicht übel rochen, weil sie nicht in Massen auftreten konnten.

Niemand wußte von den Erlebnissen der vergangenen Nacht. So brannte und flackerte der Schmerz nur in den tausenden, kleinen Nerven als aufgeregte Lebensfülle, bereit, sich wieder zu brennender Flamme anfachen zu lassen.

Regina kam am Vormittag dieses Sonntags.

Sie trug, gleich einer sorglichen Hausfrau, ein Körbchen, und erklärte, sie werde ihm kochen, denn der Mensch müsse, wenn er so viel durchmache, erst recht essen.

Er sah ihr rauchend zu, wie sie hantierte, ab und zu ging, wohl einmal einen Blick in den Spiegel warf oder in der unnachahmlichen Weise der Frau, die sich beobachtet fühlt, mit der weißen Hand nach dem Sitz ihres Haares fühlte.

Sie aß später mit ihrem guten Appetit, und er trank ihr mit Wein zu.

Jetzt erst kamen sie auf die Ereignisse zu sprechen.

„Nun, hat sie geschrieben?" —

Und er schüttelte den Kopf zur Antwort.

„Sie hat das letzte Wort behalten und wird sich hüten, etwas von sich hören zu lassen. — Vielleicht denkt sie, gerade so, wie er zuletzt war, will ich ihn in der Erinnerung behalten. — — — Ja, Fräulein Regina, wir haben uns sehr gerne gehabt. — — — Und können Sie sich denken, daß ich ein paar Wochen vorher durch die Straßen ging, alle Mädchen beguckte, als gehöre mir die Welt, und wie mir scheint, überaus glücklich dabei war. Ja, ich glaube, ich guckte auch Ihnen ein bißchen nach. — Sie ließen mich freilich abblitzen, wie man so sagt, und hätten Sie das nicht getan, und hätte außerdem ein gewisser Gaul Gertrud nicht in die Schulter gebissen, Sie werden die Geschichte kennen — wäre alles anders gekommen. Nun, das ist wohl das, was man so den Lauf der Welt nennt, und ist einmal so, wie Sie bei einem andern Anlaß sehr richtig sagten." —

„Ganz sicher kommt morgen ein Brief", schaltete Regina ein und zeigte, wie er trotz seiner Trauer mit Wohlgefallen bemerkte, Anzeichen von Verlegenheit.

„Niemals kommt mehr ein Brief. Sie wollte nichts als mich, und die Liebe, ich habe sie zum Edelmut getrieben. Sagen Sie, was will die Natur zwischen den Geschlechtern? — Vereinigung — und ich habe das nicht begriffen. Ich war ein Narr!"

„Sie waren ja so edel," sagte das Mädchen; „nie hätte ich geglaubt, daß es eine solche Liebe gibt."

Aber sie sprach diese unreifen und etwas geschmacklosen Worte so stark und zugleich traurig, daß Hans Vogelsang weder darüber lachen konnte, noch gleich eine Antwort fand, sondern in sich selbst zurückgeworfen wurde.

„Ja," sagte er nach einer Pause, „es wird wohl so sein, daß sie aus Liebe zu mir gegangen ist. Sie hat geglaubt, ich könnte nicht vergessen, was geschehen ist. Sie hat mich an Edelmut noch übertreffen wollen, ach, sie ist ja auch viel besser als ich, und ich fühle ihr feines Empfinden nur zu sehr. Aber später, wenn viele Jahre vorüber sind, wird sie sich einmal sagen, wozu habe ich meine Gefühle an ihn verschwendet, er war doch ein rechter Narr. Möglicherweise findet sie noch schlimmere Worte und Anklagen. Wie würden Sie darüber denken, Fräulein Regina, die Sie doch auch eine Frau sind?"

Das Mädchen wurde rot und darauf wieder bleich, bevor sie verlegen mit dem Kopf abwehrte und meinte, sie wisse das nicht. —

Wie sie unter seinen Blicken ihre Verlegenheit weiter wachsen fühlte, riß sie plötzlich, gleichsam als Abwehr gegen seine Beobachtung, ihre Bluse auf und gab ihm einen darunter verwahrten, zerknitterten Briefbogen.

Schon beim Aufnehmen erkannte er Gertruds Schriftzüge.

Es gab nur wenige Zeilen zu lesen.

„Ich muß mir auswärts eine andere Stellung suchen. Sind Sie doch so gut, ich bitte Sie, gehen Sie, so oft Sie können, zu Herrn Vogelsang, daß er nicht so allein ist."

Als er von dem Geschriebenen aufsah, bemerkte er Reginas Gesicht zur Röte aufgeblüht. In neuer und tödlicher Verlegenheit stammelte sie Worte, deren Sinn schon im Augenblick des Werdens unverständlich in der Luft verflogen.

Er, dessen Gehirn vor Schmerz und Sehnsucht nach dem Körper und dem Wesen der Geliebten durch die Raserei dieser Tage ausgebrannt war, geriet in Verwirrung über den Anblick dieses erröteten, stammelnden Mädchens, und plötzlich schoß raketengleich ein brennender Gedanke in ihm auf, und er blickte schier mißtrauisch in ein Gefüge von spielenden Möglichkeiten, das sich vor ihm erhellte.

Warum wand sich hier Regina vor Scham? — Dachte sie, sie hätte sich mit dem Vorzeigen dieses Schreibens entblößt? War sie der Ansicht, daß hier ein Vermächtnis vorliege, dessen Erbin sie war? — Sie wußte ja aus seinem eigenen Munde, wie er sie früher gern gesehen hatte.

Und Gertrud hatte es doch auch gewußt! — Ja, wie waren geheimnisvoll zwischen ihm und der andern spielende Drähte von ihr immer wieder empfunden worden? Und am letzten Abend hatte sie ihm geraten, sich Regina anzuschließen! —

Wollte sie, er solle die Glut, die bei ihr entfacht worden, mit der andern löschen? — Gönnte sie ihn nur der andern, die sie liebte und als geraden Sinnes gepriesen hatte? —

Schwül und eng machten ihn diese Vorstellungen, die auf dem Boden seiner Verwirrung gewachsen waren, und er betrachtete die Stumme ihm gegenüber.

Sein Blick glitt an ihrer Kehle hinab zum Einsatz ihres Kleides, wo die Öffnung noch in Unordnung war und der zarte Anfang der weiblichen Brust zu erkennen war.

Ihre Augen streiften nunmehr scheu die seinen, und nun war gar etwas Schwälendes und Glostendes zwischen ihnen, das ihm den Atem benahm und den Mund zu einem heiseren Stöhnen zwang.

Er mußte sich erheben und näherte sich ihr dabei unwillkürlich und sah eine schwere, heiße Bewegung ihres schönen Oberkörpers, mit der sie vor ihm zurückwich.

„O," sagte er rauh, „ich tue Ihnen nichts", setzte sich wieder auf seinen Stuhl und legte das Gesicht in beide Hände.

Es quälte ihn, daß sie so zu denken schien, wie er ahnend empfunden, und zugleich stachelte ihn der Antrieb auf, er müsse jetzt ihren Widerstand, der nicht groß sein konnte, überwinden.

Dabei fühlte er deutlich genug, wie wenig ein solcher Erwerb glücklich machen konnte.

Dieser Zustand zwischen totem Begehren und Hemmung war so quälend und entschlußlos, daß er, einen andern Ausweg suchend, aufsprang und den Vorschlag machte, spazieren zu gehen.

Sie war auch aufgestanden, und in ihrem bleich gewordenen Gesicht stand ein merkwürdiges, verwehtes Lächeln.

Stundenlang bis zur Dunkelheit gingen sie fast stumm, eilig nebeneinander her. Zwischen Spaziergängermengen des Sonntags und in stillen Straßen, durch einen großen Park mit kleinen Seen, weißen Pavillons und Marmorfiguren, die von regennassen Ästen und Ruten umweht waren, an Palästen und Hütten, an Bahnhöfen und langgestreckten Fabriken vorbei nahmen sie ihren Weg, frischten sich auf im regennassen Wind des Frühjahrs und machten die Glieder im Riesenbezirk der großen Stadt müde.

Sie landeten in einem großen Wirtschaftsbetriebe, wo sie vor einem kleinen Marmortisch aus silberglänzenden Platten rotes Roastbeef mit Spargeln und weichen, grünen Erbsen aßen und dunkelroten Burgunder aus Kristallgläsern schlürften.

Ringsum summte die Sonntagsmenge, und fleißig gebrauchte Teller, Tassen und Bestecke klapperten und klirrten überall.

Einmal, wie sie gesättigt und schweigsam in dies Treiben sahen, löste sich nach etlichen auffälligen Bewegungen ein junger Mann aus dem bläulichen Dunst des Tabakrauches, der über allem lag, und kam auf Regina zugestürzt.

Da stand er nun nach überhöflicher Kavalierseile mit seinem dicken, blonden Scheitel, dem litzeneingefaßten Besuchsrock, und starrte voll ehrlicher Absicht, sich als einen wohlgebildeten Herrn zu zeigen, auf die beiden.

„Darf ich bekannt machen," sagte Regina, die aufgestanden war, während ihr Begleiter sitzen blieb, „Herr Doktor Vogelsang — Herr" — und sie nannte irgendeinen Namen.

„Sehr angenehm", machte der fremde Herr mit einer tiefen Verbeugung. „Wie geht es dir, Regina?" —

„Danke, gut — —"

„Spazieren gewesen? — Siehst glänzend aus —"

Nach noch mehreren solcher gewechselten Redensarten ging er mit einer erneuten tiefen Verbeugung gegen Vogelsang.

Regina setzte sich schwer, trank von ihrem Weinglas und sagte plötzlich rasch: „Ich war einmal verlobt mit ihm — nachher hat er drei Jahre bei der Kavallerie dienen müssen. — Er hatte niemand, der für ihn sorgte. — Er war so arm, aber er ist ein sehr tüchtiger Mensch und verdient jetzt gut in einem Kohlengeschäft. Da ist er Prokurist. — Er braucht ein Mädchen mit Geld, weil er selbst etwas anfangen möchte. — Nicht wahr, was man ererbt oder erheiratet, braucht man nicht zu verdienen?"

„Das läßt sich nicht ableugnen", erwiderte er beherrscht und ließ offen, ob er höflich oder ironisch sei.

Nachdem sie eine Weile den Kopf gesenkt oder wo anders hingesehen hatte, richtete sie sich energisch auf, bekämpfte ihre aufsteigende Verwirrung wacker und sagte darüber hinweg: „Er steht auf dem Standpunkt, und viele stehen auf dem Standpunkt, daß es niemand etwas angeht, was eines vor der Ehe tut. Da ist man frei. Aber nach der Ehe ist es etwas anderes. — Ich bliebe gern jemand treu!"

„Täten Sie das gern?" sagte er plötzlich freundlich. „Würden Sie überhaupt gern heiraten?" —

„Ich würde gern einen braven Mann heiraten — — aber es ist schwer für ein armes Mädchen."

„Sie waren schon mehrmals verlobt, Fräulein Regina?"

„Ja", sagte sie und sah vor sich auf den Tisch. „Die Leute sagen, ich sei ein schlechtes Mädchen deswegen. Aber das ist nicht wahr." —

„Wer ist schlecht, und wer ist nicht schlecht", erwiderte er fast schwermütig. „Ich wage weder den ersten noch den zweiten Stein auf jemand zu werfen! — Ich habe noch niemand gesehen, der schlecht war! — Jeder möchte lieber gut sein, weil man nur so ein bißchen glücklich sein kann. So muß es mit der Schlechtigkeit irgendeinen Haken haben, den man nicht selbst eingeschlagen hat." —

Sie hatte ihn mit weitgeöffneten Augen angehört, nickte eifrig, und eine wütend einsetzende Streichmusik enthob sie glücklich einer Antwort.

„Musik ist schön", sagte sie, als man wieder sein Wort hören konnte.

„Haben Sie bei Ihrer schönen Stimme nie gedacht, sich im Gesang ausbilden zu lassen?" fragte er. „Ich meine, das wäre etwas für Sie."

„Nein, ich bin zu dumm dazu — —"

Nachdem sie solche Gespräche geführt, brachen sie auf und gingen durch die Nacht, die unerwartet frühlingswarm und stürmisch geworden war.

Bald hängte sie vergnügt bei ihm ein, und sie schritten in einem frischen, gemeinsamen Schritt durch den wehenden Wind dahin.

Da, als sie durch Anlagen gingen, blieb sie an einer verborgenen Stelle stehen, breitete die Arme aus, und gleich fühlte er ihre weichen Lippen kräftig an seinem Munde hängen.

Er wurde von einer warmen Blutwelle gefaßt, und sie herzten und küßten sich eine Weile.

„Nicht wahr," sagte sie, aus seinen Armen emporblickend, mit sanfter Stimme, und knüpfte überlegen an die vergangenen schwülen Stunden an, „so ist es etwas anderes — —. Es muß Liebe dabei sein — —." Und nach einer Weile setzte sie hinzu: „So kann man alles von mir verlangen." —

Und wieder später, da er schon zu manchem anderen gelangt war, gewahrte er, wie sie, in einer Pause von einem Gedanken gefaßt, lächelte und am Ende fast kicherte.

„So," fragte sie, „bin ich anders — wie —?"

Bevor er hätte antworten können, was er so wenig vermochte, als es erwartet war, entwand sie sich ihm und sprang mit ein paar Sätzen bis zu einem Baum. Dort drehte sie sich zweimal um sich selbst, als schlage sie tanzend ein Tamburin, und flog dann wieder in seine Arme zurück.

„Das macht der Wein", sagte sie ernsthaft, worauf sie fast übermütig lachte und seinen Arm zum Weitergehen nahm.

Unter einer Laterne sah er ihr ins Gesicht.

Es hatte kräftige Farben und war von einem Leben erfüllt, in dem ihre ernsthafte Trauer verklärt schien, und sanfte Schwermut aus ihren großen, zu ihm aufgeschlagenen Augen glänzte.

„Wie schön du bist —", sagte er.

„Ja," erwiderte sie und blickte vor sich hin, „das bin ich. — Alles ist schön an mir, nur die Füße sind zu groß — —"

Bei all dem war sie trotzdem von einem gehobenen Gefühl getragen, und als sie ihn zum Abschied geküßt hatte, denn sie wollte nicht mehr zu ihm — nein, heute nicht, bitte nicht — schritt sie wie eine Siegerin mit königlichen, gelösten Bewegungen dahin.

* * *

Hans Vogelsang aber war erfüllt von ihren Küssen, der festen Weichheit ihres Körpers und der Wärme ihres Blutes.

Als er nach Hause gekommen war, setzte er sich mit dem Hute auf dem Kopf an den Tisch und trank aus einer stehengebliebenen Tasse süßen, kalten Kaffee.

So wie sie eben dahingeschritten war, hatte er sie zuerst gesehen und von ihr geträumt.

Auch sie hatte Angst gehabt vor jener Schwüle der Sinne, die heute mittag über sie beide gekommen war, und hatte Verheißungen gegeben, auf einem andern Wege, der schon angebahnt war.

Sie waren etliche Stunden spazieren gegangen, hatten gut gegessen und getrunken und hatten einen neuen Anfang gefunden.

Er brannte sich die kurze Pfeife an und begann das nachdenkliche Rauchen, bei dem das Passende sich leicht zusammenfindet.

War das der Anfang neuen Lebens, oder konnte man Erlebnisse ausschalten und an anderen anknüpfen, die durch jene durchkreuzt waren? —

Damals war er durch die Straßen gewandert und war vom Anblick der Frauen trunken gewesen.

Unbeschreiblich erquickend, wie Honig süß und mild, waren schöne Frauen.

Gut konnte er wieder so fühlen wie damals. Machtvoll und stark kam er sich vor, als vermöchte er wie der Frühling wachsen und verderben lassen.

Auch Regina hatte einen jungen, duftenden Leib und einen Mund voll Weichheit und Kraft, wenn er hingebend küßte.

Bei Gott, das Leben war ewig, und nur der rechte Augenblick war zu erfassen.

So, hatte sie gesagt, könne man alles von ihr verlangen.

Er riß sich in einem tollen Anfall den Hut vom Kopf und warf ihn in eine Ecke.

Holla, sollte seine Freude auch, wie sie so komisch konstatiert hatte, konstatieren mußte man das bei ihr nennen, vom Weine kommen?

Arme Regina — — — Regina aber heißt Königin — — und sie war eine entthronte und beschmutzte Königin — armes, armes Kind — — —

Da teilten sich die Wolken, durch die seine Sinne ihn hatten segeln lassen. Gertrud lag wieder dort drüben auf dem Divan, und ihre Augen leuchteten, von der Welt ihrer Träume beseelt. Aufs neue offenbarte sie ihm, was ihm damals so begreiflich und klein erschienen, was, der Welt verkündet, sie mit Schande und Schmerz überschüttete und sie vor ihm so schwer bedrückte, daß sie es vorgezogen, lieber aus seinem Leben zu scheiden, als sich und ihn zu belasten.

Ach, ihre Güte und Reinheit, von ihm zum Glühen gebracht, war nie zu vergessen.

In diesem strahlenden Schein mußte er sich sonnen können oder ewig in Scham vergehen davor.

Er war daran, mit seinem Schicksal zu hadern.

Was bin ich denn? — Ein armer, kleiner Mensch, ein Tier, von den milliardensten Sternen vielleicht das 999 999 999. Geschöpf. — Soll ich nicht leben dürfen wie die andern Millionen? — Warum muß ich, gerade ich derjenige sein, der nicht lieben darf, wie alle andern? —

Wehe, wie ist aller Anfang so süß und leicht, und die Folgen so schwer und unbegreiflich. —

Und so lag Hans Vogelsang noch lange auf seinem Lager und wußte nicht, was er auf sich nehmen sollte, was schwerer zu tragen war, das Licht oder das Dunkel. Denn er fühlte gar wohl, wenn er im Dunkel war, werde er sich nach dem Lichte sehnen, wie er sich im Lichte nach dem Dunkel sehnte.

Aber das Schwerste war die eigene Entscheidung, und sie kam nicht.

* * *

Nun, Tage sind dazu da, daß sie Neues bringen.

Sie gehen auf und erfüllen den ungeheuren Bogen des Himmelsgewölbes mit Licht. Die Wolken, von weißer oder grauer Farbe, wie die dunklen, schwarzen, die

über die Sonne ziehen, üben ihre Macht noch in der kleinsten Kammer des ärmsten Hauses aus.

Sie lassen nichts still stehen und treiben vorwärts und zurück. Und doch ist ihre Einteilung nur Schein, die Ewigkeit steht dahinter. Man hat nur, was man mit ihr verbindet, und das Notwendige wird so für den einzelnen zum heiligen Müssen.

Es gab keine Küsse mehr zwischen Regina, der entthronten Königin, und Hans Vogelsang ohne Entschluß.

Jeden Abend kam sie, legte Hut und Jacke ab, brachte Essen in einer Papiertüte, richtete es, holte aus der Kommode seine Wäsche und saß darübergebeugt und stopfte und flickte oder nahm auch ihr eines Knie in beide Hände, starrte traurig vor sich hin und gewährte den Anblick ihrer schönen Beine.

Dann saß er, sagte bald Du, bald Sie zu ihr und führte müßige Reden, die nur Erwägungen waren und nicht aus seinem Inneren kamen. „Sie sollten sich ganz zu einer Frau ausbilden, die ihrer Schönheit lebt", sagte er einmal. „Schöne Kleider tragen, in einer schönen Wohnung leben, den Körper pflegen."

Das hätte man ihr auch schon gesagt, erwiderte sie gequält und traurig. Aber sie müsse arbeiten, sonst wüßte sie ja gar nicht ihre Zeit totzuschlagen. Und so eine sei sie gerade nicht. — Und auch mit dem Singen sei es nichts. —

„Ja," sagte er grausam und erbittert, „du lebst, als läge eine Schicht Erde auf dir, durch die du nicht wachsen kannst. Der richtige Boden zum Gedeihen, der warme Regen und der gute Frühling haben dir gefehlt."

Ein späterer Abend brachte die Entscheidung.

Sie nahm nach einem ähnlichen Gespräch ängstlich seine Hand in ihre beiden und blieb still neben ihm sitzen.

„Sie sind doch so gut — —"

Und da faßte ihn plötzlich ein Schrecken. Er sah vor sich Kälte und Düsterkeit, Nebel und grelle Sonne, Kahlheit und Trostlosigkeit, und riß sich voll Angst, fast heftig von ihr los und ging im Zimmer hin und her.

„Regina," sagte er endlich und blieb vor ihr stehen, „was willst du von mir — —?"

„Nichts — —" erwiderte sie, „nichts — — ich — ganz gewiß nichts."

„Sei ehrlich, du willst mich einfach so haben und nehmen, wie du mich mit Gertrud gesehen hast! — Aber das, was du da gefühlt hast, war das Ergebnis ganz bestimmter Erlebnisse, die ich nur mit ihr gehabt habe — —"

Eigentlich lag ihm auf der Zunge, fortzufahren, wir müssen wieder da anfangen, wo wir uns gesehen haben, bevor ich Gertrud kennen lernte.

Die Folgerungen, die daraus entstehen mußten, waren ihm aber auf einmal so deutlich und bedrohlich, daß er nicht mehr sprechen konnte, sondern nur weiterdachte.

Dennoch sehnte er sich noch nach ihr, schämte sich, hatte Angst, ihr wehe zu tun, und nichts weniger als Klarheit, so daß sie wohl denken konnte, sie könnte sich ihn noch gewinnen.

Sie kam langsam auf ihn zu, umarmte ihn und drückte seinen Kopf an ihre Brust.

„Du bist ja so gut — — — Gertrud kommt ja nicht wieder, sonst hätte sie ja geschrieben. Ich weiß ja, daß du sie noch nicht vergessen kannst. Sie ist ja auch ein schönes Mädchen und ist auch gescheiter als ich und auch besser. — — Aber alle sagen, ich sei schöner als sie. — — Wenn du es verlangst, will ich auch meiner Schönheit leben und auch singen lernen, wenn ich auch keinen Spaß daran habe."

Da sie ihn küssen wollte, machte er sich sanft von ihr los und führte sie zu einem Sitz.

„Weswegen glaubst du, daß Gertrud dir geschrieben hat?" fragte er.

„Das weiß ich nicht — -- aber auf jeden Fall will sie keine Rechte mehr auf Sie haben."

„Aber das weißt du doch, daß sie mich trotzdem noch liebt."

„Die vergißt Sie nie — —"

„Sie ist ganz allein, aber sie hat ihren herrlichen, strahlenden Entschluß, und weiß, daß sie mir unvorbereitet einen Schlag versetzt hat, und deshalb wollte sie mich nicht allein lassen. Das will ich für alle Zeiten denken und festhalten, und es ist so. — Sie waren so gut zu mir, Regina, niemand, und ich selbst nicht weiß, wie ich's überstanden hätte, wenn Sie nicht gewesen wären. Vielleicht hätte Gertrud auch gar nicht von mir gehen können oder müssen, wenn Sie nicht gewesen wären. — O, wie unbegreiflich ist das Leben! — Es ist denkbar, daß ohne Ihr Mitwissen ganz andere Pläne in uns gereift wären, und ebenso denkbar, daß Gertrud wieder nicht von mir hätte gehen können, wenn sie nicht dich, Regina, bei mir gewußt hätte. — Und wer weiß, was dann aus mir und Gertrud geworden wäre, wenn sie nicht gegangen wäre. Ich fürchte selbst, nichts Glückliches. — Wie dem sei, ihr Entschluß kam aus ihren tiefsten inneren Gründen und der höchsten Liebessehnsucht nach Reinheit und wäre irgendwann einmal dennoch aufgestanden.

Regina, ich habe geglaubt, ich könnte das alles und mich selbst vergessen und mit dir wieder bei jener Zeit anfangen, zu der ich dir nachgegangen bin. Aber als du mich damals abgewiesen hast, das wird auch nicht bloß ein Zufall gewesen sein. Für uns beide war es jedenfalls entscheidend, daß du mich sogleich falsch eingeschätzt hast.

Soll ich mit dir einen Liebeshandel zu Ende führen und dann von dir gehen, wie die anderen, mit denen du es bisher zu tun gehabt hast? —

Manchmal habe ich mich nach dir gesehnt, Regina, vorhin noch, und in diesem Augenblick erst wird es mir ganz klar, daß es nicht sein darf. —

Was würden wir zwei gegenseitig aus uns machen? — Ach, ich fürchte, nichts Gutes. — Es gibt Teile, die sich nur langsam zerfressen, statt gleich eine neue Einheit einzugehen. —

Ich habe vorher auch an anderes gedacht. Denn alles ist möglich, weiß ich jetzt. — Ich habe überstürzt und als ein Narr gehandelt, wenn andere Leute es betrachten. Trotzdem scheint mir jede meiner Handlungen wie eine Schickung zu sein. Alles ist

aus meinem Leben und Wesen gekommen, und ich war gezwungen, so zu handeln, wie ich gehandelt habe, und ich bin mir klar, daß, wenn mein Weg nach oben gehen soll, ich weiter in diesen wichtigsten Angelegenheiten meines Innern diese blitzenden, leuchtenden Entscheidungen brauche, die das Leben der Welt fruchtbringend teilen und mich meinen Weg gehen lassen.

Und wenn ich das andere wählte, was du jetzt vielleicht willst, müßte ich mich tief vor dir beugen und dir keine Ruhe lassen und bitten und drängen, flehen und drohen, um etwas in dir zu erwecken, das ich begehre und liebe, und wüßte nicht einmal, ob meine Kraft dazu ausreicht und dein Wille dazu vorhanden ist.

Ich glaube, daß ich es könnte, und ich glaube, daß in dir der Wille dafür zu erwecken wäre, und viel in dir verborgen lebt, wenn nur mein Sinn nicht auch noch nach anderem stände!

Ich bin ein Mann und habe einen Beruf und Sehnen nach Arbeit und Kraftanstrengung, Wissen und Abenteuern. — Du wirst jemand besseren für dich finden, als ich es sein könnte, jemand, den nicht seine eigene schwierige Lage zwingt, einsam zu stehen, und der dich unbekümmert glücklich macht."

Als nun sein Strom versiegt war und die bleich und stumm Sitzende seinen Antwort erwartenden Blick fühlte, sagte sie leise: „Du kannst Gertrud nicht vergessen!"

„Wahrscheinlich", erwiderte er. „Nur das eine bitte ich dich, denke nicht schlecht von mir."

„Ich —?" sagte sie. „Du bist ja der beste Mensch, den ich kenne!"

„Und du denkst nicht, ich verließe dich wie die andern?" —

„Sie waren auch nicht schlecht! — Nur ich kann's den Menschen nicht recht machen. — Ich werde es jetzt doch einmal mit dem Singen versuchen. Da war einmal jemand, der mich studieren lassen wollte."

„Soll ich nicht versuchen, jemanden zu veranlassen, dir die Mittel zu geben?"

Hierzu schüttelte sie kräftig abwehrend den Kopf.

Darauf zog sie rasch wie immer Hut und Jacke an, zupfte zum letzten Male das Kleid über die Hüften und stand nun mit einem seltsamen Ausdruck im Gesicht vor ihm.

„Adieu", sagte sie und umarmte ihn und küßte ihn rasch auf den Mund.

Ihre Lippen zuckten dabei, und ihr Atem war heiß, wie von Tränen gesalzen.

Sie weinte jedoch nicht, als sie leichtgesenkten Hauptes die Türe durchschritt.

* * *

So geschah es, daß die zweite Frau, die ihn wohl auch liebte, von Hans Vogelsang ging.

Er war ehrlich genug, sich selbst zu sagen, daß es auch hier der Armen Schicksal gewesen war, fortgeschickt zu werden, nachdem sie gebraucht worden war. Aber er war ernst, als er hinzufügte, ich habe es ihr so wenig ersparen können, wie ich es mir ersparen konnte.

Lange grübelte er in das Dunkel der Nacht hinein, was das nur gewesen war, das ihn zu seinem Handeln gezwungen hatte. Die Folgen der einen Handlung hatte er verflucht und sich gescholten deswegen und hatte doch erst wieder Trost und sich selbst gefunden, als er dasselbe aufs neue getan.

„Wahrlich," schrieb er seiner Mutter in einem ausführlichen Briefe, „meine Maschine scheint doch keinen anderen Takt gehen zu können, als wie sie einmal angelegt ist. Das habe ich erfahren, und komme mir vor wie einer, der sich selbst erkannt hat, soweit man sich erkennen kann. — Da glaube ich, früher hätte man gesagt, mein Handeln käme von Gott. Aber ich denke, es kam aus meiner Not, und ist so zwingend für mich geworden wie Göttliches, denn ich beuge mich ihm und fühle mich stark dadurch."

Seine Mutter aber schrieb ihm zurück: „Komme heim, alles wartet auf dich. Ich wünsche nur, daß deine Maschine nie aus diesem Takt komme, dann ist sie imstande, für dich und andere Wertvolles zu leisten. Ich bin stolz auf dich, denn dein Handeln kommt aus dem Geistigen aller Menschen wie aus dir, und darum ist es göttlich, schwer und ewig."

Dante und Deutschland

Von

Hugo Elbertzhagen

I

Auf der Warte des Menschenlebens steht Dante als Türmer Lynceus: „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt." Sein scharfes Gesicht lehrt auch uns sehen, was in uns und in unseren Mitmenschen verborgen ist, lehrt uns Alle von Grund aus die Tiefen und Höhen des Menschengeistes erkennen, lehrt uns hinaufschauen zu den Sternen und zu dem, was über den Sternen ist. Glücklich die Augen, die durch ihn Sehen und Erkennen gelernt haben! Dieser Wert Dantes gibt ihm Stellung nicht nur für Florenz, nicht nur für Italien, nicht für die Romanen allein, er verbürgt ihm hochthronende Bedeutung für alle Zeit in der Weltliteratur. Es ist sicher nicht nur der Wahrnehmung, daß viele Stellen seiner „Göttlichen Komödie" dunkel seien, zu verdanken, daß bald nach seinem Tode öffentliche Erklärung für notwendig erachtet wurde, sondern wohl in eben so reichem Maße der Überzeugung, daß hier ewige, der Mit- und Nachwelt zum Heile gereichende Wahrheiten zu offenbaren seien. Die Mitwelt erweiterte sich immer mehr, im Laufe der Zeit wurde die ganze Kulturwelt daraus; sein hohes Lied von der mit den Flügeln der Liebe nach Gott trachtenden Seele ist in alle gebildeten Sprachen übersetzt, im Urtext weit über dreihundertmal gedruckt worden. Jetzt stehen wir in einer Zeit, die sich in ganz besonderer Weise dem großen Florentiner und seinem Werke zuwenden müßte, sich ihm auch zugewandt hat, wie freudig anerkannt werden darf. Namentlich bei uns Deutschen wird ein immer regeres und tieferes Interesse für ihn bemerkbar. Dies ist zu verstehen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß wir, wie man sagt, uns in einer

Zeit des Suchens befinden, des Suchens nach einer Weltanschauung, die unserem Leben neuen Inhalt gibt. Die Weltanschauung aber, mit welcher unser Suchen belohnt wird, ist die von der Poesie verklärte und mit ihr verbündete Religion, die Religion d e r Liebe, „die treibt die Sonne und die anderen Sterne". Über ein Jahrhundert ist es her, daß Schelling uns Dante als ihren „Hohenpriester" zeigte, der in diesem „Allerheiligsten stehend die ganze moderne Kunst für ihre Bestimmung einweiht".

Was uns Dante ist und sein soll, ist hiermit kurz angedeutet. So war es denn freudig zu begrüßen, als im Dezember v. J. in den Tageszeitungen ein von Adolf von Harnack unterzeichneter „Aufruf zur Feier des sechshundertjährigen Todestages Dantes" erklang. In ihm wird ausgeführt, daß im September d. J. in allen Ländern, soweit die europäische Kultur reicht, dieser Todestag gefeiert werden wird; das deutsche Volk werde sich von der Feier des Dichters, der „zehn christlichen Jahrhunderten eine Stimme gegeben habe", nicht ausschließen. Es heißt dann weiter: „Von Goethe angefangen haben die vornehmsten Geister seine tiefe Wirkung empfunden; zur Danteforschung, zur Deutung seines Werkes hat Deutschland eine große Zahl der besten Mitarbeiter gestellt; mehr als dreißig Übersetzungen bezeugen, welche Rolle die „Göttliche Komödie" im deutschen Geistesleben spielt. Und mehr als je scheint es in dieser Zeit geboten, dem sittlichen Ernst und der strengen Gerechtigkeitsliebe zu huldigen, die Dante verkörpert. Die dichterische Offenbarung des Menschengeistes in ihm richtet sich an alle Welt. Den Mann, der in düsterster Zeit, in Armut, Verbannung und Schmach an den höchsten Hoffnungen festhielt, zu feiern, ist ein Symbol." Hier ist viel gesagt. Abgesehen von der Betonung Dantes in der Weltliteratur entnehmen wir aus dem Aufruf seine Wirkung auf das deutsche Geistesleben, die Ausstrahlung des Menschengeistes auf die ganze Welt, und endlich die Hoffnung auch für uns, doch einmal aus der Zeit unserer tiefen Erniedrigung den Weg zu lichteren Höhen wieder zu finden. Da mit dem in Berlin gebildeten Festausschuß ein gleicher in Süddeutschland, der sich vorwiegend an die katholische Bevölkerung wendet, zusammengetreten ist, so rüstet sich ganz Deutschland zu dieser Dantefeier.

Man muß sich mit dem Gedanken wieder vertraut machen, daß das Heimatland Dantes ja stets das Ziel unserer Sehnsucht war. Die den Geist belebenden und erhebenden Schätze der Kunst jeglicher Art haben uns immer dorthin gezogen, wie auch aus Italien alljährlich die vornehmsten Geister zu uns gekommen sind, um inneren Austausch mit uns zu halten. Nicht zum mindesten ist es die Beschäftigung mit Dantes Leben und Werk, was diese Wirkung hervorbrachte. Dazu kommt dann noch ein ganz besonderes Moment: hochbedeutende italienische Forscher selbst, darunter Carducci, haben nachweisen zu können geglaubt, daß in der Familie des Dante Alighieri auch germanisches Blut pulsiere, so daß das Band zwischen Deutschland und Italien, das durch Dante geknüpft ist, nicht nur auf geistigem Gebiete besteht, sondern auch leiblichen Ursprung hat. So gehört Dante zu uns und wir zu ihm, und durch ihn gehören die Italiener zu uns und wir zu ihnen: dem Dante reicht Italien den Lorbeer, und Deutschland fügt diesem den Eichenkranz zu.

Vom Leben Dante Alighieris wissen wir nur wenig völlig Sicheres. Zu Florenz wurde er in guelfischer Familie, wie man allgemein annimmt, am 30. Mai 1265 geboren. In seinem neunten Lebensjahre sieht er die achtjährige Beatrice und empfängt von ihr einen wunderbar tiefen Eindruck. Später war er Soldat im Guelfenheere und kämpft dann mit Auszeichnung in der Schlacht bei Campaldino gegen die Ghibellinen. Als er fünfundzwanzig Jahre alt war, stirbt Beatrice, und er sucht nun Trost in geistiger Arbeit, vermählt sich im siebenundzwanzigsten Jahre, läßt sich in die Zunft der Ärzte und Apotheker aufnehmen, um stimm- und wahlfähig zu

werden. Dann wird er Mitglied des Rats von Florenz und im Jahre 1300 einer der Prioren der Stadt. Nach der im Jahre 1302 dort eingetretenen Schreckensherrschaft wird er aus politischen Gründen für alle Zeit aus Florenz verbannt, wandert ruhelos von einem Ort zum andern, lebt längere Zeit in Verona, endlich in Ravenna, wo er die „Commedia" vollendet. Von einer nach Venedig unternommenen kurzen Reise fiebernd zurückgekehrt, *stirbt er in der Nacht vom 13. zum 14. September 1321* in Ravenna und ruht nun dort für immer.

Dante ist der gedanken- und willensgewaltigste unter allen Dichtern; seine Geradheit, seine unbestechliche Wahrheitsliebe kennen keine Rücksichten; streng gegen sich selbst, ist er es auch gegen andere. Ein Mann von Vermittlung war Dante nicht; für Halbheiten und unentschiedene Standpunkte hatte er keinen Sinn und keine Geduld. Franz Xaver Kraus gibt am Schluß seines großen Dante-Werkes eine ausgezeichnete Charakteristik Dantes und seines Lebens:

„Zu stolz und weich, um glücklich je zu sein —
Zu stolz, um das Gemeine je zu schonen,
Zu weich, mit Liebe Liebe nicht zu lohnen,
So wandelt' Er, ein Fremdling, durch dies Land,
Gehaßt, geliebt, der Menge stets ein Rätsel!
Den Wenigen, die, was er war, geahnt,
Hat er den Weg zum Paradies gebahnt!"

Ein „Fremdling"? Ja, unendlich vielen ist er es, aber er soll es nicht bleiben, und dieses feiernde Jahr soll helfen, so steht zu hoffen, ihm neue begeisterte Anhänger zuzuführen!

Von den Werken Dantes steht obenan die „Commedia", dann folgen kleinere Werke: die „Vita nuova", die „Monarchie", eine lateinische Prosaschrift, das „Convivio", „De volgare eloquio" und verschiedene andere, auch solche, bei denen die Urheberschaft Dantes ungewiß ist. Die bedeutendste Schrift unter allen nach der „Commedia" ist „Das Neue Leben". Liebe, Liebe zu Beatrice, ist hier der Grundton. Je weiter der Mensch sich von der göttlichen Liebe entfernt, um so tiefer sinkt er in den Abgrund des Verderbens. Diese Liebe erscheint ihm in der Gestalt des reinsten holdseligen Weibes, der verklärten Geliebten, seiner Beatrice. Diese, nicht nur eine Idealgestalt, ist für ihn und uns ein Symbol. Am Schlusse heißt es: „So, wenn es der Wille dessen ist, durch den alle Dinge leben und sind, daß mein Leben noch einige Jahre währet, hoffe ich von ihr zu sagen, was noch nie von sterblicher Frau gesagt wurde." Diese Hoffnung ist ihm erfüllt worden: in der „Commedia", der „Göttlichen Komödie", hat er dieses Werk vollbracht. Der Beiname „divina" ist dem Gedicht zuerst von Boccaccio gegeben, und „commedia" ist es zum Unterschiede von der Tragödie deshalb genannt, weil es mit Ernstem anfängt und mit Frohem abschließt.

II

Sicherlich ist es gut und nützlich und als solches auch bald anerkannt worden, daß die Werke Dantes außer der „Commedia" auch durchforscht worden sind, denn alle liefern Material, um das Verständnis dieses großen Gedichts zu erhöhen und den Genuß daran im einzelnen zu vertiefen. Aber für die unmittelbare Wirkung Dantes auf das Innere des Menschen ist ihre Kenntnis nicht erforderlich. Man kann auch von Dante sagen, daß alles, was von ihm bekannt geworden, nur „Bruchstücke einer großen Confession" sind, die schließlich in der „Commedia" ihre Krone gefunden hat. Goethe spricht einmal von Freihandel der Begriffe und Gefühle, der das allgemeine Wohlsein der Menschen steigere; er sieht in ihm einen der wesentlichsten Werte der Weltliteratur. Die Menschheit gewinnt an diesem Wohlsein, wenn sie zu Dante aufblickt, der uns Begriffe und Gefühle übermittelt, die von ewigem Gehalt sind. Alle Religionen und Konfessionen schauen zu ihm auf, Protestanten, Katholiken, Juden,

Mohammedaner; ihnen allen leuchtet er ins Herz. Die Überzeugung bricht sich immer mehr Bahn, daß des bedeutenden italienischen Kommentators Dantes, Niccolò Tommaseos Wort: „Dante lesen ist eine Pflicht, ihn wieder lesen ein Bedürfnis, ihn empfinden und verstehen eine Vorahnung von Größe“ eine wahre Lehre enthält. Und so kann man unumwunden dem zustimmen, wenn Paul Pochhammer ihn den „kommenden Mann des zwanzigsten Jahrhunderts“ genannt hat.

Die weltgeschichtliche Bedeutung der „Göttlichen Komödie“, mag man sie nun in theologischer, philosophischer oder philologischer, in historischer oder kulturgeschichtlicher, in ästhetischer oder ethischer Beziehung suchen, steht durchaus fest und ist allseitig anerkannt. Ihr bleibender Wert für die Menschheit im allgemeinen liegt aber doch auf ästhetischem und ethischem Gebiet, was auch diejenigen in den Vordergrund stellen, die ihren Forschungen und Betrachtungen andere Beziehungen zugrunde legen. Aus dieser umfassenden Bedeutung Dantes folgt auch die verschiedenartige Beschäftigung in Deutschland mit ihm: die rein wissenschaftliche Arbeit, die Übersetzungen, Nachdichtungen und freien Bearbeitungen, sowie endlich die besondere deutsche Auffassung und Bewertung seines Werkes, Wesens und Wirkens. Franz Xaver Kraus, A. Scartazzini, Carl Witte, der Urheber der im Jahre 1865 zu Dresden gegründeten „Dante-Gesellschaft“, Fr. X. Wegele, Franz Hettinger, Carl Doßler sind die hervorragendsten Gelehrten, die hier Bedeutendes geleistet haben.

Bekannt sind mehr als dreißig deutsche Übersetzungen bzw. Bearbeitungen der „Göttlichen Komödie“, und zwar zum größten Teil solche, die das ganze Gedicht umfassen. Von Leberecht Bachenschwanz (1767) über Aug. Wilh. von Schlegel, Schelling, Kannegießer, Streckfuß, Philalethes (König Johann von Sachsen), Carl Witte, Kopisch, Gildemeister bis Alfred Bassermann und Richard Zoozmann geht die Reihe derer, die die „Göttliche Komödie“ übersetzt, bearbeitet und zum Teil erläutert haben. Zu ihnen ist dann noch Josef Kohler mit einer freien Nachdichtung der „Divina Commedia“ getreten, die er „Dantes heilige Reise“ genannt hat.

Die künstlerische Beschäftigung mit Dante ist bei uns in neuerer Zeit nicht besonders reichhaltig gewesen. Bekannter sind die der Übersetzung von Wilhelm Kriegar beigegebenen Voll-Illustrationen von Gustav Doré und die Zeichnungen von Franz Stassen zum „Dantekranz“ von Paul Pochhammer. Die deutsche Plastik ist nicht besonders durch Dante beeinflußt worden — ein deutsches Dante-Standbild fehlt zurzeit noch. Auch in musikalischer Hinsicht ist manches zu beklagen. Franz Liszt und Hans von Bülow haben zwar Kompositionen zur „Göttlichen Komödie“ den Deutschen geschenkt, aber eine Sammlung der herrlichen Sonette, Kanzonen und Balladen aus der „Vita nuova“ fehlt noch ganz.

Im Juli 1914 ist, ebenfalls wieder mit dem Sitze in Dresden, die „Neue Deutsche Dante-Gesellschaft“ gegründet worden, die die bedeutendsten Danteforscher zu ihren Mitgliedern zählt, und deren Zweck „die Pflege Dantes, die Erforschung seines Lebens, seiner Werke, seiner Zeit“ ist. Ob die Gesellschaft die Deutschen im allgemeinen immer mehr zu Dante hinführen wird, oder ob sie, wie die alte, seit langem ruhende Dante-Gesellschaft, auch nur allzu wissenschaftlichen Charakter tragen wird, muß sich noch zeigen.

Soweit dürfte die Befruchtung des deutschen Geistes durch Dante und seine „Göttliche Komödie“ gekennzeichnet sein. Es fragt sich nun, ob eine solche Befruchtung noch in anderer Beziehung hervorgetreten ist. Die deutschen Dichter sind in ihren Dichtungen nicht allzu viel durch Dante beeinflußt worden, wenn man nicht auf Goethe zurückgreifen will. Dieser hat an so manchen Stellen seines „Faust“ erkennbar auf Dante zurückgegriffen, an anderen Stellen läßt sich ein solches Zurückgreifen vermuten. Irgendeine Wirkung Dantes auf Schiller ist nicht bekannt, wenn sich

auch natürlich nicht leugnen läßt, daß bei ihm und bei Goethe, ja auch bei so manchem anderen deutschen Dichter Gedanken finden, die Danteschen Geist atmen, ohne daß jedoch bei ihnen nachgewiesen werden kann, daß die betreffenden Gedanken bewußt auf Dante zurückzuführen sind. Dante hat eben seit langem schon im deutschen Geistesleben eine hervorragende Rolle gespielt, und seine Stellung in der Weltliteratur hat daher jenen „Freihandel der Begriffe und Gefühle" hervorgerufen. Jetzt hat Friedrich Gundolf in seinem Werk „George" ausgeführt, daß Stefan George „in dem germanisch-romanischen Begründer der europäischen Dichtung, der zum letztenmal einen ganz durchseelten und ganz geschlossenen Kosmos wölbte, worin jedes Wesen seine menschliche Gebärde und seinen göttlichen Platz hat, in dem Wiedererwecker aller adligen und süßen Seelentöne, aller menschenbildenden und -ordnenden Leidenschaft, in dem Lober verschütteter Größe und dem Rufer der künftigen — in Dante das erhabene Gleichnis seines eigenen Berufs und bis ins Körperliche hinein der eigenen Art fand". George hat auch verschiedene Gesänge der Commedia übertragen.

Ganz selbstverständlich ist es, daß unsere Kanzelredner und Seelsorger aller Konfessionen bei ihren Amtshandlungen auf die „Göttliche Komödie" zurückgreifen. Wie Dante, der allerdings auch die Kirchenväter und Thomas von Aquino berücksichtigte, so stellte auch Luther die Heilige Schrift in den Vordergrund, wie Dante stand auch Luther nicht an, bei richtiger Gelegenheit dem Papst die von ihm erkannte Wahrheit zu sagen. Besonders sind es bei den Kanzelrednern und Seelsorgern namentlich die in der „Göttlichen Komödie" sich geltend machenden ethischen Werte, die immer wieder hervorgezogen werden. Hat Dante auch sein ethisches System im allgemeinen den Scholastikern entnommen, so ist doch nicht zu verkennen, daß er sämtliche politischen und ethischen Wertunterschiede, also das, was wir jetzt mit einem modernen Ausdruck „Tagesfragen" benennen, in rein ethische und rein religiöse umwandelt, wodurch er ihnen die denkbar allgemeinste Bedeutung gibt. Der wahre Inhalt der „Göttlichen Komödie" ist doch die Seelengeschichte der Menschheit, welche in Dante, dem die „Heilige Reise durch Hölle, Berg der Läuterung und Himmel" unternehmenden Dichter, verkörpert ist. Wer diese Reise durchs Leben auf falschen Wegen unternommen hat, wird in der Wanderung des Dichters eine Warnung und einen Wegweiser erhalten.

Auch im täglichen Verkehr, bei den verschiedensten Gelegenheiten, ja oft sogar, ohne daß man sich des Ursprungs eines gerade angewandten Wortes oder Satzes bewußt wird, der der „Göttlichen Komödie" entnommen ist, gebraucht man bei uns Worte und Sätze aus dieser. Man hört und liest auch oft im Verkehr in den verschiedensten Werken, Abhandlungen, Zeitschriften und Tageszeitungen Dante-Zitate im italienischen Text, am meisten wohl das Ende der Hölleninschrift im dritten Höllengesange: „Lasciate ogni speranza, voi ch' entrate!"

Es kann also mit großer Freude betont werden, daß in Deutschland die von Dante ausgehende Wirkung recht beträchtlich ist. Wir dürfen hoffen, daß in diesem Jahre der Feier, in welchem ja wieder auf diesen Großen hingewiesen werden wird, diese Wirkung immer noch bedeutender sich herausstellt *).

*) An Neuerscheinungen liegen vor: 1. Herman Hefele, Dante (Fr. Fromanns Verlag, H. Kurtz, Stuttgart); die Gestalt Dantes wird in ihrem innersten Sinn als bewegte geistige Einheit gefaßt; 2. Paul Pochhammer, gr. und kl. Ausgabe der „Göttlichen Komödie", 4. Auflage (B. G. Teubner, Leipzig); 3. Richard Zoozmann, Übertragung der „Göttlichen Komödie", 3. u. 4. Auflage (Herdersche Verlag, Freiburg i. Br.); 4. Max v. Boehn, die „Göttliche Komödie" in der Übersetzung von Carl Witte, mit Illustrationen nach Botticelli und anderen (Askanischer Verlag, Berlin). 5. K. Jakubczyk, Dantes Leben und Werke (wie zu 3).

III

„L'acqua che io prendo giammai non si corse", „Vor mir hat niemand diese Fahrt gemacht" — mit diesem Wort aus Dantes Paradiso (II, 7) darf füglich der die Arbeit Paul Pochhammers behandelnde Abschnitt eingeleitet werden, der sich um die Popularisierung Dantes in Deutschland wohl das größte Verdienst erworben hat. Ihm handelt es sich darum, für die Schöpfung des großen Florentiners sein deutsches Volk zu begeistern und zu gewinnen, wie er selbst dafür begeistert und gewonnen wurde. In diesem Jahre der großen Dantefeier würde er achtzig Jahre alt geworden sein. Es war ihm nicht vergönnt, bei diesen Feiern seine neue deutsche Dante-Auffassung zu vertreten.

Die Universität zu Breslau verlieh ihm zu Weihnachten 1906 die Würde eines „Doktors der Philosophie und Magisters der freien Künste" ehrenhalber, weil er „in Schrift und lebender Sprache den Deutschen den Zugang zu des Dante Alighieri mit göttlicher Weisheit erfülltem Gedicht erleichtert und, wagemutiger als seine Vorgänger, in den Geist des Dichters eindringend, dessen tiefe Gedanken erläuterte". Die „Göttliche Komödie" liegt in vier großen und vier kleinen Bearbeitungen in deutschen Stanzen vor. Fr. X. Kraus hatte einen großen Teil der Stanzen noch gelesen und seiner Freude über sie zu wiederholten Malen Ausdruck verliehen, wie er denn auch später in seinem großen Dante-Werk ausdrücklich betont, daß diese Bearbeitung zwar viel freier als die meisten vorhergehenden Übersetzungen mit dem Originaltext umgehe, sich dafür aber durch schöne Sprache und „hohe, den Sinn des Dichters stets treffende Auffassung auszeichne und ein wahrhaftes Kunstwerk darstelle, das in vollendetstem Maße geeignet erscheine, das Göttliche Gedicht in einer dem Genius der deutschen Poesie entsprechenden und uns Deutschen längst vertrauten Form weitesten Kreisen erst recht nahe zu bringen". Seine Lebensarbeit, der er unermüdlich nachging, bestand darin, daß er in zahlreichen Schriften, in seinen „Bearbeitungen der Göttlichen Komödie", in unzähligen Vorträgen in Universitäten, Hochschulen, Vereinen, in allen möglichen Städten, Dante als Dichter, Denker und künstlerischen Darsteller nicht nur verständlich, sondern auch unentbehrlich zu machen suchte, dadurch, daß die ewig gültigen religiösen und ethischen Werte, die in dem Menschheitsgedicht enthalten sind, immer und immer wieder eindringlichst vor die Seele der Leser und Hörer geführt wurden.

Pochhammers Bestreben, die „Commedia" als Dichtung und in ihrem Gehalt unmittelbar zur Wirkung zu bringen, ist von Erfolg gekrönt worden. In Dante sollen wir vor allem den Ethiker erkennen und uns so in ihn hineinleben, daß er uns ein immer vor unserem seelischen und geistigen Auge stehender Begleiter wird, an dem wir allezeit einen treuen und sicheren Halt finden, wie Dante selbst ihn an seinen Führern, Vergil und Beatrice, fand. Mit den Worten:

„Geht meinen Weg, so oft, wie ich, Ihr banat!
Träumt meinen Traum, wenn Ihr nach Glück verlangt!

drückt Pochhammer die Wirkung aus, die das „Göttliche Gedicht" auf ihn gehabt hat, und die es auch auf uns haben soll. Menschenwissen und Himmelssehnsucht, als solche erkennt er Vergil und Beatrice, geben uns tiefste Einblicke in die Menschennatur und lassen uns die geistigen, ethischen und religiösen Werte auffinden, die ein inneres Erleben und Erfassen unseres ganzen Seins in sich birgt. So sieht er in der Commedia die dichterische Lösung des Lebensproblems von ewiger Gültigkeit. Sein Gedanke ist, daß Dante in allen drei Teilen seines Gedichts das gleiche Prinzip, den „Parallelismus", walten läßt, indem er die sieben Sünden als die Basis nahm, auf der uns die Bewohner seiner drei Reiche gegenübertreten, und daß wir so in der Hölle diejenigen sehen, die den Sünden erlegen sind, auf dem Berge der Läuterung die Kämpfer gegen die Sünden, endlich im Himmel die Sieger über sie. Dante wird so

als ein wahrer Erzieher des Menschengeschlechts und als ein wahrer Lehrer irdischen Glücks vor Augen geführt, denn vom irdischen Paradiese, wo er in seiner Vision erwacht, werden uns die Lehren gegeben, die darin gipfeln, daß die Glückseligkeit dieses Lebens im Wirken der eigenen Tugend besteht, und daß diese Glückseligkeit selbst als „irdisches Paradies" empfunden werden soll. Pochhammer ist unausgesetzt bemüht gewesen, die beiden großen Menschheitsdichtungen, die „Göttliche Komödie" und den „Faust", in Vergleich zu setzen.

Künstlerische Darstellung ist die Verwertung von Mitteln der Kunst, um den gewollten Gedanken zum richtigen Ausdruck zu bringen, und zwar von Mitteln jeder Art von Kunst. Daß Dante sich dieser bedient hat, hat Pochhammer nachgewiesen und dabei namentlich auf die Verwertung des Symbols sowie die innere Übereinstimmung der Struktur der drei Hauptteile der „Göttlichen Komödie" aufmerksam gemacht. Vergil und Beatrice sind Symbole, in ihnen wird „im Besonderen das Allgemeine geschaut". Gewiß ist schon früher die gleichzeitige Idealität und Realität dieser beiden Hauptgestalten betont worden, aber wohl noch von keinem so, wie von Pochhammer, der wiederholt ausdrücklich auf die Wirklichkeit Vergils und Beatrices hinweist, wie denn z. B. die Jugendgeliebte als leibhaftiges Bild Dante entgegentritt.

Das geistige Band, das die Teile, Gesänge, Verse, Figuren zusammenhält, fand Pochhammer in dem architektonischen Aufbau des ganzen Gedichts, das er daher auch als ein „architektonisches Kunstwerk" betrachtet wissen will. Er sagt, daß Dante für das Auge gearbeitet habe, Dante, dem selbst, wie auch Goethe, durch das Auge das Wissen, das Erkennen kam, der selbst nur das glaubt, was er sehen konnte: „Ma io nol vidi, né credo che sia" (Inf. XX, V. 18). So werden wir auch schließlich nur das glauben, was uns Dante in seiner Dichtung schauen läßt — dies ist die wesentlichste Lehre Pochhammers. Pochhammer war, wie Ernst von Wildenbruch ihn nannte, der geborene Rhapsode; im lebendigen Wort wußte er seine Zuhörer zu begeistern und seinem Dichter zuzuführen. Er trat dann wirklich als „Priester einer Dante-Botschaft", wie er sich gern bezeichnete, vor uns hin, einer Botschaft, die auch dahin geht, daß die konfessionellen Gegensätze in Dantes Reich keinen Platz haben, wo Heiden, Juden und Christen im Auge des Jupiter-Adlers vereint sind, und in der Himmelsrose auch die Seligen des alten Bundes thronen.

IV

„Leva, lettor, meco la vista", „Erhebt den Blick, sucht es mit mir zu schauen!" ruft uns Dante zu. Wir schauen auf und erblicken ein Bild von unsagbarer Schönheit, ein Triptychon, wie es ergreifender nicht gedacht werden kann; in diesem Dreibild treten Dantes göttliche drei Lieder uns vor die Augen. Der Menschheit ganzer Jammer, aber auch ihr ganzes Glück und ihre ganze Seligkeit erfaßt uns. Wir erblicken eine künstlerische Darstellung der Menschheit mit all ihrer Not und Qual, mit all ihrem inneren Drange, ihrer Sehnsucht, dieser Pein zu entrinnen, mit all ihrem Streben nach Besserung und Entsühnung von eigener Schuld, mit allem hierdurch gewonnenen Glück, mit aller ihr verheißenen Seligkeit. Wenn wir unsere Blicke vom linken Bilde über den Mittelteil hinweg zum rechten Flügelbilde dieses Triptychons haben schweifen lassen, gewinnen wir diesen Eindruck, erkennen indessen noch etwas anderes: je länger wir hinschauen, um so deutlicher wird es uns, daß diese Menschheit jeder einzelne von uns selbst ist, und daß wir selber die Wanderung, die wir in dem Bilde vor sich gehen sehen, unternehmen. Auf dem linken Flügel starrt uns ein immer steiler abfallender Abgrund entgegen, finster und grausig, hin und wieder von Feuer durchglüht; auf dem Mittelbilde erblicken wir einen allmählich

sanfter aufsteigenden hohen, nach oben hin immer heller werdenden Berg, der von einem lichtdurchfluteten Blumenhain gekrönt ist, über dessen höchstem Wunderbaum ein Adler schwebt; der rechte Flügel zeigt uns den strahlenden Himmel mit den Planeten, dem Monde und unzähligen Sonnen, darüber eine weiße Rose und noch höher, über auf- und niedersteigenden Engeln, in unendlicher Klarheit, den dreieinigen Gott. Und so trüb auch der Beginn unserer Wanderung ist, wir fühlen das Verlangen in uns, sie doch zu unternehmen, da uns als Ziel winkt das vom Himmel herabgeholte Glück, die dort geschaute Seligkeit. In allen Gegenden des Berges und des Himmels aber, die wir durcheilen, erkennen wir schrittweise vorher schon in gleicher Höhe, doch in anderer Beleuchtung Geschautes wieder.

Unsere Blicke nach links wendend, gewahren wir uns, in Zweifel und Zerknirschung gefangen, aber mit der Sehnsucht nach Licht und Erlösung von aller Pein. Angeregt durch diese Sehnsucht, leitet uns unser Verstand und weist uns in die Tiefe. Wenn wir stufenweise erkannt haben, welcher Sünde der Mensch fähig ist, erst dann können wir den Weg zu den lichteren Höhen finden, die wir ersehnen. Der Weg geht durch Unmaß, Gewalt und Trug. Zuerst sind es die Schwachheitssünden — Sinnenlust, Schlemmerei, Geiz und Verschwendung — dann die Trägheit zum Guten im Tat- und Geistesleben, mit dem schlimmsten Fehl der Gottlosigkeit — die wir in ihren grausigsten Äußerungen und aller ihrer durch den Verstand erkannten Seelenpein erblicken. Wir sehen Franzeska und Paolo, in sündiger Liebe miteinander verbunden, im Winde dahergetrieben, wir sehen Fortuna, aller Güter Herrin, in sich selig, von Ort zu Ort eilend, wir hören die Höllenströme schauerlich erbrausen und müssen sie überschreiten, und wir kommen zur Gewalttat, deren Quelle der Zorn ist, Gewalt gegen den Nächsten, gegen sich selbst, gegen Gott. Doch nun geht's schnell hinab, kein Weg, kein Steg; Geryon, der Drache, trägt uns in rasender Eile hinunter, zur schlimmsten Sünde, zum Trug. Sind wir erst einmal der Gewalttat anheimgefallen, so geht's immer schneller unaufhaltsam tiefer. Trug aus Scheelsucht, Trug mit Vertrauensbruch, Verrat gegen Verwandte, gegen selbstgewählte Freunde, gegen Wohltäter. Wir sehen Ugolino im Hungerturm mit seinen Kindern den Tod erleiden, wir sehen Judas Ischariot, von Luzifer zerfleischt. „Der Hölle Graus, wir haben ihn gesehen." Aber mit unserem Verstande bezwingen wir das Laster, überwinden wir den Satan und klimmen nun an ihm hinauf.

Wie schön ist der im zweiten Bilde sich uns darbietende Anblick! „Des morgenländ'schen Saphirs heitere Bläue umgibt uns rings, soweit das Auge reicht!" Dämmerung weicht bald der strahlenden Sonne. Wir sind am Meeresstrande und sehen die sanft gekräuselten Wellen im Licht flimmern. Der alte Hüter des Berges, Cato, im wallenden Bart, bedeutet uns, daß wir, in vollster Willensfreiheit, wie die eigene Vernunft es uns gebietet, nun zum Berge eilen und ihn erklimmen werden. Hart und steil ist der Weg, den wir vor uns sehen, doch es gilt nach oben zu kommen. Wir sehen, je weiter wir hinaufsteigen, im anderen Lichte, nur in umgekehrter Folge, das was wir soeben im ersten Bilde geschaut. Hinabgestiegen sind wir vom leichteren zum schlimmsten Fehl, nun müssen wir zuerst die schlimmste Sünde bekämpfen, bis uns im Hinaufsteigen der Kampf gegen die leichtere Sünde auf den immer sanfter sich erhebenden Abhängen des Berges mit allmählich geringerer Mühe gelingt. Wir besiegen den Hochmut, das falsche Sehen, den Zorn, wir bemühen uns um Einsicht und Tatkraft, um die Trägheit zu bekämpfen, wir überwinden Geiz und Verschwendung, die Schlemmerei, die Flamme der Sinnenlust. Noch wenige Schritte nach oben, zum Gipfel! Und alle die herrlichen Bilder, die wir bisher erblickten: der weiße Engel, der, des Meeres Wogen mit seinem Lichte erzittern machend, die Scharen der erlösten Seelen zum Berge führt, die Büßer mit dem Paternoster-Psalm, und endlich ein sich uns zugesellender zweiter Führer, der das christliche Denken in uns senkt. Jetzt

erst sagt uns die Vernunft, daß wir mit unserem Verstande nun nichts mehr erreichen können; von nun an wird die Himmelssehnsucht den rechten Weg weisen. Wir betreten den „Gotteswald", und eine blumenpflückende Jungfrau macht uns klar, daß wir ein fröhliches, nicht kopfhängerisches Christentum unser nennen sollen. Die Himmelssehnsucht, die uns hinanzog, erscheint vor uns; im reinen Tau aus Lethes Flut gebadet empfangen wir Entsühnung von unserer Schuld und sind nun bereit zu höherem Fluge.

Das dritte Bild zeigt uns der Erde entrückt. Im unermeßlichen Weltenraum fliegen wir aufwärts von Planet zu Planet bis zur Sonne, über sie hinweg wieder zu Planeten, bis wir endlich zu den Fixsternen, dann zum Kristallhimmel gelangen, wo der Seraph durch neun Chöre tätiger Engel die Sphären des Himmels in ewiger Bewegung hält. Immer weiter geht unser Flug, wir erblicken eine herrliche, weiße Rose, und, nachdem wir wieder einen Chor schwebender Engel durchflogen, schauen wir im fernsten Unendlichen die unbewegliche Dreieinigkeit. Wir waren im Himmel der Seligen, die aus der weißen Himmelsrose hinabgestiegen sind, um auf den Planeten, auf dem Monde und der Sonne, uns zu belehren, wie sie, durch die göttliche Gnadenwahl dazu auserlesen, auch wieder vom schwersten zum leichtesten Siege emporgestiegen sind. Wir erkennen auf jeder Himmelsstufe die Tugend, die aus der Bezwingung des entsprechenden Lasters hervorgeht. Der Adler des Jupiters fliegt vor unseren Augen auf und lehrt uns die Toleranz, wir hören das Gebet des Heiligen, schauen die Herrlichkeit Gottes, zu dem unsere Himmelssehnsucht uns geleitet hat, und — erwachen! Wir haben auf unserer Wanderung, an ihrem Ziele gelernt, wie wir unser Leben zu gestalten haben, um schon hienieden glücklich zu sein.

Dieses Bild hat uns Dante vor Augen gestellt. Das Inferno dunkel und grauenvoll, der Berg der Läuterung allmählich lichter und stiller werdend, bis auf seinen Anhöhen eine immer größere Farbenfülle sich entfaltet, das himmlische Paradies in strahlender Pracht, eine wahre Sphärenmusik. Durch die Abgründe der Hölle über das Purgatorio bis zum Paradies sind wir gewandert und, als wir der Erde entrückt waren, geflogen, immer höher hinauf, bis zum Anschauen der Gottheit selbst. Ein jeder von uns kann jetzt bekennen:

. . . . . „nun fühl' ich,
Daß meine Seele mit dem Seraph kreist,
Von dem ich, täglich neu, die Liebe lerne,
Die treibt die Sonne und die andern Sterne."

Die Briefe Franz Marcs

Am 4. März 1916 fiel der Maler Franz Marc, der seit Kriegsbeginn als Artillerist, zuletzt als Offizier im Westen stand. Schon im ersten Kriegsjahre schrieb er ein paar Betrachtungen über den Krieg, seinen Sinn und den Sinn der Zeit, die noch heute zu den tiefsten und aufschlußreichsten Äußerungen aus jenen Tagen gehören. Jetzt haben Freunde und Angehörige Marcs Briefe gesammelt, das letzte Skizzenbuch des Toten in Lichtdruckwiedergabe als zweiten Band dazu getan und das Ganze in zwei schlichten, durch das Faksimile der Skizzen nur leider etwas teuer geratenen Bänden herausgegeben *). Und haben damit

*) Franz Marc: Briefe, Aufzeichnungen und Aphorismen. Zwei Bände. Berlin 1920, Paul Cassirer.

unsern Besitz an bleibenden Dokumenten dieser Zeit um eines der wertvollsten Stücke bereichert.

Unter den Aufzeichnungen, die den Band beschließen, findet sich eine, die lautet:

„Im großen Krieg stand in irgendeiner Stunde und Sekunde jedes Herz einmal, ein kleines einziges Mal ganz still, um dann mit leisem neuen Pochen wieder langsam aufzuhämmern, der Zukunft entgegen.

Das war die heimliche Todesstunde der alten Zeit.

Was ist uns heute von allem, was in unserm Rücken liegt, noch heilig?

Niemand, niemand kann von nun an über die Blutlache des Krieges hinweg nach rückwärts und aus dem Rückwärts leben."

Dieses Wort ist sehr schön, und das Erlebnis, das dahinter liegt, ist in der Seele eines sehr feinen, sehr fühlenden Menschen geschehen. Es hat seinen guten Sinn; aber es wird durch diese Briefe letzten Endes doch etwas widerlegt. Insofern, als der Mann, der sie schrieb, schon vor diesem Erlebnis, vor dem Kriege mit vorsichtiger Klarheit der Zukunft entgegenging, schon damals mit der alten Zeit nichts mehr zu tun hatte — und im Kriege derselbe blieb. Gerade diese Briefe Franz Marcs aus dem Felde zeigen, daß die große Katastrophe am Geistigen im Grunde nichts ändern konnte. Sie setzen das Werk des Malers fort, formulieren Gefühltes, das er sonst gemalt hätte, im Begrifflichen — und geben als Ganzes ein Bild vom inneren Sein und Wollen der Generation, der Marc angehörte, wie wir es in dieser Klarheit und Reinheit noch nicht besaßen.

Die Briefe Marcs schließen sich unmittelbar den Briefen Vincent van Goghs an. Man soll sie nicht vergleichen: die zwei dicken Briefbände des Holländers würden die 100 Seiten der Marcschen Aufzeichnungen schon rein quantitativ erdrücken. Aber wer den Weg von den Anfängen des heutigen Kunstwollens bei van Gogh bis zu der Generation von 1880, der auch Marc angehörte, ermessen will, der braucht nur einmal nach Vincents kunsttheoretischen Sendschreiben an Theo die kurzen andeutenden Sätze Franz Marcs an seine Frau zu lesen, um Weg und Wandel der Zeit mit einer Klarheit zu sehen, wie kaum sonst anderswo. Und er wird sie zugleich mit derselben menschlich eindringlichen Kraft erleben wie dort.

Denn das ist das Schöne an den Äußerungen dieses Lebens: daß sie getragen sind von einer aufrechten, geraden Männlichkeit. Dieser Maler, dessen Bilder wohl niemand Zeitgemäßheit und feinfühliges Differenziertsein in allem Geistigen wird absprechen wollen, zeigt sich in diesen Briefen als ein Mann von einem ebenso starken und aufrechten, wie zarten und menschlich feinen Gefühl. In diesen Briefen ist nichts literarisch: der sie schrieb, wollte bei allem hohen Glauben an seine Berufung keine Sonderstellung für sich, er will sich nirgends aus dem allgemeinen Schicksal des Volkes, zu dem er gehört, herauslösen, sondern männlich-sachlich erledigen, was Zeit und Schicksal allen auferlegt haben. Mit der zartesten Sorge umgibt er nicht nur die Frau, an die die Briefe gerichtet sind — er erkundigt sich mit einer wunderlich rührenden Liebe immer wieder nach seinen Tieren, nach dem Reh, nach den Hunden, gibt Anweisungen, wie man sie behandeln soll, wenn sie krank sind — ohne Sentimentalität, nur aus lebendigem Gefühl heraus. Für sich selbst aber und seine Situation begnügt er sich mit kurzen Worten: er klagt nie, bei aller Sehnsucht nach seiner Malerei, er entrüstet sich nicht pazifistisch, tobt nicht international, er ist ganz sachlich und männlich ein Deutscher im Kriege, der das Notwendige aus freier Wahl erledigt. Nach dem, was an nachkriegerischer Kriegs- und Revolutionsliteratur über uns niedergegangen ist, sind diese Briefe eine wahre Wohltat.

Sie beginnen im September 1914. Der ganze unvergeßliche Elan der Zeitstimmung von damals ist darin — und das seltsam Bedeutungsvolle, was alle Dinge und Ereignisse hatten. Er fühlt sich so wohl, als wäre er immer Soldat gewesen,

erklärt, mehr Deutscher geworden zu sein denn je, und ist froh, dabei zu sein, weil er ganz genau weiß, daß nur die die Zeit wirklich mitgelebt haben, die dabei waren. Daneben aber schreibt er: „Ich fühle den Geist, der hinter den Schlachten, hinter jeder Kugel schwebt, so stark, daß das Realistische, Materielle ganz verschwindet. Schlachten, Verwundungen, Bewegungen wirken alle so mystisch, unwirklich, als ob sie etwas ganz anderes bedeuteten als ihre Namen sagen, nur ist alles noch von einer grauenvollen Stummheit, chiffriert — oder meine Ohren sind taub, übertäubt vom Lärm, um die wahre Sprache dieser Dinge heute schon herauszuhören." Er geht den neuen religiösen Gedanken nach — und ist entzückt, als er einmal in Schlettstadt ein paar Postkarten mit einem alten Straßburger Meisterbild entdeckt. Er stellt die dargestellte Auferstehung über Grünewald; denn „das Pathetische des Vorgangs ist keusch verhalten; man liest das große Ereignis zwischen den Zeilen. Das Ungesagte wird im Beschauer zum Wort". Und zu Weihnachten in der Wachtstube in Mühlhausen findet er die klarste Deutung des Sinnes der heutigen Kunst, der ich bis jetzt begegnet bin: „Ich beginne immer mehr hinter oder besser gesagt, durch die Dinge zu sehen, ein Dahinter, das die Dinge mit ihrem Schein eher verbergen, meist raffiniert verbergen, indem sie den Menschen etwas ganz anderes vortäuschen, als was sie tatsächlich bergen. Physikalisch ist es ja eine alte Geschichte: wir wissen heute, was Wärme ist, Schall und Schwere — wenigstens haben wir eine zweite Deutung, die wissenschaftliche. Ich bin überzeugt, daß hinter dieser noch wieder eine und viele liegen. Aber diese zweite Deutung hat den menschlichen Geist mächtig verwandelt, die größte Typusveränderung, die wir bis jetzt erlebt haben. Die Kunst geht unweigerlich denselben Gang, freilich auf ihre Art; und diese Art zu finden, das ist das Problem, unser Problem."

Je länger der Krieg dauert, desto mehr verebbt natürlich die bewegte Stimmung des Anfangs. Aber Marc klagt auch jetzt nicht: er sieht, daß es jetzt für den Einzelnen wie für das Ganze heißt: Ausdauer ist alles! Er nimmt, was kommt, trägt die Last, ohne sich zu bäumen. Es kommt ein wenig von der Zuschauerstimmung auf, die wir alle kennen, wie denn überhaupt der ganze Reigen der eigenen Erlebnisse schattenhaft noch einmal vorüber zieht. Aber es bleibt immer der Instinkt für die grauenvolle Größe des Erlebten. „Lieber Blut als ewig schwindeln: der Krieg ist ebenso sehr Sühne als selbstgewolltes Opfer, dem sich Europa unterworfen hat, um „ins Reine" zu kommen mit sich. Alles, was drum und dran ist, ist gänzlich äußerlich und häßlich; aber die hinausziehenden und die sterbenden Krieger sind nicht häßlich!" Von dem primitiven Rationalismus der Pazifisten und Internationalen war dieser Maler meilenweit entfernt — eben weil er ein Mensch von heute und morgen und nicht von vorgestern war.

Dafür wachsen die Auseinandersetzungen über sein eigenstes Lebensgebiet, die Kunst. Mit zuweilen fast erschreckender Klarheit formuliert er Aufgaben, Gestalten, sich selber. Es ist wohl wirklich so, wie er es einmal ausdrückt: „Ich bin glücklich, die schmerzliche Melancholie jener Jahre überwunden zu haben; damals stand wirklich das dumme Ich im Mittelpunkt aller Gefühle — heute hat das Ich zu horchen und wach zu sein, ohne Selbstansprüche." Er lebt drei Leben nebeneinander; das des Soldaten, das nur Traumhandlung für ihn ist; dann das wachere Leben seines Sehens und Denkens, Lesens und Schreibens — und schließlich das dritte eigentliche, „das unbewußte Wachsen und Gehen nach einem Ziel". Er ist „der gute Soldat wider Willen" — und hält als dieser durch. „Es kann mir gar nichts geschehen, was mir nicht notwendig geschehen muß. Es gibt keinen dummen Tod oder ein dummes Unglück oder Glück." Zuweilen setzt er sich mit einem Menschen auseinander, mit Tolstoi, mit Hauptmann und dem Emanuel Quint: dann formuliert er das Wesen irgendeines Freundes, die Art Gleichstrebender, wie Klee, Kandinsky,

Macke mit ein paar schlagenden, knappen Sätzen, umschreibt bei der Nachricht vom Tode August Stramms dessen Wesen auf zehn Zeilen, wie es keine zünftige Kritik besser könnte. Eine ganz große Bewußtheit erhellt dieses Leben — man hat zuweilen den Eindruck, die Welt Franz Marcs vor sich zu sehen, klar, transparent, von Linien durchkurvt wie seine Bilder. Darunter aber gleitet stumm tragend das dritte, das eigentliche Leben, das er nur im Bilde, im Werk, nicht im Wort gestalten konnte.

Er hat im Felde allerhand gezeichnet — der zweite Band dieses Werks zeigt es. Es ist vieles fein; das ganze wirkt doch eingeengt, gebunden. Als ob der Mensch der Kunst doch eben nur den dritten Teil der gesamten Lebensenergie des Menschen Franz Marc bekam, weil der jetzt nach drei Richtungen leben mußte, statt nach einer. Als Pietätsdenkmal ist dieses Skizzenbuch berechtigt; über das eigentliche Wesen des Malers Marc sagt es nur wenig.

Und dann ist er gefallen. „Ich fühl mich gut und geb sehr acht auf mich", heißt es am Ende des letzten Briefes. Es hat ihm nichts geholfen — das Schicksal riß ihn mit fort. Der Verlust für uns ist hart und bitter: wenn man aber diese Briefe liest — so wird auch dieses Geschick für ihn selber, für das Bild seines Lebens fast sinnvoll. Das reine Opfer eines geistigen Lebens an das Leben selber ist selten so schön dargebracht wie hier. Das Bild des Menschen Franz Marc, wie es hier aufsteigt aus diesen Blättern, gehört unvergeßlich neben seine schönsten Bilder. Und wird klärend wirken wie diese.

Zum Schluß nur noch eins: Wenn, wie zu erwarten ist, eine zweite Auflage der Briefe notwendig wird, sollte man sie etwas erweitern. Man sollte ruhig die Aufsätze in den Band aufnehmen, die Marc 1914 über den Krieg geschrieben hat (sie erschienen im Feuilleton der „Dossischen Zeitung"); man sollte auch seine Beiträge im kleinen „Pan" wieder ans Licht ziehen. Und vielleicht hat der eine oder der andere der Freunde auch noch Briefe, die der Veröffentlichung wert sind. Man tue sie ruhig hinzu und verkaufe dann den Textband allein, billiger, damit möglichst viele der heute jungen Maler sich diese Briefe kaufen können. Neben denen van Goghs gehören sie, wie gesagt, nicht nur zu den schönsten, sondern, was für uns fast noch bedeutsamer ist, zu den aufschlußreichsten. Und Klarheit brauchen wir mehr als alles andere. Fechter.

Voltaires Anteil am Text der Zauberflöte

Eine Frage

Von

Anton Bettelheim

Josephiner der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert deuteten die Personen der Zauberflöte politisch: die Königin der Nacht als Reaktion, Tamino das Volk, Pamina die Freiheit, die stets die Tochter des Despotismus ist, die Priester des Sarastro die Nationalversammlung, Monostatos die Emigranten usw. Ein jüngerer kenntnisreicher Germanist Max Pirker wandelt in seinem 1920 veröffentlichten Büchlein „Die Zauberflöte" (Wien, Wiener Literarische Anstalt) andere, modernste Wege. „Weltbarock" und „Mystik", Nadlers auf Stammespsychologie gebaute Literaturforschung und Enzingers Quellenstudien über die

Wiener Bühne der letzten Jahrhunderte geben ihm und seinen Lesern — schwerlich von Mozart und gewiß nicht von Schikaneder geahnte — Fern- und Tiefblicke in Vergangenheit und Zukunft. Und enthusiastische Vorliebe für E. T. A. Hoffmann und Hugo von Hofmannsthal, in dessen „Ariadne auf Naxos" und „Frau ohne Schatten" er Steigerungen und Vollendungen der Mozartschen Märchenoper erkennen und anerkennen möchte, gipfelt in Hymnen „auf die alte und neue Zauberflöte", „Mozart brüderlich vereint mit dem großen Stammesgenossen aus altem Bayernblut, Richard Strauß".

Nüchterne Naturen sahen die Dinge einfacher, und Eduard von Bauernfeld, unter dessen Ahnen ein Theatersozius Schikaneders sich befindet, meint in seinen Skizzen aus Alt- und Neu-Wien, das Textbuch des vielgewandten Theaterdirektors — den Pirker den Reinhardt seiner Epoche nennt — sei aus seinen finanziellen Verlegenheiten zu erklären. Dazu habe er in Mozart den musikalischen Retter aus der Not gesucht und gefunden. In welche reine Höhenluft Mozart wie zuvor Beaumarchais' Hochzeit des Figaro und das von Da Ponte geschickt in ein Libretto gewandelte romanische Don-Juan-Stück auch die Zauberflöte gehoben, weiß die Welt. Sein Herz schlug für die verbrüdernden Gedanken des Zeitalters der Humanität; er war nicht, wozu Moritz von Schwind ihn in der Loggia der Wiener Hofoper ausersah, das leibhaftige Urbild Papagenos. Mozart stellte, wie das Priesterwort der Zauberflöte über Tamino, die Würde des Menschen über die fürstliche Abkunft eines Prinzen.

Daß und wieweit Schikaneder in den freimaurerischen Motiven der Zauberflöte selbst bewußt den Zeitideen entgegenkam, haben von Sonnleithner bis Otto Jahn und die Jüngsten viele Forscher festzustellen gesucht. Die Monographie Komorzinskys über den alten Lyranten, den vielgewanderten, in den unterschiedlichsten theatralischen Gattungen (Ritterstück; mundartliches Volksstück; Tier- und Spektakelkomödie; Zaubermärchen usw.) dem Modegeschmack dienenden Bühnenpraktikus, hat mit anderen neueren Kritikern den Anteil Giesekes an dem Textbuch der Zauberflöte, meines Dafürhaltens mit nicht zulänglichen Gründen, allzu sehr eingeschränkt. Vergessen wir nicht, daß Giesecke, späterhin ein bedeutender, hochangesehener Naturforscher, dessen Leistungen mit seltenen wissenschaftlichen und künstlerischen Auszeichnungen in Deutschland, Österreich, England bedacht wurden (Näheres berichtet Gümbel im Giesecke-Artikel der A. D. B.), nach dem unbedingt glaubwürdigen Zeugnis des Operndirektors Cornet in dessen gedruckten Denkwürdigkeiten sich 1818 bei seiner Anwesenheit in Wien aus freien Stücken berühmte, an der Zauberflöte entscheidend mitgeschaffen zu haben. Fragt man, wer die verschiedenen, von Sonnleithner, Jahn und Dent aufgedeckten Quellen des Textes erschlossen habe, dann wird die Antwort nicht ohne weiteres auf Schikaneder als Urheber dieser Auslese weisen, vielmehr die Möglichkeit ins Auge fassen, daß Giesecke oder sonstige Kenner mitratend und mittätig eingegriffen haben *). Ausgiebige Anleihen des nach Alt-Ägypten führenden Romans „Sethos" von dem Akademiker Abbé Terrasson sind der „Zauberflöte" längst, mindestens in Einzelheiten nachgewiesen worden. Besonderer Untersuchung bleibt es wert, ob und wie dieses Buch auf Voltaire gewirkt hat?

Pirker gedenkt (S. 49 ff.) meiner gesprächsweisen Äußerung, daß Voltaires Opern-Libretto Tanis et Zélide ou les Rois pasteurs auffallende Ähnlichkeit mit manchen Situationen und Grundgedanken der „Zauberflöte" zeigt. Meines Wissens

*) Diese Zeilen waren gesetzt, als mir im August-Heft 1920 der Salzburger „Mozarteums-Mitteilungen" der Aufsatz Karl Ludwig Giesekes als Gelegenheitsdichter von Dr. Emil Karl Blümml vor Augen kam, der gleichfalls Komorzinskys Beweis „weder lückenlos, noch endgültig" nennt.

ist dieses erst in Beaumarchais' Kehler Voltaire-Ausgabe als Nachlaßwerk veröffentlichte Opernbuch, abgesehen von La Harpes Cours de littérature, nirgends beachtet worden. In der Kehler Voltaire-Ausgabe besagt das Vorwort, Tanis et Zélide stamme schon aus dem Jahre 1734. Dank der Beuchotschen Voltaire-Ausgabe läßt sich beweisen, daß Voltaire Terrassons Roman Sethos gekannt hat. Anfangs las er das Buch geringschätzig: in zynisch unflätigen, Terrassons Lebenswandel im Lupanar verunglimpfenden Spottversen höhnt er dessen in Wirklichkeit und Kunst gleicherweise stumpfe, fühllose Art. Später nimmt er dieses Urteil einigermaßen zurück, ja, Voltaire steht nicht an, die Charakteristik einer ägyptischen Herrscherin über eine der meistgerühmten Leichenreden Bossuets zu stellen. Weshalb Voltaire sein Textbuch, das die Begründung des Isis- und Osiriskultus in Ägypten behandelt, mehr als 40 Jahre liegen ließ und erst 1778 zum Triumphzug seiner letzten Reise nach Paris mitnahm, wissen wir nicht. Der Tragödiendichter, dessen Zaire, Alzire, Orphelin de la Chine trotz Lessing die Bühnen beherrschten, Friedrich den Großen wie den jungen Jean Jacques begeisterten, war kein Lustspiel- und Rührstück-Schreiber von dauernden Erfolgen; seine Versuche auf dem Gebiet der Oper, als deren meisterhaftesten Textdichter er nicht müde wurde, Quinault zu verherrlichen, zählen noch weniger. Mag sein, daß er als Greis für Tanis et Zélide den siegreichen Tonsetzer in der Apotheose der Hauptstadt zu gewinnen verhoffte, den er bis dahin trotz aller Beziehungen zu Rameau und Grétry nicht hatte gewinnen können.

Die Vorrede von Tanis und Zélide beruft sich (statt auf den mit Schweigen übergangenen Terrasson) auf Strabo als Gewährsmann. Tatsächlich ist die Liebesgeschichte der Königstochter Zélide und ihres tapferen Beschützers, des Schäfers Tanis, der, von Isis und Osiris beschirmt, zuletzt als ihr Sendling fürstengleich anerkannt wird, verflochten mit dem Kampf der neuen Lichtgötter gegen die Tyrannei der Finsterlinge von Memphis. Analogien mit Vorgängen der Zauberflöte erstrecken sich bis auf Feuer- und Wasserprobe. Hier fehlt der Raum, das einläßlicher zu zeigen. Zu ergründen wäre, ob und wo Tanis et Zélide durch die Kehler Voltaire-Ausgabe und deren Gothaer Nachdruck (1784) deutschen Schriftstellern und Dramaturgen im Reich und in Wien zugänglich, bekannt und bemerkenswert wurden. Zeit genug läge zwischen der ersten Veröffentlichung des Voltaireschen Opernbuches und den verschiedenen Stufen der Ausarbeitung des Textes der Zauberflöte. Daß bisher Jahn so wenig wie der Voltaire- und Mozart-Freund D. F. Strauß auf Vergleiche der beiden Textbücher gekommen sind, könnte stutzig machen. Freilich hat Grillparzer scherzend den ernsten Vorwurf erheben können, soviel die Leute läsen, niemand hätte bemerkt, daß die Fabel seines Märchenstückes „Der Traum ein Leben" aus Voltaires philosophischer Erzählung Le blanc et le noir geholt sei.

Mag Voltaires „Tanis et Zélide" mehr oder weniger oder gar nicht auf „Die Zauberflöte" von Einfluß gewesen sein, Geist von seinem Geist ist in dem Text lebendig: es ist derselbe Geist, der Voltaire kurz vor seinem Ende 1778 beseelte, als ihm Benjamin Franklin seinen Enkel zuführte, mit dem Wunsch, er möge den Jungen segnen. Voltaire willfahrte mit den Worten: God and liberty! Worte, denen bei der nächsten Zusammenkunft des Franzosen mit dem Nordamerikaner in einer Festsitzung der Académie des sciences und bei Voltaires Besuch der Pariser Freimaurerloge des Neuf Soeurs der Patriarch von Ferney seinen Lob- und Lebensspruch zugunsten der Toleranz und Humanität folgen ließ. Im Leben hat sich Mozart in Wort und Schrift zu dem gleichen Menschenglauben bekannt. Und beredter noch als im Sprechton hat er in den Klängen der Zauberflöte, in ihren Priesterchören und Zoroaster-(Sarastros-)Weisen für beglückende, tröstende Einigung der Menschen Zeugnis gegeben.

Otto Piper †

Wir haben allen Grund, den Außenseiter zu ehren, der unlängst in dem hohen Alter eines umwitterten Forschers starb. Der Verfasser der „Bedenken zur Vorgeschichtsforschung" gehörte schon als Verfasser der „Burgenkunde" zu denen, die Wege gehen, welche nicht die üblichen sind, und die gleichwohl zu Ergebnissen kommen, welche sich hinterher als die überdauernden herausstellen.

Als Otto Piper daran ging, eine Burgenkunde zu schaffen, fand er nur Einzeluntersuchungen vor. Und er fand, daß diese Vorarbeiten sich bereits in Behauptungen festgefahren hatten, die nicht haltbar waren. Die erste Ausgabe der „Burgenkunde" wurde deshalb auf Widerspruch eingestellt, auf Widerlegung und Richtigstellung. Aber schon als ihr Verfasser an die zweite Ausgabe ging, konnte das Polemische, das sich etwa gegen die Gewohnheit richtete, die Mauertechnik als Anhaltspunkt für Altersbestimmung zu nehmen, wieder ausgeschieden werden. Ein Buch entstand, dessen Wert auf gesicherten Erkenntnissen beruhte, die nunmehr durchgesetzt waren.

Otto Piper hat gelegentlich gesagt, daß die Wahrheit in der Mitte von zwei entgegengesetzten Anschauungen liege. Doch liegt es im Wesen der Wahrheit, die immer einzig und eindeutig ist, daß man sich ihr nur von einer Seite aus nähern kann. Wer sich innerhalb eines Gebietes befindet, der übersieht alsbald das Gebiet nicht mehr. Wer sich dagegen einem Gebiete von außen nähert, der sieht das Ganze, der sieht das Wesentliche, der sieht das, worauf es ankommt. Es kommt auf den archimedischen Punkt an, auf dem der forschende Mensch stehen muß, auf den Standpunkt, von dem aus er Überblick gewinnt. Otto Piper hat gelegentlich auch diesen Punkt bezeichnet. Er hat von seinem Grundsatze gesprochen, „nur Selbsterforschtes zu geben". Das sollte sehr selbstverständlich sein. Doch ist es sehr selten. Wenn Wissenschaften zu Fachwissenschaften werden, dann pflegt sich die Erkenntnis alsbald bei Lehrmeinungen zu beruhigen, ohne weiter nach der Richtigkeit ihrer Voraussetzungen zu fragen. Und dann muß immer wieder ein Außenseiter kommen, der Anstoß gibt, der Dinge ins Rollen bringt, der sie aber auch zu einem Stillstande zwingt, durch den das Gewonnene nunmehr ringsseitig anschaubar wird. Das kann nur, wer sich sein Gebiet selber geschaffen hat, wer mit den Dingen lebt, wer Nähe zu ihnen bekam und mit ihr ein geübtes Auge, das untrüglich ist.

Wichtiger freilich, als Fragen zu beantworten, wird immer wieder werden, Fragen überhaupt aufzuwerfen. Das hat Otto Piper in seinen „Bedenken zur Vorgeschichtsforschung" getan. Schon in der „Burgenkunde" fiel der Scharfsinn auf, mit dem ihr Verfasser eine Reihe von Fehlschlüssen aufdeckte, die aus bestimmten Merkmalen für bestimmte Zeitfolgen gezogen wurden. So wies er darauf hin, wie fehlsam es doch sei, Schlüsse auf die Bauzeit eines Bauwerkes ganz allgemein daraus zu ziehen, daß es einen „Fortschritt" gegen ein anderes zeige, oder daß umgekehrt die technische Sorgfalt das sichere Kennzeichen eines noch römischen Baues sei. In den „Bedenken" fand dieser Scharfsinn ein noch sehr viel dankbareres Gebiet. Der Vorgeschichtsforschung ergeht es allmählich, wie es den Rassentheorien erging: wie es hier nachgerade ebensoviele Doktrinen gibt, wie Doktrinäre, die ihre Sondermeinung vertreten, so gibt es dort eine Reihe von Axiomen, deren Richtig-

keit allgemein angenommen wird, obwohl es sich nur um Vermutungen handelt. Otto Piper ist in sieben Kapiteln seiner „Bedenken" gegen solche Axiome angegangen. Er hat vor allem die Aufeinanderfolge von „Steinzeit — Bronzezeit — Eisenzeit" bestritten und die Eisenzeit an den Anfang der Metallzeiten gerückt. Er kam dazu unter anderem durch die einfache Überlegung, daß Eisen ja rostet, daß es deshalb unmöglich einen Anhaltspunkt für die Zeitbestimmung abgibt und wir niemals Schlüsse aus der Zahl von Eisenfunden auf die Zeitfolge ziehen können. Er hat ferner, genau wie er in der „Burgenkunde" sich gegen die Romanisten wandte, die alles aus der Antike ableiten wollen, sich gegen die Orientalisten gewandt, die den Umweg um morgenländische Motive nehmen, um nordische Formen zu erklären. Er hat hier, wie überall, das Einfachste als das Wahrscheinlichste gelten lassen. Wir werden uns bei vorgeschichtlichen Problemen genau wie bei rassetheoretischen damit abfinden müssen, daß es Dinge gibt, die wir nun einmal nicht mehr wissen können. Und unser bestes Wissen um diese Dinge werden wir gewinnen, wenn wir von der Tatsache ausgehen lernen, daß wir nichts wissen. Otto Piper hat nicht mehr so, wie er die „Burgenkunde" schrieb, die Vorgeschichtskunde schreiben dürfen, auf die wir warten. Aber er hat diejenige erschüttert, die wir besitzen. Von seinen „Bedenken" wird ausgehen müssen, wer auf diesem durcheinander geworfenen Felde dereinst die Arbeit von vorne beginnt.

Bücher von Tragweite stehen immer in einer Übereinstimmung mit der Zeit. Die beiden Bücher Otto Pipers wenden sich gegen den „Fortschrittsgedanken". Auch sie werfen auf ihre Weise die großen Probleme von „Entwicklung oder Entstehung?" auf. Otto Piper zeigt gelegentlich in der „Burgenkunde", daß überall und immerdar dort gut gebaut worden sei, wo die Bedingungen dazu vorhanden gewesen seien. Entscheidend ist nicht, woher Formen gekommen sind. Entscheidend ist, was ein Volk aus ihnen macht. Nur dies geht den Menschen einer schöpferischen Zeit an. Es sollte auch den forschenden Menschen vor allem andern angehen.

Moeller van den Bruck.

Chronik des Grenz- und Auslanddeutschtums

Entdeutschungspropaganda

Sind die Rheinländer des besetzten Gebietes Grenzdeutsche? Während die deutschen Elsässer, Lothringer und Saarländer nicht daran zweifeln, Grenzdeutsche zu sein, will man's am Rhein noch nicht wahr haben. Als Grund wird angeführt, daß die Rheinländer selbst nicht einen Augenblick daran zweifeln, Vollblutdeutsche zu sein, daß die Zwischenstellung zwischen zwei Nationen, wie sie manche Elsässer so gern für sich in Anspruch nehmen, im Rheinlande nicht vorkomme, ja als etwas Unsympathisches empfunden werde. Das ist zweifellos richtig, trifft aber nicht den Kern. Denn fast alle Grenzdeutschen, die Ostpreußen, die Sudetendeutschen, ja auch Eupener, Malmedyer und Saarländer, würden entrüstet sein, wenn man ihr klares Bekenntnis zum Deutschtum anzweifeln würde. Und doch bezeichnen sie sich selbst als Grenzdeutsche, weil sie an den Grenzen des geschlossenen deutschen Siedlungsgebietes wohnen und im Kampf für ihr Volkstum weniger gegen ein fremdes Volk, als vor allem gegen einen fremden Staat stehen. Die Bedrohung des Volkstums ist das Kennzeichen. An ihr ist auch im besetzten Rheinlande nicht zu zweifeln.

Wenn man nämlich die französische Presse der letzten Monate durchsieht, so findet man Eingeständnisse der französischen Begehrlichkeit in einer unverhüllten Kraßheit. Sie machen selbst den erschauern, der im täglichen Ringen mit dem französischen Imperialismus liegt. Das Schlagwort unserer Feinde, nicht nur der Franzosen, heißt: Entdeutschung der germanisierten Grenzgebiete. Dementsprechend wird Entdeutschungs-Propaganda betrieben. Ihre Schlagworte hat Maurice Barrès im „Genius des Rheines" ausgegeben. Barrès hält jetzt Vorlesungen über sein Buch an der Universität in Straßburg, um die jungen Elsässer instand zu setzen, „ihre Mission im Rheinlande wieder aufzunehmen", da die „Elsässer und Lothringer den Hauptteil an dem einstigen schönen Wirken Frankreichs am Rheine" in der Revolutionszeit und der Zeit des Kaiserreichs hatten. Nach Barrès „hielt Napoleon sie für die Geeignetsten, weil sie die lateinische Disziplin besaßen und gleichzeitig Sprache, Sitten und Gefühle der Rheinländer kannten" („Liberté" vom 8. Mai 1921). Barrès Lehre lautet: „Es gibt einen rheinischen Genius, der zwar noch verborgen im Unterbewußtsein schlummert, aber dennoch lebt. Grabt nach, und ihr werdet überall den mehr keltischen als germanischen Untergrund finden. Zweifellos ist die germanische Kruste hart und widerstandsfähig; dieses Volk besitzt nur noch ein dunkles Bewußtsein seines Ursprungs. Wir müssen daran arbeiten, ihm dies Bewußtsein zurückzugeben. Diese Aufgabe geht keineswegs über unsere Kraft. Es gehört nur Methode dazu und etwas Ausdauer. Aus dem Germanisierten von gestern werden wir einen Rheinländer machen, indem wir

1. seinen durch barbarische Mythologien in falsche Richtung gebrachten Geist wieder zurecht richten, daß er wieder so wird, wie zu Zeiten Goethes und Beethovens, dieser beiden Typen des guten Europäers;

2. mit seinem religiösen Glauben sympathisieren, der in dem lutherischen Preußen keinerlei Sicherheit findet und sich wie in der Vergangenheit auf die große katholische Macht im Westen stützen muß;

3. indem wir ihn von den Junkern befreien, die ihn zugrunde richten, und indem wir durch eine geeignete Verfassung sein wirtschaftliches und soziales Gedeihen sichern." (Charles Le Goffic in „La Démocratie Nouvelle" vom 21. Mai 1921.)

Man glaube nun nicht etwa, daß dieses Blatt der äußersten Rechten so einflußlos wäre, wie die entsprechenden Zeitungen im Reiche. Dieses Offiziers- und Beamtenblatt gibt vielmehr den Ton an, den die gesamte übrige Presse aufnimmt. So schrieb das „Journal des Débats" bereits am 9. Mai 1921 aus Mainz: „Das Werk Napoleons kopieren zu wollen, wäre Unsinn; es den modernen Bedürfnissen anzupassen, ist unsere Pflicht!" „Jede dauerhafte Umformung muß organisch vorgehen. Nur die Geduld fehlte Napoleon!" Auch die Maßnahmen der französischen Behörden entsprechen genau diesem Programm. Ziffer 1 und 2 enthalten in nuce die kulturelle Entdeutschungs-Propaganda, Ziffer 3 die antistaatliche und wirtschaftliche.

Das amtliche französische Propagandaorgan „L'Écho du Rhin" (23. Juni 1921) behauptet zwar, nichts zu wissen von einer „politischen Propaganda, die Frankreich angeblich im Rheinlande treiben soll", und spricht nur von einer „intellektuellen" Politik. „Unsere Politik ist ehrlich in allem und jedem, sie wird am hellen Tage gemacht und mit Mitteln, die man ruhig eingesteht." Das „Echo" schildert nun die Mittel:

„Erstens werden Vorträge gehalten. Franzosen, wie Professor Burguet, wollten den Rheinländern sagen, was Frankreich wirklich ist. Dann haben sie guten Willen, Versöhnung und Vergessen gepredigt. Sie haben die pazifistische Idee gepriesen und wollten hier ein Werk des Friedens vollbringen."

„Dann kamen unsere Künstler in das Rheinland, um einige musikalische Veranstaltungen und Vorstellungen zu geben. Angesichts der Verleumdungen unserer Literatur und unserer Theater durch einige rechtsrheinische Pharisäer legten wir Wert darauf, die Wahrheit vor den Augen der Rheinländer klarzulegen."

„Von der Ausstellung (Wiesbaden-Biebrich) wollen wir gar nicht erst reden. Denn sie ist eine rein künstlerische Kundgebung und kennt als solche keine politischen Grenzen."

(„Le Gaulois" vom 10. April 1921 denkt anders: „Diese große und schöne künstlerische Kundgebung ist von höchster patriotischer Bedeutung." — „Warum eine französische Kunstausstellung im Rheinlande? — Dem Rheinlande, wo früher unsere Farben geweht haben, müssen wir das Gefühl wiedergeben, daß heute Licht und Wärme von Frankreich kommen und daß es in seinem Glanze alles zu gewinnen hat." „Le Temps" v. 19. April 1921.)

Daß „die Volksküchen, die wir im Rheinland geschaffen haben, ein einfacher Akt der Wohltätigkeit sind, durch den wir den bedrängten Bevölkerungsklassen zu Hilfe kommen wollen", und kein Propagandamittel, glauben wir dem „Echo" natürlich. Seine Aufzählung ist etwas lückenhaft; wir werden daher seinem Gedächtnis durch einige französische Pressestimmen zu Hilfe kommen. Am 1. April 1919 hatte General Gérard dem Regierungspräsidenten von Winterstein befohlen, sich über die Einrichtung einer Universität für die Pfalz gutachtlich zu äußern. Der Regierungspräsident riet ab, schon weil die Lebensfähigkeit der Hochschule infolge unzureichender Bevölkerungsziffern der Pfalz und dem daraus sich ergebenden geringen Besuche in Abrede gestellt werden müsse. Anders wäre die Sache, wenn vielleicht einmal die Pfalz eine Bevölkerung von etwa zwei Millionen Menschen aufwiese. Diese Äußerung bezog sich auf die damals vielbesprochene etwaige Neuregelung der staatsrechtlichen Verhältnisse der einzelnen Länder im Verbande des Reichs, aus der möglicherweise eine vergrößerte Pfalz hervorgehen könnte. Diese französische Schul- und Hochschulpropaganda schildert Major Jacquot, Gérards früherer Generalstabsoffizier (Dial-Marzel und nach diesem der „Eclair" vom 22. Mai 1921): „Die von der französischen Behörde eingerichteten französischen Kurse wurden mit Ausdauer und Fleiß besucht, und mehr als ein Dorfbürgermeister fürchtete sich nicht, das Beispiel des Bürgermeisters von Rockenhausen nachzuahmen, der schrieb: „Schicken Sie uns einen französischen Lehrer, wir werden, wenn nötig, die Kosten tragen." Ja, es faßte sogar der Regierungspräsident der Pfalz, Herr von Winterstein, den Plan einer Pfälzer Universität als Ersatz für Heidelberg und München. Es ist zu bemerken, daß dieser hohe Beamte bei sich hoffte, daß der Friedensvertrag das linke Rheinufer vom übrigen Deutschland abtrennen würde, und er schloß seinen Bericht: „Am Tage, an dem die Pfalz zwei Millionen Einwohner und eine entsprechende Steuerkraft haben wird, wird Veranlassung sein, an die Gründung einer bedeutenden Universität unverzüglich heranzutreten."

Ein Entgermanisierungsmittel sind die organisierten Ferienkurse, über die Herr Wintzweiler, der Rektor des französischen Gymnasiums in Mainz, Herrn Charles Le Goffic, dem Berichterstatter der „Démocratie Nouvelle" (Nr. 984 vom 22. Juni 1921), folgendes erzählt: „Im vergangenen Jahre kamen etwa 60 Schüler in Frage, die fast alle in rheinischen Familien untergebracht werden konnten. Der größte Teil der Schüler war sehr zufrieden mit ihrem Empfang bei den rheinischen Familien und ihrer Unterbringung. Andererseits waren diese Familien überrascht über die Korrektheit, gute Haltung und Liebenswürdigkeit ihrer Pensionäre. Diese „Durchdringung" hat also einen sehr schönen Erfolg gehabt, und es wäre bedauerlich, wenn man dabei stehen bliebe. Beide Teile sind natürlich nicht völlig desinteressiert. Die deutschen Familien werden besonders angezogen durch die militärischen Lebensmittelkarten, die sie von den französischen Pensionären erhalten. Alles in allem", fährt Le Goffic fort, „ist diese Art der Propaganda und moralischer Erobe-

rung ein Propagandamittel, das sehr wenig kostet und viel einbringt, wenn es wohl verstanden und angewandt wird."

Die Jahrhundertfeier Napoleons in Mainz diente dem gleichen Zweck. Das „Journal" vom 7. Mai 1921 preist ihre Wirkung: „General Degoutte hatte durch eine einfache Nachricht in der Lokalpresse der Bevölkerung gestattet, im großherzoglichen Schloß die Räume zu besichtigen, welche der Kaiser während seines Mainzer Aufenthaltes bewohnt hat." 20 000 Menschen, „fast ausschließlich Rheinländer aus Mainz und Umgebung, waren voller Andacht und Ehrerbietung gekommen, um dem Gedächtnis des großen Kaisers ihre ehrfurchtsvolle Huldigung darzubringen." Der Berichterstatter ist tief ergriffen: „Man fühlte, daß diese Menge nicht durch einfache Neugier bewegt war, sondern daß sie in Wahrheit von ehrfurchtsvoller Verehrung *) für den bewundernswerten Organisator beseelt war, dessen wohlwollende Verwaltung das Rheinland gekannt hat." „General Degoutte verhehlt uns nicht, daß er auf einen solchen Zustrom nicht gefaßt war. Als die Besichtigungszeit vorüber war, benachrichtigte ein Offizier den General, daß noch zahlreiche Leute vor dem Gitter warteten. Wegen des großen Andrangs hätten sie noch nicht hereinkommen können. Sofort gab der General den Befehl, den Eintritt so lange zu gestatten, bis alle Besucher sich verlaufen hätten. Eine deutsche Dame fragt, ob noch Zeit genug wäre, ihre alte Mutter zu holen, die nicht sterben wolle, ohne das Zimmer gesehen zu haben, in dem der große Kaiser geruht habe. Auf die Zusage eilt sie fort und kommt mit der gebrechlichen Mutter zurück. Von ihren Verwandten gestützt, mit Tränen in den Augen, übt dann diese die ehrfurchtsvolle Besichtigung aus."

Aber nicht nur Generale, sondern auch Minister entgermanisieren. Über den Empfang des Ministers Barthou stellen wir neben den amtlichen Bericht des „Echo du Rhin" Nr. 486 des Interesses halber auch den der „Neuen Badischen Landeszeitung" Nr. 319:

„Nach dem Truppenvorbeimarsch begab sich der Zug nach Ehrang, wo Barthou die dort einquartierten Madagassen inspizierte. Den ganzen Weg entlang bildeten die Truppen Spalier. Der Minister unterhielt sich mit vielen Madagassen. Sie erklärten ihm alle, daß sie Frankreich sehr liebten, und daß sie zufrieden seien, nicht nur mit ihrer Behandlung, sondern auch bezüglich ihrer Beziehungen zu den Einwohnern des Landes.

Die ganze Bevölkerung war auf der Straße, darunter natürlich auch der Schwarm der Kinder. Auf dem Wege des Ministers entblößten sich die Häupter.

„Hinter den spalierbildenden Truppen standen unter einigen Neugierigen auch Schuljungen einer Klasse, deren Lehrer erkrankt war, und die daher keinen Unterricht hatten. Die andern Kinder waren in der Schule. Offiziere des 42. Kolonialregiments forderten die hinter ihnen stehenden Schuljungen auf, Blumen zu suchen. Die Kinder taten dies und brachten einen Strauß Wiesenblumen herbei. Als dann der Minister kam, gab einer der Offiziere dem 10jährigen Jungen eines Eisenbahnbeamten 25 M. und sagte: er solle den Strauß dem Herrn in Zivil im Auto überreichen. Der Minister nahm den

*) In der Legendenbildung sind die Franzosen überhaupt groß. Sogar Schillers „Jungfrau von Orleans" muß zum Beweise herhalten, „daß der Jeanne-d'Arc-Kult stets ein frommes Echo im Rheinland fand". (Maurice Muret im „Journal des Débats" v. 13. Mai 1921.) Jeden Kenner der historischen Entwicklung der französischen Propaganda wird erfreuen, diese gute Bekannte wiederzufinden. Das brave Hirtenmädchen von Domrémy stammt nämlich aus der Champagne und hat zu ihren Lebzeiten und die nächsten 500 Jahre nach ihrem Flammentode mit Lothringen nichts zu tun gehabt. Als die Franzosen im 17. und 18. Jahrhundert die halsstarrige lothringische Bevölkerung mit Feuer, Schwert und Hunger fast ausgerottet und Lothringen von Savoyen und Inner-Frankreich her neu besiedelt hatten, brauchten sie ein Propaganda-Symbol für das nunmehr zur Loyalität bekehrte Lothringen, und da mußte Jeanne d'Arc herhalten. Mit einer auf die bekannte geographische Talentlosigkeit der Franzosen aufgebauten Dreistigkeit wurde die Champagnerin zur Lothringerin gemacht, eine Lüge, die nicht nur Frankreich, sondern die ganze Welt einschließlich des lieben deutschen Volkes gutgläubig aufgenommen hat. Soll vielleicht Jeanne d'Arcs Geburtsort demnächst auf Befehl freimaurerischer Generäle noch weiter nach Osten wandern?

Man hätte sich beinahe in Freundesland geglaubt. Vielleicht auch, und warum denn nicht? Ein kleiner deutscher Junge ging sogar auf den Minister zu und überreichte ihm einen Strauß Feldblumen. Der Minister belohnte ihn in generöser Weise.

Barthou, der ziemlich geläufig deutsch spricht, hat sich auch mit der Bevölkerung unterhalten und sie gefragt, ob sie sich über die farbigen Truppen zu beklagen habe. Die einstimmige Antwort war negativ. Welches handgreifliche Dementi für diejenigen, welche die Theorie von der schwarzen Schmach propagieren!"

Strauß in Empfang, zog den Jungen an das Auto und küßte ihn. — Die Bevölkerung war über den Vorfall sehr entrüstet, und der kleine Junge erhielt außer einer Tracht Prügel von seinen Klassenkameraden noch die ehrenvolle Bezeichnung „Vaterlandsverräter".

Bei seinem Gang durch die Ortsstraßen grüßte Herr Barthou alle ihm Begegnenden, jedoch wurde ihm mit einer Ausnahme von keiner Seite gedankt. Eine alte Frau, die er ansprach, um sich nach ihren Verhältnissen zu erkundigen, wandte ihm den Rücken und ließ ihn stehen."

Diese alte Frau war also ein Teil der „harten germanischen Kruste". Ganz erfolglos ist aber die Erweichungsarbeit nicht geblieben: „l'Echo de Paris" läßt sich am 24. Mai 1921 über eine von Joseph Smeets nach Köln einberufene Versammlung erzählen: „1 Eisenbahnangestellter, 1 Beamter einer chemischen Fabrik in Ehrenfeld, 1 Waffenhändler aus Opladen, 1 Werkmeister aus Opladen, 1 kleiner Grundbesitzer, 1 Kaufmann aus Köln, 1 Meister aus Gladbach, 1 Drucker aus Köln, 1 Architekt aus Bonn, 1 Bauer vom Hunsrück, 1 Bauer aus der Eifel, 1 rheinischer Graf — sie alle setzten sich zu mir, um mir zu berichten, was bei ihnen vorgeht." Diese 12 bereits entgermanisierten Kelten bekennen sich als halbe Franzosen, die darum von den Preußen, die zu Hunderten Napoleonbilder aus den Bauernstuben aufgekauft und verbrannt haben, verabscheut werden. „Le Handwerksmeister" aus Opladen hat diese Geschichten von seinem Urgroßonkel mütterlicherseits erzählt erhalten, der den Krieg in Spanien mitgemacht hat. „Auf den Knien unserer Alten haben wir Preußen hassen gelernt. Wenn man ihnen glauben soll," sagt der Berichterstatter, „so würde die nationale rheinische Bewegung, die aufwallte, als Briand von Mobilmachung sprach, bei der ersten Tat Frankreichs mit elementarer Gewalt ausbrechen." Vor allem wollen sie nichts von Dorten hören. „Das ist ein Tölpel," läßt der Berichterstatter den Smeetsanhänger sprechen, „er hat die Bewegung verpfuscht. Dann wollen wir durchaus nicht von Bayern abhängen. Wir sind Nachkömmlinge der Franken, wie die Holländer und die Vlamen, wie Sie selbst, und wir wollen unabhängig und außerhalb Deutschlands leben."

So ganz glauben die Franzosen ja an die rasche Wirksamkeit ihrer Entgermanisierungspropaganda — vielleicht mit Ausnahme des Trierer Eifelgebietes — und an die Weckung des schlummernden keltischen Untergrundes nicht mehr. Wehmütig bemerkt Maurice Muret am 13. Mai 1921 im „Journal des Débats: „Die Verwandtschaft des rheinischen Geistes mit dem französischen bemerke ich, wie ich gestehen muß, weniger deutlich als Barrès. Ich fürchte vor allem, daß Preußen dieser sehr leicht zu beeinflussenden Bevölkerung seinen Stempel aufgedrückt hat. Es werden viele Jahre vergehen, ehe sie wieder für den „westlichen Geist" gewonnen sein wird. Französischerseits muß man an dieses Werk der geistigen Wiedererziehung methodisch mit Energie und vor allem mit großer Ausdauer herangehen."

In demselben Blatt sprach sich wenige Tage zuvor am 9. Mai 1921 Charles Bonnefon über diese Methoden näher aus: „Der Gegensatz zwischen der Gewalt, die wir zur Erlangung unseres Rechts schonungslos anwenden müssen, weil das Leben Frankreichs auf dem Spiele steht und der raffinierten Anmut (raffinement de beauté) aus der Vergangenheit und Gegenwart, die wir über unsere früheren rheinischen Gegner zu ergießen suchen, um sie den Reiz unseres Landes fühlen zu lassen und in ihnen das Echo der alten, Seite an Seite miteinander verlebten Zeiten wieder zu erwecken, scheint zu überraschen. Doch ist diese Politik der Härte und der Nachsicht, der Macht und der Grazie, des geschwungenen Säbels und des lächelnden Ge-

sichtes kein Widerspruch in sich. Sie bereitet die Zukunft durch Sicherung der Gegenwart vor, sie ist die Politik des Präsidenten der Republik sowie auch des Ministerpräsidenten." In der ungeschickten Sprache der Deutschen nennt man das eine Politik des Zuckerbrotes und der Peitsche, mit der die Franzosen den begriffsstutzigen Rheinländern die Kultur und die politische Mentalität des süßen Frankreichs beibringen.

Die kulturelle Entgermanisierungs-Propaganda ist den französischen Korrespondenten ungenügend; sie laufen gegen die Schlappheit der bisherigen Methoden Sturm. Le Goffic ruft nach dem angeblich erfolgreichen Pfälzer Rezept des Generals de Metz für Hessen-Darmstadt und Rheinpreußen, und sucht Ursachen für die bisherigen Mißerfolge: „Vielleicht hatten wir auch dort nicht einen gleichwertigen Verwaltungsbeamten, noch auch das Geld wie General de Metz."

Was soll nun helfen? Le Goffic verrät es: „Wir halten das Rheinland besetzt, aber wir verwalten es nicht, und davon kommt alles Übel. Die alten preußischen Beamten sind noch auf ihren Posten." „Wir müssen", pflichtet ihm Charles Bonnefon am 22. Mai 1921 im „Echo de Paris" bei,

„das Rheinland von allen preußischen Tyrannen reinigen, die es ausbeuten, aussaugen, terrorisieren und von Frankreich entfernen;

den Rheinländern die Gewißheit geben, daß wir ihnen zur Seite bleiben, solange Deutschland uns nicht bezahlt und solange es nicht entwaffnet hat.

Ohne diese beiden Vorbedingungen wird der furchtsame Rheinländer von seinem verabscheuten Herrn abhängig bleiben." Das „Echo de Paris" vom 24. Mai 1921 will ferner entfernt sehen:

„Die eingewanderten sozialistischen Führer, die ihre Anweisungen aus Berlin bekommen,

die Furcht der Arbeiter, ihre sozialen Versicherungen zu verlieren."

Damit haben wir das zweite Programm der Franzosen, die zunächst mit zerstörenden Mitteln arbeitende Entgermanisierungs-Propaganda auf verwaltungstechnischem und wirtschaftlich-sozialem Gebiet.

Kann man schon nicht oder nicht rasch genug assimilieren, so will man wenigstens dissimilieren nach dem Grundsatz: der kulturellen Angleichung (Entgermanisierung) muß die politische und wirtschaftliche Abgleichung durch Zerschneidung der historischen Verbindungen mit dem Reiche vorangehen. In diesem Sinne erregen die Sanktionen und der Rücktritt des Reichskommissars von Starck den Jubel der Franzosen. Am 14. Juni schreibt „l'Echo de Paris": „Seit dem Rücktritt des Reichskommissars von Starck, der in seiner Person den politischen Kampf bis aufs Messer gegen die Franzosen verkörperte, und seit dem Inkrafttreten der Sanktionen sind die zänkischen Beschwerden gegen die Köchin der Madame X. oder den Stiefelwichser der Madame Y. — Beschwerden, deren Zweck darin bestand, uns zu ärgern und aus der Haut fahren zu lassen — von zehn pro Tag auf zwei im Wochendurchschnitt gefallen. Das ist immerhin ein Fortschritt. Seit der Eschweiler Affäre (ein französischer Posten schoß auf zwei Deutsche und tötete sie) hat Herr von Brandt eine ungewohnte Mäßigung an den Tag gelegt. Doch darf man sich nicht verhehlen, daß der Sieger der Verfolgte werden wird, wenn man Herrn von Starck einen Nachfolger von gleichem Schlage gibt, und wenn die Sanktionen im Rheinlande zu früh abgeschafft werden. Man darf nicht vergessen, daß noch am Montag die Wiesbadener Beamten von Berlin die Weisung erhalten haben, der Eröffnung der Ausstellung nicht beizuwohnen.

Wenn die Zollsanktion jetzt nach zwei Monaten, wo sie Früchte zu tragen beginnt . . . . . abgeschafft würde, dann wäre sie nur eine frivole Maßnahme gewesen. Sie muß aufrecht erhalten bleiben, koste es, was es wolle, wenn wir nicht

wollen, daß die Rheinlandkommission jeglicher Macht beraubt wird und daß uns das einzige wirksame Mittel entgleitet . . . ."

„Mainz", so schildert George Bonnamour im „Eclair" vom 17. Juni 1921 die wirtschaftliche Propaganda, „besitzt heute eine großzügige, im Mittelpunkt der Stadt untergebrachte Handelskammer, wo Materialien und Erzeugnisse jeder Art, welche die Rheinländer von uns kaufen können, ausgestellt sind." „Die Regierung muß mit Hilfe der französischen Handelskammer in Mainz durch häufige Ausstellungen, durch ausgedehnte Handelsbesuche, durch eine intensive Warenpropaganda, durch klare und genaue Richtlinien die Entwicklung unserer wirtschaftlichen Tätigkeit fördern", sagt Pierre Taittinger im „Echo du Rhin" vom 28. Mai 1921. „Wir haben die Mission, das Rheinland zu „entpreußen", und wir können diese Aufgabe leicht erfüllen. . . . . Einer der erfolgreichsten Wege ist die Anwendung geeigneter Mittel, es der zurzeit in Deutschland herrschenden wirtschaftlichen Betriebsamkeit möglichst gleichzutun."

Übrigens sind die Belgier auch nicht müßig. Etwas säuerlich berichtet Charles Bonnefon im „Echo de Paris" am 24. Mai 1921: „Die Belgier, die nach ihrem letzten Irrtum in Mörs, wo die streikenden Arbeiter trotz der Vorstellungen Smeets mit aller Gewalt die Republik ausrufen wollten, klug geworden sind, beginnen jetzt, diese merkwürdige und vielleicht nützliche Bewegung sehr genau zu studieren. Zur Unterstützung der Bewegung haben sie jetzt in Belgien eine Zeitung gegründet und eine gemischte Kommission, bestehend aus vier Belgiern und vier Rheinländern, gebildet, welche den wirtschaftlichen und politischen Fragen die Wege ebnen soll, wenn die Dinge einmal hart auf hart gehen."

Die Besetzung der Ruhrhäfen und der freilich bisher noch verhinderte Versuch der Franzosen, das ganze Ruhrgebiet zu besetzen, bringt die französische Presse ganz aus dem Häuschen *).

„La Démocratie Nouvelle" vom 19. Mai 1921 läßt jede schämige Hülle fallen. Sie fordert von Deutschland 410 Milliarden und sagt: „In Geld und Waren kann es die 410 Milliarden nicht bezahlen, aber es kann sie in Kohlen zahlen, da es für 410 Milliarden Kohlen im Ruhrgebiet besitzt. Deutschland soll uns das Ruhrbecken abtreten." „Wir müssen zu verstehen geben, daß wir den durch die Deutschen nicht eingehaltenen Versailler Vertrag nicht mehr anerkennen, nicht zu reden von dem englischen Abkommen, das vom Parlament noch nicht ratifiziert worden ist. Je weiter wir gehen, desto schwieriger wird es, und desto mehr Kühnheit tut not. Ob es nun den Politikern gefällt oder nicht: Frankreich wird das Ruhrgebiet besetzen und es behalten."

Soweit die französische Presse der letzten drei Monate. Wir sind ihr dankbar für ihre Offenherzigkeit. Was sie vergessen hat, sei in einem Satze nachgeholt: der Kauf feiler Subjekte als französische Parteigänger, der Kauf und die Neugründung von Zeitungen, der Zwang, amtliche französische Nachrichten (ohne besondere Kennt-

*) Der Empfang der französischen Truppen in Düsseldorf mag sie besonders ermutigt haben: „Die Bevölkerung", schreibt „L'Avenir" am 8. 5. 21, „feierte den 1. Mai vernünftig. Ein Zug von 25 000 Personen sang die Marseillaise vor den Fenstern des Hauptquartiers." Für Unkundige sei bemerkt, daß es sich natürlich um die internationale Arbeitermarseillaise und nicht um eine Ovation für den französischen General Hennocque handelte, trotzdem dieser gerade vorher den Arbeiterführern gesagt hatte: „Vor mehr als hundert Jahren haben wir Freiheiten gebracht, welche Preußen euch nahm; wir geben sie euch wieder, mißbraucht sie nicht." Wen wollen die Franzosen eigentlich beschwindeln? Sich selbst oder die internationale Öffentlichkeit? Oder etwa die spanische Militärmission, der gegenüber General Degoutte bei Erörterung der Besetzungsschwierigkeiten den geschmackvollen Vergleich zwischen Rheinländern und Marokkanern zog?

lichmachung, ja gelegentlich als eigenes Erzeugnis) zu verbreiten, die Verbote der reichsdeutschen Blätter, Verhaftungen, Militärgerichtsurteile gegen Beamte und anderes mehr.

Mit allen diesen Propagandamitteln sucht Frankreich im Rahmen der hohen interalliierten Kommission die „furchtsamen" Rheinländer von dem germanischen Panzer zu befreien. Diese Befreiung ist schmerzhaft für die gegen ihren Willen Operierten. Ihre Leiden werden noch durch die Lasten der Besetzung erhöht: Wohnungsbeschlagnahmen, Polizeischikanen, die Gockelhaftigkeit der Besatzungstruppe, die Peitschenhiebe der französischen und belgischen Offiziere, die sexuellen Ausschreitungen der weißen, gelben, braunen und schwarzen Franzosen. Das große Leid der besetzten Gebiete ist das Leid des ganzen deutschen Volkes; das Leid ist das einigende Band, das fest zusammenhält über alle alten und neuen Grenzpfähle hinweg!

Abgeschlossen am 13. August 1921. Sylvanus.

Luftfahrt-Rundschau

Wie man in den Ententeländern über die deutsche Luftfahrt denkt, erhellt eine Äußerung der „Times", die dem „Journal des Debats" wortgetreu nachgedruckt ist. Die Überschrift lautet „Was Deutschland vorbereitet". Das französische Blatt sagt: „Berechtigt durch eine Lücke im Friedensvertrage, hat Deutschland sofort versucht, die Luftfahrt, in der das Hilfsmittel zur wirtschaftlichen Entwicklung und die mächtige Waffe, welche ihm früher die Marine bot, zu finden ist, bis aufs äußerste auszubilden. Die Luftschiffe sind ausgezeichnete Erzeugnisse des menschlichen Geistes (mit denen unsere Gegner nicht umzugehen verstehen!), und man kann nichts anderes tun, als sie ohne Vorurteil zu bewundern. Wenn man den inneren Gang von einem der beiden Luftschiffe (es handelt sich um die uns widerrechtlich gestohlenen Verkehrsluftschiffe „Bodensee" und „Nordstern") durchgeht, so erwecken die Kühnheit und Unermeßlichkeit, die in bezug auf Einfachheit und Logik manchmal großartigen Linien des spinnewebartigen Rippengerüstes ein Gefühl, das nur mit dem verglichen werden kann, das sich bei jedem auslöst, der sich unsere alten gotischen Kirchen ansieht. . . . Die Studien, Erfahrungen, Konstruktionen, welche die Deutschen seit 1900 in bezug auf die Metallverwendung beim Flugzeugbau gemacht haben, lassen sie in der Tat einen beträchtlichen Vorsprung gewinnen. Welche auch immer die Überlegenheiten unseres Gegners über uns sein mögen, so scheint es uns besser, sie mit aller Offenheit darzulegen. Dieses Geständnis ist peinlich, aber man muß es machen: die Flugzeuge, die zurzeit in Deutschland gebaut werden, haben vor den unserigen einen beträchtlichen Vorsprung."

Diese Anerkennung durch die Gegner ist der Beweis für unsere Ansicht, daß nur Konkurrenzneid bei England und hysterische Angst bei Frankreich die Triebfedern sind, die den Diebstahl deutschen Eigentums begründen. An sich ist die Auslassung insofern nicht ganz richtig, als wir im Jahre 1900 noch gar nicht daran dachten, uns in der angegebenen Form mit dem Flugzeugbau zu beschäftigen. Es sei daran erinnert, daß sich die sehr zurückhaltende deutsche Heeresverwaltung unendlich abwartend verhielt, die Ausbildung der ersten deutschen Militärpiloten auf französischen Maschinen erfolgte und nur ganz wenige deutsche Erzeugnisse vorhanden waren, die sich einer zweifelhaften Beliebtheit erfreuten, so z. B. die sogenannte Eulerkiste. Das war aber zirka 10 Jahre später. Damit soll nur gesagt sein, daß wir Deutsche,

wie in vielen anderen Dingen, abwarteten, beinahe zu lange warteten, bis wir zur Tat schritten (siehe U-Boote), daß wir aber dann auf der Grundlage der Erfahrungen der anderen mit deutschem Geist und deutscher Gründlichkeit die anderen nicht nur sehr bald einholten, sondern auch überflügelten. Das machte sich allerdings erst im Kriege fühlbar, denn die Luftausrüstung, mit der wir in den Krieg zogen, war qualitativ und quantitativ sehr bescheiden. Trotz Friedensvertrag und allen damit verbundenen Knebelungen kommt nun ein Deutscher und führt der erstaunten Welt etwas ganz Neues vor, eine Maschine, die im Gegensatz zu allem bisherigen Gebrauch ganz aus Metall besteht und ganz hervorragende Leistungen aufweist, Leistungen, die für die Gegner in ein mystisches Dunkel gehüllt sind, die zu erforschen es ihnen an geistiger Produktivität fehlt. Professor Junkers hat ein Weltproblem gelöst! Man greift also zu dem modernen Allheilmittel, man läßt „Recht vor Macht" gehen und stiehlt dem wehrlosen Deutschen das Geheimnis langjähriger Arbeit und kostspieliger Versuche, überführt die Maschinen ins Ausland, zerlegt sie bis in die einzelnen Atome und hofft so die Geheimnisse enträtseln zu können. So machte man es mit den deutschen Luftschiffen und erreichte bisher wenig oder gar nichts, so wird man es mit unseren Friedensverkehrsmaschinen machen und hoffentlich den gleichen negativen „Forschererfolg" haben. Die uneingeschränkte englisch-französische Anerkennung buchen wir Deutschen mit berechtigtem Stolz.

Noch lebt ein bescheidener Luftverkehr in Deutschland, hoffentlich hält er sich. Vor mir liegt das erste deutsche Luftkursbuch. Betrachten wir es gerade in dieser Zeit als ein Symbol, als ein Wahrzeichen, daß deutscher Geist sich nicht unterkriegen lassen wird. Als Herausgeber zeichnet die „Deutsche Luftreederei", es datiert vom Juli 1921. Ein solches Büchlein muß man studieren. Es steckt ein großes Maß von Geistesarbeit in so einem Luftkursbuch, denn es handelt sich immer wieder darum, den Anschluß der großen Linien zu erreichen. Wenn man sich vor Augen hält, daß der Luftverkehr auf kleinen Strecken das Unrentabelste vom Unrentablen ist, so wird man manches aufkeimende Bedenken und manchen Widerspruch schnell überwinden.

Acht Seiten liest man: „Es besteht täglicher Flugdienst", alles ist übersichtlich geordnet. Dann kommt ein Abschnitt „Flugpläne", hier findet der Leser sogar schon einen Nachtrag vom Juli 21! Gepäck-, Paß- und Zollfragen werden kurz und klar behandelt, alle Möglichkeiten der Postbeförderung erschöpft, und zwar mit genauen Angaben der Portosätze. Der wichtige Eilbrief kann vom Absender vor der Absendung genau nach Anschlüssen berechnet werden, und da bekanntlich 95 Prozent aller planmäßigen Flüge flugplanmäßig durchgeführt werden, so hat das Kursbuch eine grundsätzliche Bedeutung. Nun schließen sich die „wichtigen deutschen Eisenbahnverbindungen" an. Zahlreiche Inserate machen den Schluß, wobei man wieder zu dem Ergebnis gelangt, daß die Luftfahrt doch recht vielseitig ist und zu allen möglichen „Branchen" engste Berührungspunkte hat. Es sei noch angefügt, daß das Luftkursbuch nicht allein die Strecken nennt, die die D. L. R. befliegt, sondern daß alle Strecken in Deutschland zu finden sind, die deutsche Luftreedereien in Betrieb halten. O. L.

Volle Scheuern

Die Ernte auf dem Felde des deutschen Buchhandels ist im Gegensatz zur Ernte auf den verdorrten Fluren des Landes über jedes Erwarten gut und hochwertig. Soweit auf dem sehr unübersichtlichen Gebiet klare Linien sich erkennen lassen, geht das Bemühen durchweg dahin, inhaltlich in die Tiefe zu streben und auch äußerlich den guten Ruf des deutschen Buchgewerbes wieder zu befestigen. Von den Bücherfabriken ist hier nicht die Rede. Wir werden wohl bald zu einer Scheidung kommen, die Klarheit schafft: zwischen Verlegern, denen aus dem Noterlebnis unseres Volkes lebendiges Verantwortlichkeitsgefühl erwuchs — und solchen, bei denen das nicht der Fall ist. Wir werden nicht zögern, gegen sie die Abwehrfront aufzurichten.

Der deutsche Buchhandel führt den schweren Kampf, in dem er steht, tapfer, energisch und umsichtig. Um ihn zu unterstützen, soll trotz der sich türmenden Schwierigkeiten des Raumes hier nichts unversucht bleiben, auf das Wertvolle, wenn auch in gedrängter Übersicht, hinzuweisen und die Spreu der Ernte beiseite zu kehren.

* * *

Gesamtausgaben, Einzeldrucke, Neuauflagen

Daß nach dem Freiwerden von Gottfried Kellers Werken mit einer großen Zahl von neuen Gesamtausgaben zu rechnen sei, war ohne weiteres klar. Denn seine Schriften, frisch und herrlich wie am ersten Tag, gehören zu dem unverlierbaren wahren deutschen Erbe, nach dem die junge Generation mit der gleichen Begierde greifen wird, wie die ältere es treu bewahrt. Und der unheilvolle Einfluß der „Kulturabgabe", dieses schiefen und törichten Plans, der hoffentlich bald ruhmlos verschwinden wird (vergl. Die neue Bildungssteuer: „Reichs-Kulturabgabe." Eine Denkschrift. Börsenverein der Deutschen Buchhändler zu Leipzig), vermag ja noch nicht zu stören. Es liegen Einzelbände von zwei Gesamtausgaben vor: Bd. 3 und 4 der geschmackvoll ausgestatteten, kritisch durchgesehenen und erläuterten sowie mit einer Einleitung von Harry Maync versehenen Werke (Berlin, Propyläen-Verlag), enthaltend „Die Leute von Seldwyla" und den „Grünen Heinrich", ferner Bd. 1—4 der historisch-kritischen, gleichfalls erläuterten und eingeleiteten Ausgabe der Werke, besorgt von Max Nußberger, mit einem Bildnis und einer Handschriftenprobe des Dichters in soliden Einbänden (Leipzig, Bibliographisches Institut), umfassend die gesammelten Gedichte, den „Grünen Heinrich" und „Die Leute von Seldwyla". — Auch die schmucken, stets willkommenen Bändchen der „Insel-Bücherei" (Leipzig, Insel-Verlag) haben sich in Kellers Dienst gestellt. Erschienen sind bisher: Gedichte, „Der Landvogt von Greifensee", „Kleider machen Leute", „Pankraz der Schmoller", „Romeo und Julia auf dem Dorfe", „Frau Regel Amrain und ihr Jüngster", „Sieben Legenden", und in einem Band „Die drei gerechten Kammacher" und „Spiegel das Kätzchen". — Eine knappe und klare Biographie des Dichters gibt Carl Enders heraus mit einer Bildbeigabe (Leipzig, Philipp Reclam). — Ebendort ist zu den bereits vorliegenden Stormbändchen „Zur Wald- und Wasserfreude" und „Waldwinkel" erschienen.

Von der gut gedruckten, hier schon gewürdigten, von Michael Georg Conrad und Hans Brandenburg in zehn Bänden herausgegebenen Ausgabe von Otto Julius Bierbaums Gesammelten Werken sind weiter erschienen Bd. 2 „Pankrazius Graunzer und Stilpe“ und Bd. 3 „Studenten-, Künstler- und Märchengeschichten“ (München, Georg Müller). Einen wesentlichen, sehr erwünschten Beitrag zu dem Thema Otto Julius der Mensch bilden die von Peter Scher herausgegebenen und eingeleiteten „Briefe an Gemma“, seine schöne, italienische Frau Gemma Pruneti Lotti (ebenda).

Von der gleichfalls hier eingehend besprochenen, von Emil Schering übersetzten deutschen Ausgabe von August Strindbergs Werken, die auch durch andere Ausgaben von ihrem bleibenden Wert nichts einbüßt, sind neu erschienen: aus der Abteilung Novellen „Das Inselmeer“, aus der Briefabteilung „Briefe ans Intime Theater“ und aus der Abteilung Wissenschaft „Ein drittes Blaubuch“ (München, Georg Müller). — Strindbergs Novellen „Schärenleute“, in der Übertragung von Erich Holm füllen Nr. 332 der Insel-Bücherei (Leipzig, Insel-Verlag).

Eine der schönsten und wertvollsten Veröffentlichungen der letzten Zeit ist Jacob Böhmes „Die hochteure Pforte, da der Mensch Gott und sich selber beschauen und zum übersinnlichen Leben gelangen mag“ (Berlin, Furche-Verlag). Der Verlag gibt hier einen neuen, überzeugenden Beweis von seinem hohen und von feinstem Verständnis getragenen Streben, die Quellen zu erschließen, aus denen Wasser des Lebens fließt. Er verdient gerade für diese Ausgabe wärmste Anerkennung und vollste Unterstützung. Denn die Versenkung in Jacob Böhme mit seiner innerlichsten Tiefe und seiner Art, Gott, Mensch und Welt von dem lebendigen, mystischen Erlebnis aus zu betrachten, muß zur Erweckung und Verinnerung führen. Die Auswahl, bei der besonders der „Brief an Herrn Caspar Lindnern“ und das „Gebetbüchlein auf alle Tage in der Wochen“ vom Jahre 1624 zu begrüßen sind, ist von W. G. Goeters getroffen, ein kluges Nachwort schrieb Wilhelm Irmer. Diese wundervolle Gabe ist buchtechnisch ein Meisterstück von F. H. Ehmcke in der von ihm geschaffenen Fraktur und mit einem Titelholzschnitt. Von dem Buch sind 300 Exemplare auf deutsch Japan in Halbpergament gebunden und 450 auf deutsch Bütten in Halbleinen erschienen. — Als Ergänzung zu der ausgezeichneten Sammlung deutscher Mystiker „Der Dom“ ist Jacob Böhmes um 1620 geschriebenes Büchlein „Sex Puncta Theosophica oder von Sechs theosophischen Punkten, hohe und tiefe Gründung“ in der Insel-Bücherei nach der Ausgabe von 1730 erschienen (Leipzig, Insel-Verlag).

Eine von Carl Seelig getroffene Auswahl aus Mathias Claudius' Werken, mit einer gutgemeinten Einleitung von Max Picard mit 5 Beigaben nach Kupfern von Leo Frank ist unter dem Titel „Das fromme Buch“ herausgekommen und könnte unserer Zeit viel Wertvolles ins Bewußtsein rufen. (Wien, E. P. Tal & Co.) Matthias Claudius' des Wandsbecker Boten Gedichte gibt der Verlag F. A. Perthes, Gotha, als Gabe zum 125jährigen Bestehen des Verlages heraus, um seinen ersten Autor zu ehren. Der Begründer des Verlages heiratete bekanntlich 1797 Claudius' Tochter Caroline. — Die innigen, zarten, so wundervoll melodiösen Gedichte von Ludwig Christoph Heinrich Hölty sind in der ursprünglichen von Johann Heinrich Voß' schulmeisterlichen Änderungen befreiten Fassung erschienen (Leipzig, Insel-Verlag) und werben stark für den liebenswerten Dichter, über dessen Leben Tragik lag. Die schlichte, frische, durch die charaktervolle Einfachheit so lebendige „Lebensgeschichte und natürliche Abentheuer des Armen Mannes in Tockenburg“ (Gotha, Fr. A. Perthes) hat längst ihren sicheren Platz unter den deutschen Lebensgeschichten. Sie ist ein Seitenstück zu Grimmelshausens

Simplicius, gedämpft durch die etwas milderen Sitten der späteren Zeit und durch die ganz unterschiedene Art des Ulrich Braeker. Die zwölf beigegebenen Holzschnitte von Ernst Würtenberger treffen ausgezeichnet den inneren Ton des Buches.

Die S. Bendixensche Übersetzung der „Erweckung des Calimachus" der Hrosuith von Gandersheim hat Else Schulhoff geschickt und klug bearbeitet (Berlin, Eduard Bloch). Die Aufführung des Schauspiels fand im letzten Winter im Lyzeumklub in Berlin statt unter freundlicher Teilnahme des Publikums.

Die außerordentlich lebendige, literarisch sehr reizvolle mittelalterliche „Vita Heinrici", das Leben Kaiser Heinrichs des Vierten, gibt Johannes Bühler in flüssiger deutscher Übertragung mit Nachwort und Erläuterungen heraus (Leipzig, Insel-Verlag).

Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß Lichtenberg noch lange nicht genug gelesen und gewürdigt wird. Dieser überlegene Kopf kann in seiner erstaunlichen Modernität und seiner ironischen Betrachtung des menschlichen Getriebes wesentlich zur Gewinnung eines festen Standpunktes beitragen. Da ist es denn besonders zu begrüßen, daß der gründliche Kenner des seltenen Mannes, Albert Leitzmann, Lichtenbergs Briefe an den berühmten Göttinger Arzt und Naturforscher Johann Friedrich Blumenbach herausgegeben und erläutert hat (Leipzig, Diederichsche Verlagsbuchhandlung).

Für die richtige Schätzung Hölderlins hat Norbert von Hellingrath vorbildliche und unvergängliche Arbeit geleistet. In seinem Buch „Hölderlin. Zwei Vorträge" (München, H. Bruckmann) weist der durch den Krieg uns Entrissene in „Hölderlin und die Deutschen" überzeugend nach, wie nah Hölderlin dem Tiefsten der deutschen Seele stand. In dem zweiten Vortrag „Hölderlins Wahnsinn" steht das Feinste, was über den großen Dichter je gesagt ist. — Auf Hellingraths Forschungen beruht die kluge Ausgabe der „Gedichte von Friedrich Hölderlin", die Erich Lichtenstein in einem sehr gut ausgestatteten und klar gedruckten Bande nach eigenen Gesichtspunkten veranstaltet hat (Jena, Erich Lichtenstein). — Eine köstliche Gabe von unausschöpfbarem Reiz sind die von Carl Viëtor herausgegebenen und mit Anmerkungen versehenen „Briefe der Diotima" (Leipzig, Insel-Verlag), zu denen Frieda Arnold ein Nachwort schrieb. Das meisterlich ausgestattete, durch eine Wiedergabe der Büste Susette Gontards von Landolin Ohnmacht und zwei Faksimiles bereicherte Buch erweckt aufs neue das schmerzliche Bedauern, daß Hölderlins Briefe an seine Freundin nicht erhalten sind und so der einzigartige Briefwechsel unvollständig bleiben muß.

Neben dem Tiefen und Schönen, das die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" von Wilhelm Heinrich Wackenroder und Ludwig Tieck (Leipzig, Insel-Verlag) bieten, sind sie fast von Tagesreiz durch ihre heftige Ablehnung, als ob Begriffliches je ein Kunstwerk schaffen oder recht betrachten helfen könne. Oskar Walzel hat dem Buche eine zu umfangreiche Einleitung vorangestellt.

Von Adalbert Stifters Roman „Der Nachsommer" ist eine schöne Dünndruckausgabe in biegsamem Einband erschienen (Leipzig, Insel-Verlag). Auch die nähere Beschäftigung mit Stifter, der diese Veröffentlichung entgegenkommt, zeigt eine fortschreitende Selbstbesinnung der deutschen Leser.

Von weiteren Einzeldrucken seien verzeichnet: „Aus des Angelus Silesius Cherubinischem Wandersmann nebst geistlichen Liedern", Ferdinand Raimunds romantisch-komisches Original-Zauberspiel „Der Alpenkönig und der Menschenfeind" (Leipzig, Insel-Verlag) und Fr. Th. Vischers „Faust. Der Tragödie dritter Teil. Treu im Geiste des zweiten Teils des Goetheschen Faust gedichtet von Deutobold Symbolizetti

Allegoriowitsch Mystifizinsky" mit einem Nachwort von Ernst Bergmann (Leipzig, Philipp Reclam jun.).

Ein Unternehmen von hohem bibliophilen Reiz stellen die Münchener Skriptor-Drucke dar, von denen drei feine, schmale Büchlein vorliegen (München, Dreimasken-Verlag). Sie sind geschrieben von Heinrich Jost, Ernst Heigenmoser und Anna Simons und auf bestem Papier unmittelbar vom Original durch die Offizin der Mandruck G. m. b. H., in München gedruckt. Die sehr empfehlenswerten Bändchen enthalten gut zusammengestellte und verständnisvoll ausgewählte Gedichte zu einem „Trostbüchlein", einer Trinkliedersammlung „Die Seele des Weines" und einer Rokoko-Anthologie „Das Rosenband". Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß derartige Geschenke für Bücherliebhaber in Deutschland mit Aussicht auf Erfolg wieder herausgebracht werden können.

Aus der Antike

Eine feinsinnige Übersetzung Pindars mit einer tiefgründigen Einleitung und eingehenden Erläuterungen gibt Franz Dornseiff (Leipzig, Insel-Verlag), die den großen griechischen Dichter, „die Zunge der archaischen griechischen Kunst", den breiteren Kreisen näher bringen wird. — In der Insel-Bücherei erschien Tibulls Sulpicia, eingeleitet und in deutsche Verse übertragen von Ad. F. Michaelis und Cornelii Taciti Germania im Originaltext. — Werner Grundig leitete seine mit Anmerkungen versehene Übersetzung der „politischen Grundlehren des Polybios von Megalopolis" ein als Bausteine für staatsbürgerliche Bildung (Leipzig, Philipp Reclam jun.).

Aus fremder Dichtung

Es ist sehr zu begrüßen, daß neben ausgezeichneten Übersetzungen der deutsche Buchhandel in verstärktem Maße fremde Werke in der Originalsprache herausgibt. Er kommt dabei dem tiefen deutschen Bildungsbedürfnis entgegen und verhindert zugleich, daß wir für solche Zwecke Geld an das Ausland geben, das wohl unsere Scheine nehmen will, sich aber in Verachtung und Ächtung alles Deutschen nicht genug tun kann.

Neben die zuverlässigen Bände der Tauchnitz-Edition, die von Bernard Shaw „Fannys First Play, Androcles and Pygmalion, Misalliance" und das sehr aufregende Buch von Edgar Rice Burroughs „Tarzan of the Apes" und die Novellen- und Skizzensammlung von O. Henry, „Cabbages and Kings" neu herausgebracht hat, treten nun die geschmackvollen Bände des Insel-Verlags: Molière, Le Malade Imaginaire; Charles Baudelaire, Les Fleurs du Mal mit einem Bild des Dichters; Charles Dickens, A Christmas Carol mit den Illustrationen von John Leech; Shakespeare, Sonnets; Petrarca, Trionfi; Cervantes, Rinconete y Cortadillo; Dostojewski, Der Großinquisitor, Iwans Alp; Russischer Parnaß, beide Bücher in russischer Schrift. Die Ausstattung und der verhältnismäßig geringe Preis könnte wohl auch Ausländer zur Bevorzugung dieser Bücher vor allem gegenüber den häßlichen französischen Bänden führen.

In deutscher Übersetzung liegen vor: Gogol, Tschitschikows Reiseerlebnisse oder Die toten Seelen, übertragen von H. Röhl (Leipzig, Insel-Verlag), und Maxim Gorki, Erinnerungen an Tolstoi

(München, Der Neue Merkur), die Gorki fast noch mehr charakterisieren als Tolstoi und durchaus Beachtung verdienen. — Tolstois Volkserzählungen in der Übersetzung von A. Eliasberg, neunzehn an der Zahl, und die Sammlung „Neue russische Erzähler", von demselben ausgewählt und übersetzt, kommen dem Bedürfnis nach näherem Kennenlernen der russischen Seele entgegen (Berlin, Furche-Verlag). Das letzte Buch vereinigt Novellen von siebzehn russischen Dichtern, darunter Beiträge von Kusmin, Mereschkowski, Sologub.

Im Insel-Verlag erschienen weiter: Oscar Wilde, Ein Gespräch von der Kunst und vom Leben, bei dem man wieder feststellt, daß Wilde uns in vielen seiner Werke gar nichts mehr angeht, und Mark Twain, Der geheimnisvolle Fremde, der den großen amerikanischen Humoristen von neuer Seite zeigt. Denn trotz der märchenhaften Einkleidung rechnet hier eine unerbittliche Schärfe und Bitterkeit schonungslos mit den Menschen und ihrem Dünkel und Wahnsinn ab.

* * *

An anderer Stelle dieses Heftes findet sich eine Übersicht über die Dante-Schriften, die zum Jubiläum des großen Florentiners erschienen sind. Sie sei hier vervollständigt durch den Hinweis auf die dritte, neubearbeitete Auflage von Karl Federns „Dante und seine Zeit" mit 26 Abbildungen (Stuttgart, Alfred Kröner), sowie auf das kleine Büchlein des gleichen Verfassers „Dante Alighieri" (Jena, Erich Lichtenstein). Als Prachtausgabe auf bestem Papier ist die „Göttliche Komödie" in der Übersetzung von Richard Zoozmann mit Zeichnungen von Hans Zoozmann als würdiges deutsches Jubiläumsgeschenk erschienen (Leipzig, Hesse & Becker).

Von der hier angezeigten Volksausgabe Shakespeares in 6 Bänden, deren Fortschreiten wir begrüßen, sind zwei neue Bände herausgekommen (Berlin, Georg Bondi). Sie bringen bekanntlich die neubearbeitete Übersetzung von Gundolf. — Von den hübschen Einzeldrucken Shakespearescher Werke, über die schon wiederholt berichtet wurde, sind weiter erschienen: Der Sturm; Was ihr wollt; König Lear (Leipzig, Insel-Verlag). Hier ist die Schlegel-Tiecksche Übertragung zugrunde gelegt.

Wenn man sich wieder mit den Flaubert, Balzac, Stendhal beschäftigt, zeigt sich der geistige Tiefstand des heutigen Frankreich mit furchtbarer Deutlichkeit, und man vermag die immer noch wenig gelockerte geistige Absperrung kaum zu bedauern. Denn was wir an Anregung von dem Frankreich der Poincaré und Briand erwarten können, lockt nicht zum Verweilen. Halten wir uns an das, was die früheren Franzosen der Welt gegeben haben. Flauberts Erzählung „Ein schlichtes Herz" ist von Ernst Hardt übertragen und Arthur Rimbauds Dichtungen von K. L. Ammer (Leipzig, Insel-Verlag). Stefan Zweig steuert eine Einleitung bei, während Ammer das Leben dieses einzigartigen Menschen nach seinen Briefen und Berrichons „Vie de Rimbaud" darstellt. Das an Jahren so kurze, an Inhalt so reiche Leben Rimbauds, der als Jüngling die Möglichkeiten der Kunst erschöpfte, um sich dann nur dem Leben in die Arme zu werfen, liest sich wie der aufregende Roman eines Mannes, dessen Kraft und Ansprüchen seine Zeit Gleichwertiges nicht bieten konnte. Die „Saison en Enfer" und die „Illuminations" reißen Pforten auf, hinter denen Unfaßbares lauert. Die Übertragung ist meisterlich.

Eine reine Freude und einen hohen Genuß bedeuten die lange vergriffenen, von Friedrich von Oppeln-Bronikowsky herausgegebenen Gesammelten Werke von Henri Beyle-de Stendhal, von der die beiden ersten, sehr wohltuend von Hugo Steiner (Prag) ausgestatteten Bände erschienen sind (Berlin, Propyläen-

Verlag). Der erste Band bringt in der ausgezeichneten, vom Herausgeber selber herrührenden Übersetzung mit einem Vorwort Stendhals nach Goethes Ansicht bestes Werk „Le Rouge et le Noir", der zweite „Die Kartause von Parma", übertragen von Arthur Schurig, mit der melancholischen Widmung „To the Happy Few". Schurig gibt auch Stendhals „Das Leben eines Sonderlings" in einer wunderschönen, durch Walter Tiemann mit Titel und schmiegsamem Einband versehenen Dünndruckausgabe heraus (Leipzig, Insel-Verlag). Es ist kein Zufall, daß Stendhal gegenwärtig in Deutschland mehr gelesen wird als in Frankreich. Gallischer Geist von der Art Stendhals wird bei uns immer vollstes, bewunderndes Verständnis finden, aber wo ist Geist seiner Art jetzt in Frankreich zu Hause?

Molières Meisterwerke in zwei Bänden, in der schon klassisch gewordenen Eindeutschung von Ludwig Fulda (Stuttgart, J. G. Cotta), konnten in 6. bis 8. Auflage erscheinen. Außer „Tartüff, Der Misanthrop, Die Schule der Frauen, Die Schule der Ehemänner, Der Geizige, George Dandin, Die gelehrten Frauen, Amphitryon, Der Zwist der Verliebten, Die Lästigen, Sganarell, Der eingebildete Kranke, Der bürgerliche Ehrenmann", die in früheren Auflagen enthalten waren, findet sich ein weiteres Stück „Die Zierpuppen", dessen Aufnahme eine gute Ergänzung bringt. Die große geistige Wendung hat uns vieles von Molières Schaffen ganz ferngerückt, aber es bleibt schon genug, das die Neuauflage willkommen macht.

* * *

Die berühmte Ausgabe der „Erzählungen aus den tausendundein Nächten", die in 12 Bänden 1907 erschienen war (Leipzig, Insel-Verlag), benutzte die Burtonsche englische Ausgabe als Vorlage. Jetzt ist der erste Band einer neuen vollständigen Ausgabe in 6 Bänden im gleichen Verlag erschienen, in der Enno Littmann die wunderreichen, farbigen Märchen unmittelbar nach dem arabischen Urtext der Kalkuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen hat. Auf die Abweichungen wird nach Vorliegen der gesamten Bände zurückzukommen sein. Heute sei hervorgehoben, daß die Einleitung von Hugo von Hofmannsthal auch hier erhalten ist, und daß der Band ein Muster deutscher Buchkunst darstellt. In schönes, rauhes, grünes Leinen gebunden, enthält er purpurrote Vorsatzblätter mit reichem Goldschmuck, die den Eindruck einer arabischen Handschrift hervorrufen. Marcus Behmer zeichnete Titel und Einband. Es ist trostreich, daß Bücher in dieser Vollendung wieder in Deutschland gedruckt werden können.

Von der ausgezeichneten Sammlung „Atlantis" (Jena, Eugen Diederichs) liegen Band 1 und 3 der „Volksmärchen der Kabylen" vor, herausgegeben von Leo Frobenius, dem großen Kenner der naiven Völker Afrikas. Band 1 enthält außer einer ausgezeichneten Einleitung die „Weisheit", Band 3 das „Fabelhafte". Die „Märchen der Weltliteratur", die eine Tat des Verlages bedeuten, werden durch diese Bände nach einer Seite hin erweitert, die gerade jetzt unser besonderes Interesse verdient. In dieser Sammlung gibt Else Lüders „Buddhistische Märchen aus dem alten Indien" in ihrer Übersetzung mit einer Einleitung von Heinrich Lüders und acht Tafeln heraus, die ein bedeutsames indisches Gegenstück zu den Erzählungen aus den tausendundein Nächten bilden. Der Band ist geschmackvoll und gut ausgestattet. — Eine moderne Nachdichtung des indischen „Gitagowinda" von Reinhard Vogel mit Bildern von Erich Eisbein erschien unter dem Titel „Des Liebesgottes Hirtenspiel" (Leipzig, Drei-Sonnen-Verlag). Die entzückende Feinheit dieses indischen Hohenliedes der Liebe kommt in der Nachdichtung voll zur Wirkung.

Goethe

Friedrich Wilhelm Riemers „Mitteilungen über Goethe" gibt auf Grund sehr umfangreicher und gründlicher Arbeiten und Vergleichung des handschriftlichen Nachlasses Arthur Pollmer heraus (Leipzig, Insel-Verlag). Die Bearbeitung, die an manchen Stellen ziemlich einschneidend ist, war notwendig, um Ballast früherer Ausgaben zu beseitigen, Äußerungen dritter Hand auszuscheiden und Zitate aus Goethes Werken und Briefen fortzulassen. Das Ganze, dem Ungedrucktes beigefügt werden konnte, wirkt nun frischer und echter. Pollmers Arbeit ist höchst verdienstvoll und wird der Goethe-Gemeinde sehr willkommen sein. 23 Abbildungen erhöhen die Freude über diese Veröffentlichung.

Der unermüdliche Wilhelm Bode ist mit zwei neuen Büchern auf dem Plan: der zweite Band seines „Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen", der die Zeit Napoleons 1803 bis 1816 umfaßt und wieder wie der erste gründliche und sorgfältige Arbeit bietet, und „Neues über Goethes Liebe" (Berlin, E. S. Mittler). Es scheint Bodes Geschick zu sein, daß man gerne mit ihm geht, solange er treulich Material zusammenträgt, aber ihm entgegentreten muß, wenn er eigene Wege geht. Dieses zweite Buch wäre besser unveröffentlicht geblieben.

Eduard Engels „Goethe, der Mann und das Werk" (Braunschweig, Georg Westermann) liegt in der neubearbeiteten 11. Auflage, nunmehr in zwei Bänden vor. Das wesentlich erweiterte Werk zeigt die unleugbaren Vorzüge der früheren Auflagen in verstärktem Maße. Eifer, Liebe, Sachkenntnis und Berücksichtigung wertvoller Neuerscheinungen halten das Werk frisch und werden es dem Goethe Fernerstehenden zu einem guten Führer machen. Aber Engel hat auch jetzt noch nicht eingesehen, wie sehr er durch seine Unbelehrbarkeit in der Frage der Frau von Stein die Grenzen zeigt, die seiner seelischen Reichweite gesetzt sind, und wie dadurch auch seine gesamte andere Arbeit an Wert einbüßt. — Ohne großen Anspruch tritt das schmale Goethe-Buch von Max J. Wolff auf, das sich an das Laienpublikum wendet und als eine Einführung gedacht ist (Leipzig, B. G. Teubner. Aus Natur und Geisteswelt, Band 497).

Adolf Trendelenburg läßt einen umfangreichen, 634 Seiten starken Band „Goethes Faust, der Tragödie zweiter Teil" (Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger) erscheinen, der von den üblichen Fausterklärungen schon in der Form abweicht. Denn einmal ist eine bei Goethe nicht vorhandene Teilung in Szenen und Auftritte durchgeführt, und zum andern jedem Akt eine längere Einleitung vorangestellt, die in der Form von Einzelabhandlungen die Arbeit des Dichters an dem Akte, die auftretenden Personen, die Örtlichkeit, den Gang der Handlung und Einzelheiten erörtert. Über die dadurch hervorgerufene Schwerfälligkeit ließe sich streiten, jedoch müssen die Genauigkeit und das gründliche, umfassende Wissen vorbehaltlos anerkannt werden.

Geschichte und Politik

Von dem rühmlichst bekannten „Georg Webers Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte" liegt der erste Band „Altertum" in 23. Auflage neu vor (Leipzig, Wilhelm Engelmann). Die beiden letzten Auflagen hat E. Schwabe bearbeitet, und es muß dankbar anerkannt werden, daß er den großen Anforderungen, die von der jüngsten Weltumwälzung an die geschichtliche Betrachtung gestellt werden, in entsagungsvoller Arbeit gerecht geworden ist. Ohne einer Tendenz nachzugehen, hat Schwabe den sozialen Massenbewegungen, der Wirt-

schafts- und Geistesgeschichte schärfere Beachtung geschenkt und die politischen Faktoren genauer herausgearbeitet, während er das eigentlich Kriegsgeschichtliche, von entscheidenden Höhepunkten abgesehen, zurücktreten läßt. Das Werk stellt eine bedeutende Leistung dar und kann auch in seiner neuen Form eindringlich empfohlen werden. Ein gutes Register erleichtert den Gebrauch. — Ein außerordentlich wertvolles Buch ist das neu aufgelegte Werk von Alfred Kirchhoff „Die deutschen Landschaften und Stämme“ (Leipzig, Bibliographisches Institut). Es handelt sich um einen Abdruck aus dem umfassenderen Buch „Das deutsche Volkstum“. Hier wird durchaus die Bestätigung erbracht, daß die Gesichtspunkte widernatürlicher Unsinn sind, nach denen die Grenzen des heutigen Deutschland festgesetzt sind. Deckten sich schon in Bismarcks Gründung die Grenzen von Staat und Volk nicht, so ist durch den Schandfrieden von Versailles ein Zustand geschaffen, der einfach keine Dauer haben kann. Aus dem Studium dieses Buches erwächst kräftigende und köstliche Erkenntnis, daß der Charakter losgerissener und bedrohter Teile deutschen Landes so urdeutsch ist, daß ein Zusammenschluß der Zueinandergehörigen durch keine Macht der Welt verhindert werden kann. — Als einen Teil der „Deutschen Landesgeschichten“, herausgegeben von Armin Tille, schrieb Otto Ditense die „Geschichte von Mecklenburg“ (Gotha, Fr. A. Perthes). Der stattliche Band führt die Geschichte beider Mecklenburg bis zum Jahre 1919. Neben der politischen Geschichte sind Kultur und Wirtschaft, Handel und Verkehr, Literatur, Verfassungsentwicklung, Kirchen- und Schulwesen ausführlich behandelt. Das Werk stellt sich als eine gründliche, kenntnisreiche, übersichtliche Arbeit dar, die jede Empfehlung verdient. Das Buch erschien zur 500-Jahrfeier der Universität Rostock.

Die glänzenden Vorzüge, die Albert von Hofmanns Werke auszeichnen, machen auch sein neues Buch „Das Land Italien und seine Geschichte“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) zu einer sehr willkommenen Gabe. Seine hier lebhaft gewürdigte und freudig begrüßte Methode, von der Gestaltung des Landes auszugehen und von ihr aus als der sichersten Grundlage die Geschicke der Völker in ihrem notwendigen Ablauf zu zeigen, bewährt sich neben dem frischen, anschaulichen Stil auch in diesem vom Verlag würdig ausgestatteten Bande.

Das klassische Werk „Freiher vom Stein“ von Max Lehmann (Leipzig, S. Hirzel) liegt in einer Neuausgabe in einem Bande vor. Der Göttinger Historiker hat wohl nicht leichten Herzens wichtige Abschnitte aus Gründen des Raumes gekürzt, aber dem Gesamteindruck schadet das nichts. Das Buch sollte so viele Leser wie nur möglich finden, denn die Vertiefung in das Leben des von religiösen Ethos getragenen Mannes bringt innere Aufrichtung, und zum andern erweist sich hier aufs neue, welche starke Wirkung von nationalen Gedanken ausgehen muß, wenn man es nur wagt, sie ohne byzantinisch-reaktionäre Verbrämung hinzustellen.

Ein sehr fruchtbarer Gedanke ist in der Sammlung „Der deutsche Staatsgedanke“ (München, Drei-Masken-Verlag) in die Tat umgesetzt. Neu liegen die beiden Bände „Joseph Görres, Rheinischer Merkur und Deutschland und die Revolution“ mit Auszügen aus den übrigen Staatsschriften vor, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Arno Duch. Die Beschäftigung mit den großen Ideen des begeisterten deutschen Vorkämpfers ist ein Gebot der Stunde. — Sehr wichtig ist auch die von Ludwig Bergsträsser zusammengestellte und eingeleitete Sammlung „Der politische Katholizismus“, dem ein zweiter Band folgen soll. — Das Gleiche gilt von „Adam Müllers Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur“, mit einem Vorwort von Arthur Sulz. — Im gleichen Verlag erschienen

zwei Bände von Lorenz von Stein, Geschichte der sozialen Bewegung; Band 1: Der Begriff der Gesellschaft und die soziale Geschichte der französischen Revolution bis zum Jahre 1830; Band 2: Die industrielle Gesellschaft, Der Sozialismus Frankreichs von 1830 bis 1848. Gottfried Salomon schrieb ein Vorwort, das der Persönlichkeit des Denkers und Gelehrten, der einen tiefgehenden Einfluß auf die Entwicklung der Wissenschaft ausgeübt hat, ganz gerecht wird. Gerade in unserer Zeit ist es wesentlich, zu den Quellen zurückzugehen, aus denen die Wurzeln der politischen Anschauungen und Auffassungen gespeist werden. Eine gründliche Beschäftigung mit Görres und Stein immunisiert gegen das politische Schlagwort. — Als Quelle der Schulung für politisches Denken sind auch die „Gesammelten politischen Schriften" Max Webers gedacht (ebenda). Sie lassen das Bedauern über den frühzeitigen Tod dieses Mannes wieder aufleben, der dem ganzen Volke unendlich viel, der Partei, der er nahe stand, Unersetzliches zu geben hatte. Vielleicht würde er bei der fortschreitenden Entwicklung später manches anders angesehen haben. Den 22 Aufsätzen sind sehr interessante politische Briefe beigegeben. Marianne Weber besorgte die Herausgabe.

Eine wichtige Neuerscheinung bilden die „Memoiren der Kaiserin Eugenie" von Graf Fleury in zwei Bänden (Leipzig, F. A. Brockhaus). Graf Fleury hat zum engsten Kreise der Kaiserin gehört und nach den Aufzeichnungen ihrer Aussprüche, nach Briefen, nach Gesprächen, nach privaten Urkunden und hinterlassenen Papieren der Hofgesellschaft ein Werk zusammengestellt, das er etwas unvorsichtig „Memoiren der Kaiserin" nennt. Auf vieles fällt aus dieser Veröffentlichung ganz neues Licht, auch auf die Stimmung der Kaiserin gegen Deutschland. Aber der Wert dieser Aufzeichnungen steht und fällt mit der Zuverlässigkeit des Grafen. Zu dieser Frage werden die Historiker das Wort nehmen müssen. Für das große Publikum bieten diese beiden gut ausgestatteten, mit reichem Bildschmuck versehenen Bilder eine Fülle des Interessanten.

In die Zeit Napoleons I. führt die „Wahre und abenteuerliche Lebensgeschichte eines Berliners, der in den Kriegsjahren 1807 bis 1815 in Spanien, Frankreich und Italien sich befand" von Carl Schwartze (München, Drei-Masken-Verlag), die Alexander von Gleichen-Rußwurm mit Anmerkungen und einem historischen Nachwort versah. Es ist sehr lehrreich, jene Zeit aus dem Gesichtswinkel eines Menschen zu sehen, der sie nicht überschauen konnte, sondern mitten in den gedrängten unteren Schichten stand. Hier ist eine wesentliche Ergänzung der politischen Erinnerungen führender Persönlichkeiten jener Zeit. Die anschauliche Frische der Darstellung macht das Buch höchst lebendig und anziehend, Abbildungen nach zeitgenössischen Stichen und Lithographien erhöhen den Reiz.

Jeder Deutsche, der Anteil an dem Ringen des tapferen irischen Volkes nimmt, wird die kenntnisreiche Arbeit von Johann Joseph Laux über den „Heiligen Kolumban, sein Leben und seine Schriften" (Freiburg, Herder) dankbar begrüßen, erweitert sie doch in ausgezeichneter Weise unsere geschichtliche Kenntnis vom Leben und Wirken des 615 verstorbenen Mannes, der in seinem Wesen alle Kräfte des irischen Volkes im Auszug vereinte. Dem gut ausgestatteten Buche sind sieben Bilder beigegeben.

* * *

Ein sonderbares Büchlein, das nicht im strengen Sinn in das Gebiet „Geschichte" hineingehört, ist die Schrift von Max Kemmerich „Die Berechnung der Geschichte und Deutschlands Zukunft" (Diessen vor München, Jos. C. Huber). Nach den von Stromer-Reichenbach aufgestellten Gesetzen vom internen und

externen Parallelismus muß bei dem Zusammentreffen von beiden oder bei Eintreten von analogen Ereignissen in bestimmtem Abstand in zwei unmittelbar benachbarten Völkerkreisen eine Wiederholung der Ereignisse eintreten. Für Deutschland folgert Kemmerich daraus, daß wir durch furchtbar schwere Jahre blutiger Umwälzungen noch hindurch müssen, daß aber dann Deutschland zu bisher nicht erreichter Blüte sich erheben wird. Für Einzelheiten — Kemmerich hat den Mut, sie genau zu prophezeien — ist hier nicht der Raum. Es lohnt sich, mit ihm sich auseinanderzusetzen, wenn wir es uns auch nicht nehmen lassen werden, im Glauben an die Kraft des Geistes selbst einer schicksalsmäßigen Entwicklung unsern Willen und unser „Trotzdem" entgegenzusetzen.

Gar nichts mehr mit Geschichte, aber sehr viel mit Politik, wenn auch mit einer erstaunlich kurzsichtigen, hat Arthur Holitschers Buch „Drei Monate in Sowjet-Rußland" (Berlin, S. Fischer) zu tun. Es hat etwas zugleich Rührendes und Erheiterndes, wie er mit den harten Tatsachen und seiner früher so gut bewährten Beobachtungsfähigkeit ringt, um wenigstens den Kommunismus als seelische Verfassung zu retten. Fatal ist, wie gelegentlich süßliche und schiefste Sentimentalität die Risse im Bau zu überkleistern versucht. Eine fürchterlichere Widerlegung, als durch die gegenwärtigen Ereignisse in Rußland, konnte dieses Buch nicht finden.

Zeitschriften

Auf die erhöhte Bedeutung, die dem grenzlanddeutschen Geiste für das gesamte Deutschtum zukommt, ist hier wieder und wieder hingewiesen worden. Wir freuen uns der Feststellung, daß diesem Grenzlandgeist im Süden wie im Nordosten Sammelpunkte des geistigen und kulturellen Lebens erwachsen sind, wie wir sie besser nicht wünschen können. Die Leistungen der beiden Zeitschriften „Deutsches Südland" in Klagenfurt, geleitet von Josef Friedrich Perkonig, der ja den Lesern der „Deutschen Rundschau" kein Fremder ist, und die „Ostdeutschen Monatshefte" in Danzig, geleitet von Carl Lange, verdienen rückhaltlose Anerkennung. Beiden Herausgebern ist es in kurzer Zeit gelungen, wie in einem Brennspiegel die Strahlen des geistigen, kulturellen, künstlerischen und seelischen Lebens ihrer Heimat aufzufangen und sie rein und klar zurückzustrahlen. Mit Umsicht, Feinheit, tiefem Verständnis und einem warmen Herzen gehen beide zu Werke. Sie stehen beide im Kampf ums Deutschtum. Es ist unsere Pflicht, sie nach unseren Kräften zu unterstützen. — Wir lenken weiter die Aufmerksamkeit auf das taktvolle und geschickte Buch Carl Langes „Der Kronprinz und sein wahres Gesicht" (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow), das dazu beitragen kann, die Nebelschwaden giftiger Lüge zu zerstreuen, und auf seine von tiefem Gefühl durchbluteten, formschönen Gedichte „Strom aus der Tiefe" (Berlin, Furche-Verlag). R. P.

Politische Rundschau

Der Monat August hinterließ bei der täglichen Zeitungslektüre den Eindruck fast völliger Ruhe. Der Vormarsch der Griechen gegen die Türken, die Tagung des Obersten Rates, die Schwierigkeiten, in welche die Spanier in Marokko gerieten, waren die einzigen Ereignisse, die den Zeitungsleser aus seinem sommerlichen Halbschlummer emporfahren ließen. Überschlägt man nun aber am Monatsende den Gesamtertrag der Meldungen, so ist der Monat ganz so still doch nicht verlaufen.

Das Leben regte sich hauptsächlich im östlichen Europa und vorderen Asien. Dort dürfen wir Polen als Mittelpunkt der Kristallisationsvorgänge ansehen, die teils die neuen Mittelstaaten südöstlich von uns, teils die in unserm Nordosten in Bewegung halten. Beide Bündnisgruppen suchen Polen und streben bald zu ihm hin, bald wollen sie von ihm fort, ohne daß bisher ein Ergebnis sichtbar wird. Pariser Meldungen verrieten uns um die Mitte des Monats, daß auch wir selbst schon in die Bewegung hineingezogen sind und ebenfalls nach einer Verständigung mit dem durch den Krieg wieder hervorgezauberten slawischen Weichselstaate trachten. Dieser selbst, obwohl ohne inneren Halt und in seinen wirtschaftlichen Verhältnissen traurig zerrüttet, wartet ab oder erweckt mindestens den Schein, als könne er sich gedulden. Seine Regierung verweist auf die ungelösten Grenzfragen, mit denen sie sich noch herumschlage. Wilna, um das sie sich mit Litauen streitet, springt ins Bereich der Randstaatengruppe vor, Ostgalizien, dessen ukrainische Bevölkerung nach Selbständigkeit verlangt, ins Bereich des kleinen Verbandes, Oberschlesien endlich gehört Deutschland. Polen hat sich Wilnas und eines beträchtlichen Teiles Oberschlesiens mit Waffengewalt, Ostgaliziens kraft eines Auftrags des Obersten Rats bemächtigt und polonisiert dort einstweilen nach Kräften. Es möchte jedoch erst an allen drei Enden die Beute ganz und gar in seine Scheuern ernten. Dann sei es an der Zeit, sich festzulegen und Bündnisse einzugehen.

Aber Polen entscheidet über seine Politik nicht allein. Das Geschöpf Frankreichs, muß es dieses in vielem für sich handeln lassen und ist ohne Zweifel auch willig dazu. Frankreich wünscht Polen sowohl in der Randstaatengruppe wie im kleinen Verbande mit dabei zu sehen. Hier ist der rumänische Außenminister Take Jonescu, dort der finnische Außenminister Holski der Agent Frankreichs zur Umwerbung der Polen und zur Gewinnung der Verbündeten für den Gedanken des polnischen Anschlusses.

Die Verhandlungen der Randstaaten beschränkten sich ursprünglich auf die Rußland ostseewärts unmittelbar vorgelagerten drei Staaten Estland, Lettland und Litauen. Sie scheinen nur lebensfähig, solange wie Rußland sie leben läßt — es sei denn, daß Schweden und Deutschland sie gemeinsam in ihr Leben hineinziehen und mittragen sollten. Aber diese letzte Möglichkeit ist zur Stunde kaum ernsthaft mit in Betracht zu ziehen. Weder scheint eine Annäherung Schwedens und Deutschlands bis zu dem Ziele einer einheitlichen Ostseepolitik in Sicht zu sein, noch würde sie Englands und Frankreichs Billigung finden, vielmehr mit dem erbitterten Einspruch beider rechnen müssen. Es bleibt daher den drei Randstaaten nur der Ausweg, daß sie sich untereinander verbinden und durch wirtschaftliche Leistung möglichst stark zu machen versuchen. Am 21. und 22. Juli haben ihre Vertreter in Reval überlegt, ob die Zollgrenzen zwischen den drei Staaten fallen könnten. Estland und Lettland waren sich einig; das wirtschaftlich in erheblichem Vorsprung befindliche Litauen jedoch machte Vorbehalte. Gleich darauf fand in Helsingfors eine Besprechung aller Randstaaten unter Einbeziehung auch Finnlands und Polens statt. Unverkennbar hatte Frankreich sie betrieben und sie gegen den Widerstand der öffentlichen Meinung Finnlands durch Dienste, die es den Finanzen Finnlands und der finnischen Wirtschaft erwies, wie durch seinen Einfluß auf den finnischen Außenminister erzwungen. Über die am 28. Juli beendigte Besprechung wurde in Helsingfors amtlich mitgeteilt: „Da die friedliche Befestigung der neuen osteuropäischen Staaten von vitaler Bedeutung für die auf der Konferenz vertretenen Staaten und für den bleibenden Frieden in Osteuropa ist, haben diese Staaten beschlossen, auf Grund der Gemeinsamkeit ihrer wirtschaftlichen und politischen Interessen die Minister des Äußern der baltischen Staaten von Zeit zu Zeit zu Konferenzen zusammenzuberufen. Die nächste Konferenz wird in Warschau abgehalten werden. Die Konferenz spricht den

Wunsch aus, daß die schwebenden oder abgeschlossenen Verhandlungen über wirtschaftliche Abmachungen zwischen gewissen an der Konferenz beteiligten Staaten vervollkommnet würden durch den baldigen Abschluß von Handelsverträgen und Übereinkommen über wirtschaftliche und Verkehrsfragen zwischen den übrigen Teilnehmern an der Konferenz." Wir werden gut tun, auch die Gewalttätigkeit, womit der neue französische Oberkommissar in Memel das Deutschtum dort knechtet, und durch die er das Land unter polnische oder litauische Botmäßigkeit bringen will, sowie den Nachdruck, womit das Wirtschaftsabkommen zwischen Danzig und Polen im Laufe des August bis zur Unterschrift gefördert worden ist, in den Zusammenhang der großen französischen Randstaatenpolitik einzuordnen. Dann brauchen wir uns über das, was in Danzig und Memel gegen uns vorgeht, kein X für ein U vorzumachen.

Der Helsingforser Tagung waren Meldungen vorangeeilt, daß auf ihr auch über einen Abwehrvertrag gegen Sowjetrußland verhandelt werden würde. Er hätte nicht nur grundsätzlich der antibolschewistisch eingestellten Politik Frankreichs ein besonders wertvolles Ergebnis der Beratungen bedeuten müssen. Auch für den Augenblick wäre er ihr sicher erwünscht gekommen. Denn der polnische Schützling Frankreichs könnte eine solche Kundgebung der übrigen Randstaaten zu seinen Gunsten zurzeit gut gebrauchen, weil wieder Spannung in den Beziehungen zwischen Polen und Sowjetrußland herrscht. Aber sofort leugnete der finnische Ministerpräsident ab, daß die Frage auf die Tagesordnung der Besprechung kommen werde, und die estländische Regierung beeilte sich, ihre Genugtuung darüber auszudrücken, daß sie der russischen Regierung durch freundschaftliche Gefühle verbunden sei. Litauen und Polen sind Wilnas wegen ohnehin zurzeit noch von einem friedlichen Einvernehmen weit entfernt; sie scheinen sich in Helsingfors sogar geradezu aneinander gerieben zu haben. Unaufgeklärt ist geblieben, ob der finnische Außenminister nicht doch Frankreich zuliebe seinen Staat im stillen den Polen fester verpflichtet hat, als es sein Ministerpräsident einräumen wollte. Sollte jedoch selbst dies der Fall sein, so ist das Fünfstaatenverhältnis an der Ostsee trotzdem noch ein unfertiges Werkzeug in den Händen der Franzosen. Einmal betrachtet England das französische Eindringen auch in die Ostsee mit scheelen Augen. Es hat alsbald einige seiner Kriegsschiffe sowohl Helsingfors und Reval wie anschließend daran Stockholm besuchen lassen. Sodann laufen von den wirtschaftlichen und geistigen Fäden, die von alters her Deutschland mit den heutigen Randstaaten außer Polen verknüpfen, doch noch viele weiter. Andere hat der Krieg neu angesponnen. Andere wieder schafft heute der Zwang der wirtschaftlichen Not drüben und der deutsche Arbeitseifer hüben. Frankreich kann wohl von Fall zu Fall das Geld aufbringen, um einem der Randstaaten, wie letzthin Finnland durch die Übernahme der finnischen Holzvorräte, aus augenblicklicher Bedrängnis zu helfen. Es macht sich dafür durch günstige Handelsverträge und das Versprechen politischer Gegendienste bezahlt. Aber zum Aufbau brauchen alle unsere östlichen Nachbarn den Deutschen. Sie wissen es, und niemand besser als die beiden aussichtsreichsten Randstaaten Finnland und Litauen. Dankenswerterweise verheimlichen sie es auch nicht. Auf diesen Ländern ruhte der Blick eines Ludendorff und Grafen Goltz im Kriege voller Zuversicht; ihre Entwicklungsfähigkeit hat noch niemand mehr zum Handanlegen gereizt, als die Besten unseres Heeres, herunter oft bis zum schlichten Landsturmmanne. Sie werden sich gewiß auch in Zukunft durch keine französische Intrige daran hindern lassen, der ungeheuren Einsturzgefahr, die ganz Ost- und Mitteleuropa seit dem Kriegsende bedroht, gemeinsam mit uns zu wehren und gemeinsam mit uns hinterher zu neuer großer Leistung in der Wirtschaft wie auf den Gebieten der geistigen Kultur emporzusteigen.

Unterwegs ist Frankreich doch auch noch mit dem kleinen Verbande im Südosten. Das mißglückte Osterabenteuer Kaiser Karls ist in seinen Folgen für Frankreich dort noch immer nicht überwunden. Am 21. Juli haben Jugoslawien und Rumänien ihren Bündnisvertrag veröffentlicht. Er richtet sich ohne Verhüllung gegen Bulgarien und Ungarn. Es wird offen von ihnen vorausgesetzt, daß sie sich mit ihren Gebietsverkürzungen durch die Friedensschlüsse von Trianon und Neuilly nur dann abfinden werden, wenn man sie überzeugt, daß sie auf Granit beißen. Der Artikel 2 des Vertrages sieht deshalb auch eine besondere Militärkonvention zwischen den beiden vertragschließenden Staaten vor. Die älteren Verträge zwischen der Tschechoslowakei und Rumänien sowie zwischen der Tschechoslowakei und Jugoslawien sollen denselben Wortlaut haben. Nachdem sich nun aber die drei Nutznießer des österreichischen Zusammenbruchs gegen die Enterbten gesichert haben, lassen sie es nicht an Anstrengungen fehlen, die Enterbten in die Bündnisgemeinschaft mit einzubeziehen. Sie wollen selbst zu Deutschösterreich gute Beziehungen pflegen, um daraufhin auch dem benachbarten Polen Deckung zu gewähren. Der tschechische Handelsminister weilte vorläufig schon einmal zum Zwecke eines Handelsabkommens in Warschau, und der Leiter der tschechischen Republik hatte während der vergangenen Wochen sowohl mit dem Präsidenten der Republik Österreich als mit den Ungarn eine persönliche Zusammenkunft. Tschechisch-ungarische Abmachungen scheinen bereits zu Papier gebracht worden zu sein. Im Süden wird ebenso eifrig daran gearbeitet, Bulgarien und Jugoslawien einander freundlich zu stimmen, obwohl die mazedonische Frage seit dem Kriege mehr denn je als schier unüberwindliches Hindernis dazwischen steht. Der deutsche Sozialist Wendel hat uns vor einigen Wochen in einem beachtenswerten Aufsatz der „Deutschen Politik" zu überreden versucht, daß der Zusammenbruch Österreich-Ungarns von seinen südslawischen Gebieten aus ähnlich wie das Versagen Bulgariens am Schlusse des Weltkrieges, womit der Zusammenbruch ganz Mitteleuropas begann, letzten Endes die Folge einer kleinbäuerlichen Revolution gewesen sei. Die im großserbischen Bereich sitzenden Kleinbauern hätten endlich die Knechtschaft der mohammedanischen und magyarischen Großgrundbesitzer von sich geworfen. Der greise serbische Ministerpräsident Pasitsch wäre der Exponent ihrer Bestrebungen in der serbischen Politik seit zwanzig und mehr Jahren. Die Frucht der Bestrebungen sei nunmehr Jugoslawien. Der Fortgang und die Vollendung der Revolution hänge davon ab, ob die bulgarischen Kleinbauern ihre Interessengemeinschaft mit den südslawischen Klassengenossen begriffen. Dann hätten wir als Ergebnis des Weltkrieges im Südosten eine wirklich zukunftsreiche und auch vom deutschen Standpunkt aus zu begrüßende und von uns zu unterstützende mächtige Staatsbildung. Wendel sieht vermutlich für einen Politiker zu tief in die Zusammenhänge hinein. Aber seine Auffassung von den Dingen im Auge zu behalten, erscheint durchaus angemessen. Bulgarien wird gegenwärtig unter dem Drucke der Westmächte von dem Kleinbauernführer Stambulijski regiert. Er hat mit wachsendem Widerstande zu kämpfen. Der Widerstand entspringt vornehmlich innerpolitischen, wirtschaftlichen Gegensätzen. Er ist jedoch auch nicht frei von außenpolitischen Einschlägen. Die Westmächte greifen neuerdings bei der Aufsicht über die bulgarischen Finanzen schärfer durch; sie beanstanden die Umbildung des bulgarischen Heeres und fordern seine Entwaffnung. Es muß sie beunruhigen, daß die Stimmung in Bulgarien durch die Fortschritte der Kemalisten in Kleinasien in Mitleidenschaft gezogen wurde und daß sich dabei vom Kriege her die bulgarisch-türkischen Beziehungen als unerwartet innig erkennen ließen. Hinzu mag kommen, daß sich ähnlich wie in den Randstaaten auch im Bereich der Staaten des kleinen Verbandes die Neigung zur Pflege wirtschaftlicher und geistig kultureller Verbindungen mit dem deutschen Volke nicht mehr unterdrücken läßt. In Jugoslawien, in Bulgarien,

in Rumänien — überall gibt sie sich bald auf die eine, bald auf die andere Art kund. Heute unter den Intellektuellen oder den Kaufleuten, morgen in den Ministerien, die es mit dem Verkehr und der Wirtschaft zu tun haben. Die ganze natürliche Stärke zumal unserer wirtschaftlichen Stellung in den östlich an uns angrenzenden Ländern gelangt darin zum Ausdruck. Vielleicht fällt dieses lebhafte Bedürfnis, das auch der Südosten nach der Wiederzusammenarbeit mit uns empfindet, in jüngster Zeit für die französische Politik dort sogar schon mehr ins Gewicht, als die englische Eifersüchtelei und der englische Wettbewerb. Auffällig still ist es um Italiens Anteil an der politischen Reorganisation des europäischen Südostens geworden. Nach dem Verlaufe der Vorkonferenz Italiens mit den österreichischen Nachfolgestaaten in Rom hätte man von der Konferenz selber, die in Portoroso tagt, deutlichere und raschere Ergebnisse erwarten sollen. Anscheinend schleppen sich die Verhandlungen hin. Wohl war der Präsident der Tschechoslowakei im vergangenen Monat persönlich in Rom. Anscheinend aber geht das Trachten der Staaten des kleinen Verbandes doch dahin, in erhöhtem Maße die Regelung der politischen Verhältnisse des Südostens selber in die Gewalt zu bekommen, und Frankreich unterstützt sie dabei in der Berechnung, damit zugleich wieder Italien den Vorsprung abzugewinnen. Ob es sich nicht letzten Endes damit verrechnet, steht dahin. Eine Nachricht, nach der die Tschechoslowakei mit ihm ein besonderes Schutz- und Trutzbündnis abgeschlossen habe, wurde Ende Juli von dem tschechischen Außenminister, übrigens einem Franzosenfreunde, als unrichtig bezeichnet.

Hinderlich ist der äußeren Machtentfaltung des kleinen Verbandes, daß seine sämtlichen Mitglieder beträchtliche innere Schwierigkeiten zu bestehen haben. Aus dem tschechischen Parlament sind die deutschen Abgeordneten, mit Ausnahme der Sozialdemokraten, ausgeschieden, und auch diese wollen nur darin geblieben sein, um die Tschechen nicht unbeobachtet schalten und walten zu lassen. Der Austritt der Deutschen stellt sich als das folgerichtige Ende einer langen Reihe von Mißachtungen und Vergewaltigungen der Staatsangehörigen deutscher Rasse durch die Tschechen dar. Umgekehrt haben die Slowenen und Kroaten die ihres Erachtens einseitig auf den Vorteil der Serben zugeschnittene jugoslawische Verfassung nicht anerkannt und halten sich deshalb dem jugoslawischen Parlamente fern. Daß Stambulijski in Bulgarien täglich fallen kann, wurde schon gesagt. Auch die inneren Verhältnisse Rumäniens sind noch nicht wieder durchsichtig. Jugoslawien kann außerdem nicht unberührt davon bleiben, daß in seinem Rücken Albanien nicht zur Ruhe kommt. Der Völkerbund hat mit seiner Albanien betreffenden Entscheidung so wenig Zufriedenheit geschaffen wie sonst irgendwo. Mitte Juli setzte sich der Stamm der Mirditen wieder in Bewegung; die gesamte albanische Bevölkerung wurde daraufhin serbischen Nachrichten zufolge unter die Waffen gerufen. Anderseits darf aber auch nicht unterschätzt werden, daß angesichts der noch frischen Freude am eigenen Staatsleben die Regierungen der österreichischen Nachfolgestaaten im allgemeinen außer der in Wien eine feste Hand zeigen. Unsere sozialistischen Zeitungen jammern über die Fortschritte, die der weiße Schrecken in Jugoslawien nach dem Beispiele Ungarns mache. Mit den damit gemeinten nachdrücklichen Vorkehrungen gegen kommunistische Umtriebe, die durch einen Mordanfall auf den Kronprinzen hervorgerufen wurden, verknüpfen sich in Jugoslawien bemerkenswerte Versuche, jüdischen Zuzug fernzuhalten. Alle diese Staaten müssen von uns vorerst als politische Faktoren mit in Rechnung gestellt werden. Unter der zwiefachen Bedingung, daß sie sich dem Anschlusse Deutschösterreichs an das Reich auf die Dauer nicht widersetzen, und daß sie unseren Volksgenossen in ihren Grenzen (sie alle haben deren in geschlossenen Siedlungen unter sich) die Freiheit gewähren und mit Achtung begegnen, dürfte auch von unserer Seite aus gegen ihren Bestand kaum etwas einzu-

wenden sein. Wir sollten im Gegenteil an ihrer Festigung nach Möglichkeit mitarbeiten. Österreich-Ungarn wieder aufzubauen, nachdem es einmal gestürzt ist, haben wir bei aller Dankbarkeit, mit der uns die Erinnerung an seinen Todeskampf an unserer Seite erfüllt, schwerlich einen Anlaß. Die Voraussetzungen, unter deren sein Bau einstmals zusammenhielt, waren nicht mehr vorhanden und sind menschlichem Ermessen nach nicht mehr zu erneuern. Die Mühe wäre also vergebens.

Überlassen wir sie also Frankreich. Uns könnte nur recht sein, wenn sich unser westlicher Nachbar an zwei solchen Phantomen abmühte, wie es so gut wie sicher die Errichtung der Donaukonföderation als gespenstischer Nachbildung des alten Habsburgerstaates und wie es vermutlich doch auch der großpolnische Imperialismus ist.

Daß Frankreich, auch wenn oder gerade wenn es Phantome verfolgt, rührig und zäh ist, hat es schon wiederholt in der Geschichte bewiesen und beweist es uns eben wieder zu unserem empfindlichen Nachteil in Oberschlesien. Es will uns Oberschlesien nehmen und Polen zuteilen. Darüber ließ bereits Clemenceau bei den Verhandlungen mit Wilson und Lloyd George, die zum Versailler Frieden führten, keinen Zweifel. Keynes hat uns davon in seinem bekannten Buche unterrichtet; seine Mitteilungen wurden nur leider in Deutschland nicht sofort nach dem Erscheinen des Buches ihrem Werte nach gewürdigt. Frankreich schloß dann, wie kürzlich ebenfalls ausgeplaudert wurde, im Februar 1921 — unmittelbar vor der Abstimmung, nachdem die Versuche, sie zu verhindern, mißglückt waren — ein Bündnis mit Polen, das darauf hinausläuft, Polen den Erwerb Oberschlesiens, dem Versailler Vertrage zum Trotz, zu verbürgen. Dieses Bündnis verpflichtet und bindet Frankreich heute. Der polnische Einbruch in Oberschlesien im Mai wurde durch das Bündnis möglich und möglich auch, daß die französischen Truppen dort unter der Führung des Generals Le Rond den Polen jede erdenkliche Hilfe leisteten und noch immer leisten. Der begreifliche Wunsch Englands, vor der Konferenz in Washington in der alten Welt tunlichst geordnete Verhältnisse einkehren zu sehen, nötigte die Franzosen soeben in Paris, das Bündnis einzugestehen und sich vor England zu ihm zu bekennen. Sie haben damit Erfolg gehabt. Lloyd George ging von dem seit Mai eingenommenen Standpunkte der Zugehörigkeit des Industriegebiets zur deutschen Wirtschaft mit der Ausnahme von Pleß und Rybnik ab und ließ sich auf die Erörterung einer regelrechten Teilung des Landes ein. Es scheint, daß dank weitestem Entgegenkommen des englischen Ministers in der Sache die Meinungen zuletzt nahe aneinander kamen. Aber die englischen Sachverständigen gingen nicht mit, und so getraute sich Lloyd George der englischen öffentlichen Meinung gegenüber noch nicht, auf der Stelle das entscheidende Wort zu sprechen, das Briand und mit ihm Polen als Sieger in dem Streite zeigte. Briand schlug ihm den Ausweg vor, die Verantwortung auf den Völkerbund abzuwälzen und ihn um ein Gutachten anzugehen. Wir lesen in Eckardsteins Memoiren, daß sich 1899 die deutsche Diplomatie mit dem Gedanken trug, auf jeden Anteil Deutschlands an den Samoainseln zu verzichten und sich in Afrika entschädigen zu lassen. Aber sie wagte den Verzicht dem deutschen Volke nicht einzugestehen und erbat deshalb von England die Zustimmung zu dem falschen Zauber eines Schiedsspruches des Schwedenkönigs, der das deutsche Volk in die Täuschung versetzen sollte, als gehe seine Regierung nur dem Rechte sich beugend aus Samoa hinaus. Es ist die gewöhnliche Form, in der Großmächte schiedsrichterlichen Entscheidungen sich zu unterwerfen belieben. Haben wir es auch diesmal mit einem solchen Falle zu tun? Bedarf der englische Politiker des Völkerbundes nur als Mäntelchen, um sich gegen seine eigenen Landsleute zu schützen? Bei Frankreichs Führerstellung im Völkerbunde haben wir uns des schlimmsten zu versehen. So wie der Völkerbund Polen in Wilna läßt, wird er kaum viel dagegen einzuwenden haben, daß es auch von dem größeren Teile Oberschlesiens Besitz ergreift.

Frankreich aber hat inzwischen in Paris neben der Anweisung auf den Völkerbund von England auch schon die bisher verweigerte Einwilligung in die sofortige Verstärkung der Verbandstruppen in Oberschlesien erhalten. Es weiß, weshalb es sie betreibt, und wird am Tage der gutachtlichen Äußerung des Völkerbundes an der Oder stark genug sein, jeder Auflehnung von deutscher Seite gegen den Handel zuvorzukommen, den die Westmächte mit einer unserer kostbarsten Provinzen treiben.

Der Erfolg in Oberschlesien wird Frankreich ermutigen, seine Bemühungen zu verdoppeln, damit Polen sowohl an der Randstaatengruppe wie am Kleinen Verbande die ihm von Frankreich verheißene Stütze erhält. Was ihm zur Stunde erst halb gelungen ist, mag ihm dann ganz glücken. Alle unsere Erwartungen müßten sich, wenn Oberschlesien zum wertvolleren Teile Polen zugesprochen wird, vielleicht auf lange hinaus darauf beschränken, daß der polnische Imperialismus doch nur eine Seifenblase ist und eines Tages zergehen muß, und daß auf die Dauer weder die Randstaaten noch die Staaten des Kleinen Verbandes gegen uns regiert werden können. Erfreulich wäre es natürlich, wenn Polen selbst noch beizeiten zur Einsicht käme und sich eingestände, daß es ohne uns wohl eine Weile in allen Regenbogenfarben zu schillern, aber nicht aufrecht zu bleiben vermag. Insofern wären die Nachrichten von der Anbahnung einer Verständigung zwischen ihm und uns, ebenso wie einzelne Meldungen über Anzeichen zunehmender Besinnung in der polnischen Bevölkerung Oberschlesiens gewiß zu begrüßen. Es fällt jedoch schwer, daran zu glauben. Fast schwerer noch fällt es zu hoffen, daß die Verhandlungen von uns bei allem Wohlwollen für Polens wirtschaftliche Erholung mit jener politischen Selbstachtung geführt werden würden, die allein das unwillkürliche Gefühl der Genugtuung in uns über eine etwaige Bereitschaft Polens rechtfertigen könnten. Frankreich ist übrigens auch in seiner näheren Umgebung nicht untätig geblieben. Es hat das Zonenabkommen mit der Schweiz unter Dach und Fach gebracht, sich dabei monatelang bitten lassen, bis es der Schweiz ein Scheinzugeständnis machte, auf das hin die eidgenössische Regierung die Unterzeichnung auf sich nahm. Das Gefühl der Nötigung ist nun in der Schweiz doch allgemein. Gleichzeitig hat Belgien die luxemburgischen Bahnen durch ein Abkommen endgültig mit Beschlag belegt. Die Franzosen feiern in der alten Feste, die das alte Reich, das Heilige römische Reich deutscher Nation nie in ihren Besitz hatte geraten lassen, ihren 14. Juli als Siegesfest, und deutsche Lichtspieltheater führen in ihrer Übersicht über die Woche die Aufnahmen davon vor, ohne daß sich ein Einspruch erhebt, vielleicht ohne daß auch nur ein Herz heftiger schlägt. 1867 wäre Bismarck noch beinahe durch die öffentliche Meinung gestürzt worden, weil er, um einen Krieg mit Napoleon zu vermeiden, in die Neutralisierung des Großherzogtums willigte!

Ist Frankreich wirklich auch in Marokko bei Melilla gegen die Spanier im Spiel? Die französische Presse posaunte die spanischen Verluste, noch ehe zuverlässige Nachrichten darüber vorliegen konnten, als vernichtend in die Welt hinaus. Ihre Genugtuung darüber, daß Spanien nicht genug Truppen mobil hat, um gleichzeitig in Marokko durchzugreifen und die Heimat, namentlich Katalonien, gegen die schon gefährlich angeschwollene kommunistische Bewegung zu schützen, ist unverkennbar. Die Franzosen hofften offenbar, den liberalen Parteiführer Romanones in der Verwirrung wieder ans Ruder zu bringen. Er ist ihr Freund, während das bisherige Ministerium die Freundschaft mit England pflegte und die allgemeine Stimmung immer noch stark deutschfreundlich ist. König Alfons aber hat in Würdigung der ernsten Lage dem willenskräftigsten seiner Staatsmänner, dem alten Konservativen Maura, das Ministerpräsidium angeboten. Er ist also bereit, den Kampf mit den Gefahren innen und außen aufzunehmen. Spaniens Ansehen in der Welt hat sich zusammen mit dem Aufstieg der lateinischen Republiken auf süd- und mittel-

amerikanischem Boden so sehr gehoben, daß es ebenso begreiflich ist, wenn Frankreich in Verfolgung seiner traditionellen Politik auf eine neue Demütigung Spaniens sinnt, wie wir umgekehrt dringend wünschen müssen, Spanien möge aus der Krisis gestärkt hervorgehen.

Es ist zurzeit kaum ein schärferer Gegensatz denkbar als zwischen der Art der französischen und englischen Politik. Die französische kommt an hundert Stellen tätig und ausgreifend zum Vorschein; die englische Politik steckt bedachtsam einen ihrer Pflöcke nach dem andern zurück, beherrscht von der Sorge, daß sie demnächst am rechten Platze nicht über die nötige Bewegungsfreiheit verfügen möchte. Je gewisser Frankreich wird, daß der Engländer leise tritt, desto mehr nutzt es die Stunde. Es weiß, daß der Verband von England vorerst nicht preisgegeben werden wird, und handelt entsprechend.

Die Neuordnung der Verfassung des englischen Imperiums ist der nächsten Reichskonferenz vorbehalten worden. Aber offenbar hat das englische Ministerium schon auf der gegenwärtigen Tagung in ein Ausmaß von Selbständigkeit der großen Dominien eingewilligt, an dem nicht mehr gerüttelt werden kann. Zugestanden dürfte sein, daß die auswärtige Politik des Mutterlandes und insbesondere jede Verpflichtung, die sie eingeht, die Zustimmung der Dominien braucht. Darüber hinaus wird Kanadas Rat bei allen Verhandlungen zwischen England und den Vereinigten Staaten den Ausschlag geben. Die Dominien werden eigene Flotten und die dazu gehörigen Docks und Ausrüstungseinrichtungen unterhalten. Bei allen Mißverständnissen zwischen dem Mutterland und einem Dominium wird künftig allein die Reichskonferenz zuständig sein. Demgegenüber haben die Dominien ihrerseits allerdings den König ihrer Treue versichert und sich zur Erhaltung der Verfassung bekannt.

Unvertreten sind in der Reichskonferenz noch Irland, Ägypten und Indien. Lloyd George hat die Sitzung des Obersten Rates in Paris am 12. plötzlich verlassen, weil ihn eine Antwort de Valeras zu sofortigem Eingriff in die irischen Verhandlungen zwinge. De Valera hatte vorweg die Entlassung aller in englischer Haft befindlichen Iren gefordert, die von den Sinnfeinern zu Abgeordneten gewählt worden sind. Die Engländer gaben alle bis auf einen heraus; sie entließen auch den letzten noch. Sie gaben es als ein trostreiches Zeichen aus, daß der Bürgerkrieg in Irland vollständig aufgehört habe. Aber nun hat de Valera Lloyd George doch eine Antwort erteilt, von der dieser sagt, daß sie ein Recht Irlands, sich vom britischen Reiche zu trennen, in Anspruch nehme, das England nicht zugeben könne. „Die geographische Lage Irlands" mache Irland zu einem untrennbaren Teile Großbritanniens. Geboten hatte er — wie wir in der vorigen Rundschau schon vermuteten — alle Rechte eines Dominiums — Selbständigkeit in der Besteuerung, in den Finanzen, in der Verteidigung der Insel selbst. Nur vom Meere sollte Irland fernbleiben und seinen Teil an den Kosten der Gesamtrüstung des Reiches tragen. Belassen werden sollte es freilich auch bei dem Nebeneinander von Ulster und Südirland. Das hat de Valera nun von sich gewiesen. Er wagt es auf den Satz von der Selbstbestimmung hin, den England selber in die europäische Staatsentwicklung eingeführt hat, und an dem Österreich-Ungarn auseinanderbrach. Smuts, auf dessen Vermittlung die Engländer ihre Hoffnung gesetzt hatten, ist trüber Ahnung voll vor einigen Tagen schon von England abgereist. Was wird Lloyd George tun, wenn de Valera auch nach der abermaligen Überlegung, zu der er ihn einlud, bei dem Verlangen der vollen Unabhängigkeit von Rasse gegen Rasse, Staat gegen Staat bleibt?

Die Zeiger stehen auf keinem anderen Fleck in der entsprechenden Verhandlung, die die Engländer zur gleichen Zeit (seit etwa dem 10. Juli) mit einer ägyptischen

Abordnung aufgenommen haben. Ägypten soll als unabhängige konstitutionelle Monarchie anerkannt und die im Kriege erfolgte Erklärung der englischen Schutzherrschaft wieder zurückgenommen werden. Die Kapitulationen werden fallen. Ein Bündnisvertrag aber wird die besondere Stellung Großbritanniens in Ägypten anerkennen, Großbritannien die Vertretung aller Ausländer einräumen und ihm die militärische Besetzung der Punkte gewähren, die für die Verbindungslinien des Reiches notwendig sind. Als solche Verbindungslinie wollen die Ägypter nur den Suezkanal gelten lassen, England aber denkt auch an den Sudan und das übrige Afrika. Es baut eben in Kairo eine große Funkenstation, der entscheidende Bedeutung für seinen Verkehr mit dem Orient zugedacht ist.

Nach dem nicht kleinlichen Entgegenkommen, das das englische Ministerium den Iren und Ägyptern gegenüber für unerläßlich gehalten hat, und das diesen doch nicht mehr genügt, ist es fraglich, ob es nicht auch schon wieder an den bescheidenen Selbstverwaltungseinrichtungen wird rütteln müssen, die es unter der Form einer parlamentarischen Vertretung erst mit diesem Jahre den Indern zugestanden hat. Der von Gandhi geführte Teil der Inder nahm an den Wahlen anfangs dieses Jahres nicht teil, weil er nicht zufriedengestellt war, und Gandhi hat noch im Juni als Antwort auf das Manifest, womit der König durch den Herzog von Connaught die erste Zusammenkunft der gewählten Volksvertreter eröffnen ließ, mit der erneuten Forderung voller Selbständigkeit Indiens und einer wirklichen Selbstverwaltung durch Landesangehörige erwidert. Freilich hält Ghandi in seiner Ansprache nach wie vor daran fest, daß dem indischen Charakter gemäß die von ihm geleitete Bewegung nicht ins „Materielle", ins Gewaltsame entarten, sondern friedlich dem Ziele entgegengeführt werden müsse. Aber nicht ob Gewalt oder nur geistiger Widerstand am Platze ist, scheint für den Ausgang des Ringens entscheidend, sondern daß auch das, was sich in Indien begibt, nur ein Glied in einem Gesamtvorgange ist, der heute bereits das ganze englische Reich erfaßt hat. Wir erleben eine der größten Verfassungsbewegungen mit, von denen die menschliche Geschichte weiß. Wie die englischen Staatsmänner vor hundert Jahren der kontinentalen Demokratie, als sie auf das Mutterland übergriff, die Zähne durch kluges und frühes Entgegenkommen auszubrechen wünschten, so behandeln sie heute die föderalistische Bewegung, die durch Englands auswärtige Besitzungen geht. Ganz davon in Anspruch genommen, noch rechtzeitig ihrer Meister zu werden, ehe das Problem des Stillen Ozeans über sie kommt, lassen sie dieselbe Vorsicht, die sie im Innern des Reiches üben, auch in anderen Fragen walten, wenn sie zu ihnen Stellung nehmen müssen. Nicht daß sie sie zu gering einschätzen, ob es sich nun um die Vorherrschaft auf der Ostsee handelt oder um die Rechte, die sich England in Versailles auf Danzig verschaffte, oder um Oberschlesien und um die Vorgänge in Kleinasien. Aber sie belassen es unter den gegenwärtigen Umständen bei einer Art Markierung der englischen Auffassung und ihrer Ansprüche und kämpfen nicht darum, sie heute schon durchzusetzen. Vielleicht liegt viel Weisheit in diesem Verhalten, auf jeden Fall viel Einsicht in die Bedeutung dessen, was im englischen Reiche vor sich geht. Vielleicht wird England auf diesem Wege noch dazu kommen, die schweren Fehler seiner Politik in den Jahren kurz vor dem Kriege und namentlich zwischen 1914 und 1921 wenigstens teilweise wieder auszugleichen. Nur steht es uns nicht an, diese Politik zu loben, als sei sie unsere Politik. Unsere Lasten und Beschwerden drohen nur immer ärger und größer dadurch zu werden.

Unser Verhältnis zur Außenpolitik ist heute, sobald die Sieger nur irgendwie an einem Punkte, der uns mitberührt, selbst handeln, ein rein leidendes und kann seit dem 10. Mai nicht mehr ein anderes sein. Alle die Erscheinungen der Jahre

1918 bis 1921, die Anzeichen einer neuen Erhebung der Nation schienen und die uns mit der Hoffnung erfüllten, als sei der Niederbruch doch nicht ein Ende auf lange Zeit gewesen, haben sich nun als ein bloßes Verrauschen jener Kräfte erwiesen, die sich im Augenblicke des Niederbruchs noch nicht erschöpft hatten, sondern nur betäubt waren und eine nach der andern sich hinterher noch einmal aufbäumten. Sie haben in der Frist, die uns der Versailler Friede bis zum 1. Mai dieses Jahres ließ, nicht zugereicht, uns wieder Halt zu geben. Und so ist durch die Annahme des Ultimatums das Tipfelchen auf das J des Erzbergerschen Waffenstillstandes gesetzt und unser Schicksal einstweilen erfüllt worden. Täuschung darüber hilft uns nichts. Wir zählen nicht mehr. Wir haben kein Gewicht mehr in den Wagschalen des menschlichen Staatslebens der Gegenwart. Das Ministerium, das sich von den Siegern als Ministerium der Erfüllung rühmen läßt, ist nur das Ministerium der sklavenhaften Gesinnung, das uns in dieser traurigsten Zeit unserer Geschichte billigerweise zukommt. Andere Männer würden es vielleicht gar nicht aushalten, in solcher Zeit Minister zu sein. Der Chinese Ku-Hung-Ming schrieb während des Krieges in einem seiner kleinen Zeitungsaufsätze, daß für viele in der Welt heute Demokratie nichts bedeute als Königslosigkeit. Ein treffendes Wort. Königslosigkeit, das heißt Führerlosigkeit und auch Würdelosigkeit. Wir sind in der Tat ein königsloses Volk geworden. Die westlerische Demokratie darf ihr Ideal heute bei uns als im höchsten Maße verwirklicht ansehen. Es war das Glück der Franzosen, daß es nicht unter ihnen, sondern unter uns Wirklichkeit wurde. Wir dürfen uns deshalb der Erkenntnis nicht verschließen, daß wir im letzten Kriege doch nicht bloß unterlegen sind, sondern auch wahrhaft besiegt wurden. Wir liegen zu Boden gestreckt darnieder, und alle Kraft ist im Augenblicke von uns genommen. Die andern tun, als ob wir nicht mehr wären, und wir sind nicht mehr. Anfangs Juli hat das amerikanische Parlament beschlossen, daß der Friedenszustand zwischen uns und den Vereinigten Staaten hergestellt werden solle. Heute, nach fast zwei Monaten, hat der Präsident den Beschluß noch nicht vollzogen. Die amerikanische Diplomatie verhandelt darüber, wie der Friedensvertrag aussehen soll. Sie hat uns erlaubt, unsere Wünsche dafür „anzudeuten". In der Tat aber nähert sie sich über den Verhandlungen immer mehr dem Versailler Vertrag; sie gibt sich über ihnen immer deutlicher Rechenschaft, daß sie gar nicht anders kann, als sich ihm beim Friedensschlusse mit uns endlich anzupassen. Das war im vorigen Jahre noch anders. Heute muß sich Amerika fügen, weil wir uns unterworfen haben. Nur unsere Wirtschaft lebt noch und wird entsprechend auch von den andern geachtet. Von ihr allein kann und mag allmählich nun die Wiederbelebung der Nation auch als politischen Organismus kommen. In einem Zeitalter, da sich der kapitalistische Geist ungezügelt wie nie in der Wirtschaft austobt, vermehrt es gewiß unsere Beklemmungen noch, daß wir die Zukunft unseres Staates derart abhängig von der Wirtschaft wissen. Aber kein anderer Weg ist uns mehr offen. Das Ausland weiß es, und was es noch mit uns gemeinsam unternehmen will, erbittet es von den Führern unserer Wirtschaft.

Man glaubt sie vor allem bei der Wiederaufrichtung des Ostens nicht entbehren zu können. Wie schmal ist doch der Streifen Landes längs unserer Ostgrenze, in dem Frankreich derzeit seinen Betätigungseifer ausgibt, im Vergleich zu dem Raume zwischen Petersburg, der indischen Grenze und Wladiwostok, auf den die Hauptaufmerksamkeit der Engländer gerichtet ist, soweit die alte Welt sie in Anspruch nimmt. Was droht ihnen an politischen Wettern von dorther? Was gilt es an wirtschaftlichen Aufgaben dort in Angriff zu nehmen? Nichts liebt die Presse von jeher an Schrecknissen gründlicher auszumalen als Naturkatastrophen, die Wirkung epidemischer Krankheiten und Hungersnot. So ist die Welt denn gegenwärtig voll von Be-

richten darüber, daß eine Mißernte Hunderttausende russischer Familien aufgejagt habe, die sich lawinengleich vom Osten her gen Westen wälzen und alles verwüstet hinter sich lassen. Die bolschewistische Regierung, schon oftmals totgesagt, sollte daran endgültig zusammengebrochen sein. Sie selbst aber gesteht nicht zu, daß das Elend überwältigend sei. Die Not räumt auch sie ein und ersucht um Hilfe; sie spricht jedoch auch diesmal nicht, als habe ihr letztes Stündlein geschlagen. Die Verhandlungen darüber, wie Rußland wirtschaftlich ausgebeutet werden kann, gehen mit ihr im stillen ebenso eifrig weiter wie in diesem Augenblick die Beratungen, wie man ihm Lebensmittel zuführen mag. Der „Matin" wollte anfangs August davon wissen, daß ein Plan zur Wiederherstellung der russischen Wirtschaft unter Schaffung von Interessensphären zwischen England, Japan und deutschen Industriellen schon durchberaten und vereinbart sei. Er werde zur Entfernung der radikalen Führer der Bolschewisten führen, Krassin und Lenin das Übergewicht endgültig sichern. Inzwischen haben auch die Radikalen genau so wie die Gesamtregierung neue Zeichen ihres Lebens und ihres Willens zur Macht gegeben. Sie haben Polen wieder gedroht. Sie haben sich Ostsibiriens, das in die Hand der Gegenrevolutionäre gefallen war, wieder bemächtigt, Japan auf ihre Seite gezogen und stehen hinter alldem, was sich in den Tiefen Innerasiens weiter und weiter ausspinnt. Sie verhandeln in Europa mit den Engländern und schüren ihnen in Asien die gefährlichste Gegnerschaft, die ihnen dort je entstanden ist.

Für den Augenblick ist England im Orient freilich dadurch entlastet, daß sein griechischer Bundesgenosse die kemalistischen Türken in Vorderasien geschlagen hat. Die letzte Rundschau durfte noch davon sprechen, daß die griechische Weigerung, die Waffen niederzulegen, Griechenland keinen Vorteil gebracht habe. Das Bild hat sich inzwischen erheblich verschoben. Die Griechen haben die Türken nicht nur von der Küste wieder abgedrängt, sondern sind im Vormarsch auf Angora. Ihr Erfolg ist unbestreitbar. Im Obersten Rat hat man sich dennoch zu der Meinung bekannt, daß der Kampf nicht entschieden sei und noch Monate währen könne. Die Regierungen wollen sich neutral verhalten und den Privaten überlassen, den Kämpfenden Kriegsmittel zuzuführen. Hinter den Türken baut sich eben seit dem Frühjahr ein innerasiatisches Bündnissystem auf, das sich wie eine Aufnahmestellung für sie ausnimmt. Nachdem die Afghanen schon je ein Abkommen mit den Türken und den Persern geschlossen hatten, fehlte noch ein türkisch-persisches Abkommen. Uralte Feinde müßten sich vertragen, wenn es zustande kommen soll. Aber am 2. August meldeten die „Times", daß eine türkische Abordnung in Resicht eingetroffen wäre, um die Verhandlungen zu führen, und daß umgekehrt auch die persische Regierung schon einen Sondergesandten nach Angora geschickt habe. Es hängt damit zusammen, wenn Lord Curzon im Oberhause am 26. Juli über den Undank der Perser bitterlich klagte.

Von jenseits des Atlantischen Ozeans lassen Nachrichten von Ende Juli hoffen, daß die Vereinigung der fünf mittelamerikanischen Republiken, der im Frühjahr von Washington her Hemmnisse bereitet wurden, nunmehr gelingen wird. Um so befremdender ist eben wieder das Verhalten der Vereinigten Staaten gegen Mexiko. Die mexikanische Regierung möchte die Riesengewinne, die amerikanische und englische Gesellschaften aus der Verwertung der mexikanischen Ölfelder ziehen, durch Erhöhung der Ausfuhrzölle beschneiden und danach die Ölfelder der eigenen Bevölkerung nutzbar machen, indem sie sie zum Staatseigentum erklärt. Washington hat sich seiner Leute sofort angenommen und völkerrechtswidrig Kriegsschiffe in den mexikanischen Erdölausfuhrhafen entsandt, sie allerdings auf Mexikos Einspruch hin inzwischen wieder zurückgezogen. Die mexikanische Regierung beruft sich

darauf, daß eine einzige amerikanische Gesellschaft 1920 nach ihren eigenen Angaben 28 Millionen Dollar Reingewinn aus den Ölfeldern zog und sich für das laufende Jahr noch reicheren Ertrag verspricht. Wie Mexiko den Druck der Vereinigten Staaten empfindet, so nicht minder Japan. Noch ist die Konferenz in Washington nicht zusammengetreten, und schon scheint ihre Aufgabe vollkommen gewechselt zu haben. Die Abrüstung ist in den Hintergrund getreten und China die Hauptfrage geworden. Japan fühlt sich durch sie desto mehr gefährdet. Zwischen ihm und dem Gegner wird gegenwärtig ein harter diplomatischer Kampf in der Form höflicher und scheinbar sogar sachlich übereinkommender Noten ausgefochten. China selbst kann kaum etwas zu dem Austrag dazutun. Es ist tief gespalten. Südchina hält sich an die Vereinigten Staaten und ruft sie sogar gegen Nordchina zu Hilfe, weil es von Japan militarisiert werde. Das Land hat eben den Zusammenbruch der von Frankreich bedienten Industriebank erlebt. Seit Juni lebt es mit uns wieder im Friedenszustande, und auch in seinen Wirtschaftskreisen zeigt sich schon wieder, was in den europäischen Randstaaten und dem Südosten Europas kund wird, das ungebrochene Vertrauen zu unserer wirtschaftlichen Tüchtigkeit und die Bereitschaft, uns wieder aufzunehmen und mit uns zusammenzuarbeiten.

Sollten nun wirklich dem Pariser Beschlusse gemäß am 15. September die wirtschaftlichen Sanktionen im Westen des Reiches fallen — an die militärischen klammert sich Briand um so fester — so wäre das ein weiterer Beweis dafür, wieviel Rücksicht sich unsere Wirtschaft wieder zu erzwingen versteht. Frankreich hat sich dem allgemeinen Urteil, daß die Sanktionen eine wirtschaftliche Unvernunft bedeuten, beugen müssen. Hinter England und Italien erscheinen aber bei diesem Richterspruch des Obersten Rates die mächtigen Gestalten unserer Wirtschaftsführer.

Pertinacior.

Indien. Von Ebbe Kornerup. Berlin 1921, Gyldendal'scher Verlag.

Ebbe Kornerup, von dessen lebendiger Eigenart kürzlich eine Probe in der „Deutschen Rundschau" veröffentlicht werden konnte, hat die Erfahrungen seines Aufenthalts in Indien in einem Buche niedergelegt, dem er die Form einer Erzählung gab, einer Erzählung von den Schicksalen des jungen Inders Khadia. Aber hier ist viel mehr als eine Erzählung. Hier ist Indien, in seinem Wesen erkannt und gesehen von einem Menschen, dessen Augen offen für alle Schönheit der Welt und scharf genug sind, das Wesen hinter der Form zu erkennen. „Zeichnen heißt Weglassen", hat Max Liebermann einmal gesagt. Ebbe Kornerup ist neben den andern Gaben seiner reichen Natur auch Maler. Er versteht es, mit sparsamen Strichen klar und knapp den schweren, dunklen Zauber Indiens festzuhalten, daß er leibhaft uns in seinen Bann zwingt. Hier lebt Indien. Aber auch Ebbe Kornerups Herz schlägt deutlich vernehmbar hindurch. Und dieses Herz kennt keinen Unterschied zwischen den Rassen, es kennt nur Menschen. Als Menschen gibt er uns seine Inder, deren Weisheit er freilich nur an der Oberfläche streift. Aber als ein scharf gesehenes und von innen heraus geschautes Bild des Indien von heute ist das Buch von höchstem Wert. Neben den glänzenden Vorzügen seines Stils, dessen Tempo hier gedämpft ist, gibt es Einblicke in den Geist der Inder, in die Sinnesart der Engländer, in das Wirken des „geheimen Indiens", daß gerade wir Deutsche, die wir uns mit dem unterdrückten großen Volke eng verbunden fühlen, diesem Werke die ernsteste Beachtung schenken sollten. Seine Erkenntnisse vermittelt uns Kornerup in feiner Künstlerschaft unaufdringlich und selbstverständlich zwischen den Zeilen. Man folgt der Erzählung von der ersten bis zur letzten Seite mit voller Spannung.

R. P.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Fritz Körig, Professor an der Universität Leipzig. — Professor Dr. Gustav Berthold Volz, Berlin-Lichterfelde. — Hermann Horn, München. — Regierungsrat a. D. Hugo Elbertzhagen, Berlin. — Dr. Paul Fechter, Berlin. — Universitätsprofessor Dr. Anton Bettelheim, Wien. — Moeller van den Bruck, Berlin-Lichterfelde.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achelis. — Kirchengeschichte von Prof. Dr. Hans Achelis. 248 S. Leipzig 1921, Quelle & Meyer. (Kleinen 28 M.)

Angeli. — Guerra vinta, pace perduta da Umberto Angeli. Scritti Politici 1910—1920. 577 S. Roma 1921, La „Rivista di Roma".

Balzac. — Die tödlichen Wünsche. Roman von Honoré de Balzac. Übertragen von E. A. Rheinhardt. 328 S. Mit Zeichnungen von Alphons Woelfle. (Sindbad-Bücher) München 1921, Drei-Masken-Verlag. (22 M., gbd. 30 M.)

Behrnauer. — Reichsfinanz- und Volkswirtschaft Versailles-London und Beamtenbesoldung von Geh. Reg.-Rat Friedrich Behrnauer. 48 S. Gumbinnen 1921, C. Sterzels Buchhandlung, Gebr. Reimer. (3 M.)

Below. — Deutsche Städtegründung im Mittelalter mit besonderem Hinblick auf Freiburg i. Br. Von Prof. Dr. G. v. Below. 59 S. Freiburg 1921, Julius Boltze. (6,50 M.)

Bielefeld. — Vielregiererei oder Männlichkeit? Bausteine zum Wiederaufbau von Dr. Otto Bielefeld. 31 S. Freiburg i. Br. 1920, J. Bielefelds Verlag.

Bodisco. — Dostojewski als religiöse Erscheinung. Von Theophile von Bodisco. 79 S. Berlin 1921, Gebr. Paetel (Dr. G. Paetel). (10 M.)

Bonne. — Wie können wir Deutschlands Ernährung vom Ausland unabhängig machen? Ein volkswirtschaftlicher Leitfaden von Sanitätsrat Dr. Georg Bonne. 62 S. Dresden 1921, Emil Pohl. (4 M., 5,50 M.)

Bordihn. — Das positive Recht der nationalen Minderheit. Eine Sammlung der wichtigsten Gesetze und Entwürfe von Dr. Franz Bordihn. 104 S. Berlin 1921, Hans Robert Engelmann.

Bosse. — Ein Kampf um Glauben und Volkstum von Georg von Bosse. 260 S. u. 5 Abb. Stuttgart 1920, Chr. Belsersche Verlagsbuchhdlg. (Kleinen 6 M.)

Brachvogel. — Das heimliche Herz. Roman von Carry Brachvogel. 275 S. Stuttgart 1921, J. Engelhorns Nachf. (Gbd. 20 M.)

Braunsberger. — Petrus Canisius. Ein Lebensbild. Von Otto Braunsberger d. J. Mit einem Bild des Seligen. (Jesuiten. Lebensbilder großer Gottesstreiter.) 346 S. Freiburg i. Br. 1921, Herder Verlag. (20 M., gbd. 26 M.)

Bühler. — Der Steuerfeldzug gegen die Kriegsgewinner und sein voraussichtliches Ergebnis nebst Ausblicken auf die Fortführung unserer Steuergesetzgebung von Dr. jur. O. Bühler. 56 S. Berlin 1921, Georg Stilke. (8 M.)

Burg. — Andreas und Maria. Roman deutscher Bodenreform von Paul Burg. 504 S. Langensalza 1921, Friedrich Cortkamp. (25 M., gbd. 30 M.)

Cathrein. — Die dritte Internationale. Von Viktor Cathrein d. J. 30 S. Freiburg i. Br. 1921, Herder Verlag. (2,40 M.)

Claudius. — Gedichte von Matthias Claudius, dem Wandsbecker Boten. 144 S. Gotha, Friedr. Andreas Perthes. (Halbleinen 15 M.)

Dehio. — Geschichte der Deutschen Kunst von Georg Dehio. Des Textes zweiter Band 350 S. (50 M., gbd. 75 M.) Der Abbildungen zweiter Band 435 S. (75 M. gbd. 90 M.) Berlin 1921, Vereinigung Wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co.

Dinesen. — Sein kleines Mädchen. Roman von Marie Dinesen. 172 S. Gotha 1921, Friedr. Andreas Perthes. (12 M., gbd. 18 M.)

Driesch. — Philosophie des Organischen. Gifford-Vorlesungen, gehalten an der Universität Aberdeen 1907—08 von Hans Driesch. 608 S. Lese, Leipzig 1921, Wilhelm Engelmann. (85 M., Leinen 105 M.)

Ehrhardt. — Die letzte Macht. Eine Utopie aus unserer Zeit. Roman von Paul G. Ehrhardt. 240 S. mit Zeichnungen von H. Kley. (Sindbad-Bücher) München 1921, Drei-Masken-Verlag. (18 M., gbd. 26 M.)

Engelke. — Rhythmus des neuen Europa. Gedichte von Gerriet Engelke. 115 S. Jena 1921, Eugen Diederichs. (20 M., gbd. 26 M.)

Eulenberg. — Der Guckkasten. Deutsche Schauspielerbilder von Herbert Eulenberg. 310 S. Stuttgart 1921, J. Engelhorns Nachf. (Kleinen 30 M., Hldr. 60 M.)

Farrère. — Die Todgeweihten. Roman von Claude Farrère. Übertragen von Hans Reisiger. 251 S. Mit Zeichnungen von F. Wittlinger. (Sindbad-Bücher) München 1921, Drei-Masken-Verlag.) (18 M., gbd. 26 M.)

Finckh. — Ahnenbüchlein von Ludwig Finckh. 76 S. Stuttgart 1921, Strecker & Schröder.

Franck. — Macht nix. — Märchenerzählung von Hans Franck. 94 S. Leipzig, Philipp Reclams Universalbibliothek Nr. 6211. (1,50, gbd. 2,50 u. 15 M.)

Freyer. — Die Bewertung der Wirtschaft im philosophischen Denken des 19. Jahrhunderts von Dr. Hans Freyer. (Arbeiten zur Entwicklungspsychologie Heft 5.) 175 S. Leipzig 1921, Wilhelm Engelmann. (26 M.)

Goldmann. — Numa. Roman von Karl Goldmann. 202 S. Berlin 1921, Egon Fleischel & Co. (20 M.)

Goldscheider. — Die Wiese. Gedichte von Ludwig Goldscheider. 82 S. Wien 1921, Amalthea-Verlag.

Haas. — Die psychische Dingwelt. Von Dr. Wilhelm Haas. 216 S. Bonn 1921, Friedrich Cohen. (28 M.)

Heiß. — Vom Naturalismus zum Expressionismus. Ausschnitte aus der modernen französischen Literatur von H. Heiß. 44 S. Marburg 1921, N. G. Elvert. (G. Braun.) (3 M.)

Hopford. — Die Arbeitsweise des menschlichen Geistes. Eine praktische Anleitung zur Selbst- und Jugenderziehung und Bildung einer einheitlichen Lebensauffassung von H. W. Hopford. 244 S. Melsungen 1921, Wilhelm Hopf Nachf.

Horn. — Tage um ein Schloß. Eine Erzählung von Hermann Horn. 137 S. Berlin 1921, Egon Fleischel & Co. (14 M.)

Jacques. — Die Frau von Afrika. Roman von Norbert Jacques. 166 S. Mit Zeichnungen von Rich. v. Below. (Sindbad-Bücher) München 1921, Drei-Masken-Verlag. (15 M., gbd. 23 M.)

Für die Redaktion verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
In Deutsch-Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Deutsche Rundschau

Band CLXXXIX

(Oktober — November — Dezember 1921)

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertneunundachtzigsten Bande (Oktober—Dezember 1921)

Seite

Karl E. von Loesch. Europas Antlitz 1
Wilhelm Kapp. Ein elsässischer Politiker vor dem Kriege . . 17
Lou Andreas-Salomé. Geschwister. Erzählung 24
M. Kronenberg-Neiße. Das Wesen der Spezialisierung, Normalisierung, Typisierung und ihre Bedeutung für die deutsche Volkswirtschaft 63
Herman Harris Aall-Kristiania. William Bayard Hale und Woodrow Wilson 75
Fanny Tarnow. In Petersburg vor 100 Jahren. Aus ihrem Tagebuch herausgegeben von Adolf Thimme 83
Franz Fromme. Guerra vinta — Pace perduta 99
J. von Uexküll. Die neuen Götter 101
Alfredo Hartwig. Die Isolierung Japans 103
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum 105
Luftfahrt-Rundschau 109
Volle Scheuern 111
Politische Rundschau 120
Literarische Rundschau 126
Literarische Neuigkeiten 130
Friedrich Edler von Braun. Volksaufbau und Wirtschaftspolitik 131
Julius Kreis. Scharbichler. Ein deutsches Lebensbild 142
Der Leipziger U-Boot-Prozeß. Gutachten des Sachverständigen Korvettenkapitän Saalwächter 161
Bernd Isemann. Der Tod ist ein Spiegel 172
Hugo Wolfs Briefe an Henriette Lang. Herausgegeben von Heinrich Werner 182
J. K. von Hoesslin. Baustile und Religion 206
Erwin Magnus-Utrecht. Theoretische Biologie 212
Friedrich v. der Leyen. Theophile von Bodisco 217
Albert Dresdner. Kunstliteratur 220

(Fortsetzung umstehend

Inhaltsverzeichnis

Seite

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum 228
Luftfahrt-Rundschau 233
Literarische Rundschau 235
Literarische Notizen 241
Politische Rundschau 249
Literarische Neuigkeiten 256
Peter Dörfler. Mang. Erzählung 259
Karl Hoffmann. Innen- und Außenpolitik 277
Per Hallström. Die Spielpartie. Novelle 289
Max Cornicelius. Treitschke und Robert von Mohl (Mit bisher unveröffentlichten Briefen) 310
Friedrich Wiegand. Eine Schwärmerbewegung in Hinterpommern vor hundert Jahren 323
Max Reinitz. Die Staatsarchive des Habsburgerreiches im Lichte der Gegenwart 336
Richard Fester. Bismarck-Renaissance 343
Hans Steinacher. Der Kärntner Freiheitskampf 351
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum 356
Luftfahrt-Rundschau 359
Weihnachts-Rundschau 363
Literarische Notizen 377
Politische Rundschau 380
Literarische Neuigkeiten 387

An unsere Leser!

Mit dem Oktoberheft beginnen wir den 48. Jahrgang der „Deutschen Rundschau". Unsere Haltung, zu der wir erneut so viele und warme Zustimmungserklärungen erhalten haben, wird unverändert bleiben. Wir werden auch weiter unausgesetzt bemüht sein, in großer Zusammenfassung alles das der Welt zum Bewußtsein zu bringen, was im Deutschtum schöpferisch stark, jung und lebendig ist.

Die Übernahme der „Politischen Rundschau" und die Bearbeitung des regelmäßigen Beitrages „Vom Grenz- und Auslanddeutschtum" durch Persönlichkeiten, die im Vordergrund des politischen und geistigen Lebens Deutschlands stehen, ermöglicht es uns, in den andern Aufsätzen die kulturpolitische und literarische Seite stärker, als es in den letzten bedrängten Jahren möglich war, zu berücksichtigen.

Die „Deutsche Rundschau" wird sich wie bisher bestreben, aus allen Gebieten das zusammenzutragen, was zur Aufrichtung eines positiven Weltbildes, zur inneren Erneuerung und zur Stärkung des Deutschbewußtseins beitragen kann.

Zu dem Stamm unserer Mitarbeiter, zu denen die besten Köpfe der jungen und alten Generation gehören, ist eine große Zahl neuer wertvoller Mitarbeiter getreten.

Der erzählenden Literatur gilt unsere ganz besondere Aufmerksamkeit. U. a. bringt der neue Jahrgang:

Geschwister. Erzählung von Lou Andreas-Salomé.
Der Tod ist ein Spiegel. Novelle von Bernd Isemann.
Der weite Weg. Erzählung von Friedrich Stieve.

Zerfallen. Novelliſtiſche Erzählung von P. J. Arnold.

Scharbichler. Ein deutſches Lebensbild von Julius Kreis.

Ferner haben Beiträge in Ausſicht geſtellt: Thomas Mann, Felix Timmermanns, Hermann Stehr, Theophile von Bodisco, Otto Gyſae, Hanns Johſt, Rudolf G. Binding, Heinrich Federer, Richard von Schaukal, Wilhelm Matthieſſen, Catina Eulambio.

Von den weiteren Beiträgen heben wir hervor:

Verantwortlichkeiten. Von Profeſſor Dr. Richard Feſter.

Germaniſche und ſemitiſche Mythologie. Von Profeſſor Dr. Max Semper.

Menſchenverwertung im Großgewerbe. Von Profeſſor Otto Kammerer.

Aus Hardenbergs letzten Tagen. Von Geheimem Archivrat Dr. Ernſt Müſebeck.

Die Staatsarchive des Habsburgerreiches im Lichte der Gegenwart. Von Dr. Max Reinitz.

Treitſchke und Robert von Mohl. Von Profeſſor Dr. Max Cornicelius.

Eine preußiſche Zeitungsgründung in München 1859. (Briefe Heinrichs von Sybel an Max Duncker.) Von Staatsarchivar Dr. Johann Schultze.

Eine Schwärmerbewegung in Hinterpommern vor 100 Jahren. Von Profeſſor Dr. Friedrich Wiegand.

Der Engelpabſt im Volksglauben und in der Prophetie des Mittelalters. Von Profeſſor Dr. Klemens Löffler.

Goethe und Tolſtoi. Von Thomas Mann.

Meine Smeroe-Beſteigung. Von Max Dauthendey.

Liſzts Rücktritt von der Weimarer Opernleitung. Von Profeſſor Eduard von Bamberg.

Hugo Wolfs Briefe an Henriette Lang. Herausgegeben von Hofrat Dr. Heinrich Werner.

Tafelrunde mit E. T. A. Hoffmann. Von Rudolf von Beyer. (Herausgegeben von Dr. Rudolf Schade.)

Theodor Fontanes Erinnerungen an Hermann Wagener. Von Dr. Mario Krammer.

Zur Geschichte der ersten Hölderlin-Ausgaben. Von Dr. Karl Viëtor.

Theaterprobleme der Romantik. Unbekanntes von Clemens Brentano. Von Dr. Richard Smekal.

Friedrich Th. Vischer in Tübingen. Aus seinem persönlichen und intimen Leben nach ungedruckten Briefen. Von Geh. Archivrat Dr. Rud. Krauß.

Baustile und Religion. Von Professor Dr. F. K. von Hochlin.

Ein viel verkannter Kulturfaktor. Von Professor Dr. Eduard König.

Vom Werden des deutschen Urheberrechtes. Von Dr. Herman Knott.

Der Genossenschaftssozialismus in alter und neuer Fassung. Von Irmgard Feig.

Aus Edmunds Lundys Gedenkbuch an Venedig. Übertragen von Helene Raff.

Aus einem Tagebuch von Fanny Tarnow. Von Dr. Adolf Thimme.

Kolbenheyers Romane. Von Dr. Gottfried Fittbogen.

Verjüngung (Professor Steinach). Von Wilhelm Bölsche.

Pilgerfahrt des Hadschi Hassan Suesi nach Mekka und Medina. Von Lamec Saad.

Beiträge haben ferner in Aussicht gestellt: Staatsminister a. D. Drews, General a. D. Frhr. von Freytag-Loringhoven, Generalmajor a. D. von Zwehl, Professor Dr. Haushofer, Prof. Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf, C. Heß, Hermann Oncken, Heinrich Triepel, Karl Holl, Ernst Plener, Heinrich Rubens, Hermann Schumacher, Karl Brandi, Karl Voßler, Gustav Roethe, Erich Marcks, Max Sering, Werner Sombart, Fritz Haber, Martin Spahn, Ernst Bertram, Oswald Spengler, J. von Uexküll, Dr. Paul Fechter, Dr. Tim Klein, Dr. Max Hildebert Boehm, Dr. Wilhelm von Kries, Dr. Albert Dietrich, Theophile von Bodisco, Moeller van den Bruck, Heinrich von Gleichen-Rußwurm, Dr. Eduard Stadtler, Hermann Stegemann, Karl Rotthaus, Franz Evers, Dr. Heinrich Goesch. Von Ausländern: Karl Larsen, Oscar Montelius, Hermann Harris Aall, Felix Timmermanns, F. W. Elven.

Außer der Politischen Rundschau und den regelmäßigen Berichten vom Grenz- und Auslanddeutschtum enthält jedes Heft eine Literarische Rundschau und eine Übersicht über alle wichtigen Neuerscheinungen vom in- und ausländischen Büchermarkt.

In regelmäßigen Abständen berichtet der Herausgeber über das Berliner Theater, Dr. Albert Dresdner über das Berliner Kunstleben.

Die Berichte über das Ausland werden planmäßig weiter ausgebaut.

Wir sind sicher, daß auch für unsern neuen Jahrgang mit Unterstützung unserer Freunde in immer weiteren Kreisen Anhänger gewonnen werden.

Berlin, im September 1921.

Die Verlagsbuchhandlung:
Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel).

Der Herausgeber:
Dr. Rudolf Pechel.

Europas Antlitz

Von

Karl C. von Loesch

Europa, die Wiege der meisten großen Völker der Erde und der abendländischen Kultur, birgt in seinem Schoße etwa dreißig Völker, deren Grenzen gegeneinander, wenigstens in Mitteleuropa, unscharf sind. Die Grenze zwischen West- und Mitteleuropa, zwischen Romanen und Germanen ist deutlich ausgeprägt. Wenn auch nicht in staatlicher, so darf sie doch in völkischer Hinsicht (falls man das Zurückweichen der Dlamen vernachlässigt) als seit tausend Jahren fast unverändert bezeichnet werden. In Nord- und Westeuropa, zu dem in diesem Sinne auch Italien gerechnet werden muß, und zwischen diesen und Mittel- und Osteuropa lassen sich demnach scharfe Grenzen nach dem Selbstbestimmungsrecht der Völker ziehen. Wesentliche Minderheiten, die eines staatlichen Schutzes bedürfen würden, gibt es dort nicht.

In Mittel- und Osteuropa dagegen kennt man solche scharfen Völkergrenzen nicht; die Völker verzahnen sich ineinander, Inseln des einen Volkes liegen in dem andern; dazu kommt, daß vielfach noch Überlagerungen sozialer Klassen des einen Volkes über das andere vorhanden sind. So reicht seit Jahrhunderten eine kulturreiche deutsche Oberschicht über Litauen, Lettland und Estland längs der Ostsee bis nach Narwa. In Litauen, Weißrußland und den drei westlichen Gouvernements der Ukraine überlagert ungefähr ebenso lange eine kulturreiche polnische Oberschicht das Bauernvolk fremder Rassen. In ähnlicher Weise erstrecken sich die Ungarn nach Osten bis an die äußersten Karpathen, teilweise mit geschlossenen völkischen Inseln, die Griechen bis tief nach Kleinasien hinein, die Russen sogar bis an den Pazifischen Ozean. Diese eigentümlichen Völkermischungen sind historisch und wirtschaftlich bedingt, jedem einzelnen Volke ist im Wirtschaftsleben eine bestimmte Rolle zugemessen. In diesem Sinne sind auch die in Osteuropa nirgends vom Wirtsvolke assimilierten Juden als Nation aufzufassen. Die Verzahnung ist nicht die einzige bezeichnende Erscheinung. Im Schatten der großen, staatbildenden Nationen erhielten sich Überreste primitiver Völker; ja es bildeten sich neue, wie die Rumänen. Die Rassen entwickelten teilweise erst im letzten Jahrhundert eine Literatursprache. Soziale Mittelschichten sind erst in Entwicklung. Die westliche Zivilisation wurde rasch übergestreift; kulturelle und wirtschaftliche Leistungen fehlen noch. Noch ist der Name keines Slowaken, Slowenen, Serben, Kroaten, Letten, Esten, Weißrussen, Ruthenen, Rumänen und wie alle diese Völker heißen mit der Menschheitsgeschichte durch eine große Leistung verbunden. Das einzige

weltgeschichtliche Volk unter diesen gestern noch staatlosen Nationen sind die Polen. Sie haben auf dem Gebiete der Musik Männer von Namen hervorgebracht; der polnische Staat aber, der polnische Reichstag mit dem liberum veto und die polnische Wirtschaft waren sprichwörtlich in der Welt für schlechte Verwaltung, für die Unfähigkeit, sich und andere zu regieren. Ein einziger Tscheche, Johannes Huß, errang, und zwar als Religionsstifter, Weltruhm; nur die hussitischen Religionskriege, die Mitteleuropa ein Jahrhundert lang verwüsteten, haben das tschechische Volk weltbekanntgemacht.

Als der Weltkrieg 1914 ausbrach, deckten sich also Staatsgrenzen und Volksgrenzen nicht. Ein südslawischer Nationalist tötete mit Vorwissen serbischer Behörden den österreichisch-ungarischen Thronfolger in der bosnischen Hauptstadt. Diese Tat, die der unbefriedigenden Lösung der nationalen Fragen in Mitteleuropa entsprungen war, entfesselte den Krieg. Staaten, welche aus mehreren Völkern zusammengesetzt waren, brachen tatsächlich auseinander: Rußland, Ungarn und Österreich. Die Diskongruenz zwischen Staats- und Volksgrenzen offenbarte sich als der schwächste Punkt der mittel- und osteuropäischen Staaten. Zielsicher hatte hier die feindliche Propaganda eingesetzt: die der Mittelmächte in Rußland, die der Entente in Ungarn, in Österreich, ja auch in Deutschland. Daß den berechtigten nationalen Wünschen einiger Völker durch den Zustand vor 1914 nicht genügend Rechnung getragen sei — diese Erkenntnis wurde Allgemeingut der Öffentlichkeit beider Lager während des Krieges. Friedrich Naumanns „Mitteleuropa" ist der Versuch einer Lösung, freilich unter starken Zugeständnissen an die staatlichen Bedürfnisse der Mittelmächte. Der beispiellose weltweite Erfolg, den Wilson mit seinen 14 Punkten erzielte, beruhte fast ausschließlich auf den idealistischen Grundsätzen der letzten fünf Punkte; er formulierte sie noch einmal abstrakt in seiner Rede am 11. Februar 1918, in welcher er forderte:

„1. daß jeder Teil einer endgültigen Vereinbarung im wesentlichen auf der Gerechtigkeit in dem bestimmten Falle und auf einem solchen Ausgleich aufgebaut sein muß, von dem es am wahrscheinlichsten ist, daß er einen dauernden Frieden herbeiführen wird;

2. daß Völker und Provinzen nicht von einer Staatsoberhoheit in eine andere herumgeschoben werden, als ob es sich lediglich um Gegenstände oder Steine in einem Spiel handelt, wenn auch in dem großen Spiel des Gleichgewichts der Kräfte, das nun für alle Zeiten diskreditiert ist; daß vielmehr

3. jede Lösung einer Gebietsfrage, die durch diesen Krieg aufgeworfen wurde, im Interesse und zugunsten der betroffenen Bevölkerung und nicht als Teil eines bloßen Ausgleichs oder Kompromisses der Ansprüche rivalisierender Staaten getroffen werden muß;

4. daß alle klar umschriebenen nationalen Ansprüche die weitestgehende Befriedigung finden sollen, die ihnen zuteil werden kann, ohne neue oder die Verewigung alter Elemente von Zwist und Gegnerschaft, die

den Frieden Europas und somit der ganzen Welt wahrscheinlich bald wieder stören würden, aufzunehmen."

Wilsons Volkstümlichkeit währte noch nicht neun Monate. Dann kamen die Friedensschlüsse von Versailles, St. Germain und Trianon und mit ihnen eine ungeheure Enttäuschung, Verbitterung, Verzweiflung. Sie zeigten, daß man nicht ernstlich daran gedacht hatte, die verwickelten nationalen Probleme zu lösen und Ungerechtigkeiten nach den Grundsätzen Wilsons aus der Welt zu schaffen. Daran lag den Verbündeten der Vereinigten Staaten nichts, dazu machte, wie inzwischen aus verschiedenen Schilderungen bekanntgeworden ist, der Präsident nicht einmal einen planmäßigen Versuch.

Statt dessen begnügte man sich, das Selbstbestimmungsrecht der Völker einseitig für bevorzugte Nationen anzuwenden und es andern, vor allen den Deutschen und den Ungarn zu verweigern. Den wirtschaftlichen Faktoren trug man bei der Errichtung der neuen Staaten nicht Rechnung. In den wenigen Gebieten, die einer Volksabstimmung unterworfen waren, setzte man die Abstimmungsbedingungen größtenteils recht willkürlich fest. Den dürftigen Minderheitenschutzbestimmungen der Friedensverträge aber fehlten Strafbestimmungen und die Festsetzung einer internationalen Autorität, welche widerspenstige Staaten zwingt, auf berechtigte Klagen ihrer Minderheiten Abhilfe folgen zu lassen. Minderheitsschutzbestimmungen sind sachlich nur dort angebracht, wo echte Minderheiten verstreut unter fremden Völkern leben. Durch die Friedensschlüsse sind aber etwa 20 Millionen verschiedener Völker, die nicht Minderheiten sind, sondern als echte Mehrheiten jahrhundertelang auf ihrem eigenen Boden siedeln, gewaltsam in fremde Staaten gepreßt. Diese verlangen nicht „Minderheiten"schutz, sondern Selbstbestimmung, d. h. Befreiung aus dem Kerker, in dem sie heute schmachten. Die Friedensschlüsse haben also einen Zustand geschaffen, der mit Sicherheit Anlaß zu neuen Kriegen und Revolutionen geben wird.

* * *

Die neu geschaffenen Staaten: Polen, die Tschechei und Jugoslawien, ferner Großrumänien machte man nicht zu geschlossenen Nationalstaaten, in denen sich Volksgebiet, d. h. geschlossenes Siedlungsgebiet und Staatsgebiet (etwa wie in den westeuropäischen) decken, sondern man schuf nach dem vielgeschmähten Vorbilde des ehemaligen Rußland und Ungarn nationalgemischte Staaten, in denen ein Staatsvolk über andere Völker oder Teile anderer Völker herrscht. Gegen den Zustand von 1914 wurde also nichts gebessert; das gleiche, allgemein als falsch anerkannte System der Nationalitätenstaaten wurde beibehalten, nur die Rollen wurden gewechselt. Diese Rollen wurden aber — vom Gesichtspunkte der Verwaltung kultureller und wirtschaftlicher Güter gesehen — weniger Befähigten anvertraut. Denn geschichtslose Völker ohne Erfahrung in wirtschaftlichen Fragen, die sich bis 1914 der wirtschaftlichen Segnungen gut verwalteter Fremdstaaten erfreut hatten, wurden ermächtigt, die geschichtlichen, in Verwaltungs- und Wirt-

schaftsfragen Erfahrenen zu regieren. Weite, seit Jahrhunderten einheitlich verwaltete Wirtschaftsgebiete wurden zerschnitten, Völker auseinandergerissen. Das geschlossene deutsche Sprachgebiet wurde auf zwölf Staaten aufgeteilt, das geschlossene ungarische Sprachgebiet auf vier. Die Slowaken, Montenegriner, Weißrussen, Ukrainer usw. wurden anderen Völkern unterworfen.

Diese vergewaltigten Nationen sind mit Notwendigkeit Feinde der Staatsnation und werden versuchen, ähnlich wie die Tschechen im alten Österreich, den Staat zu sabotieren, um ihn allmählich zu zertrümmern. Der Erfolg der Tschechen wird allen diesen Nationen als lebendiges Beispiel dienen. Der Freiheitsdrang der Völker ist erfahrungsgemäß größer als der Wunsch nach wirtschaftlichem Gedeihen. Die unterdrückten Nationalitäten werden einen Rückgang der eigenen Wirtschaft gern in Kauf nehmen, wenn sie nur den Kerkermeisterstaat, in dem sie leben, schädigen können, in der Hoffnung, ihre Selbstbestimmung zu erringen. Durch diese Sabotage wird das wirtschaftliche Aufblühen der neuen Staaten, damit auch die Wiederherstellung der Produktions- und Kaufkraft Mittel- und Osteuropas verhindert.

Die neuen Gewaltstaaten sehen, daß die ihnen unterworfenen Völker unzufrieden sind. Sie haben daher mit Folgerichtigkeit begonnen, diese zu unterdrücken, zu vertreiben oder zu entnationalisieren. So hat die Tschechoslowakei z. B. in einem Jahre 800 deutsche Schulklassen aufgehoben. Die Schaffung des polnischen Korridors brachte in Westpreußen und im Netze-Gau Gebiete mit sehr starken deutschen Mehrheiten (mehr als 75 Prozent) unter die polnische Herrschaft. Sinn des Korridors war doch offenbar, den Polen einen wirtschaftlichen Ausgang zum Meere zu geben, ohne die Verbindungen zwischen Deutschland und Ostpreußen und den weiteren osteuropäischen Staaten zu unterbinden. Was taten die Polen? Sie unterbanden den Verkehr und lassen je nach Laune eine beschränkte Zahl von Zügen durch den Korridor fahren; sie stehlen häufig ganze Kohlenzüge, die von Deutschland nach Ostpreußen fahren, mit Waggons und Maschinen und haben das Land durch Einführung polnischer Währung und polnischer Verwaltung an den Rand des Abgrundes gebracht. Sie rühmen sich sogar, im Laufe von 1½ Jahren mehr als 300 000 Deutsche zur Auswanderung veranlaßt und fast alle deutschen Schulen — es waren Tausende von Schulklassen — geschlossen zu haben.

Alle diese Vergewaltigungsversuche der neuen Staatsnationen — zu denen diese eben durch die irrsinnige Ziehung der Staatsgrenzen veranlaßt wurden — rächen sich auf wirtschaftlichem Gebiete. Die vergewaltigten Teile fremder Völker und die echten Minderheiten, d. h. die Ober- und Zwischenschichten fremder Rasse, sind die Träger irgend eines integrierenden Teiles der Wirtschaft dieser Länder. Die Ausrottung oder Auswanderung hat schwere Folgen wirtschaftlicher Art mit Notwendigkeit im Gefolge.

Der tiefe Sturz der polnischen Valuta, die noch vor 1½ Jahren der deutschen gleichstand, während man heute de facto für eine deutsche Mark 40 polnische Mark überall in Polen kaufen kann, ist eine Folge der Versuche, die Deutschen und Juden

zu vertreiben. Denn ein Volk, das bisher nur aus adligen Großgrundbesitzern und aus ungebildeten Bauern und Bergarbeitern bestand, dessen Mittelschicht im wesentlichen durch politisierende Rechtsanwälte und Priester gebildet wurde, muß sich, wenn es die bisher in der Wirtschaft tätigen Faktoren gewaltsam ausschaltet, ruinieren und damit die Wirtschaft des ihm anvertrauten, weit über seine Volksgrenzen hinausgehenden Areals. Der polnische Staat ist aus ganz verschieden entwickelten Teilen Deutschlands, Österreichs und Rußlands gebildet, die noch dazu Kriegsschauplatz waren. Aus solchen Stücken einen modernen, gut prosperierenden Staat zu machen, wäre eine Aufgabe, würdig der fähigsten Kulturvölker der Welt. Denn sie ist riesengroß. Die Polen werden sie niemals leisten; denn diese Nation hat sich in ihrer ganzen Geschichte stets unfähig der Ordnung erwiesen. Wie sollen die Polen nun die 12,49 Millionen sonstiger europäischer Völker regieren, die man ihnen unterworfen hat? Polen hat in drei Jahren seiner jungen Freiheit — das ist eine Folge seiner Hilflosigkeit gegenüber den übergroßen ihm aufgebürdeten Aufgaben — gegen die ihm unterworfenen fremden Volksteile zehnmal mehr Verbrechen begangen, als polnische Publizisten aus den 150 Jahren der Teilung Polens Deutschland, Österreich und Rußland zusammen vorrechnen könnten.

„Der Staatsschatz ist erschöpft, weil man aus Parteirücksichten von den Bauern keine Steuern eingezogen hat. Mangel an Gleichgewicht im Staatshaushalt, weil man Milliarden für allerhand Parteipropaganda vergeudet hat. Fortwährender Notendruck, wodurch die Valuta fällt und Gewerbe und Handel zum Stillstand kommt. Mangel an Vertrauen, sogar bei den eigenen Bürgern im Lande, zum Werte des staatlichen Papiergeldes, wovon zuviel im Umlauf ist. Die Folge davon ist, daß jeder, der Bargeld besitzt, dies sofort in Gegenstände umtauscht, die zwar keine Zinsen abwerfen, aber realen Wert besitzen und selten in einem richtigen Verhältnis zu der dafür bezahlten Summe stehen. Spekulationswut und Wucher; sogar hohe Würdenträger, die hohe Staatsstellen bekleiden, schämen sich nicht, ihn zu betreiben. Hunderte von unnützen und lächerlichen Ämtern, die höchstens dazu ins Leben gerufen wurden, um den Mitgliedern der herrschenden Parteien Stellungen zu verschaffen und den Bürgern des Landes das Leben zu verekeln und gleichzeitig Unwillen gegen die eigene Regierung zu erregen. Tausende von unnötigen und ganz unnützen, faulenzenden Beamten, die noch dazu schlecht bezahlt sind und nur, um leben zu können, sich mit Unterschlagung und Wucher befassen müssen. Das Protektionssystem bei der Besetzung von Zivil- und Militärstellen, bei denen die Mitglieder der herrschenden Parteien bevorzugt werden und sogar die höchsten Stellen erhalten, ohne jede Qualifikation für diese Stellen zu besitzen. Mangel an produktiver Arbeit in der Volksgemeinschaft, Verminderung der Arbeitsleistung in den Fabriken, fortwährende Streiks ohne hinreichende Gründe dazu. Verhetzung zum Klassenhaß durch die Linkspresse, Propagierung sozialistischer und kommunistischer Ideen nicht nur unter den Arbeitern, sondern auch im Heere mit Wissen und Willen der Führer."

So sieht heute das Antlitz Mittel- und Osteuropas aus! Dies trübe Bild hat der in Bromberg erscheinende, national-demokratische (national-polnische) „Dziennik Bydgoski" von den polnischen Zuständen im August 1921 entworfen; vollständig wird es freilich erst, wenn man hinzufügt: Die Warschauer Regierung hat die Bestechungsgelder der Beamten für einkommensteuerpflichtig erklärt; sie hat ein Drittel des Budgets für militärische Ausgaben bewilligt erhalten.

Ganz soweit haben es die übrigen Nachfolgestaaten, die Tschechoslowakei, Rumänien und Südslawien noch nicht gebracht; aber sie sind auf dem Wege dahin. Der letztere Staat ist zwar in der Hauptsache aus südslawischen Stämmen, Slowenen, Kroaten, Bosniaken, Montenegrinern, Serben und Mazedobulgaren aufgebaut, und die völlig Fremdstämmigen, die Deutschen, Magyaren, Rumänen und Albanesen bilden nur ein Viertel der Gesamtbevölkerung nach magyarischen, ein Zehntel nach slowenischen Quellen (bei den Tschechen fast die Hälfte, bei den Polen weit mehr als ein reichliches Drittel), aber diese südslawischen Stämme sind keineswegs einig unter einander. Kroaten und Montenegriner wollen die Vorherrschaft der Serben nicht anerkennen. Alle diese Völker führten Bodenreformgesetze ein, die nichts anderes sind, als gesetzlich bemäntelter Bodenraub an den völkischen Minderheiten. Dieser Raub schadet der Produktion, da er die Anbaufläche stark zurückgehen läßt und hochkultivierte Böden wenigfleißigen und ungeschulten Kleinbauern, ja vielfach Nichtlandwirten und Bodenspekulanten ausliefert.

* * *

Der derzeitige Zustand Mittel- und Osteuropas ist in wirtschaftlicher und politischer Beziehung ein Chaos. Die Schicksalseinheit Mittel- und Osteuropas zeigt sich darin, daß die Valuten auch der sogenannten Siegerstaaten nicht besser, ja zum Teil viel schlechter sind, als die des besiegten und mit ungeheuren Reparationslasten beschwerten Deutschlands.

In Paris haben Dilettanten dies buntscheckige Gewand Europas zusammengeschneidert. Sie zerschnitten, was zusammengehörte und legten die Nähte an die falschen Stellen. Man zerschlug mit Deutschland und Österreich-Ungarn gut verwaltete Wirtschaftskörper und bildete statt ihrer zehn neue, die nicht nach wirtschaftlichen Grundsätzen regiert werden, sondern nach nationalistischen, mit täppischer Brutalität. Brutalität ist nach landläufiger Meinung immer ein Ausfluß innerer Schwäche. Diese neuen Staaten sind innerlich schwach, fühlen es selbst. Aus Selbstverteidigung können sie nicht anders. Schuldig im höheren Sinne an all dem daraus fließenden Elend sind daher die, die diese Staaten schufen. Die Pariser Friedensverträge sind nicht nur ungerecht und unsittlich. Sie sind noch schlimmeres, sie sind unsagbar unklug. Wie ist das zu erklären? Wilsons Versagen reicht nicht aus; es waren ja in Paris außer ihm noch die klügsten Staatsmänner der alliierten und assoziierten Mächte versammelt. Sie alle unterlagen einem willensstarken Greise: Clemenceau. Darüber lese man bei Keynes nach. Clemenceau glaubte, es läge im

Interesse Frankreichs, Zustände zu schaffen, wie sie später Wirklichkeit wurden, und er drang durch.

Die heutigen Zustände und das Chaos in Europa gehen auf diese eine treibende Kraft zurück: das eroberungssüchtige, in politischer und wirtschaftlicher Beziehung imperialistische Frankreich, welches der derzeitigen Entwicklung ihre Bahnen vorzeichnet. Es begnügte sich nicht, durch die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens eine Machtstellung am Oberrhein zu erhalten, sondern es setzte die Eroberungspolitik Ludwigs XIV. und Napoleons I. in Europa fort. Frankreich nutzt das Besatzungsrecht der Alliierten am linken Rheinufer dazu aus, um die rheinische Bevölkerung, wenn auch vergeblich, zu bewegen, sich freiwillig Frankreich anzuschließen. In diesem Sinne versuchte es auch, sich der internationalen Rheinschiffahrt zu bemächtigen, worüber Holländer und sogar welsche Schweizer (Savoyer Zonenfrage!) sich bitter beklagen. Zu alledem forderte die Lage insofern auf, als Frankreich nach dem Friedensschlusse von Versailles und St. Germain nicht, wie früher, England zum Gegner, sondern zum Verbündeten hatte und obendrein noch die inzwischen zu großer Macht angewachsenen Vereinigten Staaten.

Es liegen zahlreiche Beweise dafür vor, daß die heutige Politik Frankreichs von folgenden Gedanken beherrscht wird: Das französische Volk mit nur 36 Millionen Franzosen und 1½ Millionen Elsaß-Lothringern ist dem deutschen zahlenmäßig unterlegen. Dies Mißverhältnis wirkt auf die Franzosen wie ein Albdruck. Es gibt 20 Millionen Deutsche zu viel, sagte darum Clemenceau. Daher wurden weite Gebiete im Osten Deutschlands ohne Abstimmung den Polen gegeben, Eupen und Malmedy an Belgien, 3½ Millionen Deutsche an die Tschechoslowakei. Daher wurde die lebensunfähige, ackerlandarme Gebirgsrepublik Österreich dem übergroßen Wien angehängt. Daher ist Frankreichs Politik darauf gerichtet, die wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands so außerordentlich zu verschlechtern, daß so und so viele Deutsche ihr Brot nicht mehr finden, auswandern oder im Lande wegen Unterernährung den Seuchen erliegen. Ein alterndes Volk sucht somit ein größeres, von ihm für kräftiger gehaltenes niederzudrücken und zu beherrschen. Frankreich kann sich nicht vorstellen, daß ein friedliches Verhältnis zwischen Nachbarvölkern möglich ist. Darum will es Herrscherstaat des europäischen Kontinents werden.

Bemerkenswert ist, daß Frankreich sich entschlossen zu haben scheint, lieber weniger Entschädigungen aus einem verarmten und verkleinerten Deutschland herauszuholen, als von einem wirtschaftlich gesunden Deutschland reiche Hilfsmittel zum Wiederaufbau zu erhalten.

Frankreich zieht es vor, in West- und Mitteleuropa ein Steinkohlen- und Eisenmonopol zu erringen. Auf diesem Wege ist es bereits stark vorgeschritten, indem es zu den eigenen Kohlen- und Erzschätzen die von Deutschland eingerichteten luxemburgischen und lothringischen Erzlager in seine Hand bekommen hat; ebenso erhielt es den Besitz des Saarkohlenreviers unter dem Titel des Völkerbundes. Auf das zweite, das Ruhrkohlenrevier, möchte es ebenfalls seine Hand legen und hat be-

reits die Ruhr- und Rheinhäfen besetzt. Einen Anlaß zur Besetzung des Ruhrgebiets selbst sucht Frankreich seit Monaten und wird ihn, wenn ihm die übrigen Ententemächte aus irgendwelchen Gründen einmal freie Hand lassen, auch finden. Das dritte und letzte Kohlenrevier Deutschlands ist Oberschlesien. Frankreich, dessen Versuche, auch das tschechische Kohlenrevier von Mährisch-Ostrau unter seinen Einfluß zu bekommen, mißlungen zu sein scheinen und zu einer Mißstimmung der Tschechen geführt haben, hat kürzlich in einem geheimen Vertrage Polens „Anrechte" auf dieses reichste Kohlengebiet teilweise auch gesichert. Die Hauptbestimmungen dieses viel zu wenig besprochenen Vertrages lauten:

„Polen verpflichtet sich, ein stehendes Heer (600 000 Mann) zu halten, französische Generalstabsoffiziere usw. aufzunehmen und Frankreich auch im Falle eines Angriffskrieges beizustehen. Frankreich trägt zur Erhaltung des Heeres pro Kopf und Tag einen Goldfranken bei.

Frankreich erhält dafür das alleinige Ausnützungsrecht aller bisher noch nicht erschlossenen Kohlenvorkommen im Pleß-Rybniker Revier, ferner das Recht, sich bei allen auf Grund des Friedensvertrages zu liquidierenden oberschlesischen Bergbauunternehmungen mit 49 Proz. zu beteiligen. Die übrigen 51 Proz. bleiben Polen zur freien Verfügung. Sie sind aber nicht als Staatseigentum anzusehen, sondern können innerhalb des Freistaates an Interessenten käuflich überlassen (also auch durch Mittelsmänner vom französischen Kapital erworben) werden."

Frankreich besaß vor 1919 27,4 Proz. des europäischen Eisenerzvorrates = 14,7 Proz. der Weltvorräte, Deutschland 29,9 Proz., Luxemburg 2,2 Proz. Heute besitzt Frankreich bereits (einschließlich Luxemburg) 48,9 Proz. der europäischen = 27 Proz. der Weltvorräte. Dabei ist Polen noch nicht eingerechnet und Oberschlesien als bei Deutschland verbleibend angesehen! Frankreich ist somit heute schon im Besitz des größten Anteils der Weltvorräte, dann erst folgen die Vereinigten Staaten mit 19 Proz. Vor dem Kriege besaß Deutschland 59,1 Proz. der europäischen Kohlenvorräte, Frankreich nur 1,8 Proz. Ginge nun Oberschlesien verloren, so würde die Neuverteilung folgendes Bild ergeben:

Frankreich und Saargebiet	4,1 Proz.	33,1 Proz.
Polen mit Oberschlesien	29,0 „	
Deutschland	32,8 „	

Diese Zahlen gewinnen erst volle Deutlichkeit, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Frankreich bereits die Ruhrhäfen besetzt hat, und daß die französische Presse seit sechs Monaten täglich die dauernde Besetzung des Ruhrkohlengebietes als Entgelt für die Reparationsforderungen von 400 Milliarden Goldmark fordert.

So rückt auch die Rolle, welche General Le Rond, der erste Franzose, der die Bedeutung Oberschlesiens erkannte und die französische Politik in diese Richtung lenkte, in Oberschlesien spielt, in eine eigentümliche Beleuchtung. Frankreich und Polen sind verbündet, Frankreich gibt seinem Vasallenstaat Polen Geld und Waffen; Frankreich, dessen General Le Rond Vorsitzender der Interalliierten Kommission ist, die unparteiisch zwischen Polen und Deutschland entscheiden soll, arbeitet sowohl mit

dem polnischen Staate wie mit den polnischen Bandenführern Hand in Hand. Es war eine französische Entstellung, von drei „oberschlesischen Aufständen" zu sprechen; es handelt sich vielmehr um von den Franzosen geistig geleitete und ziemlich unverhohlen unterstützte Invasionen der Großpolen, die zum Teil durch schwache Gruppen oberschlesischer Insurgenten ergänzt wurden; der vierte scheint durch das energische Auftreten englischer Offiziere und den Widerspruch der gebürtigen Oberschlesier zurzeit abgewendet zu sein. Frankreich hat also, als es in Oberschlesien jene schmachvolle Doppelrolle spielte, nicht nur beabsichtigt, Teile der deutschen Wirtschaft unter fremde Oberhoheit zu bringen, sondern auch dadurch, daß es die Polen durch Wirtschaftsvertrag gebunden hat, sein Monopol für Eisen und Steinkohle in West- und Mitteleuropa vollständig zu machen versucht.

Polen, die Tschechoslowakei, ferner in etwas geringerem Maße Groß-Rumänien und Jugoslawien sind mittel- und osteuropäische Dependenzen, die Frankreich geschaffen hat, um Europa zu beherrschen; daß darüber die europäische Wirtschaft in Scherben geht, ist dem Frankreich Poincarés und Briands gleichgültig. Man macht in Paris politische und nicht wirtschaftliche, geschweige denn Menschheitspolitik.

Wird eines Tages aus dem überhitzten Machttriebe der Franzosen, die in ihrem und dem polnischen Heere mehr Soldaten besitzen, als die ganze übrige Welt zusammen, ein neuer Napoleon hervorgehen, der nicht nur mit Soldaten, sondern auch mit Erz und Kohle die Herrschaft über Festland-Europa an sich reißt? Diese Frage ist nicht ohne weiteres zu verneinen. Die Welt scheint vergessen zu haben, daß Europa in den letzten Jahrhunderten nur zwei lange Friedensperioden kannte, von 1815 bis 1850 und von 1871 bis 1914, jedesmal nachdem dem unruhigen französischen Imperialismus durch starke Niederlagen Zügel angelegt waren.

* * *

Die Friedensverträge haben aber nicht nur nationale und wirtschaftliche Fragen aufgerollt und in unzulänglicher, für den Weltfrieden höchst gefährlicher Weise zur Lösung gebracht, sondern auch soziale. Die Welt hat bisher nicht bemerkt, daß das oberschlesische Problem, welches ein wirtschaftspolitisches und konfessionelles (niemals aber ein nationales) war, durch die im Friedensvertrage vorgesehene Fragestellung — die Abstimmung — zu einem sozialen von weltpolitischer Bedeutung geworden ist. Eine autochthone polnisch-nationale Bewegung gibt es in Oberschlesien nicht; vor 20 Jahren wurde sie künstlich in das Land hineingetragen. Die Slawen bilden in Oberschlesien freilich die Mehrheit. Diese slawischen Oberschlesier sprechen einen vom Polnischen stark abweichenden Dialekt und sind zumeist national gleichgültig oder sogar deutsch orientiert. Das beweist die Abstimmung. 58 Proz. der auf Deutschland entfallenden Stimmen wurden von Deutschen, 42 Proz. von slawisch Sprechenden, durch Großpolen und Franzosen als „Polen" reklamierten, abgegeben. In fast allen Landkreisen Oberschlesiens gab es (auch ohne die Stimmen der Deutschen) eine Mehrheit für Deutschland durch die Stimmen dieser slawisch

Sprechenden. Von der Gesamtzahl der slawisch Sprechenden betrug die der Deutschstimmenden 39 Proz. gleich zwei Fünftel der Gesamtzahl (vgl. Volz, The Economic-Geographical Foundations of the Upper Silesian Question 1921).

Wenn es trotzdem den Polen gelang, etwa 40 Proz. der Gesamtstimmenzahl zu gewinnen, wäre es ein Irrtum anzunehmen, diese seien von national-polnisch gesinnten Oberschlesiern abgegeben. Deren Zahl ist verschwindend. Einen Teil des unbegründeten Stimmenzuwachses erhielten die Polen durch unmittelbaren Druck der Franzosen in den von diesen verwalteten Gebieten; wo nämlich Engländer oder Italiener die Verwaltung hatten und eine unparteiische Behandlung dadurch gesichert war, war die deutsche Mehrheit sehr erheblich. Der Rest der polnischen Stimmen ist dadurch gewonnen worden, daß Korfanty es verstand, eine ganz junge soziale Bewegung in den Dienst seiner nationalen Interessen einzuspannen: er fälschte sie mit großer Geschicklichkeit um. In den ländlichen Bezirken versprach er der Bevölkerung die Aufteilung der vorwiegend in deutschen Händen befindlichen Landgüter. In den Industriegebieten, vor allem in den neuen von Pleß und Rybnik, stimmten die niedrig gestellten ungelernten Grubenarbeiter polnisch; die Vorarbeiter und die Angestellten der Gruben und vor allem die höher qualifizierten, seit Jahrzehnten gewerkschaftlich organisierten Arbeiter der Hütten dagegen deutsch. Die völlig unnationale Grubenarbeiterschaft, die polnisch stimmte, neigt stark kommunistisch-bolschewistischen Ideen zu; ihre Gewalttaten während und nach der Abstimmung haben ausgesprochen bolschewistisches Gepräge. Noch konnte Korfanty durch starke Versprechungen die eigentlich bolschewistische Bewegung in Oberschlesien ins national-polnische Fahrwasser lenken, da ja alle Gruben und Hütten den Deutschen, die sie geschaffen haben, gehören.

Wenn Oberschlesien oder Teile desselben polnisch würden und der Privatbesitz in polnische oder französische Hände zwangsweise übergeführt würde, wie es mit allen deutschen Industrieunternehmen in Polen bisher geschehen ist, wird das unnatürliche Bündnis zwischen Nationalisten und Bolschewisten ein Ende haben; sie werden sich gegeneinander wenden in einem Augenblicke, in dem Arbeiterentlassungen aus Mangel an Barmitteln, ferner wegen Störung der natürlichen Produktionsbedingungen und Abwanderung der Werkleiter und Vorarbeiter erfolgen müssen. In der wirtschaftlichen Krise, welche ja auch die Industrie der Tschechoslowakei wegen ihrer Aussonderung aus dem früher viel größeren Wirtschaftsgebiet Österreich-Ungarns getroffen hat, wird sich die durch die Abstimmungspropaganda Korfantys gezüchtete bolschewistische Gesinnung der niedrigen Arbeiterschaft kräftig entwickeln können. Bisher waren nationalistische Gewalttaten das Auspuffrohr der durch soziale Spannungen erzeugten Gase. In einem großpolnischen Oberschlesien würden sie sich in rein bolschewistischer Form zeigen.

Der Niedergang der mitteleuropäischen — nicht etwa nur der deutschen — Wirtschaft droht zum Nährboden des Bolschewismus zu werden in dem Augenblick,

in welchem der Bolschewismus Rußlands mangels Rohstoffen und durch Hunger seiner Auflösung oder Umbildung entgegengeht.

Rußlands Bevölkerung bestand im Frieden zu 90 Prozent aus Bauern. Die letzten 10 Prozent verteilten sich auf Beamte, Mittel- und Intelligenzschicht. Durch den Bolschewismus ist diese letztere völlig vernichtet oder vertrieben worden. Mit ihnen ist Rußlands Industrie und Bergbau zugrunde gegangen; eine nennenswerte Urproduktion außer der landwirtschaftlichen für Eigenbedarf findet nicht mehr statt. Rußlands Staats- und Privatfinanzen sind völlig zerrüttet. Rußlands Wiederaufbau ist ein Weltproblem insofern, als 130 Millionen Menschen in Rußland, einschließlich Sibirien, als Käufer auf dem Weltmarkt völlig ausfallen. Diese wieder kaufkräftig zu machen und in die Weltwirtschaft wieder einzuordnen, zugleich in den nationalen Fragen des ja völkisch stark gemischten ehemaligen russischen Reiches eine verständige Politik durchzuführen, ist neben der Wiedergutmachung der Torheiten der Pariser Friedensverträge die Aufgabe des kommenden Jahrzehnts. Daß die Naturschätze Rußlands ausgebeutet werden müssen, ist an sich vielleicht unmittelbar für die Weltwirtschaft weniger nötig, als mittelbar, um Rußland wieder in den Stand zu setzen, als Käufer auf dem Weltmarkt aufzutreten. Wer wird Rußland wieder aufbauen? Daß die Russen allein dazu nicht imstande sind, darüber ist man sich in der ganzen Welt, darüber sind sich auch alle Russen einig. Die nötigen Kredite werden fraglos aus den Siegerstaaten kommen, die Menschen aber, die Handel und Wandel in Rußland wieder in Gang bringen, werden Deutsche sein müssen. Vor dem Kriege lebten rund drei Millionen Deutsche in Rußland, von denen ein großer Teil heute ins Reich geflüchtet ist. Diese Deutschen kennen die russische Psyche, kennen das Land und seine Sprache. Eine Ansetzung dieser und überhaupt der überschießenden deutschen Arbeitskräfte, die heute in Deutschland nicht mehr Arbeit finden, mit Hilfe englischen und amerikanischen Kapitals scheint manche Schwierigkeiten zu lösen und einer der Wege zum Wiederaufbau Europas und damit der Weltwirtschaft zu sein. Vorbedingung dazu ist nicht nur die Beseitigung der bolschewistischen Herrschaft und ihre Ersetzung durch eine vertragstreue Regierung, sondern auch das Durchdringen der hier gekennzeichneten Auffassung über die Folgen der Pariser Friedensschlüsse für Europa und die Weltwirtschaft in den Siegerstaaten.

Die Kosten der Besatzungsheere und die überspannten Reparationslasten der ehemaligen Mittelmächte stehen jeder wirtschaftlichen Genesung Europas und damit der Beendigung der Wirtschaftskrisen entgegen. Keynes hat das erst neuerdings wieder nachgewiesen. Die sozialen und politischen Kämpfe, die das heutige Deutschland erschüttern, haben eine früher nie gekannte Schärfe angenommen. Diese Balkanisierung Mitteleuropas bis zur Nord- und Ostsee ist ein Ausfluß der wirtschaftlichen Hoffnungslosigkeit, der nationalen Verzweiflung, der Unmöglichkeit, an sich berechtigte materielle Forderungen der arbeitenden Massen zu erfüllen — eine Folge von Versailles. Man verwechsele ja nicht Symptom mit Ursache. Die

heutige Verwilderung der politischen Sitten Deutschlands ist von außen hineingetragen und widerspricht letzten Endes dem zwar energischen, aber doch so leicht lenkbaren Charakter dieses Volkes. Daß es soweit kommen konnte, ist nicht verwunderlich; verwunderlich eher, daß es erst jetzt soweit gekommen ist. Die „Baseler Nachrichten" schreiben:

„Der Deutsche haßt nicht nur die Fremden, sondern auch noch 70 bis 99 Prozent der eigenen Landsleute. Dieser innere Haß aller gegen alle ist das Produkt der äußeren Bedrängnis. Der normale Deutsche merkt nicht, daß sein Elend in der Hauptsache von außen kommt, sondern fühlt das Bedürfnis, Deutsche dafür verantwortlich zu machen. Das kommt wohl zum guten Teil daher, daß Deutschland eine Verfassung besitzt, die wohl den Deutschen eine demokratische Republik vorspiegelt, während es sich tatsächlich um ein Zwangssyndikat zur Abschließung der Kriegsfolgen handelt. Wenn der Versailler Vertrag erfüllt werden soll, so muß jede Regierung, heiße sie Wirth, Wilhelm II. oder Hölz, das deutsche Volk mit Skorpionen züchtigen. Ein Volk, das ein halbes Jahrhundert hindurch ohne alle Aussicht auf Erholung und Gedeihen Sklavendienste leisten muß, haßt seine Führer, obwohl diese selbst auch nur Sklaven sind und unter einem unwiderstehlichen Zwang handeln."

Heute hat Deutschland das Ministerium des „Erfüllungswillens auch über die Kraft", auch gegen die bessere Erkenntnis. Der Mut dieser Minister wäre bewunderungswert, ihr Versuch, dem unabwendbaren wirtschaftlichen Schicksal in die Speichen zu fallen, wäre von fast tragischer Größe, wenn die Höhe ihres Bewußtseins der Größe der Aufgabe gleichkäme. Eines Tages werden ihre kleinen Mittel erschöpft, wird die Valuta auf polnischem Niveau, werden die im Frieden aufgehäuften Goldwerte dahin sein. Was dann? Die Folgen sind nicht auszudenken. Chaos, ganz gleich, ob von ultrarechts oder ultralinks, ganz gleich, ob durch französische Zerfleischung oder durch Selbstzerfleischung.

* * *

Die Menschen in Mittel- und Osteuropa können nicht erwarten, daß die übrige Welt durch ihre Leiden bewogen wird, Zuständen ein Ende zu machen, von denen ihre Schöpfer, freilich kurzsichtig genug, für sich selbst Vorteile erwarteten. Es hat keinen Zweck, Leiden zu schildern und Klagen vorzubringen. Richtig ist es aber, die wirtschaftlichen Folgen darzustellen. Sie bleiben ja nicht auf die zunächst betroffenen Gebiete beschränkt.

Durch den Krieg entstand zunächst Warenmangel, weil sich Millionen von Menschen, die früher werktätig waren, in Soldaten verwandelten und ein Großteil der Erzeugungswerkstätten in den Dienst des Krieges gestellt und damit der wirtschaftlichen Produktion entzogen wurde. Größer aber ist der Schaden, der durch den Frieden angerichtet wurde. Auf die Zeit des Warenmangels folgte die Zeit der mangelnden Kaufkraft. Die europäischen Hauptwaren-Erzeugungsgebiete, die gleicherweise die Hauptabsatzgebiete der Weltmärkte sind, Deutschland, das ehemalige

Österreich-Ungarn und Rußland, wurden zerrissen. Mit ihnen zerriß man auch jahrhundertealte Wirtschaftseinheiten und unterband die Schlagadern des europäischen Warenaustausches. Man legte die wichtigen Produktionszentren in die Hände von neuen Völkern, die weder gewohnt waren, sich selbst zu regieren, noch bisher in ihrer Geschichte auf kulturellem oder wirtschaftlichem Gebiete Leistungen aufzuweisen hatten, die mit denen der alten Kulturvölker der Erde irgendwie verglichen werden können. Der durch die verfehlten Lösungen der nationalen Fragen geschaffene Volkshaß verhindert Produktion, Stabilisierung, Kreditfähigkeit usw. der neuen Staaten. Besatzungs- und Reparationskosten vernichten die Wirtschaft Deutschlands und Österreichs. Das neue Europa möchte wohl kaufen, kann es aber nicht, da es sich nicht durch Produktion die nötigen Valuten besorgen kann. Noch zehrt Europa von den in früheren Zeiten erworbenen Werten, von Verkauf und Verbrauch von investierten Vorräten aller Art. In Sowjet-Rußland sind sie jetzt erschöpft, der Hungerwelle von 1921 wird die von 1922 folgen, das übrige Europa wird eines Tages den gleichen Zustand erreicht haben. Das Übel frißt weiter. Es wird auch vor Frankreich nicht Halt machen.

Können die Leidenslinien aus dem Antlitz Europas noch einmal verschwinden? Hilfsaktionen, welche, auch wenn sie mit Dollarmillionen ausgestattet werden, doch nur kleine Mittel zur Linderung von Symptomen sind, genügen nicht. Der Herd des Unheils bleibt bestehen und wird immer neue Schrecken erzeugen müssen. Die Welt und ihre Wirtschaft wird auf die Dauer nicht abwarten können und wollen, bis durch natürliche Auflösung alles Bestehenden Neues, Gesünderes sich entwickelt. Ein solcher Prozeß würde Jahrzehnte in Anspruch nehmen, würde die bisherigen wirtschaftlichen Zusammenhänge und Wirtschaftsstätten verfaulen und viele Millionen Menschen verschiedenster Völker, die eng zusammengedrückt im Schatten der bisherigen Wirtschaftsordnungen in Europa ihr Brot fanden, verhungern lassen und zur Auswanderung drängen. Erschütterungen ohnegleichen würde der Weltwirtschaftskörper ausgesetzt sein, bis — im günstigsten, völlig unwahrscheinlichen Falle — die neuen Nationen durch rastlosen Fleiß und intensive Selbsterziehung die Höhe der Völker erklimmen würden, die Europa früher verwalteten.

So bleibt nur übrig, da das Rad der Weltgeschichte nicht zurückgerollt werden kann, neue Formen zu finden. Hierzu gehört als erstes die Erkenntnis, daß die Lösungen von Versailles und St. Germain falsch waren. Mit dem Rufe nach der „Revision" der Friedensverträge ist ebensowenig getan, wie mit dem wahlfeilen Schlagwort, Deutsche und Russen müßten zusammengehen, um Europa wieder aufzubauen. Gewiß ist beides richtig, aber niemand weiß den Weg. Frankreichs Imperialismus kann nur auf einem europäischen Trümmerhaufen gedeihen. Die Nachfolgestaaten Rußlands und Österreich-Ungarns haben keine eigene wirtschaftliche Lebenskraft, sie leben in und von den Trümmern der Arbeit der großen, soeben zerstörten europäischen Reiche, wie die mittelalterlichen Römer bis zur Renaissancezeit in den Trümmern der Antike hausten; die römischen Barone bauten sich ihre Burgen aus den Theatern der Kaiserzeit und brannten die Marmorverkleidungen

zu Kalk. Die Bevölkerung Roms mit ihren Millionen sank allmählich auf ebensoviel Tausende herab. Diese neuen Staaten sind also nicht natürlichen wirtschaftlichen Bedürfnissen entsprungen, sondern politischen. Mit der Kleinen Entente, die sich wenigstens ebensosehr gegen England und Amerika und gegen die gesunde wirtschaftliche Weltauffassung wie gegen Deutschland und Ungarn richtet, hat Frankreich sich ein Werkzeug für seine Pläne geschaffen. Würde diese Erkenntnis Allgemeingut in Europa und in der großen Welt draußen, so wäre der erste Schritt getan. Wir sind von ihm aber noch weit entfernt. Erst wenige Stimmen verbreiten sie. Keynes, der erste Rufer im Streit, denkt vorwiegend wirtschaftlich und hat die zweite, ebenso wichtige Seite, das Unheil, das aus der mangelhaften Lösung der nationalen Fragen folgt und schon gefolgt ist, vernachlässigt. Warnung und Kritik ist gut, langt aber nicht aus zum Wiederaufbau. Würden heute noch einmal die Herren der Welt in Paris versammelt wie im Sommer 1919, würde gerechteren und klügeren Männern die Neubildung übertragen, ließe selbst Frankreich in heute kaum vorstellbarer Sinneswandlung von seinen imperialistischen Wünschen ab, so würde zwar sicherlich Besseres, aber gewiß nichts Gutes beschlossen. Denn es fehlt an Vorarbeiten, an planmäßigem Studium der begangenen Fehler und an Plänen für ganz neue Formen der Staatenbildung*). Das Problem lautet: 1. Die buntscheckige Völkerkarte Europas verlangt eine weitgehende Trennung nach den nationalen Grenzen und innerhalb dieser Freiheit für die nationalen Belange. Volk und

*) In England wurde am 18. April ein internationaler Protest veröffentlicht, welchen wir zum Vergleiche und Beweise für die unzureichenden Wege, auf denen man bisher die Lösung sucht, bringen:

„Mehr als zwei Jahre sind nun verflossen, seitdem die Zentralmächte um Frieden baten und das wirksame Kämpfen zwischen ihnen und der Entente aufhörte. Sogar jetzt ist die Welt noch nicht in Frieden, nirgends sind normale Lebensbedingungen wiederhergestellt worden, während selbst in Ländern, die von Hunderten von Millionen Menschen bewohnt werden, es noch nicht möglich gewesen ist, die Wiederherstellungsarbeit zu beginnen. Für uns wie für tausend andere ist dies eine große Enttäuschung, nicht nur, weil ein solcher Zustand beklagenswert ist, sondern die stolzen Hoffnungen, die man im November 1918 hätte hegen können, sich nicht erfüllt haben. Man muß daran erinnern, daß die Verbündeten alle einstimmig als Grundlage für den zukünftigen Frieden die berühmten 14 Punkte des Präsidenten Wilson annahmen. Wenn auch in jedem Falle die Zentralmächte damals oder später gezwungen gewesen wären, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, so hatten sie gewiß volles Recht darauf, eine Schlichtung wesentlich auf der Grundlage, die damals unterlegt wurde, zu erwarten. Und wären die Bedingungen, die endlich in Versailles auferlegt wurden, in dem Geiste gefaßt worden, in welchem die Entente dieses Programm aufstellte, so würden sicherlich unermeßlich größere Fortschritte in der Aufgabe, zu versöhnen und wieder aufzubauen, damals gemacht worden sein. Die 14 Punkte stellten nicht nur die Meinung des Präsidenten Wilson dar, sie brachten in deutlicher Form Gedanken, welche sich im Geiste des denkenden Volkes gebildet hatten, von der Zeit an, wo die Welt begann.

Die „Union of Democratic Control" in diesem Lande und ähnliche Organisationen im Auslande hatten die Welt mit dem Gedanken vertraut gemacht:

1. der demokratischen Kontrolle in der auswärtigen Politik,
2. der größeren Freiheit des internationalen Handels,
3. Einschränkungen der Kriegsrüstungen,
4. Selbstbestimmung der Völker und
5. eines Völkerbundes.

Der Friedensvertrag ist von Männern diktiert worden, die diese Idee proklamiert, aber nicht befolgt haben. Es ist eine

Staat sollen sich decken. Die Verzahnung der Völker läßt aber eine restlose klare Scheidung nicht zu. Minderheiten werden immer verbleiben. Zu ihrem Schutze müssen detaillierte internationale Gesetze geschaffen und ihre Durchführung international überwacht werden. 2. Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse verlangen im Gegensatz zu den nationalen große, einheitlich verwaltete Gebiete. Landwirtschaftlich und bergbaumäßig ausgebeutete Bodenschätze, Verkehrsmittel, Handel und Industrie können nur dann die Bevölkerung Europas ernähren, wenn ihre Entwicklung nicht gehemmt wird durch die nationalistischen Bedürfnisse nationaler Zwergstaaten. 3. Die Reparationslasten müssen gleichmäßig unter Berücksichtigung der Kräfte und der Kopfzahl verteilt werden. So werden sie verhältnismäßig leicht zu tragen sein. Andernfalls erliegen die Überbürdeten vorzeitig, und diejenigen,

Schlichtung, die nicht von einer allgemeinen Völkervereinigung spricht, sondern von den Siegern im großen Kriege diktiert wurde. Sie hat nicht eine Diplomatie gesichert, die „frei und im Lichte der Öffentlichkeit" vorgeht, wie die schimpflichen Intrigen mit den russischen Abenteurern in Waffen gegen die Bolschewisten und der geheime Vertrag zwischen Frankreich und Belgien es zeigen. Sie hat auch nicht die Blockade eines großen Teiles von Europa in Friedenszeiten verhütet. Sie hat deshalb nichts getan, um Zentraleuropa vor Hungersnot und Revolution zu bewahren.

Die Revision des Versailler Vertrages ist, im Lichte der modernen internationalen Meinung der Äußerungen des Präsidenten Wilson vor dem Waffenstillstand, die in den 14 Punkten gipfelten, und selbst in früheren Äußerungen der Staatsmänner der Entente, befohlen. Diese Revision sollte von den Vertretern aller Nationen durchgeführt werden, unbekümmert um die Rolle, die sie während des großen Krieges gespielt haben, und sollte zielen auf:

1. die Aufhebung aller Klauseln in dem Vertrage, welche vernichtende und undurchführbare Entschädigungen und andere hinkende wirtschaftliche Bedingungen fordern;

2. die unmittelbare und allgemeine Reduktion der Waffenrüstungen;

3. die Veröffentlichungen und Eintragungen aller bestehenden Verträge und Verständigungen mit einer endgültigen Nichtanerkennung irgendeines geheimen Vertrages, der gegenwärtig aufgestellt sein mag, durch jede Macht;

4. die ehrliche Anwendung des Prinzips der Selbstbestimmung mit hinreichendem Schutz für Minderheiten der Rasse;

5. die Verordnung von angemessenen Krediten für Länder, die durch den Krieg zerstört sind, begleitet und bedingt durch eine weitestgehende Ausdehnung des freien Handels;

6. die unmittelbare Zulassung einer jeden Nation, die eine Verbindung mit dem Völkerbund wünscht, unter denselben Bedingungen, die den ursprünglichen Gründern der Liga gewährt wurden;

7. eine angemessene Oberaufsicht über die Mandate durch die Liga, um Freiheit und Wohlfahrt der einheimischen Rassen und freie Bahn dem Handel zu sichern.

Die Welt hat den falschen Pfad beschritten und hat offenbar ihren Weg verloren; sie kann ihn dadurch wiederfinden, daß sie zum Wegweiser zurückgeht, welcher von jenen errichtet ist, die den Pfad des Friedens studiert haben. Um die Zivilisation, die jetzt offenbar durch den Untergang bedroht ist, davor zu bewahren, ist es notwendig, zu der Politik zurückzugehen, die gleichbedeutend ist mit den 14 Punkten und dem weltverbreiteten Weltgedanken, der ihn verkörpert."

Diesen Protest unterzeichneten 68 angesehene Persönlichkeiten Englands, Frankreichs und der nordeuropäischen neutralen Staaten, einschließlich Holland, nur zum Teil ausgesprochene Pazifisten. Genannt seien: H. Aall, Prof. der Philosophie an der Universität Kristiania. Henri Barbusse. Charles Roden Buxton. Knut Hamsun. Jerome K. Jerome. Rudolf Kyken. Lucian Le Foyer. Jean Longuet. Lord Loreburn. J. Ramsay Macdonald. S. Michelet. P. A. Molteno. Oskar Montelius. E. D. Morel. Arthur Ponsonby. G. Bernhard Shaw. Gustaf F. Steffen. Bischof U. Tandberg (Norwegen). Coutlandère de Toury. Charles P. Trevelyan. Israel Zangwill.

die sich die Last allzu leicht machen zu dürfen glaubten, werden sie eines Tages noch selbst tragen müssen.

Die Reparationslasten der Friedensverträge sind auf die einseitige Schuld der Mittelmächte am Kriege gegründet. Art. 231 des Versailler Vertrages lautet:

„Deutschland erkennt an, daß Deutschland und seine Verbündeten als Urheber aller Schäden verantwortlich sind, welche die alliierten und assoziierten Regierungen und ihre Angehörigen infolge des ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgezwungenen Krieges erlitten haben."

Hunderte von Menschen in Deutschland, in den neutralen, ja in den Feindesstaaten sind — aus ethischen Gründen — damit beschäftigt, wissenschaftlich die Frage an der Schuld am Kriege zu begründen. Die Wichtigkeit dieser Arbeit ist nicht gering einzuschätzen. Um künftige Kriege zu vermeiden, will man die Schuld an diesem letzten und größten aller Kriege aufdecken. Packt man aber damit wirklich die Ursache der Kriege und des europäischen Elends in des Wortes wörtlichster Bedeutung?

Diese besteht heute noch unverändert fort; sie liegt in der vorher geschilderten Diskongruenz der nationalen und wirtschaftlichen Bedürfnisse. Ziel aller Gedanken der praktischen und der theoretischen Friedensfreunde, der national und der wirtschaftlich denkenden Menschen, der Idealisten und der Materialisten — wenn sie nur einen freien, nicht parteitaktisch oder durch sonstige Scheuklappen eingeengten Standpunkt haben — müßte sein, einen Ausgleich aus diesem Zwiespalt zu finden und Vorschläge für eine zukünftige Friedenskonferenz oder einen im Sinne der idealistischen Forderungen Wilsons auf der Demokratie der Völker aufgebauten Völkerbund zu machen.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß bald solche Konferenzen zusammentreten werden. Dazu ist die Kenntnis von der Entwicklung in Europa noch nicht weit genug fortgeschritten: Die Hungersnot in Rußland, die kommenden Nöte im übrigen Europa und die Fortdauer der Weltwirtschaftskrise helfen, sie zu verbreiten. Deutschland kann viel tun, diesen Vorgang zu beschleunigen. Es könnte die derzeitigen Verhältnisse in Europa objektiv feststellen und die Feststellungen in geeigneter Weise zum Allgemeingut machen. Seit den unseligen Zeiten der Kriegspropaganda haben wir auf diesem Gebiet gelernt; das beweist die Aufklärung, die über Oberschlesien verbreitet wurde. Hat doch die Universität Oxford Wilhelm Dolz, der sich hierin die größten Verdienste erworben hat, zum Ehrendoktor promoviert. Die Ausarbeitung von Vorschlägen für die Neueinrichtung Europas würde aber eine Nebenfrucht zeitigen, die wir seit 1871 entbehren, ja in gewissem Sinne niemals besessen haben: Richtlinien für die deutsche Reichspolitik, einen deutschen Gedanken, der zugleich ein welterlösender Gedanke ist.

Ein elsässischer Politiker vor dem Kriege

Ein Beitrag zur elsaß-lothringischen Landesgeschichte

Von

Wilhelm Kapp

In einem mit soviel Spannungen und Gegensätzen erfüllten Grenzland wie dem Elsaß gewinnen die Menschen zweifellos an geistigem Gehalt; es ist ihnen sichtlich ein größeres Maß von geistiger Beweglichkeit, Empfänglichkeit und Sehweite eigen. Aber dafür verlieren sie auch leicht das Eindeutige, Einfache; ihr Wesen erhält etwas Schwieriges, Problematisches, Schillerndes, so daß es kaum möglich ist, die Regungen, Strebungen, Stimmungen, die als Lebensäußerungen nach außen wahrnehmbar werden, auf einen Generalnenner zu bringen. Darum bieten gerade die elsässischen Persönlichkeiten, die sich in der Öffentlichkeit betätigten, eine politische Rolle gespielt haben oder noch spielen, mehr als anderswo dem um ein Verständnis ihres Wesens und Charakters sich bemühenden ruhigen Betrachter Rätsel und Schwierigkeiten. Einem solchen elsässischen Politiker von komplizierterer Struktur, der zwei Jahrzehnte lang in der politischen Öffentlichkeit Elsaß-Lothringens zu deutscher Zeit eine große Bedeutung hatte, wurde neulich von Anhängern und Freunden in Colmar ein Denkmal gesetzt, das ihn zugleich als ein Kriegsopfer, als Märtyrer für die französische Idee während des Krieges ehren sollte.

Jaques Preiß ist der Name dieses Elsässers, der in München während des Krieges in der Schutzhaft gestorben ist. Zur Kennzeichnung der Persönlichkeit, welcher der Gedenkstein gewidmet wurde, stehen auf ihm die Worte: „Député protestataire." Das erklärt auch, daß die französische Regierung darauf bedacht war, durch die Entsendung hoher und höchster Vertreter die Denkmalseinweihung mit all dem Glanz, den die Franzosen für derlei Dinge so reichlich wie harmlos aufbringen, zu umgeben und durch die Feier den Namen Jaques Preiß als Symbol der Treue der Elsässer zu Frankreich zu ehren. Aber in der elsässischen Presse wird doch, wenn auch möglichst zart, angedeutet, daß Jaques Preiß nicht mehr zu den Protestlern im ursprünglichen Sinne des Wortes gehörte. Der katholische Schriftsteller und Politiker Dr. Haegy, der in Colmar den jetzt unter die Protestler eingereihten Politiker aus nächster Nähe kannte, schreibt darüber: „Dieses Wort (Député protestataire) gibt in den Augen derjenigen, die Jaques Preiß gekannt haben, keinen abschließenden Inbegriff seiner politischen Tätigkeit. So schlicht einfach konnte das Leben des Mannes nicht sein, welcher in sehr komplizierten Zeit-

umständen seiner elsässischen Heimat zu dienen suchte und ihr die wertvollsten Dienste geleistet hat." Gewiß aus protestlerischer Lust kam er wohl her, aber „er gehört doch zu der zweiten Generation von Politikern, die schon in deutschen Schulen und Hochschulen heranreifte. Diese hat die unfruchtbare Haltung der reinen Negation im Protestlertum aufgegeben, nahm die Dinge, wie sie waren; sie stellte sich auf den Boden der gegebenen Verhältnisse und suchte auf diesem Boden der Heimat zu nützen, soviel sie konnte." („Republik.") Da hieß es also mit der Regierung zusammenarbeiten und die Kritik den Umständen so anpassen, daß daraus Ersprießliches für das Gemeinwohl der Heimat herauskam. Und seitdem Preiß zu Anfang der neunziger Jahre in die Politik eingetreten war, hatte seine politische Tätigkeit nur das eine Ziel, für seine Heimat an Vorteilen, Rechten, Freiheiten herauszuschlagen, was herauszuschlagen war und ihr im Rahmen des Reiches eine gleichberechtigte, den übrigen Bundesstaaten ebenbürtige Stellung zu schaffen.

Es konnte darum auch nicht fehlen, daß sein auf das Sichere, tatsächlich Erreichbare gerichteter energischer Wille die Aufmerksamkeit der deutschen Regierung auf sich zog, so daß man unter Köller ernstlich daran dachte, ihm einen Ministerposten in der Straßburger Regierung anzubieten. Und Preiß war auch bereit, wenn die Regierung Ernst machen sollte, sich zur Verfügung zu stellen. Das geben jetzt auch die Freunde im Elsaß zu. Es stimmt also nicht einmal in bezug auf Preiß die sinnbildliche Darstellung auf dem Denkmal, auf dem eine Elsässerin mit fanatischer Gebärde mit dem Fuß die preußische Pickelhaube von sich stößt. Aber die Franzosen brauchen nun einmal Legenden und sind bekanntlich im Elsaß nie verlegen, immer neue zu erfinden. Sie wissen, an nichts gewöhnt sich die sog. öffentliche Meinung leichter, als an solche Legenden.

Leider kam der damalige Staatssekretär Köller, der mit dem Landesausschußabgeordneten Preiß sich recht gut stand und seine Arbeitskraft, seine Kenntnisse gern durch solche Berufung für das Wohl des Landes nutzbar gemacht hätte, nicht dazu, seinen Gedanken zu verwirklichen. Die damalige innerelsässische Lage gestattete schließlich der Regierung nicht, einen solchen Schritt zu tun. Indes waren es in der Hauptsache innerpolitische Gründe allgemeiner Art, die ihn nicht zuließen, und nicht etwa nationale. Diese Hemmungen, die einer Verwendung der Kraft des Colmarer Politikers an leitender Regierungsstelle vor allem im Wege standen, kamen aus seiner Stellung zu dem Liberalismus, auf den nun einmal seit den siebziger Jahren die Regierung durch das in der Hauptsache liberal gestimmte deutsche Beamtentum und die Stimmung gewisser einheimischer Bürgerschichten eingestellt war. Man sah letztlich nur in dem Hochkommen einer starken liberal-demokratischen Partei die zuverlässige Gewähr für eine gedeihliche Zukunftsentwicklung des Landes. Die Herrschaft des Klerikalismus war das Gespenst, das man in den altdeutschen, wie auch gewissen einheimisch bürgerlichen Kreisen vor allem fürchtete. Von dieser politischen Denkweise, die die Gefahr im Elsaß in der wachsenden Macht des politischen Katholizismus sah, hatte Preiß sich mehr und mehr

abgewandt, obwohl er für sich persönlich Anhänger einer liberalen Weltanschauung und Protestant war. Der Gegensatz von liberal und antiklerikal schien ihm eine für die Entwicklung des Landes unnötige, verhängnisvolle Belastung zu sein. „Ich halte es für völlig verkehrt, die politische Tätigkeit unseres Volkes in diese beiden Gegensätze des Klerikalismus und des Antiklerikalismus hineinzuzwängen, die Politik unseres Landes auf diese beiden Extreme zuspitzen zu wollen . . ." erklärte er im Straßburger Parlament. Er war der Überzeugung, daß man in einem zu Dreiviertel katholischen Lande unmöglich gegen die Partei, die nun einmal die katholische Mehrheitsbevölkerung zum größten Teil vertrat, Politik machen könnte. Er ließ sich daher auch, obwohl er der organisierten katholischen Partei nicht angehörte, von dieser Seite immer wieder als Kandidat aufstellen, so sehr er sich damit in schärfsten Gegensatz zu den protestantischen und liberalen Volksgenossen setzte. Er ließ sich jedoch durch keine Anfeindung in dieser Haltung beirren. Er blieb dabei: Wir haben in der eigenartigen politischen Lage, in der wir uns befinden, uns nur als elsässisches Volk zu fühlen und lediglich das eine Ziel im Auge zu behalten, die Interessen dieses Volkes wahrzunehmen. Da dürfen wir uns nicht den Luxus erlauben, unser Land zum Schauplatze hitziger Geistesfehden und Ideenkämpfe zu machen und dadurch das Volk zu entzweien. Das Volk muß ein einiges Volk sein, das im Begriffe ist, im Verband der deutschen Bundesstaaten seinem Staatswesen die gleichberechtigte Stellung zu erringen. Es war also nichts als das rein politisch gedachte Ziel der Autonomie des demokratisch elsaß-lothringischen Gemeinwesens, das dem Politiker Preiß vorschwebte; das elsaß-lothringische Volk sollte sein Geschick selbst in die Hand nehmen, über die Bevormundung von Berlin hinausgehoben werden wie über alle noch bestehenden Überbleibsel und Reste einer das Volk nur als Objekt behandelnden Beamtenherrschaft.

Dieser Partikularismus hatte allerdings seinem ganzen inneren Wesen nach auch eine scharfe Spitze gegen den auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens vorherrschenden eingewanderten Volksteil. Die Antwort gegen dieses Vorherrschen ist der elsässische Nationalismus. Das nach vier Jahrzehnten wieder zu sich selbst gekommene Elsässertum erstrebte instinktmäßig einen solchen Aufbau des Staats- und Volkslebens, in dem der einheimische Volksschlag der eigentlich führende, bestimmende war, daß er auch das Eingewanderte seinem Eigenleben einfügen und zum Dienenden statt zum Vorherrschenden machte. Der reinste Träger dieses Wollens und Strebens der Eingeborenen, der zur Herrschaft sich berufen fühlenden Einheimischen, war Jaques Preiß. Die Verwirklichung des Gedankens der staatlichen Selbständigkeit als solcher konnte also nur zu einem Teil den eigentlichen Wünschen und Bedürfnissen dieser Nationalisten genügen. Im Gegenteil, das Ziel rückte mit der Autonomie im Grunde eher ferner, es bedeutete die Autonomie, wie sie die Verfassung von 1911 brachte, erst recht die endgültige Festigung der Verhältnisse, zu denen vor allem das Vorherrschen des eingewanderten Beamtentums, der ganzen altdeutschen

Schicht, gehörte. Die altdeutsche Schicht konnte sich jetzt erst recht eingraben. Es war nur eigentlich das Feld freier geworden zum Kampf des zur Geltung, zur Herrschaft drängenden, eingeborenen Volksteils mit der im Staat und auch schon in der Wirtschaft ausschlaggebenden altdeutschen Macht. So war nur eine Verschärfung der Gegensätze die Folge der den elsaß-lothringischen Verfassungsstaat vollendenden Zugeständnisse von deutscher Seite. Diese nationalistische Bewegung, deren angesehenster Wortführer der Colmarer Rechtsanwalt war, war eine ganz naturgemäße Gegenwirkung gegen das bisherige, allzu lange in Geltung befindliche System einer durch die Mitwirkung der Notabeln des Landes nur mäßig gedämpften Beamtenregierung und der naiven Ausbreitung der aus allen Gauen Deutschlands hier zusammengeströmten und oft nur zu sehr als Herren sich fühlenden Kolonialdeutschen. Was hier der alemannisch-fränkische Volksstamm, sowie er nach vier Jahrzehnten wieder zum Selbstbewußtsein gekommen war, an trotziger Aufbäumung, mit der er sich wieder kräftig vorschob, leistete, lag durchaus in der Linie partikularistisch-süddeutscher Selbstbehauptung gegen allzu starke fremdstämmige Durchdringung. Niemals hätte man den Schwaben oder Bayern das zumuten können, was man mit einer gewissen harmlosen Selbstverständlichkeit den wiedergewonnenen Gliedern der deutschen Familie zumutete. Gewiß, die ganze glänzende wirtschaftliche Entwicklung Elsaß-Lothringens, das tadellose Arbeiten des Verwaltungs- und Verkehrsapparates, alles, was die Elsässer jetzt so schmerzlich vermissen, war die Folge dieser kraftvollen Ausdehnung Deutschlands in das Land hinein. Aber die Elsässer fühlten in jener Zeit nur allzusehr bloß die Schatten, die durch dieses Licht bedingt waren. Man war in solcher rein politischen Hochspannung, daß man nur ganz gebannt war von der Idee der politischen und volklichen Befreiung als des Elsaß-Lothringen vor allem Nottuenden. Mit Protestlertum hatten dieser Drang nach Selbstregierung, diese auf die Vorherrschaft des bodenstämmigen Volksteils ausgehenden Bestrebungen nichts zu tun. Und darum war Preiß, der reinste Vertreter dieses autonomistischen nationalen Willens der Elsässer, kein Protestler. Er wartete nicht mehr auf einen Umschwung, er harrte nicht dem Kommen Frankreichs entgegen. Sein Blick war ganz eingeschränkt von der auf die Interessen des engeren Heimatlandes gerichteten Politik. Darum konnte eine Regierung, die ebenfalls nur die Interessen des ihr anvertrauten Landes wahrnehmen konnte und mußte, mit ihm zusammen arbeiten, ja konnte sich keinen besseren Mitarbeiter wünschen.

Alles wäre auch gut gelaufen, aber das Verhängnis wollte es, daß diese Epoche der Auseinandersetzung des alten deutschen Regierungssystems und eingewanderten Volksteils mit dem aufstrebenden einheimischen Volkswillen, dessen bedeutendster Vertreter Preiß war, zusammenfiel mit jener Zeit, da rings um Deutschland die ihm feindlichen Fluten immer höher stiegen und in Elsaß-Lothringen darum ein merkliches Anwachsen der allmählich sehr zurückgetretenen Grundwasser französischer Stimmungen und Gefühle zur Folge hatten. Daher hatte die tätige, stets auf der

Lauer liegende französische Propaganda es leicht, über die von Haus aus rein elsässischen alemannischen Bestrebungen nur zu sehr Macht zu gewinnen. Und dieser Gefahr der Vermischung der ursprünglich rein elsässischen Selbstbehauptungs- und Befreiungswünsche mit romantisch sentimentalem Franzosenkult ist in diesen Jahren des zunehmenden Drucks der Weltmeinung gegen Deutschland Preiß nicht ganz entgangen.

Aber dazu kam freilich noch ein anderes. So sehr Preiß mit den sicheren Instinkten des fest auf seinem Heimatboden wurzelnden Elsässers die Ansprüche der mit der Sozialdemokratie verbündeten Liberaldemokratie auf das Land ablehnte, um so mehr als unter der Flagge dieser politischen Ideologie der landfremde Teil nur um so stärker seine Stellung im Lande befestigen konnte, so sehr hat die nationale Schwäche und Weichheit sowohl der sozialen als der liberalen Demokratie, die in den gefährlichsten Jahren der Erstarkung des nationalen Willens Frankreichs ganz von dem Verständigungsgedanken benommen war, es dem elsässischen Nationalismus und seinem Hauptvertreter nahegelegt, das Panier des französischen Erbes erst recht aufzupflanzen als Hauptunterscheidungsmerkmal gegen die Altdeutschen.

Es war die Zeit, wo die in das Land hineindrängende deutsche Demokratie mit allen Kräften die Verbindung mit den Einheimischen suchte, die zugleich demokratisch *und* französisch dachten. Man war von seiten der Demokratie deutscher Herkunft zu weitgehenden Zugeständnissen an die vorhandenen oder vermeintlichen französischen Stimmungen im Lande bereit. Damit war die Lage des politischen Katholizismus sowohl wie der einheimischen, gegen die Vorherrschaft der Altdeutschen gerichteten Opposition wesentlich bedrohter geworden. Die demokratisch-liberalistischen Bestrebungen mit ihrem unbedenklichen Entgegenkommen gegen die französische Idee trieb den Klerikalismus wie den elsässischen Nationalismus geradezu auf die Bahn, auf der es galt, das französische Erbe als ihr allein zugehöriges unter ihre besondere Obhut zu nehmen. Nahmen die Deutschen den Elsässern auch noch das, was blieb ihnen denn schließlich noch? Die Sprache des einheimischen Dialekts mußten sie schon längst mit ihnen teilen. Das Französische wurde so ein Teil in dem Machtkampf zwischen den Deutschen, die, mit ihren politischen Ideen vorstoßend, sich mit aller Gewalt *anzugleichen* wünschten und den Eingeborenen, die sowohl dieser politisch ideellen wie volklich-physischen Ausdehnung einen Damm entgegenstellen zu müssen glaubten. Sie wurden also durch Wesens- und Kampfesart der Deutschen geradezu darauf gedrängt, sich als alleinige Inhaber der französischen Werte aufzutun im Interesse der elsässischen und lothringischen Selbstbehauptung.

So bekam der Nationalismus des Politikers Preiß durch Druck von außen und von innen einen immer stärkeren französischen Aufstrich, der aber nie sein eigentlichstes Wesen ausmachte. Aber allerdings dieser französische Firnisaufstrich machte die Unsicherheit in der Selbstbeurteilung des Nationalismus größer, und Preiß geriet in der Folge in allzugroße Nähe von Leuten, die doch schließlich einen andern Geist hatten, da sie nichts als Träger und Verkünder des französischen Gedankens waren und politisch und volklich in rein *elsässischem* Sinne im Grunde

gar nicht in diesem Grade interessiert waren. Das zeigt sich heute, da die Franzosen im Lande sind, noch ganz besonders.

Der 1911 gegründete Nationalbund, dessen Chef Preiß wurde, wies zu viel Spuren dieses andern Geistes auf, und das Volk, das man um das rein elsässische Banner sammeln wollte, schreckte vor diesen Spuren, die über die Vogesen wiesen, zurück. Es stand in jenen Jahren schon viel zu sehr im Banne der von ferne sich ankündigenden Kriegskatastrophe und wollte jede Geste vermieden sehen, die über der Vogesenlinie die der Auslösung des Kriegsgewitters dienenden Gefühle nähren konnte. So war der Schlag, den man mit der Gründung des Nationalbundes zu führen gedachte, ein Schlag ins Leere, und das nur, weil das Volk wohl für die elsässische, nicht aber für die französische Idee mobil gemacht werden wollte. Dazu hatten die bestehenden Parteien nicht Lust, durch eine überparteiliche Organisation sich ihre Parteirahmen zerschlagen zu lassen, sie übernahmen Zugkräftiges, das der Nationalbund von Preiß ausbot, vor allem die Huldigungen vor dem französischen Genius, übertrumpften wohl gar durch verlogenen Nationalismus, wobei gerade viele altdeutsche demokratische Politiker nur zu sehr den Ton angaben, den echten, dessen Apostel Preiß war. Die heutigen französischen Sozialpatrioten Grumbach und Georges Weil machten dabei wacker mit. Und die Regierung drückte beide Augen zu bei dem Schauspiel. Man glaubte allen Ernstes an die Austreibung der Teufel durch Beelzebub. Vor allem aber das Zentrum, unter dessen Fittichen Preiß in die Höhe kam, mußte nur an seine Partei denken. So blieb der Herold des elsässischen Nationalismus auf der Strecke. Damit schied er aus der öffentlichen Laufbahn, offenbar stark angewidert von den unerquicklichen politischen Verhältnissen des Landes, und die Verbitterung mochte wohl auch wieder mehr Empfindungen nähren, die in ihm in der Zeit der positiven praktischen Arbeit mit der Regierung ganz zurückgetreten waren. In zwei Reden, die er in Paris und in Brüssel im Jahre 1913 gehalten hat, wollte man auch dies festgestellt haben. Aber jedenfalls war er sich nicht bewußt, daß er ein anderer geworden war als damals, da seine altdeutschen liberal-demokratischen Gegner im Verein mit der Sozialdemokratie ihn als „Geheimen Justizrat" herunterrissen.

So kam der Krieg. Die altdeutschen Gegner, die aus ihrer liberalen und demokratischen Weltanschauung heraus einst in bezug auf weitgehendes Verständnis für Frankreich mit ihm in Wettbewerb getreten waren und ihn als „freiwilligen Regierungsmann" vor der Öffentlichkeit zugleich herabzusetzen suchten, ließen sich von den nationalen Wogen hochtragen. Die Kämpfer für die französische Idee sans phrase, in deren Nachbarschaft er geraten war, hatten zwischen sich und Deutschland die Grenze gebracht. Der Spuk der deutsch-französischen Verbrüderung war verflogen; aber auch mit der französischen Propaganda war es zu Ende. Preiß blieb. Sein Gewissen mochte ihm nichts vorwerfen. Aber die Militärs, die nun das Heft in der Hand hatten und alle diese Zusammenhänge nicht kannten, stürzten sich natürlich auf ihn. Er kam ins Gefängnis und mußte schließlich in Schutzhaft

außer Landes gehen. Als ein gebrochener Mann ist er in München gestorben am 7. März 1916 *).

Man muß offen zugestehen, daß an dem Manne gefehlt worden ist, denn die Geschichte wird über ihn urteilen als über einen Politiker, der sich auf den Boden der gegebenen Verhältnisse gestellt und nur eine Politik der Bejahung und nicht der Verneinung im Sinne hatte. Daß er im Rahmen des Reiches einen Staat wollte, dem das alemannisch-fränkische Volkstum gerade so seinen Stempel aufdrückte wie das schwäbische oder bayrische dem ihrigen, und die Vorherrschaft des eingewanderten Elements brechen wollte, kann man ihm, dem Elsässer von echtem Schrot und Korn, nicht übelnehmen. Vielleicht war das politisch doch falsch gedacht, die Überfremdung war schon zu weit vorgeschritten, und die in der elsaß-lothringischen Behausung ganz heimisch sich fühlenden fremden Stammesgenossen waren die stärkeren und massiveren, denen die Eingeborenen schließlich doch in vieler Beziehung unterlegen wären. Allem Anschein wirkt die Überfremdung durch Rassefremde besser auf die Elsässer. Das Französische bleibt letzten Endes doch trotz äußerer Herrschaft außerhalb der elsässischen Seele. Aber jedenfalls Preiß war ehrlich auf dem Wege, durch zu Ende gebrachte nationale elsässische Politik dem elsaß-lothringischen Gemeinwesen in der Reihe der übrigen Bundesstaaten seine gebührende Stellung zu erobern und damit auch die Bande der Einheit mit ihnen auf diese Weise fester zu verknüpfen. Daß an der tragischen Entwicklung, die diese elsässische politische Persönlichkeit genommen hat, Deutschland, deutscher Geist nicht ganz unschuldig ist, muß es dadurch büßen, daß Frankreichs oberste Regierungsvertreter bei pomphafter Denkmalseinweihung unter nur ganz schüchternem Einspruch der öffentlichen Meinung des Landes den ehemaligen deutschen Ministerkandidaten als „Député protestataire" und den elsässischen Heimatpolitiker als Kämpfer für die französische Idee in Anspruch nehmen dürfen. So rächen sich in der Geschichte Irrungen und Verfehlungen von Regierungen und Völkern.

*) In dem Nachruf vom 15. Juni 1917, den er dem verstorbenen Kollegen widmete, sagte Dr. Ricklin, der Vorsitzende des Bezirkstages für das Ober-Elsaß, von Preiß: „Ein böses Geschick wollte es, daß er fern von seiner Heimat, an der er mit allen Fasern seines Herzens hing, sterben mußte. Wir wissen es alle, daß die Voraussetzungen, die ihm dieses Geschick bereitet haben — ich möchte dies für meine Person ganz besonders betonen — daß diese Voraussetzungen unzutreffend und irrig waren. Der gerade, ehrliche und offene Preiß war einer ehrlosen Handlung schlechterdings unfähig."

Geschwister

Erzählung

Von

Lou Andreas-Salomé

I

Jedermann, der davon hörte, war gerührt, daß Tante Adele unangemeldet angekommen war und an einem Tag, von dem sie wußte, daß ihre fünf Schützlinge, um deren willen sie doch kam, einen Landausflug machten. Sicherlich hätte man sonst die Haustür bekränzt und wer weiß was für öffentliche Kundgebungen noch vorgenommen — und nun gar hier in den Ausläufern der Stadt, was doch soviel wie im Krähwinkel heißt, und in der Straße, wo vielleicht sogar Bekannte wohnten, wäre es nicht ohne bewillkommendes Hallo abgegangen: eine Vorstellung, die Tante Adele geradezu schüchtern stimmte.

Sie sah um sich —: Gartenland, Bauplätze, ein paar große Mietskasernen neben mehr als bescheidenen Häusern, darunter wiederum eins beinahe „Villa"; Reihen jung angepflanzter Bäume in freies Feld mündend, aber schon der Name der Zukunftsstraße auf dem Wegweiser vorn — Anfang oder Ende der Großstadt. Die hiesige Wohnung war Tante Adele noch unbekannt, wiewohl es seit Jahren die gleiche war; inzwischen hatte bei den Kindern eine Großmutter väterlicherseits Elternstelle vertreten — bis kleineren Enkeln als diesen fast erwachsenen großmütterliche Hilfeleistung noch nötiger wurde. Da erst riß Tante Adele mit Gewalttat sich los aus ihrer vieljährigen Kontoroxistenz bei einem alten Onkel: länger ertrug sie es nicht, da zu fehlen, wo sie am liebsten gewesen. Schließlich war sie doch: „Tante" — zu ihrer Zeit soviel wie Hausengel nach ewiger Vorbestimmung.

Kein Mensch auf der Straße, über die Wind schon dürres Laub von rotgeschmückten Ebereschen hintrieb. Doch nun tauchte endlich die richtige Hausnummer auf. Zuoberst, aus einem Fenster des dritten Stockwerks, schaute eines weiblichen Wesens sehr goldblonder Lockenkopf heraus; wer droben wohl wohnen mochte? fragte sich Tante Adele mit flüchtiger Neugier. Noch ehe sie dazu kam, im Erdgeschoß, zu dem eine einzige Stufe führte, an der Klingelglocke zu ziehen, stürzte das Dienstmädchen aus der Tür — Tine, die Tante Adele selbst auf schriftlichem Wege gemietet hatte. Hochrot griff Tine nach der kleinen, hellledernen Reisetasche, woran sie das „gnädige Fräulein Tante" vom Fenster her erkannt haben wollte und befreite ihre neue Hausherrin von Hut und Mantel. Tine hatte es lustig gefunden,

die paar ersten Wochen mit der Jugend allein zu wirtschaften, und da an Tante Adele das, was ein alles verhüllender Staubmantel verraten — Kopf und Haltung — ihr erschienen war wie an einer Kaiserin, so sank ihr das Herz. Aber als sie die einfache Kleidung darunter sah und dazu das einfach freundliche Benehmen von Tante Adele, kam sie geschwind über ihre Befürchtungen hinweg, und schließlich merkte sie mit nachträglichem Erstaunen, daß diese Kaiserin kleiner war als sie selber in ihrem ländlich drallen Wuchs: hatte sie doch gemeint, weit müsse sie sie überragen.

Tante Adele ließ sich Tee geben, von Kindern und Wirtschaft berichten, sagte vom Gepäck, es sei vorausgesandt und werde nächsten Tags geholt werden können, und meinte dann, Tine möge sich nicht länger aufhalten lassen.

Tante Adelens Zimmer lag vornhinaus, es war das ehemalige „Herrenzimmer" ihres Schwagers: jetzt eingerichtet mit Möbelstücken der Frau. Sie erhob sich vom Tisch mit Teegerät, einige Minuten lang blieb sie ganz bewegungslos stehen in dem Raum, wo ihre helle Ledertasche, gewissermaßen besitznehmend, auf dem geöffneten alten Sekretär ihrer verstorbenen Schwester stand; dann schritt sie langsam durch die angrenzenden Gemächer. Nebenan war die Eßstube — Saal hätte man beinahe sagen können, denn als die zwei Erdgeschoßwohnungen zu einer zusammengezogen worden waren, entfernte man zwischen den Mittelzimmern die Wand: auch dieser Äußerlichkeiten entsann sie sich aus dem Briefwechsel noch so gut. Ein langer Eßtisch war damals wünschenswert: acht Kinder saßen daran; die drei letzten verstarben freilich jung.

Allerlei Gegenstände, Spuren von Beschäftigungen, wiesen darauf hin, daß man sich hier viel aufhielt; sie machten den großen Raum behaglich, wogegen das dritte Vorderzimmer nur dazusein schien, um schön und ordentlich zu sein: obschon gerade hier Ölbilder der Eltern von der Wand auf die Waisen niederblickten — allerdings eher so, als ob sie sich dort eingefunden hätten zum Empfang von Gästen.

Nach hinten, dem Garten hinaus, der zur Doppelwohnung des Erdgeschosses gehörte, lagen die Stuben der Kinder. Auf einer Seite Stefans und Erwins, der ältesten; da waren die meisten Sachen vom Vater untergebracht, seine Bücherschränke, Ledersessel, das kurze, breite Ledersofa, Schreib- und Rauchtisch. Wie sie all dieses wiedersah, legte die Leere und Ausgestorbenheit der Räume an diesem Tag sich Tante Adele gleich einem kalten Druck auf die Seele; wie wenn der Entschlafene allein daheim, zu ihrem Empfang anwesend, geblieben sei, und doch nur, um sie an Verlust zu mahnen.

Tante Adele mußte sich zusammennehmen, damit sie die Gegenwart nicht vergäße.

Auf der andern Seite hintenhinaus wohnte der dritte Sohn Herbert mit dem um zwei Jahre jüngern Gottlieb gemeinschaftlich, und Jutta, die mit Gottlieb als Zwillingspärchen zuletzt Angekommene, besaß ihr Reich im ehemals elterlichen Schlafzimmer daneben. Schließlich zeigte nun auch Tine, als sie Tante Adelens Rundgang wahrnahm, voll Stolz ihre Küche, deren Doppelstück im andern Flügel so schöne Haushaltungsgelasse abgab: alles in lobenswertester Ordentlichkeit.

Und zu guter Letzt saß denn Tante Adele doch voller Erwartung und Sehnsucht an ihrem Fenster, hatte es trotz abendlicher Septemberkühle weit aufgetan und spähte nach den Ausflüglern, als sei sie ja doch noch gar nicht angelangt, solange sie allein blieb. Ihr schönes Gesicht, von Tine durchaus nicht mit Unrecht kaiserlich genannt, wurde ganz rot und blühend und lachend, als sie die liebe Schar schon von weitem kommen sah: die beiden in langen Hosen, das waren natürlich Stefan und Erwin, in Kniehosen und Strümpfen: Herbert, und vornean wandernd, Hand in Hand, die Zwillinge — die bemerkten denn auch das lebende Bild im Fenster zuerst und stürzten darauf los.

Erwin und Herbert blickten nicht gleich auf: sie gingen flüsternd und einander puffend hinter einer jungen Person her, die ein kleines Hündchen auf dem Fahrdamm vorm Hause eifrig zu etwas zu bereden schien, wobei Herbert sie ersichtlich stark bewunderte, während Erwins Gutachten sich in einer wegwerfenden Bewegung entlud. Der Tumult am Fenster, wo auch Stefan sich längst eingefunden hatte, machte ihren geteilten Meinungen oder richtiger, da sie sich nicht laut äußern konnten, immer leidenschaftlicheren Püffen, ein Ende; sogar erregte das ungewohnte Fensterschauspiel freudige Teilnahme etwelcher Leute vor Nachbarhäusern — Gelächter und Zurufe. Die Zwillinge nämlich hatten ohne weiteres Anstalten getroffen, die Fensterhöhe zu erklettern, und als nun Erwin mit unnachahmlich langen Beinen hinzukam, ließ er diesem Gedanken unter durchdringendem Beifallsgetöse der Geschwister sofort die Tat folgen, worauf er die zwei Jüngsten von innen beim Schopf hineinhob. Herbert fühlte sich von den unbeabsichtigten Zuschauern an die Haustür verscheucht, und Stefan, vielleicht um als Ältester ein Beispiel gesitteteren Lebenswandels zu bieten, trat ebenfalls auf normalem Weg ins Haus, wo inzwischen Erwin die ganze Tante bereits auf kräftigen Armen hoch in die Luft hielt — um sie zunächst mal aus der erstickenden Umklammerung allzu vieler Gliedmaßen zu retten, wie er versicherte, während sie jämmerlich schrie. So erhöhte noch sie selber das anfangs so gefürchtete und vorsichtig umgangene Bewillkommnungshallo bis auf die Straße hinaus — doch, wie's Abstinenzlern ergeht, wenn sie ein Glas feurigen Weins in sich hineinschlucken, so wirbelte es Tante Adele in süßem Taumel, und im Grunde konnte sie gar nicht genug davon bekommen.

Sowie sie freilich wieder auf eigenen Füßen stand, legte sich die ganze Ausgelassenheit um sie etwas, und, nachdem einer den andern immer toller übersteigert hatte, verfiel man nun nicht einmal auf nächstliegende angemessene Redewendungen oder Fragen nach guter Reise und ähnliche Übergänge; die Kinder standen auf einmal fast ein wenig unbeholfen beisammen, angesichts einer Tante, an der doch zumeist das eine sich ihnen plötzlich aufzudrängen begann, wie lange — lange, jahrelang, sie ihnen fremd geworden, von ihnen abwesend geblieben war. Bis Stefan, eben diese kleine Verlegenheit gewandt betonend, die Brüder aus der Klemme riß: „Herrschaften! etwas weniger wäre etwas mehr! Ist es taktvoll, zu vergessen, daß Tante Adele nicht gerade wegen uns Bubenzeug die weite Reise bis hierher gemacht hat? Überlassen wir erst das Feld den Damen!" „Und waschen wir uns derweil

nach der Wanderung die Pfoten!" fügte Erwin im Hinausgehen sehr einverstanden hinzu; „fein säuberlich haben wir unsere Tante nicht angefaßt und wollen ihr doch wenigstens zum Abendbrot die biedere Rechte frisch gescheuert vor Augen bringen."

Als die Vier aus der Tür waren, sahen Tante und Nichte sich lachend an. Jutta fand den gesuchten Übergang sofort: vorerst verabreichte sie ihr noch einen Kuß — gewissermaßen als Sonderbegrüßung für sich allein, alsdann fragte sie: ob Tante Adele denn schon wisse, daß Klaus Trebor so gut wie versprochen habe, Gottlieb seinen schiefen Brustkorb wieder gerade zu machen?

Den Namen Klaus Trebor hatte Tante Adele in ihrem ganzen Leben noch nicht gehört; wer denn das sei? Ja, das sei ja der Arzt, der oben links im Hause wohne, die Brüder kennten ihn alle. Zuerst sei das durch Gottliebs Brustkorb geschehen, der sei ihm aufgefallen, denn in der Stadt drinnen besäße er eine orthopädische Privatklinik, und er behaupte, trotz der Verkrümmung von Geburt her ließe sich noch was dran machen. „Übrigens kennen wir ihn noch am wenigsten", sagte sie und meinte damit sich und den Zwilling.

Dann kam Klaus Trebors Wohnung an die Reihe: daß er diese kleine hier draußen nur habe der guten Luft wegen und sie nur hin und wieder, mal tage- und mal wochenweise aufsuche. Und schließlich fingen sie alle beide wieder an zu lachen über all das Nebensächliche, das sich an ihrer ersten — ihnen gar so zartfühlend von den Buben überlassenen — Aussprache als Hauptthema aufdrängte, und Jutta tat nun die Frage nach dem Verlauf der Reise.

Krähende, brüllende, säuselnde Stimmen riefen sie zu Tisch. Line hatte ihr Möglichstes geleistet. Feierlich, eingehakt in die jüngeren zwei Buben — während vor ihr her, doch aus lauter Ehrfurcht rückwärts gehend, die beiden Ältesten Jutta in ihrer Mitte schleiften — wurde Tante Adele zu ihrem Platz an des langen Tisches Spitze geleitet, wo sie dann zwischen den Zwillingen saß: „um ihnen vorzuschneiden", wie die Brüder höhnten. Und im ersten Augenblick merkte sie gar nicht, daß schon gleich darauf einer von ihnen wieder fehlte, und fragte an, wen Fremdes denn der leergebliebene Stuhl noch erwarte? Darob ein Lach- und Jammergeschrei. „Wir sind ihr unserer schon zu viele!" heulte Erwin und wischte sich Tränen aus den Augen mit seinem Mundtuch. Herbert aber erklärte anständig: „Stefan ließe sich vielvielmals entschuldigen, er sei rückwärts gleich weiter aus der Tür gegangen, denn zu morgen, als zu Tante Adelens vermeintlicher Ankunft, habe er sich unbedingt freihalten wollen und müsse eben deshalb heute Unaufschiebbares erledigen. Line habe es beim Decken noch nicht gewußt."

Der leere Stuhl aber trug von nun an fast alle Kosten der Unterhaltung, denn der danebensitzende Erwin wurde nicht müde, unsichtbarem Tischgenossen von jeder Schüssel anzubieten, ihm Wein — zum Trunk auf Tante Adelens Wohl — einzuschenken, und das Treiben mit diesem Unheimlichen, der nicht Gestalt annehmen wollte, wäre nur Einem wider den Geschmack gegangen: dem abwesenden Stefan. Erwin achtete meisterhaft darauf, daß er ihn stets in Gesichtshöhe anblickte oder ansprach und an richtiger Stelle auf die Schulter klopfte; natürlich stellte er ihm auch

sich selbst und die Geschwister vor. Dabei kamen sämtliche Spitz- und Rufnamen an die Reihe. Der schönste gehörte unstreitig zwar eben dem Abwesenden, Stefan, der sich als Kind „Fanny" genannt hatte und nicht bloß auch heute noch so hieß, sondern wegen seiner unbestreitbaren Schönheit von kleinauf als die „schöne Fanny" von der brüderlichen Liebe festgenagelt wurde. Auch Gottlieb hatte sich seinen eigenen Spitznamen beigelegt, indem er als kleiner Junge von sich entschlossen nur als vom Liebchen sprach, was die Elternschaft mit gerührter Zustimmung, die Bruderschaft mit entsprechendem Humor begrüßte. Daß man Erwin, lediglich weil er einstmals ein bloßes Wienchen gewesen, dauernd zum langen Wienchen erhob, erklärte dieser für zweifellose Gemeinheit, während sich die Berechtigung nicht leugnen ließ, Herbert wegen seines „aristokratischen Tiks" gelegentlich als den Herrn v. Bert zu titulieren. Nur für Jutta schien nichts abfallen zu wollen: so sehr blieb sie ihnen allen im Grunde namenlos — eben das Schwesterchen, die einzige — wenn nicht dem brüderlichen Selbstgefühl dies überbetonte umschlug in ein zärtlich-nachsichtiges „Resterchen", als des Übriggebliebenen, als des letztgeborenen Resterchens ihrer aller, denn auch Gottlieb war Jutta um eine Lebensstunde voraus.

Unter diesen kindlichen Bezeichnungen, die sie umtönten, verklärten Tante Adelens sanfte braune Augen sich ganz: Kindheit stieg herauf; um den Tisch sah sie die Geschwister dasitzen zwischen den Eltern; auf hohen Stühlchen das Liebchen und das Resterchen immer dicht beisammen und das jetzt riesig gestreckte Wienchen damals noch kugelrund; bei der Begrüßung war es ihr wirklich schwer gefallen, sich zu einem „Erwin" zusammenzuraffen. In seiner Hellblondheit erinnerte er sie am meisten an den Schwager; er wie auch Gottlieb hatten dessen gröbere Leibesart, merklich auch an den Händen, wie sie sich jetzt eben über den weißleuchtenden Tellern bewegten. Den übrigen eigneten der Mutter feine Hände und Gelenke; ihre weiche Braunheit aber besaß nur Herty, denn auch die dunkeläugigen Zwillinge waren blond geblieben.

Wärmestrahlend ging Tante Adelens Blick über sie alle hin, und mitten im Lachen und Lautsein fühlten sie es alle. Daß sie sie hinnahm wie Glücksbesitz, das fühlten sie — wie persönliches Glück, sie so stramm und groß geworden um ihren Tisch zu haben; daß weder Pflicht- noch Opfersinn sie in ihre Mitte führte, sondern daß sie ihr zufielen wie ebensoviele Geschenke. Und dies ging wie eine heimliche Nähe auf einen jeden von ihnen zu und bereitete in einem jeden Tante Adele leisen und feinen Empfang neben dem lachenden, lauten.

Nach dem Tee versammelte man sich dem Tage zu Ehren in Tante Adelens Zimmer. Jutta brachte ihr Seltenes: ein schmales Glas mit wahrhaftigen Herbst-Himbeerblüten, die sie am Waldrand aufzutreiben pflegte, und eine kleine flache Schale mit späten Veilchen, auch von dort. Jetzt hätte auch die schöne Fanny endlich eintreffen können, fand man. Jutta verteidigte den Bruder. Er liefe doch dem Klaus Trebor keineswegs nach, immer lüde der ihn seinerseits ein; und übrigens sei Klaus Trebor doch so selten frei, und daß sie die Zeit nicht gerade vertrödelten: das wisse man wohl.

Das lange Wienchen fragte, wen von den beiden sie nun eigentlich mit ihrer Verteidigung im Sinne habe, wobei er ihr einen freundschaftlichen Klaps unters Kinn verabreichte, der ihr fast das Genick brach.

Er war auf den Bruder nicht etwa eifersüchtig; der und Jutta machten sich gar nicht viel zu schaffen, wenn ihm auch eine gewisse Portion Verehrung von Juttas Seite ziemlich unverdient zuteil ward.

Übrigens verzog das Wienchen sich nach einer Weile ins Eßzimmer nebenan, wo Tine noch gesäubertes Geschirr einräumte. Auf einer Ecke des abgedeckten langen Tisches hockend, vermerkte er eifrig etwas in sein Taschenbuch. Tine war nämlich im Besitz einer Freundin, aus gleichem Dorf gebürtig wie sie: Elfriede — die war vorigen Tags bei ihr zu Besuch gewesen. Wirklich wundernett. Er wollte doch gern, höflichkeitshalber, wissen, wo sie Dienst genommen habe. Und überhaupt könne Tine ihm doch was von ihr erzählen. Das tat Tine denn auch neidlos und freudig. Gefallsüchtig war sie nun einmal nicht, meinte sie von sich selbst, und überdies hatte sie gute Heiratsaussichten für übers Jahr.

Als Erwin wieder eintrat, war die schöne Fanny gerade gekommen. „Potzelement, sieht der Kerl aus!" dachte das Wienchen bei sich, von irgend etwas am Bruder betroffen, und dachte weiter: das sei doch wohl eben das, was die Leute bestäche, sogar den Klausdoktor und auch noch Jutta.

Laut aber bemerkte er, dem noch in der Zimmermitte unter der Ampel Dastehenden anerkennend auf den Rücken schlagend, daß es krachte: „Da schaut her, hier, lebend vorgeführt die schöne Fanny: wenn man sie noch auf den Kopf stellte, auf ihr Gelock wie auf ein aschblondes Seidenkissen — sie bliebe die schönste aller männlichen Fannys. Das haben wir doch gründlich vor den Weibsleuten voraus: man stelle die — in irgendeinem Sinn — auf den Kopf — was schaut da heraus? Freilich gibt es auch Bettschönheiten."

Tante Adele entriß sich ein: „Aber Wienchen!" und die Frage, wer ihm so was gesagt habe, wobei sie schnell die Anzahl Gläser überdachte, die er ja für sich und den unsichtbaren Tischgast mit ausgetrunken hatte. Ihr Neffe fragte entgegen, weshalb er sich denn das nicht selbst gesagt haben solle — etwas ärgerlich, denn er hatte es wirklich von einem andern.

Stefan ließ sich gelassen hänseln, obschon es sein verwundbarster Punkt war und er sich die ganze „schöne Fanny" überhaupt nur gefallen ließ, um nicht wegen bekundeter Empfindlichkeit sich erst recht ins schöne Fannytum gedrängt zu sehen. Er brachte nun seine Entschuldigung bei Tante Adele selbst nochmals und doppelt mündlich, mit Handkuß, an. Beim Eintritt in dies Zimmer, wo sie ja sonst niemals saßen, hatte ihn was unendlich wohltuend berührt: das ging von der kleinen Schale mit den Veilchen aus, deren Blümchen man kaum unterschied, deren Duft, schwach wie er nur war, es ihm jedoch sofort antat. Und dann noch etwas — wirklich, es war hübsch: Tante Adele unter seinen Geschwistern im alten Lehnstuhl der Mutter, der sie glich wie Ölbild, Pastell; ihr tatsächlich prachtvoller Kopf — kaum an den Schläfen angegraut — mit Rassezügen, die sie zu jeder Theater-Heroine befähigt

haben würden, so weibhaft gemildert ins Mütterliche. Daß Gottlieb neben ihr auf die Armlehne gehockt saß, hob den Anblick durch den Gegensatz noch: nicht weil Gottlieb geradezu übel anzusehen gewesen wäre — immerhin recht beeinträchtigt durch seinen kleinen, verunglückten Wuchs und dadurch, daß er fast immer Brille trug.

Als man, auf Tante Adelens Reisemüdigkeit nach der langen Fahrt Rücksicht nehmend, früh auseinanderging, erschrak Stefan beinahe, wie sie sich so plötzlich aus dem Lehnstuhl aufrichtete und dem königlichen Oberkörper — gewissermaßen — entsprechendes Fußgestell zu fehlen schien. „Sie ist doch nur ein Sitzriese!" stellte er bei sich in sinkender Bewunderung fest. Und ihm kamen Schopenhauers wegwerfende Worte über das „kurzbeinige Geschlecht", die er gleich als gültig nahm für alles, was Weib heißt. Freilich geriet er auf dieses Zitat so wenig aus sich selber wie das Wienchen auf dessen hoch-lebemännische Bemerkung, aber ihn stimmte das keineswegs ärgerlich; trotz verringerter Freude an der Tantenerscheinung freute ihn der bestätigende Fall, denn der es ihm vorgetragen hatte, war Klaus Trebor.

Wenn Erwin und er abends „zu sich" hinübergingen, dann geschah es selten ohne den angenehmen Kitzel, aus, ob auch lieber, Familie in Junggesellenwirtschaft heimzukommen. Wirklich kam sie einer Sonderwohnung gleich, mit eigenem Bad, eigener Tür — und wie geölt schnappte an dieser Tür lautlos das Schloß ein: hier im Hause, wo der Hauswirt Schlossermeister war. Gewöhnlich blieben Stefan und Erwin noch lange auf, jedoch fast nie gemeinschaftlich. Einmal nur langte dann vor Schlafengehen ein behemdärmelter Arm mit beneidenswerter Muskulatur durch die Türspalte stumm in Stefans Zimmer hinein; dies galt dem Rasierzeug bester Marke, das auch schweigend gereicht wurde. Das Rasierzeug benutzten sie beide, und beide sehr heftig: der eine, weil er fast einer Idiosynkrasie gegen Behaarung im Gesicht unterlag, der andere, weil er sich Bart dermaßen ersehnte, daß er ihn bereits vorfand, wo noch gar keine Haare wuchsen.

Des Hauses Ältester saß meistens noch eine ganze Weile in Vaters Klubsessel und las. In seinem Zimmer standen doch bedeutend mehr der väterlichen Sachen als beim Bruder, und hätte er gewußt, daß dieser Umstand Tante Adele sich gar nicht aufgedrängt hatte, würde ihn das geradezu gekränkt haben. Das Rauchtischchen allerdings, für das er keine Verwendung hatte, befand sich bei Erwin. Dabei jedoch war e r es nicht einmal gewesen, der zu des Vaters Lebzeiten sich am besten mit dem Vater zu stellen verstand — er stritt und bestritt am häufigsten; wenn auch vielleicht nicht so sehr aus Streitlust, als um damit zu verdecken, wieviel mehr noch er vom Vater wollte, als er empfing. So erschien's ihm jetzt wenigstens; es mochte auch erst seiner Einbildung entstammen, meinte er oft, seit er das Viele erhalten — mehr, ach um wieviel mehr — Gewaltigeres — als der beste Vater jemals zu vergeben hätte.

Während er im tiefen Sessel lesend ruhte, geschah es ihm aber leicht, an irgendeiner Geste, Kopfbewegung sich selber unwillkürlich an den Vater zu erinnern — nicht nachahmend, nur daß ihm eben bewußt wurde: auch ihm eigne sie.

Stefan schloß das Buch, sobald nebenan Erwins halblautes Pfeifen und sein „Trampelschritt" verstummt waren. Er erhob sich — unentschlossen; trat hierhin und dorthin, setzte sich wieder; legte den Kopf weit hintenüber und starrte so aufmerksam die Decke an, als ob dort oben für ihn niedergeschrieben wäre, was nun zu tun sei.

Dann sprang er hoch, löschte das Licht aus und verließ die Wohnung, ohne Hut oder Mantel zu nehmen.

Auch Tante Adele war ungeachtet aller Reisemüdigkeit noch auf. So schnell konnte sie den Reichtum, den sie seit heute abend geschenkt erhalten, nicht an Schlaf und Vergessen abtreten. Nur bequem machte sie sich's. Den schweren Zopf, den sie — nach einer Mode, der noch ihre Mutter gehuldigt, und die sozusagen grundsätzlich den falschen Staatszopf auf dem Haupte aller Frauen voraussetzte — wie eine Krone über dem Scheitel trug, ließ sie frei herunterhängen, und er hing tief, bis weit über den Gürtel. So wenig auch nur ein Härchen an ihm unecht war, so wenig an der ganzen wohlerhaltenen Person, deren Körperreiz niemand genossen, doch dem auch niemand je Abbruch getan hatte, und den schlicht-arbeitsame Lebensbetätigung in ganz wundersamer Frische und Reinheit bewahrt hatte. Ja so kernig war diese Reinheit, daß Tante Adele all das weder beachtete noch überhaupt wußte — und dennoch ergab es heute, beim Entkleiden, ein wohliges Gefühl: das Gefühl, heute noch, heute, trotz der Jahre Last, jung geblieben zu sein, an einem B e g i n n stehen zu dürfen — neu zu leben.

Dabei verließen ihre Gedanken keinen Augenblick die fünf Kinder, um die sie kreisten wie der Vogel um wiedergefundenes Nest. Sie war ja nicht die Vogelmutter, nur Ersatzstück. Aber jetzt war es ja nicht mehr ganz so einfach mit Ersatztanten wie ehemals, als sie nur so von überall anflogen, wo es ledige Schwestern oder Töchter gab. Eine um so vollkommenere dieses langsam aussterbenden Tantengeschlechts gelobte sie sich zu werden. Sie galt als tüchtig, als energisch, hatte bewiesen, daß sie ihren Mann zu stehen verstand in der gewaltsam vermännlichten Existenzweise, der jetzt Frauen ja so manchesmal frönen mußten! Nun handelte es sich jedoch um ganz neue Energiemethode: zärtliche Autorität, das war etwas völlig anderes.

So z. B. die Bemerkung, die Wienchen machte nach dem Eintritt Stefans — — worauf deutete das? Blieben z. B. diese Buben des Abends im Haus? Die Kinder wußten wohl auch nicht, daß ihre Tante so mancherlei vom wirklichen Leben kannte, mitangesehen, erfahren hatte, wenn auch, sozusagen, mit beharrlichem Ausschluß ihrer Person.

Gebieten oder verbieten ließen sich die großen Jungen von ihr aber wohl nicht oder den Schlüssel vorenthalten oder dergleichen. Sie mußte zusehen, ob sie abends an ihren Türen etwas über ihren Verbleib erfuhr. Tante Adele lächelte: wieviel beglückendere Sorge würde immerhin dieser stille Nachtgang von Zimmer zu Zimmer sein als, wie bisher, nur nachprüfen zu müssen, ob die Gashähne auch richtig vom Personal des Kontors geschlossen seien.

Gerade hatte Tante Adele sich dafür entschieden, hie und da ein wenig an den Türen zu lauschen, als ihre eigene leise aufging. Jutta, ihr Hauswämschen schon abgestreift, nur noch das gleichfarbige grüne Seidenband schiefbaumelnd an den beiden Flechten, die es unten zusammenhielt, trat ein. Eigentlich wußte sie's kaum zu begründen, wollte vielleicht gar nichts mehr als noch nach der Allerwelts-Gute-Nacht ein klein bißchen Zärtlichkeit loswerden, da ein so lieber Gegenstand dafür sich nun in Greifnähe befand. Selber meinte sie zwar, daß Tante Adele und sie sich noch nicht richtig allein gesprochen hätten — im Grunde nur über Klaus Trebors Wohnung oben links.

Aber von Gesprächsstoffen, die sie sich nun viel sachgemäßer zurechtgelegt, lenkte Tante Adelens angenehme nächtliche Erscheinung sie zunächst ganz ab. So sehr lange war sie nur noch die außerordentlich runzlige und altertümliche Gestalt der Großmutter, sonder Zahn noch Haar, im Bett gewöhnt gewesen. Nur kam Tante Adele mit dieser unvermuteten Gefühlsregung des kleinen Mädchens nicht gleich in Bezug; denn sie selber kam sich, weil nicht vollbekleidet, gleichsam nicht mehr voll vorhanden vor, sondern damit außerhalb zärtlicherer Gepflogenheiten — ahnungslos, wie vieljähriges Jungfrauentum sie dadurch verriet. So wurde diese letzte Audienz, die sie am ersten Tage im Hause erteilte, dennoch ganz kurz nur. Jutta ging — in demjenigen Herzensteil, der von sich nie Bescheid weiß — vielleicht nicht völlig befriedigt aus dem Zimmer, jedoch in um so aufrichtigerer Bewunderung. Unwillkürlich fühlte sie nach ihrem dünnen Hälschen, zu dessen Seiten, wie die Brüder liebreich behaupteten, ihre Schlüsselbeine das Kleid durchscheuerten — sie gedachte der dunklen Bemerkung Wienchens über die Schönheit, die nur für den Tag und vollen Aufzug gelte, und entschied bei sich: Tante Adele sei den Bettschönheiten beizuzählen.

II

Die zierliche Person, die seit kurzem oben rechts wohnte, führte wieder ihre kleine Rehpinscherin in der Straße auf und ab und kam soeben langsam über den Fahrdamm auf das Haus zugeschritten; ebenso langsam gefolgt von Herbert, dessen Schulmappe von einem Arm in den andern rückte, als wolle er sie ebenso gern einer der Pfützen überantworten, die des Rehpinschers dünne Beinchen so verwöhnt zu umgehen trachteten. Mehrmals stand Herty so dicht hinter dem Mädchen mit dem unwahrscheinlich goldblonden Lockenhaar, wie wenn er es auf eine Ansprache abgesehen habe; indessen unterblieb dies Unternehmen, obwohl er es um so eher hätte wagen dürfen, als er vor einer Woche mit Fräulein Bella Belloni beim Hauswirt zusammengetroffen war, wo er sich einer Schloßausbesserung halber, sie aber wegen der Miete sich einfand. So erfuhr er, daß sie oben rechts in das kleine Halbstockwerk der alten Dame, Fräulein Amanda Liebig, einzöge, welche nach dem Süden hatte reisen müssen — daß sie noch nicht sagen könne, ob sie kurz oder lang oben bliebe und deshalb besonders froh sei über die „möblierte" Miete — endlich daß sie irgend was mit einem Theater zu tun habe.

Während Bella Belloni das Haus betrat, hielt Herbert ihr die Tür offen und grüßte, in nur stummer Hingebung zwar, doch ohne hinterher in seine Erdgeschoßhälfte zu verschwinden. Darauf wandte sich denn auch Bella Belloni von der zweiten erstiegenen Treppenstufe zu ihm um, suchte einen kleinen Augenblick nach Thema und Worten und äußerte dann fragend, ob er nicht ebenfalls vom Hauswirt neulich einen ungemein sympathischen Eindruck empfangen habe.

Herbert antwortete begeistert. „Welch ein Mann!" sagte er zunächst, weil es sich am schnellsten zum Satz formte, vielleicht infolge seiner Lektüre einer Goethebiographie (denn sie waren in seiner Klasse gerade am Goethe), darin Napoleons Wort: „voilà un homme!" vorgekommen war. Aber gab es wohl straßauf, straßab einen Mann, dessen Schlösser in besserm Zustand erhalten würden? Diese Bemerkung erschien Bella Belloni keineswegs so reizlos, wie man hätte denken können, sie blickte Herbert voll an — so daß er in die hellen Augensterne zwischen sehr dunkler Bewimperung geradeswegs hineinsank — und meinte zerstreut: ja, und dann die Möbel. Dies verstand er nicht gleich, es verwirrte ihn auch die Hartnäckigkeit, womit Pussy, die Rehpinscherin, durchaus Wichse von seinen Schuhen lecken wollte. Bella Belloni setzte es ihm auseinander: die Möbel beim Hauswirt erinnerten sie an ihr Elternhaus — und der mit Wachstuch gedeckte Tisch, das Handwerkszeug, das am Fensterplatz unbefangen umherlag — ihr Vater sei auch nur Schreinermeister gewesen; man brauche sich deshalb nicht zu schämen, nicht wahr? er war ein guter Vater. Hierauf konnte Herberts Begeisterung nicht umhin, sich noch zu steigern, und er empfand ganz richtig bei dieser Bemerkung einigen Grund dafür zu haben. Doch auch der Wirt wuchs in seinen Augen noch an seiner Ähnlichkeit mit Bella Bellonis Vater; man wisse, er sei wohlhabend geworden, erzählte Herbert feurig, und sei doch so schlicht geblieben — fast hätte er noch einmal geäußert: welch ein Mann! er sah ja erst jetzt, wie passend es gewesen war.

Dann, nachdem Bella Belloni, schon anmutig emporsteigend, ihm entschwunden, horchte er noch hinauf, auf das leise Geklapp der hohen Absätze und das Öffnen der Tür oben. Doch war dies Doktor Trebors Tür, die gerade aufging, als Bella Belloni den Drücker in das Schloß der ihrigen stecken wollte. Ein ganz junges Mädel in grünem Hauswämschen schoß heraus — schien erschrocken beim Anblick der Fremden. Sekundenlang standen beide und schauten aufeinander Mädchen auf Mädchen; es war einer der ganz umfangenden Blicke, deren man sich später erinnert; und Jutta grüßte zuerst.

Worauf sie allerdings die drei Treppen förmlich hinunterflog — und achtsam dennoch, nicht auch unten wieder auf jemanden zu stoßen. Um diese Stunde kam Hertz aus der Schule, und es war ganz merkwürdig, wie häufig er sich jetzt dabei auf der Treppe aufhielt. Sie mochte gegen ihn nicht offen sein in ihrer Angelegenheit: das lag ein wenig an ihm, der zurückhaltend war von jeher, beinahe steif; dabei strich er doch gewissermaßen um sie herum, manchmal schien ihr eindringlicher, nach etwas, das sie nicht wußte, verlangender, als irgendwelcher der übrigen Brüder.

Ungesehen erreichte sie ihr Zimmer, wo sie dem schon in fiebernder Ungeduld wartenden Zwilling um den Hals fiel. Also: alles sei glänzend abgelaufen! gleich sei sie damit herausgeplatzt, daß sie komme, weil sie es ebenso gut bei „Ihm" haben wolle wie die Buben; freilich habe daraufhin der Klausdoktor sie schallend ausgelacht; aber er freute sich, ihre Bekanntschaft zu machen; ob sie etwa heimlich zu ihm hinaufgelaufen sei? da erklärte sie ihm denn, wie schwer es halte, Tante Adele, die kaum erst in ihrer aller Leben eingewöhnt sei, mit so etwas zu kommen, sie solle aber alles noch erfahren, haarklein. Ja, das begriff er, aber er müsse doch die Bedingung machen, daß wenigstens einer der Brüder es miterführe, und zwar sogleich — da habe sie Wienchen vorgeschlagen.

Gottlieb unterbrach die atemlos Erzählende: „Und ich —?" Sie schien ganz verblüfft. „Du zählst doch als Bruder gar nicht mit, Liebchen, bist du denn nicht ich noch mal? Nie wär' ich darauf verfallen, dich als einen „andern", Miteinzuweihenden zu nennen. Und das Wienchen ist praktisch, es ist ein Schützer", sagte sie. Er werde ihr sicher helfen, des Morgens nach oben zu verschwinden — glücklicherweise gäbe es ja nun Oktoberferien — und außer abends spät sei der Klausdoktor doch sonst nicht draußen.

Sie saßen auf Juttas Bettrand, Hand in Hand, nicht einmal sich in Stühle hineinzusetzen, hatten sie sich Zeit genommen. Einmal fuhr Jutta bei einer Erinnerung hoch: „Bist ja selber wie ein Bub", habe er ihr gesagt — wörtlich so — und trotz des Haars! sie wog ihre Flechten in der Hand; schon hatte sie sie vor dem Besuch wegschneiden wollen; nun m ü s s e er sie doch gern haben, nachdem er d i e s gesagt. Das war für Gottlieb gar keine Frage; so gewiß er wisse, an ihm nehme der Klausdoktor am allerwenigsten Anteil — nein, nein, Jutta möge nicht dreinreden: natürlich Anteil an ihm als Patienten! dank dem verunglückten Brustkorb! unter Gefühlsinteresse verstehe man aber doch: für einen D o r z u g. Er äußerte dies ohne alle Bitterkeit, und wie er nun die Brille von seinen blauen, etwas entzündeten Augen nahm, fügte er fast triumphierend hinzu: wenn der Klausdoktor ihm seine Geradheit wiedergäbe, wolle er ihn so lieben, als habe der Klausdoktor ihn geliebt.

Lärm in der Küche, Schritte und Gelächter auf dem Gang, der Hinter- und Vorderstuben trennte, riefen den zwei in ihre Geheimsitzung Versunkenen erst wieder die Vesperstunde ins Gedächtnis, bei der es sich an diesem Tage um eine besonders festliche handelte. Line hatte einen ungeheuren Napfkuchen mit Rosinen gebacken, um die nächsten Tags beginnenden Oktoberferien zu feiern, für die augenscheinlich jeder sich ein Sondervergnügen in stille Aussicht nahm. Das lange Wienchen entriß Line die Schüssel mit dem Napfkuchen im Gang, wobei es ihr geschwind zuflüsterte, es habe eine Bestellung auszurichten — schönen Kuß von Elfriede — und mit gespitztem Mund einen lautschallenden Kuß hoch in die Luft warf. Line erschrak und lachte, und dann schämte und freute sie sich, als sie zum Napfkuchen hinzugezogen und am reichlichsten mit Rosinenstücken bedacht wurde, von denen das Wienchen ihr aber seine Hoffnung andeutete, sie werde die größten der Rosinen herauspolken und für ihn beiseite legen. Line gefielen all diese Kinder des Hauses sehr trotz aller Arbeit,

die sie ihr machten: so viel lustige, gutherzige Jugend! Nur was Stefan betraf, hatte sie an ihm auszusetzen, daß er entsetzlich peinlich mit seinen Sachen war: morgens war er imstande, sein Zimmer überhaupt abzuschließen, damit sie nicht während seiner Schulstunden daranging, und dann konnte sie zusehen, wann sie zum Aufräumen kam. Aber schließlich gab es keine fehlerlose „Herrschaft".

Auf dem Vespertisch, den nach feuchtem Wetter die Sonne beschien, standen unglaublich leuchtende Herbstblumen in Rot und Gelb und Violett, und sogar Tante Adele hatte eine lichtgraue Seidenbluse angelegt. Sie durfte wohl auch froh sein, wenn sie in all die jugendlichen Gesichter blickte, die sich förmlich gegenseitig überstrahlten: sogar Herr v. Bert vergaß jeder Würde und Gemessenheit, die Zwillinge blühten und glühten wie Kinder um Weihnachten, vom Wienchen schon gar nicht zu reden. Als jedoch die ahnungslose Tante Adele treuherzig annahm, daß diese prachtvolle Laune sicherlich der Selbstlohn sei für vorzügliche, mitgebrachte Schulzeugnisse, erhob sich ein ohrenbetäubendes Hohngeschrei. In der Tat gab man sich unter den Fünfen erstaunlich wenig mit Schul- oder Zensurgedanken ab; das lief schon irgendwie von selber ziemlich glatt weiter. Höchstens das Liebchen war als fleißig und sogar ehrgeizig verschrien, aber verzweifelt wehrte es sich, als jetzt auch Tante Adele das schon in seiner Kindheit bemerkt haben wollte: einfach die leicht entzündeten Augen stempelten ihn zum Bücherwurm, übrigens sei ihm ein gelehrter Lebensberuf genau so recht wie sonst irgendeiner und jeder ganz egal — — wenn er ihn nur bald selbständig mache (für sich und Jutta, vollendete er stumm bei sich seine laute Gegenrede).

Die schöne Fanny, die bereits Ostern schulfrei ward, ließ sich weder durch Drängen noch Drohen zur Preisgebung ihrer beruflichen Zukunftsbilder veranlassen. Für jeden Beruf fehle es an der wahren Einführung des jungen Menschen von heute: insofern seien alle gleichwertig und Liebchen im Recht, und was man ersehnen könne, sei deshalb nur, die Welt umzukehren für künftige Generationen, daß sie sich um einen echten Menschenführer scharen dürften. Um einen F ü h r e r.

Wienchen fand dies eine zu verdauungsstörende Erörterung beim Napfkuchen, und nachdem er seinerseits seine innere Bestimmung zum Maschinenbau zur öffentlichen Kenntnisnahme gegeben, suchte er sich an Jutta schadlos zu halten: ob sie vorziehe, eine studierende oder eine säugende Madame zu werden, ob eine mit Kopf- oder mit Brustkindern, wie er sich ausdrückte, aber Herty rief dazwischen, darauf gäb' es bei Jutta keine bessere Antwort als bei den kleinen Gören auf die Fragen, wen sie vorzögen, Papa oder Mama, nämlich: beides. Das Wienchen rief entgegen, Unterbrechungen verbäte es sich, und daß Jutta die Antwort aus dem Maul gerissen werde, während es gleichzeitig sich Herrn v. Bert langte, ihn mit einem genialen Griff seinem Stuhl enthob, sich selber dort hineinsetzte und Herberts Napfkuchen auffaß. Hierauf entwickelte sich zwischen ihnen eine Keilerei, die Tante Adele dermaßen für Hertys Leben fürchten ließ, daß sie fast gellend verkündete, sie werde augenblicklich abreisen.

Unglücklicherweise entfachte das jedoch in ihren Schutzbefohlenen die Erinnerung an ein Ereignis, das den hübschesten der Spitznamen gezeitigt hatte, und er betraf Tante Adele selbst — weshalb bei ihrem Drohschrei das rückhaltloseste Gejohle ausbrach. Der damalige Sachverhalt war registriert worden unter dem Titel: Fannys erster Witz. Als nämlich die schöne Fanny zwar schon sehr niedlich, aber noch ganz klein war, hatte Tante Adeles Besuch die Spielereien des verwöhnten Erstgeborenen mit seiner Mutter empfindlich unterbrochen, denn die Schwestern konnten beim Wiedersehn nach der Verheiratung offenbar gar nicht genug voneinander bekommen. Da war die empörte kleine Fanny denn endlich energisch auf sie zugestolpert, hatte Tante Adele treuherzig die Patsche hingestreckt und leutselig verabschiedend gesagt: „Tante — Ade!" Stefan selber konnte sich zwar durchaus dessen nicht entsinnen. Und doch war ihm stets, als müsse etwas Wahres daran sein, obwohl es sich dem lieben, obschon keineswegs so ausschließlichen Verhältnis zu seiner Mutter, wie er es erinnerte, nirgends einzupassen schien. Als man nach langer Sitzung den Ferientisch mit den Herbstblumen verließ, ging Stefan zu sich herüber, kramte eine Weile und vertiefte sich in eine blasse Bleistiftskizze, die ein Freund des Hauses, und jedenfalls Künstler, von der Mutter entworfen zur Zeit, da sie nur erst e i n Kind besessen, und die darum ohne weiteres dem Ältesten verblieben war. Allerdings konnte sich dies beseligte Antlitz kaum in einem einzigen Zuge mit dem früh gefurchten messen, das er „Mutter" genannt hatte — so wie wiederum das große Ölbild im Wohnzimmer in Sonntagsstaat und Sonntagsmiene alle Erfahrungen durchlittener Alltäglichkeit wegzuheucheln schien.

Stefan schloß die kleine Skizze rasch fort, weil Wienchen ihn in seinem Zimmer aufsuchte. Er konnte gut merken, daß dem langen Wienchen was auf dem Herzen saß, und lächelte im stillen, denn genau wußte er, damit verhalte es sich so: Wienchen fand, man habe das in des Busens Tiefe zu verschließen, und nun drängte Herzensfreude ihn, wenigstens diesen Umstand, d a ß er etwas so heimlich Herrliches auf sich habe, jemandem im Vertrauen mitzuteilen.

Sehr bald, nach Herumgehn und Anrauchen und einigem Trommeln auf der von erster Ofenheizung beschlagenen Fensterscheibe, schoß Wienchen denn auch auf den Hauptpunkt los.

Außer dem Hauptpunkt erfuhr Stefan noch, daß sie Elfriede heiße und Tines außerordentlich ordentliche, anständige Freundin sei.

So inniglich freute Erwin sich an Elfriede. (Prachtvoll paßten übrigens ja auch die Namen zusammen.) Und daß es sich um einen wirklichen, ganzen Menschen handle, nicht etwa um irgendein dummes, kleines Gör, auf das man mit den lumpigen achtzehn Jahren ja eigentlich allein Anspruch habe. Um etliche Jahre voraus sei sie ihm, und doch so herrlich jung ja noch. Daß sie aber unverfälscht vom Lande komme, gäbe ihm andrerseits so natürliche Überlegenheit in puncto Bildung — es mache ihn zum Leitenden trotz alledem neben ihr, und er könne gar nicht aussprechen, was das ihm sei: dies beides so zusammen, der Jüngere und der Ältere

zu sein — ja, er rede wohl jetzt Unsinn, aber daß sei eben das Unaussprechliche daran, Fanny möge es nur glauben.

Die schöne Fanny hörte sehr gut zu; Wienchens leise Furcht war gänzlich unbegründet, der Bruder werde ihn am Ende merken lassen, daß man mit neunzehn Jahren noch Wesentlicheres erfahren habe — worüber Wienchen in bezug auf den Bruder übrigens auch nicht das Allerleiseste ahnte. Stefan empfand aufrichtiges Wohlgefallen am fast kindlichen Freudenton, der aus Wienchens Bericht herausjubelte, beinahe als bekäme ein Kind da seine Männlichkeit wie einen Napfkuchen mit Rosinen geschenkt. Auch wußte er: für eigentlichen „Flirt", den gesellschaftlichen, war das Wienchen kaum zu haben, höchstens brüstete es sich vor den Mägdlein mit seiner Muskulatur — nicht viel anders als vor Tante Adele heute bei der Vesperfeier. Und Wienchen selbst sagte jetzt etwas dem Ähnliches: aber — — man war schließlich doch nur ein Mensch — — schließlich und endlich, zögernd kam es heraus: auch Fanny müsse das an sich erfahren haben, wenn man sich auch nicht weiter darüber unterrede.

Im Grunde fand Wienchen, dies sei nun eine Gelegenheit auch für die schöne Fanny, mal irgendwo ein Ventil zu öffnen und Dampf zu blasen — aber dann erschien um Stefans wundervoll geschwungene Lippen jenes Etwas — nach all dem tiefen Zuhören und lieben Dazublicken — was dem andern auf den Mund schlug.

Stefan antwortete nur in Wienchens Angelegenheit: sehr verständnisvoll, wirklich liebevoll; von sich sprach er nicht.

Nun ja. Wienchen durchquerte das Zimmer und ließ den Zigarettenrauch durch die Nasenlöcher. Unwillkürlich sprach er nur noch weit allgemeiner: es sei zu begrüßen, wenn Volk und Bildung sich zusammenfänden auf dem persönlichsten und neutralsten Boden: eben der Liebe. Es sei zu begrüßen, wenn sie einander als Glücksgabe hinhielten, worin man sonst so oft unsauber und häßlich „erfahren" gemacht würde.

Stefan fand das Wienchen an poetischem Ausdruck so bereichert, wie er es nie für möglich gehalten hätte, die Glücksgabe indessen vielleicht etwas einseitig aufgefaßt; er schwieg indessen.

Zuletzt, als das Thema noch allgemeiner zu werden begann, entstand eine Stille. Es war nicht mehr recht hell; Wienchen konnte nur noch ungefähr des Bruders Züge unterscheiden, als er vor ihm stehen blieb und, um von seiner eigenen Sache fortzukommen, fragte, ob Fanny eigentlich einen Robert kenne.

Trotz der beginnenden Schummrigkeit im Zimmer sah man Stefan vor Verdruß erröten. Wie er denn auf solche Anfrage geraten? Ja, Fanny habe sich nun bereits zweimal dieser Tage versprochen und ihn Robert genannt: das käme ihm doch kurios vor.

Hierauf bemerkte Stefan — unbetont, nebenher — bisweilen nenne er Klaus Trebor so.

Wienchen rieb so dumm dreinschauend seinen kurzgeschorenen Kopf, daß es Stefan auf die Nerven fiel. Er möge doch keine solche Schnauze machen, meinte er.

lieber den Namen erst etwas genauer in Augenschein nehmen. Ob es etwa natürlich sei, Trebor zu heißen? etwas völlig Verdrehtes sei es doch. Natürlich und sinnvoll werde es erst durch die Umdrehung.

Überrascht blickte Wienchen den Bruder an. Ihm kam nicht gleich eine wesentlichere Antwort als: — „Ach —!" Dann sagte er, dennoch verstehe er noch nicht, weshalb Fanny sich nicht einfach an „Klaus" genügen lasse. Stefan bestätigte ironisch: Gewiß! da jede Base ihn wohl so rufe — da man ihn vermutlich von kleinauf zu jeder Mahlzeit so heranrief.

Das lange Wienchen verstand noch manches nicht: z. B. warum Fanny dieserhalben so gereizt sei. Doch da sie es war, so bestand er auf nichts weiter, sondern ging auf langen Beinen aus dem Zimmer hinaus.

Als er jedoch draußen im Gang an Herty stieß, der heute selbst im fast Dunkeln noch leuchtete, da kam ihm ins Gedächtnis, wie oft des Jungen Blässe und schattenumrandete Augen des Morgens ihm aufgefallen waren, und er sagte sich: „Herrgott, blödsinnig, wenn die jungen Jahrgänge alles mit sich allein abtun wollten — wozu sind w i r Gereifteren denn da! Aufrichtigkeit ist wahrlich unter Brüdern was wert." Und er fühlte, daß er von Fanny — obschon er nicht Rat, nur Nähe hatte finden wollen — enttäuscht worden war.

Tante Adele vernahm gut und deutlich, wie er — bald darauf wie auch Herty das Haus verließ — und endlich Stefan ebenfalls. Dieser sprang zwar nur drei Treppen hoch: sofort wieder hinab, kam aber nur zurück, um seinen Hut zu nehmen, und entschwand.

Zweifelnd, wohin gehen, um des oben Vermißten habhaft zu werden, schritt er einige Straßen stadtwärts entlang. Schon wollte er in andere Richtung abbiegen, als er über den Fahrdamm eines Paares ansichtig wurde: und der Mann, schlank trotz weitem Kragenmantel, bartlos und auch im übrigen aus einiger Entfernung einem Jüngling gleich wirkend, war für Stefan unmöglich zu verkennen. Neu war ihm nur, daß dieser neben Bella Belloni einherschreite. Er glaubte zu wissen, wie stark dessen Geschmack davon fort weise.

In dem Augenblick kam sein Bruder Herty auf die beiden zu. Und auf einmal entsann sich Stefan, daß Robert ihm Bedenken geäußert hatte bezüglich der Anziehung, die Bella Belloni auf Herbert ausübe und umgekehrt, und daß er es gar nicht unerwünscht fände, wenn sie ihre Wohnung ein wenig anderswohin verlege. Er hatte hinzugefügt, sie erscheine ihm gut und verständig genug, um sich solchem Wunsch möglicherweise zu fügen. Gewundert hätte es ja Stefan nicht, wenn selbst diese fremde Person, ohne zu wissen wieso und weshalb, diesem fremden Einfluß unwillkürlich sich gebeugt hätte. Und s o war ihr vielleicht noch nie jemand begegnet — jemand, der s o in ihr nur die Menschenschwester sah — alles verstehend und doch allem unzugänglich, was ihm von ihren Schwestern kam.

Stefan geriet ins Schwärmen, und dennoch grub eine Falte sich senkrecht in seine klare Stirn, über dem fast klassischen Nasenansatz. Also dermaßen besorgt fühlte Robert sich um Herty, soviel galt Herty ihm.

Noch ein paar Minuten stand Stefan und blickte hinüber zu den dreien, die, vorneweg die kleine Rehpinscherin Pussy mit großer, goldgelber Schleife am Rücken, langsam wie eine Familie beieinanderwandelten — bis er sich kurz abkehrte und in eine Nebenstraße einbog.

Herty war besinnungslos entzückt gewesen, sich anschließen zu dürfen, wozu der Klausdoktor ihn geradezu einlud, und was für immer jeden spätern Verdacht in ihm entkräften mußte, hier würden im Grunde gegen seine Wünsche Ränke gesponnen. Den Klausdoktor hatte er noch gar nicht oft gesehen — weshalb er erst jetzt eigentlich bemerkte, daß er keineswegs mehr jung sei, sondern schon ergraut und wohl doppelt so alt wie die Brüder. Ein einziges Mal aber, als Herty Gottlieb aus der Privatklinik abholte, war er ihm mit der Hand über das braunlockige Haar gefahren, und dies würde Herty mächtig geschmeichelt haben — so hoch in Ansehn wie der Klausdoktor bei den Brüdern stand — wäre ihm der Argwohn nicht gekommen, dergleichen tue man wahrlich doch nur einem Kind. Und darin war mit Herty nicht zu spaßen.

Beglückt wie er sich jetzt fühlte, hielt er aber seine Ansprüche als Erwachsener doch in bescheidensten Grenzen: denn hatte er es auch im Treppenflur dahin gebracht, vor Bella Belloni den Mund aufzutun, so blieb ihm doch eine gewandt zu behandelnde „Konversation" zu dreien unbedingt unmöglich. Doch bedurfte es dessen auch gar nicht. Schon hinter Pussy herzugehen, in stummer Unterhaltung mit ihr, kam ihm so reizvoll vor, daß er flüchtig erwog, ob nicht Zoologie das geeignetste Berufsfach für ihn sei, da er ohnehin Naturwissenschaftler werden wollte. Übrigens hörte er, lediglich dank einem wohlgezielten Fußtritt Doktor Trebors, sei Pussy soeben vom Schicksal des Überfahrenwerdens durch einen herzlosen Kraftwagen gerettet worden: daraufhin hätten dann Pussys Herrin und Pussys Lebensretter ihren Weg gemeinsam fortgesetzt. Herty überlegte bei sich: trotz dieses Anlasses würde ein Mann wie der Klausdoktor das nicht haben tun müssen; es beweise, wie ganz anders er über Bella Belloni denke als die Brüder — als das lange Wienchen z. B., das behauptete, Augbrauen und Wimpern wüchsen ihr aus Schminktöpfen — der Schurke! Nicht zum wenigsten deshalb ließ Herty sich in die grimme Vesperkeilerei ein — es war, genau besehen, ein Waffengang für seine Dame.

Bei der Haustür angelangt, wo Herty zu seinem Schmerz keinen Vorwand fand, noch höher mitzusteigen, etwa bis zum unvergleichlichen Hauswirt-Schlossermeister, hinterließ Bella Belloni seinen — gar nicht schüchtern, sondern hastig zugreifenden — Fingern den Eindruck wunderfeinen, stark duftenden Handschuhleders; und wenn es auch nicht die nackte Hand (er schwelgte in der Wortverbindung „nackte Hand") gewesen war, so bewahrte er sich doch den Duft zum mindesten, indem er sich nicht einmal zum Abendbrot die Hände mehr wusch.

Zu Hause fand er Tante Adele und Jutta vereint über Näharbeit: eine Beschäftigung, zu der die Tante sich kaum weniger zwingen mußte als die Nichte, aber sie vergaß nie, daß sie nun ein Vorbild zu geben habe. Herty setzte sich dicht zu ihr heran, verwirrte ihr den Faden und lobte ihre lichte Seidenbluse mit ungewohnter

Liebenswürdigkeit, während er sich die Hand an die Nase hielt. Auf ihre kleine Bemerkung, wie alte Leute sich kleideten, bliebe sich wohl recht gleich, antwortete er sehr überraschend, nämlich: die paar grauen Haare — sie seien übrigens doch eher silbern — die sie an den Schläfen trage, erschienen ihm wie etwas, womit diese graue Blusenseide bestickt sein müßte, sie seien wie Schmuckfäden, sie gäben der Bluse erst persönliche Beziehung zur Trägerin, und darauf komme alles an bei weiblicher Bekleidung.

Nicht bloß Tante Adele lachte überrascht, fast noch verblüffter war Jutta. War das wohl Herr v. Bert, der steife, der gerade ihr manchmal doch auch wieder vorkommen konnte wie ein kleines — kleines verängstigtes Kind, das man auf den Schoß nehmen möchte, es beruhigen: „was fürchtest du denn? was siehst du mich denn so an? tu ich dir denn was? sieh mal, dies ist nur ein Finger, nichts weiter, dies mein Ohr, eine harmlose Nasenspitze“ und so fort.

Abends, in ihrem Zimmer allein, mit abgestreifter Festtagsbluse und freihängendem Zopf, seufzte Tante Adele. Wären nur die zwei Großen statt Hertys lieber nach Hause gekommen! Sie hatten aber behauptet, das Abendbrot wollten sie mal aussetzen, sie hätten was mit dem Magen. Natürlich: der viele Napfkuchen. Wenn Herty auch um ebensoviel älter wäre: um den brauchte sie nicht zu seufzen, eher werde man ihn anfeuern müssen, daß er ausginge — zwar meinte Jutta, er stände so zwecklos auf der Treppe herum, aber das war es ja eben: weiter hinaus traute er sich nicht — nicht aus dem Haus. Ein Schüchterling, der liebe Junge: macht allerhöchstens seiner alten Tante unternehmend den Hof.

Was nun Stefan betraf (— sie sagte so ungern „Fanny“, wie sie für ihr Leben gern „Wienchen“ sagte —) so hatte er ja für erwachsen zu gelten, von dem wußte sie also nichts — *scheinbar* wenigstens! In Wirklichkeit hatte sie sogar erst heute noch, vor ein paar Stunden, den Doktor Trebor von oben links mit dem goldhaarigen Fräulein von oben rechts und Herty als dritten heimkommen sehen — und begriff jetzt besser, weshalb Stefan so eifrig drei Treppen hoch lief. Ob es nicht eine kleine Verwandte vom Doktor war, da er sie spazierenführte — für Stefan wollte sie nur hoffen: nicht Braut? Herty würde es ihr sagen können, aber Stefan solle nicht denken müssen, sie mische sich in seine zartesten Angelegenheiten. Schweigen ist Gold.

Wienchen war vorigen Abend zum mindesten früh und vernünftig schlafengegangen. Bei ihrem gelegentlichen Hinhorchen an die Türen hatte sie ihn herzhaft laut gähnen hören und sehnsüchtig, ganz laut in die Luft hinausrufen: „Gute Nacht, du mein fernes Friedchen!“ Es konnte sogar geheißen haben: „fernes Engel-Friedchen“, das wußte sie nicht so bestimmt. Aber ein Friedrich war es. Bei Wienchen galt es ja stets männliche Busenfreundschaften, sie trafen sich und brachen sich gegenseitig Arm und Beine; aus der Angst kam man auch da nicht heraus, wenn auch das weibliche Geschlecht dadurch nicht recht in Frage kam.

Und Jutta? ein Herzensding! Sie, die Tante Adele, wollte schon aufpassen, daß nicht die unrichtigen Männeraugen sich vorzeitig in sie vergafften. Neulich, in

größerm Bekanntenkreise in der Stadt, war da so ein Leichtfuß — schon zweimal hatten sie übrigens Fangball miteinander gespielt. Tante Adeles Blick bohrte sich im Geist tiefprüfend in des Leichtfußes Seele.

Sie saß während dieser Erwägungen am geöffneten alten Sekretär ihrer Schwester wie vor einem Hauptbuch, in das sie, Posten für Posten, ihre Einträge zu machen hatte, wie einst im Kontor. Sie genoß, selbst noch unter Sorgen, diese abendliche Überschau, die ein Gefühl von Ordnung hinterließ, von Sicherheit. Eben wollte sie in treuem Eifer sich gedanklich über den zweiten Zwilling hermachen, als ihr Blick an dem Doppelbildchen von Schwager und Schwester haften blieb, das Jutta gleich am Ankunftstage über der Mahagoniplatte des Sekretärs für sie aufgestellt hatte. Wie ähnlich war die Schwester ihr selbst! Freilich viel zarter und, wie Tante Adele fand, damit viel hübscher. Aus der Zartheit ward Kränklichkeit vielleicht nur, weil allzu Schwieriges das Leben von ihr verlangt hatte. Dies Wissen hatte den Mann — sonst Wienchens Typus — selber zartfühlender gemacht — doch auch enttäuschter. Glücklicherweise blieb dem überbeschäftigten Juristen, der auch vielleicht sich vorzeitig zuschanden gearbeitet, nicht allzuviel Zeit, enttäuschten Träumen nachzuhängen.

Tante Adele wie er — sie hatten getan, was Menschen nur tun können, der zarten Frau Muttertum und Leben zu erleichtern. Ihre Hände faßten den Rahmen und umpreßten das Bild erregt: ja! ja: geholfen, nur geholfen hatten sie!

Doch ihre eigene Erregung und die sie begleitende Handbewegung kamen ihr selber wie von weitem — wie Fremdgewordenes, nahezu Vergessenes kamen sie ihr vor. Plötzlich legte sie den kleinen Rahmen auf die Tischplatte vor sich und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

Mutter geworden war sie nun dennoch durch ihn — reiche Mutter als Erbin der armen Schwester! Vergaß sie der Toten über dem Glück, das sie ihr hinterließen — hatte sie wirklich ihrer nur noch so gedacht, wie jemand aus Sonne in den Schatten schaut, darin seinem Blick nichts recht wahrnehmbar, faßbar entgegenkommt?

Sie lebte! sie lebte!

III

Jutta flog wieder einmal die Treppe herunter und in den Vorplatz hinein wie ein Federball — um dicht vor Tante Adelens Tür innezuhalten: ob die schon auf sei? Denn nicht bloß Tante Adele lauschte bisweilen an den Türen, auch an der ihren tat man's. — Aber ihre Stimme tönte schon von der Eßstube her, also hatte Jutta sich richtig verspätet; es war ganz eigentümlich, wie ihr das Zeitgedächtnis oben links schwand.

Nun mußte sie sich also mit Langschläferei herausreden, das Liebchen am Frühstückstisch würde helfen und ablenken, wie es wohl auch Weckversuche der Tante aufgehalten hatte. Aber Jutta log weder gern noch gut, weder mit Talent noch Fleiß, und daher war ihre erste Regung, als sie an den Tisch trat, augenblicklich

wieder zu entlaufen. Da dies ohne Begründung nicht anging, so ließ sie einen wahren Sturzbach von Worten auf Tante Adele los, die davon überzeugen sollten, daß nur sofort und dann nie wieder bis zum nächsten Sommer es möglich sein würde, am Waldrand die Himbeerblüten zu finden, die Tante Adele doch so erstaunt hätten, und sie möge verzeihen, wenn Jutta deshalb ihre Tasse nur eben hinunterstürze. Doch die gute Tante nahm das nicht anders wie als Aufforderung, den Inhalt ihrer zweiten Tasse ebenfalls, heiß wie er war, sich durch die Gurgel zu jagen, denn ihr fiel gar nicht ein, daß sie nicht mitgehen sollte, sie war ja doch jetzt die natürliche Begleitung für das junge Ding und war es nur zu gern. Worauf Juttas Beredsamkeit sich wahrhaft erschreckend steigerte: „spazierengehen" tue sie im Walde ja eigentlich gar nicht. Was sie denn außer den Himbeeren noch darin suche, fragte Tante Adele. Ja — sie turne zwischen den Bäumen eigentlich nur; irgendeinen Ersatz müsse sie schließlich haben für die viel weitgehenderen Sportbeschäftigungen der Knaben; man müsse wenigstens während der Ferienzeit seinen Körper gehörig „ausarbeiten", durchaus dürfe man nicht ganz „verweiblichen".

Tante Adele fand: wie Jutta es vor ihrer Ankunft gewöhnt gewesen, so solle sie es natürlich auch jetzt damit halten und kein Vergnügen unnötig opfern; sie, Tante Adele, werde sie nicht darin stören, jedoch am Rande dieses Waldes, wo sie zwischen den Bäumen turne, auf und ab wandeln, denn was könne in einem Wald nicht alles sich ereignen.

Gottlieb, der mit gekniffenen Lippen diesen schwierigen Auseinandersetzungen zugehört, erwehrte sich nur knapp einer Wallung der Schadenfreude, als Tante und Nichte darauf unabänderlich vereint abzogen. Verstand er auch recht gut, warum Jutta so handelte, so empfand er doch auch untrüglich sicher, daß nichts sie gehindert haben würde — während die Tante ihren Umhang nahm und, halbhungrig geblieben, noch eilends eine Frühstückssemmel in ihre kleine Armtasche tat — ihm wenigstens flüsternd einige Mitteilungen zu machen, anstatt das geradezu zu vermeiden. Für das, was Jutta heute oben links erlebt, mochte ihr ein Mitwisser überflüssig oder gar unangenehm erscheinen, selbst wenn es ein Zwilling war.

Er nahm die Brille von den Augen, weil sie sich beschlug.

So dumm war er ja nicht und auch nicht so schlecht, auch nur zu *wünschen*, Jutta solle niemandem gut sein außer ihm. Sie sollte im Gegenteil, wenn irgend möglich, so überreichlich des Glücks einheimsen lebenslang, daß es für sie alle beide noch reichte. Sein Stück Glück war doch mit in ihr darin: außerhalb dessen konnte er wahrlich nicht viel darauf geben — da würden ihm wohl nur Glückskrümel zufallen. Ob nun in diesem Gefühl krasseste Selbstsucht und Gier in ihm brannte oder aber gerade selbstlosestes Liebesfeuer, darüber grübelte er nicht, wie er so, die zu großen Hände faustgeballt unters Kinn geschoben, in Juttas Zimmer wie ein Gnom hockte und auf sie wartete.

Inzwischen wandelte Tante Adele wirklich am Waldrand auf und ab. Jutta war hinein verschwunden, und nun konnte also die „Ausarbeitung des Körpers" zwischen den Bäumen beginnen. Aber sie stand zunächst einfach traurig da unter

diesen Bäumen, die auch noch mit besonders vielem abgestorbenen Astwerk sie umstanden. Jetzt fiel ihr auch ein, wie oft sie gerade hier herum arme Kinder Holz sammeln gesehen. Jutta hätte sich gern platt auf die Erde geworfen, die Moos und eben gesunkenes Laub dicht bedeckten: ihr kam es vor, als hätte es heut rings um sie etwas Frühling werden müssen — keinen großen, allgemeinen beanspruchte sie natürlich, so unverschämt war sie ja nicht — nur erst ein wenig, hart am Erdboden entlang, in kleinsten Gräserchen, Keimblättchen und den ganz bunten Blümelein des März, um die sich noch nicht einmal Schmetterlinge kümmern. Halb gedankenlos fing sie an zu tun wie die armen Kinder und stapelte Holz, denn weiter lügen wollte sie nicht, und die Tante erkundigte sich von Zeit zu Zeit schreiend, was sie nun vorhabe. So sammelten sich anstatt des ausstehenden Frühlings allmählich die dürren Reisighaufen um sie; von denen berichtete sie der Tante mit steigender Lebhaftigkeit. Ganz hohe schichtete sie und niedrigere: sie schilderte, wie die holzlesenden Kinder sich freuen würden dieser ihnen vorarbeitenden Heinzelmännchen oder wie sie nur zaghaft davon rupfen würden, im Glauben, jemanden um sein zusammengetragenes Teil zu bestehlen, oder wie sie einfach sich darum raufen würden. Auch noch kleinzierliche Haufen errichtete Jutta, denn sie hatte auch schon allerjüngste Kinder mitkommen sehen, die wohl nicht allein daheim bleiben durften; diese seien am entzücktesten, wenn sie ihre Puppenwagen beladen konnten und sich als Helfer fühlen. Bald riß ihre Arbeit sie ganz hin, je mehr es galt, hochragende, Kinderhänden unerreichbare Äste herunterzulangen, dickste Knüppel, die das loderndste Feuer ergeben würden, und sich herumzuschlagen mit all dem Drohenden und Stechenden, blutig Kratzenden, Wams und Haar Zerreißenden, was wie mit Spießen und Schwertern sie da oben wehrhaft umstarrte. Bis sie, immerfort in ihren Gedanken Kinderfreude und Feuer, zuletzt selbst so in Hitze geriet, daß ihr schien, sie habe Tante Adele mit ihrer Fabel vom Turnen im Walde Wahreres erzählt, als sie selber gewußt habe. Oder bis mitten von dürrem Gezweig auf einmal ein niedersinkendes, buntgewordenes Blatt in unerhörten Farben sie anschaute wie ein Glück, das leise ihr vor die Füße sank, und sie sich davor verträumte. Denn vor dergleichen war Jutta auch sonst imstande, viertelstundenlang stillzustehen wie andere Leute in Gemäldesammlungen.

Tante Adele begriff, daß da drinnen etwas Leidenschaftliches wegen der armen Leute sich begebe, konnte nicht umhin, diese fast geistreiche Verbindung von Turndrang mit Wohltätigkeit zu billigen, und pendelte daher lammsgeduldig noch immer am Waldrand hin und her, als ihr Ablösung ward von unerwarteter Seite, indem aus dem Waldinnern Wienchen und Fanny ahnungslos auf ihre Schwester zugeschritten kamen, indessen sie gerade im obersten Astwerk einer hohen Buche tobte. Räubern gleich durchs Dickicht auf sie eindringen und unter höllischem Lärm hüben und drüben sich ihrer bemächtigen, schien das Werk eines Augenblicks. Als Tante Adele händeringend und böser Ahnungen voll hinzustürzte, holte Wienchen, mit langen Beinen die Buche ersteigend, Jutta bereits als ein Paket unterm Arm herunter. Und unten empfing Stefan sie mit seinem Taschenkämmchen und striegelte.

putzte und klopfte sie nach Möglichkeit zurecht, ehe man sie der Tanten-Obhut aufs neue übergab. Jutta, ihrer wunderlich tat- und traumvollen Daseinsform der letzten Stunde so plötzlich entrissen, wie eine Mispel dem Baum, stand, rasch atmend, mit blitzenden Augen und brennenden Wangen zwischen ihren Brüdern da, doch war sie's zufrieden: das ungleiche Kräftemessen mit dem einen in dieser lachenden Gewaltsamkeit hatte was Erfrischendes gehabt, und nicht minder Behagen bereitete ihr Stefans Hände Werk an ihrer zerrauften Person, das sie wie ein Gestreicheltwerden empfand, weil sie diese Hände schön fand. Vielleicht auch, weil es ebenso selten war, daß sie von Stefan überhaupt berührt wurde, wie sie um so öfter zwischen Wienchens Püffe und Küsse geriet.

Wienchen hatte, ehe sie auf Jutta stießen, sich ausschweifend ergangen in Schilderungen seines zärtlichen Elfriedenglücks Stefan gegenüber. Da er es diesem einen nun einmal neulich anvertraute und schon einer dabei eigentlich zuviel war, konnte er trotz der kleinen Enttäuschung am Bruder nicht nochmals wechseln, reden aber mußte er davon. Allerdings nicht mehr nur als der verliebte Anbeter, eher bereits gleich einem älteren Eheherrn, der dankbar erworbener Lebenserfahrungen gedenkt. Man mußte den Eindruck gewinnen: wenn dieser Liebe zu ihrer Beglaubigung, daß sie Dauersache sei, noch eine Hochzeitsfeier fehlte, so höchstens noch die silberne. Am hübschesten beschrieb er jedoch, wie er sich die nächsten Sommerferien und alle folgenden dächte: da wanderte er mit Elfriede in ihr Dorf, half heuen und einfahren und saß abends in Hemdsärmeln unter der Linde am Brunnen, wo die Mädchen alle das beste Wasser schöpften. So sollte sie winters städtisch werden, er aber sommers ins Ländliche sinken.

Nach dem Zwischenfall mit Jutta wollte das Gespräch indessen nicht wieder in Gang geraten, obgleich Wienchen eigens zu dem Zweck ein paar Schritte hinter Tante und Schwester zurückblieb. Fanny schien ihm verstimmt und sagte auch plötzlich in einem Ton, als ob es schon weit länger — vielleicht schon während der hübschen Ausmalung des dörflichen Liebesglücks — darüber nachgedacht habe: ob das Wienchen wohl wisse, daß Jutta nicht gerade nur auf die Bäume allein klettere, sondern Tag um Tag auch drei Treppen hoch.

Das Wienchen pfiff durch die Zähne; sieh, sieh! so wenig verschwiegen war also der Klausdoktor — sieh, sieh! Stefan entfuhr es: Nein, eben n i c h t von ihm selbst habe er's: d a s sei's ja! Da machte Wienchen nur kühl: „So, so!" Denn es fühlte sich zum Hüter der kleinen Heimlichkeit bestellt, fühlte sich Schützer und dachte bei sich: N i c h t von ihm? also dann beobachtet die Fanny — schnüffelt — wozu wohl? Und laut fragte er, was denn Fanny übrigens dawider habe?

Stefan hielt es zum mindestens für ungeheuer überflüssige Unart. Und überdies — fügte er zögernd und errötend hinzu, sei es doch nicht gerade „korrekt" Tante Adele gegenüber. Und er sei doch nun mal etwas verantwortlich als der Älteste. — Da blieb Wienchen gänzlich stehen, er machte nur noch: „Oho!" Mit deutlichem Unwillen aber. In seinem Oho stand deutlich ausgedrückt: ist am Ende s o geartet

das allerlei Denkwerk, das du nie von dir gibst — nicht brüderlich mitteilst? Ein Bruder-Polizist — nein, zum Teufel!

Diese Enttäuschung war stärker als die neuliche. Ein Fremdes tat sich zwischen ihnen auf. Sie hatten auf einmal getrennte Wege. Stefan wünschte auch rascher heimzugelangen als die andern, die noch gemächlich schlenderten; er spürte Kopfweh.

Als dann bei Tisch alle sich wieder zusammenfanden, verlief das Mittagsmahl in beträchtlich gedämpfterer Stimmung als die gestrige Vesper. Nur von Juttas Redseligkeit des heutigen Morgens war wenigstens Seligkeit übriggeblieben und ebenso auch ein Rest von Hertys gestriger Liebenswürdigkeit. Das Liebchen, das Wienchen und die Fanny kauten schweigend. Aus Stefans Kopfschmerzen, die mehr Vorwand gewesen als Wirklichkeit, waren inzwischen ganz echte geworden, und so ging er noch vor dem süßen Nachgericht zu sich herüber.

Da sich dies Nachgericht jedoch als sein Leibgericht herausstellte: zu kleinem Hausgebackenen eingelegte Pfirsiche, entschied Jutta, daß ihm die wundervollen rotlichgelben Wölbungen im klaren Saft nicht verloren gehen dürften; sie füllte reichlich davon in seinen Teller und brachte ihn freundlichen Herzens auf sein Zimmer.

Stefan hatte ein Fenster weit aufgerissen, er stand, umweht von der kalten Luft, davor. In hinausgebeugter Haltung blickte er in den herbstbunten Garten, mit dem der Wind nicht gerade sänftiglich umging, als es, ungehört von ihm, klopfte und ohne sein Herein die Schwester auch gleich eintrat.

Stefan wandte sich um. Ihn durchstach förmlich, jählings, beinahe schmerzhaft, der Gedanke: nur jetzt, nur eben jetzt, in diesem Augenblick sollte sie nicht bei ihm eingetreten sein. Dennoch begleitete diesen Gedanken kein Gefühl der Ablehnung oder gar Abneigung: nur dieser ihm selbst nicht recht verständliche Schmerz.

Ohne darauf zu achten, was sie ihm sagte, indem sie den gefüllten Teller mit den Pfirsichen lockend vor sich hinhielt, brach er — gegen seinen Willen so unvermittelt, als müsse er eine Qual damit aus sich herausschleudern — in die Worte aus: warum — warum nur sie ständig „nach oben" gehe.

Jutta sah etwas starr auf ihn hin. Daß er davon wisse, wunderte sie nicht; ihr erschien selbstverständlich, daß die Freunde auch dies Wissen miteinander teilten. Sorgsam setzte sie den Teller auf der Schreibtischecke nieder und fragte mit liebem Schalk: ob denn nicht eben ihm ihre Gänge hinauf hochgradig begreiflich sein müßten?

In der Tat hatte ja sein Verhalten und Urteil, auf das sie unwillkürlich mehr achtete als auf das der andern, sie zuerst auf den Mann oben im Hause aufmerksam gemacht.

„Mir!" wiederholte Stefan, „ich bin doch kein Mädchen." Und er fügte hinzu, Doktor Trebor würde sie wohl auslachen, daß sie das einfach verwechseln könne.

Das sei wahr: ausgelacht habe er sie, bemerkte Jutta verdutzt. Doch gleich darauf sah sie wieder getrost aus: das sei ein Lachen gewesen voller Scherz und Herzlichkeit. Übrigens mißverstehe der Bruder sie vielleicht? Sie gebe sich doch zufrieden mit dem, was der Klausdoktor für sie übrig habe, sie denke doch nicht daran.

mit jungen Männern zu wetteifern, denen er sich befreunde. Hier stockte Jutta: ein kindlicher Jubel, der in ihr aufwallte, erinnerte sie daran, daß er sie doch „selber wie einen Bub" befunden habe, aber mit rührender Reife machte sie den Jubel in sich still.

Stefan griff mit den Händen rückwärts um den Gesimsrand des Fensters; sein Gesicht senkend, sagte er mit Zögern, ohne die Schwester dabei anzusehen: sie denke sich das wohl so — doch meistens komme es anders, und wenn sie jetzt auch noch ein Kind sei — hier bewegte Jutta leise verneinend ihren Kopf — so handle es sich doch eben um jemanden, den es s o zum zweitenmal wohl nicht gäbe auf Erden, und sie bleibe kein Kind, sie werde ihm zu — anhänglich werden und sich damit Leides zufügen, denn er —

„Du meinst: ihn lieben, und er mich nicht", unterbrach sie den Bruder voller Offenheit. Stand dann nachdenklich. Und antwortete darauf, schönste Sorglosigkeit im klingenden Ton: Stefan habe ihr das wohl sagen müssen und habe es nun gesagt. Damit sei alles doch gut. Denn wenn es nun auch so käme: d a s wisse er ja von sich selber am besten, was es wert sei und um was es gehe — u n d d a ß e s a u c h s o g a r d a s w e r t s e i.

Stefans Hände ließen den Fenstersims fahren, beinahe sah es aus, als ob sie nach der Schwester fassen, sie umfassen wollten, es geschah jedoch nicht. Er blieb nur vor ihr stehen, ganz dicht; mit trockenen Lippen wiederholte er nochmals: „Mir — ja" —: aber was es denn sei, was i h r s e l b s t solches Opfer wert scheine.

Da jauchzte sie es ihm in die Augen, die sie jetzt nicht mehr mieden:

„Dasselbe, Fanny, dasselbe!"

Ihr Blick öffnete sich in den seinen, Tiefe um Tiefe, rückhaltlos, Tiefstes hinaufhebend, daß der Tag es aufzunehmen schien, mit seinem klarsten Licht es zu umfluten, es einzureihen schien seinem Selbstverständlichen.

Stefan ergab sich diesem Blick, ein Schauer ging über ihn. Dasselbe Emporschauen, dasselbe Erlebnis, dieselbe Liebe? — weil der Liebe Bestes. — Was auf ihm lag wie Geheimnis alles Grauens, aller Wonnen, das löste, erlöste sich urplötzlich zum Einfachsten, Gemeinsamsten — als zu etwas, wovon nur nicht gesprochen wird, weil es aus der Brust Tiefe der lebenhauchende Atem selber ist.

Sie stand vor ihm, vor seinen Augen, wie die Mitwisserin aller Mysterien und Sakramente der Welt.

Schlank, schmal, mager — lieb; die Hände gegen die Brust gedrückt: zwecklos, denn sie konnten doch nichts zurückhalten. Und mitten in dieser Lieblichkeit, dennoch keck — ja wagehalsig — ein Bub!, ein zu jedem Hochsprung gespannter: auch da: d a s s e l b e, eins und dasselbe beides.

Oder erschien sie nur seinen Augen so? so, als ob diesen knabenhaften Reiz ihre innige Weiblichkeit, ohne ihn zu zerstören, noch um ein Neues vermehre — um einen Reiz, dem ein Mann schwerlich widerstehen konnte? Erschien nur i h m das so, weil s i e es doch war, Jutta, keine „Frau", sondern sein altes „Resterchen"?

So unangreifbar stand sie da — in der ungeheuren Geborgenheit, an der sowohl

Gefahren wie Einwände, als ohne weiteres mit einbegriffene, gleichsam ihren Sinn verloren.

Er trat fort vom Fenster, fort von ihr, warf sich am andern Zimmerende in die Ecke des kurzen, breiten Ledersofas, und den Kopf hintenüber.

Jutta kam es gar nicht in den Sinn, nun etwa hinauszugehen. Sie hatte sich in des Bruders Seele fliegen lassen — hatte es arglos, fraglos tun müssen — restlos — um kein einziges Restchen bange. Nun war sie dort zu Hause. Und hier. Friedlich, mit im Schoß gefalteten Händen, saß sie beim Fenster, als ob sie in diesem Raum zum erstenmal in der eigenen Wohnung völlig heimgekommen sei.

Sie sah hinaus in den Garten, wo zwischen halbentblätterten Baumwipfeln der Wind noch immer wühlte und spielte. Zusammenhangslos mit allem Erleben dieser Stunde dachte sie: „im Wald stürzt er heut das dürre Holz und wirft es ganz von selbst zuhauf." Sie dachte das, als wäre sie schon stets zur Holzlese gegangen und wußte auf einmal: sie werde es künftig immer wieder tun.

Durch das offene Fenster flatterten Blätter ihr zu — bunte Blätter, jeder Blume so geschwisterlich — und so freigegeben. Ihr Haar wehte, man fühlte sich vom Draußen gar nicht getrennt. Da war ein großes Ahornblatt: daran stritt und versöhnte sich ein solches Ineinander, Gegeneinander von Rot, Grün und Gelb — nein, von tausend Farben — daß seine unregelmäßige Zackenform sich ausnahm, als habe diese Farbenfülle es zersprengt.

Dann kam eine Stimme bis zu ihr: wohl des Bruders — aber belegt, stimmlos fast. Er hatte sich erhoben, stand neben dem verlassenen Ledersofa an den schwach heizenden Ofen gelehnt und meinte: in der Art, wie sie es vorhin aufgefaßt habe, brauche die Sache doch aber ebenfalls nicht zu verlaufen. Natürlich könne doch auch der andere mit seiner Neigung hineingeraten — wahrscheinlich sogar. Nur frage es sich, mit welcher Art von Beteiligung.

Jutta blickte noch aufs Ahornblatt; plötzlich zuckte ein kurzes Entsetzen über sie hin, und sie sah vom ganzen Blatt nur noch ein schwarzes Loch im verwitterten Zackenrand. Sofort indessen schaute sie wieder klar und hinein in die farbenglühende Mitte. Und als sie antwortete: wie der Bruder denn so etwas andeuten dürfe von seinem Freund — etwas, das sie doch nie von dem besten aller Männer denken dürften, da klang es eher verwundet für ihn als für sie selbst.

Stefan hielt den Kopf gebückt; er antwortete so widerwillig, als nähmen die einzelnen Worte einander wieder zurück — sprach man denn dergleichen mit einer Schwester? aber doch sprach er. Er kenne die Männer — sie nicht. Und Liebe und Liebe — — bedeute nicht nur das, wozu man aufblickt —.

Mehr sagte er nicht. Das Schweigen blieb. Und doch hörte es sich Jutta an wie lauter Worte, und es waren nicht minder Worte, weil man sie unausgeredet ließ, fast wurden sie noch wirklicher als bloß Geredetes dadurch, wie ein Zudrang, wie eine Zudringlichkeit von irgend etwas im Zimmer.

Als Stefan sich vom Ofen löste und sich Jutta näherte, sprang sie auf, und ihr Blick fuhr zur Tür — ja durchs Fenster fuhr er, als ob es gelte zu entfliehn, ehe ihr

was den Weg vertrat — ehe der leibhafte Gottseibeiuns sie packte —. Wie sie durchhuschender Irrsinn war es: denn als nun Stefan vor ihr stand, sah er ermattet aus, genau wie einer, der einfach Kopfschmerzen hat, und er sagte auch noch leiser — was er nicht über das ganze Zimmer weg hatte aussprechen können, was ihn unaufhaltsam nahe zu ihr trieb, was im Grunde seine Lippen gar nicht selber sagten:

Sie solle nie erfahren, was es heiße, geliebt zu sein, ohne geliebt zu sein — verwechselt mit dem eigenen Körper — nicht unterschieden mehr von Schönheit, von Reiz — mit der Scham kämpfen müssen.

Ja, so ein paar Sätze hingen, wunderlich leblos, gelöst, in der Luft, daß sie Lust anwandelte, mit einer Handbewegung sie zu scheuchen, wie man ein Insekt vertreibt. Nichts gingen sie sie an.

Aber sie sah in sein ermattetes Gesicht, sah diese Qual, von der er redete — und die er doch nur um ihretwillen fürchten konnte? — darin stehn — erlitten aus jener Gleichheit heraus, aus der Jutta gerufen hatte: „dasselbe, dasselbe!" aus der Gleichheit heraus gemeinsam bedurften Aufblickens, Emporschauens. Unentwirrbar steigerte Angst vor ihm sich hinein in das andere Gefühl: daß ja er, gerade der Schützer sei — ihr Engel, nicht Teufel —. Und als er sie nun umfaßte, flüsternd, überredend: „laß ab von ihm! geh nicht mehr zu ihm!" brach sie in lautloses Weinen aus.

Ganz fest hielt Stefan sie: er wisse, es sei schwer und ihr in diesem Augenblick auch Qual, Vernichtung — aber sie dürfe sich nicht nachgeben, müsse stark sein — bis sie den Arm um seinen Nacken schlang und stammelte: „Hilf mir!"

Da küßte er ihre nassen Wangen, die weinenden Augen, da ging als stärkste aller Überredungen seine Wärme und Zärtlichkeit über sie hin, die nie für sie ausgegebene, und hüllte sie in einen bergenden Mantel von nie empfundenem Trost: „Du kleines, süßes Kind — Kind du, armes, kleines — fürchte dich nicht, ich bin bei dir, bin dein —."

Dabei aber wandelte sich über ihrem weinenden sein eigenes gequältes Gesicht. Und nicht nur, um des Gelingens willen — des Mannes willen, von dem er sie losriß: fast unwesentlich sogar wurde ihm in diesem Augenblick dieser Erfolg — all dies Gequälte fiel von ihm als ein Unwesentliches. Noch einmal, wie vorhin schon beim jubelnden Zuruf der Schwester, klärte und vereinfachte sich alles plötzlich, die Welt ward gut und vollkommen, als stände da alte Qual gar nicht darin. Als erlebe er nun endlich, was er im Grunde immer und allein gewollt: selbst der Führende, Haltende, Handelnde sein — — Mann.

Etwas Unerträgliches löste sich, wurde einfach, sinnvoll.

Und in den Sekunden, die da vergingen, schien die Zeit sich wie in tieferem Atemzug, als sie je getan, zu dehnen, zu schwellen, bis empor in alle Zukunft, zurückzusinken hinab bis in das Vergangenste. Der Rausch, Führer zu sein, ja, jede Kraft, die er vom künftigen Leben für sich erwartete, vereinte sich seltsam und süß einer fernen — fernsten Erinnerung: schlug in ihm um, als habe ihn — irgendwann, im

Dunkel allerfrühester Kindheit noch — die Mutter, seine Mutter, so an sich gehalten, wie er Jutta jetzt — bei irgendeiner schmerzlichen, belanglosen Hantierung ihm ebenso zugeredet mit ihrer Zärtlichkeit.

Er träumte fast — in diesem Augenblick, wo er stark handelte und lebte wie nie.

Eine Bewegung Juttas weckte ihn. Sie nahm den Arm von seinem Nacken, bückte sich, erfaßte seine Hand, küßte sie und ging still aus dem Zimmer.

Ihr Bruder blieb regungslos stehen. Es war wirklich gleich einem Erwachen. Scham brannte in ihm auf — ohne daß er sich klar machen konnte, weshalb. Der Schmerz, den er ebenso unerklärlich empfunden hatte, als Jutta unerwartet in sein Zimmer getreten war, brannte wieder mit herauf darin — beschuldigte ihn, klagte an.

Noch stand der Teller, den sie ihm gebracht, auf der Tischkante beim Fenster, die rötlichgelben Pfirsiche, die sich aus dem klaren Saft hoben. Stefans Blick blieb haften an den großen, sanften Rundungen wie an dem letzten festen Punkt im Leeren, der das Dorhin und das Jetzt noch verband, ja fernstes Ehemals und dieses Augenblicks Sinn, über den hinaus alles Traum war.

* * *

Langsam ging Jutta aus Stefans Zimmer durch den Flurgang. Der Eßtisch stand schon leer; Tante Adele sowie Wienchen und Herbert schienen sich in ihre Räumlichkeiten zurückgezogen zu haben. Vor Juttas Stube wartete Gottlieb auf die Schwester. Sie sah ihn auch, aber so, als sähe sie ihn nicht — nicht zu ihm konnte sie jetzt, nicht in der Wohnung bleiben — an ihm vorüber ging sie und auf die Treppe, aus der Wohnung hinaus, ohne daß sie auch nur daran gedacht hätte, die Tür hinter sich zu schließen.

Gottlieb, die Hände niederhängend und zu Fäusten verkrampft, starrte auf diese Flurtür, machte ein paar Schritte hinter Jutta her — augenblicklich wollte er die Tür schließen. Da öffnete sich die zu Stefans Zimmer: Stefan kam den Gang entlang, starrte ebenfalls auf den hell in das tiefere Flurdunkel scheinenden Treppenaufgang.

Beide horchten. Eben erst hielt Juttas leichter Schritt oben inne. Nun fiel dort eine Tür hart ins Schloß.

Gottlieb tat schwerfällig noch einen Schritt, klinkte die Wohnungstür zu, blieb bei ihr stehen und lehnte sich daran, gerade als wolle er nun niemanden mehr durchlassen.

In der Dämmerung, einander gegenüberstehend, dem Gleichen nachlauschend, verharrten beide stumm — und fühlten doch: Feinde einander plötzlich!, ob auch der Jüngere allein wußte: warum.

Also nicht nur war sie heute morgen nicht zu ihm gekommen — sie war heute mittag zum Bruder gegangen, zu dem andern Bruder, zu dem schönsten, zu dem geradegewachsensten. Beinahe haßte er sie, beinahe verwünschte er sie, beinahe

wünschte er ihr jedes Unheil, steil daraus aufsteigend — auch wenn es ihn selber umstieß und die Treppe hinunterfegte bis in den Hofkehricht. Denn verraten, verlassen hatte sie ihn um die Halbbrüder — um sie, die Brüder nicht heißen konnten, verglichen mit ihm. Brüder! War denn die Mutter, die Jutta und ihn geboren, nicht jedesmal vorher eine völlig andere gewesen, während sie die andern trug?

Mochten sie alle Güter und Vorzüge der Welt besitzen oder auf Jutta häufen — keine Gewalt im Himmel und auf Erden errang ihnen, was er mit ihr unabänderlich gemeinsam besaß! Und tauchten sie zurück noch in das Ungewordene, sie fänden es schon entleert davon, verschenkt an ihn. Nicht Gott noch Satan hatte es mehr zu vergeben: er besaß es.

Stefan mochte im zunehmenden Dunkel kaum die Umrisse von Gottliebs Gestalt unterscheiden, nur durch den Glasteil der Tür blinkte etwas Tagesschein an den Brillengläsern auf: wie wenn dort, mit aus dem Dunkel leuchtenden Tieraugen, etwas Drohendes hocke.

Dann wandte Stefan sich, ging zögernd wieder in seine Stube hinein; starr behauptete Gottlieb den Platz.

Nun vernahm er Schritte, Stimmen. Sie kamen von oben, kamen ganz nahe — nur der schwerere, der Mannestritt, ging tiefer hinab, einer blieb — — und weitauf riß Gottlieb die Tür.

So war es, als wäre die Tür gar nicht hinter Jutta zugegangen, als sei Jutta unvermerkt und unvermittelt, von selbst zu Hause: an Gottliebs Hals. An seinen Hals hing sie sich:

„Nicht allein — ach, Liebchen, laß mich nie mehr allein —. Von sich fort stieß er mich —. Ich kam ja nur, ihm zu sagen, daß ich n i c h t mehr käme —. Eilte es ihm denn so —. Er stieß mich von sich. Fort stieß er mich —."

Und schon schloß sich hinter den Zwillingen Juttas Zimmertür.

Totenstill lag die Wohnung. Man hätte meinen können, sie stehe leer. Noch machte Tante Adele ihr Nickerchen. In der Küche freilich wurde geflüstert und ganz leise gelacht. Dort ließ Tine das lange Wienchen von hinten hinaus — über die Küchentreppe, weil sie im Flur Schritte gehört hatten und Tante Adele ihren Neffen zu Hause glauben sollte. Im Eßzimmer aber, wo er von seinem Stubengenossen Gottlieb ungestört blieb, stand Herty mit erhitztem Gesicht und las lange am kurzen Inhalt eines goldgelben Billetts von starkem und starkduftendem Papier.

Als es völlig dunkel geworden war, kam nochmals Stefan aus seinem Zimmer. Ging den Gang entlang, ging aus der Tür und die Treppe hinauf. Oben öffnete er mit dem Drücker, den er bei sich trug, fand jedoch wie am vorigen Abend niemanden.

Gerade wollte er wieder heraustreten, als jemand die jetzt hell erleuchtete Treppe emporsprang, dann, vor ihrer letzten Biegung innehaltend, sie langsam, Stufe für Stufe, nahm. Mit Erstaunen erkannte er Herty.

Herty hatte sein bestes Zeug an, eine rote Aster im Knopfloch und nagelneue Schuhe. In aller Gemächlichkeit hatte er sich so fein machen können, denn Liebchen verließ Juttas Zimmer keinen Augenblick, und von dort vernahm man ein

Schneuzen, als ob ein großer Schnupfen ausgebrochen sei. Herty fand selbst: die Beine machten sich vorzüglich in diesen dunklen Kniehosen, ihm lag auch alles daran, jetzt nicht Herty zu sein, sondern Herr v. Bert. Nur noch den abendlichen Rundgang von Tante Adele hatte er abgewartet, und nun stand er am Ziel. Zum ersten und zum letzten Male. Auch zum letzten: denn Bella schrieb, aus Gründen, die dunkel blieben, verließe sie schon morgen des alten Fräuleins möblierte Wohnung für eine ferngelegene.

Stefans Gedanken lag es gewiß nicht nahe, sich in diesem Augenblick um jemandes Kleidung oder Verbleib zu bekümmern, aber Hertys Anblick rief eine eigentümliche Unruhe in ihm hervor. Ging auch *er* hierher — ging er hier aus und ein ohne Stefans Wissens? Und wollte Robert *deshalb* Herty vor Bella Belloni „schützen"?

Indessen Herty drückte auf den Klingelknopf oben rechts, wo auf dem Schild stand: Amanda Liebig, um dann in den Räumen von Bella Belloni zu verschwinden.

Ein Widerwille kam Stefan, daß er dem jungen Bruder unwissentlich nachgespürt — gerade wie er es der Schwester, allerdings eine Woche lang wissentlich, getan —. Er trat heraus und blieb oben hart am Treppengeländer stehen.

In ihm bebte noch das Befremden, die Empörung über Juttas unvermutetes Hinaufeilen gleich nach ihrer Unterredung. Es machte sie ihm ganz, ganz fremd! Aber stärker als alle Empörung wühlte die Scham in ihm über diese Unterredung selber.

Nicht Spion nur war er ja — Nebenbuhler. Die schöne Fanny wetteifernd mit der kleinen Jutta um Roberts Gunst.

Das Gefühl entfärbte ihm das Gesicht, es drosselte ihn, daß er meinte, nicht atmen, nicht leben zu können.

Ganz so war es freilich auch nicht gewesen, wenigstens war es nicht dies, was er gewollt hatte! Schützen wollte er sie doch auch, gerade *weil* auch er um die Gefahren wußte, die er da schilderte.

Und dann: wenn sie wieder hinauflief, nachdem sie in *seinem* Arm geweint, *seinen* Hals umschlungen: konnte man das denn überhaupt an einem Kinde ernst nehmen, konnte er es dem vergleichen, was ein Mann litt? Nein, damit stand *er* auch *ihr* fern, und so war es nur natürlich, daß *sie ihn* damit allein ließ — allein — von ihnen allen ausgeschaltet.

Mit beiden Händen packte Stefan das hölzerne Treppengeländer, an dem er stand, und rüttelte daran, als müsse er das Haus zusammenreißen und über sich begraben.

Was Jutta! Was all die Backfischereien! was galt das, verglichen damit!

„Bei Gott! bei Gott, das hier ist nicht kindisch!"

Er sprach es ganz laut in das leere Treppenhaus hinein.

Bildete er sich es nur ein, oder hatte er recht damit, daß Robert seit kurzem unruhig und zerfahren, daß er überhaupt verändert wäre? Stefan hatte es auf Jutta

geschoben. Wäre das denn ganz ausgeschlossen? Und wie mochte d a n n die heutige Begegnung zwischen ihnen verlaufen sein?

Wieder sah er sie vor sich, wie sie dagestanden hatte in seinem Zimmer, lieb und schlank, keck und so inniglich doch — ein Weib, ein Bub —

Und da war sie ihm auf einmal nicht mehr fern, nicht mehr fremd. Sein altes Resterchen war sie ihm wieder.

Er empfand wieder jeden der feinsten Reize ihrer halbkindlichen Gestalt — fast aufregend deutlich das Lächeln, womit sie ihm die Pfirsiche bot.

Lange war dies Lächeln noch auf ihrem Gesicht geblieben; es wollte gar nicht fort, stahl sich immer noch einmal in die Mundwinkel — bis es erstarb, erstarrte, bis er es zertrat, wie man mit dem Fuß Funken austritt, aus Furcht, daß sie zur Flamme werden möchten.

Ob es wieder aufgelebt war hier oben bei Robert, ob er es wieder entfachte?

Da riß plötzlich aufflammend Eifersucht ihm einen jähen Schmerz durchs Herz — Eifersucht auf wen —?! Auf sie? — auf ihn?!

Auf ihn — —

Stefan hob die Hände vom Treppengeländer, umfaßte den Kopf. Stand er im Begriff, irrsinnig zu werden —?

Auf ihn! Auf ihn!

Und doch: wer konnte ihn aus diesem innersten Durcheinandersturz retten, herausreißen als wieder nur e r. Nur e r.

Ihm fiel ein, wie er zuerst „Robert" gesagt hatte. Wie das gewesen war. Er verstand es noch heute nicht ganz. Der Name war herausgefallen aus diesen belanglosen Buchstaben wie aus Zufälligem ein Sinnvolles. Ihm ward es Gleichnis. Ihn erschütterte es. Auch der Mensch Robert — der, den alle kannten, war nur eine Hülle, ein Deckmantel, eine zarteste Verstellung für mehr als allzu menschlich Beschränktes.

Wie er nur Roberts gedachte, wurde schon in ihm alles still — sehnsuchtsvoll-lauschend wurde es still. Auf Robert kam jetzt alles an. Darauf, daß er käme. Er, der mehr war als ein allzu menschlich Beschränkter. „Komm!" flüsterte er, ohne es zu wissen, vor sich hin

* * *

Die Nacht war schon weit vorgeschritten, als Stefan noch an der Treppenbrüstung gesehen wurde. Herty war es, der bei seiner Rückkehr von Bella Belloni einen Mann bei Doktor Trebors Tür stehen sah, ohne freilich im Dunkeln seinen Bruder erkennen zu können. Er wäre auch zu benommen dazu gewesen, sowohl durch Bella Belloni, als dadurch, daß er darauf achten mußte, mit seinen neuen Schuhen beim Herabsteigen nicht zu knarren, weshalb er sie schließlich auszog. Leise genug schlich er sich im Erdgeschoß in die Wohnung und in sein Zimmer: ganz unerwartet beglückt, den Zwilling nicht darin im Bett vorzufinden. Wenn die

Zwillinge auch zu den unvermutetesten Zeiten beieinander hockten, dies hatte er doch in seinen kühnsten Wünschen nicht vorauszusetzen gewagt.

Wie in ein Schloß kam er dadurch heim, das ihm allein gehörte. Entkleidete sich fast geschlossenen Auges und warf sich lächelnd in sein Bett. Nicht um zu schlafen. Um sich hinaufzuträumen dorthin, wo er aller Sterblichen Glücklichster gewesen.

Und sofort umgab ihn auf Wunsch auch wieder die kleine, altmodische Fräuleinwohnung von Amanda Liebig, bei deren hastiger Abreise nach dem Süden in der Hoffnung auf einen Zwischenmieter das meiste stehen und liegen geblieben war. Noch stand ihr Glasschrank gefüllt mit unzähligen Nippes, die Bella erstaunlich belustigten; ferner lag vor dem Nähtisch das breite, handgestickte Fußkissen, auf dem Pussy ihre Nachtruhe abhielt, obwohl ein Hund in Stramin sich bereits darauf befand: weißhaariger Bologneser mit schwarzen Perlenaugen. Überall von den Wänden aber blickten so zahlreiche Photoporträts herab, als habe das alte Fräulein in solchen sämtliche Eindrücke ihres Lebens niedergelegt, dessen Jugend damit offensichtlich schon in jene Zeiten ersten Entzückens an der vervollkommneten Abkonterfeikunst fiel, welches diese mit Vorliebe zum Range von Wandschmuck beförderte. Als der größte der Köpfe hing in Jungmädchenpracht Amanda Liebig über ihrem eigenen Bette.

Hertys Gedanken beeilten sich, von da weiterzukommen, doch immer wieder verstrickte, verirrte er sich zwischen Amandas Sachen, Möbeln, Bildern, geriet vor irgend ein lächelndes oder würdiges Gesicht ihrer Verwandtschaft oder Freundschaft. Die zunehmende Schläfrigkeit verschlug ihm seine innern Anordnungen, und als es ihm endlich gelang, von Amanda zu Bella überzugehen, da war auch diese bereits zu einem Film geworden, der sie im Tempo einer Kinofigur an ihm vorüberrasen ließ, bis er sie winzig klein ins Nichts entschwinden sah. Freilich zauberte sein Wunsch sie ebenso kinomäßig wieder heran, näherte ihm ihr Gesicht groß, und endlich überlebensgroß, aber alsdann wuchs es unaufhaltsam weiter ins Ungeheure, so daß er die Hautporen wie Löcher darauf unterschied und vor diesen weichen Löchern und vor den sich glasig bewegenden riesigen Augäpfeln ihn ein Ekel anfiel.

Indessen wurde um noch viel gewaltiger das Gesicht. Überragte ihn — nicht mehr übersehbar — einer Landschaft gleich, in die er einging, darin er verging — in der er, wie von sanften Wiesengründen aufgenommen, hineingeschmiegt, entschlummerte. Sein Kissen umarmend, wie er es als kleines Kind getan, schlief er ein zum traumlos festen, süßen Kinderschlaf, den er so lange — lange schon nicht mehr geschlafen — kaum mehr, seit er der kleine Junge war, der auf seiner Mutter Knie hinaufkroch, wenn er müde wurde — — und der ihm in dieser Nacht wiedergeschenkt ward aus der geheimnisvollen Mütterlichkeit des Lebens.

IV

In der Morgenfrühe stand ein dicker Spätherbstnebel in den Straßen. Das lange Wienchen, auf dem Heimweg von Elfriede, schlug fröstelnd den Rockkragen hoch und blinzelte in die Lichter, die hier und hinter den Fensterscheiben auf

leuchteten, als es gar nicht Tag werden wollte. Dem Wienchen kam der freundliche Gedanke, daß doch in recht dicken Nebel seines Daseins ihm viele solche helle Lichtlein durch seine Elfriede aufgegangen seien — ein ganz erklecklicher, irdischer Sternhimmel. Er hatte den Unterschied so recht empfunden, als vorigen Tags eine vornehme junge Frau, unglaublich reizend, die in elegantem Fuhrwerk im Straßengetümmel halt gemacht, mit ihm einen Blick gewechselt hatte. Wie angenehm war sie ihm an die Nerven gegangen und wie anders doch als früher — auch mit einem lichten, leichten Nebel zwischen sich und ihm, den es ihn gar nicht zu zerblasen antrieb.

Einbuße wär's ja freilich, wenn man überhaupt zu keiner Sehnsucht mehr käme — in einer Welt, die so voll schöner Gegenstände steckt. Aber davon war ja auch keine Rede. Ewig konnte es zwischen ihm und Elfriede nicht dauern — das wußten sie beide ja. Ehrliche und gute Sache war's.

Wenn es dann aber einmal aus war — war es wirklich aus? Blieb nicht an diesem Glückserstling etwas, das *so* nie wiederkommen konnte, wie dieses Allereinfachste in seiner glorreichen Kraft? *So* nicht — selbst wenn man in persönlichster Leidenschaft für einen auf immer erwählten Menschen aufginge — so nicht, wie in diesem ersten Erlebnis, das in seiner fast rohen Selbstherrlichkeit geradezu hinausreichte auch noch über die beiden Personen selbst —.

Rascher hastete er heimwärts. Mit fremdartiger Sentimentalität, wie er sie sich auch wohl nur im Nebel zwischen Nacht und Tag leistete, fühlte er etwas darin, was ihm ein Weh antat, ein Leides — nicht Mitleid um Elfriedens willen, sondern ein mit ihr Erlittenes, vor dem es kein Ausweichen gab, und dem nur *eine* leuchtende Spur folgen konnte: Dank —

Im Eßzimmer zuhause befand glücklicherweise noch niemand sich am Frühstückstisch. Oktoberferien. Aber doch — „potztausend, der ist früh!" dachte Wienchen: eine Tasse stand schon benutzt, geleert, Krümel auf dem zugehörigen Teller daneben. Und auch die Morgenzeitung war schon weit ausgebreitet — aufgerissen, hätte man sagen können, an den Rändern eingerissen sogar. Das Wienchen trank und aß mit großem Hunger, nur ab und zu in die Zeitung dabei blickend — und prallte zurück. Sprang auf, las nochmals, setzte sich wieder. Denn gerade trat Tante Adele ein. „Was, schon auf?" fragte sie und schalt sich eine Langschläferin. Und auch Fanny schon auf — denn das mußte ja dessen Tasse sein: zwei welke Veilchen fielen ihm dabei wohl aus dem Knopfloch — aus Tante Adelens Schälchen gestern gemaust natürlich! Aber daß er so zeitig fortging — mit seinen Kopfschmerzen —. Sie blickte besorgt. „Wie ist es denn mit deinem Magen, Wienchen? Gestern konnte Jutta, das Mädelchen, abends vor Schnupfen kaum aus den Augen sehen." Die Unpäßlichkeiten mehrten sich. Tante Adele prüfte ihre Hausapotheke.

Wienchen faltete umständlich die Zeitung zusammen, entnahm ihr ein Blatt: „Du erlaubst?" und steckte es in die Brusttasche. Für unterwegs. Er habe einen Gang zu erledigen. Der Boden brannte ihm unter den Füßen: mit einer halben

Grimasse leierte er schnell noch ein paar seiner anerkanntesten Morgenwitze und Schnoddrigkeiten herunter und entwich.

Schoß auf der Straße grußlos, achtlos an Herty vorbei, der mitten auf dem Fahrdamm Stellung genommen hatte. Herty würde sehr erstaunt gewesen sein, hätte jemand behaupten wollen, daß er dies tue, um bequem hinaufschauen zu können nach oben rechts. Er empfand gar keinen solchen zwingenden Zusammenhang zwischen Erdgeschoß und drittem Stockwerk heute. Ihm war so frisch und ausgeruht und eigentlich etwas gleichgültig zumute. Sein Blick folgte einem Dienstmann, der Sachen aus dem Hause trug. Und nun kam Bella Belloni aus dem Hause, sie ging in derselben Richtung wie der Dienstmann fort. Herty kam es vor, als ob er gerade so geträumt habe, daß sie als Filmfigur im Kino sich von ihm entferne — kleiner und immer kleiner werdend. Nur zurückkehren und immer größer werden würde sie nicht. Doch da bemerkte die gegen den Fahrdamm zuschnüffelnde Rehpinscherin ihn wahrhaftig. Pussy strebte zurück, zerrte von der Leine — an der sie seit dem Überfahrungsschreck festlag — gewaltsam zu Herty hin, wurde zurechtgewiesen, wurde folgsam, sah sich aber noch verstohlen um und wedelte.

Herty beobachtete an der Davonschreitenden den etwas wiegenden Schritt in den hohen Stöckelschuhen — aufmerksam, prüfend: ihm ging auf einmal ganz gut ein, was seine Brüder von Bella Belloni behauptet hatten, und auch das Gold ihres Haares und ihrer Wimpern Schwärze flößten ihm keine eigentliche Ehrfurcht mehr ein — ja, wenn einer der Umstehenden sich erdreistet hätte, zu versichern, daß Bella beides gar nicht vom lieben Gott geradenwegs beziehe, so würde ihn das kaum gestört haben.

Einer der Umstehenden — er nahm erst jetzt plötzlich wahr, daß es solche gab. Leute auf dem Fahrdamm neben ihm und welche näher zum Hause hin, die alle zu Amanda Liebigs Wohnung emporblickten. Denn so aufrichtig Hertys Phlegma und Kritik Bella Belloni gegenüber auch zweifellos war, blieb es ihm merkwürdigerweise noch schwer, etwas nicht in Verbindung mit ihr zu bringen. So zahlreiche Freunde hatte sie?

Da hörte er das Wort: „Verhaftet."

Einer von denen auf dem Fahrdamm sagte: sie hätten das Nest ja leer gefunden, aber weit davon sei die Kanaille noch nicht.

Das ging denn doch Herty zu weit. Eben, vor seinen Augen, war sie ja frei davongegangen! Er traute ihr auch nichts zu, wofür man verhaftet wird. Ehrlicher Leute Kind — und warm entsann er sich der Tochterliebe, womit sie zum väterlichen Schreinermeister stand.

Da eben, als er überlegte, ob es seine Pflicht wäre, dem Sprecher an die Gurgel zu springen und ihn niederzumachen oder ihn dann seinerseits verhaften zu lassen — dies zweite schien ihm etwas Erwachseneres an sich zu tragen, als eine bloße Keilerei — schlug gleichzeitig ein anderes Wort an sein Ohr — und ein Name.

Wenn sie von „oben" sprachen, meinten sie jedesmal oben links. Und das andere Wort, das er hörte, hieß: „Sittlichkeitsverbrechen."

Langsam, wie geschoben, ging Herty ins Haus zurück.

Die großen Brüder waren nicht da. Durch den Gang vom Frühstückstisch, wo Tante Adele noch sitzen mochte, kam Gottlieb. Vor Hertys verstörtem Aussehen machte er halt: was denn um's Himmelswillen geschehen sei?!

Herty sagte, Leute ständen auf der Straße vor dem Haus. Und er sagte die drei Wörter, die er gehört hatte: Doktor Trebor — verhaftet — Sittlichkeitsverbrechen.

In Gottlieb antwortete auf die drei Worte eins: „Jutta!"

Wie er vorigen Tags die Haustür verstellt hatte, damit Fanny ihr nicht nacheile, so lehnte er sich jetzt fest gegen ihre Zimmertür, durch die er zu ihr hatte eintreten wollen.

Daß nur niemand zu ihr hineingeriet! daß sie nur durch niemanden was erfuhr!

Erfuhr —? Aber mußte sie es denn nicht erfahren? Sollte es auf zufällige Weise, durch Fremde, an sie herankommen — unvorbereitet, entstellt? War er es denn nicht — er — der es ihr mitteilen mußte?

Es verschlug ihm den Atem. Erst vorigen Tags führte ein Unglück sie von ihm fort — sollte er das Unglück heute selbst zu ihr hereintragen? Stürzte er nicht allen Sinn seines Lebens geradezu damit, daß sie das von ihm empfing — von ihm, der doch so ganz von ihrem Glück abhing?

Wie selbstverständlich war die Kunde Hertys Munde entfallen — wie würde **er** statt dessen sich Wort für Wort selber entreißen müssen gleich Fetzen eigenen Fleisches!

Er biß sich in die Nägel der kurzfingrigen Hände, er bebte und schnitt unwissentlich Fratzen; „ich kann nicht! ich will nicht!" schrie es in ihm.

Dennoch fiel ihm mitten in diesem schwersten Kampf, den er je gekämpft, ein, daß nun der Klausdoktor auch nicht mehr seinen krummen Brustkorb gerade machen würde.

Aber mitsamt dem Brustkorb liebte ja Jutta ihn und er erst recht sie dadurch. Sie gehörten ja schon aus einer Zeit zusammen, wo man überhaupt noch keine Brust hat und es darauf auch nicht ankommt.

Nein, er konnte nicht! er wollte nicht! O Gott, wenn es doch nur seine Richtigkeit mit Gott hätte, dachte der arme Zwilling: ein Gott würde das Wunder vollbringen, daß er kein Unglück zu Jutta hereintrüge.

Und stieß plötzlich die Tür auf — so plötzlich, wie er sie weit aufgerissen hatte vor der die Treppe herabgekommenen Jutta. Er sah, wie sie zusammenfuhr, und verriegelte hinter sich die Tür wieder: dann trat er dicht zur Schwester, faßte sie an beiden Armen und sagte mit dem sonderbarsten Lächeln von der Welt: Sie solle nun einsehen, daß sie Klaus Trebor doch Unrecht getan mit ihrem Jammer — habe er das nicht gleich gesagt? Wenn er sie oben von sich gestoßen, so sei das gar nicht aus Zorn oder Abneigung oder Roheit oder sonst was geschehen — nur schützen habe er sie wollen, ihr Gutes tun, denn ihm selbst drohte Gefahr — Klaus Trebor sei verhaftet worden.

Jutta schrie auf, in seine Rede hinein, mit verklärtem Gesicht schrie sie: „Ach, Liebchen!", um sich gleich darauf loszureißen in einem Ausruf des Schreckens: „Ach, Liebchen!"

Aber unaufhaltsam redete er weiter auf sie ein — und alle Worte, die er fand, rieben und wischten an dem einen Wort herum, um es nach Möglichkeit blasser zu machen, ihm die grellste Deutlichkeit zu nehmen. Wofür wurde man nicht alles verhaftet! Vielleicht war Klaus Trebor hungrig gewesen und hatte sich eine Kleinigkeit genommen. Vielleicht hatte er einen Böjewicht ermordet. Vielleicht auch nahm er sich, was er hatte haben müssen — wenn es auch was Größeres war.

Jutta hörte gar nicht. Das Gesicht in beide Hände versteckt, sah sie doch nur ihn, wie er sie an der Hand gefaßt und schnell die Treppe hinuntergeführt: nicht dringlich genug konnte es ihm geschehen — er eilte — er eilte — nicht von sich stieß er sie — er rettete sie, schützte sie, gut war er zu ihr gewesen, ohne daß sie es gewußt. Ja, so mußte es gewesen sein.

Und dann hatten sie ihn verhaftet. Bei diesem Schreckenswort warf sie sich trostlos auf ihr Bett, alle Trostgründe Gottliebs versagten davor; endlich ließ er auch alle Gründe und Worte, setzte sich zu ihr auf das Bett hin und ließ seine Küsse statt Worten sprechen, und als auch die nichts nützten, heulte er mit.

Niemand vermißte Jutta; des vermeintlichen Schnupfens halber sollte sie das Zimmer hüten. Auch als Geräusch von Schritten und fremden Stimmen mehrmals zu den Zwillingen drang, schmiegten sie sich nur enger aneinander in ihrem Kummer, und süß empfand Gottlieb: auch Leid verbindet; seine Furchtsamkeit vor dem, was Jutta treffen konnte, schwand davor.

Bis gellendes Schreien diese Stille gräßlich durchbrach. Ein schrilles Aufkreischen des Entsetzens, und ein langer — langer Jammerschrei von Tante Adelens Stimme.

So war dieser Schrei, daß sie sich eng verklammerten, als risse er alles hinweg aus der Welt und auch sie — als ersterbe an ihm zur Leblosigkeit alles Leben, als lägen sie nicht mehr auf dem Bette da, sondern zusammen in einem Sarge, und der Sarg sänke schwer mit ihnen hinab zur Gruft.

Später wußten sie nie mehr, ob es wirklich nur Sekunden gewesen, ehe sie emporschnellten

In Stefans Zimmer drängten sich Leute: ein Arzt, der Wirt mit Handwerkszeug, Tine; auch Wienchen war zurück. Eben er war es, der heimkehrend darauf gedrungen hatte, daß Stefans Zimmer sofort geöffnet würde. Tine, gewohnt, es an so manchem Vormittag verschlossen zu finden, war es entgangen, daß diesmal der Schlüssel von innen steckte. In der Ecke seines Ledersofas saß, lang hingesunken, Stefan tot. Auf dem Schreibtisch, wo noch immer der Teller mit den Pfirsichen stand, lag schußbereit ein Revolver; doch hatte er ihn, vielleicht des alarmschlagenden Knalls halber, nicht benutzt, sondern einen schönen, kleinen Dolch, der zu den erwählten Gegenständen gehörte, die er um sich zu haben liebte. Der Dolch, zum

Buchaufschneiden verwendet, sah nicht sehr gefährlich aus, immerhin hatte er das Herz verletzt. Der Arzt ließ Wienchen gegenüber erraten, daß bei jetzigen Leistungen in Herznähten und dergleichen der Tod an Verblutung nicht unbedingt hätte eintreten müssen. Sterbend hatte der Bruder unter ihnen dagelegen — — —

Einen Grund für das Geschehene wußte niemand. Heimlich vermutete Wienchen, ob nicht nach Kenntnisnahme der Zeitungsnotiz über Trebor die Furcht vor Hineingezogenwerden in diese Angelegenheit, vor öffentlicher Beschmutzung den empfindlichen Stefan in den Tod getrieben hatte. Schwer beugte ihn das Bewußtsein, ihm gerade in den letzten Tagen fremd begegnet zu sein; ihn beargwöhnt zu haben als eng und kleinlich und Polizistenseele, während er vielleicht mit Qualen rang.

Hinterlassen hatte Stefan kein Wort.

Nachdem sie ihn auf sein Bett getragen hatten, ihn unter Blumen so friedlich schön gebettet, wie sie vermochten, ließ man die jüngeren Geschwister erst herein.

Da stand Jutta vor ihres Bruders Leichnam. Durch die weitgeöffneten Fenster wehte noch wie gestern der Wind und warf Blätter zu den Blumen. Sie konnte sich in ihrer Erstarrung von dem Gefühl nicht losreißen, als ob nicht ein Stefan hinweggegangen sei, sondern von nun an zwei vorhanden seien: den, der hier vor ihren Augen tot lag und noch dem Lebenden glich mit seiner Ablehnung, seiner Verschlossenheit — der nur noch fernergerückt war, noch weiterab von ihnen allen — unergründlich und unerreichbar mit sich allein. Und dann den andern — ihn, der sich ihr aufgetan in einem einzigen Blick, der sie an sich genommen hatte als ihr Bruder, eins geworden mit ihr so, wie es vielleicht im nächsten Wiedersehn, im täglichen Geschehn, keine volle Fortsetzung und nie eine Steigerung hätte erfahren können.

Und sie begriff für immer — gerade wie wenn sie handele mitten in ihrer Erstarrung und trotz ihrer Erstarrung vor diesem jähen Tod: hiernach würde sie suchen lebenslang — diesen Bruder, der ihr die Sehnsucht und das Recht zum menschlichen Aufblick beglaubigt — selbst wenn der Mann, dem beider Aufblick gegolten, das nicht wert gewesen wäre. Wo jemals ein Mensch ihr begegnete, den sie lieben würde, konnte es immer wieder nur dieselbe Einheit sein, die sie ihm wahrhaft verband — immer würde ihr der Bruder daraus wieder begegnen.

Dann ging sie aus dem Hause, allein. Ihr kam vor, als müsse Stefan ihr draußen noch viel eindringlicher gegenwärtig werden als in dem Zimmer, das so ausschließlich zum Aufenthalt eines Toten geworden, der so körperlich und so stumm vor ihr lag, im weißen Antlitz einen Ausdruck der Hoheit und fast der Verachtung. Sie schritt dem Walde zu. Ihr zu Füßen schurrte und raschelte das Laub, das der Wind seit gestern gesammelt hatte; beinahe entblättert hatte er die Birken und Kastanien, an denen sie vorüberkam. Allerdings lag auch im Frühling dieser Weg ganz voll von dem, was von den Bäumen niederfiel, den Kätzchen und klebrigen Blatthülsen und all jener unscheinbaren Blüte, die im Frühling ihren Herbst hat, wenn man ihn auch nicht so benennt.

Im Walde stand Jutta still: hier war es, wo soeben erst die Brüder in Scherz und Lachen sie vom Baum geholt. — Wo Stefans sanfte Hände wie unter Liebkosungen ihr geholfen, ihr die Kleidung, das Haar geordnet. Hier hatte sie fast zum erstenmal von diesen Händen sich gestreichelt — umfaßt gefühlt.

Ihre Tränen flossen. Sie wußte, daß am zweitnächsten Tag seine Einäscherung stattfinden sollte. Jetzt würde sie gern alles Holz zusammengerissen haben, die Bäume gebrochen, sie hochauf geschichtet, nicht für menschliche Nutzbarkeit, sondern zur Totenfeier ihm. Einen lodernden Brand, in Flammen, die sich der Erde einbrennen sollte, wie ein Mal des Gedächtnisses, das dunkel an ihr haften bliebe — nackt, jedes Keimes entblößt, wenn längst schon der Frühling im Lande war. Nur am Rande hin dürfte er aufblühen, das Mal der Trauer umblühen, daß diese schwarze Mitte noch schwärzer sich abhöbe von allem, was Farbe auf Erden heißt.

Und Jutta war es, als ob sie dies, eben dies, bereits einmal erlebt habe — es so einmal gesehen: sie meinte noch ihren Blick ruhen zu fühlen auf der totdunklen, alles rings um sich entfärbenden, brandzackigen Mitte — —

Lange blieb sie fort. Als sie nach Hause kam, wo man schon, besorgt ob dieses unzeitgemäßen Spaziergangs, nach ihr ausspähte, taumelte sie vor Müdigkeit. Wienchen fand das nach schlechter Nacht und maßlosen Erregungen mehr als natürlich, nahm sie auf die Arme und trug sie wie ein Puppenkind in ihr Bett, dort deckte er sie so väterlich-sorglich zu, wie wenn er sie nie gepufft hatte, verdunkelte das Zimmer und befahl ihr, sofort zu schlafen. In der Tat schlief Jutta ein wie auf Kommando, wenn auch unruhig und traumgequält. Ihr träumte von etwas, das sich ganz eng anschloß an eine rührselige Familienblattgeschichte, an deren Schluß ein Banknotenfälscher dem Zuchthaus übergeben wird. Die Vorstellung „Zuchthaus" vermittelte das: denn weit mehr als das dritte ihr vom Zwilling vorenthaltene der drei Wörter war Jutta aus einem überflüssigen Gespräch zwischen Tine und dem Hauswirt in der Küche zu Ohren gekommen. In dem Entsetzen über Stefans Tod, welches das vorhergehende Entsetzen so rasch ablöste, hatte jedoch diese neue Kunde noch nicht in ihren wachen Gedanken Raum zur innern Aufnahme oder Verarbeitung finden können.

Im Traum schlich sich Jutta, ganz entsprechend der jungen Heldin in jenen Rührszenen, auf den Vorplatz zum Gerichtssaal, wo anklagend, jammernd und fluchend Menschen auf die Verurteilung des Fälschers warteten, der sie um all das Ihre gebracht hatte. Nur daß im Traume alle diese Menschen Mütter waren, und daß sie alle weinten um ihre toten Söhne, die ein Verbrecher ihnen hingemordet. Da erstarrte ihr Herz in Grausen: denn, weißhaarig und gebückt, wie sie die Frühverstorbene nie gesehen, sah sie ihre eigene Mutter unter ihnen und erkannte sie an ihrem schmerzlich-ergebenen Blick. Und dachte: nun sei mit ihrem eigenen Eintritt auch noch eine Schwester als Anklägerin zu den Müttern hinzugekommen, während sie gehofft hatte — wie es in der Rührszene der Fall war — dem Angeklagten von ihnen Verzeihung zu erwirken. In dem Augenblick öffneten sich die Türen des Gerichtssaales; er erschien, in Handfesseln gelegt, zwischen zwei Wärtern und wurde

langsam an der Menschengruppe vorübergeführt; hierbei hob er den Blick, der ihre und der seine trafen sich, und dieses weckte sie — denn es war Stefans Blick.

Als Jutta erwachte, saß der Zwilling an ihrem Bett. Sie schloß jedoch gleich wieder die Augen, um wiederzuerhaschen, was sie soeben gesehen: diesen dunklen Liebesblick, worin sich still wieder schloß, was ihr schon begonnen hatte, sich mit grinsendem Blinzeln auseinanderzuspalten in Böses und Gutes, fratzenhaftes Laster und ohnmächtige Schönheit. — — Aber schon war es vor ihrem Aufmerken zurückgewichen, dorthin, von woher sie erwachend kam, und nur ein tiefes Staunen blieb ihr davon in der Seele.

Gottlieb störte sie nicht aus ihrem Halbtraum auf; selbst als sie nochmals die Augen geschlossen hatte, als strebe sie lieber zurück in die Vereinsamung des Schlafes, machte ihm das nichts; und ebenso ruhig hatte er sie vorhin allein in den Wald gehen lassen. Er wußte jetzt, daß auch Leid verbindet, mochte nun kommen, was kam: es würde sie so wenig voneinander trennen wie der tagtägliche Schlummer, der doch unüberbrückbar scheidet. Und achtete Jutta jetzt zuviel auf ihn, so würde er es vielleicht vor ihr nicht verbergen können, daß seine Trauer um den Bruder noch nicht angebrochen war: daß er noch ganz bei ihr, der Schwester, war. Obwohl er mit seinen entzündeten Augen anscheinend als der Verweinteste herumging, hatte er doch noch gar nicht geweint. Aber er wußte auch dies gewiß: noch werde er um den Toten weinen — von Jutta aus auch noch dem andern erst ganz brüderlich werden. Der Tod ist lang, die Trauer eilte nicht: sie wartete; kam sie aber, so konnte auch sie nicht mehr ganz finster sein, sondern auch ein wenig licht zugleich mußte sie dann sein — wie alles Gemeinsame.

Jetzt hatte ihn Wienchen selbst hierher bestellt, als Hüter an Juttas Bett — das Wienchen, das heute für alles sorgte, an alle dachte. Denn schon war es wieder auf und davon, in der antreibenden Geschäftigkeit der Todesansprüche an die Lebenden. Zwar war es dem nunmehr Ältesten lieb, wenn es sich so die Hacken abrennen durfte, denn vor der leeren „Junggesellenwohnung" graute ihm. Trotzdem wollte er übersiedeln in Stefans Zimmer, um Herty zu sich in das eigene hinüberzunehmen. An ihm sollte der Junge seinen Freund bekommen, damit er sich weder verlief noch stehen blieb, und Wienchen gelobte sich: achtsam zu sein auf sich selber, daß er solchen Bruderdienstes wert und fähig bleibe.

Inzwischen hatte er Herty angewiesen, Leute, die sich etwa einstellen würden, zu empfangen, um sie von Tante Adele abzuhalten. Es kamen auch welche — so viel mehr „gute Freunde und getreue Nachbarn" gab die Vorstadt her, als man vor diesem „Sensations"fall je zu besitzen geahnt hätte. Herty erledigte seine Aufgabe vorzüglich: der Herr v. Bert kam ihm dabei sehr gut zustatten und gab ihm eine Haltung, die das Sensationelle oben, das mit dem Tode unten so sonderbar verknüpft schien, nicht über die Schwelle ließ.

Aber er war zufrieden, als sich endlich die Spätesten empfahlen, niemand mehr kam und er sein Zimmer aufsuchen durfte. Dort blieb sein Blick gleich haften an

der letzten Freundlichkeit, die der tote Bruder ihm erwiesen: an der schönen Ausgabe von Goethes Gedichten aus Fannys Bücherschrank: er hatte sie nur leihen wollen, doch der Bruder schrieb Herberts Namen hinein, weil er sich freute, daß dessen Interesse daran über die Klassenpflicht und Schulmäßigkeit hinausging.

Herty blätterte darin; geriet an etwas, was ihm das Schönste von allem schien, und ließ das Buch aufgeschlagen vor sich liegen. Jedenfalls paßte das Milieu auf „Vorstadt", fand er:

„Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuser sind,
Sieht er mit gemalten Wangen
Ein verlornes, schönes Kind

— — — — — — — —

Und dies ist der Liebe Haus."

Zwischen die — wie er jetzt fand — knabenhafte Verhimmelung Bella Bellonis und die männlich-befriedigte Ernüchterung an ihr trat kein Geringerer als Goethe, um sie — von einer andern Seite her — ihm zuzuführen: nicht ihn ins Knabenhafte zurückversetzend, sondern sie durch ihn aus dem Alltäglichen hebend:

„Mahadöh, der Herr der Erde,
Kam herab zum sechsten Mal."

„Zum erstenmal!" verbesserte Herty den Goethe, verlegen. Selbstverständlich verglich er sich trotzdem nicht Mahadöh:

„Er bequemt sich, hier zu wohnen
— — — — — — — —
Will er strafen, will er schonen,
Muß er Menschen menschlich sehn."

Nicht dazu hatte er Bella aufgesucht. Immerhin: wenn Wienchen auch nur ahnte, woraufhin er hier saß und dies hier mit ganz persönlichem Anteil an Mahadöhs Wirken las — er würde es sich nicht entgehen lassen, Herty nur noch Mahadöh zu nennen, sobald auch nur wenige Trauertage vorüber sein würden.

Fanny dagegen hatte selbst an dem, was Herbert zu Herrn v. Bert stempelte, etwas durchaus Sympathisches gefunden: dergleichen fühlt man auch ohne brüderliches Beifallszeichen heraus. Ihm schien jetzt: er hatte insofern Fanny von allen Geschwistern am meisten geliebt: jedenfalls wäre er gern so geworden, wie Stefan gewesen war.

Gewesen —?

Herty erschauerte. Er konnte sich keine Gedanken darüber machen, wie sich das verhalten mochte mit Leben und Sterben, es widerstrebte ihm sogar aufs stärkste, darüber gerade jetzt nachzugrübeln, damit was Tröstendes dabei herausspränge — oder aber dadurch ein neues Grauen ihn erfasse. Doch überantwortete er sich dem Gefühl, welches ihm als Kind erlaubt hatte, sich besonders Unerwünschtes hinweg, besonders Geliebtes ewig zu denken. Glauben wollte er einfach an Goethes Dichter-

kraft — an sie, die seiner Jugend das Wort „Leben!“ verheißend von der Lippe nahm: mochte denn Stefans Irdisches zu Asche werden —

„Doch der Götterjüngling hebet
Aus der Flamme sich empor —“

* * *

Bei dem Toten saß Tante Adele. Kaum minder bewegungslos, als er hingestreckt lag, saß sie da, versteinert und an allen Gliedern kalt. Jedem aber, der eingetreten wäre, hätte die verwandte Schönheit dieser beiden Köpfe auffallen müssen, Schönheit der gleichen Rasse, der Familieneinheit, zwischen dem Jüngling, dessen Antlitz unirdisch wie das eines Geflügelten geworden, und dem Frauengesicht, dem der Blick in das Unabwendbare Nornenzüge einzugraben schien über alles bloß Weibliche hinaus.

Für die Kinder, die so lieb und schonend der Alternden ersparen wollten, was sie irgend konnten, bedeutete gleichwohl doch nicht sie die Hauptbetroffene, die eigentlich Leidtragende, indem ihr Dasein mit dem des Toten nicht ebenso ursprünglich verbunden war, sich im künftigen Verlauf nicht ebenso unmittelbar mit den Folgen seines Todes auseinanderzusetzen hatte. Doch deshalb wurde auch nur sie allein, die bei ihm Wache hielt, durch das Leben nicht abgezogen von ihm selbst — auch nicht einmal von dem persönlichen Verlust, den auch sie daran erlitt: nur sie war *für ihn allein ganz da*.

Es verhielt sich jedoch nur deshalb so, weil dieser Sohn, indem er von ihr hinweg den Weg der Eltern ging, sie den Toten erst wieder ganz zuführte, deren lebendes Vermächtnis ihr Glück geworden war.

Hatte die Schwester denn nicht von hinnen müssen, wenn sie leben und erben sollte? Hatte nicht einst der Tod sie zur Mutter gemacht durch *den* Mann, den im Leben sie der Schwester hatte lassen müssen? War dies eine geheimste Sünde gewesen in ihrem Herzen, daß sie dessen nicht denken *gewollt*? Mußte sie, die im Lebenskampf Reingebliebene, nun erst vom Tode unterwiesen, belehrt werden, der mit dunkler Hand ins unbarmherzig Helle, in die Klarheit über ihr eigenes Herz, wies? War sie immer noch nicht rein genug gewesen? War das Leben so grausam heilig, daß es läuterte, bis die Läuterung mit dem Tode selbst in eins fiel? „Müssen wir sterben, auf daß wir klug werden?“

Nicht das Gedächtnis hatte sich ihrer Erinnerung versagt: jeder einzige Tag sprach ihnen allen von den Eltern. Aber was jetzt heraufkam: eine verborgenste, verschlossenste Tür plötzlich sprengend, das entstieg nicht des Gedächtnisses kühl waltender Ordnung, das brach durch mit der lebenden Gewalt dessen, was niemals stirbt.

Ein Wiedersehn, Sichwiedererkennen, von Antlitz zu Antlitz, in der Wärme des Bluts, wie es zuletzt gewesen damals, als von den Kindern nur Stefan schon geboren war, überwältigte ihr Herz.

Wie hingen sie einander am Halse nach zweijähriger Trennung, die niemals Getrennten, wie sahen selbst Mann und Kind sich vergessen über dem Glück der Schwester an der Schwester!

Damals war es gewesen, als der kleine Stefan sich darüber empörte, daß seiner Mutter Zeit nicht ihm allein mehr gehören sollte, und sich entschloß, die störende fremde Tante kurzerhand zu verabschieden: „Tante — Ade!"

Ihre Augen, immer wieder voll Wasser, vermochten den Leichnam auf dem Bett vor ihr kaum noch zu sehen, zwischen dessen Hände Jutta erst eben die letzten, frischgepflückten Waldveilchen niedergelegt hatte — unter die Duftlosen des Herbstes den Duft, den er liebte. Und der Tante Adele auf einmal umhüllte wie lebendiger Hauch. Denn nicht mehr versteint und totenstarrt saß sie da. Ihre Züge verloren die Nornenschönheit, als bebe es in ihnen, wie unter dem Eis die Flut zittert im Frühlingsbeginn — zu ewig neuem Beginnen. Um keinen Tod flossen die Tränen mehr; noch einmal, wie damals, hing sie der Schwester am Hals — nein, wie n i e noch — das Lebendigste sich gegenwartsvoll empordrängend, das nie Bekannte, das, was der Erinnerung in ihr gewehrt hatte: „ich liebte dich, und ich neidete und haßte dich, ich starb mit dir, und ich freute mich doch deines Todes; denn ich liebte ihn, denn ich gehörte ihm, denn ich lebte ihm und lebe ihm noch in deinen lebenden Kindern."

Ihr Blick heftete sich auf den Toten vor ihr, als wisse sein verstummter Mund allein es weiterzugeben, das endlich Gestandene: als wisse er alles, was Menschenherzen widerfahren kann in Stärke und in Schwäche, als vergebe er alles, ein unendlich Erfahrener.

Das Wesen der Spezialisierung, Normalisierung, Typisierung und ihre Bedeutung für die deutsche Volkswirtschaft *)

Von

M. Kronenberg-Neiße

Die verhängnisvollen Folgen des Krieges für die deutsche Volkswirtschaft sind am Barometer der Valuta abzulesen. Die Kaufkraft der Mark ist im Laufe des Krieges stark gefallen, ihre Bewertung im Auslande erreichte im Jahre 1919 fast den Nullpunkt.

Welche Gründe auch bei den verschiedenen Schwankungen der Valuta noch mitspielen mögen, der Hauptgrund ist die während und nach dem Kriege in Verfall

*) Diese Arbeit wurde vom „Bund der Erneuerung wirtschaftlicher Sitte und Verantwortung" preisgekrönt bei seinem Preisausschreiben zur Erreichung des Zieles, Typisierung und Normung von Gebrauchsgegenständen der Industrie und des täglichen Lebens, Verbesserungen der Energiewirtschaft, Spezialisierung und Umstellung mancher Zweige der Industrie, Regelung der Volkswirtschaft, insonderheit bei der Verteilung der Rohstoffe und Arbeitskräfte durchzuführen. Die Schriftleitung.

geratene Produktion. Unser Volksvermögen liegt auf den Schlachtfeldern der Welt. Im Kriege wurden nur Waren gefertigt, die zum Zerstören und Zerstörtwerden bestimmt waren.

Kein Land der Welt hat sich derartig ausschließlich auf den Krieg einstellen müssen wie Deutschland. Die anderen Länder konnten immerhin einen Teil ihrer Produktion der zinsentragenden Arbeit widmen und verfügen jetzt als Sieger über die Rohstoffe. Der deutsche Besitz an Eisen und Kohle ist durch den Friedensvertrag stark gemindert. Die öffentlichen Lasten sind ungeheuer gewachsen. Der deutsche Außenhandel ist zerstört und seine Wiederbelebung außerordentlich erschwert. In der Nachkriegszeit ist die Produktion durch die inneren Kämpfe verhängnisvoll geschädigt worden. Soll Deutschland wieder hochkommen, so muß die Kaufkraft der Mark und ihre Bewertung im Auslande steigen. Dies ist radikal nur durch Steigerung der Produktion möglich.

Zu diesem Ergebnis kamen bisher alle Gutachten von Finanzleuten, u. a. auch die Brüsseler Finanzkonferenz und der deutsche Bankiertag. Sobald die Finanziers an diesem Ergebnis angekommen waren, versagten sie. An dieser Stelle muß der Ingenieur einsetzen, um Mittel und Wege zur Hebung der Produktion zu finden, und die Ingenieure und Industriellen der Welt sind kräftig am Werke, die Weltwirtschaft wieder aufzubauen.

Welche Wege sie einschlagen, welche Mittel sie benutzen und neu aufdecken, soll der Inhalt des folgenden sein.

Für den Wiederaufbau sind zwei Gesichtspunkte maßgebend:

1. Größtmöglichste Produktion.
2. Größtmöglichste Sparsamkeit.

Zunächst ist es erforderlich, einen Blick auf die Fertigung vor dem Kriege zu werfen. Ihr Kennzeichen war Verschwendung. Da alles in Hülle und Fülle vorhanden war, wurde sowohl im Leben des einzelnen wie auch im Leben der Gesamtheit maßlos vergeudet. Leider ist es auch heute noch vielen unbekannt, wie verschwendet wird, wo einfache Lebensführung und freiwilliger Verzicht auf allen für das Leben unnützen Verbrauch nötig ist. Dies bedingt durchaus kein freudloses, aszetisches Leben. Aber jeder sollte bedenken, wie Rohstoffe, Arbeit, Lebensmittel usw. gespart werden können. Jeder sollte sich überlegen, mit welch geringsten Mitteln ein gestecktes Ziel erreicht werden kann. Erst durch den Mangel im Kriege ging weiten Kreisen die Erkenntnis hiervon auf. Wie wenige haben z. B. vor dem Kriege daran gedacht, einen Anzug wenden zu lassen. War er auf der einen Seite abgetragen, so galt er als abgenutzt und unbrauchbar. Noch heute weiß man in vielen Haushaltungen nicht, wie schlecht die Kohle durch unsachgemäßes Heizen im Ofen ausgenutzt wird. Hier gehen große Werte sowohl dem einzelnen als auch der Gesamtheit verloren. Die Presse könnte hier durch sachgemäße Belehrung vieles bessern.

Noch ein anderes Beispiel der Verschwendung sei angeführt. Durch das sinnlose Verlangen nach Neuheiten auf allen Gebieten der Haushaltgegenstände, seien es neue Kochgeschirrabmessungen, Nippesgegenstände, Tapetenmuster, Modeartikel usw. gehen ungeahnte Rohstoffmengen und Arbeit verloren. Durch dies Verlangen sind auch die vielen kitschigen Erzeugnisse zu erklären, die manche Leute anscheinend für Kunstgegenstände halten, und die besonders im Anfange des 20. Jahrhunderts grassierten, aber auch heute noch in vielen Haushaltungen zu finden sind und dementsprechend noch immer hergestellt werden.

Ebenso wie im Leben des einzelnen, wurde auch in der Industrie verschwendet. Unsere Fabrikation war, und ist es auch heute noch, zersplittert, unregelmäßig; sie vergeudet Arbeit, Material, Zeit und Transport. Nur eine organische Wirtschaft,

die durch planmäßige Volkswirtschaft und durch Ausnutzung aller technischen Möglichkeiten und Intensivierung der Arbeit jede Vergeudung beseitigt, kann dem abhelfen.

Die Bestrebungen, der bestehenden Wirtschaftsanarchie ohne behördliches Dazwischentreten nach und nach ein Ende zu machen, werden gekennzeichnet durch die Worte: Spezialisierung, Normalisierung, Typisierung. Ihr Zweck ist: Massenfabrikation. Ihr Erfolg soll sein: Hebung der Produktion, Ersparnis an Arbeit und Zeit, rationelle Energiewirtschaft, Rohstoffausnutzung, Abfallverwertung.

Massenfabrikation

Im großen und ganzen war in der deutschen Industrie bisher Einzelfertigung vorherrschend, trotzdem die Vorteile der Massenfabrikation schon seit langem bekannt waren. Es wurde früher als höchste Pflicht der deutschen Industrie angesehen, jeden Sonderwunsch eines Verbrauchers zu erfüllen, eine Tatsache, der die deutsche Industrie allerdings z. T. ihre Größe verdankt. So entstanden auf vielen Gebieten tausend verschiedene Typen derselben Maschine. Oft waren es nur ganz geringfügige Unterschiede, durch die sie voneinander abwichen; aber jede Maschine mußte dadurch oft von Anfang bis zu Ende neu und anders gebaut werden. Um die Nachteile der Einzelfabrikation für den technischen Betrieb zu zeigen, sei in Gedanken ein Gang durch eine Maschinenfabrik unternommen, die mit 500 Arbeitern im Laufe der Zeit ca. sechzig verschiedene Arten von Maschinen baut.

Bei sechzig verschiedenen Maschinen kann keine einzige so durchkonstruiert sein, daß sie auf der höchsten Stufe der Entwicklung steht. Das technische Bureau hat keine Zeit. Wenn sich ein Konstrukteur in eine Verbesserung vertiefen will, wird er wieder durch eine andere an ihn herantretende eilige Aufgabe abgelenkt. Er muß viele Abmessungen seiner Maschine nur schätzen und kann nicht durch Berechnung die geringste zulässige Stärke der einzelnen Teile und damit den sparsamsten Verbrauch an Rohstoffen ermitteln. Es ist das Kennzeichen alter Maschinen, daß sie schwer und plump gebaut sind und oft das Vielfache des benötigten Gewichtes aufweisen.

Denselben Übeln stehen Modelltischlerei, Gießerei und mechanische Werkstätten gegenüber. Durch die vielen verschiedenen Modelle haben sie keine Zeit, sich eingehend mit jedem einzelnen zu beschäftigen, um es auf rationellste Weise herzustellen.

Demgegenüber sind als besondere Vorteile der Massenfabrikation folgende Gesichtspunkte anzuführen:

1. Die Massenfabrikation ermöglicht weitgehende Anwendung von Maschinen, Bearbeitungsvorrichtungen, Meßwerkzeugen und dadurch die Ersetzung der teuren Handarbeit durch die billigere und genauere Maschinenarbeit.

2. Die Maschinen können besser ausgenutzt werden, da sie ihrem besonderen Zweck besser angepaßt sind. Es ist dann möglich, für besonders schwierige Teile Spezialmaschinen zu benutzen, durch die die Herstellungszeit oft auf ein Zehntel der ursprünglichen herabgesetzt werden kann.

3. Man kann die Bearbeitungsmaschinen so aufstellen, daß ohne große Transportkosten eine lückenlose Arbeitsfolge gewährleistet ist. Da hierdurch eine stärkere Übersichtlichkeit und Regelung des Betriebes zu erzielen ist, werden die Kosten für Aufsicht und Verwaltung erheblich verringert.

4. Die zeitraubenden Umstellungen der Maschinen von einem Erzeugnis zum andern fallen fort, da immer die gleichen Gegenstände hergestellt werden.

5. Die Lager sind bei einer auf Massenfabrikation eingestellten Fabrik an Zahl geringer und an Umfang kleiner, da nicht so viel verschiedene, oft sehr lange lagernde

Gegenstände unterzubringen sind. Die in ihnen festgelegten Kapitalien sind kleiner, was in der gegenwärtigen Zeit bei der Rohstoffteuerung besonders wichtig ist.

6. Infolge des Massenbedarfs an Rohstoffen können diese billiger eingekauft werden.

7. Da die Modelle, Maschinen, Fabrikationseinrichtungen usw. besser ausgenutzt werden, können sie schneller abgeschrieben werden, so daß Neuerungen und Verbesserungen eher vorzunehmen sind.

8. Die Akkorde können genauer festgelegt werden, da jedes Teil auf vorher zu bestimmende Maschinen kommt und sich die Vorkalkulation besser um jedes Teil kümmern kann, als wenn sie täglich neue Teile zu kalkulieren hätte. Die inneren Streitigkeiten in der Fabrik, besonders über falsch festgelegte Akkordpreise, können ausgeschaltet werden, was eine bedeutende Beruhigung der Arbeiterschaft ermöglicht.

9. Infolge der Massenfabrikation können die Teile auf Vorrat gefertigt werden, so daß die Lieferfristen stark herabgesetzt werden.

10. Infolge der einfacheren inneren Organisation der Fabrik sind die Selbstkosten schneller, besser und richtiger zu ermitteln, ein Umstand, der besonders für den Auslandswettbewerb wichtig ist.

11. Die Fertigung zerfällt in zwei Teile:

a) die geistige Vorarbeit (Konstruktion, Aufstellung der Arbeitsfolge, Vorkalkulation der Löhne, Materialbestellung, Werkzeugbereitstellung, Vorrichtungsbau usw);

b) die maschinelle Ausführung.

Da die geistige Vorarbeit dieselbe bleibt, ob nur ein paar Stück oder tausend Stück des gleichen Teiles herzustellen sind, so machen ihre Kosten bei Massenfertigung wenig auf das einzelne Teil aus, während es oft vorkommt, daß die geistige Vorarbeit bei Einzelfertigung teurer ist als die maschinelle Ausführung. Infolgedessen unterläßt man in diesem letzteren Fall oft einiges von der geistigen Vorarbeit, weil sie nicht lohnt. Die Folge ist unrationelle Ausführung. Wenn man trotz Einzelfertigung die geistige Vorarbeit nicht unterläßt (z. B. Vorrichtungsbau), so wird das einzelne Teil mit erheblichen Kosten belastet.

Spezialisierung

Wie bereits oben erwähnt, ist die Massenfabrikation durch Spezialisierung, Normalisierung, Typisierung zu erreichen.

Unter der industriellen Spezialisierung versteht man die Beschränkung der Herstellung auf eine bestimmte Art von Erzeugnissen. Diese können selbständige Gebrauchsgegenstände oder Teile von solchen sein.

Der Begriff der Spezialfabrik ist nicht feststehend, er wandelt sich in dem Maße, wie die Spezialisierung in der Industrie fortschreitet. Vor mehreren Jahren bezeichnete man noch eine Fabrik, die Drehbänke, Fräsmaschinen und Hobelmaschinen herstellte, als Spezialfabrik für Werkzeugmaschinen. Heute sieht man als Spezialfabrik nur noch eine Fabrik an, die nur eine dieser Arten, z. B. Drehbänke, als Spezialität baut.

Je nach Größe der Spezialfabrik kann sich ihr Arbeitsgebiet auf eine oder mehrere Größen (Typen) erstrecken.

Die Wirkung der Spezialisierung in technischer Hinsicht

Der riesige Einfluß, den die Spezialisierung auf die Massenherstellung ausübt, sei an einem Beispiel erläutert:

Wir nehmen an, drei Fabriken A, B, C bauen Dampfmaschinen, Automobilmotoren und Lokomotiven. Und zwar baut jede Fabrik jede Maschine in zehn verschiedenen Größen und verschiedenen Konstruktionen, also insgesamt neunzig verschiedene Typen.

Der gesamte Bedarf beträgt jährlich 6000 Maschinen.

Dann entfallen auf jede Art 6000 : 30 = 200 Stück, also auf jede Fabrik 200 : 3 = 66 Dampfmaschinen, 66 Automobilmotoren und 66 Lokomotiven.

Das ist eine Menge, die keine kostspieligen Einrichtungen für Massenfabrikation lohnt. Dauernd müssen die Fabriken je nach Eingang der Aufträge umgestellt werden, so daß sie teils überlastet, teils nicht ausgenutzt werden. Angenommen, die Fabriken beschließen nun, ihre Interessen zu vereinigen und ihre Betriebe rationell zu organisieren. Sie stellen fest, welche Maschinen von ihren Fabrikaten die besten sind, z. B. die Dampfmaschine der Fabrik A, der Motor der Fabrik B und die Lokomotive der Fabrik C. Sie finden ferner, daß die Zahl der Typen von je 10 auf je 6 verringert werden kann.

Es gibt also jetzt nicht mehr 30 Typen in 90 verschiedenen Konstruktionen, sondern 3 (Maschinen) × 6 (Typen) = 18 Typen in 18 Konstruktionen. Die Fabrik A baut fürderhin nur noch Dampfmaschinen, B nur noch Motoren und C Lokomotiven.

Ist der Bedarf der gleiche geblieben, so entfallen jetzt auf jede Fabrik 6000 : 3 = 2000 Maschinen. Da nur 6 Typen noch gebaut werden, so hat jede Fabrik 2000 : 6 = 333 Maschinen gleicher Ausführung zu liefern. Das ist schon eine Stückzahl, die große Anschaffungen für rationelle Fabrikation lohnt; um so mehr, als an den 6 Typen auch wieder Teile sind, die gleich, d. h. normalisiert sind. Dazu kommt ferner, daß viele Teile, z. B. Kolbenstangen, viermal vorkommen, was schon eine große Stückzahl ergibt.

Die Annahme, daß der Bedarf trotz Spezialisierung der gleiche bleibt, ist dahin zu berichtigen, daß die Verbilligung des Erzeugnisses durch Massenfabrikation in vielen Fällen den Verbrauch erhöht, der Gesamtumsatz also steigt.

Um zu zeigen, wie sehr die Herstellungskosten sich durch die Spezialisierung vermindern bzw. die Gewinne wachsen, sei als Beispiel die schon genannte Fabrik A betrachtet.

Diese Fabrik baute vor ihrer Spezialisierung drei verschiedene Arten von Maschinen zu je 10 Typen. Um das Beispiel nicht zu sehr zu verwickeln, sei angenommen, sie hätte im ganzen nur 7 Maschinen a, b, c, d, e, f, g gebaut.

Sie erzielte bei einem Jahresumsatz von 5 800 000 M. einen Gewinn von 636 000 M. Dieser setzte sich monatlich zusammen aus:

	Material	Lohn	Unkosten	Netto-		Gewinn oder Verlust	Anteil a. d. Erz.
				Aufwand	Erlös		
a)	43 000	14 000	31 000	88 000	83 000	— 5 000	22 %
b)	32 000	6 000	14 000	52 000	71 000	+ 19 000	10 %
c)	44 000	5 000	11 000	60 000	73 000	+ 13 000	8 %
d)	16 000	4 000	10 000	30 000	43 000	+ 13 000	7 %
e)	22 000	8 000	18 000	48 000	59 000	+ 11 000	13 %
f)	44 000	12 000	27 000	83 000	92 000	+ 9 000	19 %
g)	19 000	19 000	30 000	68 000	61 000	— 7 000	21 %
		68 000	141 000		482 000	53 000	
					mal 12	mal 12	
					= 5 800 000	= 636 000	

Die jährlichen Unkosten von 141 000 mal 12 = 1 700 000 M. setzen sich zusammen aus:

1. allgemeinen Unkosten . . . . . 1 200 000 M.
2. Abschreibungen . . . . . 250 000 M.
3. Rückstellungen . . . . . 250 000 M.

Die obige Zusammenstellung zeigt erstens, daß bei den Maschinen a und g, die schon zusammen 43 % der Produktion ausmachen, mit Verlust gearbeitet wurde, zweitens, daß die Maschine b mit 10 % Anteil an der Produktion 30 % Anteil am Gewinn hatte. Bei Maschine c betrug der Anteil an der Produktion 8 %, der am Gewinn 20 %. Bei Maschine d 7 % bzw. 20 %, e 13 % bzw. 17 % und bei Maschine f 19 % bzw. 13 %.

Für den denkenden Fabrikanten ergibt sich also, die Maschinen a und g fallen zu lassen. Am besten wäre es, nur noch die Maschine b zu bauen, die 30 % Anteil am Gewinn hat. Aber eine derartige radikale Einschränkung des Fabrikationsprogramms könnte üble Folgen haben, da die Aufnahmefähigkeit des Marktes vielleicht nicht groß genug und die alleinige Fabrikation große Umbauten erfordern würde. Es wird deswegen beschlossen, drei verschiedene Typen zu bauen, und zwar diejenigen, die am Gewinn am stärksten beteiligt sind, b, c und d.

Nach der Spezialisierung ergibt sich dann folgendes Bild:

	Material	Lohn	Unkosten	Netto- Erlös	Netto- Aufwand	Gewinn	Produktionsanteil
b)	96 000	18 000	56 000	213 000	170 000	43 000	30 %
c)	275 000	31 000	95 000	463 000	401 000	62 000	50 %
d)	45 500	11 500	37 000	123 000	94 000	29 000	20 %
		60 500	188 000 mal 12 = 2 250 000	799 000 mal 12 = 9 600 000		134 000 mal 12 = 1 610 000	

Der Gewinn ist also durch die Spezialisierung von 636 000 M. auf 1 610 000 M. gestiegen, d. h. um ca. 150 %. Trotzdem dabei die Abschreibungen wegen der stärkeren Abnutzung der Maschinen um 100 000 M., die Rückstellungen um 250 000 M. und die allgemeinen Unkosten des vergrößerten Verkaufsapparates wegen um 200 000 M. erhöht sind.

Durch die gleichmäßigere Tätigkeit der Arbeiter, den einfacheren Geschäftsgang, die bessere Ausnutzung der Maschinen usw. macht sich eine Steigerung der Produktion um z. B. 5 % bemerkbar. Der jährliche Nettoerlös steigt also auf 10 080 000 M. Ebenso steigen auch die Materialkosten um 5 %, d. h. auf 5 250 000 M. Die Löhne und Unkosten bleiben, da ja alles nur besser ausgenutzt wird, dieselben.

Es ergibt sich also:

Nettoerlös	10 080 000 M.
Material	5 250 000 „
Lohn	725 000 „
Unkosten	2 250 000 „
Gewinn	1 865 000 M.

Der Gewinn ist also von ursprünglich 636 000 M. auf 1 865 000 M. gestiegen, d. h. um fast 200 %.

Eine entsprechende Rechnung läßt sich auch aufstellen, wenn man die Fabrik nur auf die Maschine b spezialisiert hätte. Es ergibt sich dann eine Gewinnsteigerung um ca. 240 %.

Die Spezialisierung hat durch die Beschränkung des Arbeitsprogramms eine Verminderung des übermäßigen Wettbewerbs zur Folge. In einer nicht spezialisierten Industrie bewerben sich stets sehr viele Fabriken um die Erteilung eines Auftrages. Daß dies schwere volkswirtschaftliche Verschwendung bedeutet, ist klar. Für jeden Auftrag, der umworben wird, werden oft von mehreren Dutzend Firmen kostspielige Kostenanschläge ausgearbeitet. Ein Riesenheer von Reisenden, Vertretern usw. ist unterwegs, große Summen werden für Werbedrucksachen, Zeitungs- und Zeitschriftenanzeigen ausgegeben. Eine Firma kann schließlich den Auftrag nur erhalten. Alle Arbeit und Kosten der übrigen sind verschwendet. Gerade dieser Punkt der volkswirtschaftlichen Seite der Spezialisierung muß sehr hoch veranschlagt werden. Und daß der technische Fortschritt darunter leiden würde, braucht nicht befürchtet zu werden, da sich die einzelnen Firmen intensiver mit jedem einzelnen Fabrikat befassen können.

Die Wirkungen der Spezialisierung in kaufmännischer Hinsicht

Die Beschränkung einer Fabrik auf eine Spezialität kann in kaufmännischer Hinsicht schwere Nachteile zur Folge haben.

Ist eine Fabrik erst einmal auf Massenfabrikation eingerichtet, so müssen die Massenfabrikate auch abgesetzt werden. Arbeiten die Fabriken nämlich dann nicht in Massen, so bedeutet die Verlangsamung und Verminderung der Produktion große Unkosten, also eine Verteuerung des Fabrikates.

Für den Absatz der so entstehenden Massen ist eine umfangreiche Vertriebsorganisation erforderlich, d. h. es entstehen große Kosten für den Verkauf. Ist der Bedarf eines Artikels auch im ganzen groß genug, so kann es doch vorkommen, daß er bei Wirtschaftskrisen so weit nachläßt, daß die Spezialfabriken, die gewissermaßen alles auf eine Karte gesetzt haben, zeitweise beschäftigungslos sind.

Diese schweren Nachteile sind bei den meisten Firmen bisher ausschlaggebend gewesen, von einer Spezialisierung abzusehen. Das Interesse eines jeden Werkes und das Interesse der Volkswirtschaft erfordert es jedoch, den größtmöglichen Nutzen bei größtmöglicher Sparsamkeit aus jeder Fabrik herauszuziehen: und der Weg hierzu ist und bleibt die Spezialisierung.

Wer die Entwicklung der modernen Volkswirtschaft verfolgt hat, erkennt, daß es ein Mittel gibt, die kaufmännischen Nachteile der Spezialisierung auszugleichen, nämlich die Vereinigung der fabrikatorischen Arbeitsteilung mit der kaufmännischen Zusammenfassung. Dieses Prinzip ist schon seit vielen Jahren in den Großbetrieben durchgeführt; denn letzten Endes ist ein Großbetrieb nichts anderes, als die kaufmännische Zusammenfassung vieler kleiner spezialisierter Werkstätten.

Dasselbe Ziel kann auch für kleinere und mittlere Fabriken, die in Deutschland weitaus die Mehrzahl bilden, auf anderem Wege erreicht werden: durch die Bildung von Produktionsgemeinschaften.

Das Wesen der Produktionsgemeinschaft

Mehrere selbständige Fabriken teilen sich so in die Herstellung verschiedener Erzeugnisse, daß jeder Betrieb ein oder mehrere bestimmte Fabrikate, die von keinem anderen der beteiligten Betriebe hergestellt werden, als Spezialität fertigt, so wie es bereits in dem oben angeführten Beispiel der Fabriken A, B, C gekennzeichnet wurde. Man strebt danach, aus Spezialfabriken, die jede für sich eine bestimmte Teilaufgabe in bestmöglicher Weise ausführen können, durch Zusammenschluß einen vollkommeneren, leistungs- und wettbewerbsfähigeren Produktionsorganismus zu

bilden. Für diese Bildung von Produktionsgemeinschaften lassen sich mehrere Gesichtspunkte unterscheiden:

1. Die einfachste Form ist ein Vertrag, der den beteiligten Firmen die gegenseitige Überweisung von Anfang und Bestellung gewährleistet.
2. Etwas weitergehend ist die gegenseitige Gewährung der Meistbegünstigung.
3. Darüber hinaus wieder die teilweise Gemeinschaft der Vertriebseinrichtungen, z. B. gemeinsame Vertreter.
4. Als nächste Stufe ist die völlige Gemeinsamkeit des Vertriebes anzusehen: der Vertrieb kann durch Gründung einer gemeinsamen Gesellschaft erfolgen, oder eine der beteiligten Fabriken übernimmt den Gesamtvertrieb.

In technischer Beziehung lassen sich verschiedene Arten von Produktionsgemeinschaften unterscheiden.

1. Die Produktionsgemeinschaft stellt ein bestimmtes Erzeugnis ganz und gar in den angeschlossenen Betrieben her, indem sie das Erzeugnis in seine Einzelteile zerlegt und diese von den Betrieben als Spezialität herstellen läßt. Für die Fabrikation von Schreibmaschinen z. B. können sich zusammenschließen: eine Walzenfabrik, eine Typenfabrik, eine Präzisionswerkstatt, eine Gießerei, eine Gesenkschmiede, eine Schraubenfabrik usw. Der Zusammenbau der Schreibmaschinen kann einem gemeinsamen Werk übertragen werden.

   Zweckmäßig werden bei einem derartigen Zusammenschluß, außer der Montagefabrik, die Konstruktionsbureaus, Versuchsfelder usw. gemeinsam gehalten. In dieser Weise kann eine Produktionsgemeinschaft die Herstellung von Schiffen, Eisenbahnwagen, Kraftwagen usw. übernehmen, deren rationelle Herstellung bisher nur im Großbetriebe möglich war.
2. Die Produktionsgemeinschaft ermöglicht die Zusammenfassung der verschiedenen Herstellungsstufen eines Erzeugnisses, also z. B. die Zusammenfassung von Hochöfen, Stahlwerk, Walzwerk oder Bergwerk, Hüttenwerk, Gießerei, Maschinenfabrik (vertikale Kombination). Die Zusammenfassung in dieser Weise ermöglicht oft ganz bedeutende Energieersparnisse; wenn das glühende Eisen z. B. aus dem Hochofen ohne erneute Erhitzung gleich in die Bessemer-Birne kommt, von da aus in die Kokillen und von hier sofort ins Walzwerk gelangt, wo es zu Blech gewalzt wird, so bedeutet dies eine riesige Ersparnis an Kohle. Natürlich ist es zu diesem Zwecke erforderlich, daß die betreffenden Öfen so dicht wie möglich nebeneinander stehen, damit keine Wärmeverluste eintreten.
3. Ferner ermöglicht die Produktionsgemeinschaft die Zusammenfassung von Erzeugnissen, die im Herstellungsgang nicht aufeinander folgen (horizontale Kombination). In dieser Weise können Fabriken zusammengefaßt werden, welche die verschiedenen Teile einer Anlage (Zuckerfabrik, Molkerei, Elektrizitätswerk usw.) liefern. Handelt es sich um den Bau eines Elektrizitätswerkes, so kann die eine Fabrik die Dampfkessel, eine andere die Maschinen, eine dritte die Motoren, eine weitere die Drähte, Schalttafeln, Krane usw. liefern. Hierdurch ist es möglich, daß die einzelnen beteiligten Fabriken ihre Erzeugnisse in größerer Stückzahl herstellen, und alle Vorteile der Massenfabrikation ausnutzen können, während bisher eine Firma, die Elektrizitätswerke baute, entweder sehr groß sein mußte oder die Einzelteile, die sie nicht selber herstellte, von Firmen zu beziehen hatte, mit denen sie kein weitergehendes Interesse verband. Eine Massenfabrikation ist ihr gewöhnlich nicht möglich gewesen.

4. Eine andere Art der horizontalen Kombination bietet die Zusammenfassung von verschiedenen Typen desselben Erzeugnisses. Eine Firma baut Autos bis zu einer Tonne, die zweite 2-Tonnen-Autos, die dritte 3-Tonnen-Autos usw. Diese Kombination ist bereits in Deutschland von verschiedenen Konzernen durchgeführt.
5. Noch eine Form der Bildung von Produktionsgemeinschaften ist die Zusammenfassung von Erzeugnissen, die der gleiche Kundenkreis gebraucht, z. B. Automobile, Pneumatiks, Hupen, Laternen, ja sogar Automobilistenbekleidungsstücke. Diese Kombination erlaubt bedeutende Ersparnisse an Verkaufsspesen, da die verschiedenen Fabriken sich desselben Verkaufsapparates bedienen können.
6. Ein sehr wichtiger Gesichtspunkt ist schließlich die Zusammenfassung nach der besten Ausnutzbarkeit des Rohstoffes und der Abfallverwertung. Zu diesem Zweck können sich Fabriken verbinden, von denen die eine die Rohstoffabfälle oder Nebenprodukte der anderen verarbeitet, z. B. kann mit einer Pneumatikfabrik eine Fabrik zur Herstellung von Gummiabsätzen, die aus Abfällen von Pneumatiks hergestellt werden, verbunden werden.

Die Bildung derartiger Produktionsgemeinschaften ist seit einigen Jahren auf allen Gebieten der Industrie zu bemerken. Es bestehen bereits derartige Konzerne in der Automobilindustrie, Transportmittelindustrie, Werkzeugmaschinenindustrie, in der Industrie der landwirtschaftlichen Maschinen, in der Papiermaschinenindustrie usw. Die Vorteile der Produktionsgemeinschaft, die sich wesentlich von Syndikaten und Trusts unterscheidet, sind nicht nur in Deutschland, sondern auch in allen übrigen Teilen der Welt erkannt worden. Es liegen Nachrichten darüber vor aus Amerika, England, Dänemark, Schweden, Italien, Frankreich, ja sogar aus Polen und Japan.

Die vielerörterte Planwirtschaft wird durch die Produktionsgemeinschaften ohne behördliche Eingriffe, allein aus dem Zwange der Sparsamkeit, hervorgebracht, indem sie zunächst die Zusammenarbeit der Einzelbetriebe der Wirtschaft planmäßiger, zweckmäßiger, wirtschaftlicher und reibungsfreier gestaltet. Auf dieser Grundlage kann sich dann die Planwirtschaft im weitesten Sinne: das Zusammenarbeiten der verschiedenen Wirtschaftszweige aufbauen.

Vielleicht kann sich hieraus später einmal die Sozialisierung entwickeln, d. h. neben der planmäßigen Gütererzeugung auch die planmäßige Güterverteilung ohne Ausschaltung der freien Initiative des Einzelnen. Dies wird jedoch nicht plötzlich und unvorbereitet, allein durch ein Programm, sondern nur allmählich auf Grund der Entwicklung möglich sein.

Normalisierung und Typisierung

Neben der Spezialisierung kommen zur Erreichung der Massenfabrikation und der Ausnutzung ihrer Vorteile Normalisierung und Typisierung in Frage.

Was ist Normalisierung?

Es ist die Vereinheitlichung von Ausführungsformen und Abmessungen von Einzelteilen, die bisher unnötigerweise verschieden waren.

Typisierung ist die Vereinheitlichung der Abmessungen ganzer Maschinen.

Um die wesentlichen Vorteile des Normens zu erkennen, sei ein normalisierter Gebrauchsgegenstand betrachtet, und mit dem Zustand verglichen, wenn er nicht normalisiert wäre: die elektrische Glühbirne.

Man kann bekanntlich in jedes beliebige Installationsgeschäft gehen und Glühlampen kaufen. Man ist sicher, sie passen ohne weiteres in jede Fassung hinein. Woher kommt das? Weil das Gewinde der Glühlampen genormt ist und alle

Fabriken, die Glühlampen herstellen, den Lampen und den Fassungen genau denselben Durchmesser und dasselbe Gewinde geben.

Stellen wir uns nun vor, diese Normung wäre nicht durchgeführt, d. h. Firma A macht andere Gewinde als Firma B, andere als Firma C usw. Jede Firma machte ihr eigenes Gewinde. Betrachten wir den Fall von verschiedenen Gesichtspunkten aus:

1. vom Standpunkt des Verbrauchers.

Der Verbraucher, der eine Glühlampe kaufen will, muß sich außer der Lichtstärke, der Form und der Spannung auch noch merken, von welcher Firma seine Lampe ist. Muß also z. B. eine Birne verlangen mit Gewinde von der Firma A. Wenn der Verkäufer diese nicht vorrätig hat, so muß der Käufer weiter suchen. Der Einkauf wird also erschwert und unbequem, zudem geht dem Käufer Zeit und Geld verloren. Die mit dem Einkauf verbundene Unbequemlichkeit hätte vielleicht die Anwendung der elektrischen Beleuchtung und damit die Entwicklung der ganzen Elektrizitätsindustrie verzögert.

2. vom Standpunkt des Händlers aus.

Noch viel schlimmer wäre der Fall der nicht normalisierten Glühbirnenfassungen vom Standpunkt des Händlers aus. Er will sich natürlich bemühen, jeden Wunsch seiner Kundschaft zu erfüllen. Hätten wir nur 10 Firmen in Deutschland, die alle Glühlampen mit verschiedener Fassung herstellten, so müßte der Händler ein zehnmal so großes Lager anlegen. Er hätte also zehnmal so viel Kapital festzulegen, was ihm vielleicht gar nicht möglich wäre, und was auch im volkswirtschaftlichen Interesse sehr unerwünscht ist. Daneben benötigt er für die Aufbewahrung dieser zehnmal größeren Menge von Lampen zehnmal so großen Lagerraum, er hätte also zehnmal so viel Miete zu bezahlen, was eine Erhöhung des Verkaufspreises zur Folge hätte.

3. vom Standpunkt des Fabrikanten.

Die nicht normalisierten Fassungen würden bewirken, daß jeder Fabrikant alle Fassungen herstellt. Der Zustand, der oben angenommen wurde, träfe nicht einmal zu. Es wäre sicherlich nicht einmal die angenommene Spezialisierung (das ist: jede Firma baut ihre eigenen Fassungen) vorhanden. Jeder Fabrikant würde möglichst seine Abnehmer, d. h. den Zwischenhandel, vollständig bedienen wollen. Da nun beim Händler alle möglichen Fassungen verlangt würden, so hätte der Fabrikant zehn verschiedene Fassungen herzustellen. Diese zehn verschiedenen Arten von Fassungen bedingten zehn verschiedene Herstellungswege. Für jede Fassung müßten verschiedene Gewindedrückmaschinen vorhanden sein, obgleich die auf ihnen herzustellende Stückzahl nur der zehnte Teil derjenigen sein könnte, die bei normalisiertem Gewinde zu fertigen wäre. Dementsprechend wäre eine größere Anzahl von Maschinen, größerer Fabrikraum, größere Lager, prozentual mehr Arbeiter erforderlich und eine unregelmäßigere Fertigung und ungünstigere Ausnutzung des Materials usw. die Folge.

Mit einem Worte: eine ausgesprochene Massenfabrikation wäre nicht möglich und ihre eingangs erwähnten Vorteile nicht zu erreichen. Naturgemäß würde sich dadurch der Preis einer Glühlampe bedeutend teurer stellen, und der Absatz geringer sein, was Produktionsminderung und entsprechenden Arbeitsmangel nach sich ziehen müßte.

Bedeutet dieses Beispiel auch nur einen ganz kleinen Ausschnitt aus der Industrie, so zeigt es doch blitzartig die Vorteile der Normalisierung.

Wäre unsere Industrie heute bereits auf allen Gebieten so normalisiert wie in der Glühbirnenerzeugung, so wäre vieles besser. Unsere Produktion wäre billiger

und sparsamer. Und unsere ganze Lebenslage, die sich in der Valuta spiegelt, wäre sicherer, weil unsere Produktion größer wäre.

Es ist also ganz erklärlich, daß sich die deutsche Industrie (auch die ausländische!) nach dem Kriege auf die Normalisierung geworfen hat. Auf allen Gebieten setzte eine rege Vereinheitlichungsarbeit ein. Gleichzeitig hiermit aber entstand die Gefahr einer unverantwortlichen Kräftezersplitterung. Denn es würde eine Vergeudung nationaler Energie bedeuten, wenn jeder Betrieb, jeder Verein, jede Behörde für sich an die Vereinheitlichung der jeweils herzustellenden oder benötigten Erzeugnisse gehen würde. Dann würde bald der Zustand eintreten, daß das, was von der einen Seite zur Norm erhoben, von der anderen Seite verworfen wird.

Der Gedanke, eine Stelle zu schaffen, welche die Vereinheitlichung zusammenfaßt, war naheliegend und führte im Dezember 1917 zur Gründung des „Normenausschusses der deutschen Industrie" (Nadi).

Der Nadi hat den Zweck:

1. die nebeneinander laufenden Normungsarbeiten einheitlich zusammenzufassen;

2. die technischen und wirtschaftlichen Vorteile der Normung zur Geltung zu bringen;

3. der deutschen Volkswirtschaft durch Ersparnisse an ausgebildeten Menschenkräften, Rohstoffen, festgelegtem Material und Verbilligung der Industrieerzeugnisse über die schweren Kriegsschäden hinwegzuhelfen.

Das vom Nadi gesteckte Ziel kann nicht durch behördliche Verfügungen, gesetzliche Bestimmungen, sondern einzig und allein auf dem Wege gemeinsamer Zusammenarbeit staatlicher Stellen, technischer Verbände und industrieller Firmen erreicht werden.

Man hat zwei Arten von Normen zu unterscheiden:

1. allgemeine Normen;

2. Sondernormen.

Die ersten gelten für die ganze Industrie gemeinsam, die zweiten nur für einzelne Industriezweige.

Die Träger des Normenausschusses sind die beteiligten Behörden und technischen Verbände. Ihre Vertreter bilden den Hauptausschuß; ihm treten alle Interessengruppen, die von der Normalisierung getroffen werden, bei. Der Hauptausschuß bietet also die Gewähr, daß der Nadi stets das Wohl der Gesamtheit, aber auch die Bedürfnisse und Eigenarten der Erzeuger- und Verbraucherkreise berücksichtigt. Der Hauptausschuß wählt den Vorstand, der zu seinen Beratungen eine Anzahl hervorragender Fachleute in den Beirat beruft. Die fachliche Einzelarbeit zur Aufstellung der Normen vollzieht sich in den Arbeitsausschüssen. In ihnen sind vertreten: Erzeuger, Verbraucher und Wissenschaft.

Wie groß das Interesse für die Normalisierung ist und welche überragende Bedeutung ihr von der Industrie zugeschrieben wird, erkennt man am besten aus der Zahl der mitarbeitenden Behörden, Vereine und Verbände. Im Juni 1919 war ihre Zahl 1000, im Dezember 1919 bereits 1400, und jetzt sollen es bereits 2000 sein.

Einen Überblick über die Arbeit und den Umfang der im Fluß befindlichen Normalisierung soll die Aufzählung der bestehenden Arbeitsausschüsse geben.

A. Arbeitsausschüsse für allgemeine Normen

1. Abflußrohre; 2. Armaturen: a) Großgas- und Wasserarmaturen, b) Hausinstallationen, c) Dampfarmaturen, d) Kleinarmaturen, e) Heizungsarmaturen, f) Indikatorhähne; 3. Bedienungselemente; 4. Drahtseile; 5. Feinmechanik; 6. Ge-

winde; 7. gezogene und gewalzte Metalle; 8. Kegel und Radien; 9. Keile; 10. Kugellager; 11. Lagerbuchsen und Schmierringe; 12. Niete; 13. Normalzahlenreihe; 14. Normaltemperatur; 15. Normaldurchmesser; 16. Normensystematik; 17. Passungen; 18. Paßstifte; 19. Rohrleitungen; 20. Sinnfälligkeit der Bewegung bei Werkzeugmaschinen; 21. Schrauben; 22. Transmissionen; 23. Walzprofile; 24. Werkstoffe: a) Eisen, b) Metalle, c) einheitliche Fachwörter; 25. Werkzeuge; 26. Zahnräder; 27. Zeichnungen.

B. Arbeitsausschuß für Sondernormen

1. Bauwesen: a) Hochbau, b) Beton- und Eisenbau, c) Straßenbaustoffe, d) Öfen und Herde, e) einheitliche Baupolizeivorschriften; 2. Brunnenbau; 3. chemische Apparate; 4. Elektrotechnik; 5. Geschäftspapiere; 6. Handelsschiffe: a) Schiffsmaschinen, b) Schiffbau, c) Elektrotechnik, d) Schiffshilfsmaschinen; 7. Hebemaschinen; 8. Ketten; 9. Straßenbahnwesen; 10. Kleineisenindustrie; 11. Kraftwagen; 12. Laboratoriumsapparate; 13. landwirtschaftliche Maschinen; 14. Lokomotivbau; 15. photographische Artikel; 16. Wagenbau; 17. Uhrenindustrie; 18. Bäckereimaschinen; 19. Beleuchtungskörper; 20. Dachpappen; 21. Fahrräder; 22. Feilen; 23. Fischereifahrzeuge; 24. Glasindustrie; 25. Holzbearbeitungsmaschinen; 26. Keramik; 27. Unfallverhütung.

Geplant sind ferner Ausschüsse für: Faßhölzer, Garnrollen, graphische Darstellungen, Grundmaße für Möbel, Textilwaren (Gütegrade), Hartgußwalzen, Wagenfedern.

Zur näheren Erläuterung der Bedeutung der Normalisierung sei das Arbeitsgebiet und der Erfolg eines Arbeitsausschusses betrachtet. Dem allgemeinen Verständnis entsprechend soll ein solches Beispiel gewählt werden, das jedem geläufig ist. Es sei das Arbeitsgebiet des Bauwesens herausgegriffen.

Der Schwerpunkt der Arbeiten dieses Ausschusses liegt in Anbetracht des Wohnungsmangels beim Hochbau. Es werden zurzeit folgende Normen ausgearbeitet: Fensterrahmen, Türen, Balkendecken, Fensterscheiben, Türgriffe, Türschlösser, Treppen, Dachrinnen, Abfallrinnen, Einstemmbänder für Fenster und Türen, Dachziegel usw.

Das bisherige wüste Durcheinander der Größenabmessungen und Arten der Teile für den Häuserbau wird dadurch beseitigt. Bisher hat jeder Architekt im großen und ganzen beliebige Abmessungen der Fensterrahmen gewählt. Jetzt soll er sich an die Normen halten. Dadurch sind z. B. die Fensterrahmenfabriken in der Lage, ihre Fensterrahmen in Massen und auf Vorrat zu arbeiten. Bisher konnten sie das nicht, weil sie nicht wußten, ob sie sie auch verkaufen können, da jeder Architekt andere Abmessungen liebte. Werden jetzt nur noch normale Fensterrahmen in die Häuser eingebaut, so benutzen alle dieselben Abmessungen. Der Fabrikant braucht also nicht auf Aufträge zu warten und kann alle Vorteile der Massenfabrikation ausnutzen. Der Verbraucher, also in diesem Falle der Häuserbauer, kann seine Fensterrahmen sofort vom Lager des Fabrikanten beziehen und braucht nicht auf die Fertigstellung der Rahmen zu warten.

Da alle Teile, die sich normalisieren lassen, auch genormt werden sollen, kann der Häuserbau bedeutend schneller erfolgen. Da der Fabrikant infolge der Massenfabrikation billiger liefern kann, wird der Häuserbau auch billiger und als Folge davon auch die Mieten.

Welch weitgehende Wirkungen die Normalisierung nur eines einzigen Teiles, wie der Fensterrahmen, auf anderen Gebieten verursacht, wird jeder Hausfrau an diesem Beispiel sofort klar. Bekanntlich empfindet es jede Hausfrau als überaus

lästig und unbequem, daß Gardinen, Portieren, Stangen für fast jedes Fenster verschieden sein müssen. Dadurch ist es ihr oft unmöglich, bei Umzügen die alten Gardinen weiter zu verwenden oder sie von einem Zimmer in ein anderes zu übertragen. Durch die Normalisierung sind die Gardinenfabriken in der Lage, einheitliche Größen von Gardinen herzustellen; sie können also nun durch Massenfabrikation schneller und billiger liefern. Die bestimmte Abmessung der Gardinengröße bedingt wiederum die normalisierte Abmessung der Webmaschinen, so daß auch diese wieder in größeren Mengen hergestellt werden können. Ferner bewirkt die Fensterrahmennormalisierung eine Normalisierung der Fensterscheiben, durch die sich auch für die Fensterscheibenfabriken dieselben Wirkungen wie für die Gardinenfabriken ergeben.

Man darf aber nun nicht denken, daß alle Häuser in Zukunft gleiches Fenster haben werden, denn dann wäre dem künstlerischen Wirken des Architekten bald eine Grenze gesetzt. Die Normalisierung der Fensterrahmen soll nicht nur e i n e Größe ergeben, sondern eine ganze Reihe verschiedener Größen (Typen). Die Normalisierung zieht stets die Typisierung, d. h. die Ausbildung verschiedener Größen desselben Gegenstandes in beschränkter Anzahl nach sich.

Wie auf dem Gebiete des Häuserbaues die Normalisierung viele Industriezweige einbezieht, so bedingt die gesamte Normalisierung der Industrie ein weitverzweigtes, engversponnenes Netz von Normalien. Viele Normungen bilden Gegenstand ganz neuer Studien oder ergeben neue Gesichtspunkte für wissenschaftliche Betrachtungen, auf manchen Gebieten hat die Normalisierung eine große Literatur hervorgerufen.

Jeder einzelne kann dazu beitragen, an dem Wiederaufbau behilflich zu sein, wenn er es vermeidet, Waren zu fordern, deren Herstellung nur Rohstoffverschwendung bedeutet, oder wenn er Sonderwünsche, deren Befriedigung Einzelherstellung bedingt, vermeidet.

Besonders auf dem Gebiete der Bekleidung, die der stark wechselnden Mode unterworfen ist, wird viel Rohstoff und Arbeit vergeudet. Hier eine Einschränkung des Wechsels und der Herstellung zu erzielen, ohne in Eintönigkeit zu verfallen und ohne Zehntausende von Arbeitern beschäftigungslos zu machen, wird volkswirtschaftliche Vorteile von nicht zu unterschätzender Bedeutung aufweisen. Der Modeindustrie sind viele Nebenindustrien angeschlossen (Stoffe, Spitzen, Federn, künstliche Blumen, Filze, Strohborten, Bänder, Samte, Seiden, Wachsfiguren, Stickereien, Garne, Knöpfe, Posamenten, Pelze u. a. m.), in denen vieles zu normalisieren sein wird.

Durch eine solche Normalisierung wird immer weiteren Kreisen die Massenfabrikation ermöglicht, die Produktion vervielfältigt, der Gesundung der Valuta und damit dem Wiederaufbau Deutschlands und der ganzen Weltwirtschaft der Weg gewiesen.

William Bayard Hale und Woodrow Wilson

Von

Herman Harris Aall-Kristiania

Es besteht kaum ein Zweifel darüber, daß Präsident Thomas Woodrow Wilson ein Problem für den Historiker geworden ist. Nicht seine Eitelkeit, nicht sein unpersönlicher Nachahmungstrieb, z. B. daß er es darauf angelegt hatte, Washington nachzuahmen und, um dieses zu erreichen, seinen ersten Vornamen unterschlagen hat, so

daß der Name — Woodrow Wilson — jetzt dieselbe Anzahl Buchstaben — 13 — aufweisen kann wie der seines berühmten Vorgängers in der Namensform, die Geo. Washington gewöhnlich benutzte. Auch nicht, daß er seine Reise nach Paris antrat und dort mit einem Pomp auftrat, der den Geist des Sonnenkönigs dazu hätte bringen können, Umlegung des französischen Revanchegedankens von Osten nach Westen zu fordern. Ebensowenig, daß seine Küche Zeugnis ablegte für einen so hoch entwickelten kulinarischen Sinn, daß nicht einmal die französische Kochkunst ausreichte, und es nötig wurde, ihn mit einem eigenen Stabe besonders geübter amerikanischer Oberküchenmeister auszusteuern, die mit dem Geschmack amerikanischer Milliardäre vertraut waren. Ja, nicht einmal sein Streben nach dem Range eines Friedensfürsten, einer verbesserten Auflage von Jesus Christus. Daß er hierbei den Platz auf dem ersten Präsidentenstuhl der Welt dem an einem Kreuz vorzog, werden die meisten begreiflich finden, und daß er auf der andern Seite wünschte, eine Friedensära in der Welt einzuleiten, mit der Tafel der Geschichte über sich: Ille fecit! — es war Wilson, der dieses tat — das ist so außerordentlich verständlich, denn das würde ja mehr gewesen sein, als irgendein anderer Präsident in oder außerhalb Amerikas ausgerichtet hatte. Auch die anderen Seiten seines Privatlebens sind kein größeres Problem. Alle diese verschiedenen Schwachheiten sind leider allzumenschlich, sind durchaus nicht der Rede wert. — Ein Problem wird Wilson erst damit, daß seine Reden bisweilen einer menschlichen Weisheit Ausdruck geben, die einfach und allgemeingültig klingt, und die erhebend wirken würde, wenn sie echt gefühlt wäre — während seine Handlungen in peinlichem Widerspruch stehen zu seinen offiziellen Grundsätzen. Es ist kaum nötig, an die vielen Beispiele hierfür zu erinnern — an seinen Protest dagegen, daß europäische Staaten Kriegsmaterial an eine der streitenden Parteien in Mexiko sandten, als gegen eine völkerrechtswidrige Handlung, im Jahre 1912, wenn man es nicht auch der andern Partei — die Wilson unterstützte — senden könnte — und seine eigene entsprechende Lieferung an die eine der europäischen Kriegsparteien 1914 und später. An seinen Export von Kriegskonterbande, durch den der Krieg weitergeführt werden konnte, trotzdem er völkerrechtlich die Möglichkeit hatte, ihn zu verbieten — gleichzeitig damit, daß er Gebetstage anordnete, daß der Krieg endigen möchte. An sein Wahlprogramm im Sommer 1916, die Vereinigten Staaten unbeteiligt am Kriege zu halten, mit dem Schlagwort, daß kein Weg, den er gehen würde, zum Krieg führen könnte — gleichzeitig damit, daß er heimlich ein Komitee der größten Finanziers und Kriegsindustriellen einsetzen ließ, um den Entwurf für die Ausnahmegesetze, die das Eintreten der Vereinigten Staaten in den Krieg veranlassen mußte, auszuarbeiten usw. usw. — eine lange Reihe von Handlungen, die in einer der dunkelsten Begebenheiten, welche die Weltgeschichte kennt, gipfelten: in dem Waffenstillstand vom 11. November 1918 mit Wilsons 14 Punkten vom 8. Januar 1917 als Hauptbedingungen, in der Auslieferung der Waffen von seiten der Zentralmächte mit Bezugnahme auf diese 14 Punkte, und dann in der Blockade, die das sterbende Volk zwang, sich selbst dem Versailler Frieden auszuliefern, in dem alle diese 14 Punkte verraten waren.

Das Verblüffende ist nicht, daß die Welt betrogen werden will, oder daß es Betrüger gibt, die bereit sind, diese Willigkeit auszunutzen. Das Verblüffende bei Wilsons historischer Erscheinung ist, daß er sich zum Wortführer für gerade das Entgegengesetzte gemacht hat, für hohe Rechtsgedanken, die aus dem Weltbetrug, dem Unglück, dem politischen Wahnsinn führen sollten. Er ist vorgetreten als Träger von Licht, von dem er selbst nicht erleuchtet war, als Sprachrohr für Gedanken, von

denen er selbst nicht geleitet wurde, als Herold einer Rechtsordnung, die er selbst betrog. Wie ist dies nun möglich geworden?

Eine der wichtigsten Antworten wird durch den Namen William Bayard Hale gegeben.

Dr. Hale ist Hauptvertreter für eine der ältesten britischen Familien in Amerika. Seine Stammeltern waren ausgewanderte britische Quäker, die hundert Jahre vor der amerikanischen Revolution nach Pennsylvanien zogen. Er erhielt eine sorgfältige theologische Ausbildung, wurde Pfarrer und hochangesehener Geistlicher und war zum Bischof ausersehen, als er seine Gemeinde und seinen umfassenden Bekanntenkreis in Erstaunen versetzte dadurch, daß er seinen Abschied nahm. Während seiner geistlichen Wirksamkeit hatte er umfassende wissenschaftliche Studien gemacht und sich allmählich aus der dogmatischen Religionsauffassung herausgearbeitet. Es war kein Übergang zur Gottesleugnung, es war Ausdruck der tiefsten und höchsten Religiösität: des ehrlichen Mannes Wille, bei seinem Wirken in voller Übereinstimmung mit sich selbst zu sein, vor allen Dingen, wenn dieses Wirken darin besteht, ein Führer für religiöse und moralische Werte zu sein; und des weitschauenden Mannes Drang, die Gesichtspunkte religiöser Moral auf einem breiteren Lebensfelde durchzuführen, als der Rahmen der christlichen Gemeinde es anweist. So trieb er Rechtsstudien, erwarb die juristische Doktorwürde und wurde Verfasser von rechtswissenschaftlichen Arbeiten, hielt Vorlesungen an der Universität Oxford, die diese unter dem Namen „The Making of the American Constitution" veröffentlichte — wurde Herausgeber von „The World's Work", „The Philadelphia Public Ledger", Mitredakteur von „New York Times" usw. usw. Seine ungewöhnliche Einsicht und sein außerordentlicher Takt brachten ihn in die diplomatische Wirksamkeit hinein, er wurde diplomatischer Berater der Regierung der Vereinigten Staaten, nacheinander während fünf wechselnder Leiter, und wurde im Jahre 1913 als Präsident Wilsons besonderer privater Gesandter nach Mexiko geschickt, entsagte dem Auftrag aber im Jahre 1914.

Hinter Wilsons besten Grundsätzen und Äußerungen stand Dr. Hale.

Jeder gesunde Mann wünscht Einfluß in der Welt auszuüben, um das Verkehrte was er sieht, zu berichtigen. So ist die Natur des Mannes. — Je größer die Begabung, desto stärker macht dieser Drang sich geltend. In dem irreligiösen Sinne tritt dieser Drang auf, gebunden von dem Streben nach persönlichem Gewinn. Der Ethiker sucht umgekehrt, so weit wie möglich, dahinter zurückzutreten. Er will nicht die Idee an seine Person fesseln, sondern die Lösung der Aufgabe die ganze Aufmerksamkeit auf sich sammeln lassen. — Wenn Platon recht hat darin, daß ein Staat erst dann richtig regiert wird, wenn der der Regierung vorsteht, der es nicht tun will, so hat Dr. Hale doch viel gesündigt. Er wollte nicht selbst in den Vereinigten Staaten in den Vordergrund treten. Es war ihm zu viel um die Sache und zu wenig um seine Person zu tun, möglicherweise widerstrebte es ihm völlig — sein ganzes Ziel war, dazu beizutragen, daß richtig regiert wurde und für dieses Ziel Einfluß zu gewinnen. Aber es gab so viele andere, die für ihr Leben gern zu den höchsten Würden gelangen wollten, z. B. Thomas Woodrow Wilson.

Wilson war damals an der Universität Princeton in New Jersey Rektor geworden. Es war nicht bekannt geworden, daß sein Doktorgrad ein kleiner Schwindel war, daß er ihm nämlich nie verliehen war. Sonst wäre er wohl kaum zur Rektorwürde und damit auch nicht zur Präsidentenwürde gekommen: das Rektorat Princeton war die Stufe für seinen Aufstieg zum Präsidentenstuhl. — Dr. Hale wurde mit ihm bekannt und gewann den Glauben, daß dieser ehrgeizige Mann verwendbar wäre. Er hatte vermutlich die Oberflächlichkeit des unbedeutenden Wilson erfaßt, seine

eigene Überlegenheit gekannt und mit seiner Fähigkeit, Einfluß auf Wilson auszuüben, gerechnet. Er hatte soweit auch recht. Wilson nahm eine reiche Sammlung von politischen Gedanken und moralischen Ideen in sich auf, die Dr. Hale für ihn zurechtlegte. Zu diesem Zeitpunkt hat Dr. Hale indessen kaum Übersicht darüber gehabt, welche starke Interessen gerade für Wilsons Wahl schon damals — im Jahre 1912 — wirksam waren — wie es z. B. aus Admiral Fishers Erinnerungen hervorgeht. Dr. Hale hat vermutlich Oberst House gekannt und wohl auch dessen wahrscheinliche Verfasserverantwortung für das Buch „Philip Drue, The Administrator", das ein politisches Programm für die Vereinigten Staaten aufstellt. Es kam heraus im selben Jahre, in dem Wilson zum ersten Male zum Präsidenten gewählt wurde, 1912, und sein Plan wurde mit verblüffender Genauigkeit befolgt. Oberst Houses Plan war der festeste Zusammenschluß zwischen den Vereinigten Staaten und England und Spaltung zwischen England und Deutschland. Sein Vater war ein sehr unvollständig amerikanisierter Engländer, er selbst in England erzogen, zusammen mit Lloyd George, und Schüler von dessen Vater. — Als die englische Politik sich über Wilsons britische Gesinnung und psychologische Brauchbarkeit vergewissert hatte und ihn für die Präsidentenstellung in den Vereinigten Staaten bestimmt hatte, übernahm House es u. a. die Wahlangelegenheit zu ordnen. — Es haben also gleichgerichtete Kräfte gearbeitet, Wilson zum Präsidenten zu machen, aber auf verschiedenen Voraussetzungen. — Mit seinem Einfluß in und außerhalb der Presse suchte Dr. Hale nämlich jetzt, Wilson hervorzuziehen, er lenkte die Aufmerksamkeit auf ihn, er wirkte mit einer großartigen Phantasie und ungeheurer Arbeitskraft, um ihn zum Präsidenten einzusetzen. Das meiste von dieser Arbeit wurde denen nicht bewußt, die selbst bestimmt wurden von den Richtlinien, die Dr. Hale aufstellte. Für die Öffentlichkeit liegt der Ausdruck für sein Streben vor in dem Buche „Woodrow Wilson, The Story of his Life", das er herausgab, und seinen geistigen Einfluß über Wilson bezeugt seine Arbeit „The New Freedom", die unter Wilsons Namen geht, ohne daß Wilson eine Zeile davon geschrieben hat, wohl kaum etwas von ihren Gedanken gedacht hat. Ideen, die Dr. Hale in Wilson hineinarbeitete, gab dieser wieder in Reden, die wiederum von Dr. Hale aufgezeichnet und in Wilsons Namen publiziert wurden. Der Sachverhalt war indessen so bekannt, daß Wilson selbst es für nötig hielt, in einer Vorrede zu erklären, daß er nicht der Autor des Buches wäre, obwohl es seinen Namen trüge.

Durch Wilson gewann so Dr. Hale zu einer Zeit den moralischen und rechtlichen Einfluß, nach dem er strebte. Aber eine unselbständige Person ist in dreifacher Hinsicht eine Gefahr: sie wird nicht nur in nützlicher Richtung beeinflußt werden können, sondern auch in schädlicher. Sie wird ferner nicht tiefer von irgendeiner Einwirkung ergriffen werden, wird sich nicht moralisch gebunden fühlen von irgendeiner eigenen Überzeugung oder einem eigenen Standpunkt, sondern wird alle Standpunkte beurteilen als Rollen, die man aufnimmt oder zur Seite legt, je nach den Erfordernissen der Lage. Endlich wird ihre Eitelkeit ihr Selbständigkeitsmucken geben, die sie halsstarrig machen an unbegründeten Stellen, während sie haltlos bleibt, wo sie fest sein sollte.

Natürlich sammelten sich die Schmarotzer um Wilson wie die Geier um das Aas. Das ist das Schicksal eines jeden Machthabers. Die erfahrene britische Politik wußte damit zu rechnen. Die britische Regierung engagierte J. Pierpont Morgan, der Bank-, Finanz- und mächtige Industriekreise umfaßte, um britische Interessen in Amerika zu wahren. In einer Rede im Parlament bekräftigte Lloyd George, daß Englands außerordentlicher Gesandter in den Vereinigten Staaten bei einer bestimmten Gelegenheit, „D. A. Thomas, würde zusammenarbeiten mit den Herren Morgan & Co.,

akkreditierten Agenten der britischen Regierung". Morgans Beinamt in den Vereinigten Staaten ist darum auch: „Groß-Britanniens Munitionsagent." Diese Kreise hatten allen Grund, Einfluß auf den Präsidenten zu suchen. Es waren viele Kräfte in den Vereinigten Staaten an der Arbeit, den Präsidenten zu bewegen, den Export von Munition zum Stillstand zu bringen. Aber als britischer Agent für den Einkauf von Sprengstoffen bekam Morgan 2 Prozent Provision von der britischen Regierung. Bis zum Eintreten der Vereinigten Staaten in den Krieg hatte er Einkauf von Sprengstoffen für ungefähr 2 Milliarden Dollars vermittelt und 40 Millionen Dollars oder ca. 170 Millionen Mark, berechnet nach dem Dollarkurs vor dem Kriege, Provision erhalten. Die meisten würden große Anstrengungen machen, zu einem Kompromiß mit ihrem Gewissen zu gelangen, um eine solche Summe einzustecken. Und hierin ist der Profit des Verkaufs der Sprengstoffe selbst, wobei Pierpont Morgan ein Hauptaktionär war, nicht mitgerechnet — dann kam noch dazu Provision der russischen Anleihe und des 500-Millionen-Dollar-Darlehns an England und Frankreich. Pierpont Morgan arbeitete wahrhaftig nicht umsonst. Es galt also für diese Kreise, Einfluß auf den Präsidenten zu gewinnen und den Einfluß der andern auszuschalten, und der Weg dazu war, ihn über d i e Kreise zu gewinnen, die die öffentliche Meinung bestimmten, d. h. vor allen Dingen über die Presse.

Am 9. Februar 1917 hielt M. Calloway im Kongreß der Vereinigten Staaten eine Rede, worin er u. a. mitteilte: „Im März 1915 traten die Häupter der verschiedenen Morgan-Interessen: die Stahl-, Schiffbau- und Sprengstoff-Interessen mit ihren untergeordneten Organisationen zusammen, 12 Mann hoch, in der Pressewelt hervor mit dem Ziel, die einflußreichsten Zeitungen in den Vereinigten Staaten auszuwählen, und zwar hinlänglich viele, um eine allgemeine Aufsicht über die politische Haltung der Tagespresse auszuüben. Bei der Arbeit mit dieser Aufgabe fanden sie 179 Blätter heraus und begannen dann, sie zu durchmustern und nur die zurückzubehalten, die notwendig waren für das Ziel, die politische Haltung der Tagespresse über das ganze Land zu beaufsichtigen. Sie fanden, daß es nicht notwendig war, die Kontrolle über mehr als 25 der größten Blätter zu gewinnen und einigten sich über die 25. Dann sandten sie Agenten aus zu diesen Blättern, um ihre politische Haltung in nationalen und internationalen Fragen zu kaufen. Ein Vertrag wurde abgeschlossen: die politische Haltung der Blätter wurde gekauft, und die Bezahlung sollte monatlich erlegt werden. Jedes Blatt wurde mit einem besonderen Redakteur versehen, der aufzupassen und sachdienliche Mitteilungen zu redigieren hatte, welche die Kriegsbereitschaft der Staaten angingen oder ihre militärische und finanzielle Politik und andere Anliegen nationaler oder internationaler Natur, welche die Käufer für besonders wichtig für ihre Interessen ansahen. Dieser Vertrag besteht noch heute (9. 2. 1917), und das ist der Grund dafür, daß unseres Landes Tagespresse mit neuen Spalten angefüllt worden ist über alle Arten von Argumenten für Kriegsvorbereitungen und darüber, wie unzulänglich die Vereinigten Staaten gegenwärtig ausgerüstet sind in Heer und Flotte und über die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit, daß die Vereinigten Staaten von fremden Feinden angegriffen werden würden.

Diese Politik umfaßt auch die Unterdrückung von allem, was den Wünschen derer, deren Interessen jene Blätter dienen, widerspricht. — Wie effektiv der Plan gewirkt hat, zeigt der Charakter des Spaltenstoffes, den die Tagespresse seit März 1915 über das ganze Land zu Markte getragen hat. Sie haben jedes notwendige Mittel benutzt, um die öffentliche Meinung zu einer Handelsware zu machen, und haben die Nationalversammlung zu außerordentlichen und vernichtenden Bewilligungen für Heer und Flotte gezwungen unter dem falschen Vorwand, daß es nötig

war. Ihr Hauptargument ist gewesen, daß der Patriotismus dies forderte. Sie spekulieren auf jedes Vorurteil und jede Leidenschaft im amerikanischen Volke." — In dieser Weise wurde also von den Kriegsinteressenten für den Krieg gearbeitet.

Wilson kam schnell und völlig unter den Einfluß dieses Kreises. Nicht nur durch persönlichen Umgang mit seinen Mitgliedern, sondern durch die Presse, die Banken, die Macht der Industriefürsten. Es war leicht genug, das Ergebnis dieser leeren Seele auszurechnen. Er befand sich wohl als Präsident und wollte so gern 1916 wiedergewählt werden. Sollte es glücken, so mußte er die Unterstützung jener Geldkreise haben. Präsident in den Vereinigten Staaten zu werden, ist eine Geld- und eine Pressefrage, die wiederum eine Geldfrage ist, so sicher wie der Krieg es ist. Gegen diese Kreise könnte er nichts ausrichten, meinte er. Er wurde von keinem kategorischen Imperativ ethischer Gefühle geleitet. Der Gedanke der Übereinstimmung mit den Milliardärfürsten und das Gefühl der Unterstützung durch sie stimmten aufs beste mit seinen inneren Unselbständigkeitsinstinkten überein. Wer die Frage aufwirft, wie seine Herren es denn zulassen konnten, daß er sich so mit idealen Programmen verpflichtete, der mißversteht von Grund auf: gerade diese Herren hatten den besten Gebrauch für jene Programme. Man konnte durchaus niemand anderen benutzen als einen, der die Gabe hatte, die Faktur des Ideals auf den Sprengstoffexport zu setzen. Niemand kleidet sich eifriger in das Gewand des Lichts als der, der einen Pferdefuß zu verbergen hat. — Ja, Wilson mitsamt seinen sämtlichen Idealen war vollkommen unentbehrlich für Pierpont Morgan & Co., ebenso gewiß wie sie für ihn.

Es wurde Dr. Bayard Hales Schicksal, einen Charakter zweiten Ranges mit edlen Phrasen ausgerüstet zu haben, wo er gehofft hatte, seinem Lehrling edle Motive einzupflanzen.

Die Zusammenarbeit zwischen ihnen hätte möglicherweise fortgesetzt werden können, wenn Dr. Hale käuflich gewesen wäre. — Die britische Regierung entdeckte bald Dr. Hales Bedeutung und suchte ihn sich zu sichern: Sie bot ihm an, die Propaganda für England in den Vereinigten Staaten zu übernehmen. — Diese Propaganda zielte darauf, das Feuer des Weltkrieges mit Sprengstoffen zu unterhalten und die Vereinigten Staaten in ihn hineinzuziehen. — Dr. Hale schlug ab. Sein Streben ging darauf aus, für Frieden zu wirken und sein Heimatland neutral zu erhalten. Danach richtete die Deutsche Regierung dieselbe Aufforderung an ihn. Dr. Hale vergewisserte sich, daß es Deutschlands Absicht war, zum Frieden zu gelangen und Frieden mit Amerika zu bewahren. Den Auftrag, hierfür zu wirken, übernahm er.

Aber damit war der Bruch mit Wilson vollzogen. Da die Wirkung der öffentlichen Meinung, welche die gekauften Zeitungen hervorgezaubert hatten, sich geltend machte, und Wilson als ihr Untertan die Vereinigten Staaten allmählich in den Krieg geleitet hatte unter einem Vorwand, wie es aus seiner eigenen Erklärung vom 19. August 1919 an Senator Mac Cumber hervorgeht, wurde Dr. Hale in New York gefangengesetzt wie Debbs und viele andere ehrenwerte Männer der Staaten. Für Frieden gesprochen zu haben, wurde ein Verbrechen. Debbs bekam 10 Jahre Gefängnis — er hatte mit Wilson um den Präsidentenstuhl konkurriert. Hale hatte nicht Anschluß an irgendeine Partei gesucht, er hatte nur für bestimmte Ideen gestritten. Man erreichte genug, indem man ihn knebelte mit Hilfe von „The espionageact".

In dieser Zeit schrieb Dr. Hale ein merkwürdiges Buch: „A Psychoanalytic Study of Woodrow Wilson. The Story of a Style." Das Buch ist abgeschlossen am 26. September 1919, bevor Wilson krank wurde. Zu dieser Zeit hat Dr. Hale

schon die psychopathischen Züge bei Wilson entdeckt. Er nimmt eine psychologische Divisektion des Präsidenten vor, mit kühlster Gelassenheit und beweist, daß gewisse geistige Abnormitäten an ihm vorhanden sein müssen, nach seinem Stil zu schließen: Wilsons Hang zu „echolalia", Wiederkäuen desselben Wortes oder derselben Wendungen, Laut-Assoziationen auf Kosten des logisch Richtigen und die verbale Unbehilflichkeit auf Grund von Zwangsvorstellungen, hervorgebracht bei Lautgleichheit. Oder seine mangelnde Fähigkeit, zu lernen oder sich gewisser Tatsachen, sogar von größter Leichtfaßlichkeit, zu erinnern. Selbst bei seiner Vortragsrundreise im September 1919 fuhr der Präsident z. B. fort, die Mitteilung zu wiederholen, daß „der Kronprinz von Österreich-Ungarn in Serbien ermordet wurde" usw. Der Verfasser hält sich ganz frei von unakademischer Charakteristik. Es ist kein Zeichen von Unwillen, nicht einmal von irgendwelcher Leidenschaft in der Charakteristik enthalten, selbst wenn es einem gelegentlich scheint, als ob man ein ironisches Lächeln zwischen den beherrschten Wendungen sieht. Die ganze Leidenschaft des Buches ist gesammelt in einer so eingehenden Verstandes-Analyse, daß kaum ein gleichwertiges Seitenstück zu ihr zu finden ist. Die Analyse ist nicht gebunden an irgendeinen einzelnen Gesichtspunkt, das Problem wird beleuchtet durch eine umfassende Kenntnis auf den Gebieten des Geisteslebens. Als Apparat zur Beurteilung des Individuums Wilson nutzt der Verfasser ein psychologisches Wissen aus, das weit hinausgeht über die Individualpsychologie, und gibt Ausblicke über völkerpsychologische Probleme. Kapitel wie das über „Symbolism", „Concerning Popular Repute" und das letzte „The Story of the League of Nations", „Speeches" sind Beiträge zur Völkerpsychologie von einem tief seelenkundigen Menschenkenner.

Es ist eine unstörbar ruhige und sorgfältig schulgerechte Sprache eines Gelehrten, die man überall in dem Buche hört. Das Problem hat ihn interessiert, und um es zu lösen, hat er seine Darstellung ausgearbeitet. Und trotzdem hege ich den Verdacht, daß bei der Verfasserschaft eine Enttäuschung mitgewirkt hat. Wer gibt sich sonst damit ab, ein ganzes Buch über den Stil einer andern Person zu schreiben? Knapp wohl über den Stil eines Shakespeare, Goethe, Dostojewski — aber über Mr. Wilsons Stil, über ihn, von dem der Verfasser selbst sagt, daß er nicht irgendeinen höheren Grad von Intelligenz darstellt, aber zweifellos verschiedene Zeichen von Minderwertigkeit trägt? — Ich kann nicht von dem Eindruck loskommen, daß Dr. Hale getrieben worden ist, teils von einer Enttäuschung, teils von einer Selbstanklage, daß er gesucht hat, Schaden zu bessern, von dem er fühlt, daß er eine gewisse Verantwortung dafür trägt.

Damals, als er die Bekanntschaft Wilsons machte, hat Dr. Hale ihn zwar verhältnismäßig leicht durchschaut, mit der inneren Sicherheit des überlegenen Mannes versucht, zu bestimmen, in welchem Grade Wilson verwendbar war für die sozialen und internationalen Ziele, in denen Dr. Hale seine Aufgabe sah, und denen Wilson, als Professor für politische Geschichte, seiner Stellung nach dienen sollte — Es ist nicht der selbständige Mann aus einem Guß, der sich dazu eignet, von anderen benutzt zu werden, auch ist er es nicht, der den größten Einfluß als Politiker ausübt. Dr. Hale hat gewußt, daß er selbst politische Werte hervorzubringen hatte, er fand Wilson und wählte ihn als sein Organ. — In den 14 Punkten spuken Dr. Hales Ideen durch Wilsons Worte. Mit dem Versailler Frieden fügte Wilson ihnen die Todeswunde zu.

Wäre Wilson eine Persönlichkeit von moralischem Inhalt gewesen, ein Mann von Überzeugung, eine religiöse Natur, ergriffen von einer großen Idee oder starken Leidenschaft, so stark, daß er sogar das Leben dafür gewagt haben würde, so würden

weder die Vereinigten Staaten in den Krieg gekommen sein, noch der Betrug von Versailles stattgefunden haben. Zweieinhalb Jahre lang war die Schlächterei in Europa unter lebhaftester Unterstützung von Amerika vor sich gegangen, als die Vereinigten Staaten offiziell Teilnehmer an ihr wurden. Wenn Wilsons Friedenssinn auf ehrlichem Schmerz über die Schrecken des Krieges beruht hätte, hätte er sie ohne Mühe zum Stillstand bringen können. Ein Friedensvorschlag von Deutschland, so entgegenkommend, daß selbst der amerikanische Gesandte in Berlin, Gerard, ihn annahm und ihn persönlich an Wilson übermittelte — September 1916 — wurde zur Seite geschoben und nie beantwortet. Nicht auf Frieden ging seine Politik. Sie war die ganze Zeit darauf gerichtet gewesen, den Profit von Europas Selbstmord für Amerika auszunutzen, und hatte dafür gewirkt, Amerika vorzubereiten, in den Krieg einzutreten. In der Zwischenzeit hielt Wilson Reden, er sprach schöne Worte über Frieden, er schuf sich Weltberühmtheit als Redner über Frieden, während er den Krieg unterstützte — und wurde ein Beispiel für Bismarcks Wort, daß ein guter Redner nie ein guter Staatsmann wird.

Wilson hat sich entschleiert als ein gefährlicher Mann, und Dr. Hale entdeckte, daß er dazu beigetragen hatte, das Unglück, das Wilsons Name in der Geschichte bedeutet, herbeizuführen. Das hat Dr. Hale versucht, mit seinem Buche wieder gutzumachen. Er erreichte auch sein Ziel. Sein Buch und seine Tätigkeit trugen dazu bei, die neue Wahl Wilsons zu verhindern und seine Politik niederzuschlagen.

Wilson ist fertig. Es ist nichts Tragisches an ihm. Er hat seine Stellung bestmöglichst ausgenutzt, um die materiellen Werte, welche die Menschen zu begehren pflegen, zu erhalten, er tritt auf als Verkörperer einer der tiefsten Enttäuschungen der Menschheit und tritt ab von seiner Stellung ohne die Achtung der Welt.

Aber mit eigentümlichen Gefühlen denkt man an die Persönlichkeit, die hinter Wilson stand und durch ihn für eine höhere Moral in der Politik zu wirken suchte. Alle Staaten haben einen Überfluß von Ehrgeizigen, die so brennend gern zu Einfluß kommen, beachtet werden und den Vorteil hoher Stellungen ernten wollen. Deren gibt es wenige, die eine Sache auf dem Herzen haben und Abstand nehmen wollen von Vorteil, Stellung, Macht, wenn die Sache es erfordert. Aber außerordentlich selten sind die, die nicht solche Werte erstreben, sondern versuchen, unbemerkt für der Menschen Wohl wirken zu können. Das war Dr. Hales Ziel. Und trotzdem wurde das Ziel nicht erreicht. Verzicht auf jeden persönlichen Vorteil bei einem Streben gibt nicht vermehrte Sicherheit dafür, daß es glücken wird. Eher umgekehrt. Man tut nicht ungestraft etwas Gutes hier in der Welt — ist das Ziel hinlänglich hoch, kann es einen sogar ans Kreuz bringen. Dr. Hales Wirksamkeit brachte ihn in eine Gefangenschaft, die erst bei Amerikas Friedensschluß mit Deutschland aufgehört hat.

In Petersburg vor hundert Jahren

Aus einem Tagebuch

Von

Fanny Tarnow

Herausgegeben von Adolf Thimme

Vorbemerkung

Die Verfasserin dieses Tagebuches, 1779 in Güstrow geboren und seit Beginn des 19. Jahrhunderts schriftstellerisch tätig, entwickelte sich zu einer der anziehendsten Frauengestalten der jüngeren Romantik. In der Zeit von 1810 bis 1830 gehörte sie zu den gelesensten Romanschriftstellerinnen, aber gefeierter noch als ihre Feder war ihre Persönlichkeit. Denn sie hatte das Talent — ähnlich wie Caroline Schlegel oder Rahel Varnhagen — durch geist- und gefühlvolle Unterhaltung ungesucht zu einem geselligen Mittelpunkt zu werden. Später hatte sie das Unglück, nicht nur ihren Ruhm zu überleben, sondern nach ihrem Tode durch eine weder von Irrtümern noch von Bosheiten freie Biographie völlig in Mißkredit zu geraten. Die Biographin — es war ihre eigene Nichte Amely Bölte — hat zwar auch Tagebücher ihrer Tante benutzt, aber mehr zur Verunglimpfung als zur Charakteristik. Diese Tagebücher hat sie dann vernichtet: man sollte ganz auf ihr schiefes und ungünstiges Urteil angewiesen sein. Aber andere Tagebücher haben sich jetzt im Nachlaß der jüngeren Freundin der Tarnow, der Luise v. François, vorgefunden. Von ihnen ist das hier im Auszuge vorgelegte Petersburger Heft das älteste. Fanny Tarnow war nach dem Tode ihrer Mutter und nach einem Besuch bei ihrer Freundin Elise Schleiden in Aschberg am Plöner See der Einladung einer andern Freundin gefolgt, die in Petersburg an einen Kaufmann Henschel verheiratet war. Sie hatte die Hoffnung, sich dort eine dauernde Existenz gründen zu können, mußte aber, da sie das Klima schlecht vertrug, noch vor Ablauf eines Jahres zurückkehren. Sie wohnte dort zunächst bei ihrer Freundin Lotte Henschel, dann aber, als sie sich mit deren Manne nicht stellen konnte, bezog sie eine eigene Wohnung im vornehmsten Stadtviertel. Sie verkehrte zunächst in wohlhabenden Bürgerfamilien, bald aber auch mit Künstlern und Gelehrten, sowie in adligen und Hofkreisen, und schrieb von dort vortrefflich orientierende Berichte für das Cottasche Morgenblatt. Diese erzählen vieles von ihren äußeren Erlebnissen; das Tagebuch hat sie besonders ihren Stimmungen, Gefühlen, Herzenserlebnissen vorbehalten. Es ist dabei zu beachten, daß sie damals 37 Jahre alt war. Sie hatte außer vielem häuslichen Kummer eine zehnjährige leidenschaftliche, anfangs auch erwiderte Liebe zu Ernst Moritz Arndt durchgemacht und hatte sich schließlich durch eine innige Seelenfreundschaft mit Eduard Hitzig in Berlin zu trösten gesucht. — Im übrigen wird man jetzt auch mit wehmütigem Interesse gewahr, in welchem Grade damals in guten und besten Kreisen das Deutschtum in Petersburg überwog und in Ansehen stand.

Aus dem Tagebuch von Fanny Tarnow

Imilianowka, d. 8ten August 1816.

Mit einer schmerzlichen Bewegung fange ich heute dies neue Heft meines Tagebuches an, mit dem Vorgefühl, daß ich nur still bewölkte, einförmige Lebenstage ohne Sonnenschein darin anzuzeichnen haben werde. Ich weiß selbst nicht, was mich so trübe macht, und eben daher fürchte ich es als Vorempfindung. Indessen fange ich schon an mich zu gewöhnen, und ich würde meine hiesige Lage und unsre Lebensweise recht ruhig anblicken, wenn mich nicht die Sorge für meinen Unterhalt quälte. Lotte[1]) ihre Lage ist in dieser Art viel anders als ich sie mir dachte; beschränkt von außen, aber noch viel beschränkter durch den Geist ihrer häuslichen Verhältnisse, der ganz der eines Stubenvogels oder einer brütenden Henne ist. Mein Geld ist in Hamburg fast alle geworden — wenn ich mich auch noch so beschränke, so werde ich doch immer einige Bedürfnisse haben, und wie die befriedigen, wenn ich ganz ohne Umgang, ohne Bekanntschaften und also auch ohne Mittel zum Erwerb bleibe? — Dabei keine Bücher, kein Briefwechsel, der hier viel zu theuer für mich ist, kein eignes Zimmer — —

Ich weiß nicht, ob Gott mir die Gelegenheit zuführen wird, in dieser Lage Gutes zu üben und den Geist durch Liebe und mit Liebe thätig angeregt zu fühlen. Allein Böses und Verkehrtes wird sich mir auch nicht nahen. Es ist mir nur so ganz neu, das Gefühl, daß man glücklich sein kann, und darum hat die Erinnerung an Aschebergs[2]) so viel Gewalt über mich — es waren meine ersten, meine einzigen glücklichen Lebenstage, und daher muß ich nun noch immer so still und heimlich weinen, wenn ich an sie gedenke, vorzüglich Abends vor dem Einschlafen. Ich bete dann oft mit solcher inneren Angst zu Gott, und es beruhigt mich nicht, wenn ich mir sage, wie väterlich er sich meiner ja immer erbarmt hat, und daß er mich hier nicht verlassen wird.

Ich frage mich wohl zuweilen, was möchtest du denn recht vom Leben? Ach, ich habe wohl ein Bild von Glück in mir, ich könnte vielleicht noch geliebt werden, ich könnte noch lieben, aber das liegt wie das Höchste, Unerreichbare, wie ein Ideal, vor mir, und heiraten möchte ich auf keinen Fall — doch ein Leben, wie es in der Wirklichkeit sich gestalten könnte, wäre, wenn ich ohne Sorge nur eines jährlichen Einkommens von 2—300 Thalern gewiß wäre. Das reichte hin mich unabhängig, zufrieden zu machen, und mir für die beste Kraft in mir freie Tätigkeit zu verschaffen. Meine eigenste Eigentümlichkeit ist diese Gabe, mir die Liebe und das Vertrauen der Menschen zu gewinnen und sie zu geistiger Tätigkeit anzuregen. Ich weiß nicht, wie das geschieht, eben weil es geschieht, wenn ich mich ohne alle Reflexion gehen lasse wie ich bin — aber es tut den Menschen wohl, die sich mir so hingeben, es tut mir sehr wohl — früher störte mich leicht manches, jetzt ist es in mir klarer und ruhiger, und daher wirke ich auch beruhigender und milder auf andere zurück. Ich habe viel gelitten und kenne den Schmerz; und wer bedürfte nicht Trost? Die Küchenprosa des weiblichen Lebens ist mir nicht fremde, nicht widerwärtig, ich kann mich sehr gut, ja tätig, rüstig und fröhlich mit ihr vertragen, aber so recht wahres Element, worauf mich die Natur mit meiner Selbsttümlichkeit angewiesen hätte, ist sie mir nicht, und das höhere, geistigere Leben, die Sorge für Herz und Sinn liegt mir mehr am Herzen und ich verstehe mich besser darauf, als auf die Sorge für den Leib und den Magen. —

[1]) Lotte Henschel, geb. Hochecorne, Fannys Freundin.
[2]) Aschebergam Plöner See, Wohnsitz ihrer Freundin Elise Schleiden, geb. v. Nuys.

Petersburg, d. 8. September [1816].

Ich schreibe jetzt sehr selten, erstlich weil ich ein stilles, recht schmerzliches Weh mit mir herumtrage, und dann habe ich auch kein eignes Zimmer und selten eine freie Stunde. Meine Lage ist hier sehr hülflos. H[enschel] ist kein Mann nach meinem Sinn, er ist fast immer verdrießlich und übellaunig, und was es auch sei, so muß es Lotte entgelten. Er ist gegen seine Frau unhöflich, Bildung und Kenntnisse hat er nicht. Er gibt ihr keinen Schilling Taschengeld, die arme Seele darf keinen Brief nach Deutschland schreiben ohne seine Erlaubnis, weil sie erst das Postgeld dazu erbitten muß. Ich habe hier nun all den rohen Mißbrauch der männlichen Härte als Hausherr wieder vor mir, der mir meine Jugend verdüstert und mich mein ganzes Leben lang gequält hat.

[(Petersburg) Lücke von 2 Seiten.]

Ich habe H[itzig] ganz anders lieb, wie man einen Mann lieb hat, aber leben möchte ich keinen Augenblick ohne ihn. Er ist mir ja alles, Versorger, Vormund, mein sichtbar gewordenes Schicksal, und welch ganz unbedingtes Vertrauen hab' ich zu ihm!

Meine äußere Lage ist auch durch ihn gesichert. Er hat mir von Cotta die Petersburger Korrespondenz für das Morgenblatt verschafft mit 200 Thaler Honorar jährlich. Davon kann ich mich hier kleiden, und ich hoffe auch, daß Cotta mit mir zufrieden sein wird.

Mein inneres Leben ist nicht ohne Schmerz, nicht ohne wehmütige Sehnsucht, aber ich habe doch einen Fond von Heiterkeit in mir, der mich vor allem Trübsinn schützt. Lustig habe ich eigentlich nie sein können, aber froh bis zum herzlichen Lachen und Scherzen bin ich hier, wenn wir ganz unter uns sind, oft. Gott erzeigt mir viel Gnade — liebe, selige Mutter, das ist dein Gebet, dein Segen! Ich bin so arm, daß ich mir zum hiesigen Winter keinen Winteranzug anschaffen kann — so habe ich denn nichts zu geben, und was sonst nach außen wirkte, ruht nun alles im Herzen. Einen eigentlich lasterhaften Hang in mir weiß ich nicht, aber ich bin eitel, jedes Lob, jede Auszeichnung freut mich, ich bin reizbar — und überhaupt in sich kann sich der Mensch immer mehr sammeln und kräftigen. Entschieden ist meine Abneigung gegen ein großes, rauschend geselliges Leben geworden; Unterhaltung und Umgang mit 2—3 gemütvollen Menschen ist mir aber eine herrliche Freude. Ich werde mein Deutschland wieder sehen, das sagt mir mein ahnendes Herz. Elise, o Elise, liebst du mich denn wirklich, wie ich dich liebe! —

d. 24. November.

Ich habe diesen Monat noch keinen Brief von Hitzig, und dann fehlt meinem Leben die Sonne. Sonst ändert sich hier in meinem Leben manches zum Guten. Ich lernte bei Lichtenstädt viele interessante Frauen kennen; was mich aber doch noch mehr beschäftigt, sind einige der Männer, mit denen ich umgehe. Der bedeutendste von diesen ist Sch[illing][3]. Er hat Herzensfreude an meinem Umgang, und ich wieder an diesem. Gestern trafen wir ihn im Konzert. Ich sah ihn eintreten, sah, wie er suchte, mich fand. Zum Glück war noch ein Stuhl neben mir ledig, und von dem Konzert möchten wir beide nun nicht die beste Rechenschaft ablegen, da unser Gespräch fast nicht abriß. Ich kam mir wie in alte Zeit zurückversetzt vor. Meine Thekla[4] hat einen sehr tiefen Eindruck auf Sch. gemacht. „Welch einen Himmel muß man in sich tragen, um so fühlen, reden, schreiben zu können, wie Sie", sagte

[3]) Kaufmann aus Moskau.
[4]) Roman der Tarnow, geschrieben 1807.

er mir. Nichts ist natürlicher, als daß ich ihm hier, in dem flachgeistigen Petersburg, eine bedeutende Erscheinung bin.

d. 26. November.

Ich sah Sch[illing] seinen Schlitten vor der Türe stehn. Er war es auch richtig, und ich freute mich darüber. Sch. frug, ob wir die Eremitage schon gesehn hätten, und erbot sich, Lotte und mich morgen hinzuführen. Sch., der nur einige Wochen hier bleiben und dann für sein Haus nach Deutschland reisen sollte, muß in der künftigen Woche nach Riga. Von allen Menschen, die ich in Petersburg kenne, ist doch keiner, der mir Ersatz für das zu werden vermöchte, was dieser mir geworden sein würde. 28 Jahre alt, hat er eigentlich nie geliebt, vielleicht ist es gut für ihn, daß er reisen muß. Ich bin nicht eitel, aber ich muß es ja wohl fühlen, daß seine Achtung, seine Aufmerksamkeit kein Courmachen sind. Mir erweckt er tief im Herzen alte Sehnsucht, alten Schmerz. Es ist ein unbeschreiblich trauriges Schicksal für ein Herz wie das meinige, nie lieben zu dürfen, sich mit all seiner Treue, all seiner Wärme, allen seinen Ahnungen von Himmelsglück e i n s a m verkümmern zu fühlen; zu wissen, daß es Herzen gibt, die zu fühlen vermögen wie ich, und dann stets das äußere Verhältnis dazwischen tretend — feindlich und störend.

den 29ſten.

H[enschel] ist wahrhaft unerträglich. Lotte hat er in Jahresfrist schon so weit gebracht, daß sie nie an der Unterredung teilnimmt und sich bloß auf das Zuhören beschränkt, und wahrlich es liegt in seiner Art etwas Nationales, was aber durchaus unerträglich ist. Er will nur sprechen und das mit der eigentümlich jüdischen Selbstsüchtelei und Selbstgefälligkeit. Daher schneidet er jedes Gespräch ab, vergönnt keinem eine Ansicht auszusprechen, sondern sowie ein Faden angeknüpft ist, bemächtigt er sich desselben. Das Vergnügen zuzuhören und sich den Ideengang eines Andern entwickeln zu lassen, ist ihm kein Vergnügen. Und dabei diese Beschränktheit seiner Ansichten, dieser gänzliche Mangel an Zartgefühl. Und dabei muß ich mich nun zwingen, darf es Lotte nicht merken lassen, wie unglücklich mir ihre Lage erscheint — ach, ich will nur schweigen. —

den 5. Januar [1817].

Seit Mittwoch bin ich Gott sei gedankt! krank, sonst wäre ich schon tot von allen diesen Gesellschaften und Bällen — 6—7 Nächte hinter einander nicht vor 3—4 Uhr zu Bett. Dabei getanzt, 5mal in einer Woche und nun dazwischen Konzerte, Theater, Spazierfahrten — es ist ein Reißen um mich, und ich habe von allem dem doch nicht eine Minute wahren, bleibenden Genusses. Wir haben in dieser Zeit deklamiert, mehreremals mit verteilten Rollen gelesen, Tableaux gemacht, kurz alle Hülfsmittel der vornehmen Langeweile erschöpft. Ich komme oft in einer Woche nur auf einzelne Stunden zu Hause, um mich umzuziehen, da mein Häusliches hier so sehr drückend ist. Ich habe in den Dezembertagen dieses [vergangenen] Jahres mehr gelitten als in den vorjährigen. Meine liebe, liebe, unvergeßliche Mutter — wie fühle ich es immer tiefer, daß ich dich nicht mehr habe! Mein Geburtstag wurde 3 Tage hintereinander sehr hübsch gefeiert, erst bei Schwarzens, mit hübschen Versen, einer Anrede in Versen und Überreichung eines Lorbeerkranzes, Geschenken und tausend unvergeßlichen Beweisen der Liebe und des Wohlwollens. Ich war ganz Freude, Dank und Rührung. Den Tag darauf war hier Gesellschaft, wo Nathan der Weise mit verteilten Rollen gelesen wurde, aber übrigens kein Zeichen der Liebe und der Teilnahme, so wenig von H[enschel] als von Lotte — das tat wehe — dagegen gaben G r a m m e n s mir am dritten Tage ein großes Diner, hübsche Geschenke, Verse — der Abstich war grell. Auszeichnen muß ich aus dieser Zeit noch ein Ballet im

russischen Theater, was sehr schön war, und einen Abend auf dem Schlosse, wo am Geburtstag des Kaisers Ball und Souper war. Der Kaiser schickte an uns Karten, d. h. an Emilie, Elise[5]) und mich, und so sah ich denn hier den vollen Glanz des Kaiserhofes. Er blendete mich nicht, und selten vielleicht ist die große Marmortreppe von einem Weibe mit ernsteren Gedanken beschritten worden. Ich mußte immer an die junge Kaiserin denken, die einsam in ihren Zimmern um den Tod ihres geliebten Pflegekindes[6]) trauerte, missen möchte ich aber doch die Erinnerung an diesen Abend nicht, so wie mir überhaupt der tiefe Blick in das Privatleben des Kaisers, den nur ein so sehr günstiger Zufall mir gewährt, unschätzbar ist. Gewiß, Alexander ist der liebenswürdigste, der beste Mensch mit, den ich kenne, und dabei einer der unglücklichsten. Viele seiner Äußerungen rühren mich oft in einsamem Nachsinnen darüber bis zu Tränen. Ach, wie wenig beneidenswert ist das Los dieser Herrscher! Alexander hat Geist und viele Kenntnisse, ein gefühlvolles Herz, wahre Demut vor Gott, was ihm fehlt ist Genialität, Herrscherblick, Falkenauge — und dann dies Volk — doch das ist gut! — aber dieser ganz unergründliche Abgrund von moralischer Gemeinheit um ihn her! —

den 15. Februar [1817].

Was habe ich in dieser Zeit alles erlebt, gelitten, empfunden, gesehen! — Den Kaiser sah ich seit 3 Wochen nicht, desto öfter bin ich in der Eremitage, wo ich in seinem Kabinet, das Lüdtey, der Lieblingsdiener des Kaisers, den Befehl hat, mir zu öffnen, sobald ich komme, manche Stunde im Genuß der neuen Welt zubringe, die mir diese reiche Sammlung von Kunstschätzen eröffnet. Da vergesse ich alles, alles, da bin ich nur glücklich, nur mit Herz und Sinn, mit Seele und Geist versenkt in diese Wunderwelt himmlischer Schönheit. So hab ich die Göttlichkeit der Kunst geahnt, wie ich sie nun empfinde, wie sie durch alle Zugänge der inneren und äußeren Sinne in meine entzückte Seele dringt. Sie, sie allein könnte mich zur Abgötterei verleiten — denn wahrhaftig, es ist ein Gefühl von Anbetung, mit dem ich oft niederknien möchte vor diesen Meisterwerken. Die kaiserliche Pracht der Zimmer gewinnt sich selten einen Blick von mir, öfters noch ergreift es mich, daß das alles sein ist: sein Sopha, auf dem ich ruhe, sein Dintenfaß, das vor mir steht. Aber er hat nur das Interesse einer poetischen Erscheinung für mich. In meiner Seele ist sein Bild nicht. —

Was werde ich anfangen, wenn ich nun allein wohne? Ich soll im Hause des Grafen Tolstoi, nahe an der Eremitage, Zimmer mieten. — Mit welcher Achtung, welchem Interesse die Menschen mich hier behandeln, kann ich nie dankbar genug erkennen. Es ist mir sehr wohltuend, in der Wertschätzung der Bessern und Gebildeten so hoch zu stehn. Wenn es mich nur nicht eitel macht — das wäre so sehr unrecht von mir, und ich würde mir dies Glück auch selbst zerstören, da ich es meiner äußeren Annehmlichkeit, sondern nur meinem Charakter, meiner Seele, verdanke. Ich habe gestern noch einen unvergeßlich schönen Abend verlebt. Teler, liebenswürdiger Graf Georg[7]), dein Bild bleibt in meiner Seele als eins meiner liebsten Besitztümer! Ich habe mich zu äußerst wenig Menschen gleich beim ersten Blick so hingezogen gefühlt als zu ihm, und je öfter ich ihn sehe, je vollkommener und reiner wird meine Freude an dem Erkennen dieses liebevollen Gemütes, dieser reinen, festen Seele. Und welch einen Schatz von Kenntnissen besitzt dieser Mann, welch einen gebildeten Kunstgeschmack! Und dann diese Blüte des feinsten Weltsinns — Sivers ist ein lieber, lieber, ein seltener Mensch! Wäre ich jünger, liebte ich Eduard

[5]) Frau Schwarz und Frau Krause.
[6]) der kleinen Fürstin Golizin.
[7]) Generalmajor Graf Georg Sivers.

[Hitzig] nicht, ich könnte ihn lieben, und das ist mir, Arndt ausgenommen, sonst bei keinem anderen Mann als möglich erschienen. Wenn ich an alle anderen mir liebenswürdig erscheinenden Männer denke, ja selbst an den Fürsten der Liebenswürdigkeit, den Kaiser, so sind es Erscheinungen, poetische Gebilde, angenehm anzuschauen, und nichts weiter — aber an Sivers denke ich mit Rührung, mit der Wonne der Begeisterung, mit der ich an alles Schöne und Große gedenke! Und ich darf glauben, er gedenkt meiner, wie ich seiner. Die Achtung, das Interesse, mit dem er mich auszeichnet, tut mir innig wohl, es ehrt mich. — Wie er gestern für mich sorgte, mit welcher Freude er zurückkam aus diesem glänzenden Zirkel — und die Mitternacht fand uns noch in einem jener seltenen Gespräche, durch die man sich wirklich reicher geworden fühlt.

d. 22. Februar.

Gestern habe ich einen sehr glücklichen Abend gehabt: ich war bei Graf Sivers zum Thee gebeten und fand dort Storch[8]), Karl v. Kügelgen[9]), Morgenstern[10]) und Stoffregen[11]). Storch erschien mir geistvoll, viel und lebendig redend, entschieden und etwas absprechend in seinen Urteilen. Kügelgen hat eine herrliche Physiognomie, voll Geist und dabei so genialisch. Er ist sehr witzig und heiter mitteilend. Morgenstern ist eine sonderbare Erscheinung — er spricht sehr langsam und pedantisch, bedächtig und abgemessen, und dabei ist er nun doch eine Mischung von Zierling und von Pedanten, wie sie mir noch nicht vorgekommen ist. Nichts in der Welt ist lächerlicher, als wenn er Einem Komplimente sagt. Ich dachte in meinem Sinn, lieber Mann, wüßtest du, was ich über dein Dorpat und deinen Heros Klinger geschrieben habe[12]), so gefiele ich dir doch noch besser. Es ist sonderbar, daß der Januar des Morgenblattes noch nicht hier ist, nun veraltet für Petersburg selbst das mehrste, was ich geschrieben habe. Sivers selbst erscheint mir immer edler, immer gehaltvoller. Es liegt in der Art von Auszeichnung, mit der er mich behandelt, ein Zauber, den ich nie süßer empfunden habe. Kein Schatten von Galanterie, nein, es ist eine zart-ehrerbietige Achtsamkeit. Ich fühle es, daß er jedes Gespräch an mich richtet. Ich kann ihm natürlich nicht so bedeutend erscheinen, wie er mir, da ich es in keiner Hinsicht bin. Er sagte mir bei einem Anlaß: die volle Anerkennung Ihres hohen, seltenen Wertes dürfen Sie von keinem Russen erwarten — sie werden Ihrer Liebenswürdigkeit huldigen, aber die Schönheit Ihrer Seele bleibt von ihnen unempfunden. Wahrlich, das hätte Graf Georg nicht gesagt, wenn er es nicht im Ernst dächte.

Ich soll in dieser Woche einmal mit Sivers, Kügelgen und Morgenstern die Eremitage besuchen, und freue mich unaussprechlich darauf, weil mir die Gesellschaft dieser Kunstkenner nun zeigen wird, inwiefern mich mein Gefühl bei Schätzung dieser Kunstwerke richtig geleitet hat.

den 24ten.

Der Sonntagmorgen in der Eremitage war sehr schön. Ich bin da nun schon so einheimisch, als sei es meine Wohnung. Diesen Morgen sah ich viel von den Kameen und Gemmen — diese muß ich aber noch mal mit Köhler[13]) sehn. Gestern war ich mit Graf Sivers, Graf Stark, Kügelgen und einer Menge Damen da — aber Kügelgen wandte sich vorzugsweise an mich — es ist doch ein süßes, ein wahrhaft

[8]) Heinr. Fr. v. Storch, Nationalökonom, 1766—1835.
[9]) Landschaftsmaler, Bruder Gerhards v. K.
[10]) K. Morgenstern, Prof. in Dorpat, 1770—1852.
[11]) der kaiserliche Leibarzt.
[12]) Im Morgenblatt.
[13]) K. Ernst Köhler, Epigraphiker und Archäolog in Petersburg, † 1838.

beglückendes Gefühl, sich sagen zu können, die edelsten und gebildetsten Menschen, die du kennst, sind deine Freunde und zeichnen dich durch achtungsvolle Teilnahme aus — ein Gefühl, das ich mir durch kein Geld, keinen Rang erkaufen könnte. Was ich bin und gelte, gelte ich nur durch mich. Kügelgen behandelte mich mit so auszeichnender Achtung, daß ich mich dadurch geschmeichelt fühlen mußte. Und welch ein Genuß ist es, mit ihm die Eremitage zu sehen! Sein Kunsttalent, sein poetischer Sinn, seine historische Kenntnis der Malerei, und dazu nun noch sein rascher, leichter und doch so scharf treffender Witz — es war ein sehr genußreicher Morgen. Ich blieb den Tag bei Sivers — diese dort verlebten Tage sind und bleiben die schönsten, die ich in Petersburg leben kann. Nur in Aschenberg ist es noch schöner, nur Schleidens fehlen mir, um im Siversschen Hause ganz glücklich zu sein. Am Abend lasen wir Egmont — so habe ich nie gelesen, so werde ich nie wieder lesen, nie wieder lesen hören. In der künftigen Woche werden wir Brinn lesen. Er den Brinn, ich seine Gattin — eine schöne Rolle! Wenn mein böser Husten nur weichen wollte.

d. 1. Maerz [1817].

Ich habe nicht weit von S[ivers] in der schönsten Gegend der Stadt ein Quartier gemietet. — War nicht von jeher meine reinste, meine innigste Freude, mich der Bewunderung moralischer Größe hinzugeben? Warum sollte ich mir das nun verkümmern? Und doch tue ich es, statt daß meine ganze Seele Dank gegen Gott sein sollte, der mir jetzt, wo ich durch Umwandlung von Lottens Charakter so unaussprechlich gelitten habe, dies Heldenbild echten Menschenwerts vorführt! Er achtet mich, er nimmt Teil an mir, und so oft ich das empfinde, füllen sich meine Augen mit Tränen und mein Herz wallt in Entzücken der sanftesten Rührung. Gestern kam der Staatsrat Welzin zu mir; Graf Georg war bei ihm gewesen, und der alte Mann hörte nicht auf, mir von seiner Teilnahme zu reden: „Sie glauben nicht, mein Fräulein, wie er Sie verehrt, wie er von Ihnen spricht, von Ihrem Geist, Ihrem Gemüt.“ — Edler, liebenswürdiger Graf Georg, nie, nie soll ein Augenblick kommen, wo ich mich dieser Achtung des alleredelsten Mannes unwürdig fühlen müßte. Er liest jetzt meine Natalie — sie wird ihm das getreuste Bild meines Sinnes geben. —

Morgen früh bin ich wieder mit ihm und Kügelgen in der Eremitage, morgen wartet meiner wieder ein unvergeßlicher Genuß. Ich will meine Seele gegen diesen Eindruck der Trefflichkeit nicht verschließen. Zum Glück bin ich nicht geboren, allein es auch nur in der Ahnung begreifen, wie glücklich man hienieden sein könnte, ist Gewinn.

Ich plage mich keineswegs mit kindischen Grillen, die bei dem Verhältnis zwischen Graf Georg und mir eben so läppisch als kindisch sein würden — was mich quält und beklemmt, ist die Angst, Eduard [Hitzig] unrecht zu tun, wenn ich einen andern in meiner Wertschätzung höher stelle als ihn, und dies könnte bei dem Grafen der Fall werden. Eduard ist so zuverlässig, Eduard ist als Freund, Gatte, Vater und Staatsbürger so rein achtungswert, sein Geist so gebildet, sein Herz so rein, sein Gemüt so reich, er ist an gesellschaftlichem Talent einer der angenehmsten Männer, die ich kenne, und überdem ist er mein Eduard, mein liebster, treuester, bewährtester Freund, mein Schutz, mein Anhalt auf Erden, der Mann, dessen Namen sich meine unvergeßliche Mutter sterbend nannte, wenn sie sich über meine Zukunft beruhigen wollte und den ich von ganzer Seele liebe. — Was hat nun Graf G. vor ihm voraus? Und was ist jener unaussprechliche Eindruck, den S. auf mich macht und der mit dem ersten Blick begann, den er auf mich warf? Dieser Blick war kein Blick, es war ein Erkennen!

d. 9. April.

Was liegt alles hinter mir mit diesen 4 letzten Wochen! Meine Krankheit mit ihren unvergeßlichen Erinnerungen, all der Engelsgüte und Liebe, mit der ich gepflegt bin! Diese Krankheit hat mir die ganze Klarheit des Blickes für mein Leben wiedergegeben — ich sah ihn mit Bewegung wieder, aber mit innerer Sicherheit. Wie er für mich besorgt war, wie er mir vorgelesen, mit erheitert, mit gepflegt hat. Nun habe ich doch den Schatz dieser Erinnerungen und sein Blatt: Fanny-Natalie. Er ist ein edler, vortrefflicher Mann, aber als Freund kann er mir das nie werden, was Eduard mir ist — an diesen bin ich so unzerreißbar gebunden, daß ich alles hingeben kann, nur nicht ihn.

Klinger[14]) hat mir die neue Ausgabe seiner Werke geschenkt, Morgenstern einige seiner Schriften auf Delinpapier, Kügelgen ist sehr lieb und gut gegen mich, Stoffregen ist mir als Arzt und Freund gleich schätzbar. Meine Emilie ist ganz unvergleichlich gut, Elise ist mir noch lieber geworden — alles hat an Teilnahme und Sorge für mich gewetteifert.

Eine Erscheinung tritt hier noch recht erfreulich in mein Leben, Dimitritsch H. Mir haben in meinem Leben wenig Jünglinge so wohlgefallen, und mit Herzensfreude benutze ich seine Zuneigung zu mir, auf seine Bildung einzuwirken. Sein Gemüt ist rein, sein Geist hell, seine Seele kräftig, seine Empfindung zart. Männerunschuld ist eine seltene Erscheinung, aber sie hat eben die Heiligkeit, eben das Licht, was Frauenunschuld so himmlisch macht. Ich sonne mich ordentlich an Dimitritsch und der Huldigung, die er mir darbringt. Meine Sicherheit gegen Jünglinge seiner Art ist ein Gewinn, der für manchen verlorenen Jugendreiz entschädigen kann. Wir waren gestern zusammen in einer ziemlich großen Gesellschaft. Er kam spät, grüßte mich ehrerbietig, war aber zu bescheiden, sich mir zu nahen, da ich ziemlich umgeben war. Rochow führte mich zu Tisch, allein mein schöner Sohn, der ordentlich froh zu sein schien, mich wiederzusehen, schlüpfte wie ein Aal von der Seite seiner Dame fort, durch die anderen hin, bis er mein Nachbar wurde. Eine Äußerung von ihm war mir sehr rührend, weil sie wahr aus dem Herzen kam. Ich warnte ihn vor dem Umgang mit einer jungen, hübschen, an einen alten Mann verheirateten Frau, die ihn an sich zu ziehen sucht. Nein, sagte er, das tue ich nicht, dann könnte ich Ihnen ja nicht mehr frei ins Auge sehn! Die Frömmigkeit, mit der er in einer Liebschaft mit einer verheirateten Frau nur Ehebruch und also Sünde sah, rührte mich und war sehr schön. Dimitritsch saß mit uns in einer Reihe, sah ich ihn, so traf ich seinen Blick, der sich dann sehr bescheiden senkte. Nach dem Kaffee wurde getanzt, mein Sohn ließ sich den ersten Walzer nicht nehmen. Den ganzen Winter hätte er danach gestrebt, mich mal tanzen zu sehen und vorzüglich sich mit mir im Walzer zu messen — ich mußte ihm also nun wohl den Willen tun, wir ließen die andern sich erst austoben und zeigten uns dann in unserm Glanze. Dimitritsch tanzt aber noch besser als er, und meinte dann, er könne vors erste mit keiner andern Dame wieder walzen, denn nun habe er erstlich gelernt, was es bedeute, walzen. Ich habe unvernünftig viel getanzt. Es war ein Zirkel, in dem keiner wußte, daß ich Schriftstellerin sei, wo ich nur Fanny Tarnow war, und als solche mit Güte und Wohlwollen aufgenommen wurde. Das tat mir sehr wohl. Dimitritsch weiß auch nicht, daß ich Schriftstellerin bin. Es ist meine Bildung im allgemeinen, was ihn anzieht. Am Sonntag habe ich ihm erlaubt, mich in die Eremitage zu begleiten, wo Kügelgen meinen Cicerone macht.

Ach, so eine geistige Pflege des Schönen in einer Menschenseele tut so innig wohl. Dazu habe ich auch eine eigne Gabe — selbst verschlossene Menschen geben

[14]) Maximilian Klinger, damals General in Petersburg.

sich mir schnell hin, und solche jugendliche Gemüter, Jünglinge wie Jungfrauen, ranken sich wie Epheu um mich.

Von allen Menschen in der Welt hat sich wohl keiner mehr gegen den Eindruck gesträubt, den ich auf ihn gemacht habe, als Klinger. Daß der Mann, der mir das erste Mal, wo ich ihn sah, von dem Heiligtum seiner Seele, von seinem ewigen Schmerz, sprach, mich nicht als unbedeutend ansah, ist sicher — wäre er denn 3 Stunden bei mir geblieben! Aber dieser freundliche Eindruck war ihm etwas Neues, Fremdes, er stemmte sich dagegen, und so ward er hart gegen mich. Und doch überraschte es ihn wieder, wenn er von mir herbe sprach, daß er mich eine zarte Blume nannte, was in seinem Munde ein so auffallender Ausdruck war, daß seine Zuhörer ihr Erstaunen, ihn zu hören, nicht bergen konnten. Nun ist er besiegt — er hat für mich getan, was er noch für kein Frauenzimmer getan hat, aber eben desfalls wird er nun härter und schroffer gegen mich sein als je vorher.

d. 17ten [April 1817].

Vorgestern war Klinger einige Stunden bei mir. Es war das Erstemal, daß wir uns seit der Erscheinung jenes Blattes[15]) wieder sahen, und ich war ein wenig verlegen — aber bald ward unser Gespräch interessant und gehaltvoll. Er war sehr freundlich und sagte mir beim Abschied: Sie fühlen wie ein zartes Weib und denken und schreiben dabei so kräftig schön, daß wenig Männer unserer Zeit mit Ihnen verglichen werden können. Ihre freundschaftlichen Äußerungen über mich, sagte er ferner, haben mir wohlgetan, aber es ist zum Erstaunen, daß ein Frauenzimmer so tief in meine Individualität als Mensch und Dichter eindringen konnte, daß ich mich ohne Ausnahme noch von keinem Menschen verstanden gefühlt habe, wie Sie mich verstehen.

Dieser Instinkt für die Auffassung einer fremden Individualität bildet sich in mir mehr und mehr zum sicheren Takt aus. Kügelgen sagte mir auch vor einigen Tagen, so schnell, wie ich ihn ausgefunden habe, habe er sich selten verstanden gefühlt. Morgenstern ist gereist — zu manchen Schwächen hat er doch herrliche Eigenschaften. Ich werde noch von ihm hören, da er mir schreiben will.

d. 26. April.

Wir haben jetzt hier Frühlingsvorempfindungen, und das regt mich auf — der Himmel ist blau, die Newa frei von Eis, der Blick über sie hin so reich! Wahrscheinlich reise ich schon im Mai nach Deutschland zurück. Schön ist die Sicherheit, die ich in mancher Hinsicht in mir gewonnen habe, und die Zuversicht, daß kein Mann mehr störend in mein Leben einzutreten vermag. Ich bin jetzt gegen Graf Sievers auf dem Punkte der allerunbefangensten und klarsten Ruhe — ich achte ihn, ich freue mich seiner Vortrefflichkeit, aber ich fühle es bestimmt, ich könnte ihn nicht lieben, selbst wenn er mich liebte, und nur die Liebe allein könnte neben Eduards Bild in mein Herz ein anderes Bild rücken. Dabei ist mir durch Schleiden mein Gefühl für Eduard so klar geworden, daß ich es mit der völligsten Unbefangenheit ihm selbst, mit der Zärtlichkeit, mit der ich es empfinde, auszusprechen vermag. Ich fühle mich geistig mit ihm wie verheiratet, mein Gefühl hat die ganze Würde des — Sakraments — und dabei auch nicht der leiseste Wunsch, seine Frau werden zu wollen. Er kann dreist bis auf den Grund meiner Seele sehn, es ist kein Gedanke darin, vor dem ich weiblich erröten müßte, es ihm zu gestehn. Das ist etwas sehr Schönes und was ich auch mit wahrer Frömmigkeit heilig in mir halte und ehre wie eine Offenbarung des Ewigen und Himmlischen in meiner Seele.

[15]) des Morgenblattes mit dem Artikel Fanny Tarnows über Maximilian Klinger, 6.—11. März 1817.

d. 29. April spät abends.

Eben komme ich von Sivers zurück, wo ich den heutigen Tag wieder sehr schön verlebt habe. Ich hatte bis heut morgen um 4 Uhr getanzt und war daher noch im Bette, als um 10 Uhr Frau v. Weiß zu mir kam. Ich zog mich nun schnell an und ging mit ihr zu Hause. Frau v. Holmersen war auch da mit vielen andern Frauen, die Kaulbarsch sang uns himmlische Sachen. Sie verziehen mich alle, diese lieben Frauen. Heut Mittag saß ich bei Graf Sivers, der der einzige Mann unter uns war. Nach Tisch las er meinen Aufsatz über Klinger. Was ist Sivers für ein lieber, lieber Mensch — ich fühl' es und das tut mir sehr wohl — und doch ängstigt mich wieder so manches. —

den 4ten Mai.

Gestern morgen um 7 kamen Karoline[16]) und Kügelgen, um mich abzuholen, wir fuhren zu Sivers, wohin die Collin und die Smith auch kamen, um von da unsere Wanderung anzutreten. (Besichtigung einer Porzellanfabrik, Baumwollenspinnerei usw.) — — Wir hatten Frühstück bei uns — ich war sehr heiter, wäre es aber bald nicht geblieben. Die W. erzählte mir von Graf Karl [Sivers], seiner Liebe und seiner Achtsamkeit für seine Gattin. Ei, sagte ich, das ist ja ein wahrer Phönix, und es wäre zu wünschen, daß man von ihm, wie von einem guten Buche, die Exemplare durch eine Auflage vervielfältigen könnte. Nun, sagte sie lächelnd, ein 2tes Exemplar kann ich Ihnen auf Treu und Glauben nachweisen, den da! — Graf Georg errötete und mit gesenktem Auge sagte er sehr angenehm lächelnd: Gewiß, ich glaube, mein Herz könnte mich dieser Empfehlung wert machen. Ich war verlegen, und dann sagt man etwas, ohne zu überlegen, was man sagt, und so antwortete ich rasch: Ich habe schon lange geglaubt, daß die beste Frau nicht zu gut für Sie wäre. Allein der scherzhafte Ton, in dem ich sprach, half nichts, er fuhr ernst fort: Wenn ich nicht beinahe 40 Jahre alt wäre und es fürchten müßte, durch den Ausdruck meiner Liebe und meiner Zärtlichkeit lästig, vielleicht gar lächerlich zu werden —

Ich hatte den Kopf ganz verloren, ich war in der entsetzlichsten Angst, rot zu werden, und antwortete ihm sehr leicht: Sieh, da höre ich doch auch von Ihnen etwas, was Sie nicht denken. Im Gegenteil, sagte er, und legte die Hand aufs Herz, wenn das nicht so mein ernstlicher Ernst wäre, wenn ich von dieser Furcht frei wäre . . . .

Mir wurde alles schwarz vor den Augen — zum Glück rettete mich Kügelgen, der uns mit einem Scherz unterbrach — wir fuhren bald — ich schloß die Augen, und unter dem Schein, als schliefe ich, stärkte ich mich wieder. Es war zu viel, beinah zu viel. Was wir noch gesehn haben, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß auch er sein Amt als Cicerone schlecht verwaltete.

Fort nach Deutschland! Karoline brachte mich gestern abend nach Hause. — Nun, sagte sie, sind Sie noch nicht der Meinung, daß Sivers seine Wahl entschieden ist? Nein, Karoline, Sie irren, glauben Sie mir. —

Und gewiß, sie irrt sich — es kann, es darf nicht sein.

„Ein ausgezeichnetes, ein in jeder Hinsicht vortreffliches Frauenzimmer, die Ehre und die Zierde meines Geschlechts", nannte er mich gestern morgen. Mein Gott, mein Gott, führe du mich aus diesem Labyrinth! Du kennst mein Herz, ich vermag es nicht zu ergründen. —

d. 6ten.

Ich bin in mir sicher, bin mir klar in meinen Empfindungen, und daher, wenn gleich bewegt, doch ruhig. Gesetzt, seine Wahl wäre auf mich gefallen, so hätte ich

[16]) Karoline v. Weiß, geb. Gräfin Sivers, Schwester der Grafen Georg und Karl Sivers.

mich dadurch geehrt und beglückt fühlen müssen, da sein persönlicher Wert und meine Lage mir bei ihm keine Freiheit der Wahl gelassen hätten. Allein mein Herz hatte kein Interesse für die Möglichkeit dieser Wahl. Könnte ich noch lieben, ich hätte Graf Sivers geliebt, denn nie ist mir ein Mann meiner Liebe würdiger erschienen — allein, so gewiß wie ich Eduard nicht liebe und bei Gott auch nicht den Gedanken eines Wunsches einer näheren Verbindung mit ihm in meiner Seele trage, so ist mein Herz doch durch ihn und unsre Freundschaft so befriedigt, daß es durchaus keine Leere und daher auch keine Empfänglichkeit für irgendeinen neuen Eindruck mehr hat. Ich könnte und dürfte Sivers' Hand nicht ausschlagen, wenn er sie mir böte, und eben das hat mich so geängstigt und ängstigt mich noch, denn mein Herz zieht es weit vor, Eduards Freundin zu sein, als die Geliebte, die Gattin jedes andern Mannes zu werden. Und darüber kann ich mich auch nicht täuschen, Eduard ist für mich, ich für ihn verloren, wenn einer von uns heiratet. Es ist möglich, daß Eduard heiratet, dann habe ich aber den Trost, daß er glücklich ist, und ich komme mir auch zum Leiden und Verläugnen bestimmt vor. Doch dünkt mich, er kann nicht heiraten, denn keine andre wird ihn so verstehn, ihn so lieben, wie ich, und eine Bestechung durch die äußere Erscheinung fürchte ich für ihn nicht. Ich vertraue dieser Freundschaft und ihm unbedingt meine Zukunft an. Es ist freilich wahr, daß diese Freundschaft mir für mein äußeres Leben keine Sicherheit gewährt, und das ist wohl der Beachtung wert — allein ich steh' in Gottes Händen. Mein Zurücktreten, mein Fernbleiben von jedem Manne ist also kein Opfer, das ich Eduard bringe, sondern ich lasse mich darin nur nach meiner Neigung und meinem Herzen gehn. Ich wünsche Sivers das edelste Glück, ich hoffe es für ihn, allein ich möchte nicht, daß die Vorsehung mich bestimmte, es ihm zu schaffen. Mein Betragen ist schwierig — ich glaube, bis jetzt damit zufrieden sein zu dürfen, ich bin achtungsvoll, freundlich gegen S., allein ich kann mir selbst das Zeugnis geben, daß sich auch nicht der kleinste Zug von Gefallsucht bei mir zeigt, ich studiere auf nichts, es macht sich ganz von selbst. Den Vorwurf muß ich mir auch ersparen, ihn geflissentlich von mir entfernt zu haben, ich bin nur w a h r gegen ihn. Bietet er mir bei dieser Wahrhaftigkeit seine Hand, so m u ß ich sie annehmen, das habe ich mit 1000 Tränen erkannt, allein ich hoffe und glaube, daß dies nie geschehen wird. Ich weiß, daß ich ihn glücklich machen und selbst auch glücklich sein würde — ferne von Deutschland freilich nie ungetrübt, allein wer ist ungetrübt glücklich? — allein in meinem innersten Herzen ziehe ich es weit und ganz unbedingt vor, als Eduards Freundin nach Deutschland zurück zu kehren, als wie hier als Gräfin Sivers zu bleiben. Daß ich dabei leide, daß ich oft mit innerer großer Angst Worte von ihm höre, die manches andre Mädchen in seinem Munde beglücken würden, ist wahr. Ich sehne mich nach meiner Abreise. Der Augenblick, wo mein Schiff die Segel aufzieht, gibt mich meinen Freunden, meinem Vaterlande zurück. Mir bricht vielleicht einst in Deutschland vor Kummer das Herz, und doch, doch, lieber durch ihn gebrochen, als durch einen andren beglückt.

d. 8/18

Welch ein Tag, Gott, welch ein Tag! Soll denn diese furchtbare Gewalt der fremden Leidenschaft über mein Leben nie aufhören! Ich bleibe heut die Nacht bei Sivers, weil ich dort diesen Abend ins Bad gehe — allein ich bin auf eine halbe Stunde nach Hause gegangen — was kann ich sagen! Bjeshel kam heute morgen zu mir, er war 9 Wochen krank gewesen — jetzt ist er wieder wohl — zwei Stunden lang hat er zu meinen Füßen gelegen, sie geküßt, meine Kniee umfaßt — geweint — und dann wieder — oh mein Gott, mein Gott, und das ist nicht Liebe, es ist die Gewalt der leidenschaftlichsten in ihm erweckten Sinnlichkeit — er gesteht es selbst —

ich war so erschüttert, daß ich heut Nachmittag Blut gespieen habe, ich kann noch nichts schreiben, aber ach, das Leben könnte doch sehr reich sein — morgen mehr. —

d. 9ten.

Ich gestehe es, Bs. wirkt sonderbar auf mich und anders als er sollte. Keiner von seinen Bekannten weiß um seine Liebe zu mir, ich habe mich im vorigen Sommer daran belustigt und durfte das, weil er sie selbst nicht ernst nahm. Nun kam er, er hatte meine nahe Abreise erfahren. Er ist überzeugt, daß ich ihm nie meine Hand geben werde, allein da ich nie heiraten werde, so ist durch dies alles seine Neigung für mich so gesteigert, daß sie den Charakter der Leidenschaft angenommen hat. Er hat eigentlich recht: es würde mich wenig kosten, ihn glücklich zu machen — es wäre gewiß vor Gott keine Sünde — und doch ist es mir unmöglich, allein es erschüttert mich, wenn ich sehe, daß sich noch ein Mann beglückt fühlen könnte, daß ein Blick, ein Händedruck, ein Kuß ihn noch zu berauschen vermag. Und fehlt mir, die ich mich nie einem Manne hingegeben habe, nicht die Krone der Weiblichkeit? Bleibt nicht vielleicht die liebenswürdigste Seite meines Charakters nun ewig unentwickelt? Und warum diese Verkümmerung? Gott will sie nicht, ich erzeige keinem Menschen auf der Welt einen Gefallen damit, und kein Wesen auf der Welt würde so wenig durch ihn, als durch mich gekränkt, wenn ich sein würde. Und bin ich denn nicht auch ein Weib? Ein Weib mit Glut der Phantasie und warmem Blut? Muß ich es nicht als Entbehrung fühlen, diese Fähigkeit, beglücken zu können, nicht entwickeln zu dürfen, wenn ich den Mann entzückt, flehend, berauscht zu meinen Füßen sehe? —

den 11ten.

Vorgestern Abend fuhr ich ins deutsche Theater, da ich in meiner Loge des Vorzugs genieße, von niemand gesehn werden zu können und Marischkin sie mit einem schönen Sopha, Spiegel, Tisch usw. sehr bequem hat einrichten lassen. Ich verträumte dort ein paar Stunden in halbem Fieberwahn, gestern morgen war ich aber so krank, daß ich den ganzen Tag im Bette bleiben mußte. Den Abend tranken H. und seine Frau Thee bei mir, und das einfache Glück dieser Menschen, ihre stille Rechtlichkeit tat mir sehr wohl. H. gab mir zu verstehen, daß sein Bruder mich liebe, und er sich dessen freue, weil die Verführung hier groß sei, und das Andenken an mich dem Jüngling zum Schutzengel werden müsse. Wie schlug das an mein Herz! Gewiß, es ist in mir diese Tage kein Kampf gewesen, nur ein unendlich wehmütiges Gefühl, und das wird mir wiederkehren, so oft diese Saite in mir berührt wird. Wenn mich ein Mann, den ich liebte, liebte, wie Bs. mich liebt! Denn ich kann es mir nicht abläugnen, es liegt für mich in solcher Leidenschaftlichkeit des Mannes ein eigner Zauber. Es ist ein ganz anderes, ein schönes, ein erhebendes Gefühl, sich geachtet, sich wert und hoch gehalten zu fühlen — aber, für unsre Weiblichkeit ist es ein unaussprechlich süßer und gewiß ein wahrhaft und rein menschlicher Genuß, uns als Weib, als liebenswürdiges, Wonne und Glück spenden könnendes Weib begehrt zu fühlen. Ich möchte mich Bs. nicht hingeben, ich könnte es nicht, denn ich liebe ihn nicht, aber ich möchte zerfließen in Tränen und in einer namenlosen, mir selbst nicht klaren Wehmut. Was hat mich eigentlich so erschüttert? Ist wirklich in meiner Seele etwas, wovor ich erröten muß? Hingabe als Genuß betrachtet hat keinen Reiz für mich — ich kenne das nicht, ich habe es nie entbehrt, nie gewünscht, und in meiner Phantasie war von jeher hier eine Grenze, wo sie darum verschüchtert stehn blieb, aber die Männer haben mich ahnen lassen, wie sie ein Weib in solchen Augenblicken zu vergöttern vermögen, und daher ist mir die Idee eines Ehebettes ordentlich schauderhaft zuwider. Denke ich mir aber den Taumel einer glühenden, furchtsamen Liebenden, die es nicht wagt, sich dem empfangenen Eindruck zu über-

lassen, und sich nur dem hingibt, den sie einflößt, bebend vor Scham und vor Wollust, unbekannt, unvorbereitet auf das, was sie empfindet, alles hingebend und doch unschuldig unter den brennenden, berauschenden Liebkosungen des Geliebten, die sie nicht zu erwidern wagt, zitternd vor dem Entzücken, der Trunkenheit, der anbetenden Huldigung ihres Siegers, dem selbst in diesem Augenblick des höchsten Rausches der höchste Genuß bleibt, ihr eine neue Welt aufgeschlossen zu haben — denke ich mir eine solche Liebende, gebe ich ihr mein Herz, meine Phantasie, dann, nun ja, dann fühle ich, daß meinem Leben ein Zauber fehlt, daß es Verkümmerung für mich ist, noch nie einen Mann glücklich gemacht zu haben! —

Bs. hat mich in meine Jugend zurückgezaubert — er wollte von mir Abschied nehmen und bat mich um einen Kuß, seine Liebe hatte mich gerührt, weil ich sie so leicht übersehen hatte, und weil sie nun in einer Stärke und mit einer Wahrheit des Jugendfeuers hervorbrach, die ihres Eindrucks auf mich nicht verfehlen konnte. Ich bot ihm mit einem jugendlichen Erröten und Bangen meine Lippen — er drückte mich an sein Herz, ich fühlte es an meiner Brust schlagen und das immer gewaltiger — ich wand mich los aus seinen Armen — er stürzte zu meinen Füßen, sprachlos drückte er sein Gesicht in mein Gewand, er bebte, ich bog mich nieder, ihn aufzuheben — sein Gesicht war kalt — er barg es in meine Hände, die er, keines Wortes mächtig, mit mehreren Feuerküssen an Herz und Lippen drückte. Fanny, sagte er mir endlich, welch ein Verbrechen an der Natur, daß Sie nicht das Eigentum eines Mannes sind! Wenn du es wüßtest, fuhr er fort, welch eine Seligkeit du zu verschenken hast! Kein Weib auf der Welt hat süßere Lippen, sie sind süßer als tausend Blumenkelche! —

den 22ten

Ich habe sehr reiche Tage verlebt. Graf Sivers hat mich mit den hiesigen Fabriken und Krankenanstalten bekannt gemacht. Wir sahen uns fast täglich. Der heutige Tag endet vieles — morgen reist die Weiß, und da Schwarzens, Krauses, Stoffregens aufs Land gehn, so wird die Gelegenheit fehlen, in ihren Häusern zusammen zu treffen. Er ist in dieser Zeit sehr ungleich in seinem Betragen gegen mich gewesen, aber ich habe einzelne unvergeßliche Worte von ihm über mich und zu mir gehört. Die Schattenseite dieses edlen Menschenbildes ist mir in diesem häufigen Zusammensein nicht entgangen. Schatten muß sein, wo Licht ist, und welch ein menschlicher Schatten ist es, den er wirft! Ich lasse hier viel zurück, wenn ich scheide. Klinger ist jetzt oft bei mir, Graf Lehzeltern [17]) zeigt mir ein so schätzbares und achtungswertes Gefallen an meinem Geist, daß es mich freuen muß, Budberg ist untröstlich, daß er mich nicht früher kennen gelernt hat — mein junger Freund und wie viele noch! Kügelgen hat mich wirklich lieb, wie ich ihn. Guter, lieber Vater im Himmel, erhalte mir diese Gabe, mir Wohlwollen zu gewinnen!

den 24sten

Mittwoch über 8 Tage reise ich und werde zu Schleidens Geburtstage in Aschenberg sein. Die trübste Stunde meines hiesigen Abschiedes ist vielleicht die jetzige, in der ich der trefflichen Weiß und ihren liebenswürdigen Töchtern Lebewohl gesagt habe. Mit heißen Tränen sind wir von einander geschieden. Ihr Andenken, sagte sie mir, ist mir auch darin unschätzbar, weil ich in Ihnen meinen Töchtern das Beispiel habe aufstellen können, daß die höchste Geistesbildung sich mit liebenswürdiger Weiblichkeit und allen häuslichen Tugenden vereinen läßt. So denkt er von mir, das weiß ich. Oh, wie vieles ist vergänglich! Dieser Schmerz wird es auch sein. Er reist Dinstag. Heut wollte er noch zur Schwarz kommen, aber ich kann nicht.

[17]) der bayerische Gesandte.

ich kann nicht. Mein einziger Anhalt ist Kügelgen, er ist mir so herzlich gut, er gibt mir seine ganze Seele, und ich bin ebenso gegen ihn gestimmt. Er kennt mich, und billigt mein Betragen.

Mein höchster Genuß sind hier jetzt die Nächte, von deren himmlischer Schönheit man bei uns keinen Begriff hat.

den 26ten Mai.

Es ist überstanden, was ich so sehr scheute, der Abschied von Sivers. Oh, warum ist unser Herz nur in der Stunde der Trennung so stark und rein! Nur mit dem Schmerz des Abschieds darf es das heilige Gefühl erkaufen, wahr sein zu dürfen!

Wir fuhren gestern, als am 1ten Pfingsttag, zu Wasser nach Stoffregens ihrem Landhause. Es war ein himmlisch schöner Tag! Alles grün, der Himmel das reinste Ätherblau, die Wärme heiß, aber belebend, der prachtvolle Strom war mit Schiffen und Gondeln bedeckt, von denen überall Gesang und Musik hervorschallte. So schön hatte ich Petersburg noch nicht gesehen, so schön hatte ich mir den Frühling hier nicht geträumt. Wir aßen im Freien, eine kleine gewählte Gesellschaft. Ich war sehr still. Sivers saß mir gegenüber, seine seelenvollen Augen leuchteten mir oft entgegen, wir wußten beide, es war das Abschiedsmahl. Nach Tisch gingen wir spazieren, Kügelgen gab mir den Arm, er verstand mich und fragte mit seiner treuherzigen Herzlichkeit: Muß es denn so sein, Fanny? Mir stürzten die Tränen aus den Augen, ja wohl, mußte es so sein. Wir hörten Hornmusik, sahen im Semannschen Garten den Apoll von Belvedere. Die Sonne sank wie eine Purpurrose in das Meer, der ganze Himmel war rosenfarben, der Strom Glut, nur um den Mond schwamm Silberlicht, es war alles, alles himmlisch schön! Wir tranken noch bei Stoffregens Thee, und da es zu kühl für mich zur Rückfahrt auf dem Wasser war, fuhr ich mit Sivers zu Hause. Ich war so kindisch, Emilie zu bitten, daß sie mit uns fuhr, er saß mir gegenüber. Wir stiegen noch bei Emilie aus, auf seine Bitten sang sie uns Klärchens Lied. Er kam vom Klavier und setzte sich neben mich auf das Sopha, wie in Zerstreuung faßte er meine Hand. Emilie sang schöner denn je, ich gedachte des Abends, wo ich Klärchen las, wo ich jene Worte mit mich selbst überraschendem Ausdruck las, daß aller Augen naß wurden, und nun, nun zum letztenmal! Er drückte meine Hand, ich hörte ihn seufzen. —

Es war Abendfeier in der Natur, als wir wieder ins Freie kamen. Er fing an, mit mir zu sprechen, und in dem Augenblick war alle meine Bangigkeit geschwunden — mir war, als sei ich gestorben und rede wie sein Schutzengel mit ihm. Er zeichnete mir das Bild einer Gattin, wie er sie sich wünsche, nun ja, es war mein Bild, Zug für Zug, und: wo, fragte er mich, die Augen zu mir aufhebend, wo soll ich diese Gattin finden, da mein Herz nicht verstanden wird, und jede Frage ohne Antwort bleibt? Ich habe meine Frau unendlich geliebt und eben daher würde mich eine gewöhnliche Ehe schon so unglücklich machen, als sei es eine schlechte. Mein Herz bedarf viel und kann noch viel geben, aber mein Geist fordert auch, daß meine Gattin sich für mein staatsbürgerliches Wirken interessiert, meine Ideen faßt und die Flamme meiner Begeisterung für das Gute in ihren Armen heller lodert, Fanny — zum erstenmal nannte er mich so — wo soll ich diese Gattin finden, wenn Sie reisen?

Ich konnte ihm nun alles, alles sagen, ohne Rückhalt alles, er mußte fühlen, wie wert er mir war, und daß ich nicht glücklich sein kann, ohne ihn glücklich zu wissen. Ich sprach aus innerster Herzensfülle, meine ganze Seele war in meinen Worten, er wurde sehr gerührt, wir nahmen Abschied von einander für diese Welt, ja, ich hätte ihn glücklich gemacht, ich wäre es durch ihn geworden — allein Gott spricht durch unsre äußern Verhältnisse, und noch durch einen andern Umstand es

aus, daß wir nicht für einander bestimmt sind, ich wünsche nicht einmal, daß es anders wäre. Aber nun soll mir auch die grausame Vernunft nichts einreden gegen den Schmerz dieser Trennung, ich will ihn rein fühlen. Leben Sie dann glücklich, sagte er, Ihr Andenken bleibt meine unvergeßlichste und schönste Erinnerung. Sie werden, wo Sie auch leben, alle edlen Menschen an sich ziehen, aber nie wird jemand Ihr Andenken inniger bewahren als ich. Er küßte mir die Hand, ich gab ihm die andre auch und segnete ihn und sein edles Leben, aber ich konnte ihm nicht meine Lippen bieten, wie er es zu wünschen schien, ohne es fordern zu wollen.

Ich habe diese Nacht viel geweint und fühle mich unfähig, heut unter Menschen zu gehn, aber ich weiß, daß ich Herr dieses Schmerzes bleiben werde. Er schreibt mir, wenn er eine Wahl trifft. Gott segne ihn, er ist des schönsten, besten Glückes wert, und meine Tränen und mein Gebet erflehen es ihm.

d. 5ten Juni.

Ich bin noch hier, von Liebe und Wohlwollen beseligt. Wie himmlisch schön diese Sommertage sind, läßt sich nur empfinden, nicht sagen. Und in all dieser Frühlingsfeier getragen von Liebe, beseligt durch tausend Beweise, edlen Menschen wert geworden zu sein! Von Graf Georg habe ich noch einen Abschiedsbrief, Kügelgen und ich sind im schönsten Sinne des Wortes Freunde, Bonaventura sonnt sich in meinem Umgang, es freut mich, den Zauber dieser unvergeßlichen Tage so tief empfunden zu sehn, es zu fühlen, wie treu er jedes Wort, jede Äußerung von mir bewahrt. Dazu ist er so rein, daß ich mich oft scheue, diese Reinheit zu trüben. Die reine Bewunderung, die sittlich vergötternde Huldigung, mit der er mich zu seiner Urania weiht, ist sehr schön.

Gestern sah ich auch meinen schönen Sohn zum Abschied. Er kam noch um 11 Uhr Abends zu Henriette, wo ich zum letztenmal in unserm Mittwochskränzchen war. Ich saß auf dem Sopha. Die Männer sangen achtstimmige Sachen, als ich die Augen aufschlug, lehnte er in der Türe, und als er auf mich zueilte und meine Hand an die Lippen drückte, war er so bewegt, daß ich ihn nur sprechen sah, nicht hörte. Er ist schöner und blühender denn je. Oh, wenn es wahr wäre, was sie mir hier alle sagen, wenn sie wirklich mein wäre, die Gabe, edle Menschen mir zu gewinnen und in Liebe an mich zu ziehn!

Und doch gehe ich gern nach Deutschland zurück. Wenn ich an Elise denke, so ist mir's, als höre ich Harmonikatöne, als umspielte mich der sanfteste Blumenduft. Und mein Eduard — ja, Deutschland hat Freuden, die mir hier nicht ersetzt werden können. —

Dinstag, den 10ten Juni [1817].

Nun ist der Abschied von fast allen meinen Freunden überstanden. Ich sollte gestern schon nach Kronstadt. Der Wind ist aber ungünstig und ich gehe erst übermorgen dahin. Gestern war Bonaventura den ganzen Morgen bei mir und zum Thee Abends kamen Rosen und Köhler. Sehr hübsche Andenken habe ich erhalten. Von Graf Georg eine goldene Halskette und Ehrenbergs Seelengemälde, von der Krause einen echten bucharischen Shawl zu 500 Rubel, von M. das sehr ähnliche Porträt des Kaisers im Ring, von Stoffregen eine Landschaft von Kügelgen gemalt u. v. a.

Kronstadt, d. 14. Juni.

Hier bin ich in der allerunangenehmsten Lage von der Welt. Eben haben Rosen und Helene mich verlassen, ich bin krank, in einem Wirtshause, wo ich kein eignes Zimmer für mich habe, sondern des Nachts in dem Wohnzimmer einer englischen Familie schlafen und des Tages in dem allgemeinen Gesellschaftszimmer sein muß.

Der Wind ist ungünstig, ich werde von allen Seiten geprellt und habe die Aussicht auf eine sehr unangenehme Reise, da das Schiff 28 Passagiere angenommen hat.

Berlin, d. 6. September 1817.

Hier bin ich seit 4 Tagen, und seit gestern mit einem ganz neuen Gefühl, da ich für mein Leben einen Zweck und einen Halt gewonnen habe, wie ich ihn mir oft in stillen Stunden gewünscht habe. — Ich habe gestern meine Pflegetochter Betty Meier[18]) gesehen und hoffe ihr wahrhaft Mutter zu werden.

So hoch ich Eduard [Hitzig] auch achtete, so ist er mir hier in seinem Hause, in dem Kreise seiner Kinder und Freunde doch eine so ehrenwerte, so durchaus edle Erscheinung, daß es meiner Seele wohltat, ihn darin zu sehn. Wahrlich, er ist durch und durch gut und wahr und zuverlässig. Seine Kinder sind so liebenswürdig, so wohlerzogen, so natürlich, daß mir nirgends wohler ist, als mitten unter ihnen. Und wie lieb ist Tante Lotte! Ich komme mir, mit ihr verglichen, höchst gering vor — so ein stilles Wirken, so ein Geist der Ordnung, der Reinlichkeit, solche Stille, solche Liebe, solchen frommen Frieden. Lotte gefunden zu haben, ist für H[itzig] in seiner Lage ein großes Glück.

Wie H[itzig] darauf sinnt, daß ich alles Schöne sehe, was Berlin in sich schließt, kann ich nicht genug rühmen. Eine rechte Freude ist mir Fouqué seine persönliche Bekanntschaft gewesen, der so lieb und gut ist, als wäre er nur Herz. Den habe ich liebgewonnen. Hofmann[19]) ist unnachahmlich und ich habe noch keinen ihm nur einigermaßen zu vergleichenden Menschen gesehn, aber Oehlenschläger[20]) mag ich nicht leiden.

den 14ten [Sept. 1817].

So schöne, still-friedliche Tage habe ich lange nicht gelebt. Gestern Morgen war ich mit H[itzig] allein. Wir sind im Zusammenleben viel, viel fremder gegen einander, als in unseren Briefen. Hätte ich die nicht, ich würde nicht wissen, daß er mich lieb hat. Wie durchaus edel, rein und würdig H. in allem dasteht, empfinde ich mit der innigsten Verehrung. Seine Tugend, seine Liebe, seine Demut vor Gott rührt mich oft so, daß ich ihm gerne die Hand küssen möchte als Ausdruck meiner Ehrfurcht und meiner Freude an ihm. Es tut mir sehr wohl, mit Tante Lotte so ganz übereinstimmend das zu fühlen und zu erkennen. Ach, wäre ich doch so gut wie Tante Lotte! Wie viel Eitles und Nichtiges ist dagegen in mir! Wie vieles muß ich niederhalten, was sie gar nicht kennt. Und wie anders steht sie da als meine Christine Dahlmann! Christine hat vor Gott ein reines Herz und ein reines Leben, sie hat so viel Geist, aber sie ist nicht eigentlich fromm. Sie hat alle Stärkungsmittel gegen das Leben, die Philosophie und eine edelgeborene Natur geben können — aber den heiteren Frieden, die klare Freudigkeit meiner Tante Lotte hat sie nicht.

den 15ten

Ich fuhr gestern mit Tante Lotte in die Kirche, um Schleiermacher predigen zu hören. Ich ahnte nicht, daß die Erinnerungen, die sein Anblick in mir weckte, noch solche Macht über mich haben könnten. Ich glaubte seine Frau, seine Schwester, Arndts Braut, zu erkennen. Die Möglichkeit, diesen auch zu erblicken, an die ich früher nicht gedacht hatte, preßte mir das Herz bis zum Zerspringen zusammen. Ich betete für ihn und für sie zu Gott — aber wie ich ihn geliebt habe, liebt ihn keine andre, und keine wird so glücklich durch ihn werden, wie

[18]) Pflegetochter Hitzigs.
[19]) der Dichter E. T. A. Hoffmann.
[20]) der Dichter Adam Oehlenschläger.

ich geworden wäre. Und bin ich denn nun wirklich nach 10jähriger Trennung mit ihm an Einem Ort! Ich kann ihn bei jedem Gang erblicken, kann im Gewühl ihn nicht erkennen, von ihm nicht erblickt bei ihm vorüberstreichen — mein Gott, mein Gott, es ist doch ein herbes Gefühl, Herz und Leben an eine solche kalte Gleichgültigkeit verloren zu haben — und daß ihn seine Verbindung gerade, wenn ich je Feinde gehabt habe, diesen einverleibt — wie schmerzt mich das! Mein ist er, Gott hat uns für einander geschaffen — sonst hätte ich ihn nicht so unaussprechlich und so treu lieben können. Er hat sonst häufig stets besucht, wenn er hier war, nun kommt er nicht. Warum meidet er mich zu sehen? Ist das Schonung, oder wohl gar Nichtachtung? Oh, wie würde ihn die schmerzen, wenn er einst jenseits erfährt, wie ich ihn geliebt und was ich um ihn gelitten habe. Laß ihn nur recht, recht glücklich werden, lieber Vater im Himmel!

Guerra vinta — Pace perduta *)

Von

Franz Fromme

Mehr als sechs Jahre sind verflossen, seit Italien in den Weltkrieg eintrat. Es hat zwar nicht unmittelbar an Deutschland den Krieg erklärt, aber es focht an der Seite unserer Feinde, schon ehe zwischen Deutschland und ihm offiziell der Kriegszustand eingetreten war. Von uns ist damals an dieser Stelle besonders bedauert worden, daß Italien überhaupt am Kriege teilnahm; wir sprachen die Ansicht aus, daß Rom, der Sitz zweier Großmächte, uns von Geschichte und Natur dazu bestimmt schiene, das für ganz Europa so verhängnisvolle Blutvergießen und Zerstören am würdigsten und wirksamsten im gegebenen Augenblicke zu hemmen. Wir glaubten freilich auch feststellen zu können, daß die Lage und Anlage des italienischen Staates, besonders angesichts des jungen Gegensatzes Deutschland-England, zu dieser verhängnisvollen Teilnahme führen m u ß t e.

Rückwärts zu verfolgen, wie ein einzelner Italiener von überragenden Kenntnissen und Ideale sich zu dieser Entwicklung stellte und stellt, ist heute kein müßiges Abschweifen von den Notwendigkeiten des Tages; es gibt uns mehr als Erinnerungen und Vergangenheitsphantasien; es gibt uns Anknüpfungen für die Zukunft. Heute, wo Deutschland aufgehört hat, eine politische Großmacht zu sein, wo es nur noch in wirtschaftlicher, kultureller und ethnographischer Hinsicht ein Faktor oder, besser gesagt, ein Faktotum im Dienst des übrigen Europas ist, jeder politischen und militärischen Kraft beraubt; heute ist es für uns von größtem Wert, aufmerksam zu verfolgen, welche Völker nun an unserer Statt zur Vorherrschaft aufsteigen möchten und können. Und eine Vormachtstellung in Europa — das ist das Ziel, das Umberto Angeli seinem Volke seit mehr als zehn Jahren verkündet, das ist der Beruf, auf den hin er die Fähigkeiten und den Bildungsstand seines Volkes untersucht.

Diese Vormachtstellung spricht er seinem Volke auf Grund der geographischen Lage und der Überlieferung zu. Durch sein Buch „Guerra vinta — Pace perduta" („Krieg gewonnen — Friede verloren"), eine Sammlung von Aufsätzen, Bekenntnissen und anregenden politischen Phantasien, zieht dieser eine Gedanke, dies eine

*) Scritti Politici 1910—1920 da Umberto Angeli. Roma „La Rivista di Roma" Edit.

Streben, diese eine Sorge. Und zwar hat er von seinen ersten Aufsätzen (1910) bis zum Frühjahr 1915, als der Kriegstaumel in Italien bereits jegliches Schreiben und Reden unnütz machte, die Meinung verfochten, daß Italien eine solche Vormachtstellung im Bunde mit Deutschland erstreben müßte. Die gemeinsame Gegnerschaft gegen Frankreich, Italiens überlegener Nebenbuhler um das Mittelmeer und der gemeinsame innere Gegensatz der beiden jungen Nationalstaaten gegen den alten Dynastenstaat Österreich sind die Grundlage seiner politischen Auffassung und Berechnung.

Nur ein einziges Mal (im Jahre 1912) scheint er dieser Meinung untreu zu werden: „Albione pentita" schließt er mit einer Warnung vor Deutschland: „In Europa gibt es einen alten Herrn, der nach Ruhe verlangt (England), und einen neuen, jungen Herrn, der stark ist und guten Appetit hat (Deutschland)." Und er meint, „weil der alte Herr schon gegessen hat", sei dieser nicht so zu fürchten wie der junge, der noch sehr hungrig sei.

Es ist dies aber auch die einzige Abweichung von seiner sonst immer wiederkehrenden Parallelstellung zu Deutschland, und sie steht insofern im Einklang mit seiner Gesamtauffassung, als sie auf eine hohe, zu hohe Einschätzung der deutschen Macht zurückgeht. Er hat vielleicht die Kraft des Deutschen Reiches und ganz gewiß die Persönlichkeit Wilhelms II. überschätzt.

Im übrigen begegnen wir bei ihm einer gründlicheren Betrachtungsweise deutscher Dinge als man sonst bei Schriftstellern lateinischer Rasse in der Vorkriegszeit findet; und sein Eintreten für den Dreibund wiederholt sich bei den verschiedensten Gelegenheiten. In den „Speranze della Polonia" richtet er, bei aller Anerkennung so mancher Klage über Unterdrückung, an die polnische Adresse den Rat, Polens Glück auf der Seite des Dreibundes und nicht auf der Seite der Entente zu suchen, und noch im Frühjahr 1915 warnt er seine Landsleute, aus der Hoffnung auf eine amerikanische Einmischung gute Gründe für ein italienisches Eingreifen abzuleiten. Er tut dies gewiß nicht um schöner deutscher Augen willen, sondern aus einer hohen e u r o p ä i s c h e n Auffassung der Dinge. Es ist die Stellung des gebildeten Europäers italienischer Nation, die er bis auf den heutigen Tag innehält, wie seine regelmäßigen Beiträge zur „Rivista di Roma" beweisen.

Und von diesem Standpunkt des gebildeten Europäers italienischer Nation aus glaubt er, daß Italien wieder zur Vormachtstellung in Europa berufen sei. Welches Land kann eine gleich günstige Lage aufweisen, im Herzen des völkerverbindenden Mittelmeeres, der Wiege der europäischen Kultur, auf der Brücke zwischen Europa und Afrika und zugleich der Vermittler zwischen Morgenland und Abendland? Welches Volk lebt auf einem so günstigen Boden, unbewußt von alter Überlieferung gesättigt, im Besitz einer Kultur, die ihm in Fleisch und Blut übergegangen ist, und doch noch so unverbildet und jugendfrisch, weil ihm die Überindustrialisierung, die Plage Englands und Deutschlands, und die Zentralisation, das Verderben Frankreichs, bisher erspart geblieben sind? Und wo laufen die Fäden der katholischen Kirche, die ihr Netz bis in die entlegensten Fernen des Erdballs gespannt hat, letzten Endes zusammen? Welche Nation liefert den obersten Rat und das Haupt dieser ältesten, noch immer unerschütterten Weltmacht? Die Namen Rom und Italien enthalten die ganze Antwort.

Diese Gunst der geographischen Lage und der Überlieferung, die keinem anderen Lande und Volke so vom Schicksal beschert ist wie dem italienischen, wird aber fast verscherzt durch die Rückständigkeit und Unerzogenheit der jetzigen Generation. Die Aufsätze, die er unter der Überschrift „Sulla via dell' Impero" zusammenstellt — aus den Jahren 1912, 1913, 1914 — sind voll scharfer Kritik und ungemilderter

Mahnungen. Er verlangt, daß die ewige Stadt nicht aus der Kirchturmsperspektive spießiger Stadtväter, sondern von der gesamten Nation verwaltet werden müsse, er tadelt die Vielrednerei im Parlament, in dem neben 238 Akademikern (worunter 175 Advokaten!) und 145 berufslosen Privatleuten nur 53 Vertreter des wirtschaftlich-praktischen Lebens sitzen; neben der wirtschaftlichen beklagt er die soziale Rückständigkeit des Volkes. Vor dem Kriege hegt er die Hoffnung, daß seine Nation dies alles überwinden und zu der Vormachtstellung emporsteigen wird, zu der er sie berufen glaubt. Nach dem Kriege, im Schlußwort, das aus dem September 1920 stammt, sieht er düsterer in die Zukunft. Durch die politische Unfähigkeit der herrschenden Klassen in Italien haben sie „den diplomatischen Frieden verloren, nachdem der Krieg durch die beharrliche Arbeit der Munitionsarbeiter und die unerschöpfliche Geduld der Bauern im Schützengraben gewonnen war".

Aus dem Gesamtbilde, das mit großer Wahrheitsliebe und doch mit warmer Vaterlandsliebe gezeichnet ist, blickt uns manch ein Zug wie ein Teil unseres eigenen Wesens an. Haben doch wir bei aller Verschiedenheit des Blutes manche Tugend und Untugend mit dem Italiener gemeinsam, das gleiche Erbteil ähnlicher jahrhundertelanger Zerrissenheit. Individualismus und Regionalismus feiern dort wie hier ihre Triumphe, oft zum Segen des geistigen Lebens und seiner Mannigfaltigkeit, aber fast immer zum Schaden der politischen Eintracht und der geschlossenen Abwehr gegen das feindselige Ausland. Nur hat uns die Schöpfung mit einem noch schwächeren politischen Instinkt ausgestattet als den Italiener, oder wir haben ihn im Laufe unglücklicher Jahrhunderte und allzu glücklicher Gründer- und Gewinnerjahrzehnte verloren. Und dann hat der Italiener noch die geschlossene religiöse Entwicklung vor uns voraus; seine Kirche wurzelt in seiner Erde und hat, von keiner Nebenbuhlerin angefochten, sein und seiner Väter Fühlen, Denken und Wollen gelenkt; bei uns herrscht Zwietracht des Glaubens, und diese Glaubensformen sind ursprünglich nicht in unserer Erde heimisch, sondern von fremder Hand in sie gesät. Und schließlich gestattet die Sonne dem Italiener ein geruhigeres Leben, während uns Klima und Geschichte die härteste Fronarbeit auferlegen.

Und dennoch auch dort: Guerra vinta — Pace perduta! Unser Gewährsmann überzeugt uns von der Richtigkeit dieses Schlusses. Und er steht mit dieser Meinung in Italien nicht allein; ein beträchtlicher Teil der italienischen Nation rechnet sich zu den Besiegten. Und so haben sich die beiden Völker, die zwar nicht blutsverwandt, aber auf politischem Gebiet einander ebenbürtig und ähnlich sind, an jugendlicher Unerfahrenheit zu einem ähnlichen Schicksal zusammengefunden: Jedes ist heute das, was wir 1915 als die Folge des italienischen Eingreifens für den wahrscheinlichen Beruf Italiens hielten: Ein Bauer auf dem europäischen Schachbrett der Angelsachsen; ein Bauer, der nicht einmal Aussicht hat, zum Läufer oder Springer zu werden, geschweige denn zu der Königin, die Rom einst war.

Die neuen Götter

Von

J. von Uexküll

Die Veränderungen, die im Laufe der Zeit vor sich gehen, kann man auf dreierlei Art zusammenfassen, indem man sie erstens als final, d. h. durch einen Zweck verbunden, oder zweitens als kausal, d. h. durch Ursachen erzeugt, betrachtet, oder in-

dem man sie drittens als planmäßig untereinander verbunden ansieht, wie die Töne einer Melodie. Je nach der Betrachtungsweise entscheidet man sich für die finale, die kausale oder die planmäßige Weltanschauung.

Die Weltanschauungen haben einander abgelöst. Auf die finale Weltbetrachtung folgte die kausale, und heute erleben wir den spannenden Augenblick, da die kausale Weltanschauung der planmäßigen weichen muß.

Die planmäßige Weltanschauung unterscheidet sich von ihren Vorläuferinnen dadurch, daß sie außer Raumgestaltung auch noch Zeitgestaltung kennt. Die bekannteste Zeitgestalt ist die Melodie, die einem jeden von uns geläufig ist. Schwieriger ist es schon, an Stelle von Tönen dreidimensionale Raumgestalten zu einer Zeitgestalt zusammenzufügen.

Die Naturerkenntnis aber zwingt uns zu diesem Verfahren, wenn wir die protoplasmatischen Lebewesen, wie z. B. die Infusorien beobachten, die an Stelle eines im Raum gegliederten Verdauungsapparates eine kleine Blase besitzen, die erst die Speiseröhre darstellt, dann zum Magen, dann zum Dünndarm und Dickdarm wird, um schließlich als After zu enden. Hier liegt der Verdauungsorganismus nicht als Raumgestalt, sondern als Zeitgestalt vor uns da.

Jeder von uns kennt Raupe und Schmetterling, die in der Zeit aufeinander folgen. Auch sie bilden eine gemeinsame Zeitgestalt, bei der die Freßorgane den Geschlechtsorganen vorangehen. Das schlagendste Beispiel aber bildet der Malariaparasit, der auf zwei Wirten schmarotzt, und der durch eine immer erneute Umgestaltung die Organe erhalten muß, die ihn befähigen, erst von der Mücke aufgesaugt zu werden, dann den Mückenmagen zu durchbohren, dann den Weg zu den Speicheldrüsen der Mücke zu finden, um daselbst giftfest zu werden, da er mit dem Mückengift gemeinsam wieder unter die menschliche Haut gelangt. Das gelingt dem Protoplasmatierchen dadurch, daß es vor jeder Umwandlung eine neue Teilgeneration hervorbringt, die mit den nötigen neuen Werkzeugen versehen ist. Der Hauptsache nach handelt es sich aber immer nur um ein gesetzmäßiges Erzeugen von neuen Organen, die, wenn sie ihren Dienst getan, verschwinden, um neuen Organen Platz zu machen.

Der Natur fällt es ebenso leicht, die Organe eines Körpers räumlich aneinander wie zeitlich nacheinander zu binden. Im ersten Fall entsteht eine Raumgestalt, im zweiten eine Zeitgestalt. Man kann bei der Raumgestalt von einer Ko-organisation, bei der Zeitgestalt von einer Post-organisation sprechen.

Die Entdeckung der Post-organisation in der Natur erleichtert uns das Verständnis für alle Vorgänge während der Entstehung des Lebewesens aus dem Keim und gestattet uns auch, die Art, anstatt sie in eine zeitliche Folge von Generationen zu zerlegen, zu einer Zeitgestalt zusammenzufassen. Damit tun wir einen tiefen Blick in das Wesen der natürlichen Planmäßigkeit, die in einem Zusammenschluß sowohl räumlicher wie zeitlicher Glieder zu einem immer weiter gesteigerten Ganzen besteht, und die außer mechanisch-materiellen auch technisch-melodische Zusammenhänge kennt.

Die Zeitgestalten sind ihrem Wesen nach übersinnlich, nicht weil sie unsichtbar, sondern weil sie übersichtbar sind, d. h. über die Fassungskraft unserer an den Moment gebundenen Sinne hinausgehen.

Interessant ist es nun festzustellen, daß gleichzeitig mit der erwachenden Erkenntnis der Post-organisation durch die Biologie auch die historischen Wissenschaften zu der gleichen Betrachtungsweise durchgedrungen sind. Erst war es Spengler, der in seinem berühmten Buch die Zeitgestaltung durch die Kultur erkannte, und nun bringt uns Frobenius an der Hand eines reichen Anschauungsmaterials aus seinen Erfahrungen an afrikanischen Völkern die Gewißheit einer überindividuellen

Einheit, die als Kulturgebilde viele Generationen von Menschen umfaßt. Die Naturmacht, die dies Gebilde hervorbringt, nennt er das Paideuma*). Das Gesetz, nach dem das Paideuma schaltet, um Generationen von Menschen, ja von Völkern zu einer gewaltigen Zeitgestalt zusammenzufassen, setzt er in Vergleich mit dem Gesetz, das unser individuelles Leben zu einer nach Kindheit, Jugend, Alter gegliederten Zeitgestalt formt. Auch hier sieht er eine uns beherrschende Naturmacht, die er das individuelle Paideuma nennt.

Damit treten Naturgewalten in unseren geistigen Gesichtskreis, die wir nur als Götter bezeichnen können. Götter, deren gestaltenbildende Kraft wir zu ahnen beginnen, deren Wesen wir aber nicht verstehen. Sie schalten und walten mit uns wie die unbezwingliche „Moira" der Griechen. Ehrfurcht und Schrecken geboten sie den Menschen, die dem göttlichen Willen widerstandslos unterworfen sind. Ob wir in der Jugendzeit oder im Alter einer Kultur leben, ist von unserem Willen ebenso unabhängig wie Jugend und Alter unseres eigenen Lebens. Wir müssen mit dem Paideuma emporblühen oder mit ihm dahinsterben.

Aber lenken wir von diesen übergewaltigen Gottheiten den an ihrer Größe geweiteten Blick auf die uns umgebende Natur, so enthüllt sich ein Anblick, der ein jedes Griechenherz höher schlagen ließe. Wir erkennen in jedem Lebewesen außer seiner im Moment eingeschlossenen Raumgestalt eine über die Momente hinweg sich in die Zeit erstreckende Gestalt, die einem Gesetz gehorcht, dessen Harmonie und Schönheit jede menschliche Melodie weit hinter sich läßt. Schillers Klage über den Verlust der Götter Griechenlands rührt uns nicht mehr, sobald wir die melodische Zeitgestalt aller Lebewesen erkannt haben. Eine Dryas lebt wieder in jedem Baum.

Die Isolierung Japans

Von

Alfredo Hartwig

Die angelsächsische Politik und Presse beschäftigen sich lebhaft mit der Stellungnahme, die man in der Zukunft Japan gegenüber einzunehmen hat. Daß diese Stellungnahme gleichbedeutend mit einer kriegerischen Auseinandersetzung sein wird, ist allen Angelsachsen klar. Nur will man vermeiden, jetzt im Zeichen des „Völkerbundes", an den man selbst nicht glaubt, auf die Lösung des Konfliktes hinzuweisen, die als Machtfrage nur durch Machtmittel zu erreichen ist. Denn die Diplomatie muß versagen, wo sie nicht gegen Ideologie und Dummheit, sondern gegen Ebenbürtige mit gleichen Waffen zu kämpfen hat. Japan aber ist mehr denn ebenbürtig: Imperialismus steht gegen Imperialismus, Egoismus gegen Egoismus, der Torhüter des Westens findet den Torhüter des Ostens auf seinem Posten. Die beabsichtigte Isolierung Japans wird dadurch vorzubereiten gesucht, daß von einer angeblich bereits bestehenden Isolierung Japans gesprochen und diese zeitlich möglichst weit zurückdatiert wird. Die „Isolierung Japans" ist der Titel, die Gewinnung Deutschlands als Landsknecht für diesen Zweck der Inhalt.

Von diesem Standpunkte aus — ein Lehrbuch für den dummen Michel! — ist auch ein Buch aufzufassen, das unter dem genannten Titel, angeblich von einem

*) Paideuma von Leo Frobenius. München 1921, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck.

„früheren Legationsrat im fernen Osten" bereits Ende 1914 (?) geschrieben *), als Wilson mit seinen Ideen noch gar nicht hervorgetreten war, in glatter und flüssiger Übersetzung von Prof. Joh. Sauter erschienen ist.

Das Buch ist voll innerer Widersprüche, ein Blender, der aber für den Nichtkenner weltpolitischer Fragen und Zusammenhänge verwirrend wirken kann und wohl auch soll. Der Inhalt ist in erster Linie für Deutschland berechnet und vielleicht als „Standard Work" für deutsche Erkenntnis des Ostens, als Vademecum für deutsche Diplomaten gedacht, von denen man auch in der Zukunft den seit Bismarcks Ausscheiden bestehenden Dämmerungszustand willenloser Gefolgstreue erhofft. Auf diesen Geist ist das Buch eingestellt, das in geschickter Weise der jetzigen deutschen „Mentalität" sich anpaßt.

Wilson, Völkerbund, Demokratie und Militarismus! Mit diesen vier Schlagworten hat man Deutschland gefangen und in einen Nebel eingehüllt, der noch heute Auge und Gehirn ungezählter Tausender führender und verführter Deutscher einhüllt.

Nur in Deutschland hat man noch höhere Töne zu Wilsons Lob und Preis anstimmen können, als es der Verfasser des Buches tut; nur in Deutschland glaubt und erhofft man alles vom Völkerbunde, wie von einem zweiten Evangelium; nur in Deutschland verrät man das letzte Gewehr, um den Militarismus gänzlich zu beseitigen, der den friedlichen angelsächsischen und französischen Imperialismus reizen könnte, der zum Hüter von Deutschlands äußerm und innerm Frieden bestellt ist. Nur weil Deutschland sich endlich zur Demokratie bekannt und somit sein Scherflein dazu beigetragen hat, „die Welt für die Demokratie reif zu machen" (S. 127), darf es darauf rechnen, in Gnaden im Völkerbunde Aufnahme zu finden, und weil das heutige Deutschland „auf einem Standpunkte steht, der von dem des alten Deutschtums, das den Weltkampf entfesselt hatte, völlig verschieden ist" (S. 86). Denn „Präsident Wilson ist sich wohl bewußt, daß die Rechte Deutschlands geachtet werden müssen" (S. 43).

Anscheinend, aber nur anscheinend, besteht hier mit den Tatsachen ein Widerspruch. „Aber der Widerspruch, wenn er besteht, hat vorübergehenden Charakter. Die Schritte, die England jetzt vor dem endgültigen Abschluß eines Friedens unternimmt, wird es in sechs Monaten bereit und willens sein, zu verwerfen, wenn der Friede wieder erreicht und Deutschland wieder der Familie der Völker angeschlossen sein wird. Dann fußt Deutschland auf einem Frieden und ist im Besitz der vollen Kraft und Stärke seiner neuerworbenen Stellung als Demokratie, die zum größten Teil von den Industriearbeitern begründet ist, denen die Welt Lebensunterhalt und einen Platz an der Sonne schuldig ist. Mit einem solchen Deutschland wird England gern in eine neue Verständigung eintreten" (149). Schon dämmert für Deutschland rosiges Frühlicht einer herrlichen Zukunft im Lichte der Weltdemokratie unter dem milden Zepter Wilsons, der die Armen und Beladenen zu sich kommen läßt! Wer lacht da? Wer zweifelt noch? Der Verfasser des Buches beseitigt jeden Zweifel durch den inhaltsvollen Satz: „Wenn etwas imstande ist, die praktische Klugheit der Grundsätze von Präsident Wilson zu beweisen, sowie seines Bestehens darauf, daß Recht und Gerechtigkeit in der Schlichtung der Weltangelegenheiten nur durch die Annahme der Grundsätze erlangt werden können, auf denen der Völkerbund sich aufbaut, so muß die Erwägung einer Erledigung der chinesischen Frage unter Vermeidung von Zwistigkeiten allen Argumenten die Krone aufsetzen, die je zugunsten dieser sehr wünschenswerten Lehren angeführt worden sind" (30).

Nur Japan sträubt sich noch. Kato, der frühere Minister des Äußern, sagt: „Obwohl er Viscount Grey kenne und alle seine Reden und Pamphlete gelesen habe,

*) Charlottenburg, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.

sei er — beim gegenwärtigen Stande der Menschheit — außerstande, zu verstehen, daß westliche Staatsmänner sich einbilden können, daß jemals ein solcher Bund einen Krieg verhindern könne" (S. 91). Ja, der Verfasser des Buches muß sogar die Tatsache feststellen, daß die Japaner „in ihren Schulen und in ihrer Literatur mehr und mehr wieder zur alten japanischen Volksweisheit in Philosophie und Ethik zurückkehren und sich mit schwindender Begeisterung nur den wissenschaftlichen europäischen Erziehungsmethoden zuwenden, die zu sehr nach dem Praktischen und Experimentellen schmecken" (S. 95). Und weil Japan auf diesen Schwindel Wilsonscher Heilslehre nicht hereinfällt, muß es gezwungen werden, sich zu beugen, natürlich durch eine Koalition „Nordamerika-England-Deutschland". Dazu ist natürlich der dumme Michel, auf den das ganze Buch gemünzt ist, gut genug. Wie man aber ein Volk ohne Gewalt zwingen will, wenn es den ganzen Völkerbundsrummel nicht mitmachen will, das verrät der Verfasser dem braven deutschen Leser nicht. Er stellt nur am Schlusse des „Die Isolierung Japans" überschriebenen Kapitels fest: „Von allen Nationen der Welt hat sich Japan allein dem Kultus des Militarismus ergeben, und man muß abwarten, ob die nationale Anmaßung, die durch diesen Kultus erzogen worden ist, es blendete, ja oder nein, gegen die Lehren des jetzigen Krieges, die beweisen, daß es in der heutigen Welt keinen Raum für ein Volk gibt, welches den militärischen Geist pflegt" (S. 138).

Mit diesen Proben des Buches mag es genügen. Der Verfasser muß natürlich immer wieder Tatsachen erwähnen, die in krassestem Widerspruche zu den Lehren stehen, für die er Dumme sucht; in erster Linie in Deutschland. Denn man „muß sich auf den guten Willen und die hilfreiche Hand aller jener Nationen verlassen, die der Politik des Präsidenten Wilson treu ergeben sind — das sind England und die große Republik Deutschland, die dazu bestimmt ist, in den Weltangelegenheiten eine Friedensrolle zu spielen, die alles von ihm früher Geleistete weit übersteigt" (S. 32).

Es ist selbstverständlich, daß der Verfasser, der sich selbst als scharfen Imperialisten einmal verrät (S. 25), mit solchen Phrasen schon ein einfaches politisches Problem nicht lösen könnte; noch weniger aber eine so komplizierte Frage, wie die Isolierung Japans und ihre Folgen. Aber eine Lösung ist ja auch wohl gar nicht der Zweck der Schreibübung gewesen!

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Loyalität und Servilismus

Als König Alexander Obrenowitsch und Königin Draga von Serbien vor fast 20 Jahren unter Mörderhänden ihr Leben enden, wird Peter Karageorgiewitsch Nachfolger. Sein Leben als Flüchtling ist voller Mühsal, als König leidet er fast noch schwerer unter Familienkummer, Krieg und Krankheit. Und doch verwirklichen sich in der Zeit seiner Regierung die kühnsten Hoffnungen der serbischen Nationalisten: die Wiedergeburt des 1389 auf dem Amselfelde verlorenen großserbischen Reiches. Peter vollendet das knapp einhundertjährige Heldenzeitalter des neuserbischen Staates durch Entzündung des Weltkrieges, der serbischerseits mit der Ermordung des Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand eingeleitet wurde. Der Lohn der Westmächte fällt entsprechend überaus groß aus. Über die Abmachungen von Korfu hinaus erhalten die Großserben: Südsteiermark, die Krain

und Teile von Kärnten; die Slowenen entdecken, daß sie Jugo-(Süd-)Slawen sind und nehmen dies zum Anlaß, das südsteirische Deutschtum grausam zu unterdrücken und zu berauben. Belgrad duldet das nicht nur, sondern es beraubt auch seinerseits das Deutschtum in den von Ungarn abgerissenen, „Wojwodina" genannten Teilen des Banats, der Batschka und der Baranya, und in Slawonien der einfachsten politischen Rechte, des Stimmrechtes bei der Wahl zur südslawischen Nationalversammlung.

Da stirbt König Peter. Das „Deutsche Volksblatt" in Neusatz teilt den Deutschen der Wojwodina dies mit folgenden Worten mit:

„Es liegt eine erschütternde Tragik darin, daß König Peter auf der Höhe der weltgeschichtlichen Erfolge seines Hauses und seines Volkes dahingeschieden ist.

Jahrhundertelanges Sehnen hat sich unter seiner Regierung erfüllt, die nationale und staatliche Einigung der Südslawenstämme ist unter König Peters Zepter und tätiger Mitwirkung lebendige, greifbare Wirklichkeit geworden, mit seinem Namen bleibt die Aufrichtung des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen in der Geschichte verknüpft, und unverwelklicher Lorbeer soll heute an seinem Sarge niedergelegt werden, den Millionen treuer Staatsbürger trauernd umstehen.

Auch die staatstreue deutsche Bevölkerung steht ergriffen an der Bahre König Peters, die Trauer der Serben, Kroaten und Slowenen ist auch ihre Trauer, eine gemeinsame Trauer aller, die in unserem Staate das festgefügte Haus erblicken, in dem Kind und Kindeskind Freiheit, Gerechtigkeit, kulturelle und wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeit finden werden. Wir beugen uns in Ehrfurcht vor der Majestät des Todes, wir trauern um den Begründer unseres Vaterlandes, und auch unsere spätesten Geschlechter werden dem Andenken des verewigten Königs in deutscher Treue huldigen. Slava Kralju Petru! Slava!"

Diese posthume Huldigung hat bei den Deutschen in Südslawien und weit über seine Grenzen hinaus Anstoß erregt. Es war zwar nicht nur taktisch notwendig, sondern auch durchaus korrekt, dem dahingeschiedenen Herrscher des Landes, indem man seine geschichtliche Bedeutung würdigte, sympathische Worte nachzurufen und die Loyalität der Deutschen Südslawiens zum Ausdruck zu bringen. Hier ist aber das Maß des Zulässigen mit den von uns gesperrt gesetzten Schlußworten in würdeloser Weise überschritten durch unwahre Übertreibungen. Man lese, was dasselbe „Deutsche Volksblatt" am 28. August noch vor der Beisetzung König Peters über einen serbischen Ferienkurs berichtet, den über hundert deutsche Lehrer und Lehrerinnen besuchen mußten:

„Im Hofe des Schulgebäudes tanzen zu gewisser Zeit die deutschen Lehrer unter Aufsicht der Herren Professoren Kolo (den serbischen Nationstanz). In Ehren ergraute Männer, ehrwürdige Damen und flaumbärtige junge Leute. Und wenn die Herren Professoren des Kolos müde sind, lassen sie die „Schüler" im Kreise trippeln und „Coro, Coro, sluśaj . . ." singen. Die serbischen Kinderspiele und -lieder werden mit größter Sorgfalt geübt."

Es fügt hinzu:

„Denn die alte ungarische Schulpolitik, unter der die Serben der Wojwodina so sehr gelitten haben sollen, fand in Belgrad ihre Fortsetzung. . . . Die Belgrader Schulpolitik ist eine schlechte Nachahmung der ungarischen!

Unsere Leidensgenossen in der Vergangenheit tauschten mit den Magyaren die Rolle und führen jetzt ein Spiel auf, vor dem der Genius der Gerechtigkeit trauernd das Gesicht verhüllen muß. . . .

Arme Bildner des Volkes! Armes schwäbisches Volk!"

Was erblickte doch das „Deutsche Volksblatt" am 18. August im serbischen Staat? „Das festgefügte Haus, in dem Kind und Kindeskind Freiheit, kulturelle und wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeit finden werden." Die Neusatzer sind gute Byzantiner, aber schlechte Propheten. Nach zehn Tagen sich so Lügen strafen zu müssen! Oder war das ganze ironisch, war mit dem „festen" Hause der Kerker gemeint? Die ganze Fassung spricht gegen diese Annahme. Warum dann soviel Anbiederung? Wir glauben annehmen zu dürfen, daß es der innere Zwist im deutschen Lager war, der diesen Mißgriff hervorrief. Das Neusatzer „Deutsche Volksblatt" ist das Organ der Gruppe, die sich entschieden auf den Boden der durch die territoriale Neuverteilung geschaffenen Tatsachen gestellt hat. Daran tut sie recht; haben es doch die Deutschen Großrumäniens nicht anders gemacht. Völkische Minderheiten werden, wenn sie von einem Fremdstaate in den andern verschoben werden, schwerlich anders handeln können. Was aber zu Bedenken Anlaß gibt, ist die vom „Deutschen Volksblatt" verfolgte Politik, mit Schärfe gegen diejenigen Deutschen aufzutreten, welche mit ihrem Herzen noch am magyarischen Staate hängen. Es scheint, als sollten deren Gefühle durch jene überloyale Erklärung verletzt werden, und das dürfte gelungen sein. Den Schaden hat aber das Deutschtum Südslawiens in seiner Gesamtheit. Wenn man auch jede promagyarische Betätigung von Deutschen in Südslawien verdammen muß, wenn das dortige Deutschtum auch wegen der Magyarisierungspolitik der letzten 30 Jahre sicher keinen Anlaß hat, für das Magyarentum einen Finger zu rühren, so muß man andererseits verstehen, daß viele und ethisch sicher nicht die Schlechtesten persönlich mit dem „alten Vaterlande" verwachsen waren und sich nicht rasch in die neuen Verhältnisse, in die Herrschaft eines kulturell niedriger als die Magyaren stehenden Volkes finden. Denen, die durch die magyarische Schulpolitik halb und dreiviertel entdeutscht und dadurch, ja auch durch 200jährige Tradition, in die magyarische Empfindungswelt gewachsen sind, sollte man persönliche Vorwürfe ersparen. Denn sie sind die Erzeugnisse ihrer Umwelt und gewohnt gewesen, vor 1918 noch ganz andere Loyalitätsergüsse, die den magyarischen Machthabern gespendet wurden, in ihrer Presse zu lesen und bei jedem Feste zu hören. Diese Leute, und sie bilden in der schwäbischen Oberschicht fast die Mehrheit, wollen sanft und langsam zum völkischen Gedanken zurückgeführt werden. Zeit und Umwelt arbeiten ja unmerkbar in diesem Sinne. Eine leise, aber feste Hand sollte führen, dreinfahren erregt nur Widerspruch und verletzt Gefühlskomplexe, die nicht unedel sind. Es gilt Wunden zu schließen, es gilt Verirrte ins Vaterhaus zurückzuführen. Im rumänisch gewordenen Teile des Banats war das Deutschtum anfänglich auch in zwei Lager gespalten, die sich aber wieder zusammengefunden haben. Sollte das in Neusatz nicht möglich sein?

Aber noch andere Erwägungen verdammen die Erklärungen vom 18. August. Weiß man in Neusatz nicht, was in Slowenien vor sich gegangen ist? Alle öffentlichen deutschen Schulen — mit Ausnahme der einzigen in Gottschee — und alle deutschen Privatschulen wurden ausnahmslos gesperrt. Kinder aus Mischehen, auch wenn sie kein Wort slowenisch können, werden in slowenische Schulen gezwungen.

Die deutschen Vereine, auch wenn sie nur geselligen (Gesang- und Musikvereine) oder wohltätigen Zwecken (Feuerwehren) dienten, wurden aufgelöst. Die Vereinsvermögen wurden vom SHS-Staate eingezogen. Deutsche Zeitungen wurden gewalt-

sam eingestellt oder zwangsweise aufgekauft und erscheinen nunmehr wohl in deutscher Sprache, aber in slowenischem Geiste. Die deutschen Theater in Laibach und Marburg, beide mit rein deutschem Gelde gegründet und erhalten, wurden gesperrt und nach kurzer Zeit als slowenische Bildungsstätten (!) wieder eröffnet. Die philharmonische Gesellschaft in Laibach, die zweitälteste der Welt (1703 gegründet), eine der berühmtesten deutschen Kulturstätten, wurde vollkommen grundlos als „staatsgefährlich" zwangsweise aufgelöst und ihr unersetzlich wertvolles Gut enteignet.

Wohnungsanforderungen über Nacht, alle Art rücksichtslosester wirtschaftlicher Drangsalierungen gegen Deutsche sind auf der Tagesordnung. Durch Nichtzuweisung von Rohstoffen, zwangsweise „Nationalisierungen" von Betrieben durch anbefohlene Abgabe von Geschäftsanteilen an Slowenen und durch ungeheure Steuerausschreibungen werden die deutschen Unternehmer planvoll zugrunde gerichtet. Die deutschen Spar- und Vorschußkassen sowie Banken wurden restlos durch List oder Gewalt in slowenische Hände übergeführt.

Wo bleibt die Einheit des deutschen Volkstums, wenn Neusatz die Hand der Regierung küßt, die das Deutschtum in Krain und Südsteiermark peitscht? Wer in der Welt draußen Beschwerde führt, wird auf die zufriedenheit atmende Erklärung der deutschen Presse Südslawiens hingewiesen werden!

Nicht nur an der Donau, sondern auch an der Memel meldet man eine ähnliche Entgleisung; auch sie offenbart — eine Duplizität der Ereignisse — einen bisher überbrückten Zwiespalt auch im dortigen Auslanddeutschtum. Vor kurzem erklärte der einzige deutsche Abgeordnete im litauischen Sejm, Dr. Oskar von Büchler, um seine Loyalität zu beweisen, unaufgefordert, die Deutschen Litauens seien nicht Deutschlands Deutsche. Objektiv ist das gewiß nicht unrichtig. Trotzdem waren die Deutschen Litauens mit diesem überflüssigen Bekenntnis unzufrieden. Die Litauer, die in ihrer Mehrheit für die Deutschen und für Deutschland freundliche Gesinnungen hegen, nannten sie kurzweg Kriecherei. Vielleicht bietet Büchlers Laufbahn einige Erklärung. Als Reichsdeutscher aus Königsberg i. Pr. wurde er Verwaltungsbeamter in Litauen bei Ober-Ost, blieb nach dem Zusammenbruch im Lande, wurde litauischer Staatsangehöriger, Herausgeber der inzwischen unrühmlich eingegangenen „Litauischen Rundschau" in Kowno, eines Tagesblattes innerlich und äußerlich kümmerlichsten Ausmaßes, das in Antiqua (!) auf zwei Seiten gesetzt wurde, Sejm-Abgeordneter und schließlich Sekretär des Schützenvereins, einer Art nationallitauischer Orgesch zur Abwehr innerer und äußerer Feinde. Vielleicht fehlen noch einige Entwicklungsphasen, vielleicht war auch die Reihenfolge eine andere. Was verschlägt es? Das eingeborene Deutschtum Litauens wird bei der nächsten Wahl seine Folgerungen ziehen, da Büchler der Aufforderung der deutschen Partei Litauens, sein Mandat niederzulegen, nicht gefolgt ist. Besser ist es sicherlich, einen unstudierten charakterfesten Bauern in den Landtag zu schicken, als einen abenteuernden Ritter, der Mängel der Geburt durch Geschmeidigkeit des Kreuzes ersetzen zu müssen glaubt. Damit bestätigt sich das alte bittere Wort der deutschen Kolonisten in Rußland, daß zugewanderte Reichsdeutsche aus geschäftlichen Gründen weit rascher der Entnationalisierung verfallen als eingesessene.

Nun noch eine Schlußfeststellung. Im übrigen hat die Ober-Ostverwaltung (im Gegensatz zu sonstigen Militärverwaltungen) besseres in Litauen hinterlassen: Sympathien und guten Klang des deutschen Namens. Das haben die Grenz- und Auslanddeutschen dem Schöpfer dieser Verwaltung heute noch zu danken. Er heißt Ludendorff.

Abgeschlossen am 8. September 1921. Sylvanus.

Luftfahrt-Rundschau

Der Unfall des englischen Luftschiffes, das an die amerikanische Flotte übergehen sollte, falls es seine Probefahrten zur Zufriedenheit der amerikanischen Käufer erledigen würde, beleuchtet schlaglichtartig das Bestreben der Luftfahrt treibenden Völker, den Ozean mit Luftfahrzeugen zu überqueren. An sich ist der Gedanke nicht neu, er wurde bereits im Kriege stark erörtert, als U-Deutschland aller Blockade zum Trotz den Ozean durchmaß, als die deutschen U-Boote den Ozean beherrschten und es also nur das Überwasserschiff gab, das den Ozean meistern konnte. Der Gedanke, eine Ozeanverbindung auf dem Luftwege herzustellen und damit eine von den U-Booten unabhängige Verbindung mit Amerika zu haben, entsprang reinen Kriegsnotwendigkeiten, dem Wunsch, nicht allein entweder auf die zeitraubende und unsichere Schiffsverbindung oder auf den an sich sehr schnellen Funkenverkehr angewiesen zu sein, sondern zu persönlichen Aussprachen maßgebende Persönlichkeiten schnell nach Europa und nach Amerika befördern zu können.

Im Kriege ist der Versuch nicht geglückt, wohl auch nie ernstlich gemacht worden. Als man ihn nach dem Kriege im Jahre 1919 sofort erneut in der Praxis aufnahm, war es ein ganz minimaler „Erfolg".

Im Kriege kam es darauf an, Nordamerika mit Frankreich oder England zu verbinden. Aber gerade auf dieser allgemeinen Verbindungslinie verläuft die Flugrichtung in allgemeiner Richtung von Nordosten nach Südwesten. Diese Richtung ist weniger markant, wenn man die Südspitze Frankreichs einsetzt, als wenn man z. B. Irland nimmt. Irgendwelche Inseln als Zwischenlandemöglichkeiten gibt es nicht, es muß hier der Sprung vom europäischen Festland bis Neu-Fundland gewagt werden, dann kann man gen Süden an der Küste entlang gehen und kommt mühelos nach New York, wenn ich das einmal als Zielpunkt einsetzen darf. Das ist im Maßstab 1 : 35 000 000 eine Entfernung, die über mindestens fünf Breitengrade geht! In Kilometern ausgedrückt, kommt man, Irland als Abflugsort gerechnet und Neu-Fundland als Zielstation, auf über 3000 Kilometer! Man darf nun eine solche Ozeanstrecke nicht mit Überlandstrecken vergleichen, denn die atmosphärischen Verhältnisse über dem Ozeangebiet sind in bezug auf die Luftfahrt gänzlich unerforscht. Bei allen Überlegungen und Berechnungen wird der Luftfahrer selbstverständlich die jahrhundertelangen seemännischen Erfahrungen zu Rate ziehen. Nach dem übereinstimmenden Urteil aller Seeleute ist das aber nur ein Anhalt. Der Seemann kennt aus reicher Erfahrung wohl die Verhältnisse auf dem Wasser, er kennt sie aber nicht in 2—3000 Metern Höhe. Hier gibt es für die Gelehrten aller Länder unendlich viel lohnende Arbeit. Jeder Versuch, den Ozean mit Luftfahrzeugen zu überqueren, muß also mit unliebsamen Überraschungen rechnen, die kein Erfahrungssatz kündet oder andeutet, bei denen aber schließlich stets mit dem Verlust des Luftfahrzeuges zu rechnen ist.

Nun wird es an sich darauf ankommen, das Problem anders anzufassen und sich Strecken auszusuchen, die nicht den einen großen Sprung über das große Wasser fordern, sondern die Zwischenlandemöglichkeiten geben. Die am weitesten nach Norden ausholende Möglichkeit, der Weg über die Südspitze von Grönland, hat nach

der Karte keine offensichtlichen Vorteile, denn die Entfernung Grönland—Amerika kann man mit 1100 Kilometer veranschlagen, die von Grönland nach Irland mit 2400. Das wäre an sich also lediglich eine Ersparnis von 600 Kilometer bei Beurteilung der Höchstleistung eines Luftfahrzeuges. Ob aber so weit nach Norden ausholend die atmosphärischen Verhältnisse so viel günstiger sind, das weiß heute kein Mensch mit Genauigkeit zu sagen. Die Windverhältnisse im Norden sollen sogar ungünstig sein, also weist der gangbarere Weg mehr nach Süden. Man müßte also schon mehr an die äußerste Südspitze von Europa gehen, etwa nach Lissabon oder Cadiz und dann ebenfalls Neu-Fundland ansteuern, dann kommt man auf insgesamt 4000 Kilometer, hat aber die Azoren als Zwischenlandemöglichkeit. Diese Inselgruppe liegt etwa ein Drittel zu zwei Drittel auf dem Gesamtwege, man hat also, je nachdem man als Ziel Europa oder Amerika hat, den längeren Weg zuerst oder am Schluß. Über diesen Fall läßt sich ohne weiteres theoretisch reden, um den praktischen Versuch gut vorzubereiten. Eine solche Ozeanüberquerung hätte auch in wirtschaftlicher Beziehung Hand und Fuß im Gegensatz zu einer erheblich kürzeren Strecke, welche die schmalste Stelle des Atlantischen Ozeans wählen würde und von den Bissagosinseln an der Westküste von Afrika nach der Ostküste von Südamerika, etwa nach Natal oder Pernambuko, führt. Als ausgesprochene Sportleistung gewertet, als Anfang vom Ende, als Etappe zur Erreichung des Gesamtzieles, läßt sich auch hierüber reden. Vom rein wirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, daß die Ozeanüberquerung einen praktischen Vorteil haben soll, ist diese Stelle nicht diskutabel. Denn wer hat wohl ein irgendwie geartetes Interesse daran, die öde Westküste von Afrika mit Südamerika zu verbinden. Die Südamerikaner sicher nicht.

Ich glaube aber, daß hier die Stelle zu finden ist, an der man mit Aussicht auf Erfolg die Versuche ansetzen kann. Man kommt dann auf folgende Linienführung: Pernambuko—St. Paul—Kapverdische Inseln—Kanarische Inseln—Lissabon (oder Cadiz). Der größte Sprung ohne die Möglichkeit einer Zwischenlandung beträgt hier nur 1500 Kilometer, die bei einigermaßen günstigen atmosphärischen Verhältnissen ohne weiteres zu schaffen sind. Allerdings kennt man diese atmosphärischen Verhältnisse nicht. Man kann angenehm, man kann aber auch sehr unangenehm enttäuscht werden. Eine solche Verbindung hätte auch wirtschaftlich Sinn und Verstand. Man stelle sich vor, daß die Südküste von Spanien oder die Westküste von Portugal der zukünftige Ausgangshafen für die Ozeanüberquerung mit Luftfahrzeugen wird, dann geht die eine Linie über die Azoren nach Nordamerika, die andere Linie über die Kapverdischen Inseln nach Südamerika. Das wäre also ohne weiteres ein Zukunftsbild, das beiden Erdteilen Vorteile bringen kann.

Um die Palme beim Wettrennen der Lüfte werden sich beide Arten von Luftfahrzeugen streiten müssen, Flugzeug und Luftschiff. Das Flugzeug macht infolge seiner Größe und seiner Eigenarten weniger Umstände auf den Notlande- bzw. Zwischenlandeplätzen. Hierbei ist das Wort Umstände dem Begriff Kosten gleichzusetzen. Die Vorbereitungen, die man für ein den Ozean überquerendes Flugzeug zu treffen hat, sind mit verhältnismäßig geringen Mitteln zu leisten. Das Flugzeug, selbstverständlich eine Wassermaschine, ein seetüchtiges Flugboot, ist anspruchsloser, es ist mit ganz bescheidenen Behausungen zufrieden, ohne daß sich seine Leistungsfähigkeit verringert. Die Junkersmetallmaschine hat wochen- und monatelang im Freien gestanden, ohne Schaden zu nehmen. Die Nachführung der notwendigen Ersatzteile ist beim Flugzeug nicht so umfangreich, man kann bequem ganze Reservemaschinen einpacken und zum Beispiel nach den Kapverdischen Inseln schaffen und sie dort für Reservezwecke bereit halten. Ebenso ist es mit der Betriebsstoff-Versorgung auf den Zwischenetappen, sie sind quantitativ spielend zu

regeln. Ganz anders liegen die Dinge beim Luftschiff: die Ersatzteilfrage ist unendlich schwierig, noch schwieriger die der Notbehausung für ein Luftschiff, diese, wenn überhaupt lösbar, so nur mit ungeheuren Kosten. Schließlich hängt sich die Frage der Betriebsstoffergänzung an, die mit geringer Mühe und geringen Kosten zu bewältigen wäre, und vieles anderes, was sehr schwierig ist.

Man muß also an sich den Mut der Amerikaner bewundern, daß sie die Absicht hatten, das bei ihren englischen Freunden gekaufte Luftschiff auf dem Luftwege nach Amerika zu überführen. So weit man also die Sache heute übersehen kann, ist es dem Flugzeug vorbehalten, dem ersten mißglückten Ozeanflug vom Jahre 1919 weitere Versuche folgen zu lassen, die ja dann sicher nach und nach zu Erfolgen führen werden. Ebenso wie die Postkutsche früher Pferdewechsel vornahm, ebenso kann natürlich der Flugdienst auf den Zwischenlandestellen Maschinenwechsel vornehmen. Nun darf man allerdings nicht übersehen, daß die zuletzt genannte Ozeanstrecke nur bis Anfang Juli für Luftfahrzeuge wirklich zu benutzen ist. Es treten dann widrige atmosphärische Verhältnisse ein, die einen Versuch nicht ratsam erscheinen lassen. Es wird also vorerst immer darauf hinauslaufen, unter ganz besonders günstigen Voraussetzungen weitere Versuche aller Art zu machen. O. L. B.

Volle Scheuern

II

Geschichte und Politik

Ein Buch, dessen Studium wir dringend empfehlen, ist das zweibändige Werk von Walther Vogel, „Das neue Europa und seine historisch-geographischen Grundlagen" (Bonn, Kurt Schroeder). Vogel arbeitet über den Tag hinaus, wenn er die Ursachen und den Sinn der staatlichen Umwälzungen in Europa von einem Standpunkt aus zu ergründen versucht, für den der Schwede Kjellén den Ausdruck „geopolitisch" geprägt hat. Den neuen Staatsgebilden wie den veränderten alten gilt der zweite Teil, während der erste die Entwicklung Englands, Rußlands und Deutschlands untersucht. Es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß die großen Erörterungen, denen wir entgegengehen, der festen und unverrückbaren geopolitischen Grundlage mehr als bisher gerecht werden. Daher ist es sehr zu begrüßen, daß in Vogels Werk ein zuverlässiger Führer zu dem großen Problem vorliegt, um so mehr, als durch die ruhige, wissenschaftliche Haltung des Verfassers hindurch ein lebendiges deutsches Herz zu spüren ist. Gutes Kartenmaterial erleichtert wesentlich das Verständnis.

* * *

Von dem großen „Handbuch der Politik" (Berlin, Walther Rothschild), dessen erster Band hier ausführlich besprochen ist, liegt nun der zweite Band vor, der den Weltkrieg behandelt. Das umfangreiche, 413 Seiten starke Buch gliedert sich in sechs Hauptstücke: 1. Die Gegensätze der Mächte vor dem Weltkrieg. 2. Die Kriegführung; 3. Der Wirtschaftskrieg und die wirtschaftliche Abwehr. 4. Die Revolution in Deutschland; 5. Die Friedensbedingungen; 6. Weltherrschaftsfragen nach dem Kriege. Seiner ganzen Anlage nach will das Handbuch keine Entscheidungen bringen. Von sehr verschiedenen Einstellungen heraus behandeln ihrer Anschauung und ihrer geistigen Bedeutung nach sehr verschiedenwertige Männer die Fragen, die

der Krieg aufwarf, ohne daß sie bisher beantwortet werden konnten. Eine Fülle von Material wird geboten. Was klar wird, ist die ungeheure Problematik des gesamten wirtschaftlichen und politischen Lebens. Und das ist ein nicht zu unterschätzender Vorteil und gibt dem Werke geschichtlichen Wert. Dem Kundigen erwächst Anregung und vertiefte Erkenntnis die Fülle, den Unsicheren kann das Buch noch mehr verwirren. Wir weisen besonders auf die bedeutenden Aufsätze von Haushofer, Klein, von Freytag-Loringhoven, von Batocki, Koeth hin, um aus der Zahl der ungefähr 60 Mitarbeiter nur einige herauszuheben. Das Werk soll auf 4 Bände erweitert werden.

* * *

Aus der Fülle der kleineren Schriften, die sich mit der Politik im weitesten Sinne befassen, seien im Fluge einige wichtige herausgehoben, deren Lektüre neue Aufschlüsse und Wege weist: sehr lebendig und von sicherer Gesinnung und Glauben an deutsche Geisteskraft getragen. Fritz Körig, Geschichtsbetrachtung und deutsche Bildung (Leipzig, R. Voigtländer); auf zuverlässigem Material fußend, gerade durch ihre Sachlichkeit Zuversicht erweckend, Walter Huth, Der deutsche Schiffbau und seine Zukunft (Nieder-Ramstedt, Carl Malcomes Verlagsbuchhandlung), das erste Heft einer Reihe „Deutschlands wirtschaftliche Zukunft" betitelt, die sich zur Aufgabe setzt, den Anteil der einzelnen Wirtschaftszweige am Wiederaufbau und ihre unzerstörbaren Möglichkeiten und Kräfte zu zeigen; ferner „Ratschläge und Mahnungen zum Volks- und Menschheitswohle" von Max, Herzog zu Sachsen, in denen der fürstliche Priester in seiner edlen Art, von reiner Menschenliebe bewegt, die Grundsätze eines naturgemäßen Lebens des einzelnen auf das Leben der Volksgemeinschaft und der Menschheit überträgt (Dresden, Emil Pahl); Wilhelm Wiskott, „Ringen des Volk" (Berlin, Karl Curtius), in der ein starker nationaler Instinkt leidenschaftlich Ziele und Richtlinien für eine deutsche Volkspolitik sucht, mit dem eine Auseinandersetzung auch da lohnt, wo man in grundlegenden Fragen anderer Ansicht ist; Wilhelm Schäfer, Drei Briefe mit einem Nachwort an die Quäker (München, Georg Müller); ganz innerlich und tief und wahrhaft religiös richtet Schäfer nicht nur an die Quäker, sondern an uns alle die ernste Frage nach den Grundlagen des wahren, werktätigen und liebenden Christentums.

In zwei Broschüren „Die neue Zeit in Bayern" und „Die Zeit der zweiten Revolution in Bayern" sammelt Franz August Schmidt leicht vergängliche Zeitdokumente, Flugblätter, Erlasse, Zeitungen u. ä. m., ohne eigentliche Stellungnahme, für künftige historische Betrachtung (München, Verlag der Politischen Zeitfragen).

* * *

Eine unwiderlegbare Sprache redet das „Buch vom Raubfrieden" „Und was der Feind uns angetan . . . .", herausgegeben von H. C. von Zobeltitz (Berlin, Fr. Zillessen [Heinrich Beenken]). Der Text ist ganz knapp gehalten, aber um so deutlicher reden die Bilder, die in ihrer Gegenüberstellung „Einst und jetzt" besser als dicke Bücher die Gründe klarlegen, warum die Feinde uns alles zu zerschlagen versuchten: der gelbe Neid, die Angst und ein sinnloser Haß. Mit diesem Buch sollen unsere Kinder aufwachsen, denn wir wollen nicht vergessen. Das Werk, das ausgezeichnet ausgestattet und höchst geschickt zusammengestellt ist, verdient weiteste Verbreitung und wärmste Empfehlung.

* * *

Unsern unter fremder Herrschaft schwer leidenden Volksgenossen die Treue zu halten, ist unsere vornehmste Pflicht. Dazu gehört vor allem, daß wir auf das genaueste sie kennen und alles, was ihr Leben, ihre Lage und ihr Land angeht, wissen. Wir empfehlen daher dringend „Das Saargebiet in Wort und Bild" (Saarbrücken, Gebr. Hofer), eine Veröffentlichung, welche die Bedeutung dieses wunderschönen deutschen Landes ins hellste Licht rückt.

* * *

Der Internationale Gewerkschaftsbund gibt eine eigene Zeitschrift „Die internationale Gewerkschaftsbewegung" heraus, die alle zwei Monate in deutscher, englischer und französischer Sprache erscheinen soll (Amsterdam, Internationaler Gewerkschaftsbund). Bei der Bedeutung der Gewerkschaften bedarf es nur der Erwähnung der bisher erschienenen ersten Nummer. Wir kommen später auf die Zeitschrift und ihre Haltung zurück.

Zur Literaturgeschichte

Karl Storcks Deutsche Literaturgeschichte (Stuttgart, J. B. Metzler) liegt in 9. Auflage vor. Das ist der schlagendste Beweis dafür, daß die großen Vorzüge dieses Werkes von der Allgemeinheit anerkannt worden sind. Der Verfasser, dessen Tod eine schmerzliche Lücke gerissen hat, konnte seine Literaturgeschichte noch auf die jüngste Zeit, Krieg und Revolution, ausdehnen. Das hat er in dem Geiste getan, der sein Schaffen auszeichnete: in einer tiefen Liebe zu seinem Volke und beseelt von stärkstem Verantwortlichkeitsgefühl. Er muß auch für diese Zeit als zuverlässiger Führer durch die verwickelten Gänge gelten. Es bleibt wieder bewundernd hervorzuheben, wie Storck es verstanden hat, in seinem ganzen Werk trotz einer Fülle von Einzelheiten stets die großen Linien der Entwicklung und der entscheidenden Einflüsse klar herauszuheben. Bedenken im einzelnen, eine gelegentlich vielleicht etwas schematische Einordnung nicht Einzuordnender, können gegenüber den großen und bleibenden Vorzügen zurückgestellt werden. Das Buch wird jedem nachhaltigen Nutzen bringen, weil es unmittelbar den Zugang zum Geist der Literatur öffnet, und weil es im besten Sinne deutsch ist.

Ein in jeder Hinsicht merkwürdiges Buch ist Josef Nadlers Arbeit „Die Berliner Romantik" 1800—1814 (Berlin, Erich Reiß). Trotz vielen wohl begründeten Bedenken und innerlicher Abwehr gegen die allzu persönliche Art, die den Verfasser bewegt, seine Person mit großem Anspruch in den Vordergrund zu drängen, bringt das Buch so viele geistreiche Einzelheiten, ist der Grundgedanke fruchtbar genug, daß man ihm nachhaltige Anregungen verdankt. Nach einer allgemeinen Abhandlung über „Renaissance, Romantik, Restauration" gibt Nadler eine glänzende Analyse der ostdeutschen Bewegung, in der seiner Ansicht nach die Wurzeln der Berliner Romantik liegen. Nadlers Theorie ist bekannt. Es lohnte sich in jeder Hinsicht, sich mit ihr auseinanderzusetzen. Aber das könnte erst geschehen, wenn er sich entschließen würde, einmal ein Werk ganz durchgearbeitet vorzulegen. Schon rein äußerlich beweisen die zahlreichen Druckfehler, die nicht immer Schuld der Setzer sind, daß die letzte Überprüfung, ja die rein stoffliche Beherrschung einzelner Teile fehlt. Er macht es denen, die an seiner anregenden, geistvollen Art Interesse nehmen, nicht eben leicht, ihn gegen unberechtigte Ausfälle seiner Gegner in Schutz zu nehmen. Aber das Fruchtbare, was er zu geben hat, soll darunter nicht leiden. So sei festgestellt, daß trotz der Einseitigkeit der Auffassung teilweise ganz neues Licht auf

einzelne Träger der Romantik fällt und das Buch im ganzen eine wesentliche Bereicherung bedeutet.

Gleichfalls der Romantik gilt das Buch von Alois Stockmann, Die deutsche Romantik (Freiburg, Herder). Es behandelt jedoch nur die Frühromantik und in einem großen Überblick die gesamte Bewegung nach ihren Grundlagen, als welche Stockmann „Sehnsucht, Organismusgedanke, Ironie, das religiöse Moment, Vaterlandsliebe und Universalität" annimmt. Im einzelnen werden Novalis, Tieck und die Brüder Schlegel behandelt. Ein bibliographischer Anhang und 2 Bilder sind beigegeben.

Eine sehr interessante Zusammenstellung der Anschauungen über Dramaturgie und Ästhetik von Lessing bis Otto Ludwig in ihren eigenen Äußerungen gibt das mit einer gründlichen Einleitung und Anmerkungen versehene Buch von Robert Petsch, Deutsche Dramaturgie (Hamburg, Paul Hartung), das in einer neubearbeiteten 2. Auflage erschien.

Eine knappe Zusammenfassung alles Wissenswerten über das Theater gibt K. Borinski in der Sammlung „Wissenschaft und Bildung" unter dem Titel „Das Theater" (Leipzig, Quelle & Meyer), während Bernhard Diebold sich mit dem neueren Drama beschäftigt „Anarchie im Drama" (Frankfurt, Frankfurter Verlags-Anstalt). Hier wird aus genauer Kenntnis viel Anregendes geboten, wenn auch so manche Urteile den Verfasser im Banne von noch nicht überwundenen Vorstellungen zeigen, die von der Entwicklung nicht bestätigt worden sind. Auch die Sucht, alles einzuordnen und unter Schlagworttitel zu bringen, beeinträchtigt den Eindruck. Aber es sei anerkannt, daß in diesem Buch, das ein unglückliches Format hat, viel kritische Schärfe, eigenes Urteil und eine große Vollständigkeit zusammen mit einem flüssigen Stil aufgebracht sind.

Ein Buch von bleibendem Wert, das eine köstliche Bereicherung der Literaturgeschichte bedeutet, beschert uns der greise Lujo Brentano in „Clemens Brentanos Liebesleben", das im gleichen Verlag wie das oben angezeigte Werk erschien. Er bringt aus dem Familienarchiv einige bisher unveröffentlichte Briefe an eine lange unbekannte Jugendgeliebte ans Licht und malt mit feinstem Pinsel ein Bild seines Onkels von erschütternder Lebendigkeit. Die Briefe an Gritha Hundhausen, der Clemens Brentano nach seinem ersten Bruch mit Sophie Mereau sein Herz zuwandte, zeigen den ganzen Clemens. Auch der romantische Reiz des Geheimnisses, das hier wohl durch die äußeren Verhältnisse bedingt war, fehlt nicht. Die Geliebte wird in den meisten Briefen als „Arnim" angeredet, während er seine Briefe mit „Sophie" unterzeichnet. Lujo Brentano verfolgt dann das Liebesleben des genialen, zwiespältigen Menschen weiter durch seine Ehen mit Sophie Mereau und Auguste Bußmann. Das Buch ist von höchstem, menschlichem Reiz und stellt sich in seiner glänzenden Ausstattung und 8 Bildbeigaben als eine wundervolle Gabe dar.

Zwei wertvolle, gediegene Einzeldarstellungen bedeutender Frauen, von Frauen geschrieben, sind Marta Webers Buch „Fanny Lewald. Ihr Leben und ihre Werke" (Erlenbach-Zürich, Eugen Rentsch) und die bekannte, geistvolle biographische Skizze „Rahel" von Ellen Key (Halle, Edgar Thamm), die in durchgearbeiteter 3. Auflage vorliegt.

* * *

Ernst Wasserzieher gibt in seinem „Bilderbuch der deutschen Sprache" (Berlin, Ferdinand Dümmler) eine erfreuliche Fortsetzung seiner unermüdlichen Arbeit für das Verständnis des unvergänglichen Lebens unserer Mutter-

sprache. Hier sind zwanglos kleine Aufsätze vereint, die in ihrer Frische und Gründlichkeit ebenso wie die andern Arbeiten des bekannten Sprachforschers höchst willkommen sind.

* * *

Leon Kellners „Die englische Literatur der neuesten Zeit von Dickens bis Shaw" (Leipzig, Bernhard Tauchnitz) ist die 2., wesentlich veränderte Auflage seiner bekannten „Englischen Literatur im Zeitalter der Königin Victoria". Ihr Erscheinen ist zu begrüßen, da hier ein zuverlässiger Führer durch die verwickelten Literaturverhältnisse der victorianischen Zeit gegeben und auch die jüngste Entwicklung mit gebotenem Abstand betrachtet wird.

Rudolf Kaßner, auf dessen Arbeit hier schon einmal ausführlich hingewiesen wurde, und dessen Einstellung jede Beachtung verdient, hat sein Jugendwerk „Die Mystik, die Künstler und das Leben" mit den Augen des Gereiften durchgesehen. Jetzt sind seine geistreichen und tiefen Arbeiten unter dem Titel „Englische Dichter" wieder erschienen (Leipzig, Insel-Verlag). Die einzelnen Aufsätze befassen sich mit Shelley, Keats, Blake, dem Traum vom Mittelalter, Rossetti, Swinburne, Morris und Jones, Browning.

* * *

Das Muster eines Lebensbildes stellt Stefan Zweigs Werk „Marcelline Desbordes-Valmore" dar (Leipzig, Insel-Verlag). In wundervoller Feinheit und meisterhafter plastischer Kraft, taktvoll, mitfühlend und überlegen zeichnet er das Bild der großen französischen Dichterin. Das Buch reiht sich den besten Biographien würdig an. Die Schicksale der Marcelline Desbordes, die den Gebildeten vertraut sein dürften, kann man, ohne zu leiden, nur lesen in dem Bewußtsein, daß sich an dem Unglück, das sie nie verließ, ihre dichterische Kraft entzündet hat. Übertragungen ihrer Gedichte von Gisela Etzel-Kühn, Briefe und Aufzeichnungen sowie Urteile der Mit- und Nachwelt sind dankenswerterweise außer der Wiedergabe ihres bekannten Bildnisses von Felix Desbordes beigefügt.

Neue Insel-Bücher

In jedem Abschnitt der hier angezeigten Bücher war eine größere Anzahl der Veröffentlichungen des Insel-Verlages besprochen, der die Anhänglichkeit und Treue, die man ihm aus frühen Zeiten her hält, durch immer neue köstliche Gaben belohnt. Aber bei der schier erdrückenden Fülle des Reichtums, den er in diesem Jahre ausgegossen hat, bleibt es eine Unmöglichkeit, jedes Werk nach Gebühr einzeln zu würdigen, und wir können manche der wertvollsten nur kurz anführen, weniger raumbedrängten Zeiten eine eingehende Besprechung vorbehaltend. Albrecht Schaeffers Schaffen soll durch einen besonderen Aufsatz gewürdigt werden. Wir weisen auf die gedankentiefen, lebensvollen neuen Werke von Albert Mombert, die Trilogie: Aeon der Weltgesuchte, Aeon zwischen den Frauen und Aeon der Glühende, sowie auf Helia Mayrs Messiade, ein schweres Buch voll Sonderart, mit Nachdruck hin. — Von Ricarda Huch liegen zwei neue Bücher vor, auf die wir zurückkommen werden: „Entpersönlichung" und „Alte und neue Gedichte", ebenso wie auf Hermann Bahrs glänzende „Essays", die das Problem Österreich behandeln, und das Buch mit dem bescheidenen Titel „Summula". — Des Grafen Harry Keßlers „Notizen über Mexiko" und Rene

Arcos' Skizzensammlung „Das Gemeinsame", übertragen von Friederike Maria Zweig, mit 27 Holzschnitten von Frans Masereel, brauchen nur erwähnt zu werden, um gebührende Aufmerksamkeit zu erwecken. — Von höchstem kulturhistorischen Reiz ist das in der Sammlung „Memoiren und Chroniken" erschienene „Klosterleben im deutschen Mittelalter" nach zeitgenössischen Aufzeichnungen. Johannes Bühler versah das mit 16 Bildtafeln ausgestattete Buch mit einer Einleitung und Anmerkungen. — In der Insel-Bücherei sind außer den an anderen Stellen erwähnten Bändchen noch erschienen: Hugo von Hofmannsthal, Reden und Aufsätze; Peter Hille, Das Mysterium Jesu, und Paul Ernst, Fünf Novellen.

Musik

Die großen Vorzüge der Arbeitsart Karl Storcks, die bei seiner Literaturgeschichte hervorgehoben wurden, werden noch deutlicher in der „Geschichte der Musik" in 2 Bänden (Stuttgart, J. B. Metzler), die in 4. Auflage erschien. Die Neubearbeitung hat Storck nicht ganz vollenden können, da sein früher Tod ihn von der Arbeit abrief. Storck hat die Grundsätze, die ihn leiteten, in früheren Vorworten eingehend entwickelt. Er geht davon aus, daß eine richtig verstandene Musikgeschichte ebenso wie die der Literatur und der bildenden Kunst auch den nicht fachlich Vorgebildeten zum Allgemeingut werden müsse. Sie soll ein tieferes Verhältnis zur musikalischen Form vermitteln durch Aufzeigen, wie einst Ausdruck war, was wir jetzt als Formel empfinden. Storcks Werk schreitet von Gipfel zu Gipfel. Erst in den jüngeren Zeiten, denen wir innerlich noch nahe stehen, berücksichtigt sie stärker das „Mittelland", das ja meist nur einen zeitlich begrenzten Wert hat. Die Arbeit betrachtet auch die neueste Entwicklung der Musik. Das mit Bildnissen großer Musiker geschmückte Werk erfüllt seine Aufgabe in jeder Hinsicht und ist jedem Gebildeten als ein Zugang zu dem großen Reich der Musik und als sicherer Führer zu den innersten Quellen unserer seelischen Kräfte in jeder Hinsicht zu empfehlen. — Das hier lebhaft begrüßte Werk von Marie von Bülow, Hans von Bülows Leben, dargestellt in seinen Briefen (Leipzig, Breitkopf & Härtel), konnte nach kurzer Zeit in 2. Auflage erscheinen. Wir brauchen zu dem Wert des wundervollen Buches nichts mehr zu sagen, heben aber hervor, daß wir in der Auseinandersetzung der Verfasserin mit dem Grafen Du Moulin-Eckart wegen seiner Biographie Bülows mit allem Nachdruck und Entschiedenheit auf die Seite der tapferen Frau Marie von Bülow treten. — Eine große Freude für alle musikalischen Menschen bedeutet der „Almanach der Deutschen Musikbücherei" (Regensburg, Gustav Bosse), der Anregung und Genuß durch eine glänzende Auswahl musikalischer Novellen, Aufsätze und Bilder vermittelt. Marie von Bülow veröffentlicht hier zum ersten Male den Briefwechsel zwischen Bülow und Wüllner. Weiter sind Beiträge von Goethe, Schiller, E. T. A. Hoffmann, Grillparzer, Hebbel, Storm, Kinsky u. a. in geschickter Auswahl zusammengestellt.

* * *

Wir hatten seinerzeit auf die feinen Scherenschnitte und die Lieder zur Laute der rheinischen Künstlerin Ellen Auler hingewiesen. Heute können wir mit Freude neue Musikwerke für Laute und Klavier verzeichnen, die wie die ersten den inneren Ton der Gedichte mit schmiegsamem Einfühlen zu treffen wissen. „Vier Lieder zur Laute" enthalten Vertonungen von Gedichten von Rittershaus, in den „Fünf Liedern zur Laute" sind Volkslieder mit je einem Heineschen, Stielerschen

und Rückertschen Gedicht, in den „Sechs Liedern zur Laute" Greissche Gedichte mit Liedern unbekannterer Verfasser vereint. Für Gesang mit Klavierbegleitung endlich sind „Drei Lieder vom Rhein" gesetzt (alle Düsseldorf, Franz Suppan). — Allen Freunden der Laute wohl vertraut sind die Lieder von Theodor Meyer-Steineg, so daß jede neue Arbeit von ihm mit Freude und Spannung begrüßt wird. Jetzt sind das 3., 4. und 5. Heft seiner „Lieder zur Laute" erschienen (Jena, Eugen Diederichs), die frische und feine Vertonungen von Gedichten von Kerner, Finckh, Löns, Bierbaum, Münchhausen, Kinkel, Bloem, Wilhelm Busch, Corrinth, Morgenstern, Falke, Klaus Groth, Lauff u. a. m enthalten.

Bildende Kunst

Wenn auf manchen Gebieten, so vor allem auf dem der erzählenden Literatur, den Betrachter deutschen Geisteslebens Besorgnis vor dem Chaos in seiner Fülle von Gutem und Schlechtem überschleicht, so erwecken die Schriften, die zur bildenden Kunst erscheinen, durchweg Stolz und Befriedigung über die anständige Leistung deutschen Könnens.

Ein inhaltlich wie in der Ausstattung schlechthin vollendetes Werk ist die „Rembrandt-Bibel", herausgegeben von E. W. Bredt (München, Hugo Schmidt). Sie umfaßt vier Bände, von denen zwei dem Alten, die anderen dem Neuen Testament gelten. Sie bringt 270 Abbildungen Rembrandtscher Gemälde und Stiche und als Verbindung den zu den einzelnen Stücken gehörigen Bibeltext. Der Herausgeber schrieb eine Einleitung „Rembrandt als Darsteller biblischer Stoffe" und fügte ergänzende Anmerkungen hinzu. Der Eindruck dieses Werkes ist ein außerordentlicher und tiefer. Es gibt vielleicht kein wirksameres Mittel, den Leser dieser Bibel in die ungeheure geistige Bewegung einzuführen, als die Kunst Rembrandts. Denn sein Blick erspäht den tiefen Hintergrund des äußeren Geschehens, und seine unvergleichliche Kunst läßt mit wenigen Strichen das Walten der großen Mächte erschauernd spüren. Durch die Stoffe, die er wählte, enthüllt sich auch die unendliche Mannigfaltigkeit und die dramatische Bewegtheit der Menschenschicksale, die dem Walten der Gottheit als Mittel zu ihrer Offenbarung dienten.

Die innige, wundertiefe und dabei so gemütvoll schlichte Poesie des „Marienlebens" von Dürer läßt die von E. Waldmann herausgegebene und mit einem Nachwort versehene Holzschnittfolge in sehr guter Wiedergabe neu erstehen (Leipzig, Insel-Verlag). Dieses Bändchen der Bücherei ist ein prächtiges Geschenkwerk.

Mit religiöser Malerei beschäftigt sich auch das feinsinnige und sehr lebendig geschriebene Buch von Joseph Bernhart „Die Symbolik im Menschwerdungsbild des Isenheimer Altars" (München, Patmos-Verlag) mit vier Abbildungen. Das uns entrissene Werk Grünewalds ist in größter Fülle gedeutet worden. Aber dieses Buch, das die Wiedergabe eines in der Münchener Gesellschaft für Kunstwissenschaft gehaltenen Vortrages ist, bringt neues und helles Licht. Bernhart zog zur Deutung mittelalterliche Zeugnisse aus anderen Gebieten heran, aus der Liturgie, der Predigt, der christlichen Mythologie und dem geistlichen Schauspiel, die wesentliche Zusammenhänge aufdecken. Das Buch ist eine willkommene Erweiterung unserer Kenntnis von Grünewald, der das Erlebnis unserer Zeit bleibt.

Deutsche Maler der Romantik behandelt Kurt K. Eberlein (Jena, Eugen Diederichs) in sehr frischer Art und einem beträchtlichen Aufwand von Temperament. Neben den allgemeinen Themen „Romantik" und „Kunst und Religion" gelten seine Vorträge, die mit der sogenannten Kunstwissenschaft nichts zu tun haben wollen, Philipp Otto Runge, Caspar David Friedrich, Georg Friedrich Kersting, Adrian Ludwig Richter und Moritz von Schwind.

Zum 75. Geburtstage des verehrten Altmeisters Wilhelm Steinhausen hat Oskar Beyer eine Einführung zum Verständnis der geistigen Grundlagen seines Schaffens herausgegeben (Berlin, Furche-Verlag). Das mit Liebe, eindringendem Verständnis und doch durchaus in kritischem Abstand geschriebene Buch stellt die Würdigung eines Malers dar, wie sie sein sollte. Wir begrüßen dieses Buch, das viele neu zu der tiefreligiösen und deutschen Persönlichkeit Steinhausens hinführen wird, und auch denen, die ihn verehrend kannten, Neues und Feines beschert. Die 36 beigegebenen ein- und mehrfarbigen Bildtafeln, zum Teil nach bisher unveröffentlichten Gemälden, machen das glänzend ausgestattete Werk zu einer Veröffentlichung, die sich den besten des Verlages, dem wir schon so viel verdanken, würdig anreiht.

Auf die ausgezeichneten, vornehm ausgestatteten Werke des Verlages Hugo Schmidt, München, der für Künstlerveröffentlichungen Vorbildliches geleistet hat, ist hier schon oft mit Anerkennung verwiesen worden. So braucht nur bemerkt zu werden, daß Karl W. Jähnigs Tizian mit 62 Abbildungen und Hugo Kehrers Anton van Dyck mit 60 Abbildungen sich durchaus auf der Höhe der früheren Veröffentlichungen des Verlages halten.

* * *

Ein überzeugender Beweis, was deutsche Kunst und deutsches Kunst- und Buchgewerbe leisten können, ist das Werk von Hans Coubier „Die neue deutsche Buchkunst“ (Stuttgart, Felix Krais). Das Buch selber ist vorbildlich in Ausstattung und Druck. Auf kräftigem, blütenweißem, holzfreiem Papier in einer schönen Antiqua gedruckt, in echt Pergaminpapier gebunden mit einem Einband nach Entwurf von Walter Tiemann, enthält es 122 Seiten Text und 157 Abbildungen. Professor Coubier vom Berliner Kunstgewerbemuseum stellt in einer jeden, auch den Laien fesselnden Weise die Entwicklung der deutschen Buchkunst seit 25 Jahren dar. Nach einer Untersuchung über den Niedergang des Buches im 19. Jahrhundert schildert er, wie aus der innigen Zusammenarbeit von Künstlern, Buchgewerblern, Druckern und Verlegern die Blüte deutscher Buchkunst sich entwickelte. Die Abbildungen geben Titel und Seiten buchtechnisch besonders kennzeichnender und schöner Werke. Dann folgt eine Zusammenstellung der 48 künstlerisch einwandfreiesten und edelsten Schriftarten, endlich auf 7 Tafeln gute Verleger- und Druckermarken. Wir wünschen diesem Buch, das bei der glänzenden Ausstattung mit 120 Mark nicht zu teuer bezahlt wird, weiteste Verbreitung in allen Kreisen, die im Buchhandel tätig sind, bei den Bücherfreunden und auch bei den Fernerstehenden. Denn wenn durch dieses Werk bei allen Beteiligten das Verständnis für das schöne und nach innerem Gesetz organisch ausgestattete Buch geweckt ist, kann in Zusammenarbeitung von Hersteller und Käufer durch erhöhtes Verantwortlichkeitsgefühl das buchtechnisch Schlechte und Anorganische und darum in höherer Bedeutung auch sittlich Minderwertige entfernt und ein so hoher Durchschnitt des deutschen Buches erreicht werden, daß wir auch hierdurch wieder wirksam für die Anerkennung deutscher Art und deutschen Könnens zu werben vermögen.

Verschiedenes

Eine zuverlässige Beratung für deutsche Auswanderer sicherzustellen, ist ein unerläßliches Gebot, um nicht noch mehr Elend und Enttäuschung für voreilig Auswandernde entstehen zu lassen. Wir weisen noch einmal besonders auf die ausgezeichnete Sammlung „Auslandwegweiser“ hin (Hamburg, L. Friederichsen & Co.),

in der drei neue Bände erschienen sind. Hier werden die Länder, in die von den zu vielen Menschen Deutschlands die kräftigen und wagemutigen abwandern können, aus gründlichster Kenntnis beschrieben. Karl Sapper berichtet über Mittelamerika, Wilhelm Sievers über Venezuela und H. Blumhagen über Südafrika mit Einschluß von Südwestafrika. — Mit Einzelfragen beschäftigt sich das Buch von Leo Mirou „Argentinien von heute" (Buenos Aires, Libreria Mirou), der aus eigener Kenntnis — er ist selber in Buenos Aires ansässig — praktische Winke neben einer eingehenden Schilderung Argentiniens und der ganzen Verhältnisse drüben gibt. Ebenso ist das Buch von Gustav Stutzer, Der deutsche Ansiedler in Süd-Brasilien (Braunschweig, Hellmuth Wollermann) sehr zu empfehlen. Stutzer war lange Jahre in Brasilien, und niemand sollte den Versuch machen, sich dort ein neues Leben aufzubauen, der nicht den eindringlich von ihm aufgestellten Forderungen genügt.

*

Als gut unterrichtende Werke ist die Sammlung „Die neue Welt" (Berlin, Karl Siegismund) sehr zu empfehlen, in der die Fragen, vor welche die große Umwälzung die Menschen und alle Zweige des Lebens stellt, mit großer Kenntnis beantwortet werden. Uns liegen die Bände A. Riedler, Die neue Technik und O. Grautoff, Die neue Kunst, vor, die auch hochgespannten Ansprüchen gerecht werden.

* * *

Die Sammlung „Briefe deutscher Ferienkinder aus Skandinavien" (Jena, Eugen Diederichs) bietet etwas schlechthin Neues. Die Kinder kommen in ihrer ganzen Ursprünglichkeit zu Wort, und es ist für jeden Erwachsenen heilsam, zu lernen, mit welchen Augen die deutschen Kinder nach dem Kriegselend das Leben bei ihren Gastfreunden sehen, denen die Gesamtheit des deutschen Volkes tiefen Dank schuldet. Es steht zu hoffen, daß sich hier aus Dankbarkeit und Liebe eine Brücke baut, die jede Belastungsprobe ertragen wird. Walter Georgi sammelte die Briefe und leitete sie ein. — Er ist auch der Herausgeber des im gleichen Verlage erschienenen „Deutsch-nordischen Jahrbuchs für Kulturaustausch und Volkskunde". Das Buch ist dem Verlage und dem Herausgeber zu hohem Verdienst anzurechnen, denn es ist durchaus geeignet, gegenseitiges Verständnis zu wecken und abgerissene Fäden neu zu knüpfen. Die Auswahl der Beiträge ist geschickt und klug getroffen. Mitgearbeitet haben außer dem Herausgeber: Karl Larsen, Peter Dilgardson, Edward Welle-Strand, Johannes Öhquist, Harald Hansen, Filip Sjöstrom, Willy Roß, Karl Ludwig Schleich, Else von Hollander u. a. m.

*

Der Almanach auf das Jahr 1921 „Wille und Gestaltung" (Jena, Eugen Diederichs) legt ebenso wie der fein ausgestattete „Amalthea-Almanach 1921" (Wien, Amalthea-Verlag), beide mit bedeutsamen Originalbeiträgen, Zeugnis ab von einer verlegerischen Tätigkeit, auf welche die Verleger mit berechtigter Befriedigung zurückblicken können.

* * *

Die allgemein bekannten Sammlungen Reclams Universalbibliothek, Wissenschaft und Bildung, Aus Natur und Geisteswelt, setzen ihre verdienstvolle, ruhige Arbeit trotz aller Ungunst der Zeit stetig fort. Wir heben hervor: Darwin, Die Abstammung des Menschen, 2 Bände, und Die Entstehung der Arten

(Leipzig, Philipp Reclam jun.); Wolfgang Heller, Die Grundprobleme der theoretischen Volkswirtschaftslehre (Leipzig, Quelle & Meyer); G. Neckel, Ibsen und Björnson und E. Ziebarth, Kulturbilder aus griechischen Städten I (Leipzig, B. G. Teubner).

*

Etwas wirklich Neues bieten die beiden Bände „Fränzchen" von Mulli-Mulli (Essen, Mulli-Verlag, Fritz Görres), die Erwachsenen wie Kindern reine Freude bereiten müssen. Mit prachtvollem, urwüchsigem, echt rheinischem Humor wird hier die Kindheit und das Heranwachsen eines Knaben geschildert, entzückende Bilder von L. Roß und Martin Neumann unterstützen die Wirkung. Aber hier ist viel mehr als ein lustiges Buch. Ein offener Blick für das Leben, eine sichere Hand für Charakterzeichnung und eine hohe, sittliche Auffassung und Reinheit, die nie grämlich oder schulmeisternd hervortritt, sondern unmerklich den Leser die Folgerungen ziehen läßt, haben zusammengewirkt zu einem Buch, das wahrhaft gesunde geistige Kost bietet.

*

Wir verweisen auf die Schriften von K. Knippel, Lohnender Erdbeerbau, auf den gemeinverständlichen Leitfaden „Kleintierzucht und Gartenbau", bearbeitet von F. Caspers und Remark, und Richter, Die Düngemittel und ihre Anwendung (Dresden, Verlag der Wochenschrift „Förderer im Obst- und Gartenbau"). Bei der erhöhten Bedeutung, die heute alle landwirtschaftlichen, gartenbaulichen und Tierhaltungsfragen für jeden, besonders aber für den Siedler haben, können diese von erfahrenen Fachleuten geschriebenen Bücher gar nicht dringend genug empfohlen werden. Sie bewahren vor unnötigen und schädlichen Experimenten und versprechen dem, der ihre Anweisungen befolgt, Freude und Erfolg in seiner Arbeit. R. P.

Politische Rundschau

Der preußische Ministerpräsident, Herr Stegerwald, hat kürzlich dem Berichterstatter einer Zeitung gesagt, daß in Deutschland eine Regierung der Rechten unmöglich sei, weil sie unüberwindliche auswärtige Schwierigkeiten heraufbeschwören, mit andern Worten, weil der Verband sie nicht dulden werde. Auch eine Regierung der Linken dürfe nicht zustande kommen, weil sie das Chaos bedeuten würde. Er empfahl mit dieser Begründung die Regierung der Mittelparteien, deren wir uns zurzeit erfreuen. Die nächsten Monate werden uns lehren, ob nicht auch schon die Regierung Wirth, oder wie ihr Träger demnächst heißen mag, das Chaos bedeutet. Eine andere Feststellung aber brauchen wir nicht mehr erst abzuwarten, daß das gegenwärtige System, die Herrschaft der Mittelparteien, wirklich das vom Verbande geduldete und allein zugelassene System ist. Der Verband ist sich darüber so klar, daß er an der Tatsache nicht das geringste mehr zu verhüllen oder uns erträglicher zu machen für nötig hält. Beim Abschlusse unserer letzten „Rundschau" mußten wir noch die Möglichkeit gelten lassen, daß wenigstens die wirtschaftlichen Sanktionen gemäß dem Beschlusse des Obersten Rates vom 15. August am 15. September aufgehoben werden würden. Frankreich hat sehr rasch Wege und Mittel gefunden, sogar dies zu verhindern. Die Sanktionen bestehen fort, weil es die deutsche Regierung

angeblich an entgegenkommender Arbeit beim Vorbereiten ihres Ersatzes fehlen ließ. Der Ersatz für sie sollte in einem Doppelten bestehen. Bereits vor der Tagung des Obersten Rates hatten sich Rathenau und seine Leute über die zu Wiesbaden und Paris geführten Reparationsverhandlungen in Besprechungen über eine weitgehende Begünstigung der französischen Einfuhr nach Deutschland eingelassen. Den französischen Blättern zufolge hatten diese Besprechungen bei der zweiten Zusammenkunft des Reichswirtschaftsministers mit Loucheur am 26. und 27. August folgendes Ergebnis: „Deutschland wird die freie Einfuhr von Rohstoffen und Halbfabrikaten, die nach gegenseitiger Verständigung in einer Liste aufgeführt werden, zulassen. In einer andern Liste wird Deutschland für gewisse Erzeugnisse beliebiger Herkunft Einfuhrkontingente aufstellen. Schließlich wird Deutschland auf einer dritten Liste einen Prozentsatz verbotener Erzeugnisse französischer Herkunft aufführen, deren Einfuhr ebenfalls freigegeben wird." Damit aber nicht genug, verlangte Frankreich noch die Einrichtung einer neuen interalliierten Kommission zur Aufsicht über die gesamte deutsche Ein- und Ausfuhr. Das Verlangen war unserm Minister des Auswärtigen bekannt, als Rathenau nach Wiesbaden fuhr. Denn schon am Tage vorher setzte er die Blätter, die Fühlung mit seinem Ministerium haben, in Bewegung dagegen. Unterließ er es vielleicht, Rathenau zu unterrichten, so daß dieser dennoch in Wiesbaden abschloß? Oder dient das angebliche deutsche Zaudern nur als Vorwand beiden Teilen, den französischen wie den deutschen Unterhändlern, um Zeit zu gewinnen, bis die in dem Wiesbadener Abkommen bezeichneten Listen entworfen und die noch ausstehenden Zusatzabkommen fertig sind, das heißt bis zu der schon angekündigten dritten Zusammenkunft von Rathenau oder Loucheur, oder ist Frankreich inzwischen auf seine ursprüngliche Absicht zurückgekommen, das Wiesbadener Abkommen einfach als Bestandteil des französischen Zollregimes im besetzten Gebiet anzusehen und mit ihm lediglich die Sanktionspolitik weiter auszubauen? Auf jeden Fall ergibt Frankreichs Verhalten, daß es an ein Zurückweichen aus dem wirtschaftlichen Leben der Rheinprovinz nicht denkt und gewiß ist, von den andern Verbandsmächten nicht dazu genötigt zu werden. Wenn nicht alles trügt, werden die Rheinlande selber nach einer etwaigen Aufhebung der Sanktionen wirtschaftlich fester in den Händen Frankreichs sein als vorher.

Inzwischen hat der Völkerbund Oberschlesien in Behandlung genommen. Spanien lehnte ab, den Bericht darüber zu erstatten. Japan trat an seine Stelle. Einstweilen berät man in großem Geheimnis. Von Frist zu Frist aber läßt man durchsickern, daß man dahin neige, der Teilung die Sforzalinie zugrunde zu legen und also die französische Auffassung zu bestätigen. Da es Mitte Oktober werden soll, ehe das Gutachten abgegeben wird, so halten wir mit unserer Meinung zurück, erinnern jedoch daran, daß wir schon in der vorigen „Rundschau", entgegen dem fast allgemeinen Urteil, der Vermutung Ausdruck gaben, der Völkerbund solle Lloyd George nur als Kulisse dienen, hinter der er seinen Rückzug vor Frankreich bewirbe. Einstweilen hat der Verband die von Frankreich betriebene, von uns abgewehrte Truppenvermehrung in Oberschlesien durchgeführt.

Vielleicht müssen wir noch, ehe der Völkerbund in der oberschlesischen Frage gegen uns entscheidet, in den Anliegen unserer Grenzvorposten ein ganzes Bündel weiterer schmerzlicher Enttäuschungen in Kauf nehmen. Der englische Oberkommissar hat die Bahnen des Freistaats Danzig Polen zur Verwaltung zugesprochen. Beim Völkerbund wird darum gerungen, ob die Saarbahnen der deutschen Verwaltung ab- und damit in Wahrheit Frankreich zugesprochen werden. Der freilich von den Beteiligten noch nicht angenommene Schiedsspruch des Völkerbundes zwischen Litauen und Polen Wilnas wegen sucht Polen den Verzicht auf den Alleinbesitz an

Wilna dadurch schmackhaft zu machen, daß er Memel den Polen ausliefert. Und gleichzeitig droht nun auf Kosten des westungarischen Deutschtums der slawische Korridor zum Mittelmeer hergestellt werden zu sollen. So heftig wie die Tschechen längst nach ihm gerufen hatten, war es erstaunlich genug gewesen, daß ihn keiner der Friedensverträge, durch die das alte Habsburgerreich aufgeteilt wurde, enthielt. Anscheinend widersprach er dem Selbstbestimmungsrecht und dem Nationalitätsprinzip zu offenkundig. Vielleicht konnten sich auch Jugoslawien und die Tschechoslowakei nicht darüber einigen, wem er zufallen sollte. Es blieb schon sehr merkwürdig, daß das bei den Friedensschlüssen im übrigen so schwer mißhandelte Österreich am Burgenlande einen stattlichen Zuwachs an Macht erhalten sollte. Heute müssen wir argwöhnen, daß es unsern Feinden zunächst nur einmal darauf ankam, das Land den Ungarn aus der Hand zu ziehen, und daß sie nunmehr die Händel, die sich zwischen den Ungarn und Österreichern über die Räumung des Gebietsstreifens entsponnen haben, benutzen, um ihn den Slawen auf dem Wege einer gemeinsamen Besetzung in die Hände zu spielen. Einzig das italienische Interesse scheint sich dem schlauen Plane noch zu widersetzen. Aber bei der natürlichen Feindschaft zwischen Italien und Deutschösterreich ist es mehr als fraglich, wieweit sich dieses Interesse auswirken wird. Dann kann höchstens noch helfen, daß die inneren Schwierigkeiten in den beiden Slawenstaaten auch in dem letzten Berichtsmonat weitere Fortschritte machten und Jugoslawien tatsächlich im Zustande einer serbischen Diktatur gegen die slowenisch-kroatische Bevölkerung dahinlebt. Nehmen wir noch hinzu, daß die Reichsregierung durch ihre formaldemokratische, unitarisierende Gesinnung den Helgoländern gegenüber vertragsbrüchig geworden ist, und daß sie die kleine Inselbevölkerung dadurch vom Reiche forttreibt, daß andererseits in Bayern die Stimmung immer erregter wird, so haben wir das unerfreuliche Bild der grenzpolitischen Lage unseres Vaterlandes in all seinen düstern Farben beieinander.

Der finanzielle Druck kommt hinzu. Die Abtragung der ersten der 225 Milliarden hat den Wert des Dollars auf beinahe 110 Mark hinaufgeschnellt. Auch in der Schweiz hat die Entwertung unsres Geldes den Tiefpunkt vom Winter 1919 auf 1920 wieder überschritten. Der französische Franken folgt der Abwärtsbewegung schon. Unter diesen Umständen hat eine Artikelreihe des Engländers Keynes in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung", worin er unsere Zahlungsunfähigkeit für das nächste Frühjahr berechnet, gleich anfangs lebhaftes Aufsehen und in Frankreich unverkennbar starke Beklemmung hervorgerufen. Die französische öffentliche Meinung ist dadurch dem Anscheine nach bereiter als bisher geworden, die Verständigung zwischen Loucheur und Rathenau über Deutschlands sachliche Mitwirkung zum Wiederaufbau Frankreichs zu billigen und als vorteilhaft für Frankreich zu erklären. Zwar vermeidet das Abkommen die Heranziehung deutscher Arbeiter zum Wiederaufbau, es sieht aber Warenzuschüsse in außerordentlichem Umfange vor. Bis zum Frühjahr 1925 sollen sie einen Wert von 7 Milliarden Goldmark erreichen. Für die Bezahlung dieser gewaltigen Leistung hat die deutsche Regierung aufzukommen. Auch ein der gegenwärtigen Regierung und der Verständigung mit Frankreich so geneigtes Blatt wie die „Frankfurter Zeitung" hat die Nachricht mit stärkster Sorge, inwieweit das Abkommen unsere geschwächte Wirtschaft noch tiefer hinabdrücken werde, aufgenommen. Auf der andern Seite wird behauptet, daß die französische Industrie gar nicht aufnahmefähig für eine so umfangreiche Leistung sein, und daß die Verständigung deshalb auf dem Papiere stehen bleiben werde. Sei es nun, daß der erste oder der zweite Gesichtspunkt der Wirklichkeit näherkommt, wir haben in dem Abkommen den Beweis vor uns, daß Frankreich in Furcht vor unserm baldigen Zusammenbruch noch ein äußerstes Maß von Werten aus unserm Lande

zu sich herüberretten möchte, um die eigene Kraft noch so weit wieder hochzupumpen, als es irgend angeht. Gern nähme es auch von der ersten Milliarde, die wir glücklich, wenn schon unter den bösesten Opfern, bis zum 31. August zusammengebracht haben, einen beträchtlichen Teil für sich. Aber England scheint ihm jeden Anteil daran zu verweigern. Der französische Finanzminister Doumer dürfte vergebens in London gewesen sein. Es ist, soviel verlautet, bei der Frankreich ungünstigen Verfügung des interalliierten Finanzausschusses vom 13. August geblieben.

Die stete Verschlimmerung unserer außenpolitischen Lage mag nicht ohne Zusammenhang mit der wieder stärker gewordenen Spannung der inneren Verhältnisse des britischen Reiches sein.

Die Reichskonferenz ist nach etwa zweimonatigem Beieinandersein auseinandergegangen. Wenn für das nächste Jahr eine neue Konferenz zur Aufrichtung einer gemeinsamen Verfassung für alle Teile des Weltreichs vorgesehen war, so scheint nach dem Verlauf der diesmaligen Konferenz nicht mehr die Rede davon zu sein. Die erdbebenhaft rasche Verrückung des politischen Schwergewichts nach dem Stillen Ozean in Nachwirkung der augenblicklichen Ausschaltung Rußlands wie Mitteleuropas aus der Weltpolitik hat die Beziehungen Englands zu seinen Dominien völlig aus dem Gleise gebracht. Kanada, das vor dem Kriege mit Mühe wieder einigermaßen von den Vereinigten Staaten geschieden worden war, wird nun gar einen eigenen Botschafter nach Washington schicken. Auch Südafrika hält sich unerwartet stark an die Vereinigten Staaten. Die beste Stütze fand das englische Kabinett noch an Australien und Neuseeland, die die Streitkräfte des Mutterlandes zum Schutz gegen die gelbe Rasse nötig zu haben meinen. Für alle Dominien hat das Mutterland anerkennen müssen, daß ihre Zugehörigkeit zum Reiche von ihrem freien Willen abhängt. Außerdem, so hat es der Ire de Valera Ende August in einer Rede hübsch zum Ausdruck gebracht, sichert die Dominien ihre weite Entfernung vor dem Mutterlande.

Weil Irland weder weitab von England liegt, noch England ihm die Freiheit der Bestimmung über sich einräumen will, hat das Sinnfeiner-Parlament abgelehnt, sich für Irland mit der Stellung eines Dominium zu bescheiden. Es verlangt die volle Unabhängigkeit von England und den Anschluß Ulsters und hat damit die Forderungen de Valeras gutgeheißen. Die Engländer haben selbst daraufhin nicht gewagt, die Verhandlungen abzubrechen, sondern eine mündliche Beratung für den 20. September vorgeschlagen. Inzwischen sind von den sechs Grafschaften Ulsters zwei in das Lager Südirlands übergegangen. Damit ist die Widerstandskraft Ulsters anscheinend gebrochen. Die Iren stehen dem endgültigen Erfolge ihrer Sache nahe. Lloyd George sucht daraufhin allerdings seine Einladung an sie rückgängig zu machen. Aber vermutlich ist es nur noch eine Frage der Zweckmäßigkeit, ob die Iren nun das eine oder andere Zugeständnis in der Form machen oder ganz durchhalten. Die Herrschaft Englands über Irland beruhte auf der Spaltung Irlands. Ist sie behoben, so rückt alles andere in die zweite Reihe.

Die Ägypter haben nicht weiter verhandelt, sondern sind nach Hause gereist. Unter dem Eindrucke des Verlaufs der Reichskonferenz und der irischen Angelegenheiten überzeugten sie sich, daß auch sie fest bleiben dürften. Von seinen Verbündeten hat England auf ägyptischem Boden bei dieser Wendung der Dinge wahre Bärendienste erfahren. Die französische Presse erinnert daran, daß Frankreich noch immer Möglichkeiten habe, in Ägypten Einfluß auszuüben, und Italien hat für den Fall eines englischen Verzichts auf die Schutzherrschaft dort die Einrichtung einer internationalen Polizeitruppe angeregt. Die damit dem ägyptischen Selbstgefühle zugefügte Kränkung mag England um so unangenehmer berühren, als es daran ist,

zu Italien wieder das nähere Verhältnis herzustellen, das beide Staaten vor dem Kriege in der Mittelmeerpolitik verband. Es hat zu dem Zwecke vorerst ein Abkommen mit ihm über Albanien getroffen, das die Zeitungen durchweg als Vorläufer eines umfassenderen Abkommens betrachteten. Vielleicht wird Italien dieser englischen Absicht noch zugänglicher, wenn sich die Kunde bewahrheitet, daß unsere tapferen türkischen Bundesgenossen den griechischen Vormarsch vor Angora zum Stehen gebracht und der griechische Angriff dadurch um sein Ziel gekommen ist. Denn Italien wird die Bahn für sich im östlichen Mittelmeer in dem Maße wieder freier einschätzen, als sich die griechische Macht zerstößt. Sonst aber hat der türkische Enderfolg für die Engländer kaum etwas Tröstliches. Sie meldeten in den letzten Wochen wiederholt, daß sie des mohammedanischen Aufstands in Indien Herr geworden seien, und daß Verhandlungen, die sie mit Afghanistan aufgenommen hätten, günstig voranschritten. Behaupten sich die türkischen Nationalisten in Kleinasien, wird auch die Bewegung in Afghanistan und in Indien so leicht nicht wieder zum Stillstand kommen. Daran wird ebenso nicht viel ändern, daß am 21. August der Emir Feissal endlich als König des Irak die Herrschaft über die Araber Mesopotamiens angetreten hat und gleichzeitig der seiner Erhebung abgünstige französische Kommandierende in Syrien seinen Befehl abgeben mußte. Auch der von den Engländern gemeldete Abfall der Kurden von den Türken hat bis jetzt noch keine sichtbare Wirkung zur Wiederbefestigung der Stellung Englands in der islamitischen Welt ausgeübt. Einstweilen gewährt das Angehen Englands gegen die sich sammelnden Mohammedaner in Vorder- und Mittelasien ein ähnliches Bild, wie in den letzten Jahren die mannigfachen Aufstände der russischen Gegenrevolutionäre, die der Verband gegen Lenin und Trotzki entfachte. Kehrt sich das Kriegsglück nicht noch bei Angora aufs neue gegen die Kemalisten, so erscheint die Sache der Mohammedaner für dieses Jahr gerettet. Entsprechend haben sich auch die Bolschewisten behauptet. Sie versichern, der Hungersnot Herr geworden zu sein, und sind allen Versuchen, die Hilfe, die man ihren verhungernden Landsleuten brachte, zugunsten ihrer politischen Gegner auszuspielen, mit der von ihnen noch stets bewiesenen Rücksichtslosigkeit entgegengetreten. Als ein Zeichen, daß sie sich noch einmal durchgesetzt haben, muß gebucht werden, daß die Randstaaten einhellig von Polen abrücken und sich Rußland nähern. Polen selbst scheint es nach einer Verständigung mit Rußland zu gelüsten. Man meldet, daß der russische Warenhunger ungeachtet alles noch unbehobenen politischen Gegensatzes die polnische Industrie zu neuem Leben bringe. Das Lodzer Gebiet arbeite wieder rührig wie vor dem Kriege, und die polnische Regierung verschließe sich nicht der Einsicht, daß die Wiederaufnahme der Wirtschaftsbeziehungen zu Rußland dem schwer zerrütteten eigenen Lande nur von Vorteil sein könne. Die deutsche Industrie begünstige den Vorgang.

Geben wir uns im Hinblick auf alle diese Tatsachen noch einmal Rechenschaft über Erfolg oder Mißerfolg der englischen Politik als der für uns derzeit bei unserer eigenen Ohnmacht ausschlaggebenden Politik, so dürfte sich bewahrheitet haben, was wir in der August-„Rundschau" vermuteten, daß die Beruhigungspolitik, mit der England seit dem Frühjahr über seine inneren Schwierigkeiten hinwegzukommen suchte, ihren Höhepunkt mit dem Beginn des Sommers schon überschritten hatte. Wir spüren es hart genug am eigenen Leibe. Um so mehr ist die Bedeutung der Vereinigten Staaten gestiegen. Eine mehr scheinbare als wirkliche Stille hat sich in den letzten Wochen über den Stillen Ozean gelagert. Unter ihrer Decke wird die Washingtoner Konferenz vorbereitet. Japan wie England nehmen ihre Stellungen soweit zurück, als sie es verantworten zu können glauben, um noch vorher möglichst viele Reibungsflächen mit den Vereinigten Staaten aus dem Wege zu räumen.

England bangt andernfalls vor Auseinandersetzungen mit seinen Dominien, Japan vor dem Zusammenstoße mit den Amerikanern selbst. In einem meisterhaften Leitartikel der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" hat General Haushofer am 1. September diese Bemühungen gekennzeichnet, zugleich aber dargelegt, wieviel Naturhaftes, dem staatsmännischen Willen Entrücktes an der Entwicklung der Verhältnisse des Stillen Ozeans mitschafft. Da bildet sich einmal der Gegensatz zwischen Nord und Süd in China immer verhängnisvoller heraus. Da wirkt sich immer schärfer aus, daß der Westen Amerikas ein menschenleeres und der Osten Asiens ein menschenüberfülltes Gebiet ist. Jener muß auffangen, was dieser zu viel an Einwohnern hat.

Fast zur selben Stunde, da die letzte „Politische Rundschau" abgeschlossen werden mußte, deuteten die amerikanischen Blätter an, daß der Friede mit Deutschland und Deutschösterreich unmittelbar vor der Unterschrift stehe. Am 24. August war es soweit. Das Ereignis hinterließ keine leuchtende Spur in dem politischen Erleben unseres Volkes. Man wurde sich weder darüber einig, ob es ein wirklicher Friede oder nur ein Vorfriede sei, noch darüber, ob er uns diktiert werde oder einem Vertrage gleichkomme, ob wir durch die Formulierung des Schriftstücks erneut unsere Schuld anerkannt hätten oder nicht, noch auch darüber, ob er erträglicher sei als der von Versailles. Tatsächlich waren die Beziehungen zu den Vereinigten Staaten schon vorher wieder aufgenommen worden. Wir hofften, daß sie sich nun um so rascher vervielfältigen würden. Vielleicht aber hat man bei uns auch schon zu sehr das Gefühl, aus der Zeit der Friedensschlüsse wieder heraus zu sein und wieder im Flusse der alle Tage die Dinge ändernden Entwicklung zu stehen. Kommt es zu der Konferenz in Washington, so werden wir nachprüfen können, ob wenigstens nach dieser Richtung hin unsere Vertrauensseligkeit einige Berechtigung hat. Bis dahin dürfte der Zweifel begründeter sein als die Hoffnung.

Um aber doch unserem Berichte noch ein freundliches Licht aufzusetzen, sei zum Schlusse dessen gedacht, daß die Spanier mit achtungswertestem Nachdruck den Gegenangriff in Marokko aufgenommen haben. Im spanischen Amerika ist die Vereinigung der mittelamerikanischen Republiken Tatsache geworden. Im August kehrte unser „Hindenburg" von seiner ersten Reise nach Südamerika zurück. Die Mannschaften wußten nicht genug des Rühmens, wie sehr sie und in ihnen das deutsche Volkstum drüben geehrt worden sei. Pertinacior.

Literarische Rundschau

Das neue Leben Jesu

Ein entscheidendes Buch liegt vor *). Jegliches Geschlecht hat sein „Leben Jesu"; von der trostlosen Gipfelkälte David Friedrich Straußens über Renans buntfarbige Gefilde hinunter zu den dumpfen Tälern rührender und dümmlicher Stammler. Mehr oder weniger sind sie alle verblaßt, und der Mensch war angewiesen, so oder so sich mit der wichtigsten Gestalt der Geschichte auseinanderzusetzen (was an sich keineswegs ein Nachteil für die Entwicklung eines Charakters war). Mit Blühers Buch scheint ein Wendepunkt eingetreten zu sein. Dies Werk dürfte so leicht nicht entschwinden, wie sehr es auch im einzelnen gewandelt werden mag. Bei mancherlei

*) Die Aristie des Jesus von Nazareth. Von Hans Blüher. Philosophische Grundlegung der Lehre und der Erscheinung Christi. Prien 1921, Kampmann und Schnabel.

Widerspruch in nebensächlichen Dingen muß man sich zu ihm bekennen, wenn man es nicht in Bausch und Bogen als Ausgeburt der Hölle verwerfen will. Achtung und Dankbarkeit verhindern fast die Kritik, so oft sie ihre garstige Stimme erheben will. Achtung gebietet der kühne, intuitive Griff, mit dem Blühers starker Geist den ganzen süßlichen und fanatischen Plunder von dem hohen Bilde herunterreißt. Dankbarkeit erheischt eben diese Tat von jenen, die betrübt und angewidert den muffigen Dunstkreis, der, schier undurchdringlich, von Pfaffen und Malern gebraut, den Weg zum wahren Jesus verlegte, nicht selbst zu durchschreiten vermochten. Wenn auch die Christen schreien werden, dies Buch wird nicht die schlechtesten Konvertiten machen.

Als wesentlich seien die folgenden Punkte hervorgehoben:

I. Das Johannes-Evangelium ist von dem uralten Jünger selbst geschrieben. Zwei Erinnerungen schießen auf: Als Erich Schmidt die dritte Auflage seines Lessing vorbereitete, sagte er einmal in seiner drolligen Verzweiflung, der er sich gern hingab: „Ach Gott nein, jetzt muß ich mich wieder auf die Höhe der Evangelien-Kritik bringen und nachsehen, wer heutzutage von den Vieren als der Zuverlässigste angesehen wird. Bisher sind sie alle mal dran gewesen, das geht immer so rum, wie beim Karussell.“ Und zum andern: Als der wenig erfreuliche Streit für und wider Drews tobte, sagte einer: „Es gibt nur einen todsicheren Beweis für die Existenz Jesu, und das ist Pilatus. Den kann kein Dichter erfinden, der ist gesehen und erlebt, gesehen und erlebt in eben dieser einen großen Szene.“ In der Tat, bei der Sublimierung der Philologie unserer Theologen war gar nicht abzusehen, wann der Streit um die Evangelien sein Ende finden möchte. Aus diesem circulus vitiosus konnte nur die rettende Hand eines künstlerisch empfindenden Geistes reißen. Dieses große Verdienst hat Blüher sich erworben. „Die Synoptiker sind Historiker oder Chronisten, die nicht zu Ende kommen. Die Gestalt ihres Helden zerbricht ihnen unter den Händen, weil sie zu stark für sie ist: Johannes ist der Epiker, der der Gestalt standhält. Johannes kennt das Stilgeheimnis der Biographie. Er weiß, daß man über sich selbst und über einen andern Menschen nur dann etwas schreiben kann, wenn der Gegenstand und die Ereignisse bereits Mythos geworden sind. Die reine Historie ist nicht wahrheitsfähig.“ Es sei hier zugleich auf Blühers prachtvolle Deutung der Jüngerschaft, seine Scheidung der Anhänger von den Jüngern hingewiesen („die Jünger spüren die Kraft und mißtrauen dem Wort, und die Anhänger trauen dem Wort und verfehlen die Kraft“). Jüngerwahl ist Blutwahl.

II. Das Judas-Problem. Wahrhaft lesen können, heißt der Regisseur des Textes sein. Blüher ist einer der feinhörigsten Leser, er streut zwischen die Worte der Schrift eine große Fülle zartester Regiebemerkungen ein. So erlauscht er denn sehr scharf eine leise Opposition zwischen Jesus und Judas, die sich einmal, in den Apokryphen, positiv ganz von weitem bemerkbar macht, und die negativ aus dem maßlosen Haß der übrigen Jünger gegen den unseligen Schelm aufs deutlichste erhellt. Nun weist Blüher auf eine wunderliche Unstimmigkeit der Abendmahlsszene hin. Judas hat bereits mit der Priesterschaft verhandelt, und trotzdem gerät er bei den Worten: „Einer unter euch wird mich verraten“ in die gleiche Bestürzung wie die andern. Blüher nimmt — und hier wird man ein wenig bedenklich — den Fall einer Wachsuggestion an. (Er gebraucht sogar das ebenso kühne wie schiefe Wort: schwarze Magie; schief, auch wenn er durchaus richtig sagt: „Nichts ist für Jesus eine so gleichgültige Frage als die nach der Moral.“) Das „Herr, bin ich's?“ wäre dann ein „leises Reagieren der unterbewußten Schuldregung“. Jesus gibt ihm den Bissen und damit den Auftrag zum Verrat. Wie wir noch später

sehen werden, täuscht hier Blüher sich und uns über das Subalterne einer solchen Handlungsweise hinweg. Nehmen wir den Fall einer Wachsuggestion als erwiesen an, so wäre Jesus hier nichts als ein kleiner Zauberer. Mag nun auch Blüher sagen: „Er greift in das Verhängnis ein, denn Jesus ist kein unbedingt gläubiger Mensch, der sich einfach dem Willen Gottes anvertraut, sondern er b i l f t n a c h und schafft sich Sicherungen" „für den Fall der Unzuverlässigkeit Gottes", er kann trotzdem das Kleinliche — und letzten Endes für Jesus Unmögliche — solcher Handlungsweise nicht ausmerzen. Im Kern der Frage hat Blüher unzweifelhaft recht: Judas handelt im Auftrag seines Herrn. Wir brauchen jedoch nicht zu jenen düsteren Begriffen der Wachsuggestion oder der schwarzen Magie zu greifen: Blüher vergißt die Magnetkraft des Wunsches, die mit der Größe des Menschen zu ungeheuerlicher Wucht wächst. Denen die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen. — Hier ist ein Rest von Rationalismus, den wir gern vermissen würden. Äußerst anziehend ist aber — und darauf kommt es hier an — der intermezzo jocoso: wie die Evangelisten den Tatbestand mit einer fast grammophonischen Sicherheit wiedergeben, ohne für das Geschehnis das leiseste Verständnis zu haben; wie denn das ganze Buch von einer hohen und klaren Heiterkeit strahlt.

III. Jeder, der mit redlichem Bemühen in den Schriften forschte, weiß, daß in der Entwicklung Jesu ein Bruch ist, daß den Jesus von Kana eine Kluft trennt von dem vom Willen zu Golgatha Gepackten. Es war bisher nicht geglückt, dieses wichtigste Ereignis festzustellen und somit zu begreifen. Man hielt die beiden Teile scharf getrennt; fehlt leider nur das geistige Band. Wiederum kann man dem Leser Blüher nicht dankbar genug sein. Er findet die Schwelle bei jener Aussendung der Jünger. Jesus erwartet den Menschensohn, das Anbrechen des Reichs, mit voller Gewißheit. „Wahrlich ich sage euch: ihr werdet mit den Städten Israels nicht zu Ende kommen bis des Menschen Sohn erscheinet" (Matth. 10, 23). Die Jünger aber kehren zurück, und des Menschen Sohn ist nicht erschienen. Jesus bricht zornig unter der „Unzuverlässigkeit Gottes" zusammen, er entweicht in eine Wüste. Erneut stehen wir — und hier ganz besonders — vor einer völligen Blödigkeit der Berichterstatter. Nur Lukas schreibt, doch irgendwie angerührt, mit harmlosem Unverständnis, von dem „Fluch": „Ich sah wohl den Satanas vom Himmel fahren als einen Blitz." Die minderwertige Ahnungslosigkeit, die nur kümmerliche Fetzen rettete, hat diesen „Tag der größten Enttäuschung" unsern Augen verhüllt, bis es Blüher gelang, diese Lichtarmut zu durchdringen, worauf nun, wie das ja immer geschieht, das ganze Schauspiel hell aufgetan vor uns liegt. Aber der von Gott verlassene Jesus, der „Ungläubige", weiß davon, daß „die Beziehung von Gott und Ich umzukehren ist", daß „Gott abhängig ist vom Ich" (siehe Angelus Silesius). Jetzt heißt es: „Das Reich Gottes kommt n i c h t mit äußerlichen Gebärden, sondern es ist i n w e n d i g i n e u c h." Jesus richtete jetzt alles darauf ein, die Worte des Propheten auf das genaueste zu erfüllen. Auch hier hebt, wie oben schon angedeutet, Blüher das Kleinliche dieses Beginnens nicht genügend hervor. Auch hier ist jene Wunschkraft vergessen, die dem Genie eignet. Wohl schreibt Blüher: „Er scheut hierbei nicht vor Dingen zurück, die fast an die Grenze des Grotesken stoßen: jenen Eselseinzug in Jerusalem, den er arrangiert." Gewiß, er hat diese Groteske arrangiert. Bei keiner Tragödie hat noch der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen gefehlt, wie sollte er hier mangeln? Im großen und ganzen aber muß das Unbewußte seine Rolle gespielt haben, so schriftkundig Jesus war, und so „therapeutisch" der „ketzerische" Gedanke des „Ungläubigen" gewesen sein mag.

IV. Die Lehre Jesu ist nicht für alle und jeden. Blüher scheidet primäre und sekundäre Menschen, ohne den sekundären, die im Wirtschaftsplane der Natur so

reichlich vorgesehen sind, und die darum ihren kosmischen Sinn haben müssen, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; Versuche zur Deutung scheitern: „Das Geheimnis der Täler ist noch nicht erforscht." Einen wesentlichen Grund für diese Vernachlässigung sehe ich darin, daß Blüher der Prädestination ein allzugroßes Gewicht beilegt und nicht genug dem Erlösungssang der goetheschen Engel lauscht. — Jesus nun spricht bewußt nur für die primären Menschen und verkündet „die antisozialste Lehre, die es bisher je gegeben hat". Denn viele sind gerufen, aber wenige sind auserwählt. Blüher muß die Bergpredigt entthronen, die nur gehalten ist, „die Religion des guten Bürgers zu schaffen", welches Endziel sie ja vollauf erreichte. Darum, aus Haß gegen die Mißachtung des Gesetzes, wohl auch um den Ohren hohenpriesterlicher Spione nichts Gefälliges zu sagen, predigt er Gesetzesverschärfungen.— Nicht ist die Nächstenliebe Kern und Zweck seiner Lehre: „er zitiert das jüdische Gesetz gemäß der Examenssituation, in der er sich befindet" (siehe Matth. 22, 34—40). Aber „das Himmelreich wächst nur auf begnadetem Boden. Christus glaubt nicht an eine Verbesserungsfähigkeit der Menschheit . . ., sondern er unterscheidet . . . die auserwählte Art von der verworfenen, die primäre von der sekundären Rasse". — Wer diese furchtbare Umkehrung des landläufigen Christentums nicht zu ertragen vermag, der nehme das Buch nicht zur Hand. Er wird befangen nicht verstehen, geschweige denn getröstet werden durch den hohen Flug der bewunderungswürdigen Ausführungen Blühers. Es handelt sich hier um die Achse des ganzen Buches, über die kein Wort weiter zu verlieren ist, wozu man nur eben Ja sagen kann oder Nein. Hier tritt die Frage an uns heran: geht von diesem Punkt eine neue Epoche aus, oder ist diese Tat der Schlußstein eines jahrtausendalten Gebäudes? Blüher selbst scheint uns heimlich die Antwort zu geben: Er sieht und erkennt die große Linie Plato—Johannes —Lionardo—Goethe. Die Heilandsantwort aber findet sich Joh. 21, 15—23.

V. Wer aber war nun dieser Jesus? „Die Menschheit steht auf einem verlorenen Posten." Die Natur müht sich, über den Menschen hinauszukommen; aber sie weiß, daß sie aufhört zu wirken, wenn dieser Schritt getan ist; und so legt sie sich Hemmnisse in den Weg, weiterzuschaffen. In Jesus ruckte die Natur an, hinauf zum Menschensohne, „Christus ist ein zerstörter Vorbote des Menschensohnes, das heißt des letzten Schöpfungsaktes. Er starb, weil es zu früh war; er wurde zerschmettert durch die Wucht des Weltfunkens, der in ihn übersprang." „Christus fühlte auf einmal, daß die Gesamtheit der eschatologischen Ereignisse, die er von außen erwartete (vgl. die Aussendung der Jünger), und durch welche die Natur in den Zustand des Himmelreichs versetzt wurde, abhängig waren von der Kraft, die er bei sich selber spürte, und an deren Versagen alles scheitern mußte. In der Tat versagte diese Kraft, sie war damals noch zu schwach; Christus zerschellte, er klammerte sich immer wieder an den alten Judengott mit der historisch-kausalen Verkettung, und das war freilich das einzige, was nicht sein durfte." Blüher weist auf das Petrus-Evangelium, wo es heißt: „Meine Kraft, warum hast du mich verlassen?" — Das Projektil des primären Menschen wird durch ein winziges Zweiglein des Weltgestrüpps aus der Bahn gerissen. Indem Blüher diesen Vorgang aufzeigt, reißt er den Vorhang von der namenlosesten Tragödie des Menschengeschlechts zurück.

Mögen diese kurzen Berichte genügen, den, wie es uns erscheint, wesentlichsten Inhalt des Werkes in raschen Zügen aufzuzeigen. Es sei noch hinzugefügt, obschon dies kaum nötig sein dürfte, daß ein derart fülliges Buch seine Grundmauern mit einem Reichtum vielfältigsten Schmuckes überkleidet, der uns von feinstem Entzücken bis zur tiefsten Erschütterung auf und nieder wechselnd stetig von neuem fesselt und überrascht. Es sei nur etwa verwiesen auf das mächtige Paulus-Kapitel,

das allein einer Darlegung für sich würdig wäre, oder auf die Bemerkungen über das Judentum und das Epos.

Da sie das Wesentliche nie und nirgends berühren, so sehen wir gern über manche Eigenwilligkeiten hinweg, ja, wir lassen uns die esoterischen Dunkelheiten, die sich taktvoll sogar räumlich vom Text abheben, gefallen, wiewohl zu sagen ist, daß derartige Dinge besser verschwiegen als unter dünnem Schleier dargestellt werden, was alleweil Unheil anrichtet. Allein das ist nicht unsere Sorge. Genug, daß wir wiederholen: es kommt auf Ja oder Nein an. Wir sagen Ja aus vollem Herzen und wissen, daß wir nicht irren.

Wolfgang Goetz.

H. G. Wells: Russia in the shadows. London 1921, Hodder and Stoughton.

Der auch in Deutschland nicht unbekannte englische Schriftsteller H. G. Wells hat ein kleines Buch über Rußland geschrieben, das sich vorteilhaft von der Masse der Rußland-Literatur unterscheidet. Zwar ist auch er nur 14 Tage in Petersburg und Moskau gewesen, sah von diesen Städten nur die Fassaden und vom Lande Rußland nichts; doch war er im großen ganzen ein unbefangener Mensch, der hinging, um sich mit Lenin zu unterhalten. Und dem englischen Skeptiker und Weltreisenden imponierten wenigstens nicht die potemkinschen Dörfer der Bolschewisten, sondern er fand ein sarkastisches Lächeln über Lenins politischen Scharfblick, als ihn dieser fragte, wer denn nun im irischen Konflikt der Proletarier und wer der Bourgois sei. Fast alle anderen Bücher, die über Rußland geschrieben wurden (in Deutschland und anderswo), kranken an der Voreingenommenheit der Verfasser, die etwa im „seelischen Kommunismus" schwelgen wie Holitscher, oder die ganze russische Frage nur dazu benutzen, ihren ausgeklügelten Literatenideen einen, sozusagen metaphysischen Hintergrund zu geben, wie z. B. Matthias. Auch der Engländer Wells hat natürlich irgendeinen Schwarm („die Menschheit", zu der wir uns hinauf entwickeln müssen), aber er bekommt es fertig, sich in diesem Buch davon frei zu machen und ganz harmlos ein paar 100 Seiten lang von dem zu plaudern, was er in Rußland gesehen hat und nicht von dem, was er nicht gesehen hat. Das alles ist klar und verständig geschrieben — vielleicht abgesehen von seinen Auslassungen über Marx, den er nicht verstanden und, ich glaube, auch nicht gelesen hat.

Alphons Nobel.

Friedr. Wilh. Waiblinger. Phaeton. Herausgegeben von Arthur Schurig. Dresden 1920, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung.

Es ist eine unhaltbare Behauptung, wenn der Herausgeber dieses Neudrucks in seinem Vorwort erklärte, daß kaum die Literaturgeschichten, „diese literarischen Friedhöfe", den vergessenen Waiblinger erwähnen. Sie behandeln ihn vielmehr sämtlich mehr oder weniger ausführlich; so widmet ihm die „Schwäbische Literaturgeschichte" von Krauß mehr als einen Bogen, abgesehen von vielen Einzelbemerkungen über ihn. Im Jahre 1904 hat Karl Frey ein dickes Buch über den von ihm sehr hoch eingeschätzten Dichter geschrieben. Reclams Universalbibliothek hat in 4 Nummern Waiblingersche Werke gebracht — kurz, vergessen ist dieser Poet keineswegs. Freilich erblicken wir in ihm keinen Meister, sondern nur ein Talent, das einst viel zu versprechen schien, aber zu keiner reinen und reifen Leistung gelangt ist; sowohl hinter Hölderlin wie hinter Mörike bleibt er weit zurück. Als problematische Dichternatur und Zeiterscheinung ist er gleichwohl von hohem Interesse und den vorliegenden, gut ausgestatteten Neudruck seines dem „Hyperion" nachempfundenen Briefromans „Phaeton" (aus dem übrigens schon Frey bezeichnende Abschnitte wiederabgedruckt hat) nimmt der Literarhistoriker gern entgegen. Das kurze Nachwort des Herausgebers stellt nur einige Selbstzeugnisse des Dichters über sein Werk zusammen.

Harry Maync.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Karl T. von Loesch, Berlin. — Professor Dr. Wilhelm Kapp, Freiburg i. B. — Lou Andreas-Salomé, Göttingen. — Dipl.-Ing. M. Kronenberg, Kelbe. — Dr. Herman Harris Aall, Kristiania. — Professor Dr. Adolf Thimme, Göttingen. — Franz Fromme, Lübeck. — Baron J. von Uexküll, Londorf. — Dr. Alfredo Hartwig, Freudenstadt. — Wolfgang Goetz, Berlin.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. September zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Nabl. — Die Galgenfrist. Eine erfundene und etwas aus der Form geratene Geschichte von Franz Nabl. 421 S. Berlin 1921, Egon Fleischel & Co. (24 M.)

Regenborn. — Preußen. Eine deutsche Frage von Karl G. Regenborn, M. d. L. 41 S. Berlin 1921, Otto Elsner Verlagsgesellschaft. (5,50 M.)

Netto. — Sibylle und der Papagei. Eine Salzburger Idylle von Hadrian Maria Netto. 115 S. Dresden 1921, Sibyllen-Verlag. (12 M., gbd. 18 M.)

Nietzsche. — Den Manen Friedrich Nietzsches. Weimarer Weihgeschenke zum 75. Geburtstag der Frau Elisabeth Förster-Nietzsche. Mit Beiträgen von Bauch, Bertram, Breysig, Paul Ernst, Eucken, Gurlitt, v. Hauff, Havenstein, Kvetschau, Lienhard, Thomas Mann, Oehler, v. Taube, Vaihinger, Würzbach. Herausgegeben von Max Oehler. 230 S. Lex. München 1921, Musarion-Verlag. (30 M., gbd. 48 M.)

Noppel. — Jugendzeit. Ein Beitrag zum Wiederaufbau Deutschlands von Constantin Noppel S. J. (Ergänzungshefte zu den Stimmen der Zeit, erste Reihe, Heft 8.) 62 S. Freiburg i. Br. 1921, Herder-Verlag. (6,80 M.)

Noppel. — Der Weg zur christlichen Volksgemeinschaft. Von Constantin Noppel S. J. (Flugschriften der Stimmen der Zeit. (Heft 24.) Freiburg i. Br. 1921, Herder-Verlag.

Nüchtern. — Das unnennbare Licht. — Ein Buch der seltsamen Andacht von Hans Nüchtern. 84 S. Wien 1921, Wila.

Palamas. — A Hundred Voices and other poems from the second part of „Life Immovable" by Kostes Palamas. Translated and introducted by A. E. Phontrides. 229 S. Cambridge 1921, Harvard University Preß.

Pfister. — Hans Holbein der Jüngere von Kurt Pfister. 46 S., 60 Bildtafeln und zahlreiche Abbildungen. München 1921, Holbein-Verlag.

Reifert. — Freiburger Gaudeamus, Taschenliederbuch für die deutsche Jugend; enthaltend 223 unserer schönsten Lieder, zumeist mit Melodie. Zusammengestellt von Dr. Karl Reifert. 234 S. Freiburg i. Br., Herder & Co. (7,80 M.)

Saargebiet. — Das Saargebiet in Wort und Bild. (Aus Welt und Zeit.) 96 S. Saarbrücken, Gebr. Hofer.

Sacher. — Der Bürger im Volksstaat. Eine Einführung in Staatskunde und Politik. Herausgegeben von Dr. Hermann Sacher. 2.—4. Auflage. 330 S. Freiburg i. Br. 1921, Herder-Verlag. (15,50 M., gbd. 21 M.)

Schoch. — Die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und England vom Ausgang des Mittelalters bis zum Jahre 1815. Von G. v. Schoch. (Bücherei der Kultur u. Geschichte Bd. 20.) 282 S. Bonn 1921, Kurt Schroeder. (22 M., gbd. 28 M.)

Schrempf. — Diesseits und Jenseits von Gut und Böse von Christoph Schrempf. 51 S. Stuttgart 1921, Fr. Frommanns Verlag. (5 M.)

Schrempf. — Lessing als Philosoph von Christoph Schrempf. (Frommanns Klassiker der Philosophie XIX.) 194 S. Stuttgart 1921, Fr. Frommanns Verlag. (18 M., gbd. 23 M.)

Schück. — Spengerls Geschichtsphilosophie. Eine Kritik von Prof. Dr. Karl Schück. 39 S. Karlsruhe i. B. 1921, G. Braunsche Hofbuchdruckerei u. Verlag. (6 M.)

Shaw. — Fanny's first play — Great Catherine — Annajanska — Overruled by Bernhard Shaw. 255 S. Leipzig 1921, B. Tauchnitz (Edition Vol. 4555). (7,50 M., gbd. 12,50 u. Leinen 15 M.)

Shaw. — Mis alliance by Bernhard Shaw. 269 S. Leipzig 1921, B. Tauchnitz (Edition Vol. 4552). (7,50 M., gbd. 12,50 u. Leinen 15 M.)

Spiero. — Jakob Julius David von Ella Spiero. 212 S. Leipzig 1921, Heinrich Finck. (15 M.)

Stein. — Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unsere Tage. Von Lorenz von Stein. 1. Bd. Der Begriff der Gesellschaft u. d. soziale Geschichte der französischen Revolution bis 1830. 508 S. 2. Bd. Die industrielle Gesellschaft. Sozialismus und Kommunismus Frankreichs von 1830 bis 48. 567 S. München 1921, Drei-Masken-Verlag.

Stern. — Weltanschauung. Ergebnisse freien Denkens. Von Maurice Reinhold von Stern. 143 S. Linz a. d. D. 1921, Fidelis Steurer. (12 M., gbd. 18 M.)

Stutzer. — Der deutsche Ansiedler in Südbrasilien. Von Gustav Stutzer. 86 S. Braunschweig, Hellmuth Wollermann. (3,30 M.)

Valier. — Das transzendentale Gesicht. Von Max Valier. (Faust-Bücher, 1. Reihe, 1. Band.) 141 S. München 1921, Faustverlag, G. m. b. H. (12 M.)

Vogel. — Das neue Europa und seine historisch-geographischen Grundlagen. Von Prof. Walther Vogel. (Bücherei der Kultur und Geschichte, Bd. 16/17.) Bd. I 295 S.; Bd. II 618 S. Mit 1 farbigen Karte u. 13 Kartenskizzen. Bonn 1921, Kurt Schroeder. (Jeder Band 27 M., Halbleinen 33 M.)

Waltz. — Einstein, Michelson, Newton. — Die Relativitätstheorie. Von Prof. Dr. W. Waltz. 46 S. Hamburg 1921, W. Gente. (3 M.)

Wasner. — Die Gärten vor der Stadt. Roman von Georg Wasner. 224 S. Berlin 1921, Egon Fleischel & Co. (15 M.)

Wiese. — Strindberg und die junge Generation von Leopold von Wiese. 16 S. Köln 1921, Rheinland-Verlag. (7,50 M.)

Zickel. — Der Maskentod von Messina. Roman von Reinhold Zickel. (Ibla-Bücher.) 196 S. Frankfurt a. M., Frankfurter Sozietäts-Druckerei G. m. b. H.

Zimmermann. — Das Dasein Gottes. Vom Vielen zum Einen. Von Otto Zimmermann S. J. 110 S. Freiburg i. Br. 1921, Herder-Verlag. (10 M.; 13,50 M.)

Für die Redaktion verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Volksaufbau und Wirtschaftspolitik

Von

Friedrich Edler von Braun

Der Aufforderung des Herausgebers der „Deutschen Rundschau", einen Fragenzusammenhang zu behandeln, der auf den ersten Blick von den Tagesproblemen nicht unmittelbar berührt zu werden scheint, komme ich gern nach. Gerade in meiner Stellung als Vorsitzender des Reichswirtschaftsrats fühle ich das Bedürfnis, diese dem Verfassungsleben nur oberflächlich angeheftete beratende Körperschaft in ihrer für die zukünftige Entwicklung wesentlichen Bedeutung herauszustellen. Der Kampf um die Wirtschaftsverfassung muß von den rein politisch-parlamentarischen Mitteln und Mittelchen freigehalten werden. Auf der anderen Seite verkenne ich nicht die Gefahr, daß wir zu einer übertriebenen Verwirtschaftlichung des gesamten öffentlichen Lebens kommen könnten, die dem unpolitischen Charakter des deutschen Volkes sogar noch näher liegt, als die übertriebene Politisierung des zukünftigen Wirtschaftsparlaments. An wohldurchdachten Wirtschaftsprogrammen hat es bisher nicht gefehlt. Was uns aber mangelte, war eine Zusammenfassung der Wirtschaftskräfte zu einem Organ der deutschen Volkswirtschaft, das große Wirtschaftsziele hätte aufstellen können. Gerade die scheinbaren Ausnahmen aus den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege bestätigen dies; denn der Kolonialerwerb ist niemals große deutsche Angelegenheit gewesen, noch viel weniger das Programm Berlin—Bagdad, nicht einmal der Kampf um den eigenen Raum in Mitteleuropa, der im Osten und Südosten am stärksten bedroht war, drang in das Bewußtsein der Deutschen links der Elbe. Die inneren Lebensnotwendigkeiten eines Volkes, das innerhalb der alten Reichsgrenzen von 1880 bis 1910 von 45,2 auf 65 Millionen in fortschreitender Zunahme anwuchs, sind niemals Gemeingut der führenden Schichten unseres politischen und wirtschaftlichen Lebens geworden. Wohl hat der geniale staatsmännische Wille des Fürsten Bismarck verhindert, daß in das innere Gefüge unseres Volkswachstums ein unheilbarer Riß getragen wurde, indem er rechtzeitig durch Einleitung der Schutzzollpolitik die Aushöhlung der ländlichen Unterschicht, der Grundlage der gesamten Bevölkerungsbewegung, verhinderte. Was aber in der Folgezeit nach außen hin geschah, um die beispiellose Expansionskraft eines auf engen mitteleuropäischen Raum zusammengedrängten, privatwirtschaftlich rastlos vorwärtsstrebenden Volkskörpers in gesunde Bahnen zu lenken, ist immer nur Angelegenheit der Initiative der vielen Einzelnen gewesen, die im zähen Kampf mit Außengewalten den Weltmarkt erobern halfen und die Verflechtung in die Weltwirtschaft vollzogen, ohne daß es ge-

lungen wäre, zwischen diesen Kreisen und der verantwortlichen Außenpolitik des Reiches die erforderliche Fühlung herzustellen. Die ganze Welt um uns herum hat es früher begriffen als wir, daß der Tag kommen mußte, wo dieses ständig wachsende, in seinem Raum von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer unerträglicher beengte Volk aus seiner Ruhe sich aufraffen mußte zu Forderungen an die von den alten Völkern nur noch mühsam behauptete Ordnung der weltpolitischen Verhältnisse. Durch Einkreisung und rechtzeitige Entfesselung des Weltkrieges ist man dem zuvorgekommen, und in dem Friedensvertrag von Versailles hat der Feindbund das Mittel gefunden zu haben geglaubt, um die Millionen Deutsche, die es nun einmal für das Begreifen der alten Völker zu viel gab, einem langsamen, aber mit tödlicher Sicherheit arbeitenden Erstickungsprozeß auszuliefern. An dieser Stelle möchte ich einige Sätze einfügen, die ich 1920 schrieb, und welche auch heute noch volle Geltung haben: „Wen parlamentarische und wirtschaftspolitische Tätigkeit tagaus, tagein mit allen Berufskreisen und sozialen Schichten im Norden und Süden unseres Vaterlandes in Berührung bringt, der kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß nervöse Hast und bleierne Stumpfheit hart nebeneinander die innere Haltung des größeren Teils unserer erwerbstätigen Bevölkerung kennzeichnen. Wollen wir aber wiederaufbauen, was ein neidisches Geschick uns zerstörte, und aus den harten Schlägen des Unglücks die Wurzeln unserer Kraft zu neuer Blüte stärken, so müssen alle Kreise unseres Volkes aufgerüttelt werden aus jener Stimmung, die schließlich nur eine zwecklose Zeitausfüllung bis zum Hereinbrechen des Verhängnisses im Gefolge hat, weil das Volk und seine Vertreter im Reichstag und in der Regierung sich gar nicht über die Lage klar zu werden vermögen. Erst wenn wir mit unerbittlicher Offenheit uns die Grundbedingungen unserer Weiterexistenz klarmachen und dem drohenden Schicksal mutig ins Auge sehen, ist die erste Voraussetzung zur Stählung von Willen und Kraft, zur Bewältigung aller Widerstände und Schwierigkeiten gegeben." Zu diesen Grundbedingungen unserer Weiterexistenz gehört die klare Erkenntnis unserer wirtschaftlichen Lage, die es unter bevölkerungspolitischen Gesichtspunkten zu begreifen gilt. Es ist u. a. das Verdienst des bekannten Freiburger Nationalökonomen Mombert, in mehreren Schriften auf den engen Zusammenhang zwischen Bevölkerungspolitik und Wirtschaft hingewiesen zu haben. Es ist vor allem seine Schrift „Die Gefahr einer Übervölkerung für Deutschland" (Tübingen 1919), die mir Veranlassung gibt, sein Kapitel „Die Ein- und Nachwirkung des Krieges auf die Volkszahl und das Volkswachstum", nach den heute vorliegenden statistischen Materialien zu ergänzen und die daraus für unsere Gesamtlage sich ergebenden Schlußfolgerungen zu ziehen. Als Unterlagen dienen die Volkszählung vom 8. Oktober 1919 und die bis in das Jahr 1920 fortgeführten Einzelstatistiken, die hier und dort verstreut erschienen sind und zum Teil in den großen Denkschriften der Reichsregierung für Spaa und London ihren Niederschlag gefunden haben. Zum anderen Teil handelt es sich auch um bisher unveröffentlichte Berechnungen, die auf meine Veranlassung vorgenommen worden sind. Die zahlenmäßigen Ergebnisse können naturgemäß bei den

gegenwärtigen Verhältnissen nur relativen Wert beanspruchen, vor allem haben nachträglich bei der Berechnung der die Abstimmungs- und Abtretungsgebiete betreffenden Zahlen Änderungen vorgenommen werden müssen, die infolge der abweichenden Gebietsgrenzen nur auf Schätzungen beruhen. (Von größter Bedeutung wird daher die für 1922 vorgesehene Volks- und Betriebszählung sein.) Doch genügen auch die bisherigen Feststellungen für den in diesem Zusammenhang verfolgten Zweck. Die Gesamtbevölkerung des Deutschen Reiches, berechnet auf den heutigen Gebietsumfang, betrug am 1. Dezember 1910 59 407 005 und am 8. Oktober 1919 60 898 584, wies also in diesem Zeitraume eine Vermehrung um 1,5 Millionen Seelen auf, und zwar erstreckt sich diese Vermehrung mit geringen Ausnahmen auf alle deutschen Länder. Dadurch ist eine Verdichtung der Bevölkerung von 120 auf 128 Einwohner für den Quadratkilometer erreicht worden; die entsprechenden Zahlen für Preußen ergeben 1910 115 und 1919 127 Einwohner auf den Quadratkilometer. Infolge der immer noch anhaltenden Rückwanderung haben wir für das Jahr 1920 mindestens mit einer durchschnittlichen Bevölkerungsdichte von 130 zu rechnen. (Es genügt der Hinweis auf die Abtretung der östlichen Überschußgebiete, um die ganze Tragweite dieser Bevölkerungsverdichtung zu beleuchten.) Über die Bevölkerungsbewegung liegen Vergleichszahlen für ein typisches Kriegsjahr (1917) und für das Jahr 1920 vor. Diese Zahlen sind 1917 ohne Elsaß-Lothringen, 1920 ohne Württemberg und die beiden Mecklenburg errechnet. Danach haben wir gegenüber 308 446 Eheschließungen im Jahre 1917 851 508 im Jahre 1920 zu zählen, gegenüber 939 938 Geburten im Jahre 1917 und 561 641 im Jahre 1920. Dementsprechend ist die Zahl der Todesfälle gesunken von 1 082 344 (ohne blutige Verluste) auf 888 795. Verglichen mit dem Jahre 1913, in dem man 476 487 Eheschließungen zählte, beweist uns die Zahl von 851 508 im Jahre 1920, daß der Ausfall des Krieges durch eine anormal hohe Zahl von Eheschließungen schon zum Teil eingeholt worden ist, denn bei normalen Verhältnissen hätten in den Jahren 1914 bis 1918 2 500 000 Ehen geschlossen werden müssen. Es sind aber nur 1 659 686 geschlossen worden. Nach einer anderen Statistik sind in den beiden Jahren 1919 und 1920 82 v. H. des Ausfalls der Kriegsjahre eingeholt, allerdings deutet die Entwicklung des Jahres 1920 bereits darauf hin, daß die Zahl der Eheschließungen nunmehr wieder allmählich in normale Bahnen kommen wird. Trotzdem rechnet das Statistische Reichsamt für 1921 mit 600 000, für 1922 mit 480 000, für 1923 mit 480 000. Wenn diese Schätzungen auch unter Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Faktoren, insbesondere auch der Sterblichkeitsziffer der männlichen Bevölkerung angestellt sind, so wird sich gerade der noch zu besprechende Einfluß der wirtschaftlichen Verhältnisse bei Fortdauer der heutigen Außen- und Wirtschaftspolitik hemmend bemerkbar machen. Auf jeden Fall spricht aus diesen Zahlen ein irrationaler Lebenswille des deutschen Volkes, und die kalten Zahlenreihen geben dem, der sie lebendig zu machen versteht, den wuchtigen Eindruck einer hochpolitischen Tatsache, und dieser Eindruck wird noch dadurch verstärkt, daß das Jahr 1920 schon wieder 27,1 Geburten auf 1000 der Bevölkerung brachte gegen-

über 28,3 im Jahre 1913 (auch hier macht sich für Preußen der Ausfall der östlichen Agrarbezirke schwerwiegend bemerkbar, denn in normalen Zeiten pflegte die preußische Geburtenziffer um etwa sieben Zehntel höher zu sein als im Reich. Im Jahre 1920 ist sie aber bereits gleich der gesamtdeutschen).

Was aber haben wir verloren? Unter normalen Verhältnissen hätte die Bevölkerung auf dem Gebiet des alten Deutschen Reiches im Jahre 1920 72 Millionen betragen; demgegenüber haben wir einen Ausfall zu verzeichnen von etwa 5 Millionen Geburten, von 1,75 Millionen Toten im Kriege, von 2,75 Millionen durch Hungerblockade und sonstige, durch Kriegseinwirkungen hervorgerufene Mehrsterblichkeit in den vom Kriege nicht berührten Gebieten des Reiches. Diese letzteren Ursachen wirken auch heute noch fort; denn es starben 1913 auf 1000 Einwohner 15,3, dagegen 1920 20,37 Personen. Eine besonders ernste, aber nur in Teilgebieten erforschte Tatsache ist die Zunahme der Seuchensterblichkeit. So zeigt sich z. B. bei Berücksichtigung des Jahres 1913, daß die Tuberkulose von allen Todesursachen 1913 und 1914 an fünfter Stelle steht, 1915 an vierter Stelle, 1916 und 1917 rückte sie sogar an die zweite Stelle, im Jahre 1918 überstiegen die Sterbefälle an Tuberkulose die an Altersschwäche um fast 5000. Sie würde als Todesursache der Zahl nach im Jahre 1918 an erster Stelle stehen, wenn die Grippeepidemie und die mit ihr im engen Zusammenhang stehende Lungenentzündung nicht noch mehr Opfer gefordert hätten, so daß sie infolgedessen wieder an die dritte Stelle rückt, wobei aber zu beachten ist, daß unter den im Jahre 1918 an Influenza und Lungenentzündung Gestorbenen sich sehr viel Tuberkulose befunden haben.

Besonders ungünstig liegen die Verhältnisse in der Verschiebung des Altersaufbaues der Gesamtbevölkerung. Die Jugendlichen unter 6 Jahren machten im Jahre 1910 14,3 v. H. aus, im Jahre 1919 aber nur 8,5 v. H. Zur vollen Auswirkung werden diese Verschiebungen in der Gesamtbevölkerungszahl erst kommen, wenn die Kriegsverluste von heiratsfähigen Männern sich in der Abnahme der Heiratsziffern etwa von 1923 ab und später, die trostlosen Geburtenziffern der Jahre 1915 bis 1919 sich in der Zahl der 20- und 30jährigen bemerkbar machen. Der Krieg von 1870/71 mit den im Vergleich zu dem jetzigen Weltkrieg so geringen Verlusten hat in die darauffolgenden Jahrzehnte sichtbar nachgewirkt, wie es Mombert in seiner angeführten Schrift nachweist. Die Volkszählungen der Jahre 1890 und 1900 ergaben, daß die Zahl der 1871 Geborenen wesentlich geringer war, als die Zahl derer, die in den Vorjahren zur Welt gekommen waren und in den genannten Volkszählungsjahren noch lebten. Es gab also in den Jahren 1890 und 1900 weniger Personen im Alter von 20 bzw. 30 Jahren, das heißt solche, die im heiratsfähigen Alter standen. Alles das wird sich als Folge des jetzigen Krieges späterhin noch in weit verschärfter Gestalt zeigen, um erst nach Generationen wieder vollständig zum Erlöschen zu kommen. Mombert setzt dabei stillschweigend voraus, daß nicht inzwischen weitere anormale Einwirkungen auf unsere Bevölkerungsbewegung einsetzen. Diesen Optimismus kann ich leider nicht teilen. Wenn ich auch oben auf den in der Zunahme der Heirats- und Geburtenziffern zutage

tretenden Lebenswillen des deutschen Volkes hinwies, so darf man doch nie übersehen, daß auch der kräftigste Lebenswille dem ständig wachsenden Druck einmal erliegen kann.

Am nächsten läge nun die Frage, welche praktischen Maßnahmen in unserer inneren Politik und in unserer Wirtschaftsführung getroffen wurden, um den vorauszusehenden Folgen der durch den Krieg und die Nachkriegsfolgen unterbundenen Bevölkerungsbewegung entgegenzuarbeiten. Es wurde zweifellos von dem Augenblick an, wo ein überstürzter Waffenstillstand in Verbindung mit dem sozialen und politischen Umsturz die sorgfältige Vorbereitung der Demobilmachung zuschanden machten, von deutschem Organisationstalent Hervorragendes in Angriff genommen, aber aus Gründen, die außerhalb der Sache lagen, nicht durchgeführt. Angefangen von der vollständig falschen Behandlung der Erwerbslosenfürsorge sind Fehler über Fehler gemacht worden, die es tatsächlich zustandebrachten, daß wir heute vor einem Wohnungselend sondergleichen stehen, das allein schon genügen würde, die gesunde Entwicklung unseres Volkes zu untergraben. Indem man allzu eifrig sozialpolitische und wirtschaftliche Momente durcheinander mengte, wurde das Wohnungswesen mehr gehemmt als gefördert, trotz Zuschußziffern, die in die Milliarden gehen. Man konnte rechtzeitig erkennen, daß sich in den ländlichen Bezirken eine die Volksgesamtheit auf die Dauer überaus bedrohende Wohnungsnot offenbarte. Trotzdem gab die Regierung dem von vielfach verschlungenen Motiven getragenen Drängen der großen Städte nach und ließ die Bedürfnisse des flachen Landes fast gänzlich unberücksichtigt. Als dann viel zu spät zu einer großzügigen Gewährung von Darlehen zur Errichtung ländlicher Wohnungen geschritten wurde, hemmte man die Maßnahme durch sozialpolitisch an und für sich vielleicht gerechtfertigte Erwägungen, indem man die Bauherren zwingen wollte, an einer strengen Scheidung zwischen Arbeits- und Mietvertrag festzuhalten, und erst in allerletzter Zeit ist endlich dieser Standpunkt aufgegeben worden, so daß nunmehr die Hoffnung besteht, daß die Inhaber landwirtschaftlicher Großbetriebe von diesen Vergünstigungen zwecks weiterer Unterbringung einheimischer Landarbeiter in erheblicherem Umfange Gebrauch machen können.

Doch würde eine derart nach innen gerichtete Betrachtung die Behandlung der in Frage stehenden Probleme auf ein falsches Niveau bringen. Wenn wir, von den gegebenen Tatsachen der Bevölkerungsbewegung und des inneren Wiederaufbaues des Volkskörpers ausgehend, wirtschaftspolitische Ziele aufstellen wollen, genügt es nicht, die einzelnen inneren Krankheitserscheinungen des Wirtschaftskörpers zusammenhanglos zu kritisieren und kleine Mittel zur Abhilfe zu empfehlen. Wir müssen vielmehr von einem Gesamtdurchschnitt der wirtschaftlichen Augenblickslage in ihren äußeren und inneren Bedingungen ausgehen. Undurchsichtigkeit der außen- und innenwirtschaftlichen Verhältnisse ist das Merkmal unserer augenblicklichen Lage, mit dem wir gleichzeitig das mehr oder minder ausgeprägte Bewußtsein verbinden, daß wir und mit uns Europa und vielleicht über Europas Grenzen hinaus wichtigste Weltwirtschaftsgebiete einer Katastrophe zutreiben. Bedeutet

nun eine weltwirtschaftliche Katastrophe ohne weiteres schon das Todesurteil für unsere völkische Existenz? Sind wir tatsächlich so gänzlich den fremden Gewalten preisgegeben, daß uns die Weltkatastrophe dem Hungertod preisgeben würde? Wir haben eine absolute Bevölkerungsvermehrung und Verdichtung im Laufe der beiden letzten Jahre festgestellt, und wir wissen, daß schon diese 60 Millionen Menschen ebensowenig von unserem eng begrenzten mitteleuropäischen Nahrungsspielraum erhalten werden könnten, wie die 68 Millionen vor dem Kriege, ja noch viel weniger, denn man hat uns vor allem in der eigenen Lebensmittelerzeugung, aber auch in der Lebensmittelbeschaffung vom Weltmarkt her so beschränkt, daß auch heute noch mindestens zwei Fünftel unseres Volkes auf die unsicher gewordene fremde Zufuhr angewiesen sind. Wir sind kein ruhiges, geduldiges Asiatenvolk, das ohne nach außen hin bemerkbare Erschütterungen jährlich das Verhungern von Millionen mit ansehen kann. Das gilt für die Gegenwart, und für die Zukunft gilt noch der weitere Umstand, daß der Körper Europas es nicht ertragen kann, wenn in seinem Herzen ein dem Außendruck nachgebendes Vakuum entsteht. Daß eine solche Gefahr besteht und sehr nahe gerückt ist, zeigen Beispiele aus Wien, zeigen die Hilferufe aus den deutschen und deutschösterreichischen Mittelstandsschichten. Hier handelt es sich nicht mehr um die Unterdrückung oder allmähliche Verdrängung bestimmter sozialer Schichten, deren Verschwinden lediglich im Interesse des geistigen und kulturellen Lebens zu bedauern wäre; viel zu eng sind die Zusammenhänge zwischen dem physischen Wachstum der Gesamtnationen und den großen nationalen Traditionen, deren vorwiegende Träger gerade diese Mittelschichten sind. Die Geschichte hat genug Beweise geliefert, daß das Aussterben dieser tragfähigen Mittelschicht die erste entscheidende Verfallserscheinung für rein wirtschaftlich noch blühende Völker gewesen ist.

Solche Betrachtung könnte dem oberflächlichen Beobachter unseres augenblicklichen Wirtschaftslebens übertrieben erscheinen, wenn er die Gesundung der gesamten Volkswirtschaft und des von ihr getragenen sozialen Gefüges an der fallenden Arbeitslosenziffer ablesen will. Vielleicht hat sich das Bild schon gewendet, wenn diese Zeilen im Druck erscheinen. Es ist müßig, ob man unsere augenblickliche, teilweis günstige Wirtschaftslage als Scheinkonjunktur, oder wie es der rheinische Großindustrielle Klöckner kürzlich ausgesprochen hat, als eine echte Hochkonjunktur bezeichnen will. Das Wesentliche ist die ruckartige Bewegung des Wirtschaftslebens, die viel zu schnelle Aufeinanderfolge der Krisen und Depressionserscheinungen. Der Valutastand als solcher ist nicht das Entscheidende, sondern die Schwankungen der Valuta treiben uns in eine Bewegung, die in eine Katastrophe von nie gekannter Ausdehnung auslaufen muß. Schon ertönen hier und dort warnende Stimmen, daß die rapide Entwertung der deutschen Mark durchaus nicht jene starke Anregung für das Exportgeschäft zur Folge gehabt hat, wie verschiedentlich erwartet wurde. Mit dem Einsetzen stärkerer Schwankungen am Devisenmarkt sei das Ausland mit seinen Kaufanträgen außerordentlich vorsichtig geworden. Die bisher vorliegenden Aufträge sichern in den meisten Gewerben nur

eine Beschäftigung bis zu dem Beginn des neuen Kalenderjahres. In wenigen Sonderfällen dürfte der Auftragbestand für 6 Monate ausreichen. Aber auch hier sei es sehr fraglich, ob diese Aufträge jemals zur Ausführung gebracht werden können. Aus Veröffentlichungen der amtlichen amerikanischen Handelsberichte ist zu ersehen, daß die deutschen Preisangebote auf dem Weltmarkt zuweilen schon gar nicht mehr so tief unter dem allgemeinen Preisniveau, im Gegenteil nach den angeführten Beispielen sogar zum Teil auf der gleichen Höhe wie die englischen oder französischen stehen.

Es ist allerdings kein Zufall, daß mit einer relativ gesteigerten Ausfuhrtätigkeit eine übertriebene Warennachfrage im Inlande einsetzte, die ihre stärksten Antriebe aus der Entwertung der Mark und den drohenden großen Steuern, also aus der Furcht vor weiterer Teuerung, erhielt. Aber auch diesem Vorgang kann keine Beständigkeit zugesprochen werden. Die ganze Belebung des inneren und äußeren Verkehrs kann nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß die Konsumkraft der ganzen Welt, vor allem aber unseres eigenen Volkes, so zurückgegangen ist, daß wir eine weitere Entwertung unserer Valuta gar nicht aushalten können. Schon heute macht sich im Großhandelsindex der Rohstoffbedarf der Textilindustrie durch eine Preissteigerung um 24 Punkte bemerkbar. Die Getreideeinfuhr stockt fast vollkommen. Die Differenz zwischen Inlands- und Auslandsgetreidepreisen beträgt für die Tonne Weizen schon weit über 1000 Mark. Dies werden wir auf die Dauer gar nicht aushalten können, da wir infolge des Ernteausfalls den schon oben angedeuteten immer noch großen Importbedarf haben.

Von größtem Interesse sind in diesem Zusammenhange die Stimmen des Auslandes. Berichterstatter großer englischer Zeitungen, z. B. der „Morningpost", führende amerikanische Wirtschaftler und Persönlichkeiten aus dem neutralen Auslande haben gerade in letzter Zeit eingehend die deutschen Verhältnisse studiert und der Welt ein Bild von Deutschlands Lage gezeichnet, das nunmehr das übrige dazu beiträgt, um auf unsere Valuta noch weiter zu drücken. In den „Sunday Times" war kürzlich folgendes zu lesen: „Es ist sechs Monate her, seit ich zuletzt Deutschland besuchte. Damals war jedermann fleißig an der Arbeit und träumte von einem Wiederaufschwung des Vaterlandes. In Oberschlesien war noch nicht abgestimmt worden, die Entschädigungsfrage war noch offen, auf Dr. Simons setzte man große Hoffnungen, das Ruhrgebiet war noch nicht bedroht, und die deutsche Mark stand ziemlich stetig auf 240. Man plante große Unternehmungen, und selbst eine Spur von Übermut war hier und da zu entdecken. Wie anders ist es heute! Der Pulsschlag des Landes geht fieberhaft, unregelmäßig, seine Nerven sind erschüttert, man hat kein Selbstvertrauen und weiß nicht, wohin man blicken soll."

Nur zu leicht vergißt man auch bei uns, daß es nicht nur der Druck der Reparationsverpflichtungen ist, der uns auf den Auslandsmarkt treibt. Schon allein die Abtretungen, die Beengungen des sogenannten Versailler Friedens würden genügen, um mit der Kraft der Verzweiflung unser zusammengedrängtes, um seinen Nahrungsspielraum betrogenes Volk zu verzweifelten Versuchen einer Änderung

seiner Lage zu treiben. Das heißt mit dürren Worten ausgesprochen, es ist das Gespenst des Hungers, das in steigendem Maße für die instinktive Gedankeneinstellung des deutschen Volkes den Impuls gibt. Den ganzen Irrsinn unserer heutigen Lage haben Mitglieder des Reichsverbandes der Industrie auf der Münchener Tagung der Öffentlichkeit klarzumachen versucht, nachdem anscheinend die Auslandsstimmen eines Professors Keynes, Hobson, Crammon, Vanderlip u. a. noch nicht den nötigen Eindruck auf die deutsche öffentliche Meinung gemacht haben. Ich beschränke mich lediglich auf die Berechnungen, die Dr. Bücher auf der genannten Tagung bekanntgegeben hat. Danach beträgt der Verlust der englischen Volkswirtschaft durch die Arbeitslosigkeit allein des letzten Jahres 6,2 Milliarden Goldmark, und das ist weit mehr, als England aus den deutschen Entschädigungszahlen erwarten kann. Rathenau hat erwähnt, daß letzten Endes bei den ganzen Reparationszahlen nichts anderes herauskäme, als daß wir jeden fünften Arbeitslosen in den Siegerstaaten ernähren und die Kosten für die vier übrigen diese selbst aufbringen müßten. Wir führen heute erst etwa $^3/_5$ unseres Vorkriegsexports aus, und trotzdem hat schon diese geringe Einfuhr genügt, um die ganze Weltwirtschaft in Unordnung zu bringen. Wächst im Auslande die Erkenntnis für diese unnatürlichen Verhältnisse? Nach den Reden von Churchill, nach den Nachrichten über Verhandlungen englischer Wirtschaftsführer mit Lloyd George und nach sonstigen Nachrichten aus England könnte man hoffen, daß wenigstens in diesem Lande dem Problem ernsteste Aufmerksamkeit gewidmet wird. Aber Professor Keynes hat ganz mit Recht in seinem dritten Artikel darauf hingewiesen, daß die Entscheidung bei Amerika liegt, das heute den größeren Teil der Goldvorräte der gesamten Welt an sich gezogen hat und auf diesen Goldvorräten sich langsam zu Tode wirtschaftet. Ob die Konferenz in Washington einen grundstürzenden Wandel in der herrschenden amerikanischen öffentlichen Meinung hervorzaubern wird, erscheint mir recht fraglich. Amerika glaubt heute noch an die Möglichkeit, sich dem Getriebe der alten Welt fernhalten zu können, auch wenn es diesen Wahn schon mit der phantastischen Ziffer von 5½ Millionen Arbeitslosen zu büßen hat.

Ich bin der Ansicht, daß die Frage, ob wir uns von der Weltwirtschaftskatastrophe irgendwie emanzipieren könnten, mit einem glatten Nein zu beantworten ist. Auf die außenpolitischen Folgerungen aus dieser Beantwortung habe ich bereits an anderer Stelle hingewiesen *). Zusammenfassend will ich nur so viel sagen, daß die Weltwirtschaft durch Erschließung wirtschaftlich lahmgelegter großer Gebiete, vor allem Rußlands, aber auch Südamerikas und Chinas, vor Aufgaben gestellt werden kann, die nach Beseitigung der Versailler und Londoner Diktatverträge einer amerikanisch-europäischen Arbeitsgemeinschaft so bedeutsame Aufgaben stellen, daß sie durch diese, wenn auch erst in langsamem Vorwärtsschreiten, wieder ins Gleichgewicht gebracht werden kann. Denn zu der Einsicht muß sich jeder volkswirtschaftlich Urteilsfähige nun durchgerungen haben, daß die

*) Vgl. meine bei E. S. Mittler & Sohn erschienene Broschüre: „Was wird aus Europa?“

furchtbaren Folgen, die der Weltkrieg für alle Kulturstaaten heraufbeschworen hat, nur durch eine gleich heroische Anstrengung beseitigt werden können, die an die Stelle des Völkergegensatzes den Gedanken der Arbeitsgemeinschaft für die Erhaltung der menschlichen Kultur setzt. Wenn man am Aufstieg der Menschheit nicht überhaupt verzweifeln will, muß man hoffen, daß die edleren Instinkte der menschlichen Natur mindestens die gleichen Energien auszulösen imstande sind, wie Habgier und Haß, die den Krieg erzeugten, und daß unsere Generation nicht verurteilt ist, in einem langsamen, aber unaufhaltsamen Zersetzungsprozeß die europäische Kultur versinken zu sehen.

Es wäre aber ein unverzeihlicher Fehler, wenn wir gebannten Blickes auf das Erwachen des Gemeinschaftsgefühles der Welt warten wollten und in unserer Binnenwirtschaft die Dinge ihren Lauf nehmen ließen, bis zur völligen Entkräftung unseres Volkes. Wenn auch nicht zu erwarten ist, daß im Augenblick durch Neuordnung der Wirtschaftsverfassung, durch zwangsweise Rationalisierung und engeren Zusammenschluß der inneren Wirtschaftsgruppen Entscheidendes geändert werden könnte, muß diesen Aufgaben trotzdem größte Aufmerksamkeit zugewendet werden. Aber wir haben genügend Ansätze privater Initiative zur Kräftigung des inneren Wirtschaftslebens, so daß ich es bedauern würde, wenn hier durch unzeitgemäße Reglementierung die Initiative und die Wirkungsmöglichkeiten lebendiger Persönlichkeiten lahmgelegt würden. Das Sozialisierungsproblem kann als erledigt beiseite gelegt werden, ebenso die Wissellsche Planwirtschaft, wenn auch dem ehrlichen Wollen volle Anerkennung zuteil werden muß. Erst die letzten Verhandlungen des Reichswirtschaftsrats haben es bewiesen, daß bei gegenseitiger Anerkennung des ehrlichen Willens sehr viel mehr zu erreichen ist, als durch die sonst üblichen Angriffe, die ihre Antriebe aus der Parteikonstellation erhalten. Während ich diese Zeilen schreibe, sind die Verhandlungen über die Kreditaktion der deutschen Wirtschaft zur Unterstützung der Staatsfinanzen noch nicht abgeschlossen, und ich halte es für unangebracht, mich hier in irgendeiner Weise kritisch zu äußern. Nur den einen Grundgedanken muß ich hervorheben: Alles, was man planen und unternehmen mag, ist zwecklos, wenn es nicht gelingt, vorher das krasse Mißverhältnis zwischen Einnahme- und Ausgabepolitik des Reiches zu beseitigen, indem die Wirtschaft die Einnahmepolitik mehr als bisher in eigene Verwaltung nimmt und vor allem die Ausgabepolitik durch ihre berufenen Vertreter kontrolliert. Wenn dies im Augenblick nicht ohne starke politische Reibung zu erreichen ist, so sollte man lieber auf die Austragung des Kampfes zwischen Wirtschaftsparlament und politischem Parlament verzichten, denn es kommt nur darauf an, die Wirtschaftskraft zu höchstmöglichster Leistung zu entfesseln und sie nicht vorzeitig zu politisieren.

Dann aber stehen wir wiederum vor dem Ausgangspunkt unserer Betrachtungen, vor der Frage, welche Wege die Wirtschaftsführung einzuschlagen hat, um den von der Bevölkerungsbewegung erzeugten Antrieben gerecht zu werden. Die Wirtschaft ist nicht um ihrer selbst, sondern um der Menschen willen da. Soweit wir es unter Ausschaltung der außenpolitischen Bedingungen leisten können, müssen wir

die Einsatzpunkte für eine Vergrößerung des Nahrungsspielraums von innen heraus ins Auge fassen. Auf eine einfache Formel zusammengedrängt, heißt also die Frage für uns: Wie können wir in unserer Innenwirtschaft die augenblickliche Volkszahl in möglichster Unabhängigkeit vom Auslande beschäftigen und damit ernähren, um dem Bevölkerungswachstum gerade in diesen Zeiten höchster Not Hindernisse aus dem Wege zu räumen? Vor dem Kriege bot Deutschland so viel Arbeitsmöglichkeit, daß es neben seinen eigenen 68 Millionen noch 1 Million fremde Arbeiter erhalten konnte. Wenn wir heute fremde Arbeitskräfte etwa für die Landwirtschaft ins Land ziehen müßten, so wäre das ein Organisationsfehler schwerstwiegender Art, und es ist anzuerkennen, daß man gerade diesem Fehler von allen beteiligten Stellen, vornehmlich von der Landwirtschaft selbst, zu Leibe gerückt ist. Es ist schon als ein großer Erfolg zu betrachten, daß die Berufsumschichtung kleine Fortschritte macht. Die übertriebene Abwanderung vom Lande in die Stadt hat sichtbar nachgelassen, das Verhältnis zwischen der ländlichen und städtischen Bevölkerung beginnt sich zugunsten der letzteren zu verschieben. Zwar liegen noch keine abschließenden Zahlen vor, aber es ist immerhin sehr wertvoll, daß nach Schätzungen des Reichswirtschaftsministeriums im Jahre 1920 das Verhältnis zwischen ländlichen und städtischen Erwerbstätigen ungefähr gleich dem des Jahres 1907 geblieben ist. Das bedeutet insofern sehr viel, als im Laufe des Krieges eine übertriebene Abwanderung vom Lande in die Städte und in die Großindustrie stattfand, daß also diese Teile der ländlichen Bevölkerung zum mindesten schon wieder zurückgewandert sind und nach anderen Feststellungen auch das Land im Laufe der letzten beiden Jahre bereits den sonst an die Stadt abgegebenen Überschuß bei sich behält. Verschiebungen, wie sie etwa durch die augenblickliche Konjunktur in der Industrie hervorgerufen sein könnten, sind nicht allzu hoch zu veranschlagen. Aus der ganzen letzten Entwicklung läßt sich der Schluß ziehen, daß die deutsche Bevölkerung mehr oder minder bewußt dem notwendigen Umstellungsprozeß unserer Binnenwirtschaft Rechnung trägt, das heißt, daß die große Bedeutung der landwirtschaftlichen Urproduktion praktisch anerkannt wird. Die landwirtschaftliche Urproduktion ist zweifellos der wichtigste Ausgangspunkt für die oben angedeuteten Möglichkeiten, das Bevölkerungsproblem von innen her zu lösen. Nicht nur schafft die Landwirtschaft die Grundlage für die Erhaltung einer breiten Volksschicht, von der aus jederzeit eine Menschenabgabe an die Industrie erfolgen kann, die bekanntlich die physischen Kräfte der in ihr beschäftigten Volksschichten sehr viel schneller verbraucht und deshalb auf einen steten Menschenzustrom angewiesen ist. Vor allem aber kann die Landwirtschaft durch Steigerung ihrer Erzeugung uns vom Ausland unabhängiger machen und durch die mit der Produktionssteigerung verbundene stärkere Anspannung aller Kräfte den stärksten Anreiz zur Belebung des inneren Marktes bieten. Hier liegt für die Selbsthilfe der deutschen Volkswirtschaft ein weites Feld offen, das rascher als alle Anstrengungen der Ausfuhrsteigerung uns zu einem Ausgleich unserer Handelsbilanz bringen könnte. Neuere Forschungen über die Möglichkeiten der künstlichen

Düngung zeigen, daß selbst unsere fortgeschrittenen Landwirtschaftsbetriebe noch weit entfernt von der Erreichung des wirtschaftlichen Optimums sind, und daß das Ziel der Autarkie selbst bei der jetzigen Einengung des Nahrungsspielraumes in Deutschland erreicht werden kann, wenn man sich zu Maßregeln entschließt, die zur raschen Ausbreitung der künstlichen Düngung in rationellem Ausmaß führen. Ich habe diese Notwendigkeit schon im Jahre 1916 in dem von mir herausgegebenen Werk „Arbeitsziele der deutschen Landwirtschaft nach dem Kriege" eindringlich betont und halte sie jetzt für um so dringlicher. Hier liegt die wahre Möglichkeit einer aktiven Beteiligung der Landwirtschaft an den Reparationsleistungen, weil durch eine solche Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugung 2½—4 Milliarden Goldmark jährlich der deutschen Volkswirtschaft erspart und für den Ausgleich unserer Zahlungsbilanz nutzbar gemacht werden können. Freilich kann der Erfolg erst nach Jahren angestrengter Arbeit, nicht von heute auf morgen erreicht werden, und scheint unseren Augenblickspolitikern, die schon am nächsten Tag die Quittung ihres Erfolges einziehen wollen, deshalb wenig lockend.

Welche Arbeitsziele sich im einzelnen für die Landwirtschaft ergeben, hier darzulegen, würde zu weit führen, ich kann mich mit dem Hinweis begnügen, daß kaum ein Zweig der deutschen Wirtschaft heute so lebendig an dem Problem der Rationalisierung, Vervollkommnung der Ausbildung seines Nachwuchses arbeitet, wie gerade die Landwirtschaft. Die letzten veröffentlichten Ziffern über die Zunahme des Genossenschaftswesens, die Beratungen auf der großen Tagung des Deutschen Landwirtschaftsrates, des Reichsausschusses der deutschen Landwirtschaft und die veröffentlichten Beschlüsse können auch einer breiteren Öffentlichkeit ein Bild geben, daß man an diesen Stellen, wenn auch behindert durch falsch angewandte Steuermaßnahmen und durch sonstige Hemmungen unseres innerpolitischen Lebens, unbeirrt vorwärts strebt.

Aber so erfreulich diese unbeirrbare Energie, dieser ungebrochene Lebenswille in Landwirtschaft und Industrie, in Unternehmertum und Arbeiterschaft sind, sie dürfen uns nicht darüber wegtäuschen, daß sie sich an einem unüberwindlichen Hindernis abnutzen, solange nicht bei unseren politisch führenden Kreisen die Einsicht sich durchgesetzt und zu politischem Entschluß umgesetzt hat, daß unter der Geltung der Bestimmungen von Versailles und des Londoner Ultimatums jeder Versuch des Wiederaufbaus zum Scheitern verurteilt ist.

Scharbichler

Ein deutsches Lebensbild

Von

Julius Kreis-München

Schon von Großvater und Vater her trug der Expeditionssekretär Alois Scharbichler den Drang zum Höhenflug im Blute. — Der Großvater Scharbichler hatte in dem Ehrgeiz, aus einem Bauern ein Herrischer werden zu wollen, bei Korn- und Viehhandel, Kartenspiel und Weingelagen ein gut zusammengewachsenes Bauerngütl vertan; der Vater Scharbichler war deshalb grollend und quengelnd auf das Schicksal in einer kleinen, finsteren Vorstadtgasse bei seiner Flickschusterei gesessen und hatte mit grimmer Verbissenheit schiefgetretene Absätze aufgerichtet und Sohlen geklopft. — Er war dabei einem säuerlichen, zänkischen Weib und sechs Kindern ein nicht eben heiterer Gatte und Vater gewesen.

Schuster werden durch den ständigen Umgang mit Knieriemen und hartem Sohlleder von Haus aus etwas verhärteten Gemüts, und nun kam bei dem Schuster Scharbichler das verspielte und verrechtete Vatergut dazu — das machte ihn gallig, und er versuchte, der Welt wieder und wieder eins auszuwischen, indem er am Samstagabend im „Scharfen Ritter" kleinen Handwerksmeistern, Kramladlern und Fabriklern heftige Reden gegen die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung hielt und dabei den Wirt nicht zu kurz kommen ließ. — Indes — der Staat blieb in seinen Fundamenten ungelockert, die Zuhörer pflichteten dem Schuster wohl bei, bestellten aber mit ungleich wärmerem Interesse ein Stück Schwartenmagen oder eine saure Leber und gerieten über ein verlorenes Tarocksolo in viel ernsthaftere und leidenschaftlichere Diskussion, als über Karl Marx und Bismarck. Der Schuster Scharbichler aber hatte von solch bewegten Abenden an positiven Erfolgen nichts, als nach und nach eine Stube voll Kinder als Pfand der nach später Heimkehr taktisch notwendigen, ehelich versöhnenden Kompensationen für die Schusterin.

Der älteste von den Buben war Alois. — Auf den setzte nun der Schuster Scharbichler seine Hoffnungen und seinen Ehrgeiz. Der sollte wieder heraus aus dem Dreck kommen, in ein Leben, in dem sich besser sitzen ließ, als auf dem Dreibein der Schusterstube, in jene Kaste, deren Verruchtheit, Verkommenheit und Rückschrittlichkeit der alte Scharbichler nicht oft genug mit der Lauge seiner bitteren Verachtung, seines galligen Hohns im „Scharfen Ritter" übergoß. Der Alois sollte königlicher Beamter werden, irgendein hohes Tier im Staat, und ausgestattet mit

jener Pensionsberechtigung, die dem Schuster Scharbichler jedesmal das Blut in zornige Wallung brachte, wenn er nur daran dachte.

Wie viele ehrgeizige und verbitterte Väter, sah der Alte in seinem Buben Eigenschaften und Geistesgaben außerordentlichen Zuschnitts, sah sich im Jungen selbst in neuer, zukunftsreicher Ausgabe und setzte seine Hoffnung darein. Der junge Scharbichler indes war in seinen Schuljahren ein an Körper und Geist etwas verschlafener, teigiger Mensch, der nicht gerade bei den letzten herumkrümelte, aber auch weit von den ersten weg war. Er hockte mit verdrossenem Fleiß, mit zäher, quälender Strebsamkeit (denn er fürchtete noch als Jüngling des Vaters Knieriem) über allerhand Lernangelegenheiten, die ihm schwer und mühselig einzutrichternde Gedächtnisarbeit war und die er aus seinen Büchern stundendurchmurmelnd, den Kopf in die Fäuste gestützt, in sich hineinbüffelte als zuwidere Kost.

Die Lehrer an der Lateinschule sagten dem Alten immer wieder dasselbe: Sein Sohn sei ein recht fleißiger Alois, aber höhere Studien könnten sie ihm nicht empfehlen. Und in der sechsten Klasse sollte er durchfallen — man gab ihm aber in Gnaden den Einjährigenschein, nachdem ihn der Alte enttäuscht und voll Gift aus der hohen Schule tat. — Nun zog er im „Scharfen Ritter" gegen jene Kabalen und Intrigen zu Felde, die einem begabten Proletariersohn in den hohen Schulen am Aufstieg hinderten, und sagte haßerfüllt: „Waar er nur a Großkopfeter g'wen — na hätt' si' nix g'feit." Er mochte in Bausch und Bogen darin nicht so unrecht haben. Die Leute pflichteten ihm bei, wenn sie aber allein waren, und es kam die Rede auf den jungen Scharbichler, dann sagten sie: „Der Alt' hätt' eahm studiern lassen. Aber es ham halt de Talente net g'langt. Ko' ma' nix' macha."

Durch Vermittlung des Herrn Kanzleirats Graubogner, eines Kunden aus der Schusterwerkstatt, eröffnete sich aber dem jungen Scharbichler doch die Staatsdienerlaufbahn.

Freilich nicht an der Stelle, wo die Hebel gestellt werden, wo der Lauf der Staatsmaschine von jenen gelenkt wird, denen Gott mit der Einreihung in die Rangklasse der Geheimräte auch einen pensionsberechtigten Verstand gab. — Nein: der junge Scharbichler kam sozusagen in die große Reihe der Wagenschmierer, Beschlägputzer und Troßknechtlein des Staatswagens, in die Expedition einer Ministerialkanzlei, in der Herr Rat Graubogner unter 25 ihm unterstellten Schreibern und Beamten allein das Recht besaß, die Austrittsgelegenheit der höheren Ministerialbeamten zu benutzen und sogar einen eigenen Schlüssel dazu hatte. Ehrgeiz und Lebensziel seiner Untergebenen. Der junge Scharbichler eignete sich unter sachgemäßer Anleitung gut und willig alle jene Künste und Fertigkeiten der unteren Schreibstubenlaufbahn an, als da sind: Spagatschnüre zweckmäßig um Akten zu schlingen, mit schwungvollen Buchstaben Adressen zu schreiben, behend in Registraturen herumzuturnen, er lernte Ein- und Auslauf buchen und gewöhnte sich spielend an jene wissens- und verantwortungsschwangeren amtlichen Bezeichnungen, die statt „vergleichen" „kollationieren", statt Aufklebezettel „Tektur", statt Reihe „Kolumne" sagen, und die dem Schreiberberuf der alten wie der neuen Zeit jenes seelische Rück-

grat verleihen, das ihn über den gewöhnlichen Sterblichen hinaushebt und in die Gebildeten einreiht.

Dem jungen Scharbichler war es bis zu seinem zwanzigsten Jahr recht wohl in dieser Kanzlei. Er trug bald einen Kneifer mit kühn hinters Ohr geschlagener Schnur und gewann in der Einjährigenberechtigten-Verbindung „Isaria" den weltmännischen Schliff, der jungen Kanzleibeamten so wohl zu Gesicht steht.

Indes, je mehr der Jüngling Scharbichler an Jahren zunahm, und je mehr ihm in der bewegten Großstadt zu Bewußtsein kam, daß ein Kanzleifunktionär nicht so recht zu den Quellen des Lebens kommen kann, um so mehr erwachte in ihm das Erbteil von Vater und Großvater: die Unzufriedenheit, und mit dem gesteigerten Begehren wuchs die gesteigerte Verbitterung.

Er sah hin und wieder auf der Straße einen seiner ehemaligen Mitschüler vom Gymnasium, gut gekleidet, die bunte Studentenmütze mit stilvollem, gemessenem Ruck zum Gruß ziehend, an der Seite etwa eine elegante junge Dame, und die Zugehörigkeit zu „Klasse", Welt und Bildung war dem schon nach außen sichtbar mit forschen Schmissen ins Gesicht geschrieben. Der würde einmal Präsident, Professor, Bankdirektor werden, die rauschende, farbige Welt des Lebens und Genießens, Geld, Namen, Rang, Klasse um sich haben, an der Tafel des Lebens sitzen, indes subalterne Kanzleibeamte von ferne zuschauen müssen. — Diese seine ehemaligen Mitschüler würden einmal jene unnahbaren, eleganten, schönen Frauen lieben, heiraten, besitzen, denen Alois scheu aus den Augenwinkeln heraus nachschielte, wenn der unfaßbare Hauch und Duft ihrer Gepflegtheit auf der Straße an ihm vorbeiflog. Diese Frauen waren ihm fremd, aber um so begehrenswerter und köstlicher, und ein Jahr seines Lebens hätte er hingegeben, um mit einer jener aristokratischen Schönen, die da vorbeirauschten, beim Hofgartenbummel gehen zu können, und wenn ihn dann die Bureaukollegen sehen würden . . . . .

Wenn der Assistent Scharbichler da am Sonntag während der Mittagsparade an der Residenz auf und ab flanierte, so trug er wohl seinen eleganten Anzug, „letzte Novoteau" von Seligson & Co., trug eine Nelke im Knopfloch und perlgraue Handschuhe und den blitzenden Kneifer, bewegte sich mit jener vornehmen Haltung, die er als Senior der Einjährigenberechtigten-Verbindung „Isaria" seinen Füchsen und Burschen beigebracht hatte — indes er brachte trotzdem das Gefühl nicht los, der Assistent Scharbichler zu sein, obgleich er sich wie ein Legationsrat fühlte, wenn er einen Blick in die Spiegelfenster der Auslagen tat.

Da waren um ihn diese Leute von Welt, die glänzenden Offiziere, die Advokaten, Doktoren, Künstler, Studenten, Direktoren, Fabrikanten, und wie sie in der Zeitung genannt wurde: die gute Gesellschaft, alles eine Welt, in die Scharbichler brennend hineinbegehrte. Diese Leute bewegten sich in dem selbstverständlichen Wertbewußtsein ihrer Kaste, und wie sie sich grüßten, guten Tag sagten, zwanglos und verbindlich plauderten, die Zigarre hielten, sich verabschiedeten und einander vorstellten, das sah ihnen Scharbichler mit brennenden Augen ab. . . . Und erst die Frauen . . . .! Er ging nach solchen Sonntagen immer wieder sehr verdrossen in

seine Kanzlei, buchte Ein- und Auslauf und grollte seiner Vergangenheit, die ihm den Eintritt in jene Welt verwehrt hatte, in die er seiner ganzen Veranlagung nach gehörte.

Des Abends las er mit Vorliebe neben den Berichten der Zeitung über gesellschaftliche Veranstaltungen die Romane von Ompteda und Zobeltitz, aus denen ihm der Hauch der Gesellschaft wehte. — Seine nicht unbeträchtliche Phantasie spiegelte ihm dann Bilder vor, wie er, auf Reisen etwa, mit einer hochgestellten, eleganten, mondänen Frau in Gespräch und Abenteuer käme, und wie ihm auf dem angenehmen Weg über einen Damensalon beziehungsweise noch erfreulichere Räume die Laufbahn in hohe und einflußreiche Stellen eröffnet würde. — Indes — Scharbichler fuhr stets dritter Klasse, und die Verwaltungsfrauen, Köchinnen, Hebammen und Inspektorengattinnen, denen er hier bisweilen gegenüber saß, waren wohl für Gespräch, nicht aber für Abenteuer, sie waren auch nicht so elegant und mondän, wie die Reisebekanntschaften bei Ompteda und Zobeltitz, und hatten keinen nennenswerten Einfluß auf die großen Laufbahnen.

Aber ein anderer Weg sollte sich für Scharbichler finden, von dem er sich viel versprach. Er war indessen Expeditionssekretär geworden, und einer seiner Kollegen nahm ihn einmal mit zu einem Abend in der „Bürgerlichen Reformpartei". Der Kollege war Mitglied dieser Partei, nicht so sehr aus leidenschaftlicher Verfechtung bürgerlich-reformistischer Weltanschauung, sondern weil ihn seine Stammtischfreunde dazu gekeilt hatten, und er konnte nicht ungefällig sein. An jenem Abend stand auf der Tagesordnung ein Vortrag über das Thema: „Die bürgerliche Reformpartei und die Einreihung der Sekretäre in Klasse 16." Das war für das ansonst laue Parteimitglied eine Sache, die politischer Interessen schon wert erschien. — Im Parteiheim waren neben etlichen der heftigsten Parteimitgliedern viele Assistenten und Sekretäre versammelt; ein Kommerzienrat mit jovialem Gesicht und Bauch führte den Vorsitz, und der Parteisekretär sprach.

Und während er redete, spürte Scharbichler in sich etwas wach werden. Es war, als ob in seinem Innern ein Schloß sprang, ganz von selbst formten sich ihm geschliffene Sätze zu den Ausführungen des Vortragenden und bewegten sich in schon gewachsenen Relativwendungen, Appositionen und Kausalverbindungen, und das Zeitungsdeutsch langer Jahre formte sich Scharbichler zu herrlichen Wortgebäuden. Er schrieb sich die Stichworte auf ein Blättchen Papier und nahm in der Diskussion als erster — wenn auch mit anfänglichem Herzklopfen — das Wort. — Man hörte seiner glatten, gewandten und mit viel Brusttön vorgetragenen Rede mit jener Aufmerksamkeit zu, die einem neuen Mann immer gewiß ist, und als er mit einem flammenden Appell endete, den Kampf um die Klasse 16 Hand in Hand mit der bürgerlichen Reformpartei durchzufechten, da dankte ihm warmer Beifall. Der Kommerzienrat drückte ihm die Hand, und der Kollege wurde nicht müde zu sagen: „Ausgezeichnet! A u s gezeichnet, Herr Scharbichler!!"

Von jenem Abend ab beschritt Scharbichler den Pfad der Politik. Sein Erfolg

hatte ihm Mut gemacht. Er war nun eingeschriebenes Mitglied der Partei und fehlte bei keiner Versammlung.

Er ergriff oft und gerne das Wort und wußte sowohl in Fragen des Wasserzinses, des Hochschulausbaues, der Hundesteuer, des Schutzzolls, der Freiheit der Kunst und Wissenschaft recht gut, gewandt und überzeugungsvoll zu sprechen, wie er auch bei Großmarkthallenplatzfragen, bei Kant- und Fichte-Vorträgen, bei Ausführungen über die Kritik des Marxismus, wie bei Debatten über die Notwendigkeit städtischer Bedürfnisanstalten ein treffendes Wort, ein beleuchtendes Redescherflein der Versammlung nicht vorenthielt. — Im „Reformblatt", der Parteiwochenschrift, griff Scharbichler zur Feder und leitartikelte — durch seine rednerischen Fertigkeiten kühn gemacht — über alle Fragen der Staats- und Gemeinde- und Kulturpolitik, die ihn bewegten, und seine Kollegen in der Kanzlei sahen nun auf ihn, nicht ohne achtungsvollen Neid. Das freute Scharbichlern. Er versprach sich sowohl für seine Person wie für die Allgemeinheit viel von seiner journalistisch-politischen Arbeit. Die Kommerzienräte, Rechtsanwälte und Fabrikanten, die das „Reformblatt" von Partei wegen abonnieren mußten, lasen indes Scharbichlers zündendste Aufsätze, wenn es gut ging, bei Gelegenheiten, an denen auch der vielbeschäftigte Mensch notgedrungen Zeit und Muße zur Lektüre findet, und fühlbare Erfolge waren für Scharbichler zunächst nicht zu spüren. — Doch wurde er in der Ortsgruppe der bürgerlichen Reformpartei nach kurzem bei der Neuwahl zum Schriftführer erkürt und hatte nun ein Amt, das ihm wohlgefiel. Seine Rundschreiben und Einladungen trugen das Gepräge einer bedeutsamen, gewählten Persönlichkeit, und wenn er im Parteisekretariat dem Tippfräulein Weisungen gab, so geschah dies mit jener Haltung und Geste, mit jener leutseligen, aber distanzierten Herablassung, die sich der Befehlende aus dem Gefühl seiner Macht heraus dem Untergebenen gegenüber leisten kann, und Scharbichler war sehr befriedigt, irgendwo anschaffen und „Direktiven", wie er es nannte, geben zu können. Man sah den Vielbeschäftigten nun nie anders, als mit einer großen, ledernen Aktenmappe und immer auf dem Wege zu Sitzungen, Verabredungen und dringlichen Geschäften, und er versäumte nicht, dabei die hochgestellten Persönlichkeiten zu nennen, die seiner im Augenblick bedurften.

Die Kommerzienräte, Fabrikanten und Rechtsanwälte waren es zufrieden, einen so emsigen Schaffer in der Partei zu haben, und zeichneten ihn oft durch freundlichen Händedruck, durch Hingabe einer Zigarre und Erkundigung nach seinem Befinden aus. Dies alles beglückte Scharbichlern, und er sah schöne Zukunftsschlösser vor sich: sah sich als berühmten Parlamentarier, als Mann von Macht, Einfluß, Bedeutung im Staat, und verheiratet mit einer jener geheimnisvoll lockenden Frauen von Welt, mit einer Bankiers-, Industriellentochter, mit 10-Zimmer-Wohnung, Landsitz, Auto, Herrschaftsdiener — — oder doch lieber nicht Herrschaftsdiener. . . . . Er konnte diese Sorte Menschen nicht leiden. Es war das doch ein bißchen unbehaglich. Nein, eine Köchin und eine Zofe tat's auch. . . . Und seine Kinder sollten das werden, was man ihm vorenthalten hatte, und was der alte Scharbichler aus ihm hatte ursprüng-

lich machen wollen. . . . Und ein großes Haus würde er dann führen und nur Maßanzüge tragen und im Sommer nach Reichenhall übersiedeln, und hin und wieder würde er einen seiner einstigen Bureaukollegen zu Tisch laden und im Auto abholen lassen. . . . So träumte Scharbichler, wenn er die Importe des Herrn Geheimrats genießerisch vor sich hinrauchte, und dann kam es bisweilen in solchen Stunden der Gehobenheit vor, daß er sich daheim an seinen Tisch setzte und auf ein Blatt Papier ein Verzeichnis jener seriösen Persönlichkeiten aufschrieb, mit denen er bekannt geworden war, Händedrücke gewechselt, an einem Tisch im Parteiheim gesessen und Zigarren geraucht hatte mit Befriedigung; er schrieb streng geordnet nach Rang und Namen auf: Graf Besselheim, Geheimrat Dr. von Bleimschlager, Generalkonsul Vordermaier, Hofrat Schwingbold, Justizrat Goldenbaum, Fabrikbesitzer und Geheimer Kommerzienrat Blumenstein, Rechtsanwalt Dr. Regenstrom, Frau Dr. Regenstrom, Chefredakteur Dr. Werbelich und noch manchen andern, bis zum Versicherungsoberinspektor Glaßl. Da war er im Zweifel, ob er den noch auf die Liste setzen sollte. Aber wenn er bei guter Stimmung war, so kam in Gottes Namen auch der Oberinspektor noch auf die Liste — als letzter, dessen Umgang er sich mit Erhebung bewußt wurde, wenn er die Liste überlas. . . . .

* * *

Es war Krieg. — Und Scharbichler hatte in den ersten Monaten des für ihn so überraschenden Ereignisses schwerere Sorgen, als Partei und Parlamentslaufbahn. Er war zwar Landsturm ohne Waffe — aber immerhin, man hörte: auch die müßten heran, und Scharbichler entdeckte nun eine Reihe körperlicher Gebrechen an sich, über deren Beschwerden er in seiner Kanzlei als stiller Dulder so manches Mal klagte, nicht ohne tiefes Bedauern, daß es ihm nicht vergönnt sei, mit den siegreichen Fahnen gen Welschland zu ziehen. Er sprach jetzt von seinem bisher noch nie einer Erinnerung gewürdigten Vetter, der als Leutnant der Reserve draußen stand, und als dessen Auszeichnung mit mehreren Kriegsorden in der Zeitung zu lesen war, da zeigte Scharbichler das Blatt herum, als wäre e r ausgezeichnet worden.

„Ich beneide ihn," sagte er schlicht: „Nicht um Ehre und Ruhm, sondern um das große vaterländische Erlebnis, im Weltringen mit der Waffe dabei zu sein. Was gäbe ich darum, gedient zu haben!"

Die Kollegen sagten ähnlich und zwinkerten sich selbst mit Augurenlächeln zu. — Man hörte nie so viel von Herz- und Lungenleiden, Kongestionen, Nervenübeln und Leibschäden sprechen wie in diesen Tagen. Es war wie eine Rückversicherung auf gegenseitiges Glauben.

Der Tag der Nachmusterung brachte in Scharbichlers Leben eine dunkle, dräuende Wolke. Er war infanteriedienstuntauglich Etappe geschrieben worden und ging geknickt vom Musterungslokal weg. Das bedeutete Feld! Krieg! Das war der Vorhof zu kriegsverwendungsfähig! Er wußte es! — Maiern war es ebenso ergangen, und der stand nun vor Arras.

Wie Albdruck wich es von ihm, als eines Tages der Kanzleivorstand den nicht k. v. Herren den Unabkömmlichkeitsschein aushändigte.

Nun hatte Scharbichler wieder Wind in den Segeln. Keiner verfluchte so laut wie er sein herbes Geschick, ausgeschlossen zu sein, und allmählich verdichtete sich unangenehmen Fragern gegenüber seine Lage zu einem schlichten Bericht, wie er in den ersten Tagen von Kaserne zu Kaserne gelaufen sei und überall seiner Lungenaffektion wegen abgewiesen wurde. — . . . . „Und nun sitze ich hier herinnen, und die Brüder kämpfen", sagte er bitter. Und er erzählte es so oft, daß er nach und nach selbst an sein verhindertes Heldentum glaubte.

Um so heftiger stürzte er sich in die vaterländischen Aufgaben der Daheimgebliebenen. Das „Reformblatt" brachte zündende Heldengedichte aus seiner Feder, in denen deutsche Eichen allen Stürmen trotzten und das Siegfriedsschwert in bewährter Nibelungentreue in die Feinde fuhr. Keine Windelsammlung für Kriegerkinder, kein Liebesgabentransport, kein Wohltätigkeitsabend für unsere wackeren Feldgrauen, kein Margaritentag fürs Rote Kreuz und für Soldatenheime verging, wo Scharbichler nicht zu finden war. Er vertrieb den „Bayerntaler" und am U-Boot-Tag die „Durchhaltekarte" und veranstaltete vaterländische Abendfeiern im „Blauen Rößl", und seine Zigarrenasche streifte er nur noch in eine Kartusche, auf der in Edelweißgarnierung stand: Gott strafe England! — Sein Name stand nun wiederholt im lokalen Teil der großen Zeitung, und es hieß da, daß unser unermüdlicher Mitbürger, Herr Sekretär Scharbichler, gestern wieder im Vereinslazarett die wackeren Feldgrauen durch den Vortrag ernster und heiterer Dichtungen erfreut hätte, oder daß es der unermüdlichen Tätigkeit des in Kriegsfürsorgekreisen bestbekannten Sekretärs Scharbichler gelungen sei . . . . An Kaisers Geburtstag aber hielt er am Abend im „Blauen Rößl" eine Rede, die nicht von schlechten Eltern war: was seit Schillers Tagen an superlativen Vergleichen bestand, ließ Scharbichler in allen Farben spielen, und schwor, mit seinem Kaiser zu siegen oder zu fallen — und sei es auch in der Heimat. —

Der Sekretär Scharbichler bekam einen neuen Kanzleivorstand. — Es war im vierten Kriegsjahr. Der neue Rat war ein Landwehroberleutnant, der, verwundet aus dem Feld zurückgekehrt, wieder seinen Dienst in der Schreibstube anfing. Er war Scharbichler nicht sympathisch. Der Mann hatte eine Art, einen anzusehen. Darin war nichts von Verbindlichkeit und Entgegenkommen, wie es Scharbichler an sich und andern liebte. Er redete nicht viel, und was er sagte, war kurz angebunden und rauh. Es mangelte ihm durchaus jener feine Schliff und jene gute Kinderstube, die Scharbichler in der „Isaria" sowie im Verkehr mit seriösen Persönlichkeiten im Parteileben erhalten hatte. — Er verlangte von seinen Beamten gewissenhafte Arbeit, und als Scharbichler zum dritten Male um Dienstbefreiung wegen vaterländischer Bemühungen im „Feldgrauen Kasperltheater" einkam, da wurde der Rat grob, sagte Herrgottsakrament und ließ seinem Groll die Zügel schießen. Er verschleierte keineswegs den Mangel an Wohlwollen, den er für seinen Sekretär hatte, und ließ einige durchaus unvaterländische Redensarten von „Hanswurstereien",

Schützengraben und Pflicht vernehmen. Scharbichler war verletzt, und seine Antipathie gegen den Kanzleirat verwandelte sich in Haß.

Auch die Kollegen waren dem rauhen Vorgesetzten nicht sehr gewogen. Und es fiel des öfteren ein Wort „Militarismus", und eines Tages sagte Scharbichler, als er um eine Stunde zu spät zum Dienst kam, auf den Vorhalt des Rats schneidig, kühn, mit etwas Herzklopfen freilich, aber er war es sich schuldig: „Herr Rat, ich verbitte mir diesen Kasernenton! Wir sind hier nicht auf dem Exerzierplatz!"

Da ging über das hagere Gesicht des Vorstands ein Grinsen. Er legte Scharbichlern die Hand auf die Schulter und sagte: „Da haben Sie recht, Herr Scharbichler. Verzeihen Sie nur. Ich hätte vermuten können, daß Ihnen Kasernen und Exerzierplätze sehr, sehr unsympathisch sind." —

Scharbichler schäumte in der Frühstückspause. Er verstieg sich dazu, „den Kerrrrl zu fordern" — besann sich aber dann und sagte mit einer vornehmen Handbewegung: „Es ist zu niedrig. Diese Gesinnung ist zu niedrig, Herr Kollege!" — Man gab ihm recht. Nicht lange darauf kamen ins Amt die „Medaillen für Kriegsverdienst in der Heimat". Es waren 10 Stück. — Wiewohl Scharbichler schon mit allerhand Heimatverdienstkreuzchen aus seiner vaterländischen Tätigkeit behängt war — so ging ihm doch noch die Medaille ab. — Nicht als ob er als aufrechter Mann und Demokrat an diesen Kinkerlitzchen gehangen wäre — Gott bewahre — aber es ist immerhin eine Anerkennung, nicht wahr, eine verdiente Auszeichnung, die man schließlich zu Recht trägt. — Und Scharbichler war nicht der Mann, verdiente Auszeichnungen fahren zu lassen. —

Er ging leer aus. — Nun wußte er, wo sein Widersacher stand. Der Alte hatte ihn natürlich nicht vorgeschlagen. Wütend, aber höflich fragte Scharbichler den Rat, warum die Medaille vorübergegangen sei.

Der Rat sagte mit jenem anzüglichen Grinsen, das er Scharbichler gegenüber hatte: „Sie können meine Medaille haben, Herr Sekretär, wenn Ihnen so viel daran gelegen ist, Ihre vaterländischen Verdienste ausgezeichnet zu sehen . . ."

Diese Zurücksetzung kränkte Scharbichler aufs tiefste. — Er konnte die Leute, die das Bändchen der Medaille trugen, nie mehr ohne Bitterkeit ansehen. Das hatte man ihm nun vorenthalten! —

Vielleicht war dieser Umstand auch schuld daran, daß Scharbichler nun in diesem vierten Kriegsjahr allmählich nicht mehr so heftig an den deutschen Sieg glaubte. — Bei sich selbst war er schon lange im reinen: dieser Krieg dauerte zu lange. Die Zigarren wurden von Tag zu Tag schlechter und teurer, man mußte all den Ersatzdreck fressen und hatte als Junggeselle in den Gasthäusern einen schlechten Stall. Dazu kam dieses ewige Gefrage, warum man noch nicht draußen sei, ob man schon draußen gewesen sei. . . . Es wurde nachgerade unangenehm, und in zwei Monaten sollte wieder eine Nachmusterung sein — und Unabkömmlichkeit gäbe es nicht mehr.

Und was hatte man viel Dank für die Opfer, die man brachte? Nicht einmal die Verdienstmedaille. — Dazu diese verdammte Nachmusterung! Au, verflucht! Scharbichler griff an die Seite. Er spürte wieder jene Nierenentzündung, die ihm vor 10 Jahren so zu schaffen gemacht hatte. . . . .

Scharbichler las nun im Kaffeehaus Schweizer Zeitungen, und wenn sie im Bureau von Krieg sprachen, dann hatte Scharbichler ein geheimnisvoll wissendes Lächeln, zuckte die Achseln und sagte: Die „Neue Züricher Zeitung" schreibt: —. Im „Journal de Genève" steht: —.

Und er empfand schlimme Posten über Deutschlands Stellung als eine Art Rache, als Ausgleich dafür, daß man ihm die Verdienstmedaille vorenthalten hatte.

Vor allem aber drängte die drohende Nachmusterung Scharbichlern den Wunsch nach Beendigung des Krieges immer stürmischer auf. — Nun beteiligte er sich auch wieder rege an Partei und Politik, er trug in seiner Aktenmappe wieder allerhand vertrauliche Berichte, Geheimrundschreiben aus Berlin, die nicht länger dem Volk die Wahrheit vorenthalten wollten, und im Parteiheim hielt er eine flammende Rede für die wichtigste Forderung des Tages: für das allgemeine Wahlrecht in Preußen, wobei der Militarismus in Feld und Heimat alle gutgezielten Hiebe abbekam mit jenen Waffen, die sich Scharbichler aus dem Arsenal der Schweizer Zeitungen holte und die, weil sie vom Ausland stammten, in Deutschland doppelt wertvoll in die Wagschale fielen.

Auch das Verhältnis zur Monarchie lockerte sich bei Scharbichler zusehends, seit man ihn bei der Verdienstmedaille übergangen hatte. Der Sommer 1918 war für ihn eine bewegte Zeit und voll von Vortragsabenden, Debatten und Sitzungen.

Es stand ja auch in den Zeitungen allerhand in und zwischen den Zeilen, nicht wahr, und man wußte als gebildeter und denkender Mensch schon Bescheid. Er sagte jetzt oft mit einer gewissen Hamletmiene das, was er einmal am Nachbartisch eines Literatenkaffeehauses von einem hornbrilligen Jüngling gehört hatte: „Ich weiß nicht: ich schwanke zwischen Ludendorff und Liebknecht, beide in ihrer Art — gewiß — aber, sehn Se mal: Ludendorff — ich weiß nicht . . .!" — Alois Scharbichler trug nun statt des Kneifers mit der Schnur hinterm Ohr eine Hornbrille, und in seiner Tasche steckten dann und wann Broschürchen und Zeitungen, die der Zensor beschlagnahmt hatte, die aber durch „gute Verbindungen", wie Scharbichler seinen Kollegen sagte, doch den Weg zu ihm gefunden. Er gab sie von Hand zu Hand, nicht so sehr um Aufklärung zu schaffen, sondern weil es ihm eine Genugtuung war, Dinge zu besitzen, die gewissermaßen nur für Bevorzugte im Staat zugänglich waren. Und beiläufig sagte er dann: „Mein Freund, der Doktor Regenstrom hat zuverlässige Nachrichten . . . oder Generalkonsul Vordermaier kam gestern aus Berlin, wo er mit Scheidemann konferiert hatte, und sagte mir . . ."

Noch einmal indes sollte sich Scharbichlers vaterländisches Empfinden heftig brausend über Zeit und Erkenntnisse erheben, um dann für immer zu verflackern und zu vergehen. — Auf einem Sommerausflug der Partei hatte er das Töchterchen des Kommerzienrats Burtenbacher kennen gelernt. Scharbichler trug um diese Zeit schon seine Hornbrille und war sich bewußt, hinter ihr einen durchaus geistigen, ja geradezu vornehmen und modernen Eindruck auf die Damen zu machen.

Die Burtenbacher-Tochter war ein rassiges, hübsches Mädchen, und sie spielte zur Unterhaltung ein bißchen mit Scharbichlers rasch entlohtem Feuerchen, nachdem

an Männern in dieser öden Zeit recht wenig um die Wege war. Scharbichler kalkulierte bereits nach den ersten zehn Minuten, da er mit all der bezwingenden Galanterie aus der Verbindung „Isaria" seinerseits dem Flirt begegnet hatte: Die Partie! Sie liebt dich! Geld!! Kommerzienratstochter! Aufstieg!

Er trug nun eine wunderbare Batikkrawatte an Stelle seiner genähten und in der Brusttasche ein Ziertüchlein, um die Leidenschaft des Kommerzienratsmädels zu entflammen. Aber er traf sie nicht mehr, so geschickt er auch die Straßen um Burtenbachers Haus kreuzte.

Kurz entschlossen trat Scharbichler der Vaterlandspartei bei, deren eifriges Mitglied Burtenbacher war. — Burtenbacher begrüßte ihn überaus herzlich. „Na, Sie verlorener Sohn! So ist's recht! Nur immer 'ran an die Gewehre! Wir brauchen jeden Mann!" Und man übertrug Scharbichler, den man von der Partei her als Kuli schätzte, gleich ein Pöstchen bei der Werbezentrale. Und Scharbichler warb für die Vaterlandspartei. Er kam dabei manchmal zu geschäftlichen Angelegenheiten in Burtenbachers Haus und sah dabei das Ziel seiner Pläne wieder. Das gab ihm Eifer, immer mehr Burtenbachers Wohlgefallen zu erringen. Er ging auf in der Arbeit für die Vaterlandspartei und vergaß sogar seinen Groll über die Verdienstmedaille, alles dem großen Ziel zuliebe. . . .

Das Mädchen war gegen ihn, wenn sie sich in Burtenbachers Haus begegneten, von einer gleichbleibenden, kokettierenden Lustigkeit, die Scharbichlern, dessen Stärke weder Menschen- noch Frauenkenntnis war, als überaus günstig seinen Absichten auslegte.

So sprach er denn eines Sonntagvormittags mit Bratenrock, Zylinder und Lederhandschuhen angetan bei Burtenbacher vor. — Der Kommerzienrat stutzte, als er in den Salon trat, über die feierliche Rüstung des Besuchers und fragte verwundert nach seinem Begehren.

Scharbichler brachte es geziemend vor.

— — — — — —

. . . Noch auf der Stiege, über die er brennroten Kopfes hinabging, klang ihm das Lachen des Mädchens nach. — Und infam war das, wie ihn dieser Burtenbacher hinauskomplimentiert hatte. Wie einen unbequemen Likörreisenden. Protzenpack! Natürlich: man ist ihnen zu wenig! — Protzenpack!! Scharbichler spie vor der Haustür erbittert aus.

Am andern Tag lag seine Austrittserklärung auf der Geschäftsstelle der Vaterlandspartei.

Gegen Ende des September wurde Scharbichler bei der Nachmusterung trotz seiner Nierenentzündung, Leibschaden und Lungenaffektion für kriegsverwendungsfähig erklärt.

Nun kannte er nur noch einen Gedanken: Kriegsende.

Er hörte und las voll froher Hoffnung jede schlechte Nachricht über die Kriegslage und galt in der Kanzlei nun schon seit geraumer Zeit als einer, der sich nichts vormachen ließ. Seinen Ausflug in die Vaterlandspartei hatte man ihm vergessen.

Ja, sein Austritt ließ ihn nun als charaktervollen Mann erscheinen. Er sagte: „Ich konnte den Zwiespalt nicht länger tragen. Mein Wollen und Wünschen stand immer mehr in krassem Gegensatz zu meinem Wissen und Erkennen. Ich zog die Konsequenzen. . . ."

Als Max von Baden und Wilson in deutschen Landen umgingen, als Scheidemann als Exzellenz ganzseitig mit dem Fernsprecher am Ohr das Titelblatt der Illustrierten Zeitung schmückte — da war hohe Zeit für Scharbichler. — Er kämpfte, was in seiner Macht stand, damit er um seine Kriegsverwendungsfähigkeit herumkam. Er kämpfte für den Völkerbund, für Pazifizismus und Verständigung mit jener leidenschaftlichen Hingabe, die um die eigene Sache ging, und in den ersten Novembertagen sah man ihn in Versammlungen der Radikalsozialisten stets an den vorderen Tischen. Er hatte der Reformpartei zwar noch nicht endgültig abgeschworen, aber er fühlte, daß da neue Saat aufging. Daß jetzt die Zeit der verhinderten Expeditionssekretäre kommen würde, daß jetzt der Tag der Vergeltung für nicht erhaltene Verdienstmedaillen, für kommerzienrätliche Körbe nahe sei. Und in der großen Versammlung draußen im Vorstadtbierkeller, da stand inmitten Rauch und Lärm und Menschenwogen Alois Scharbichler am Rednerpult, an dem der wildbebartete Revolutionsführer unter dem brausenden Beifall geendet hatte: die Ehrenkrone dieses Krieges haben die Tschechen verdient! — —

Da stand Scharbichler, und der Lärm und das Wogen unter ihm hob ihn wie auf Flügeln, und er begann die Abrechnung. Er rechnete ab — Stück für Stück mit dem alten vermorschten Staatssystem, er verdammte mit flammenden Worten den Krieg und war glühend für die Freiheit des souveränen Volkswillens. So gern er der Monarchie eines versetzt hätte — annoch bestand sie, und man konnte nicht wissen . . . Er begnügte sich lieber mit weitergehenden Worten leidenschaftlich für ein freies, der Tyrannei lediges Volk, für einen freien, die Ketten sprengenden Staat zu plädieren. Aber so sehr er sich anfänglich Zügel anlegte, der Beifall spornte ihn, die Rede berauschte ihn, und so gipfelte denn sein aufrührendes Wort am Ende doch in einem gewaltigen: Nieder mit der Monarchie! Es lebe die Republik!! Nun war es heraus, und auch der donnerndste Beifall konnte in Scharbichler nicht das Gefühl übertönen, nicht vorsichtig gewesen zu sein. Er ging noch zur Nachtzeit die Hintertreppen der Zeitungsredaktionen empor und bat, mit Rücksicht darauf, daß er sich als Beamter doch nicht zu sehr exponieren dürfe, seine keineswegs so schlimm gemeinten Worte nicht so geradezu zu bringen. Man habe Familie, und in politisch so bewegten Zeiten könne ein ehrlicher, aufrechter, deutscher Mann eben leicht ein Wort zu viel sagen. . . .

Man versprach ihm, was er wünschte.

* * *

Scharbichler bedauerte nach drei Tagen diesen nächtlichen Gang sehr. — Denn es war nun die Republik erklärt, und vom Frauenturm hing die rote Fahne herab.

„. . . Die bürgerliche Preßkanaille hat natürlich von meinem Aufruf zum Sturz der Monarchie und zur Errichtung der Republik nichts gebracht, die Feiglinge!" sagte er bitterer Verachtung voll zum Ministerpräsidenten des Volksstaates, der Scharbichler eben mit dem Amt eines Kommissars für Volksaufklärung und auswärtige Politik volksbeauftragt hatte. Der Präsident fand aber wenig Zeit mehr, sich dem neuen Mitarbeiter zu widmen, denn eine Matrosenabordnung mit Handgranaten, Karabinern und roten Armbinden stand im Saal und verlangte dringend Löhnungserhöhung, und hinter ihnen drein keilten und pufften sich zwei Soldatenräte um den Vortritt. In den Vorzimmern aber war wie aus einer Kramschachtel ausgeschüttet ein wirrer Jahrmarkt. Verwegene Kerle saßen da, mit offener Brust, als rote Wachen und hatten etliche Weinflaschen vor sich, der Raum war erfüllt von Zigarettendampf. Kurzgeschorene Frauenzimmer fuhren kreischend im Saal herum von einem zum andern, geschäftige Journalisten holten bei einem an der Tür sitzenden Feldgrauen Auskünfte ein. Drucker kamen mit feuchten Plakaten, langmähnige Schwabinger Literaten warteten auf Ministerposten und gründeten zwischen zwei Zigaretten revolutionäre Zeitungen; man stieg über Maschinengewehre, Pferdedecken und Maßkrüge weg, Schankmädel aus benachbarten Wirtschaften brachten Kaffee, biedere Standesvereins- und Innungsvorsitzende konferierten und riefen Berufsräte ins Leben, Gastwirte waren in Polizeistundenangelegenheiten da, Theaterdirektoren und Schauspieler und Künstlerinnen papageiten durcheinander, die Revolution zu verherrlichen, hohe — vorgestern noch königliche Beamte, warteten fieberig in Frack und Zylinder auf Audienz, um sich zu vergewissern, ob ihnen ihr Posten bliebe, Parteivorsitzende wollten dringend zum Präsidenten, Gewerkschaftsbeamte und Arbeiterabgeordnete kramten in Mappen herum, man lerriet in einer Ecke neue Namen für bürgerliche Parteien, man orientierte sich noch im Stiegenhaus um, und heftig gestikulierend versicherte der Generalkonsul Dordermaier dem Justizrat Goldenbaum, im Herzen sei er schon längst Sozialist gewesen. Wer ihn kenne, der wisse das, für den sei außer Zweifel, daß der Kaiser keinen grimmigeren Feind als ihn, den Generalkonsul Dordermaier, gehabt habe, und der Reichsrat Exzellenz Ottokar von Huebner, Geheimrat, Professor und Ritter hoher Orden, bat Goldenbaum ebenso energisch wie dringend, die Anrede „Exzellenz" zu unterlassen. Er stellte sich vor: „Mein Name ist Ottokar Huebner, Ingenieur." Als Scharbichler aus dem Saal kam, wo der Präsident regierte, und aus dem eben die rauhen Matrosenstimmen polterten, da eilte Dordermaier beglückt auf ihn zu, schüttelte ihm herzlich beide Hände und sagte vertraulich: „Werter Freund. Sie wissen, im Herzen war ich immer Sozialist! Mein Gedanke gehörte stets dem revolutionären Proletariat. Ich bin glücklich, den Anbruch der neuen Zeit zu erleben, als deren Pionier ich Sie begrüße. — Vielleicht" — und Dordermaier näherte seinen Mund Scharbichlers Ohr — „vielleicht können Sie bei unserm verehrten Staatspräsidenten doch dahin wirken, daß wohlerworbene Rechte auf Titel erhalten bleiben: zum Beispiel mein Generalkonsul ist durchaus . . . Sie verstehen!" —

Scharbichler versprach es.

Er ging mit seiner Mappe beglückt und leutselig nickend an den gekrümmten Rücken der Antichambrierer vorbei, und in ihm jubelte die Erfüllung.

* * *

Für den Kommissar und Volksbeauftragten Alois Scharbichler kam nun eine glückliche und schaffensfrohe Zeit. — An seinen politischen Beziehungen zum Ausland beglückte ihn der tiefe Klubsessel in seinem Amtsraum, es beglückte ihn der Zustand, eine gute Zigarre rauchend, Gesandtschaftsakten aus der Kriegszeit mit mäßigem Interesse lesend, hin und wieder der Ordonnanz oder dem Tippfräulein zu klingeln und mit verantwortungsvollem Antlitz ein Glas Wasser, eine Abschrift zu verlangen. Am meisten aber erhob Scharbichler der Umstand, daß er als Kommissar für Volksaufklärung täglich eine Reihe von Besuchern, Projektenmachern, Bettlern, Strebern, Gschaftlhubern, zu empfangen hatte. Sie alle ohne Ausnahme waren von schleimiger Unterwürfigkeit, und bald konnte Scharbichler auch einige seiner ehemaligen Bureaukollegen bei sich sehen, die um ein Pöstchen kamen.

Scharbichler saß dann im Klubsessel, lud den Besucher mit verbindlicher Handbewegung auf einen Stuhl, hörte mit wohlwollender Haltung an, was er vorbrachte und klingelte zwischenhinein — Auftrag und Befehle erteilend — dem Tippfräulein, der Ordonnanz — um zu zeigen, welche persönliche Machtfülle ihn umgab. Oder er griff plötzlich — sich an die Stirne greifend, als berste sie unter der Last der Entschlüsse — nach dem Fernsprecher und rief mit dem Tonfall, den er dem Grafen Besselheim im Parteiheim abgelauscht: „Hallo! Verbinden Sie mich bitte mit dem Kultusministerium — —"

Dann entschuldigte er sich bei dem Besucher und klagte ihm, wie glücklich er doch früher gewesen sei, als er als einfacher Privatmann noch nichts von den schweren Sorgen und Lasten gewußt . . . Weiß Gott, man opfert sich . . .

Er versprach, so gut es ging, jedem das Beste und sorgte für Freunde, Vettern Basen der Gesuchsteller, auf daß sie in neuerrichteten revolutionären Kanzleien und Verwaltungen Unterkunft fanden.

Noch lieber als seine innere Tätigkeit aber war ihm, mit 60 Pferdekräften durchs Land zu rasen, im Autopelz in die Ecke gelehnt, neben sich die Mappe, vor sich zwei karabinerbewehrte Begleiter.

Er hielt landauf, landab Vorträge, Aufklärungsabende und Reden an das Volk. Er hatte sich drei Ausgaben zurechtgelegt. Einen volkstümlichen Sozialismus für die Ungebildeten und Gescherten, der der altbayrischen Neigung, mit saftigen Worten demokratisch zu sein, entgegenkam, einen Sozialismus für den Mittelstand, für Bürger, kleine Beamte und Gewerbsleute, denen er mit wirtschaftlichen Gründen kam, und den Sozialismus für Gebildete, dessen Stützen ein halbes Hundert gewählte Fremdwörter, zwei französische und ein englisches Zitat waren und in dem viel das Wort „Ideen" geisterte.

So, wohl assortiert, bereiste er das Land, und man hörte ihn überall an. Es ging den Leuten nicht sehr unter die Haut, denn sie witterten trotz der gewandten Suada

mit sicherem Instinkt das Gemachte — nicht Gewachsene, aber sie waren zu schwerfällig, um darüber nachzudenken. Die Schlagwortwalze war ihnen eben recht.

Der Krieg war gar. „Der Schwindel is' vorbei." — Das war die Hauptsache. Und Scharbichler sagte den Bauern und Arbeitern, es brauchte nun in der neuen Zeit des Völkerfrühlings keiner mehr „den Kohlrabi für die Großkopfeten hinhalten", und das gefiel den Leuten schon. Wir Proletarier — Wir Schaffenden — Militarismus — Unterdrückung der Meinung — Schwindel — Großkopfete — Drohnen — Sklaven — Befreiung — Morgenröte — Neue Zeit! — Gleichheit — Brüderlichkeit — Verrottete Gesellschaft — alter Staatszopf — Gewappelte — Kapitalismus, und für die Gebildeten kam noch dazu „Autokrazie" und „Demokrazie", das waren so die Grundakkorde in Scharbichlers Reden. —

Er war glücklich, wenn er nach einem Trommelfeuer revolutionärer Gemeinplätze den Beifall der Versammlung erntete, und wenn ihm gar ein von neuer Zeit erfüllter Apotheker, Rektor oder Amtsrichter die Hand drückte und Herr Ministerialrat sagte, so schwoll in Scharbichlers Brust das Glücksgefühl ins Unendliche und trieb ihn in dieser Lebenssphäre beschwingt empor wie einen Luftballon.

Indes — Alois Scharbichler sollte auf der Erfolgs- und Glücksleiter noch höher steigen.

Sein Mitarbeiter hieß Max Blumgärtner, war Doktor der Philosophie und hatte als Neuphilologe das Referat Frankreich und England in der Regierung des Freistaates.

Durch Doktor Blumgärtner kam Scharbichler in den literarisch-politischen Salon der Frau Professor Biesele, und er ließ sich einen Smoking — den Traum seiner jungen Mannesjahre — machen und lernte Twostep tanzen, um auf der Höhe des Salons zu sein.

Es waren da merkwürdige Leute beisammen in der Mietwohnung im äußersten Schwabing.

Man wußte von keinem, wovon er lebte, und was er als Beruf hatte, und die klangvollen Titel, die man da hören konnte, waren ängstlich darauf bedacht, dem Adreßbuch aus dem Wege zu gehen. — Die Frau Professor Biesele ließ den weiten Raum der Möglichkeiten zwischen Gymnasialturnlehrers- und Universitätsprofessorswitwe offen. — Das Adreßbuch, kühl und nüchtern, gab der ersten Vermutung Ausdruck. Die Gäste im Hause Biesele nahmen die zweite Auffassung als zu Recht bestehend. Einer duldete den andern. Da war ein dunkler Direktor von 23 Jahren, von dem niemand wußte, was — außer einem Fahrrad — er noch dirigierte, da war der Ministerialrat Scharbichler, da war der Doktor Blumgärtner, von dem es hieß, er sei wie durch ein Wunder des Himmels ganz von selbst und ohne Zutun irdischer Mächte über Nacht zum Doktor promoviert. — Es war da eine Traumtänzerin, die untertags Zigarren verkaufte und bei einer Filmgesellschaft ihre Beine zeigte, es waren Maler, die nie malten, Schriftsteller, deren Werke ganz unter Ausschluß der Öffentlichkeit erschienen, Majore, die verdächtig nach Roßkipperern oder Billardmarqueuren aussahen und nach Maiglöckchenwasser rochen — indes niemand fragte

im Salon Biesele nach Papieren, und wenn die Dame des Hauses eines Tages den Prinzen von Wales oder den japanischen Kaiser vorgestellt hätte, so wäre ihm dieselbe korrekte Verbeugung von seiten der Gäste zuteil geworden wie dem Ministerialrat Scharbichler. — Es war auch eine polnische Baronin da, eine Dame von überreifer Formenpracht, mit einem Schnurrbärtchen über den karminroten Lippen und Augen wie Feuerräder, die den Ministerialrat Scharbichler sogleich am ersten Abend entzündeten.

Die Baronin trug immer ein schwarzes, etwas fettfleckiges Samtkleid und machte aus ihrem wohlgeratenen Wadenpaar keine Mördergrube.

Sie rauchte unablässig Zigaretten und ließ dabei an etwas fleischigen Fingern Brillantringe funkeln, wie denn überhaupt alles an ihr klirrte und funkelte, und wenn ihr Busen sich während leidenschaftlicher Rede für Sowjet-Rußland hob und senkte, dann klingelten Halsketten, Armbänder und Ohrringe und krachten die Nähte des Kleides. Sie roch betäubend nach allen Düften eines Friseurladens und verbreitete in jeder Hinsicht eine schwüle Atmosphäre. — Scharbichler empfand sofort die Dame von Welt, die er lange Jahre nur aus den Romanen kannte, und er legte in die Anrede: Baronin so viel weltmännische Sicherheit, daß man das lusterfüllte und dennoch vor der Tatsache eines solchen Umgangs zage Beben in seiner Stimme kaum merkte. — Der Ministerialrat Scharbichler entflammte. — —

Der Salon Biesele sah bald ein leidenschaftliches Brautpaar: Alois Scharbichler und Baronin Stefanie von Pfudolowitzki. — Einen stolzeren Bräutigam hatte die Welt nie erlebt. Scharbichler war durchschauert vom Gefühl, Bräutigam einer Baronin und noch dazu einer polnischen zu sein, und er ließ es groß in den „Familiennachrichten" der bürgerlichen Zeitungen anzeigen. Aufstieg! Aufstieg!! Aufstieg!!! jubelte es in ihm.

Die Augen von Freunden und Bekannten! — Das Wohnungszentralverwaltungsamt vermittelte dem Ministerialrat bald eine hübsche Sieben-Zimmer-Wohnung, und Möbel und Ausstattung bekam das junge, vornehme Paar von allen großen Häusern gern auf lange Frist. — Nur der kleine Tapezierer Furtmaier, der die Vorhänge aufmachte, verlangte sofortige Bezahlung. Der sah sich seine Leute mit kühlen, kleinen Augen an und sagte sich: Freili — as Geld an de Schlawiner hi'hänga! Fallet mir ei'! —

Es kam die Zeit der Wahlen zur Deutschen Nationalversammlung. Alois Scharbichler war Kandidat und reiste im Land umher, um für sich zu werben.

Seine Frau war unterdessen beratende Mitarbeiterin im Auswärtigen Amt des Freistaates geworden. Alois Scharbichler stand auf dem Gipfel der Erfolge als Mann und Staatsmann. Er hing seinem Namen Scharbichler den ritterlichen Familiennamen seiner Frau an: Scharbichler-Pfudolowitzki, und wenn er nach den Sorgen politischer Missionen und Aufträge sich beim Menschlichen erholte, so sagte er mit müder Resignation: „Als wir noch auf unserm Stammschloß in Polen saßen . . ."

Scharbichler-Pfudolowitzki wurde vom klassenbewußten Proletariat als Abgeordneter in die Deutsche Nationalversammlung gewählt.

Von Genf aus, wo er im Gefolge des Staatspräsidenten am Sozialistenkongreß teilgenommen, fuhr er, angenehm in die Polster der ersten Wagenklasse geschmiegt, nach Weimar und schuf mit am Bau der Verfassung für das deutsche Volk.

Wer ihn noch aus seiner kleineren Zeit kannte, mußte staunen. Er trug nun zur Hornbrille englische Anzüge, stieg ohne Herzklopfen ins Automobil und zog nicht einmal mehr den Hut, wenn er dem Wagenführer was zu sagen hatte. Ja, er schnauzte sogar in der Trinkstube zu Weimar den Oberkellner an, und als es der Schwarzbefrackte gleichmütig einsteckte und keine Miene verzog, da spürte Scharbichler aufs erstemal den Zauber der Persönlichkeit, das Glanzvolle einer gehobenen, bedeutungsvollen Stellung, die es ihm erlauben konnte, einen Oberkellner anzuschnauzen, dem er noch vor Jahresfrist mit scheuem Augenaufschlag und befangenen Gemütes begegnet wäre, wie denn in seiner kleinen Zeit Autolenker, Oberkellner und Hotelportiers für ihn Erscheinungen waren, deren Umgang er scheu gemieden, aus dem Gefühl, sich vor ihrer Weltgewandtheit eine Blöße zu geben.

Nun, da es ihm gelungen war, einem Oberkellner mit Erfolg den starken Mann, den Mann von Welt, den Mann mit der herrischen Geste zu zeigen, wuchs sein Selbstvertrauen ungemein.

Er war für ihn gewissermaßen der Prüfstein gewesen. In seine Art, mit Menschen umzugehen, kam nun etwas Schmissiges, Energisches, und er hatte Gefallen und Befriedigung daran, den befehlsgewohnten Grandseigneur vor Subalternen zu spielen. Das Erlebnis mit dem Oberkellner hatte ihm Rückgrat gegeben, und von dem Abgeordneten Doktor von Hußlar der Deutschnationalen Partei sah er sich gewandt die etwas schnoddrige, feudale Weise ab, draufgängerische Frische und die Temperamentsgesten, die ihm zur Persönlichkeit notwendig schienen. Scharbichler war nun ganz Herr geworden und fühlte sich bei Telephon und Klubsessel so unbefangen und vertraut wie nie. Ja, er hatte sogar gelernt, Austern und Krebse zu essen, und war seiner ehemaligen Verbindung „Isaria" dankbar für die gute Erziehung, die sie ihm hatte angedeihen lassen.

„Sie haben recht", sagte er in der Abgeordneten-Trinkstube zu dem Volksparteiler Doktor Kammecke: „Was uns das Korps mitgab, ist die Haltung, ist die Erziehung, der Stahl ins Blut — daß ich trotz alledem heute politisch als Gegner meinen ehemaligen Kommilitonen gegenüber stehe, daß ich Sozialist bin, liegt in der mir eigenen, ich möchte sagen unglücklichen Veranlagung zur Gerechtigkeit, in meinem heißen Gefühl für die Entrechteten im Staat, in meiner sozialen erblichen Belastung. Sehen Sie, mein Vater hatte eine große Schuhfabrik, und trotzdem war er Sozialist aus innerstem Empfinden. . . . Es gibt solche Menschen. . . . Sie gehen den Dornenweg des Lebens!" —

So sprach Scharbichler. —

Einige Tage darauf erreichte ihn die Botschaft, im Freistaat sei der Sowjet erklärt.

Scharbichler reiste in die Heimat und legte sich im Zug die Rede zurecht, mit der er seinen Posten halten wollte.

Er wollte gut und flammend zu den Leuten sprechen. Man mußte da natürlich Zugeständnisse machen. Man mußte vielleicht sagen: Man stehe voll und ganz auf dem Boden der proletarischen Diktatur, und man müsse eben sehen, wie sich die Sowjetgrundsätze nun in dem Rahmen des Freistaates verankern ließen. . . .

Teufel auch! Man kam mit diesen Revolutionen nie zur Ruhe! Scharbichler wäre nun ganz zufrieden gewesen, und ein gemäßigt radikaler Sozialismus war ganz sein Fall. — Nun kam da wieder diese Rätegeschichte! Man schwebte in der Luft. Man mußte aufs Neue Anschluß gewinnen, man mußte sich aufs Neue wieder verankern. . . . Zu dumm! Und wer weiß, ob man das Nest nicht schon von einem andern besetzt fand! — Man soll in bewegten Zeiten die Krippe nie verlassen. Der Teufel hole dieses Weimar!

Das waren die Gedanken, die Scharbichler durch den Kopf gingen, als der Zug gegen die Hauptstadt ratterte. — Am Hauptbahnhof ging's drunter und drüber. Ein Matrose mit roter Armbinde nahm ihm die Papiere ab und prüfte sie mißtrauisch. — „Ministerialrat!" sagte er: „Bist oa oaner von de Gwappelten, du Hund! Ma sollt Euch glei' an Schädel ei'hau'n!" — Erst als Scharbichler seine Mitgliedskarte zur sozialistischen Partei vorzeigte — und er hatte zur Vorsicht gleich zwei — eine von der gemäßigten und eine von der radikalen Richtung — da beruhigte sich die wackere Blaujacke und ließ ihn durch.

Am Bahnhofplatz stieß er auf den Generalkonsul Vordermaier. Der hatte sich bis zur Unkenntlichkeit kostümiert. Er trug einen schäbigen, verflickten Wettermantel, einen verbeulten Felber und zerrissene Stiefel. Scharbichler begrüßte ihn.

„Pst! Pst! Um Gottes willen! Nicht Generalkonsul! wenn ich bitten darf! — Helfen Sie mir, Scharbichler! Stellen Sie mir, bitte, einen Ausweis aus, daß ich Proletarier bin. Für alle Fälle!" — Scharbichler versprach es. Er bestellte Vordermaier auf sein Bureau. —

Als Scharbichler heimkam, fand er sich inmitten leerer Wände. Nur ein einsamer Spucknapf stand im Salon, und in einer Ecke lag ein Haufen alter Zeitungen, Papierknäuel und ein leerer Maßkrug. — Die Hausmeisterin gab mürrisch Aufklärung. Die Frau Baronin und ein paar Bazi hätten gestern auf zwei Lastautos die Einrichtung davongefahren. Wohin wisse sie nicht. . . . .

Scharbichler stürmte zu seinem Ministerialbureau. Es hielt schwer, durch die zahlreichen Posten zu kommen, aber eine Hand voll Zigaretten öffnete ihm die Türen. — Er sah überall neue, fremde Gesichter. Es roch in allen Zimmern und Fluren nach Gesottenem und Gebratenem, Weinflaschen lagen umher, und auf Schritt und Tritt bliesen ihm schwerbewaffnete Rotgardisten Tabakrauch ins Gesicht.

Man wußte nirgends etwas von ihm. Ganz neue Männer waren da. — Sie kannten ihn nicht. In seinen Gemächern saß ein schwarzmähniger Struwwelpeter und hatte das Tippfräulein auf den Knien.

Als Scharbichler sich vorstellte und um Aufklärung bat, welschte ihn der Fremde zornig an und spie ihm an den Stiefeln vorbei. Scharbichler raffte sich auf und fing an — mit Herzklopfen freilich — energisch zu werden und wies seine Papiere vor. Er sagte auch, daß er voll und ganz auf dem Boden der proletarischen Diktatur stünde und den Sowjet im Freistaat einbauen wolle.

Der Schwarzmähnige aber zündete sich eine Zigarette an, fluchte, als es ihm zu lange dauerte, mit vielen Konsonanten vor sich hin und sprach von Verhaftung. —

Dann schmissen zwei junge, kräftige Kerle mit Handgranaten am Gürtel den Ministerialrat Scharbichler die Treppe hinab, und als er sich zusammenklaubte, hörte er noch ihr schallendes Lachen. . . . . .

Scharbichler suchte seine Frau. Im Ministerium des Äußern traf er sie nicht, auch nicht im Haus für Volksaufklärung und nicht im Sozialen Ministerium. Man wußte nirgends von ihr. — Ein gutmütiger Hausdiener, den die Roten auf seinem Posten gelassen hatten, konnte ihm endlich nach mancherlei Herumfragen Bescheid geben: Sie sei mit dem Fangdobler Kare nach Starnberg gefahren. Im Auto . . . .

Scharbichler wankte geknickt durch die Straßen. Wäre er doch in Weimar geblieben! Vor dem Rathaus hielt ein großer, grauer Rennkraftwagen. Darin saß, in Pelze eingehüllt, ein Paar. Er hatte seine Soldatenmütze auf. Ihr flatterte ein violetter Autoschleier ums Gesicht. Am Kühler knatterte die rote Fahne.

Gaffer standen herum. Scharbichler sah auf. — Die Dame im Auto war seine Frau. — Er stürzte auf sie zu. — „Also, was ist denn los!" schrie er. „Ich suche dich überall! Wo sind die Möbel?"

Der Kerl im Wagen erhob sich drohend. Scharbichlers Frau blies eine Wolke Zigarettenrauch vor sich hin und sagte kühl: „Ich kenne Sie nicht!"

Scharbichler war fassungslos. Ihm war zum Weinen. — Träumte er denn?! — Das Weib im Wagen sah ihm frech und lächelnd ins Gesicht. — „Aber ich bin's doch!!" rief Scharbichler verzweifelt. „Du m u ß t mich doch kennen! Wo sind die Möbel?!" — Da sprang der Rotgardist aus dem Wagen und versetzte Scharbichler zwei knallende Ohrfeigen. „Fahr' zua, Maxe!" rief er dann dem Wagenlenker zu, und das Auto ratterte davon.

Die Umstehenden hatten Mitleid mit Scharbichler. Er stand wie ein Häuflein Elend und rieb seine glühenden Backen. Tränen rollten darüber. Ein altes Weiblein fand zuerst die Schneid zum Schimpfen. Sie wandte sich empört an einen Matrosen mit roter Armbinde: „Kinnt's euch hoamgeig'n lass'n! Ös Bazi, ös nasg'schaamte! D' Leut' a so behandeln! Ös seid's ja Schlawiner dreckete! A so was will regiern! No, ihr werd's es scho' sehng! Lang' dauert's nimmer . . . !"

Der Matrose, ein Bursche mit gutmütigem Gesicht, lachte. „Er werd halt frech g'wen sei", sagte er und wies auf Scharbichler.

Eine Frau schimpfte auf das „Mensch", das im Wagen gesessen war. — „I' kenn's guat", sagte sie. „Sie is vo' Giasing a' Hausmoastersdeandl und dahoam durchbrennt. Na hat's a' Zeitlang a' Baronin g'spuit und an hohen Beamten g'heirat, und jetzt zieagts mit deni Schlawacken uma'nand. — Der arme Mo!" —

Die allgemeine Teilnahme wandte sich Scharbichler zu. So erfuhr er die Lebensgeschichte seiner Frau am Marienplatz frisch aus dem Volksmund.

Nun ging ihm über Verschiedenes ein Licht auf. — Und er sah sich voll Bitterkeit von Welt und Menschen betrogen und war der Verzweiflung nahe.

Er setzte sich auf eine Bank in den Eschenanlagen und starrte auf die graue Straße. Nun war es vorbei. . . . Wie schön war sein Aufstieg gewesen! Aber er hatte es doch gewußt: dieses ewige Revolutionieren tat kein Gut! Man brauchte einmal Festigkeit — Ruhe — wie schön hätte man sich einwachsen können in die Rangklasse 2. Und nun schnappten einem hergelaufene Schlawiner, Bazi, Vorstadtlouis und Gauner die Posten weg. Wenn er nur hier geblieben wäre! Er hätte schon rechtzeitig genug die Fahrrinne gefunden . . . .! Was nun? Wovon leben? — Zurück in die Expedition? — Ins Subalterne? — In Spagatschnur, Aktenregister, und mit dem Stachel, nicht wieder die Austrittsgelegenheit für höhere Ministerialbeamte benützen zu können, zu der man schon einmal den Schlüssel hatte. . . Vielleicht — freilich, daß das Wesen der neuen Zeit hier Wandlung gebracht hatte. . . Scharbichler dachte auch in seiner grauen Verzweiflung noch einige Augenblicke daran, und nahm sich vor, sobald er wieder zu Einfluß gelangen sollte, hier energisch zu demokratisieren. . . . . .

Das Erlebnis mit seiner Gemahlin bedrückte ihn erst in zweiter Linie. Eigentlich: wenn er es recht bedachte, er war um die Lösung froh. Denn es war ihm in den letzten Wochen seiner Ehe manchmal recht schwül geworden, denn der Lebenszuschnitt der Baronin war in allem von einer Verwegenheit, die über alles hinausging, was Scharbichler in den Romanen über das Leben exzentrischer Aristokratinnen und Weltdamen gelesen hatte. Er war ihr nicht gewachsen gewesen . . . .

Scharbichler griff nach einer illustrierten Zeitschrift, die neben ihm lag. Er blätterte teilnahmslos darin. Da — — hier war sein Bild! Weimarer Tage. — Der Abgeordnete Scharbichler bei seiner bemerkenswerten Rede zur Verfassung. Wie ein Sonnenstrahl ging es ihm wärmend ins verdüsterte Gemüt. Er besah sich lange und steckte die Zeitschrift — beglückt bei allem Unglück — in die Überrocktasche. Vor ihm stand wieder ein Weg. Über Weimar nach Berlin. Dort brauchten sie Leute! — Er war der Mann, Brücken vom Süden zum Norden zu schlagen. Ein neues Leben sollte beginnen! Hatte ihm nicht sein Fraktionskollege Schwimmlein vorgeschlagen, der Partei nicht nur durch seine Rednergabe, sondern auch mit der Feder zu dienen?

Scharbichler ging schon daran, die Einleitung zu einem glänzenden Leitartikel auszudenken, mit dem er sich einführen wollte. Er steuerte dem Bahnhof zu und erkundigte sich nach den Fahrzeiten. Es gingen keine Fernzüge. Da hub Scharbichler noch in der Nacht auf der Landstraße, die nach Norden ging, die Wanderschaft an. Es war eine milde, föhnige Frühlingsnacht. Scharbichlern wurde wieder frei und gut um die Brust. Noch war nichts verloren. Da oben brauchte man tüchtige Männer. Man wußte sie mehr zu schätzen, als in seinem plumpen, schwerfälligen und bei Revolutionen so hanebüchenen Heimatland. Sein Leben sollte fürder dem

Aufbau des Reichs geweiht sein, er wollte dem Sozialismus Pionier werden — da unten war nichts für ihn zu wollen. Man war zu unbeständig, gewitterhaft — es war kein Boden, um einen fetten Posten gut zu verankern. Da oben wollte er als kluger Junge die Möglichkeiten schon beim Schopf kriegen. — Man schätzte ihn jetzt schon als gute Figur: süddeutscher Bieder- und Volksmann mit treuherzigen Nagelstiefeln, den man recht wohl als Verbindungsmann zum Süden brauchen konnte. Scharbichler wußte das. Unwillkürlich nahm sein Gesicht einen bieder-trotzigen Volksmanns-Ausdruck an. Er nahm die Zeitschrift aus der Tasche und besah beim Licht eines Straßenwärterhauses sein Bild: der Abgeordnete Scharbichler bei seiner bemerkenswerten Rede zur Verfassung. . . . .

Er ging beschwingten Fußes weiter. Vor ihm lag die Zukunft. — „Deutsche Zukunft!" — sprach er halblaut vor sich hin, ein Stück Rede, an der er zum Zeitvertreib herumfeilte; denn wenn er nicht über eigene Angelegenheiten dachte, hielt Scharbichler stets Reden, die um ein starkes und schönes Wort, um eine prächtige, zündende Geste herumgebaut wurden. Deutsche Zukunft! — — Es war Scharbichler gar nicht mehr bange, als er beim Morgengrauen den Bahnhof erreichte, von dem aus der Anschluß nach Berlin möglich war. . . . .

Der Leipziger U-Boot-Prozeß

Die ungeheure Erregung in Deutschland, die durch die Tatsache ausgelöst ist, daß gegen die Oberleutnants zur See Dithmar und Boldt, die Wachoffiziere des von Kapitänleutnant Patzig geführten U-Boots 86, von dem höchsten deutschen Gericht auf eine Gefängnisstrafe von 4 Jahren, Dienstentlassung bzw. Verlust des Rechts zum Tragen der Offiziersuniform und auf Tragung der Kosten des Verfahrens erkannt ist, kann besorgniserregende Folgen zeitigen. Im Bewußtsein des Volkes ist eine weitere entscheidende Stellung bedroht, die das schwindende Ansehen des Staatsgedankens noch stützen kann.

Wir haben verlernt, bei den vielen Ungeheuerlichkeiten, die unserm Gefühl von feindlicher und deutscher Seite tagtäglich zugemutet werden, unserer Empörung Worte zu leihen. Aber es kann nicht ausbleiben, daß wir gezwungen werden, innerlich die Folgerungen zu ziehen. Die Verantwortung dafür tragen die Instanzen, die bei dem Zustandekommen dieses Urteils mitgewirkt haben.

Zur Klärung der Sachlage für den Laien veröffentlichen wir die nachstehenden Ausführungen des Sachverständigen aus dem Leipziger Prozeß, Korvettenkapitäns Saalwächter, eines alten U-Boot-Kommandanten.

Die Schriftleitung.

Stellungnahme

des Sachverständigen, Korvettenkapitän Saalwächter, zur schriftlichen Urteilsbegründung des Reichsgerichtes im Falle Dithmar-Boldt

Da nach meiner Ansicht dem Spruch des Reichsgerichtes im Falle Dithmar-Boldt historische Bedeutung zukommt und er andererseits von den weitesttragenden Folgen für die Grundlagen der Wehrmacht und ihre Verwendung im Kriege oder bei inneren Unruhen ist, halte ich mich für verpflichtet, zu der Begründung des Urteils eingehend Stellung zu nehmen. Dies geschieht aus eigenstem Antrieb, ohne jede Einwirkung von anderer Stelle aus, wie ich ausdrücklich betone.

Da der Senatspräsident Dr. Schmidt sowohl während der Verhandlungen wie bei der Urteilsverkündung Bezug nahm auf mein „durchaus objektives und überzeugendes Gutachten", darf ich wohl erwarten, daß auch meine Stellungnahme zur Urteilsbegründung dementsprechend gewertet wird.

Auch die schriftliche Urteilsbegründung glaubt sich in vielen Punkten auf mein ausführliches Gutachten stützen zu können. Aus den Ausführungen der Begründung, dies sei gleich vorweg gesagt, habe ich jedoch entnehmen müssen, daß mein Gutachten zum größten Teil falsch verstanden worden ist, obwohl mir der Senatspräsident versicherte, daß meine Ausführungen ein klares, objektives Bild ergeben hätten.

Wie dieser Widerspruch zu erklären ist, werde ich am Schlusse ausführen. Im einzelnen ist meine Stellungnahme folgende:

1. Feststellung der Zahl der übriggebliebenen Rettungsboote bis unmittelbar nach dem Sinken der Llandovery Castle.

   Im Gegenteil zu meinem Gutachten und dem Plädoyer des Oberreichsanwalts stellt das Gericht fest,

   a) daß nicht zwei, sondern mindestens drei bemannte Rettungsboote den Untergang des Schiffes überstanden haben, und es stellt weiterhin fest,
   b) daß diese Boote „heil" und „unbeschädigt" vom Schiff abgekommen sind, und ferner
   c) daß die englischen Zeugen Chapman und Barton den Kutter des 1. Offiziers (also das 3. Boot) noch nach dem Untergange der Llandovery Castle haben herumrudern sehen.

   Hierzu ist zu sagen zu a) und c), daß kein englischer Zeuge nach dem Untergang der Llandovery Castle noch ein anderes Boot außer dem Kapitänsboot gesehen hat. Das Vorhandensein eines zweiten Bootes ist nur daraus geschlossen, daß von U 86 ein Mann (Hickmann), der nicht im Kapitänsboot gewesen, sondern von einem anderen Rettungsboot übernommen worden ist, an das Kapitänsboot nach der Befragung abgegeben wurde.

   Der Zeuge Hickmann ist in der Verhandlung überhaupt nicht zugegen gewesen. Daß er in seiner Vornehmung angegeben hat, er sei im Boot Nr. 3 gewesen, mag subjektiv richtig sein; bei der offenbaren Panik an Bord kann er sich objektiv sehr leicht getäuscht haben, wie ja auch die meisten Zeugen sich ihrer Bootsnummer ganz naturgemäß nicht mehr entsinnen konnten. Während also aus der Aussage des Hickmann der Beweis geschlossen wird, daß das Boot Nr. 3 vorhanden war, nimmt das Gericht an, das leer gefundene Rettungsboot, obwohl dort die Nummer 6 abgelesen wurde, sei identisch mit dem geretteten Boot Nr. 4. Dann hätte nach meiner Ansicht das Gericht auch hier folgern müssen, daß zwei Boote heil weggekommen sind, und dieses zweite Boot konnte auch das von Hickmann sein. Gewiß, der

Beweis dafür fehlt. Aber, ob Hickmann nun im Boot Nr. 3 oder einem anderen Boot war, ist letzten Endes unerheblich, denn mit Sicherheit erwiesen ist durch Zeugenaussagen nur, daß das Kapitänsboot vorhanden war und ein anderes Boot, aus dem Hickmann an Bord U 86 genommen wurde. Ich sage ausdrücklich, „vorhanden" war. In welchem Zustande sich aber dieses Boot befunden hat, ist nicht festgestellt. Ich habe ausführlich in meinem Gutachten darauf hingewiesen, wie besonders gefährdet die Boote gerade im vorliegenden Falle waren. Zeugenaussagen haben dieses Gutachten nur unterstrichen.

Die Clandovery Castle machte noch erhebliche Fahrt bis zum Untergang, da die mit 13 Seemeilen laufenden Maschinen nicht gestoppt werden konnten. Außer der Gefahr des Kenterns und Vollschlagens der Boote beim Zuwasserbringen von einem solche Fahrt laufenden Schiff, die jeder Seemann zur Genüge kennt, und wie sie ja auch durch das tatsächlich erfolgte Kentern mehrerer Boote erwiesen ist, bestand vor allem die Gefahr des Beschädigtwerdens durch Gegenschlagen gegen die Bordwand. Das Zuwasserlassen geschah in höchster Eile, panikartig, in dunkler Nacht — zu dieser Zeit war Neumond — die Boote waren keineswegs rollenmäßig bemannt, denn durch Zeugenaussagen ist festgestellt, daß im Kapitänsboot außer dem Kapitän noch zwei andere Schiffsoffiziere waren, während nach der Rolle natürlich möglichst jedes Rettungsboot von einem erfahrenen Schiffsoffizier zu führen war. Daß die Handhabung der Boote also seemännisch einwandfrei war, ist stark zu bezweifeln. Um so größer war die Gefahr des Beschädigtwerdens für die anderen Boote im Vergleich zum Kapitänsboot. Das vom Gericht als „heil abgekommen" angenommene Boot des 1. Offiziers war nur mit 5—6 Mann besetzt. Niemand kann sagen, ob diese 5—6 Mann seemännisches Personal waren oder vielleicht nur Sanitätspersonal. In dunkler Nacht aber mit Sicherheit zu erkennen, ob das Boot „heil abkam", oder ob ihm nicht vielleicht die Bordwand schon eingedrückt war (die Boote waren aus einer Höhe von etwa 14 m zu fieren, also haushoch), das ist eine Unmöglichkeit. Jeder Seemann wird mir das bestätigen können. Auf dem Schiff war keine Beleuchtung, da die Lichtmaschine nach der Explosion versagte, auch das mußte eine solche Feststellung ungemein erschweren. Wenn also die Zeugen die Boote nach dem Zuwasserbringen frei vom Schiff haben schwimmen sehen, so besagt das — abgesehen davon, daß man in so dunkler Nacht ein kleines Boot überhaupt nur auf 50—60 m sehen kann — keineswegs, daß die Rettungsboote „heil und unbeschädigt abgekommen waren". Äußerlich kaum wahrnehmbare Beschädigungen des Bootes, bei denen zunächst das Boot noch eine Zeitlang schwimmen bleiben kann, können nach wenigen Minuten schon ein Vollaufen bewirken. Dazu kamen die ebenfalls von mir ausführlich geschilderten anderen Gefahren durch Getroffenwerden von emporschießenden Schiffstrümmern, Rammen von schwimmenden Masten mit schwerem Eisenbeschlag, Überranntwerden von anderen Fahrzeugen usw.

Ich fasse zusammen: Mit Sicherheit erwiesen ist im Gegensatz zu der Annahme des Gerichtes für den Fachmann keineswegs, daß kurz nach dem Untergang mindestens drei heile und unbeschädigte Boote noch vorhanden waren. Auch der Zeuge Hickmann wird mit Sicherheit nicht sagen können, ob sein Boot in einem Zustande sowohl personell wie materiell war, daß es hätte gerettet werden müssen. Die Möglichkeit, daß es kurz nach Hickmanns Anbordnahme durch U 86 irgendeiner Beschädigung zum Opfer fiel, ist jedenfalls nicht gering einzuschätzen. Das Gericht hat nach meiner Ansicht sich zu sehr daran gehalten, daß die See ziemlich ruhig war, und daher die weit größeren Gefahren, die den Booten sonst noch drohten, außer acht gelassen oder zu wenig berücksichtigt. Wie

viele Fälle sind uns bekannt, daß von bei Tage wirklich in voll seetüchtigem Zustand zu Wasser gekommenen Booten bei ebenfalls ruhiger See auch nur ein Boot gerettet wurde. Diese Gefahren und Zufälle der Seefahrt kann eben nur der Fachmann richtig einschätzen.

2. Die Urteilsbegründung besagt bezüglich des angeblichen Rammversuchs: Die Frage bedarf in diesem Zusammenhang indes keiner Entscheidung, da die beiden Angeklagten, selbst wenn der Kommandant des U-Bootes ein Rettungsboot damals schon hätte in Grund bohren wollen, dafür nicht verantwortlich gemacht werden können. Die Beweisaufnahme hat keine Anhaltspunkte dafür ergeben, daß sie bei der Führung des Bootes in diesem Zeitpunkt irgendwie mitgewirkt haben.
3. Vorgänge beim Schießen mit dem 8,8 cm.

   Das Gericht stellt fest:

   a) Die beiden ersten Schüsse fliegen über das Kapitänsboot hinweg. Dann wurde in anderer Richtung gefeuert.
   b) Im ganzen fielen 12—14 Schuß.
   c) Es wurde, wie auch in meinem Gutachten gesagt, auf ganz nahe Ziele gefeuert, und zwar lediglich mit dem Heckgeschütz.
   d) Nach Beendigung des Feuers tauchte das U-Boot nicht unter, setzte vielmehr seine Fahrt über Wasser fort.

   Diese Feststellungen decken sich durchaus mit meinem Gutachten.
4. Das Gericht zieht folgende Schlußfolgerungen:

   a) Zunächst ist die Annahme von der Hand zu weisen, daß auf ein in der Nacht plötzlich auftauchendes Fahrzeug geschossen worden ist. Zwar . . . .
   b) Aber es bleibt unerklärlich, warum, wenn wirklich ein Feind in der Nähe war, das U-Boot nicht alsbald nach dem Schießen getaucht ist, um sich so auf die sicherste Weise dem gegnerischen Angriffe zu entziehen usw.
   c) In Verbindung mit dem Geschützfeuer gewinnt also das Unterlassen des Tauchens doch eine nicht unerhebliche Bedeutung, wenn auch usw.
   d) Daß Patzig sich durch einen auf dem Wasser schwimmenden Gegenstand hätte täuschen lassen, erscheint bei einem so erfahrenen Kommandanten wie Patzig als ein seltener Fall. Wenig wahrscheinlich sei es, daß ein solcher Irrtum ihn zum Schießen veranlaßt haben sollte.

Hierzu ist zunächst vom U-Boots-Standpunkt aus zu sagen, wie ich das auch in meinem Gutachten ausgeführt habe: Daß ein Feind nicht da war, hat der Tatbestand insofern erwiesen, als andernfalls sich ein Gefecht entwickelt hätte, das nicht einseitig vom U-Boot ausgeführt worden wäre. Daß auch der erfahrenste Kommandant solchen Täuschungen wie zu d) erlag, und zwar nicht selten, wird mir nicht nur jeder deutsche, sondern auch englische U-Boots-Kommandant bestätigen. Bauten die Engländer doch auf dieser Tatsache sogar U-Boots-Fallen auf — mit Erfolg, wie das Abschießen von U 6 beweist. Namentlich aber Segelboote, wie hier die Rettungsboote, erweckten immer wieder in dunkler Nacht nicht nur, sondern sogar am hellen Tage den Anschein von U-Booten und dergleichen. Ich selbst habe in einem Falle am Tage um ein Haar das Feuer auf die segelnden Rettungsboote eines eben versenkten Dampfers eröffnen lassen in der Annahme, es seien zwei englische mit dem Dampfer als Falle zusammenarbeitende U-Boote. Damals war ich bereits 1½ Jahre U-Boots-Kommandant. Gerade nach einem durchgeführten U-Boots-Angriff in Erwartung der Gegenwirkung unterliegt man solchen Täuschungen noch leichter als sonst. Das Feuern unterblieb nur deshalb, weil die Geschützbedienung nicht am Geschütz war und erst heraufgeholt werden mußte. Bis sie

fertig war, hatte ich den Irrtum erkannt. Wäre damals das Geschütz besetzt gewesen, so hätte ich gefeuert — und dann wäre wieder das „Verbrechen, harmlose Rettungsboote beschossen zu haben", fertig gewesen.

Daß auch den Engländern solche Verwechslungen passierten, beweist die Tatsache, daß allein drei englische U-Boote durch englische Streitkräfte abgeschossen worden sind.

Daß also U 86, falls es ein solches Rettungsboot in dunkler Nacht für ein feindliches U-Boot oder dergleichen hielt, mit dem besetzten Geschütz sofort Feuer eröffnete, hat für den Fachmann nicht nur nichts Überraschendes, Auffallendes, sondern ist ganz selbstverständlich. Bei einer Begegnung mit dem Feind heißt es für das U-Boot schnell handeln, eher schießen als der Gegner, und ihn möglichst vernichten, ehe er Zeit hat, wiederzuschießen. Daß da also 12—14 Schuß fielen, ist nicht auffallend.

Auch bleibt immer die Möglichkeit offen, daß das Schießen — ob absichtlich oder versehentlich — nicht auf ein für einen Feind gehaltenes Rettungsboot gerichtet war, sondern auf ein Trümmerstück (Schweinestall usw.). Jedenfalls ist nicht bewiesen, daß nur ein Rettungsboot als Ziel in Frage kam.

Und ob dieses Trümmerstück oder Rettungsboot getroffen wurde, bleibt auch noch eine offene Frage.

Daß Patzig nicht tauchte nach dem Schießen, ist für den Fachmann eine Selbstverständlichkeit, denn da keinerlei Gegenwirkung erfolgte, mußte die Annahme, einen Feind vor sich zu haben, falscher Alarm sein, also lag auch nicht der mindeste Grund vor, zu tauchen. Hierbei sei ferner bemerkt, daß in dunkler Nacht — am 28. 6. war Neumond — Tauchen keineswegs, wie das Gericht annimmt, das Mittel ist, um sich „auf die sicherste Weise" dem gegnerischen Angriff zu entziehen. In einer Neumondnacht sieht man nur auf wenige hundert Meter einen Dampfer oder Zerstörer als Schatten, einen kleineren Gegenstand oft erst, wenn bereits die Gefahr des Zusammenstoßes da ist. Diese Entfernung hat ein Gegner natürlich in kürzester Zeit, 20—30 Sekunden, zurückgelegt. Da wäre das Tauchmanöver noch gar nicht beendet, und man wäre am sichersten der Vernichtung ausgesetzt. Da ist es besser, im Vertrauen darauf, wie schnell man in so dunkler Nacht aus Sicht verloren wird, einen Kreis zu schlagen oder doch abzudrehen und in anderer Richtung über Wasser davonzulaufen.

Welches Mittel anzuwenden ist, um sich auf dem U-Boot einer Gefahr zu entziehen, ist Sache der besonderen Umstände, des Schneids, der Erfahrung, der Ansicht des jeweiligen Kommandanten und der Örtlichkeit. Eine Regel hierfür gibt es nicht.

Patzig war ein besonders schneidiger Kommandant, der jedenfalls einen Feuerangriff auf den Gegner eher ausführte als ein Tauchen, das ihm die Möglichkeit benahm, dem Gegner dann noch zu schaden.

Im übrigen weise ich, wie auch schon in meinem Gutachten, nochmals darauf hin, daß viel seltener, als der Laie annimmt, getaucht oder unter Wasser marschiert wurde.

Ich fasse zusammen: Das Geschützfeuer sowohl wie das darauffolgende Überwasserbleiben hat durchaus nichts Auffälliges. Daß hierbei nur mit dem Heckgeschütz gefeuert wurde, war selbstverständlich, da man dem vermuteten Gegner sofort das Heck zudreht.

5. Die Urteilsbegründung sagt: Ausgeschlossen erscheint ein auf solchem Versehen (Ziffer 4 d) beruhendes Verhalten Patzigs, wenn man die Umstände erwägt, die für ein absichtliches Beschießen der Rettungsboote sprechen.

Begründung: a) Aussage Chapman,
b) Aussage Popitz, Knoche,
c) Verhalten der Angeklagten,
d) Verhalten Patzigs,
e) Schweigegebot für die Mannschaft,
f) Aussage des Sachverständigen.

Als Sachverständiger habe ich mich eines Werturteils zu enthalten, ob die Bewertung der Punkte a—d auch anders hätte erfolgen können. Ich stelle hierzu nur fest, was ja nur subjektiv richtig zu sein braucht, daß ich mir das Schweigen der Angeklagten und das Fernbleiben Patzigs erklären kann, ohne daß dieses Verhalten sie belasten muß.

Zu den einzelnen Ausführungen ist zu bemerken, daß es ein Irrtum ist, daß der Posten des Zeugen Popitz im Falle eines Gefechtes bei „Mannschaft auf Tauchstationen" oben an Deck war.

Zum Schweigeversprechen ist zu sagen: Wollte Patzig verhindern, daß die Versenkung der Llandovery Castle irgendeiner Seele in Deutschland bekannt wurde, so mußte er der Mannschaft dieses Versprechen abnehmen. Da er die Versenkung im Interesse der deutschen Regierung verheimlichen wollte, hätte Umänderung des Kriegstagebuches und der Wegekarte nicht genügt. Denn hätte ein Mann des Bootes überhaupt etwas verlauten lassen über die Versenkung, so wäre dies nur zu leicht bei dem Interesse, das der Fall erweckte, zur Kenntnis einer verantwortlichen Stelle gekommen, und damit wäre eingetreten, was Patzig verhindern wollte: die deutsche Regierung hätte nicht die Versenkung durch ein deutsches U-Boot in Abrede stellen können.

Jede U-Boot-Mannschaft unterhielt sich natürlich mit der eines zurückgekehrten U-Bootes über Erlebnisse, namentlich über Namen und Tonnage der versenkten Schiffe, und hätte nur ein Mann den Namen Llandovery Castle erwähnt, so hätte sich das sofort wie ein Lauffeuer verbreitet, namentlich wo Patzig genau wissen mußte, daß jedes heimkehrende U-Boot gefragt werden würde, ob es die Llandovery Castle versenkt hätte.

Das Schweigegebot Patzigs haben die Zeugen Knoche und Popitz nach ihren eidlichen Aussagen nur auf die Torpedierung bezogen, nicht aber, wie das Gericht annimmt, auf die angebliche Beschießung der Rettungsboote.

Und nun betone ich hier nochmals, wie bereits in meinem Gutachten, daß für den Laien vieles zu Ungunsten Patzigs sprechen mag. Das Fehlen der Aussage jedes deutschen Augenzeugen läßt gar keine andere Möglichkeit zu, als eine Konstruktion, wie sich der Fall abgespielt haben mag. Das scheinbar ungünstige Dunkel über den Vorgängen löst sich aber nach meiner Ansicht durchaus auf, wenn man die Erklärung meines Gutachtens dem Fall zugrunde legt. — Ich habe gesagt, ob ich mit meiner Erklärung das Richtige getroffen habe, kann ich natürlich auch nicht sagen, da die Augenzeugen schweigen. Es ist nach meiner Ansicht aber möglich, daß auch noch andere Lösungen denkbar wären, z. B. Weigerung eines Rettungsbootes, längsseit von U 86 zu kommen. Ich persönlich bin nicht der Meinung, daß etwas passiert ist, was das Licht zu scheuen hätte, allein schon, weil viel zu viel triftige Gründe dagegen sprechen. Das möchte ich hier ausdrücklich feststellen, weil die Urteilsbegründung einen anderen Eindruck erwecken kann. Welche beweiskräftigen Gründe gegen die Tat sprechen, sei unten zusammengefaßt.

Das Gericht spricht von meinem „Erklärungsversuch, der auf ein fahrlässiges Handeln Patzigs hinausläuft". Inwiefern mein Erklärungsversuch auf ein fahrlässiges Handeln Patzigs hinausläuft, bleibt mir unverständlich. Nach

meiner Ansicht kann keine Fahrlässigkeit (also fahrlässige Tötung) darin liegen, wenn Patzig, im Glauben, das segelnde Rettungsboot sei ein U-Boot oder U-Bootsjäger, Feuer darauf eröffnet, das Boot trifft und nun erst erkennt, daß der vermeintliche U-Bootsjäger ein Rettungsboot ist. Ich würde ihm einen Vorwurf daraus machen, wenn er nicht alles getan hätte, um einen vermeintlichen Feind zu vernichten. Daß eine solche Verwechslung solche Folgen hat, kann doch nie und nimmer dem Kommandanten als fahrlässige Tötung zur Last gelegt werden. (Vgl. meine Ausführungen zu Ziffer 4.)

6. Meinen Einzelbedenken, die ich gegen die Annahme eines vorsätzlichen Handelns vorbringe, ist durchschlagende Beweiskraft nicht beizumessen, sagt die Urteilsbegründung.

Meine Einzelbedenken — für mich als Sachverständigen sehr schwerwiegender Natur — waren:

a) Patzig mußte damit rechnen, daß die Versenkung der Llandovery Castle bereits bei seinem Auftauchen nach dem Angriff in England bekannt war, nämlich durch das übliche Seenotsignal, worin Name des Schiffes, Art des Angriffs und Standort angegeben wurden. Daß der Feind also erfuhr, daß Cl. C. versenkt wurde, konnte er nicht mehr verhindern.

b) Daß es für England im Kriege ohne Belang war, welches deutsche U-Boot die Versenkung ausgeführt hatte, liegt auf der Hand.

c) In dunkler Nacht, wo man erst auf 50, höchstens 100 Meter ein Rettungsboot sehen, also auch erst dann darauf schießen konnte, die Rettungsboote zu versenken, war ein aussichtsloses Beginnen, wie sich ein Kommandant von Patzigs Qualitäten ohne weiteres sagen mußte. Er konnte nicht wissen, wie viele Boote auf dem Wasser schwammen, er mußte damit rechnen, daß sie schon nach kurzer Zeit weit voneinander entfernt sein mußten, wodurch also ein „Finden" sämtlicher (wie vieler?) Boote eines so großen Dampfers außer Bereich der Möglichkeit lag. Das Schießen begann erst etwa ½ Stunde nach dem Untergang.

d) Beschießung mit dem Geschütz, wodurch er die zu erwartende feindliche Gegenwirkung aus weiter Entfernung auf den Plan rief und damit sein eigenes Vorhaben stören mußte, war das allerungeeignetste Mittel.

e) Mit dem Geschütz bei Nacht auf ein so kleines Ziel, wie ein Rettungsboot schießen, bietet nur geringe Erfolgsaussichten. Andere Mittel — Handgranaten, Rammen, Pistolenfeuer — waren wirksamer.

f) Aber auch bei Anwendung jedes Mittels mußte er damit rechnen, daß auf Flößen oder Balkenstücken einzelne Menschen übrig blieben, die schon nach kurzer Zeit von Bewachern usw. hätten geborgen werden können. Dann aber war alles Zerstörungswerk nicht nur umsonst, dann lag ein Fall vor, den England gründlich ausschlachten konnte.

g) Patzig hatte an Bord zwei englische Gefangene, die wußten, daß die Cl. C. von U 86 versenkt war. Dann hätte er diese vor Beginn des ihm unterstellten Vernichtungswerkes auf das Kapitänsboot abgeben müssen, um auch diese Zeugen zu beseitigen.

Ich glaube nicht zuviel zu sagen, daß jeder Fachmann, auch jeder englische U-Boot-Kommandant, ein solches Unterfangen als von vornherein zur Aussichtslosigkeit verdammt bezeichnen würde.

h) Es bleibt völlig unverständlich, wenn Patzig wirklich die Rettungsboote hätte versenken wollen, daß er dann nicht das Kapitänsboot, das er bereits zweimal untersucht hatte, dessen Standort er also kannte, nicht zuerst vernichtet

hat. Denn das Feuer begann ja kurz nach dem letzten Begegnen mit dem Kapitänsboot.

Daß das Feuern nicht dem Kapitänsboot gegolten haben kann, ist für jeden Sachverständigen klar, denn wenn schon nach Zeugenaussagen das Rettungsboot das U-Boot, wie durchaus verständlich, auf den Abstand von 400 bis 1800 Metern (die Angaben der Zeugen schwanken) nicht sah, nur am Aufblitzen der Schüsse seinen Standort erraten konnte, konnte erst recht nicht das U-Boot auf für eine dunkle Nacht so riesige Entfernung das Rettungsboot sehen. Also konnte es auch nicht auf das Rettungsboot schießen; zudem fielen in dieser Richtung nur zwei Schuß, die naturgemäß nicht trafen, weil sie ihm gar nicht gelten konnten. Auf 400 Meter zudem — selbst wenn das Rettungsboot zu sehen gewesen wäre — mit dem Geschütz auf ein so kleines Ziel zu feuern, war von vornherein zur Erfolglosigkeit verurteilt.

Nach Ansicht des Gerichts beweist die früher gefallene Drohung an das Kapitänsboot, wenn es nicht herankäme, werde mit „grobem Geschütz" gefeuert werden, daß es nahe lag, die Boote zu beschießen.

Der Fachmann wird diesen Schluß keineswegs daraus ziehen. An die Rettungsboote wurde, dank den englischen U-Bootsfallen, stets mit darauf gerichtetem Geschütz herangefahren, und an dieser absolut nicht seltenen Ermahnung, den Befehlen des U-Bootes sofort nachzukommen, wird kein Fachmann irgendetwas Auffallendes finden und daher auch diesen vom Gericht gezogenen Schluß nicht verstehen. Rettungsboote machten häufig in dunkler Nacht den Versuch, sich der Befragung durch U-Boote zu entziehen. Die Begründung fährt dann fort: „Wenn ihm trotzdem das Kapitänboot entgangen ist, so findet das in der nächtlichen Dunkelheit seine Erklärung." „Die Zahl der Boote und die Gegend, in der sie sich befinden mußten, hatte Patzig durch das vorhergehende längere Zeit in Anspruch nehmende Umherfahren festgestellt."

Der Fachmann muß hierzu sagen, daß eine solche „Feststellung" in einer Neumondnacht nicht möglich ist.

An anderer Stelle sagt die Begründung: „Die Aussicht, in der dunklen Nacht aller Boote habhaft zu werden, war nur gering."

Hier liegt ein innerer Widerspruch zu dem unmittelbar vorhergehenden Satz. Konnte man die Zahl der Boote in dunkler Nacht feststellen und die Gegend, wo sie sind, d. h. also wohl ihren Standort, dann hätte gerade das in der Nähe des U-Bootes befindliche, eben noch gesehene Kapitänsboot gefunden werden müssen und wäre seiner Vernichtung nicht entgangen. Im übrigen vergleiche 6c.

„Die an Bord des U-Bootes befindlichen Gefangenen konnten über die Vorgänge keine bestimmten Wahrnehmungen machen", und weiter „zumal sie ja erst nach Kriegsende in der Lage sein konnten, das, was sie gehört und gesehen, zu verbreiten."

Hierzu ist zu sagen, daß die Gefangenen wußten, daß die Cl. C. von U 86 versenkt war (s. ihre Zeugenaussagen), und daß sie sehr wohl in der Lage waren, dies vor Kriegsende nach England zu melden. Die Durchbringung solcher Nachrichten von Gefangenen aus dem Gefangenenlager nach der Heimat kann, wie die Kriegserfahrung zeigt, auch die schärfste Briefzensur nicht verhindern. Wir hatten oft schon nach wenigen Wochen von gefangenen U-Bootsmannschaften genaue Nachrichten über die Art, wie das U-Boot verlorengegangen war, welche Dampfer sie vorher noch versenkt hatten usw.

„Patzig wollte sie (die Versenkung der Llandovery Castle) verheimlichen und deshalb verhindern, daß eine Nachricht davon nach England käme."

Hierzu verweise ich nur auf mein Gutachten 6a, g und das eben Gesagte. Die Schlußfolgerung der Urteilsbegründung „wären die Boote nicht dem Geschützfeuer zum Opfer gefallen, so hätten sie von den sie suchenden Kriegsschiffen noch gefunden werden müssen" wird der Seemann — nicht nur der U-Bootsoffizier — nicht als richtig anerkennen können, denn dann hätten die Kriegsschiffe doch wenigstens Trümmer der Boote und vor allem des Dampfers finden müssen, die trotz Schießens schwimmen geblieben wären. Als das Suchen nach mehreren Tagen einsetzte, konnten aber noch vorhandene Rettungsboote längst in einem anderen Seegebiet sein, wo die Kriegsschiffe gar nicht suchten. Das aufgefundene Kapitänsboot hatte sich ja auch bereits 70 Seemeilen von der Untergangsstelle entfernt, und das war bereits 24 Stunden vor dem Suchen der Fall.

7. Ich komme jetzt zu dem Hauptpunkt, der für das Gericht die Mitschuld der Angeklagten Dithmar und Boldt beweist.

Die Urteilsbegründung sagt: „Für die Beschießung der Rettungsboote können nur die Personen verantwortlich gemacht werden, die sich damals an Deck des U-Bootes befunden haben", und weiter unten: „Die Angeklagten haben sich mithin während des Schießens auf die Beobachtung beschränkt. Auch der Sachverständige Saalwächter nimmt an, daß sie Ausguck gehalten haben. Diese Tätigkeit muß sich nach der Sachlage (?) auf die Rettungsboote erstreckt haben, die beschossen wurden. Durch Meldungen über ihren Standort, ihr Näherkommen oder Sichentfernen und ähnliches mehr haben die Angeklagten das Schießen auf jene unterstützt und gefördert. . . . Somit fällt den Angeklagten die Vernichtung der Rettungsboote mit zur Last."

Im Gegensatz zu meinem Gutachten sei einmal angenommen, Patzig habe wirklich die Rettungsboote als solche vorsätzlich beschossen. Dabei hatten die Angeklagten „Ausguck". Ausguck aber bedeutet etwas ganz anderes, als das Gericht trotz meiner ausführlichen Ausführungen über diese Tätigkeit annimmt. Wer „Ausguck" hat, ist „Posten" im Sinne des Mil.-Str.-G.-B.

Für den Posten Ausguck gelten laut Vorschrift (Dienst an Bord Ziff. 1658) die für Posten unter Gewehr bestehenden Strafbestimmungen. Diese Vorschrift besagt weiter in Ziffer 1663: „Die Ausguckposten haben auf alles zu achten, was außerhalb des Schiffes vorfällt oder in Sicht kommt, namentlich auf Schiffe, Brandung . . . usw. Sobald sie dergleichen bemerken, haben sie dies . . . zu melden und die Meldung so lange zu wiederholen, bis sie beantwortet wird. Mit der Meldung zugleich ist die Richtung, in der sich der bemerkte Gegenstand befindet, in Graden anzugeben."

Von der Befolgung dieser Vorschrift hing, wie ich in meinem Gutachten besonders betont habe, die Sicherheit des U-Bootes und das Leben der gesamten Besatzung ab.

Die Angeklagten hatten also die Pflicht, jeden in Sicht kommenden Gegenstand, also auch Rettungsboote zu melden, wenn sie nicht mit dem Strafgesetz in Konflikt kommen wollten. Nun spielt sich zudem die Ausguckttätigkeit in dunkler Nacht anders ab, als das Gericht annimmt. Irgendein Schatten, ein dunkler oder heller Fleck, ein unbestimmbarer Gegenstand kommt zunächst in Sicht — dieses Insichtkommen wird sofort gemeldet, etwa in der Form: „245° ein dunkler Fleck." Oft muß schon auf diese Meldung hin der Kommandant des Bootes etwas veranlassen, z. B. abdrehen, Fahrt vermehren, darauf zuhalten usw. Was er tut, hängt von den Umständen und seinem Entschluß ab. Der Ausguckposten hat nun den beobachteten Gegenstand weiter im Auge zu behalten und zu melden, sobald etwas Näheres über ihn auszumachen ist, z. B.

„anscheinend Fischdampfer" oder „über dem Gegenstand eine Rauchwolke oder ein heller Fleck" u. dergl., bis der Charakter des gesichteten Objektes festzustellen ist. Der Ausguckposten darf sich mit nichts anderem beschäftigen, als mit dem Ausgucken und Melden seiner Beobachtungen, damit seine Aufmerksamkeit von der Ausübung seiner Tätigkeit keineswegs abgelenkt wird. Die Instruktion für den Ausguckposten lautet deshalb auch dahin, daß ihm jede Unterhaltung verboten ist, daß er bei Ansprechen durch einen Vorgesetzten jede sonst vorgeschriebene Haltung nicht einnehmen darf, daß er also das ihm zugewiesene Ausguckfeld weiter zu beobachten hat und sich z. B. nicht nach dem etwa hinter ihm stehenden Vorgesetzten umdrehen darf, um seine Beobachtung zu melden oder die Frage des Vorgesetzten zu beantworten. Für so wichtig wurde und wird noch heute die Tätigkeit des Ausguckes gehalten.

Übernimmt die weitere Beobachtung des gesichteten Gegenstandes der Kommandant, so hat sich der Ausguckposten wieder der Beobachtung des ihm zugewiesenen Ausguckfektors zuzuwenden und ist für die weitere Beobachtung des gesichteten Gegenstandes nicht mehr verantwortlich.

Bei Artilleriegefechten eines U-Bootes mit bewaffneten Dampfern usw. wurde ganz besonders scharf darauf gehalten, daß z. B. der Ausguckposten, der den Ausguck nach der anderen Seite als der, auf der das Gefecht geführt wurde, hatte, stets nur nach dieser Seite sah und nicht etwa nach dem beschossenen Dampfer, damit Gefahren, die von der anderen Seite kommen konnten, im Interesse der Sicherheit des Bootes rechtzeitig erkannt wurden, und es wurde mit scharfen Maßnahmen durchgegriffen, falls er sich durch das begreifliche Interesse an dem Gefechtsverlauf verleiten ließ, nach einer anderen Richtung zu sehen, als ihm befohlen war. Denn die Sicherheit des Bootes und seiner Besatzung mußte allem anderen voranstehen. Jedes U-Boot stellte bei den großen U-Bootsverlusten des Jahres 1918 einen so wichtigen Faktor für die Kriegsentscheidung dar, daß gerade auf die Ausguckttätigkeit der größte Wert gelegt wurde und jede Pflichtverletzung hierbei schärfer als sonst geahndet werden mußte.

Was also der Kommandant auf die Meldung des Ausguckpostens hin veranlaßte, welche Maßnahmen er ergriff, ob er Feuer eröffnen ließ oder nicht, ging den Ausguckposten gar nichts an, ja durfte ihn nichts angehen, weil der Ausguckposten sich durch nichts von dem Wachen über die Sicherheit des U-Bootes und seiner Besatzung abbringen lassen sollte. Die Verantwortung des Ausguckpostens war also lediglich auf die pflichtmäßige Ausübung dieser speziellen Tätigkeit beschränkt. Nun sagt die Urteilsbegründung, durch das Ausguckhalten haben die Angeklagten das Schießen auf die Rettungsboote unterstützt und gefördert und leitet daraus ihre Mitverantwortlichkeit ab.

Es war ihre Pflicht, Ausguck zu halten. Hätten sie diese Pflicht verweigert oder nicht erfüllt, so hätten sie sich gegen die Bestimmungen des Mil.-Str.-G.-B. vergangen und wären mit Recht wegen schweren Postenvergehens — und zwar vor dem Feinde! — bestraft worden. Die Angeklagten konnten und durften also gar nicht anders handeln, als sie gehandelt haben. Den mit dem U-Bootsleben und dem militärischen Dienst und seinen Pflichten vertrauten Angeklagten konnte daher auch gar nicht der Gedanke kommen, daß sie sich durch Ausübung ihrer Pflicht mitschuldig machen könnten an der vom Gericht als festgestellt angenommenen Beschießung der Rettungsboote, für die der Kommandant allein verantwortlich zu machen wäre.

Selbst wenn ihnen aber der Gedanke gekommen wäre, wie hätten sie die Beschießung der Rettungsboote verhindern können?

Nur durch Verletzung ihrer Postenpflicht. Denn jeder U-Bootsmann wird bestätigen, daß ein Einspruch der Wachoffiziere notwendigerweise nicht ohne Ablenkung der Aufmerksamkeit von ihrer Ausguckpflicht möglich war, namentlich nicht in so dunkler Nacht, wo ununterbrochen angespannteste Aufmerksamkeit doppelt notwendig war.

Falls also ein solcher Widerstreit der Pflichten in den Wachoffizieren überhaupt vor sich gegangen ist, mußte nach meiner sachverständigen Ansicht die Pflicht siegen, die der Sicherheit des deutschen U-Bootes und seiner Besatzung diente. Eine andere Lösung gab es nach meinem sachverständigen Urteile nicht. Daher sind nach meiner Ansicht auch die Schlußfolgerungen, die das Gericht aus seiner falschen Auffassung über das Wesen und die Pflichten des Ausguckes zieht, irrig: „Sie (die Angeklagten) mußten sich daher seiner Befolgung (des Befehls von Patzig) entziehen. Da sie es nicht getan, sind sie strafbar."

Da sich die Angeklagten ohne Verletzung einer höheren Pflicht der Befolgung des angeblichen Befehls von Patzig nicht entziehen konnten, schließt dies nach meiner Ansicht eine Strafbarkeit aus. Daß im übrigen kein Wachoffizier jemals auf den Gedanken einer Gehorsamsverweigerung gekommen wäre und gekommen ist, habe ich ausführlich gutachtlich betont. Damit ist für mich erwiesen, daß das Urteil ein Fehlspruch ist, weil das Gericht die vorliegenden Verhältnisse richtig einzuschätzen aus Mangel an Sachkunde nicht in der Lage war.

8. Es muß aber noch auf einige andere nach meiner Ansicht irrtümliche Auffassungen der Urteilsbegründung eingegangen werden.

a) Nach meiner Ansicht läßt sich praktisch nicht feststellen, wann im U-Bootskrieg eine von einem U-Boot vorgenommene Handlung eine Kampfhandlung war und wann nicht. Das kann freilich nur der verstehen, der den U-Bootskrieg und die Verhältnisse auf einem U-Boot aus eigener längerer Erfahrung kennt.

b) Das Gericht stellt fest, daß „die Möglichkeit hier ausscheidet, daß Patzig seine Befehle mit der Waffe in der Hand durchgesetzt haben würde", und begründet dies damit: „Wäre Patzig bei seinen Untergebenen auf Widerspruch gestoßen, so hätte er von seinem Vorhaben Abstand nehmen müssen, da dann sein Ziel — Verheimlichung der Torpedierung der Llandovery Castle — unerreichbar geworden wäre."

Ich stelle demgegenüber fest, daß Patzig sich auch durch das Abraten des Oberleutnants z. S. Dithmar nicht davon abhalten ließ, den Torpedoschuß auf Llandovery Castle zu feuern.

Ich behaupte aus der Kenntnis der Persönlichkeit Patzigs heraus, daß er eine Gehorsamsverweigerung der Wachoffiziere nicht hingenommen, daß er seinem Befehl unbedingt Gehorsam verschafft hätte, wäre es auch nur deshalb gewesen, um eine solche militärisch unmögliche Absicht ein für allemal im Keime zu ersticken.

c) Unverständlich bleibt mir aber die Schlußfolgerung des Gerichtes, daß durch eine solche Gehorsamsverweigerung Patzigs Ziel unerreichbar geworden wäre. Daß dies Ziel sowieso unerreichbar war, habe ich unter Ziff. 6 dargelegt. Wer kann aber mit Sicherheit behaupten, daß die Wachoffiziere trotz ihrer vom Gericht als notwendig bezeichneten Drohung diese auch wahr gemacht hätten, wenn Patzig trotzdem auf Durchführung seiner angeblichen Beschießung der Rettungsboote bestanden hätte, die er ja lediglich mit dem Geschützführer hätte ausführen können? War die angebliche Tat dann getan, so hätten die Wachoffiziere auf ausdrücklichen Wunsch des Kommandanten sicher geschwiegen, wie ja auch die Besatzung zu niemandem etwas über die

Vorgänge der Torpedierung geäußert hat, nachdem der Kommandant sie zum Schweigen verpflichtet hatte.

d) Während das Gericht beim Unterwasserangriff auf Llandovery Castle, sowie dem angeblichen Rammversuch lediglich den Kommandanten als den Alleinverantwortlichen bezeichnet, die ihm bei Durchführung des nach Ansicht des Gerichts unrechtmäßigen Angriffs behilflichen Wachoffiziere bzw. den Steuermann von jeder Mitverantwortlichkeit entlastet, stellt das Gericht die Mitverantwortlichkeit der Angeklagten bei dem angeblichen Beschießen der Rettungsboote aus der Tatsache des Ausguckhaltens fest. Ich habe in Ziff. 7 mein Gutachten bereits niedergelegt, daß aus der Tatsache des Ausguckhaltens eine Mitverantwortlichkeit der Ausguckposten nicht geschlossen werden darf.

Die verschiedenartige Auffassung des Gerichts in den gegenübergestellten Fällen ist für den Fachmann unverständlich. Wenn das Ausguckhalten als „Schmierestehen" zur Deckung der Tat, also als Beihilfe, angesehen wird, müßte es auch das Abfeuern des Torpedos sein, das der Kommandant zwar befahl, das aber durch Druck auf den elektrischen Knopf von dem Wachoffizier oder Steuermann ausgeführt wurde.

Letzten Endes wäre, so wie die Urteilsbegründung lautet, überhaupt jeder zur Rechenschaft zu ziehen, der nicht durch Verweigerung irgendeiner Tätigkeit den Kommandanten an der Ausführung seiner angeblichen Tat verhindert hätte, sofern ihm das Unrechtmäßige der angeblichen Tat des Kommandanten zum Bewußtsein gekommen wäre. Da solche Verweigerung einer pflichtmäßigen Tätigkeit aber eine Gefahr für U-Boot und seine Besatzung, ja das eigene Leben bedeutet hätte, so hat ganz naturgemäß keiner der Besatzung von U 86 sich einer solchen Pflichtverweigerung schuldig machen wollen.

9. Aus Vorstehendem ergibt sich für mich, daß das Gericht aus Mangel an Sachkenntnis und Erfahrung in den militärischen-seemännischen Fragen, namentlich des U-Bootkrieges, wohl subjektiv richtig geurteilt hat, objektiv aber falsch. Ich halte das Urteil vom fachmännischen Standpunkt für einen Fehlspruch.

Ich habe ferner die Überzeugung gewonnen, daß, da trotz meines ausführlichen und, wie ich glaube, klaren und verständlichen Gutachtens die Urteilsbegründung soviel fachmännisch falsche Gesichtspunkte enthält, auch der klarste Sachverständige nie imstande sein wird, dem Gericht eine solche Grundlage für seine Urteilsfindung zu geben, daß eine objektiv richtige Urteilsfällung möglich ist.

Der Tod ist ein Spiegel

Novelle

von

Bernd Isemann

Seit zwei Tagen erst befand sich ein junger Mann, mit Vornamen Leodgar, der Nachname tut nichts zur Sache, in der kleinen Universitätsstadt, die ihm sein Vater zu seinem Studium ausgewählt hatte. Er sollte seine juristische Laufbahn möglichst

rasch hinter sich bringen, denn die Familie Leodgars verfügte nur über ein kleines Vermögen, in das sich eine Schwester und noch ein jüngerer Bruder zu teilen hatten.

Es war das erste Mal, daß er sich für längere Zeit von Hause entfernte, und er hatte nur zu viel noch mit jener Ängstlichkeit und Schüchternheit zu kämpfen, die eine Beigabe des Gymnasiums zu sein pflegt. Indessen war es ihm geglückt, bei einer Büglerin ein nicht zu teures Zimmer zu bekommen; den ersten Tag, bis sein Koffer eingetroffen war, hatte er mit einem Gang durch die Straßen und Museen der Stadt verbracht, und am zweiten hatte er seine Sachen säuberlich an Hand eines Inventarzettels in Schrank und Kommode eingeräumt. Jetzt blieb noch die Kiste auszupacken, in der seine Bücher gekommen waren. Sie trug ein starkes Vorlegeschloß, aber Leodgar fehlte der Schlüssel. Er glaubte sich genau zu erinnern, ihn an seinen Schlüsselbund getan zu haben; es fand sich aber kein passender darunter. Da auch keiner der anderen Schlüssel paßte, so viel er durchprobierte, so beschloß er ein Letztes zu versuchen, ehe er das teure Schloß aufbräche. Er erinnerte sich, in einer der Straßen, durch die er am Abend gegangen war, in einen niedrigen Laden hineingeschaut zu haben, hinter dessen schmutzigem Glasfenster eine Porzellanschale voll Schlüsseln jeder Art und Größe zu sehen gewesen war. Warum sollte sich unter diesen nicht ein passender finden?

So bosselte er denn mit einem Blättchen Papier einen Abdruck von dem Schlüsselloch des Schlosses, umzog ihn sauber mit Bleistift und machte sich auf den Weg. Es mochte etwa 10 Uhr morgens sein, als er hinaustrat, die Hälfte der Straße lag noch im Schatten; es war eine warme, klare Frühlingssonne, wie sie einem frühen winterlichen Ostern manchmal folgt. Ohne allzuviel Umwege fand er sich auch wirklich zu dem düsteren Gewölbe hin, in dessen Auslage sich rings um die Porzellanschale das seltsamste Durcheinander häufte. Da lagen alte Revolver und Ringe bei Glasperlen und einem Rosafächer, auf den ein Amorettenkranz gezeichnet war, Glühstrümpfe in ihren roten Schachteln und Fahrradteile füllten die Ecken. Auch Glassachen mit fein gebogenen Röhren, davon ein paar zerbrochen, gehörten zu dem krausen Wust.

Leodgar mußte sich bücken, um die drei Stufen in den Laden hinabzusteigen. In der einen Hand hielt er sein Papierchen, in der andern seinen Hut, den er schon unter der Türe abgenommen hatte. Ein alter Mann hantierte an einer Schublade, soviel er sehen konnte, und schien sich im übrigen nicht um seine Ankunft zu kümmern, ja Leodgars Gruß wurde nicht einmal erwidert. Da die Schublade nicht zugehen wollte, so kniete der Alte nieder und schob und zerrte mit Stöhnen, daß der ganze Inhalt, der aus Glasröhren zu bestehen schien, durcheinander klang. Nachdem Leodgar ein wenig gewartet hatte, ging er auf ihn zu und hielt ihm mit einigen erklärenden Worten seinen Zettel hin, während er mit der andern Hand eine Bewegung auf die Schale mit Schlüsseln machte. Jetzt erhob sich der Alte, und Leodgar sah, daß er gar nicht so alt sein konnte, denn in seinem Bart waren noch braune Stellen genug, aber seine Augen hatten Triefen, und sein Mund zeigte nur einige Zahnstummel, die er unausgesetzt mit den Lippen wetzte. „Sie gehören auch

zu denen", sagte er. „Es ist ja kein Wunder, junger Mann. Kommen Sie mit, Sie können sich gleich mit ihr unterhalten."

Leodgar wollte etwas sagen, aber der Alte hatte ihn am Arm gepackt und zog ihn nach der Tiefe des Ladens. Was das sein sollte, mußte sich ja rasch aufklären, und Leodgar war zu schüchtern, einem körperlichen Druck zu widerstehen.

„Die ganze Stadt hat sie, scheint's, hinter sich," sagte er, „ich erfahr' es jetzt. All die jungen Leute haben sie geliebt, sehr geliebt, scheint's, junger Herr." Dabei machte er Bücklinge, als ob ihm Leodgar seinen ganzen Kram abgekauft hätte.

„Ja, ja", sagte Leodgar, um dem Alten erst einmal sein Recht zu lassen. Schon aber war er über einen Gang geführt und in fast absoluter Dunkelheit in ein Zimmer hineingestoßen, das sich gleich wieder hinter ihm schloß. Eine dichte Welle Flieder wogte ihm entgegen, es war das erste, was er bemerkte, dann unterschied er zwei brennende Kerzen zu beiden Seiten eines Kinderbetts, das mit schwarzem Flor dicht behangen war, und auf dem Kissen lag der blonde Kopf einer Toten. Nach all dem Aufwand war nicht daran zu zweifeln, daß sie tot war. Leodgar hatte außer seinem Großvater nie einen Toten gesehen.

Neugierig machte er einen Schritt voran und betrachtete die Tote, deren wächsernes Gesicht von dem blonden, weichen Haar sich abhob, das über Schultern und Brust gelegt war. Jetzt erst, da seine Augen sich an das Düster gewöhnt hatten, sah er, daß das Kissen aus Flieder bestand, daß das Bett übersät mit Flieder war und noch unter dem Flor der Flieder quoll. Kaum daß man die kleinen ineinander gefalteten Hände unter den farbigen Trauben gewahrte. Leodgar überlegte, was der Alte gesagt hatte, und ein besonderes, fast ehrfürchtiges Staunen befiel ihn mit tiefer Rührung. So viel Schönheit lag noch in dem Antlitz der Toten, in der kindlich gewölbten Stirn und den versenkten Schläfen, der kleinen Nase und dem Grübchen im Kinn, während die dunkel ausgeprägten, ruhigen Augenbrauen und der geschlossene Mund Strenge und Unnahbarkeit darüber ausgossen. Unendlich fein aber war die doppelte Linie der Lippen, von denen die obere die Schnellkraft eines Bogens zu haben schien, während die untere der unbedachten Kräuselung eines Blumenblattes ihre Bildung hätte entnommen haben können. Leodgar fand die Tote wunderbar schön und war ganz in ihre Betrachtung versunken.

Da zog eine Bewegung im Dunkel nebenan seine Augen ab, und er begegnete einem zweiten Angesicht, das bei seinem Eintritt aufgeblickt und ihn unverwandt angeschaut haben mußte. Da es aber ohne Regung verharrt war, so hatte er es bisher nicht bemerkt. Beim ersten Blick mußte man die Schwester erkennen, dasselbe Gesicht, nur mehr rund als oval, dieselbe blonde Umrahmung, aber trotz der Tränen lebensvolle Wangen, einen verlegen lächelnden Mund, nebst großen, klugen Augen. Jetzt kannte Leodgar auch die Augen der Toten, und das erfüllte ihn wie mit einer Freude.

Man hätte nicht sagen können, welche von beiden die ältere wäre. Denn der zierlichere Bau der Toten war leicht dem Tod zuzuschreiben, der junge Menschen zu Kindern macht. Das junge Mädchen, in einfaches Schwarz gekleidet, darüber ein

seidener Schal rechts und links von den Schultern herabhing, ging langsam auf Leodgar zu und reichte ihm die Hand. Sie unterdrückte jedes Wort, und auch er schwieg. Indessen blieb sie stehen, als erwarte sie eine Anrede.

In dem Zimmer sah es seltsam aus. Alte, verbrauchte Möbel standen dürftig verteilt, ein kleiner, runder Tisch, den man beiseite geschoben hatte, trug dagegen eine prächtige indische Seidenstickerei, etwas, worauf sich Leodgar zufällig verstand. Eine hohe, silberne Vase in der Mitte quoll von Blumen über. Einige Bücher in prächtigen Lederbänden lagen darauf, als handle es sich um eine Geburtstagsgabe, und während an einigen Stellen die alte Tapete von der Decke herabhing, schmückten Bilder in zum Teil prächtigen Rahmen die Wände. Leodgar konnte bei der trüben Helligkeit, die von den Kerzen ausging, nicht viel erkennen, aber sie waren gewiß nicht schlecht. Wenn er nun aber an den Laden dachte, durch den er soeben geführt worden war, so konnte er nicht verstehen, was dieser Widerspruch zu bedeuten hatte. Er wußte nicht, ob er sich zurückziehen sollte oder bleiben, jedenfalls erschien es ihm ungehörig, seine Aufklärungen anzubringen, die ihm auf der Zunge gelegen hatten. Aufmerksam wandte er sich wieder der Toten und dann der Schwester zu.

„Wie lieblich, wie friedlich", sagte er, und in den Augen der Schwester leuchtete es auf.

„Ja," erwiderte sie, „so lieblich wie im Leben."

„Und wann ist sie gestorben?" fragte er.

„Heute früh um drei Uhr. Sie ist so sanft entschlafen, ich glaube gewiß, sie hat nichts vom Tod gespürt. Eine Stunde vorher sagte sie noch, sie wolle heute früh die Orgel hören — es war eine Verabredung."

„Vielleicht hört sie eine schönere jetzt", sagte Leodgar leise, aber kräftig, damit man die Rührung nicht bemerken sollte, die ihn überkam.

„Das ist wahr. Es ist sehr schön, daß Sie das sagen. Haben sie sie nicht wunderbar geschmückt? Friedrich war um fünf Uhr schon da. Er brachte einen großen Korb voll Flieder. Sie hatten später auch weißen mitgebracht, aber sie haben ihn wieder mitgenommen. Sie sagen, er paßt nicht zu ihr."

„Es ist wahr", bestätigte Leodgar.

„Als der Blutsturz vorüber war, wurde ihr viel wohler. Sie sagte noch gestern, es hätte ihr wohlgetan. Und doch wußte sie, daß sie sterben mußte. Sie wußte es ja schon seit einem Jahr. Niemand glaubte, daß sie solange leben würde. Aber weil sie gar nicht starb, so lebte sie eben. Sie war ja so gut und immer so heiter und lieb."

„Das glaube ich", sagte Leodgar. Das junge Mädchen verbarg ihr Gesicht im Taschentuch und weinte.

„Treten Sie näher", sagte sie dann gefaßter. „Sie werden keine Scheu vor ihr haben. Wenn Sie sie lieben, so werden Sie sich nicht vor ihr fürchten. Sehen Sie doch die armen weißen Händchen."

Leodgar wollte sich eben herüberbeugen, als die Tür leise aufging, und vier Männer eintraten, die allerlei in einem großen Tuch trugen. Unwillkürlich trat

er einen Schritt zurück, er dachte nicht anders, als daß es ein Sarg sei, den sie auf den Boden stellten. Es zeigte sich aber eine Menge Handwerkszeug in einem Waschkorb, das sie alsbald auf dem Boden auszubreiten begannen. Leodgar hatte sie stumm begrüßt, es war ihnen aber gegangen, wie ihm selbst vorher, und als sie ihn nun gewahrten, sahen sie sich an, grüßten gehalten mit einer kurzen Verbeugung und schienen zweifleriſch, was sie tun sollten. Ein großer Vierschrötiger, wohl der älteste unter ihnen, denn ein dichter, brauner Bart umwogte sein Gesicht, schien sich aber gar nicht stören lassen zu wollen. Er nahm ein Gestell auseinander, pflanzte es seitlich neben dem Bett auf und hob einen grauen Karton auf die eingesteckten Zapfen. Auf die Decke mit der indiſchen Stickerei legte er seinen geöffneten Kasten und prüfte ein wenig seine Stifte, ehe er an die Arbeit ging.

Ein anderer von den Vieren setzte sich auf die Truhe an der Wand und stützte die Arme auf die Knie. Der dritte machte sich am Boden mit einer Blechschüssel und einem weißen Säckchen zu schaffen, aus dem er ein mehlartiges Pulver schüttete. Der vierte endlich war an das Fußende des Bettes getreten und betrachtete mit freundlicher Neugier bald die Tote, bald Leodgar.

„Ich will gehen," sagte der Eindringling verlegen, „ich glaube, ich störe", und damit wandte er sich dem jungen Mädchen zu, das hinter ihm stehen mußte.

„Nein, bleiben Sie ruhig," sagte sie, ohne seine Hand anzunehmen, die er hinstreckte, „bleiben Sie, solange das Herz Sie hier festhält. Sie sind einer von uns allen." Bei den letzten Worten, die sie lauter sprach, schauten die Männer einen Augenblick auf und nickten.

„Es ist recht, daß Sie gekommen sind", sagte der Freundliche am Fußende des Bettes. „Sie sind willkommen", und reichte ihm die Hand. Leodgar mußte das gleiche mit den andern tun, ohne daß jemand ihm einen Namen genannt hätte. Also behielt er den seinigen auch für sich. Die Schwester schob ihm einen Stuhl hin, aber er konnte sich nicht entschließen, im Angesicht des Todes zu sitzen, das lag so in seiner Erziehung. Er erklärte, stehen zu wollen, solange er hier wäre. Das schien den Andern Gedanken zu machen, denn eine Weile hielten sie in dem Gespräch inne, das sie halblaut geführt hatten.

„Brauchen Sie nicht mehr Licht, Friedrich?" fragte das junge Mädchen, Lisbeth mit Namen.

Der Maler verneinte und wandte sich an den jungen Mann neben ihm auf der Truhe. „Du könntest das Stück noch einmal spielen, Friedel", sagte er gedankenvoll. Der, den er Friedel genannt hatte, kramte umständlich in seiner Tasche, ohne den Blick vom Boden zu heben, man sah nur seine Haarquaste, die ihm über die Stirn fiel. Sein schwarzer Anzug saß ihm schlecht, aber seine Bewegungen hatten etwas Ungezwungenes und Freies. Was er aus der Tasche zog, konnte Leodgar nicht sehen, aber nachdem er die Hand zum Mund gehoben hatte, begann eine leise Musik, so leise, daß man hätte glauben können, sie käme von draußen durch die Vorhänge. Sie wurde langsam stärker, und nun erst trat der Charakter der einfachen Mundharmonika hervor, aber so unaufdringlich, daß Leodgar sich wunderte,

wie man auf einem so gemeinen Instrument so vielfältig und andachtsvoll spielen könnte.

„Es ist schade, daß sie das nicht mehr gehört hat", sagte der freundliche Mensch am Ende des Bettes.

„Sie kennt es, sie hat es gehört", erwiderte Friedel und spielte einen kurzen Übergang zu einer leichten Melodie, die er aber bald wieder abbrach.

„War Gerhard schon da?" fragte der Maler zwischendurch. Lisbeth verneinte, er sei nicht zu Hause gewesen, als sie hingeschickt habe, und Annchen habe sich in der Kirche mit ihm verabredet, um die Orgel zu hören.

„So spielt er die Orgel und weiß noch nichts?" fuhr Friedel auf.

„Jedenfalls."

„O der Glückliche! Er wartet auf sie und spielt ihr vor, und hier liegt sie. Er sollte nie aufhören." Dann ließ er den Kopf wieder sinken und verbarg ihn in den Händen.

In der Pause, die nun folgte, näherte sich die Schwester wiederum Leodgar. „Wie lustig war sie noch auf dem Frühlingsfest vor vierzehn Tagen. Haben Sie sie gesehen mit der langen, roten Schleife?" Ein Lächeln flog über ihr Gesicht, und alle Blicke wandten sich zu gleicher Zeit der Toten zu.

„Wir brauchen nicht mehr eifersüchtig zu sein", sagte der Friedel Genannte. „Es ist ganz unmöglich zu denken", erwiderte der am Boden.

„O doch," ergriff der freundliche junge Mann das Wort, „seht sie nur an, wie wohl ihr ist. Sie war ja selten so ernsthaft wie heute, aber mir scheint, als ob sie selbst im Lachen nie so zufrieden ausgesehen hätte."

„Nun predigt der Justinian wieder," sagte der, welcher am Boden hantierte, „er wird doch noch zur Theologie umsatteln. Es ist noch nicht fein genug", und dabei rieb er das weiße Pulver zwischen den Händen durch.

Der Maler wollte etwas erwidern, man sah es der Bewegung seiner Arme an und den Blicken, die er über den Rahmen hinwegschickte, als die Tür aufging und der Kopf des Alten sich hindurchzwängte. Es war ein unfestliches, unwirsches Gesicht mit seinen dickroten Flecken auf den Backenknochen, als ob er geweint oder getrunken hätte. Er zog zwar die Türspalte gleich wieder zu, kam aber im nächsten Augenblick doch ganz zur Tür herein, als ob er sich nicht versagen könnte, etwas Unangenehmes zu sagen. Keiner von den jungen Leuten rührte sich im geringsten, nur Leodgar machte eine Verbeugung, wie er es für schicklich hielt. Der Alte schnaufte ein paarmal, als ob ihm das Seufzen nicht recht gelänge, und schlürfte in seinen Werktagskleidern an das Bett.

„Mein Kindchen", sagte er. „Die Herren haben es schön gemacht. Unser Annchen hat's verdient. Das sind also die Herren, sind aber noch nicht alle, Lisbeth. So weit habt Ihr's schließlich gebracht. Ihr habt's auf dem Gewissen, daß sie so da liegt. Habt's lustig gehabt bei ihr, ja, das glaub' ich wohl. O du mein Kindchen."

„Geh', Vater, sag' das nicht", erwiderte Lisbeth. „Sie hat dir doch nie Kummer gemacht."

Der Alte wischte sich mit dem Ärmel über die Augen. „Nein, Kummer hat sie mir nicht gemacht, hab' aber auch nicht gewußt, daß sie hat sterben müssen."

„Wozu seid Ihr ihr Vater?" fragte ruhig der Maler herüber. „Wozu seid Ihr ihr Vater, wenn Ihr's nicht gewußt habt?"

„Was? Wozu ich ihr Vater bin? Hat mir jemand gesagt, daß sie am Sterben ist? Wer hat mir denn gesagt, wo sie ist? Ihr habt sie mitgenommen, habt sie ins Gebirg' geschleift und auf die Bälle und ins Theater. Hat vielleicht einer von euch den Vater um Erlaubnis gefragt?"

„Hat's der Vater vielleicht verboten gehabt?" fragte eine Stimme vom Boden herauf.

„Ich hab' ihr nichts verboten", erwiderte er verdutzt. „Soll wohl ein armes Mädel keine Freud' haben im Leben? Ich hab' nicht gefragt, wo sie gewesen ist, wenn sie einen Tag nicht gekommen ist oder zwei; gelt, Lisbeth, ich hab' sie nicht gefragt. Nie hab' ich sie gefragt. Wenn sie lachend daher kommt und fröhlich ist, warum sollte ich sie fragen, was sie tut? — Aber, jetzt, da liegt sie, Ihr Herren, jetzt frag' ich, was Ihr mit ihr getan habt."

„Vater," griff Lisbeth ein und faßte ihn am Arm, „geh' lieber, sie hat lang' gewußt, daß sie nicht mehr leben durft'."

Das junge Mädchen hatte einen ganz anderen Ton, auch eine andere Sprache, als sie mit ihrem Vater sprach. Ihre Worte hatten Dialekt-Färbung angenommen, und etwas Hartes, Bestimmtes lag in ihrem Ausdruck. Weinend ließ sich der Alte hinausführen, und seine Schritte verhallten im Gang.

„Spiel' noch einmal, Friedel", sagte der Maler.

Friedel aber warf plötzlich seinen Kopf in die Höhe, als ob er zu einem Entschluß gekommen wäre, an dem er die ganze Zeit gearbeitet hätte. „Ich glaube fast, der Alte hat ganz recht," sagte er, „wir haben an uns gedacht und nicht an sie."

„Ich hab' nur immer an sie gedacht," erwiderte die Stimme am Boden, „und darum ist mir jetzt so wohl wie ihr."

„Das ist es ja eben", warf der junge, freundliche Mensch, der noch immer am Fußende stand, nicht ohne Spott ein.

„Du hast nur an sie gedacht, und deswegen hast du nur an dich gedacht."

„Aber sie hat es nicht anders gewollt", sagte der Maler, und damit erstarb das Gespräch wieder.

Die Tür ging wieder auf, und Lisbeth wurde ein riesiger Kranz hereingereicht. Er bestand aus dunkelgrünem Laub, über und über mit Rosen besteckt, und dann trug ein Gärtner zwei Lorbeerbäumchen herein und stellte sie beiderseits am Fußende auf, und dann folgten Veilchen Topf um Topf, so daß man eine ganze Reihe Veilchen rechts und links in die Fliederblüten stellen konnte, und dann kamen einzelne Palmenwedel. Lisbeth wußte nicht, wie sie sie anbringen sollte, bis der träge Mann am Boden aufstand und sie in einer Reihe über dem Haupt einsteckte, so daß sie das Holz des Kopfendes verbargen und sich hoch darüber an der Wand emporbogen.

„Das ist vom jungen Max", sagte Lisbeth. „Er dauert mich sehr."

„Die Kerzen brennen herunter", sagte der Maler, „und geben falsche Lichter. Du solltest etwas darunterstellen, Lisbeth."

Während Leodgar ihr behilflich war, von dem Wandbrett einige Bücher zu holen, um sie unter die Leuchter zu stellen, schaute sie ihm lange ins Gesicht und flüsterte: „Sie sagen gar nichts?"

„Ich weiß nichts zu sagen," erwiderte er, „als daß ich um Verzeihung bitte."

„Das sollen Sie nicht tun", unterbrach sie ihn, und wieder hörte man längere Zeit nur den kratzenden Laut des Stifts, den der Maler über den Karton führte.

„Ich hatte bisher noch nie an den Tod gedacht," begann der Friedel wieder, „wenigstens seit meiner Kindheit nicht mehr, und nun liegt er auf mir wie ein Berg, ich kann ihn nicht abschütteln. Ohne den Gedanken an den Tod läßt's sich fein leben, aber wie man leben kann, wenn man ihn immer bei sich trägt! Herrgott, wie mir graut! — Und ohne etwas Lebendiges zu hinterlassen, das davon zeugt, wie man gelebt hat, es ist entsetzlich!"

„Es kommt nur darauf an, ob es entsetzlich groß oder entsetzlich klein ist", erwiderte Justinian. „Da es entsetzlich groß ist, so erschüttert es, und wenn ein echter Mensch erschüttert wird, so empfindet er, wie schön das ist, wovon die Erschütterung ausgeht, und das war eben das Schöne, was uns gelockt und erhöht hat. Der Tod, mit dem sie nie nur einen Augenblick kokettiert hat. Sie hat ihn getragen wie ein weißes Kleid, könnte man sagen."

Lisbeths Augen hingen mit ganzer Lebendigkeit am Mund des jungen, freundlichen Mannes, dem die Worte ohne Zögern und Mühe so wohl gelangen. Er sah sich einen Augenblick um und versenkte sich wieder in den Anblick der Toten. In seiner krampfhaften Art nahm der Friedel aber seine Gedanken wieder auf.

„Was heißt schön, wenn ein Abgrund dir unter den Füßen aufgeht? Nein, du weißt nicht, was der Tod ist, du hast es nicht gefühlt wie ich, da erlahmt mit einem Male alles, und so wird es mir gehen. Ich hätte noch viel schaffen können, wenn sie am Leben geblieben wär', jetzt aber ist es aus."

„Und ich," erwiderte der andere, „ich möchte, ein Kuß von ihr hätte mich mit ihren Leiden eins gemacht."

„Bscht!" sagte der Maler, und jeder fühlte, daß das Wort „Kuß" zu viel gewesen war.

„Ich möchte wohl versuchen, ob ich wie sie sterben könnte, ich glaube fast, daß ich es könnte", vollendete er nach einer Pause.

„Wir sind alle krank an der Zeit," kam es vom Boden herauf, „ob es sechs Wochen sind oder sechzig Jahre! Wir müssen uns unsere Krankheit herunterleben, und dazu, zum Donnerwetter, rührt euch, schafft, lacht und liebt, was wollt ihr denn mehr? Wenn ich so meinen Teig in die Hand nehme und mache einen Arm daraus, so kann Tod und Teufel kommen, ich frag' nicht danach. Der Zug um das Kinn herum," fuhr er fort und erhob sich über den Bettrand, „dieser Zug ist unsagbar. Kriegst du das heraus, Friedrich?"

„Ich hoff' es fast," klang es zurück, „redet nur weiter, dabei ist gut arbeiten."

Aber nun war der Faden gerade durch die Aufforderung aufs neue zerrissen, er wäre nicht so bald wieder anzuknüpfen gewesen, selbst ohne die neue Unterbrechung, die alle Anteilnahme gewaltsam an sich riß; denn nun kam ein blonder Junge ins Zimmer gestürzt, stand einen Augenblick unter der weit geöffneten Tür, als brauchte er ihn zum Atemholen, und stürzte in einem Lauf an das Bett vor.

„Änn̈chen," rief er, „Änn̈chen," und warf sich über ihre Hände, „schau' mich doch noch einmal an, sag' doch ein Wort, daß du nicht tot bist!" Und er küßte ihre Hände, warf sich empor und preßte die Fäuste in die Augen, und dann küßte er Mund und Stirn, so zärtlich, als könnte er ihr weh tun. Neben ihrem Kopf wühlte er den seinigen in die Blüten und rief immer wieder ihren Namen. „Sie hört mich nicht!" schrie er wieder, und dann kniete er nieder mit beiden Knien, sprang wieder auf und schluchzte, als ob er vergehen müßte.

Lisbeth hatte ihm einen Stuhl untergeschoben und sprach ihm zu, indem sie ihm von den letzten Stunden erzählte. „Und ich hab' nichts gespürt, gar nichts, während sie litt", sagte er ganz trostlos, aber gefaßter, während er noch immer seine Hand auf ihren Händen ließ, die still gefaltet lagen. „Änn̈chen, Änn̈chen," rief er immer wieder, „so glücklich wie ich war!"

Unwillkürlich hatte die ganze Gesellschaft sich um die Szene gesammelt, jetzt erst schien er sie zu bemerken, einem nach dem andern reichte er die Hand, auch Leodgar, ohne ihn übrigens genauer anzusehen. Dann betrachtete er die Blumen, ordnete, was er verschoben hatte, sorgfältig wieder, besah den Kranz, die beiden Stämmchen am Fußende und weinte wieder still vor sich hin.

Lisbeth schob die Kerze an ihren Platz zurück. Bei seiner leidenschaftlichen Bewegung hatte sie sie in Sicherheit gebracht. „Sie hat dich so sehr lieb gehabt," sagte sie ihm leise, „ich weiß es gewiß, sie hat es mir oft gesagt."

„Hat sie es dir gesagt? Wirklich, hat sie dir das gesagt?"

„Natürlich, und wie oft. Sie ist so still gestorben, ich glaube, die hat keinen Schmerz gefühlt."

„Ach Änn̈chen!"

„Sei ruhig, es ist nicht zu ändern. Sie hat gewußt, wie sehr du sie lieb hattest."

„Hat sie es gewußt, wirklich?"

„Sie hat es mir oft gesagt."

Das schien ihn zu beruhigen. Weinend erhob er sich und verließ, von Lisbeth geführt, das Zimmer. Auf der Schwelle drehte er sich noch einmal um. „Es ist noch alles wie damals", lallte er.

Es lächelte niemand, als er draußen war, im Gegenteil wurden alle ernster denn vorher, es war, als hätte der Ausbruch des Schmerzes an ihren eigenen Seelen gezerrt, die stark genug waren, ruhig zu scheinen. Friedel auf der Truhe begann lauter zu weinen.

Und Leodgar gedachte nun auch zu gehen. Sein Kopf brannte ihm heiß, er hätte nicht sagen können, wo er war, und wie er hierher gekommen. War es morgens, mittags oder abends? Er hätte es nicht sagen können. Es verlangte

ihn, allein zu sein, alles das zu ordnen, was ihn hier ohne sein Zutun befallen hatte und ihn würgte, daß er die Tränen kommen fühlte. Aber als er eben sich von Lisbeth gewaltsam verabschieden wollte, glitt ein Zug neuer Kränze in die Stube. Ein großer, vierschrötig gebauter Mann kam vorsichtig schreitend hinter drein. Es war der erste Besucher, der ganz in Schwarz gekleidet war, die schwarzen Handschuhe über den Händen, den Zylinderhut vor der Brust. Er grüßte kaum merklich zu Lisbeth hin, die vor Überraschung die Farbe zu verlieren schien und eine Bewegung der Abwehr machte.

Dann aber ging sie ihm tapfer entgegen und sagte laut: „Was wollen Sie hier, Herr?"

Es war ein bekannter Name, den Leodgar hörte, auf mancher Plakatsäule hatte er ihn lesen können, nicht in dieser Stadt allein, aus mancher Bücherauslage trat einem der Name entgegen. Leodgar betrachtete aufmerksam das gleichmäßige, blasse Gesicht mit seinem Widerspiel von Falten und edlen Zügen, über denen eine gewaltsame Ruhe spielte.

„Ich will nicht stören," sagte er, und seine Augen irrten zu der Toten ab, „ich will nicht stören, ich will mir nur die Locke holen, die mir gehört."

Es entstand eine Pause, aber der auf der Truhe stand auf, trat bis heran vors Bett und zeigte mit dem Finger hinüber.

„Der da," sagte er, so gut er sich beherrschen konnte, „hat ihr den ersten Schmerz angetan und wir ihr dann die andern."

„Das ist vielleicht wahr," erwiderte der schwarze Ankömmling, „ich will nichts weiter, als die Locke holen, die mir gehört, diesen Anspruch habe ich."

„Es ist wahr", erwiderte die Schwester fast gezwungen. „Sie hat es mir auf dem Totenbett noch aufgetragen. Die Locke gehört ihm, hat sie gesagt." Und nun weinte sie ungestüm, als könnte sie nicht ertragen, daß dieser Mann eine Locke von ihrer Schwester besitzen sollte. Als er aber einen Schritt machte, drängte sie ihn sanft zurück und schnitt mit einem Scherchen, das sie aus der Tasche zog, die vordere Locke tief ab, hielt sie zwischen zwei Fingern und reichte sie ihm hin.

„Dann können Sie gehen", sagte sie.

Der schwarze Herr hatte eine große Dose mitgebracht; in die legte er die Haare und zog sich still grüßend zur Tür zurück. Lisbeth war es zu viel geworden, auch sie suchte den Ausgang und zog unbewußt Leodgar hinter sich drein. Draußen lehnte sie sich unbedacht an ihn, daß er ihren warmen Atem im Angesicht fühlte und sagte: „Ich, ich könnte nur einen Einzigen lieben!" Sie drückte ihm die Hand, und er ging, stand im leuchtenden Mittag und begab sich nach Hause.

„Wer ist das gewesen?" fragte der Bildhauer am Boden, als Lisbeth wieder eintrat.

„Es ist," erwiderte der Jurist, den sie Justinian nannten, „es ist, denke ich, der, von dem sie sagte, daß sie ihn allein liebe. Ich hatte bisher geglaubt, daß sie damit den Tod gemeint hätte." Der Maler schob seine Staffelei beiseite.

„Nun macht Platz", sagte der Bildhauer und sprang vom Boden auf. „Lisbeth, besorgen Sie ein nasses Tuch, ziemlich groß, damit ich die Maske nehmen kann."

Hugo Wolfs Briefe an Henriette Lang

Mit Bewilligung des Wiener Akademischen Wagnervereins veröffentlicht

von

Heinrich Werner

In den ersten Jahren seines Wiener Aufenthaltes, in dem Lustrum von 1875 bis 1880, hatte sich der in die Großstadt verschlagene, mit ihren Gefahren so gänzlich unvertraute, auf sich allein angewiesene Jüngling Hugo Wolf, von dem Ansehen, das Männer wie Felix Mottl, Dr. Hanns Paumgartner, Gustav Schönaich vermöge ihrer Begabung in den Kreisen der heranwachsenden Musenjünger genossen, verführen lassen, sich diesen Menschen, deren genußfrohes, freies Künstlerleben stadtbekannt war, enger anzuschließen, als es seinem Charakter und seinen Neigungen entsprochen hätte. Aber die Freude an dieser Art von Lebensgenuß hielt bei dem ernsten Jüngling, der schon damals nur die höchsten Ziele seiner Kunst im Auge hatte, nicht lange vor; er wandte sich von diesen Gefährten, die ihn von seinen Aufgaben eher abzogen, als ihn hierbei förderten, auf längere oder kürzere Zeit wieder ab und fand bald Ersatz und freundschaftlichen Anschluß in Familien, die seiner Gesinnungsart näher standen und seine Bestrebungen in einer ihm zusagenden strengeren Art zu verstehen und zu würdigen wußten.

In der Familie des Komponisten Adalbert von Goldschmidt lernte er D. F., ein schönes, hochbegabtes, geistreiches Mädchen kennen, an das ihn bald die Rosenketten einer ersten idealen Liebe fesseln sollten. Im Hause ihrer Tante gab er ihr Klavierunterricht, und dort traf er auch mit einer nicht minder geistvollen und schönen Freundin des geliebten Mädchens, mit Henriette Lang zusammen, mit welcher er alsbald treue Freundschaft schloß, die auch keine Trübung erfuhr, als sich die Freundin mit dem bekannten Wiener Rechtsgelehrten Universitätsprofessor Joseph Freiherrn von Schey vermählte, wenn auch der Briefwechsel hierauf so ziemlich verstummte. In der Familie dieser Freundin wieder spannen sich neue Fäden an, die für Wolf wertvolle Bande knüpften. In Edmund Lang, einem Bruder Henriettes, fand er einen Herzensfreund fürs Leben; durch Melanie Köchert, die Schwester Henriettes und junge Gattin des Hof- und Kammerjuweliers Heinrich Köchert, wurde ihm die Pforte eines vornehmen und gastfreien Bürgerhauses geöffnet, das ihm zum zweiten Vaterhaus werden sollte.

Der längere Aufenthalt Henriette Langs auf dem Besitze ihres Vaters in Roskosch in Böhmen oder auf Landgütern befreundeter Familien in Teikowitz und Schebetau oder des Sommers im Salzkammergut gab Hugo Wolf des öfteren Gelegenheit, der Freundin ausführliche Briefe zu schreiben, die von verehrungsvoller Ergebenheit ihr gegenüber und fast durchweg von seinem gesunden Humor zeugen, der sich oft in weit ausgesponnenen Satzbildungen nicht genug tun konnte.

Nr. 1. Verehrtes Fräulein!

Ich habe mir im stillen vorgenommen, daß sobald sich etwas Ungewöhnliches in dem Kreise, der Sie beherrscht, ereignen sollte (wozu natürlich auch meine Wenigkeit zählt), es Ihnen allsogleich mitzuteilen. Daß ich Frau Kochert im Klavierspiel unterrichtet, schien mir nicht der Mitteilung wert zu sein. Etwas interessanter wäre es, Ihnen über die Aufführung meines Streichquartetts bei Fr. Bauer [1]), einer sehr liebenswürdigen Frau, die Sie übrigens wohl schon längst gekannt haben dürften, was zu erzählen; ich müßte jedoch gleich zu Anfang mit einem sündflutartigen Schwall von Flüchen beginnen, was sich am Papier nicht gut ausnehmen würde — ich hoffe, Sie recht bald in Wien zu sehen; mittlerweile wird auch die Anzahl meiner stets neu erfundenen Flüche und Schimpfwörter nicht nur vermehrt, sondern auch die Charakteristik dergestalt onomato-poesiert sein, daß Sie in einem einzigen Fluche allein schon in die katzenjämmerliche Stimmung des Komponisten versetzt sind, der mit innerem Grausen den vier Mordgesellen, die — auf sein Zeichen — die Mordinstrumente schwingen, zusehen muß, wie sie sein Kind schaudervoll verstümmeln. Meine verstimmte Stimmung mögen Sie sich dann recht anschaulich vorstellen. Doch genug des Entsetzlichen. — Nun sollte ich wohl mit meiner Neuigkeit herausrücken? Ich bin in einiger Verlegenheit, denn was Sie jetzt hören werden, ist wohl noch entsetzlicher — nicht für mich, vielleicht aber für Ihr Ohr: denn war die Hinrichtung meiner Kinder ein Akt, der mein geistiges Uhrwerk fast aus dem Geleise gebracht, so ist — Prof. H. durch den Tod seines Kindes (wie man uns erzählt) tatsächlich närrisch geworden. Nun haben Sie's. Dieses traurige Faktum wird, wie das in der Regel der Fall ist, ganz geheim gehalten. Wie der Jurist Rauchberg [2]), der es mir erzählt, dazu gekommen, habe ich vergessen zu fragen. Gestern abend teilte er es mir, ohne absichtlich mich damit bekannt zu machen, also nur gesprächsweise mit — er wußte natürlich nicht, daß ich H s Bekanntschaft (die doch recht ergötzlich war: ich meine die Art unseres ersten Zusammentreffens in meiner Wohnung, nicht?) gemacht. Wenn der Winter Ihnen sonst, verehrtestes Fräulein, nicht mehr Freuden und Kurzweil gebracht, als mir jetzt, so haben Sie in Ihrer Einsiedelei nichts verloren. Wie schändlich ich mich langweile, davon machen Sie sich keinen Begriff. Ich bin heuer entsetzlich faul, tue rein gar nichts; ich möchte sagen, meine Tätigkeit beschränkt sich nur darauf, viele Eindrücke aufzunehmen und aufzuzeichnen, die aber einst eine bestimmte Form und Gestalt annehmen sollen, meine Tätigkeit ist ganz leidender Natur — ich komme mir wie ein Weib vor. Vielleicht interessiert es Sie, daß meine Lieder (7 von Heine) [3]) bei Kistner in Leipzig demnächst erscheinen werden. Brauchen Sie Noten oder Bücher? Ich bin mit Vergnügen bereit, alles, was Sie wünschen, zu besorgen.

Wollen Sie mich mit ein paar Zeilen erfreuen? Oder wage ich zu viel?

Ich hoffe, Sie nehmen mir diesen Brief nicht übel und bleiben auch fernerhin freundlichst gewogen Ihrem ganz ergebenen Hugo Wolf.

Wien, Rennweg III. 26. Jänner 1881.

In dieser Zeit ist es zum Bruche mit D. F. gekommen. Die Geliebte hat sich von Wolf getrennt und ist mit ihrer Mutter nach Paris übergesiedelt, von wo aus sie ihm auf sein Verlangen seine an sie gerichteten Briefe zurückgesendet hat. Leider sind diese nicht erhalten. Wolf hat sie offenbar selbst verbrannt, wie überhaupt auch fast alle an ihn gerichteten Briefe.

[1]) Natalie Locher-Bauer, bekannte Violinvirtuosin in Wien.

[2]) Hofrat Universitätsprofessor Dr. Heinrich Rauchberg, derzeit in Prag, mit Wolf befreundet, ist später auch literarisch für die Lieder Wolfs eingetreten.

[3]) Diese Veröffentlichung kam nicht zustande.

Nr. 2.

O mein verehrtes Fräulein, Ihr hübscher Brief trifft mich in der lustigsten Stimmung der Welt, dieses großen Tollhauses, und ich mache so artige Sprünge und so pfiffig glaube ich auszusehen, daß ich tatsächlich nach meiner Pfeife zu tanzen mir einbilde — derweil ein recht häßlicher rußiger Schlingel, der mich recht höhnisch anblinzelt und ganz teuflisch dazu wispert und auf dem Tanzboden meines zerrissenen wunden — todeswunden Herzens einen Eiertanz aufführt, als wollte er durch sein tölpisches Herumstampfen, wobei er seine spitzigen Absätze tief ins Herz bohrt, mit Gewalt die Jungen ausbrüten, die Jungen, die mich dann zerfleischen sollen — die Pfeife mit erschrecklicher Virtuosität handhabt und mich Todesmüden ins Leben zurückhetzt — und immer, immer tönt der schrille Pfeifenton fort — im Traum, im Wachen, zu Hause, in Gesellschaft — ach, ich werd' ihn nie, nie los.

O mein gütiges Fräulein, wenn Sie sich je über die Trostlosigkeit unseres Daseins beschweren sollten, denken Sie an die Pfeife, denken Sie nur, wie hübsch es ist, wenn man nicht nach der Pfeife tanzen muß. Was anders ist's, nach dem Ton einer sanften, frommen, traurigsüßen Flöte, was anders, nach dem Ton der kindlich treuherzigen, blonden, blauäugigen, keuschen Hoboe — was anders, nach dem weihevollen Gesange der üppigen, königlichen, stolzen und dabei so milden, so viel verheißenden, so viel gewährenden, so liebeglühenden, hinsterbenden Klarinette — diesen drei Frauengestalten im Orchester — was anders ist's, nach so holden Stimmen hinzuhorchen — sie verwunden freilich das Herz, sie bedrängen es — aber wie süß, wie berauschend! und mit welchem köstlichen Balsam heilen sie nicht die Wunden, ja! und wie entzückend selbst sind diese Wunden! Wenn aber diese Stimmen treulos, tückisch ihre Natur verleugnen, wenn an Stelle der natürlichen, liebenden Sprache — — — — — —[4]) die erkünstelte, berechnete, aufgestutzte, gemeine, betrügerische tritt, sich selbst und allen anderen verächtlich: — — — — — — — —[4]) dann möchte das Herz vor Weh und Leid brechen, daß die Natur so ausarten, daß das Vertrauen so schmählich hintergangen werden konnte. Wer so grausam getäuscht worden, dem wird der schneidende Mißton der Pfeife wie mit glühenden Krallen in das Herz greifen, und wo einst ein hoffnungsvoller Boden die jungen Keime mit seinem Herzblut genährt, auf daß die Ernte reichlich ausfalle — ist nun eine dürre Öde, wo Haß und Mißgunst, Hohn und Bosheit und anderes giftige Gewürm hausen, sich einnisten und, was nicht ihrer Art ist, vernichten.

Am 8. April war ich in Hans Heiling; die Titelrolle sang Herr Reichmann aus München — ganz ausgezeichnet, edel, maßvoll ohne Effekthascherei, charakteristisch, dramatisch, ganz vortrefflich.

Am 15. war ich im „Holländer"! Auch mit Reichmann in der Titelrolle, auch sehr gut gemacht. Die Aufführung sonst war geradezu hundsföttisch. Das Orchester unter Fuchsens Leitung brutal, ohne Kraft, ohne Schwung — ein reines Charivari — scheußlich. Schittenhelm als Erik war nur mehr belustigend, so schlimm's dem armen Erik auch zumute ist, so tragisch für ihn, so spaßhaft war der Darsteller desselben für mich. Frau Kupfer — ganz talentlos — Mayerhofer (Daland) ein Schwein!

Gestern war ich in „Don Juan", wieder mit Reichmann. Der Darsteller des Helden wunderbar! Frau Schröder-Hanfstengel als Anna sehr gut. Rokitansky (Leporello) mehr Baron als Diener, mehr Gesanglehrer als Darsteller — schlecht. Orchester und Regie eminent! War im ganzen genommen sehr zufrieden.

[4]) Im Brief stehen an diesen Stellen Noten. Zitat aus Marschners Ouvertüre zu „Hans Heiling".

Sie verlangen, mein verehrtes Fräulein, eine Liste interessanter Bücher, in denen ich mich vergraben haben sollte? Wollen Sie die Predigten von Zacharias Werner? Oder den alten und neuen Glauben von David Strauß?

Ich würde Ihnen Lorenz Sterne empfehlen, wenn Sie ein Mann wären — oder lesen Sie Diderot — oder lesen Sie lieber gar nichts; mir macht es vielmehr Vergnügen, im Lehnsessel eine Zigarre zu rauchen und in den Himmel hineinzustarren — da kommen einem Gedanken; — freilich dreht sich mein Gedankenkreis immer um einen Magnetberg, und kommt das Gefühl einmal zu nahe, dann hör' ich die verfluchten Pfeifen — ach die Pfeifen, die Pfeifen!!

Leben Sie recht wohl, verehrtes Fräulein; zugleich mit Ihrem Brief erhielt ich eine verhängnisvolle Sendung aus Paris — meine Briefe, die ich zurückverlangt — das war der letzte Pfiff! — der Zug bewegt sich. — Wie viele Stationen werde ich fahren müssen (ach, und auf jeder wird gepfiffen), bis ich das wundersame Land des Vergessens erreichen werde, wo ich in Lethes alle Leiden lindernden Armen endlich ausruhen soll?

Bitte, schreiben Sie mir recht bald und seien Sie schönstens gegrüßt von Ihrem ergebensten

Hugo Wolf.

Wien, am 26. April 1881.

Nr. 3.

Hochverehrtes Fräulein!

Ich bin nun zu der Einsicht gekommen, daß ich das Briefschreiben vorläufig einstellen muß, um nicht andere Leute auch toll zu machen. Nur soviel diene zur Rechtfertigung meines langen Stillschweigens, daß ich gleich nach Erhalt Ihrer freundlichen Zeilen, für die ich herzlichst danke, einen langen Brief an Sie, verehrtes Fräulein, schrieb, wegen der Verworrenheit des Stils und Ausschweifung im Stoff aber nicht abschicken konnte. Ähnlich ging es zwei darauffolgenden Briefen, worin ich mir die Grenzen genau bestimmt und mir über das, was ich schreiben wollte, ganz klar war. Aber kaum kam ich auf Bettelheim und Helene's [5]) Verlobung (die mir keine Neuigkeit mehr war, als Sie mich davon verständigten, auch ist Fräulein F. durch Helene selbst davon in Kenntnis gesetzt worden, so erzählte Paula Goldschmidt [6])), so wurde ich bitter, zog auch Fräulein F. mit hinein und entwarf eine Charakteristik, die nicht zu ihrem Gunsten ausfiel; ja ich wurde so gereizt, daß ich gegen meine Überzeugung sie für schlechter hielt, als sie es vielleicht ist.

Kurz und gut — ich kann meine Gedanken jetzt unmöglich ordnen — ich kann nicht schreiben — kann überhaupt gar nichts tun.

Apropos. Kennen Sie die „Pickwikier" von Boz Dickens? Wenn nicht, verschaffe ich sie Ihnen. Es gibt überhaupt nur mehr einen Dichter, und das ist Dickens.

Wollen Sie das Meistersinger-Vorspiel?

Befehlen Sie, verehrtes Fräulein, ganz über Ihren ergebensten

Hugo Wolf.

Wien, am 12. Mai 1881.

Ich bleibe bis 1. Juni in Wien — beglücken Sie mich bis dahin mit ein paar Zeilen — ja? Könnte ich Sie doch einmal sehen, mit Ihnen alles besprechen, was ich schriftlich nur andeuten kann — was, bevor's in die Feder kommt, sich schon tausendfach verflüchtigt — ach, das ist ein Kreuz! Wenn's schön bleibt, fahre ich

[5]) Professor Anton Bettelheim, der bekannte Schriftsteller, und Helene Gabillon, die Tochter des Hofburgschauspielers Gabillon.

[6]) Die Gattin des Komponisten Adalbert von Goldschmidt.

dieser Tage am Kahlenberg. Das wird jetzt ein Jahr, seit . . . . . [7]) nicht wahr? Vieles hat sich seitdem verändert. Sie kriegen einen Korb voll Blumen, die ich am Weg zum Leopoldsberg abpflücken will. O, das war schön! Kommt nie mehr — nie mehr!

Nr. 4. Windischgratz, am 11. Juni 1881.

Verehrtestes Fräulein!

Sie sind nicht vergessen worden, und wie sollte ich auch? In der schönen Zeit, als Wien Sie zu seinen Gästen zählte, haben Sie mir so viel Teilnahme und Freundschaft bewiesen, daß ich mich undankbar schelten müßte, wollte ich nicht mit stolzer Freude meinen Namen in Ihrem Schuldbuche verzeichnen. Seien Sie überzeugt, daß ich diese Schuld abzutragen gar nicht willens bin; sollten Sie mich aber dereinst zum Kuckuck wünschen, so will ich wie ein saumseliger Gläubiger recht geflissentlich „zizerlweis" vom Besten etwas, was ich zu geben imstande bin, in Ihre Hände legen, mir die Galgenfrist soweit als nur möglich in die Ferne zu rücken. Sie sind ganz und gar nicht vergessen worden. Ob Sie es von mir nicht prätentiös finden werden, daß ich mit einiger Zuversicht darauf rechnete, Sie würden mir mit einem freundlichen Gruß Ihre genaue Adresse zukommen lassen? Genug! Ich wartete bis zu dieser Nachmittagsstunde, in welcher mir — dank dem vortrefflichen Kaffee — die sublime Idee einfiel, daß die genauere Adresse von Teikowitz wohl durch den hiesigen Postmeister zu erfahren sein könnte. Auf diesen Einfall hin schreibe ich getrost diese Zeilen.

Wenn man sich etwas Schreckliches denkt, ist man viel verzagter, als wenn man es erfährt; die Einbildung tut alles. So ging es mir mit Windischgratz. Der Gedanke: den Sommer über in Windischgratz bleiben zu müssen, konnte mich vom Grunde aus verstimmen. Je mehr ich mich aber dem gefürchteten Orte näherte, desto mehr verlor er alle Schrecken für mich. Ich war mir über meine Lage klar, und nur die Unbestimmtheit in der Vorstellung hatte mich so außer Rand und Band gebracht. Ist mein Hiersein auch nicht die Erfüllung meiner höchsten Wünsche, gewährt mir doch das Bewußtsein, daß es buchstäblich nur von mir abhängt, meine Lage zu verbessern und so angenehm, als es, an und für schon erfreulich — ein langentbehrtes Glück: im elterlichen Hause die Gegenwart, verklärt in der süßen Erinnerung an die entschwundene Kindheit zu genießen — nur immerhin möglich ist, zu gestalten, vollste Befriedigung. Meine Angehörigen lassen es mich nicht fühlen, daß ich in Windischgratz bin; auch eine neue Bekanntschaft, die Frau eines hiesigen Gerichtsbeamten, ein hübsches, junges, gescheites, überaus liebenswürdiges, feinfühliges, mit einer vortrefflichen Stimme und ausgezeichnet musikalischem Empfinden begabtes Weib, macht mir den Aufenthalt hier mehr als nur erträglich. Sie kennt J. Brahms persönlich und schwärmt ganz entsetzlich von seinen Kompositionen. Ich war ordentlich neidig, sein Lob von so schönen Lippen anhören zu müssen. Das schien mir doppelt ungerecht, und ich begann allsogleich, ein schauderhaftes Blutbad unter seinen musikalischen Kindern, gleich einem zweiten Herodes, anzurichten; aber, um auf Wagners Bosheit anzuspielen — der Messias war nicht unter ihnen, und was halfen mir die toten Johannisse! „Jetzt aber will ich Ihnen den Messias zeigen." Sprach's und intonierte das Vorspiel zu „Tristan und Isolde", und da die Noten bei der Hand waren, spielte ich, ohne auszusetzen, zwei Akte daraus vollständig, bis er, von Melot's verräterischem Stahl verwundet, in Isoldens Armen zu Boden sinkt. Das wirkte. Sie verlangt schon nach dieser Arznei, und in kurzem wird sie vom Brahms-Krampf kuriert sein. Meine Lieder will sie durchaus hören

[7]) Anspielung auf einen Ausflug mit D. F.

und sie singen. — Sie werden erst lebendig, wenn s i e sie singt. Ich will sie noch ein bißchen schlafen lassen. Heute haben wir das Duett in A-Moll aus dem Dampyr gesungen; sie trifft alles vom Blatt. Bei der großen Arie des Dampyrs habe ich — nebenbei bemerkt — eine Taste entzweigeschlagen. Nun ist's um mein Renommee in Windischgratz geschehen! Wie mich das traurig macht! O wie traurig — ach! ach!!! welches Unglück! Morgen kommt der „Heiling" dran; ich freu' mich wie ein Schneekönig. Wissen Sie, wie ich die Abende verbringe? Ich lese meinen Leuten den „Grünen Heinrich" vor; sind alle sehr erbaut. Auf mein Wort! Sie sind im hellsten Angedenken bei mir, und ich wünsche nichts mehr, als nur halb so gut bei Ihnen angeschrieben zu sein. Machen Sie mich durch ein paar Zeilen vollkommen glücklich und seien Sie auf das aller-allerschönste gegrüßt von Ihrem ergebensten

Hugo Wolf.

Der Postmeister wußte mir keine näheren Daten über die geographische Lage Teikowitzens anzugeben. Ich entsinne mich dunkel, daß Sie über Wittingau die Route nahmen; um diesen Brief keinem unbestimmten Schicksale zu überlassen, weil mir viel daran liegt, daß Sie mich der Untreue nicht zeihen sollten, gebe ich denselben rekommandiert auf. Wie immer Ihr Wolf.

Empfehlen Sie mich Ms. Hoffmannsthal.

Nr. 5. Windischgratz, am 26. Juni 1881.

Verehrtestes Fräulein!

Wie beneide ich Sie um Ihren Übermut, Ihre schnackige Stimmung, indes ich — eine Herberge für alles Unglück, das mir die Bettlersuppe des Lebens auf das grausamste versalzen — nächtens die traurigen Gäste, die sich tagsüber schon ungestüm bei mir anmelden, mit Tränen und meinem Herzblute bewirten muß. Ach, Fräulein! Das Los des Ahasverus ist wohl schrecklich — — ewig zu leben! Nie ausrasten zu können — der Beklagenswerte! Ihn flieht der Tod, mich der Schlaf. Er sucht den Tod, ich, wenn mich endlich der Schlaf übermannt, werde furchtbar schrecklich aus den erschütternden Träumen aufgerüttelt — für mich hat der Schlaf nicht das Erlösende, wie für Ahasver der Tod. — Dort ist der Tod die Vernichtung — mein Schlaf hingegen nur die doppelte Zurückgabe an das Leben, an die unsäglichsten Erinnerungen. Seit einigen Tagen gehe ich nicht mehr zu Bett, aus Furcht vor den entsetzlichen Träumen, da erscheint sie mir, so schön und mild, wie ich sie nur immer mit den Augen der Seele gesehen. Bilder des Glücks seligsten Beisammenseins ziehen dann ganz so, wie es einstens wirklich war, vorüber — sie liebt mich — — o Gott, warum, warum darf es nicht mehr wahr sein, was ich geträumt und was doch einmal so glücklich uns beide gemacht? Dieses Grübeln und Sinnen, die Hoffnungslosigkeit, ihre Grausamkeit, die doch in einem so merkwürdigen Widerspruch zu ihrer Güte steht, die mich dann wieder auf den Gedanken bringt: sie sei sich des Schrittes, den sie getan, gar nicht bewußt gewesen und noch immer nicht zu dem Bewußtsein gekommen, die ungeheuren Folgen zu ermessen — darüber nachzudenken, von den heftigsten Schmerzausbrüchen unterbrochen, vergeht die Nacht, und beim Morgengrauen erst schenkt mir eine gütige Fee ein Stündchen Ruhe und bannt die Traumgeister nicht mehr in die Gestalt der Geliebten. Weit schrecklicher sind jedoch die Träume, wo sie von mir weicht, mich nicht kennt, wo ich deutlich die Worte vernehme: „Ich liebe dich nicht." Darüber zu erwachen, tausendmal ihren Namen zu rufen, oft wie im Starrkrampf dazuliegen, derweil das Hirn in Fieberhitze glüht — o! diese Qualen zu ertragen gehört viel Mut dazu. Um jetzt wach bleiben zu können, ist mir das Fantasieren am Klavier das heilsamste Arzneimittel. Ich bewohne zwei Zimmer in einem entlegenen Trakt unseres Hauses, so

daß durch meine wilden Fantasien niemand gestört wird. O, das ist Balsam auf meine Wunden! Das Instrument versteht mich, das tröstet mich oder reizt mich auf — je nachdem ich beruhigter oder aufgeregter mit ihm spreche.

Was ich Ihnen, verehrte Freundin — gestatten Sie mir diese süße Vertraulichkeit — sind Sie doch auch die Freundin von ihr, und nachdem sie mich nicht mehr kennt — was könnte für mich tröstlicher als Ihre Freundschaft sein? — Was ich Ihnen also im vorigen Briefe so Lobendes und Schönes über meine Verhältnisse in Windischgratz geschrieben, war nichts als eine schöne Lüge. Will ich nur halbwegs leben, so darf ich nichts unterlassen, von der Gabe: mich zu belügen, Gebrauch zu machen. Diese ist mir als der traurige Ersatz für den unnennbaren Schatz verblieben, der mir verloren gegangen durch ihre Treulosigkeit. Die Frau zum Beispiel ist häßlich wie eine Nachteule und krächzt wie ein Schuhu — das aber konnte ich mir nicht eingestehen, weil ich sonst ganz verlassen dastehen müßte; also nahm ich Zuflucht zu meiner Einbildungskraft, redete ihr wie einem kranken Gaul so lange zu, sich ein schönes Bild von der Frau zu machen, bis ich eine Zeitlang selbst daran glaubte. Aber heute! Heute, wo ich das Ding an sich ausfindig machen könnte, wo meinem geschärften Blick nichts verborgen bleibt, wo ich den Mut habe, alles in seiner Nacktheit zu sehen, ohne alle Zutaten, heute nach der schrecklichsten Nacht, heute, meine liebe Freundin, konnte ich nicht mehr umhin, Ihnen mein ganzes Herz aufzuschließen. Ja, ich liebe die D.! Was auch vorgefallen ist, wie sich auch ihre Verhältnisse gestalten mögen — ich werde sie immer und ewig lieben. Vielleicht werde ich sie niemehr sehen; nachdem ich aber schon lange die Hoffnung auf den Besitz ihrer Person aufgegeben, soll mich dies nicht abhalten, mein Herz in den Zauber ihres Wesens zu versenken, damit es in aller Stille, in allen Züchten und Ehren die Reine sich bewahre, die mich mit wehmütiger Freude an meine erste Liebe erinnern soll. Eine allgemeine Betrachtung über die Schicksale der Menschen kann ich mir nicht versagen. Alles Gute — weil es immer spärlicher eintrifft und der Eindruck viel schwächer als der eines Übels wirkt — kann nie lange genug festgehalten werden. Gewöhnlich werden wir des Guten erst gewahr, wenn es bereits vorüber; nicht weniger der unmittelbare, als der mittelbare Genuß, insofern er einerseits in dem eifrigen Ringen darnach, andererseits wieder in der Erinnerung an das Errungene von Dauer ist. Alle Dinge begegnen sich nur einmal im Leben.

Dies ist ihr Gang.

Warum nicht, wenn sie die göttliche Vorsehung zusammenbringt, daran verweilen, solange verweilen, als die Dauer des Lebens es zuläßt?

Hernach gehen sie auf ewig auseinander, und nie, nie, nie wieder treffen sie sich.

O, wäre die D. auf dem Punkt geblieben — warum mußte sie weiter gehen? Mir wird gar zu weh, wenn ich an die zwei Linien denke.

Verweilen Sie auf diesem Durchschnittspunkte und bleiben Sie meine Freundin; dann sehen wir der einen Linie wehmütig nach, solange sie uns nicht aus dem Gesichtskreise entschwindet. Wir aber bleiben fest darauf stehen und geben uns die Hände auf treue Freundschaft und so grüße ich Sie vom ganzen Herzen als Ihr treuergebener Freund

Hugo Wolf.

Nr. 6.

Sie sind mir eine schöne Freundin, wertestes Fräulein! Freundschaft! Freundschaft! Kein Wort wird ärger mißbraucht, keines so umgesetzt, wie man ein Zehnerl gegen 10 Kreuzer eintauscht, als dieses bedeutungsvolle Wort Freundschaft. Was

muß die arme Freundschaft nicht alles auf den Buckel nehmen! In wieviel Fetzen wird ihr keusches Gewand nicht zerrissen, um mit den Lappen die heuchlerischen, verräterischen Schelmstücke der Menschen zu verdecken. So dient sie als Surrogat für Liebe und wenn schon dies himmelweit von Freundschaft entfernt ist, schon deshalb, weil, zugegeben, daß sie als Ersatzmittel für Liebe ausgegeben, sie ja nicht mehr um ihrer selbst willen als wirklich vorhanden betrachtet wird, sondern im Dienste der Liebe, wo ihr jede moralische Freiheit abhanden gekommen, nur als ein unnatürliches Mittel zum Zweck, infolgedessen gänzlich entstellt und zu einer Nullität herabsinkt — so ist diese falsche Freundschaft einem oberflächlichen Beobachter dennoch, von den Sonnenstrahlen der Liebe absorbiert, durch eine innige Sympathie, die freilich nur eine reine Herzenssache ist, im verliebten Zustande aber leicht für Sympathie der Seele oder besser für geistige Verwandtschaft gehalten wird — ich sage, daß unter solchen Umständen die arme Freundschaft, wenn sie für Liebe umgesetzt wird, doch noch einen Schein ihrer wahren Ursprünglichkeit für sich hat, die dem oberflächlichen Beobachter wohl auch für was Echtes gelten mag. Aber, mein hochwertestes Fräulein, für was setzen Sie die Freundschaft um? Denn, wenn Sie echte, wahre (was, echte, wahre! —), wenn Sie überhaupt Freundschaft für mich fühlten, wozu diese Ziererei? Warum diese Kälte, weshalb dieses ewig lange Zaudern mit einer Antwort? Ist denn Freundschaft auch schon, wie die Liebe, in den Salons unter unsern hochfeinen zivilisierten menschlichen Maschinen verbannt? Muß sie auch nur mehr in der Nacht herumschleichen und wie ein armes Käutzchen ihre klagende Stimme gedämpft an verödetem Mauerwerk brechen lassen? O, die Sterne sind mitleidiger als die Menschen, die hören geduldig zu und lachen einen nicht aus. Ich weiß es wohl, Sie werden mich auslachen. Nur zu; ich bin's gewohnt. Irre ich nicht, so hat der heilige Franziskus den Steinen gepredigt; der Mann hatte wahrlich das Richtige getroffen. Die Menschen sind ja weit unter den Steinen: in ihnen liegt es, mehr als ein Stein zu sein — sie wollen aber lieber Steine sein: auch gut. Vielleicht habe ich noch einmal die Ehre, in einen Narrenturm, der von dieser Sorte von Steinen aufgebaut wird, eingesperrt zu werden. Wenn Sie, Fräulein von Stein, dann mein Krankenwärter sein sollten, so sprechen Sie ja nie das Wort Freundschaft in meiner Nähe aus, das könnte mich vollends narrisch machen. Ich bitte, streichen Sie dieses Synonim, das mir wie ein Tarnhelm vorkommt, aus Ihrem Wörterbuche und mit der Freundschaft auch meine Wenigkeit aus Ihrem Gedächtnis. Für genossene Freundschaft und anderes Gutgemeintes herzlich dankend empfiehlt sich ganz untertänigst und gehorsamst Hugo Wolf.

(Poststempel Windischgratz) 11. VII. 1881.

Nr. 7. Windischgratz, am 10. Aug. 1881.

Sehr wertes Fräulein!

So von ungefähr in meinen Papieren herumkrabbelnd, fiel mir Ihr letzter Brief in die Hände. Zu gleicher Zeit erinnerte ich mich an den großen Bannfluch, den ich auf Ihr sehr wertes Haupt so unzart wie nur möglich in meiner abscheulichen Beantwortung geschleudert. Das fiel mir nun schwer aufs Herz, zumal ich gar nichts Arges in Ihrem Briefe vorfand, das mich zu solchen Wutausbrüchen (ich hoffe, keine die Sicherheit des Staates, des Lebens, des Eigentums bedrohende Imprekationen darin eingeflochten zu haben) hätte veranlassen sollen.

In solchen Fällen trifft der Pfeil nur den Schützen selbst und mir sitzt er tief genug in meinem schlechten Gewissen. Seien Sie, verehrtes Fräulein, ein gütiger Arzt und heilen Sie diese Wunde mit dem Öl der Nachsicht und Vergebung.

Es ist leider nur zu wahr, daß man leichter hinzuneigt, seine Freunde zu verkennen, als seine Feinde zu erkennen. Wollten Sie mir die Ursache dieser Er-

ſcheinung erklären, ſo dürfte ich einigen Grund haben, darin nicht nur vollkommene Abſolution von in Rede ſtehenden Verbrechen, ſondern ſogar den großen Ablaß (der ſich ganz von ſelbſt daraus ergibt, ſoferne Sie wie ich über dieſes Problem denken ſollten) für etwaige noch zu begehende Vergehungen dieſer Art auf das tröſtlichſte in Ausſicht geſtellt zu ſehen.

Die Verſicherung kann ich Ihnen aber geben, daß ich von dieſem Ablaß nur mit weiſer Beſchränkung Gebrauch machen werde oder würde, denn ich glaube kaum, jemals wieder in eine ſolch ſchiefe Lage gerückt zu werden, um gedachten Ablaſſes zu bedürfen, unſer gegenſeitig freundſchaftliches Einvernehmen in eine gerade Linie zu bringen. Aber jeder will ſich ſeinen Rücken decken und für außergewöhnliche Vorfälle (die aber bei mir ſchon ziemlich gewöhnlich ſind) iſt ſelbſt das ſchlechteſte Mittel, wenn es nur hilft, willkommen. Schreiben Sie mir recht bald — ich bitte Sie und wäre es nur eine Beſtätigung dieſer Zeilen. Demütigſt grüßt Sie Ihr getreuer Rebell

Hugo Wolf.

Den Sommer 1882 verbrachte Wolf in Maierling, einem Wienerwalddörfchen, drei Gehſtunden von dem bekannten Kurorte Baden entfernt, in der Familie des Baurates Viktor Preyß [8]).

Nr. 8. Verehrtes Fräulein!

Es wird nur Ihr Schade ſein, wenn Sie nicht herauskommen wollen. Sollte es denn ſo ſchwer ſein, einen Ihrer Herren Brüder als Begleiter zu engagieren? Verſuchen Sie's doch. Hier iſt's warm, blumig, freundlich, ſonnig und ich fühle mich ſo behaglich, bin ſo göttlich faul, als wär' ich im Schlaraffenland. So wohl habe ich mich ſchon lange nicht befunden, als die paar Tage in Maierling. War das eine traurige Zeit vor zwei Jahren im Gegenſatze zu jetzt. Friſch, fromm, fröhlich, frei — dies meine Grundſtimmung. Zukunft und Vergangenheit ſind mir fern; ich lebe nur in der Gegenwart und das macht mich ſo froh und glücklich. Daß ich einſtmals ſo einfältig ſein konnte, wie ein Duckmäuſer den Kopf hängen zu laſſen, könnte mich jetzt ärgern, wäre ich nicht gar ſo ſehr zum Lachen aufgelegt.

Sonntag und Montag war ich in Petersdorf [9]) bei W. Ich wurde mit offenen Armen empfangen, die Götterwurzen Mitz [10]) war die Liebenswürdigkeit ſelbſt. Nachdem wir uns ausgeſungen, ausgeſpielt und ausgekegelt (nicht die Glieder, ſondern die Kegelpartie), gab man mir das Geleite bis Gießhübl, von wo aus ich zu Fuß den Weg nach Maierling in drei Stunden durchgeraſt. Pfingſtſonntag und -montag bin ich wieder bei W. Kommen Sie alſo nach den Pfingſtfeiertagen. Machen Sie nicht viel Federleſens und kommen, wenn's halbwegs tunlich iſt.

Ich hoffe Sie demnächſt hier zu begrüßen und bleibe einſtweilen Ihr ganz ergebener

Hugo Wolf.

Maierling, am 25. Mai 1882

Nr. 9. Verehrtes Fräulein!

Es ſcheint mir faſt, als wollten wir uns gegenſeitig verſtummen machen. Oder ſpielen die Generalpauſen in unſerem Verkehre eine ſo beredte Rolle, als etwa in

[8]) Siehe „Hugo Wolf in Maierling", eine Idylle. Mit Briefen, Noten, Fakſimiles und Bildern. Herausgegeben von Heinrich Werner, Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1912.

[9]) Perchtoldsdorf bei Wien, im Volksmunde Petersdorf, der Ort, wo Wolf ſpäter mehr als die Hälfte ſeiner Lieder komponiert hat.

[10]) Mit Marie (Mitz) W., einer Geſangſchülerin der berühmten Wiener Hofopernſängerin Luiſe Duſtmann-Meyer und Nichte der Frau Thereſe Preyß, ſcherzweiſe die „Götterwurzen" genannt, hat Wolf damals und ſpäter oft muſiziert.

einer Bruckner'schen Symphonie? Bei mir, glaube ich, ist dies der Fall, denn seit meinem ersten und letzten Brief habe ich in Gedanken sicher schon ein Dutzend Fünfermarken, mitunter doppelt beschwert, an Sie abgehen lassen, wie ich überhaupt seit einiger Zeit viel Gutes in Gedanken, weniger in Worten und gar nichts in Werken angestellt. Und doch bin ich der fleißigste Mensch unterm Äquator (der seit zwei Tagen seine europäische Reise angetreten und sich speziell in Maierling warm hält und mich in dieser kurzen Zeit an Farbe und Temperament zu einem Othello umgeschweißt, dem nur eine Desdemona fehlt, um an ihr seine Höllenlava zu büßen), stehe um 6 Uhr in der Früh auf, lege mich um Mitternacht zu Bette und bin tagsüber vollauf beschäftigt. Drei Jahre gefaulenzt ist zwar ein teures Lehrgeld, um einen jungen Menschen zur Erkenntnis zu bringen, wie schlecht er das kostbarste Kapital „Zeit" angelegt; aber wenn je ein polnischer Jude aus einem Kreuzer Geld mehr Zinsen schlägt, als ich in einer Minute Zeit, dem Augenblick die gebührende Rechnung trage (denn darauf kommt es einzig und allein an), so will ich unter die Murmeltiere und Siebenschläfer gehen, oder gerädert sein. Aber nicht über mich soll das Rad der Zeit gehen, sondern mit ihm will ich fliegen. Eine traurige Vergangenheit hab ich hinter mir, aber sie diente mir, um die Gegenwart mir erträglich zu gestalten, indem sie mir Ruhe schafft und mich dadurch tauglich macht, e n d l i c h e i n m a l die Vernunft in ihrem angestammten Rechte walten zu lassen. Gottlob! Ich bin endlich zur Vernunft gekommen und bin ein Mensch und nicht mehr, wie ehemals, ein Esel. Jetzt darf ich auch ungescheut Vegetarier sein und hätte ich selbst ein Gelüste nach Disteln. Ich weiß, was ich will, und was ich will, das kann ich. Genug, Sie sollen Ihre lästerlichen Reden an mir nicht angebracht haben, Ihre Befürchtungen sich nicht bewahrheiten. Ob so oder so — es kommt!

Anbei eine Stelle aus dem dritten Akt des „Parsifal" [11]). Mir wird's dabei immer warm ums Herz; sie ist mir wie aus der Seele geschrieben. Möge Ihnen beim Anhören oder Spielen desselben ein gleicher Genuß beschieden sein. Der „Parsifal" ist wohl die weihevollste Schöpfung des Meisters und konnte gar nicht anders benannt werden als „Bühnenweihfestspiel". Am 1. August fahre ich zur Aufführung nach Bayreuth. Ich bitte Sie recht sehr, mir noch vorher ein freundliches Wort zukommen zu lassen.

Empfehlen Sie mich Familie Köchert, grüßen die drei Horatier [12]) auf das Schönste und bleiben Sie gnädig gesinnt Ihrem sehr ergebenen Hugo Wolf.

Maierling, am 8. Juli 1882.

Am 12. August reiste Wolf nach Bayreuth zu den Parsifal-Festspielen und besuchte dort die 9. und die 10. Vorstellung.

Nr. 10 (beiliegend ein Epheu- und ein Fliederblatt).

Verehrtestes Fräulein!

Nur damit Sie sehen, daß ich Ihrer nicht vergessen, ist der Zweck dieser Zeilen. Hätte ich nur eine Stunde frei, Sie sollten einen langen Brief über den Parsifal und die Stadt und Umgebung von Bayreuth kriegen. Aber 's geht nicht. Um 4 Uhr ist der Beginn der Vorstellung und jetzt ist's gegen drei. Nur soviel: Der Parsifal ist riesig, die Darsteller vortrefflich, das Publikum zahlreich und Wagner selbst unsichtbar. Wenn ich ihn heute nicht zu Gesicht bekomme, wo ich mir eine Karte in nächster Nähe von seiner Loge genommen, so werd ich ihn schwerlich wieder sehen.

[11]) „Auf! Kundry! Auf!" usw. mit Noten von Wolfs Hand, hier fortgelassen.

[12]) Die drei Brüder der Adressatin.

Heute wohne ich der zweiten Vorstellung (für mich nämlich die zweite) bei; morgen fahre ich nach Nürnberg. Dann vielleicht nach München usw. usw.

Bayreuth ist eine der schönsten Städte. Die Häuser sind fast durchwegs aus Steinquadern aufgebaut und geben dadurch der Stadt ein festes und solides Aussehen. Jean Pauls Wohnhaus, darin er auch gestorben, befindet sich in der Friedrichstraße, eine Straße, wie Wien keine aufzuweisen hat. Gestern war ich in Eremitage; heute in Fantasie; auf dem Wege dahin besuchte ich Jean Pauls Grab und pflückte (da auf seinem Grabe keine Blumen blühen) Epheu und Grünzeug und einige Blätter von einem Fliederstrauch, der inmitten des Grabes wächst. Vielleicht freut es Sie, einige Andenken (die ich hier beilege) vom Grabe des Verfassers unseres vielgeliebten Fiebel zu besitzen.

Der Epheu umrankt den großen Granitblock, auf dem Jean Paul in der Nähe von Bayreuth oft gedichtet. Beim Rollwenzel, wo ihm auch zum öftern die Muse hold war, hab ich einen Schoppen Bier auf Jean Pauls Seligkeit getrunken. — Die Gegend hier ist wunderschön. Übern Parsifal, im Winter hoffentlich. Heute nur noch einen recht schönen herzlichen Gruß von Ihrem glückseligen Hugo Wolf.

Bayreuth, am 15. Aug. 1882.

Nr. 11.

Verehrtestes Fräulein!

Letzten Freitag wäre mir fast etwas sehr Angenehmes passiert; ich war nämlich fest entschlossen, in Ebensee oder, wenn dort nicht, in Ischl Sie aufzustöbern. Das Wetter war aber so niederträchtig, auch meine Zeit knapp bemessen, daß mir zuletzt nichts übrig blieb, als den Tag bei Doktor B. in Gmunden zu verbringen, der mich eben auch von einer Partie nach Ebensee zurückhielt. So brachte ich den halben Tag auf dem See zu, in einem Segelboot bei viel Regen und leider zu wenig Wind. Dr. B. saß am Steuer, Berta, sein Töchterlein, war Ballast, ich Matrose und Ruderer, Schiffsjunge und Kapitän, und so fuhren wir lustig zum Traunstein hin, nachdem wir noch vorher in der kleinen Ramsau gegabelt. Es war eine Hauptheß. Ich kann mir kein größeres Vergnügen vorstellen, als a l l e i n bei Regen und Wind mitten im See in einem Segelboot herumzutreiben; wäre ich längere Zeit in Gmunden, ich würde wie eine Wasserratte nur selten ans Land steigen, dagegen wie ein fliegender Holländer irr und ziellos mich von Wind und Wellen treiben lassen.

Nachmittags ward Scheiben geschossen, bei dem ich als ABC-Scheibenschütze am schlechtesten weggekommen bin. Hernach musiziert. Was vom Parsifal in meinen Gehirnspeichern aufbewahrt blieb, war nun hervorgeholt und zu einem Parsifalmosaik verknetet; ich fand sogar dankbare Zuhörer, trotz des sehr mangelhaften Vortrages von meiner Seiten. Am Land nimmt man's nicht so genau! — Wenn aus der Kapellmeisterei in Rotterdam[13]) nichts draus werden sollte, so wollen wir im kommenden Winter den Parsifal und die Nibelungen fleißig durchmachen. Wann kehren Sie denn wieder in die Stadt zurück? Ich am 15. September, denn bis dorthin wird sich's auch schon bezüglich Rotterdam entschieden haben. Aufrichtig gestanden wird mir Wien nie so am Herzen gelegen sein, als im nächsten Jahre, weshalb ich eine Kapellmeisterei nicht mit Eifer anstrebe. Seit einigen Tagen geht es hier recht lustig her. Mizzi W., die auf 14 Tage als unser Gast hier bleibt, ist so ausgelassen und übermütig, wie sie's von jeher war. Von früh bis abends wird nur gezankt, gejagt, mitunter gerauft, gescherzt usf. Sie ist ein Sauerteig, der jede

[13]) In Maierling hatte Wolf den im benachbarten Heiligenkreuz auf Urlaub weilenden Tenoristen Ferdinand Groß, welcher damals in Rotterdam engagiert war, kennen gelernt. Dieser hat dann versucht, für Wolf eine Kapellmeisterstellung in Rotterdam zu vermitteln. Der Plan zerschlug sich aber.

Langweile gerinnen macht und als Abwechslung einmal gewiß sehr willkommen. In Ihrem letzten Brief, verehrtes Fräulein, wünschen Sie eine Abschrift des Schumannschen „Reiseliedes"; welchen Reiseliedes? Wissen Sie nicht, ob Berthi Goldschmidt in Ischl weilt? Haben Sie meinen Brief aus Bayreuth bekommen? Leiden Sie vielleicht an Halsweh oder Schnupfen (wie z. B. ich!)? Sind Sie mit sich zufrieden? Schlafen Sie gut oder laborieren Sie an bösen allegorischen Träumen? (wie z. B. nicht ich!) Denken Sie, Vegetarianerin zu werden? Soll ich Ihnen hierzu eine populäre Anhaltung in Form eines Küchenzettels senden oder praktisch in Form eines Büschels Heu oder frischen Grummets? oder wie? oder was? Ich bitte, beantworten Sie so viel als möglich; es interessiert all dies rasend Ihren ergebensten

Maierling, am 23. Aug. 1882. Hugo Wolf.

Nr. 12.

Verehrungswürdiges Fräulein!

Wenn Sie mich nicht unter einer so liebenswürdig heitern Maske angeschnauzt hätten, wahrhaftig, ich wäre vor Angst und Schrecken über diesen Malefiz Putzer gestorben. Indessen bin ich zu jeder Buße bereit, wie mir auch das Wasser im Mund zu einem Gmundner See zusammengeronnen ist bei Erwähnung der holden Trias der drei Segelboote. Für die Zukunft verspreche ich Ihnen, gescheidter zu sein — „das ist alles, was ich kann".

Eines jedoch hat mich in Ihrem Briefe aufrichtig betrübt, nämlich Ihre kontinuierlich schlechte Stimmung, denn, wenn die rasche Beantwortung meines Briefes als ein gutes Zeichen für Ihre Stimmung von Ihnen ausgegeben und von mir angenommen wird, so tut's mir leid, daß ich Ihnen einesteils nicht öfters Gelegenheit gegeben, gut gestimmt zu sein, anderseits, daß Sie die spärliche Gelegenheit verpaßt, die großen Septimen und die kleinen Nonen Ihres Salzburger Glockenspiels von einem so außerordentlich gediegenen Musiker wie (um mir stets im Wege zu stehen) ich, zu reinen Quinten und recht großen Terzen umstimmen zu lassen — leid ist's mir, daß wir's beide verpaßt und wana kunt ma über dös Malör.

Aus Rotterdam ist nichts draus worden (wie vorauszusehen) und so bleibt's diesmal wieder bei Wien — mir hoch, höcher, zum höchsten angenehm. Ich wohne wieder Rennweg 3, erster Stock. Gestern, als dem Tag der letzten Parsifal-Aufführung, hab auch ich eine solche in Maierling veranstaltet, aber nur ganz für mich, bis auf meine Fantasie Mutter, der Frau von Lackhner (einer Schwester der Frau Preyß [14]), die Interesse für den Parsifal geheuchelt. Sie war die einzig sichtbare Zuhörerschaft; unter den unsichtbaren war jemand, der nicht nur aufrichtiges Interesse, sondern auch wirkliches Verständnis mitbrachte, ich weiß nicht, ob Sie diesen Jemand kennen? Ich glaube, es war Fräulein Henriette Lang; nun, wenn sie's war, so ist meine Frage nicht so ganz unnütz, oder kennen Sie selbe genau? Ich meine genau, von ihren Licht- und Sonnenseiten — (bst! das war schon z'viel — so was denkt man sich ja nur!). Die Aufführung richtete sich nach der Zeiteinteilung wie in Bayreuth; um 4 Uhr ward angefangen; genau wie im christlichen Mekka endete der erste Akt zwischen halb und dreiviertel auf sechs. Einhalb sieben begann der zweite Akt, dauerte bis halb acht. Einhalb neun der dritte Akt, endete zwischen einhalb und dreiviertel auf zehn. Daß ich mir reichlichen Beifall gezollt, als dem Orchesterkörper, Sängerpersonal, Beleuchter (denn wo sich die Szene verdunkelte oder verfinsterte, löschte ich entweder ein oder zwei Lichter aus) usw. usw., und eine

[14]) Die „Phantasie-Mutter", von Wolf auch „Nährmutter" genannt, Berta von Lackhner, welche für das leibliche Wohl Wolfs in jeder Beziehung wie eine Mutter sorgte. Näheres siehe in der in Anmerkung Nr. 8 erwähnten Schrift.

begeisterte Ansprache für die unsichtbare Zuhörerschaft an mich richtete, der ich unter „Lachen und Weinen" gedankt und darauf sehr ernst eine Biersuppen zum Besten und Frommen meiner verschleimten Gurgel verschluckt, als wär's der leibhaftige heilige Gral, können Sie glauben oder nicht glauben, die Biersuppen aber laß ich mir nicht abstreiten — und damit — .—um.

Ich empfehle mich auf das freundlichste Ihrer guten Laune, die ich ganz besonders liebe, weil sie mir hoffentlich recht bald einen Brief zuschanzen wird, wenn nicht, so haben Sie den Teufel an die Wand gemalt in Ihrem „nicht liebenswürdigen"

Maierling, am 31. Aug. 1882. Hugo Wolf.

Nr. 13 (Visitkarte).

Verehrtestes Fräulein!

Ich habe in letzter Zeit mit Eifer die Totenlisten durchgesehen, zum Glück aber Ihren Namen nicht darunter gefunden. Es bleibt mir nichts übrig, als zu glauben, daß Sie noch am Leben sind oder daß Sie wenigstens eine Auferstehung des Fleisches gefeiert haben, was eben so viel ist. Vielleicht aber liegen Sie in einer Art Starrkrampf, wie die Kundry. Dann reichte die simple Prosa meiner Briefe freilich nicht aus zu einem erfolgreichen Wiederbelebungsversuch, denn Sie scheinen mir — mit Euer Gnaden Verlaub — noch bockbeiniger zu sein, als die bockbeinige Kundry; jedesfalls müßte die Stelle „Auf Kundry" usw. nach meiner Intention ins Unendliche fortgespielt werden und immer im ff, bis Sie endlich im Spätherbst (Frühling und Sommer fällt mit Trompeten und Pauken an Wiederbelebungsversuchen durch) erwachten. Ich gebe mich aber der Hoffnung hin, daß Sie gar sehr noch leben und meine Adresse, wenn nicht im Gedächtnis, doch am Papier behalten, was aber auch nicht der Fall sein könnte, weshalb ich mich vom Rennweg Nr. 3 aus Ihnen bestens empfehle und alles mögliche bleibe. Hugo Wolf.

Wien, am 20. Sept. 1882.

Nr. 14.

Hochverehrtes Fräulein!

Ich bin Ihnen recht vom Herzen dankbar, daß Sie sich noch freundlich meiner erinnern. Ihr grausam langes Stillschweigen brachte mich auf den gräßlichen Gedanken, ich hätte Sie unwissend erzürnt. Nun das nicht der Fall ist, fühle ich mich doppelt erfrischt, jetzt, wo mir die Erbärmlichkeit mancher ehemals werten Bekanntschaft viel zu schaffen gibt. Ich bin glücklich und stolz darauf, Ihnen einigermaßen nahe zu stehen; ich sage Ihnen dies nicht, um Ihnen zu schmeicheln — Schmeicheleien vertrügen sich nicht mit der Hochachtung, die ich vor Ihnen hege — sondern, um Ihnen damit zu zeigen, daß ich noch nicht auf diesem verlotterten Malerstandpunkt angelangt bin, der in Zierpuppen und Putzgreteln das Ziel seiner Sehnsucht nach dem weiblichen Ideal erblickt. Zum Glück gibt's noch was Besseres, als schöne Gesichter und üppige Leiber (man braucht deshalb kein Aszet zu sein). Archäologe Klein hat mir von Ihres Herrn Onkels bedenklichem Zustand en passant erzählt. Es freut mich recht herzlich, daß es mit dem guten, alten Herrn sich zum Bessern wendet. Wann kommen Sie denn, den Parsifal zu hören? Ich kann es schon kaum mehr erwarten. Mit innigster Hochachtung Ihr ergebener Hugo Wolf.

Wien, am 4. Okt. 1882.

post scriptum.

Verehrungswürdige Schwester in Christo!

Bei Menschen, welche die erhabenen Lehren unseres Heilandes, das neue Testament, schon von rückwärts auswendig, in großen Zügen kennen — ich meine die

stolzen Goldlettern am Rücken des Einbandes — von vorneherein aber diese schwarzen Buchstaben auf weißem Grunde fliehen, als wär' es der leibhaftige Teufel an der Wand (der freilich manchem zur Notdurft geweißten Gewissen, als wer er mit sympathetischer Tinte darin eingeschrieben, durch die Tünche hindurch in seiner schwärzesten Paradeuniform, mit Schwanz und Krallen sich — und gerade an den schönsten Stellen — ganz unversehens präsentiert —), bei solchen Menschen, die eben die andere sogenannte gebildete Gesellschaft ausmachen und die z. B. das Verdienst eines Menschen nicht nach dem beurteilt, was er kann, sondern was er aus seinem Können zu machen weiß — (er muß ihnen also etwas weiß-machen, er muß lügen, betrügen, schwindeln und, um nicht für närrisch zu gelten, muß er die andern zum Narren halten, er muß eine Maske tragen, wie die andern, und das ist dann der Weltlauf: eine große Maskerade), bei solchen Menschen kann man schlechterdings nicht voraussetzen, daß sie mir nichts dir nichts ihre Masken (die ihnen oft schon zur natürlichen Fratze geworden) herabnehmen, und unschuldig wie der Baum des Lebens in die Welt hineingucken sollen; sie würden dumme Gesichter machen und ausgelacht werden. Aber triftige Gründe, wo der Teufel des Eigennutzes seine schmutzigen Tatzen im Spiele hat! Ja, dabei werden die blöden Kalbsaugen zu Luchsaugen, die Moseszunge zur Klappermühle, das Herz zum Zerberus des Gewissens und das Gewissen zu 99 Teufeln. Unter solchen Umständen kann man auch ohne Maske sich sehen lassen, solange die sympathetische Tinte, wie sie der vortreffliche Leibgeber erfunden, das Kainszeichen noch nicht ausgebrütet. Wer aber nicht eitel ist und sich nicht oft im Spiegel besieht und das verräterisch aufsteigende Cartheşianische Teufelchen nicht gewahr wird — wehe dem! ihm hilft keine Maske mehr — er ist gekenn- und gekainzeichnet. Ich habe in dieser Art als Zuschauer etwas erlebt.

Aber Du, geliebte Schwester in dem Herrn, die Du in den heiligen Teikowitzerhallen wohnest, kennst die Rache nicht, selbst nicht auf boshaft kombinierten Karten. Edle Seele ohne Maske! Du und ich wissen nur zu gut, wie kurzsichtig unser Sehen ist, trotzdem wir uns gesunder Augen erfreuen. Trügen wir uns schon über das Wesen der Dinge, warum auch über die Erscheinung uns absichtlich täuschen? Lebe wohl, geliebte Schwester; der Herr segne Dich, er erleuchte Dich und schenke Dir vor der ewigen Ruhe noch langes Leben. Alle frommen Brüder grüßen Dich, so auch der Pater Pacificus auf der grünen Insel des Neides.

Nr. 15.

Hochverehrtes Fräulein!

Dieser Brief ist kein Kondolenzschreiben, und zwar aus dem Grunde nicht, weil keine leeren Phrasis darin vorkommen werden. Auch weiß ich nicht, ob es Sitte ist, Nichten beim Tode ihres Onkels resp. Tante zu kondolieren. Ich schreibe Ihnen nämlich nicht aus Höflichkeit — wir sind einander nicht verbindlich — noch, um Ihr Mitleid und Ihren Schmerz in der Wassersucht meiner Augen zu ersäufen, die aber nur von einem Augenkatarrh herrühren, weshalb Sie Ihren Schmerz schon für sich behalten müssen.

Ich könnte jetzt so fort fahren und Ihnen ein Dutzend Gründe angeben, warum ich Ihnen nicht schreiben (will); zum Glück bin ich in der Lage, Ihnen mitzuteilen, warum ich schreibe, d. h. halt, ich schreibe. Doch, was nun das Ableben Ihres nun seligen Herrn Onkels anbelangt — wahrhaftig, ich will mir jetzt selber kondolieren und so aufrichtig, wie ich empfinde — den ich in meinem Andenken auf einen Thron gesetzt, der auf den Pfeilern der Liebe, Verehrung, Dankbarkeit und Hochachtung ruht, so war ich aus tiefster Seele erschüttert über seinen gegen alles Erwarten eingetretenen Tod. Es war aufrichtige Freude, als Sie mir die angenehme Nachricht von seinem Besserwerden mitteilten und nun! nun ruht sein kindliches Herz! ja,

er war ein Kind! Sein Vertrauen zu sich selbst wie zu andern hatte was ungeheuer Kindliches! Ist es nicht rührend, daß der alte Herr von früh bis Abends fleißig im Atelier arbeitete, von der naiven Idee befangen, die Zeit ließe mit sich Haschemann spielen. Wie empfindlich war er da, worin er seine stärkste Seite setzte und wo er so wehrlos, selbst einem Blinden gegenüber war. Guter Onkel Toni [15])! Wie froh bin ich, daß ich als Dein Echo, das zu allem nur tausend ja ja wiederholte, lustig mit Dir in das bunte Reich Deines Wahnes mitkutschiert bin! Wie hätte ich so grausam sein können, dieses goldene, kindliche Herz mit einer kleinen Meinungsdifferenz zu trüben! Der böse Richard Wagner warf oft genug grämlichen Schatten auf sein sonniges Gemüt, doch tröstet es mich, daß ich an Löwe, Schumann und Chopin gute Blitzableiter für das Wagner'sche olympische Wetterleuchten hatte.

Am Montag, als mir Paula Goldschmidt die traurige Nachricht mitteilte, studierte ich mit ihr einige von des Seligen Lieblingskompositionen ein. „Die Elfenkönigin" von Löwe, von Chopin „Zwei Leichen", „Polens Grabgesang" — ach! es war zu viel. Bei Gott! Ich hab ihn geliebt und will ihn auch jetzt in seiner verklärten Gestalt lieben. Er war gut und edel, ein ganzer Mann und ein ganzes — Kind.

Er möge in Frieden ruhn.

Nicht so gerührt, als von Ihrem Herrn Onkel nehme ich von Ihnen Abschied. Ich hätte Ihnen in letzter Zeit viel Schönes und Interessantes mitteilen können — aber Sie schreiben mir nicht und ich, da Sie mir als ein Muster menschlicher Vollkommenheit vorschweben, gedenke von nun an Ihrem leuchtenden Beispiele zu folgen. (Verzeihen Sie die Schmiralie. Ein Besuch hat mich gestört.) Ich ersterbe aus lauter und lauterer Verehrung morendo, smorzando e con estro poetico und erlaube mir con alcuna licenza noch einmal nach Luft zu schnappen und jetzt mich wie ein Zephir con voce rauca in 10 000 ppppppp————p zu versäuseln und zu verduften als Ihr sehr ergebener Hugo Wolf.

Wien, am 19. Oktober 1882.

Das folgende Gedicht wurde von Wolf für Fräulein Lang, wahrscheinlich zum Weihnachtsfeste 1882, verfaßt. Es enthält Anspielungen auf Personen aus Immermanns Roman „Münchhausen".

Nr. 16.

Da wir die heil'ge Weihennacht
Heut Abend fromm begehen,
Hat's Christkind Deiner auch gedacht:
So laß uns nur gleich sehen,
Was Dir ein Weihnachtstraum bescheert, —
Sieh da! ein Held gar wacker,
Von Gott gesandt, daß Dich bekehrt
Der schönste der Nußknacker.
Dir treu in Sinn und Tat und Wort,
Sei er Dein Schirm, Dein Schutz und Hort.
Drum acht' auch das, was dieser Wicht
Zu Deinem Nutz und Frommen spricht:
„Das Weib soll nicht alleine stehn
In dieser Welt aus Eisen,
Und ist's ein sündliches Vergehn,

[15]) Anton Lang, der Onkel der Adressatin, der sich als Dilettant ganz der Malerei gewidmet hatte.

Den Jungfernſtand zu preiſen.
Solang' es Männer gibt, wie ich,
Die jede Nuß aufknacken,
Solange laß auch jede ſich
In Ruh' ihr Herz abzwacken.
Das Leben iſt 'ne harte Nuß,
An der herumzubeißen
Viel Kummer ſchafft und viel Verdruß,
Deshalb ſich ſoll befleißen
Jed Weiblein, daß es einen Mann
Frühzeitig ſich erwerbe,
Daß von dem „Muß", das es nicht kann,
Er's bill'gerweiſ' enterbe."
So ſpricht gar kühn und wacker
— (Ein reckenhafter Racker!) —
Dein knirpſiger Nußknacker.
Ob nun ein Fürſt von Hechelkram
Die Hand Dir einſtens reichet,
Ob bis dahin in Liebesgram
Dein Demantherz erweichet —
Was auch an Deinen Freund Dich bind't,
Mögſt Du ihm treu bewahren,
Er gibt, bis ſich der Rechte find't,
Die Kraft Dir, auszuharren.
Vertrau' ihm, laß ihn nie im Stich,
Er dient zu Deinem Glücke,
Durch ihn erfüllen jöh wohl ſich
Die himmliſchen Geſchicke.

Nr. 17.

Liebes Fräulein!

Ihrer Schreibſaumſeligkeit gemäß, die Sie ja ſelbſt zugeſtehen, mag Ihnen die Antwort wohl gar ein wenig zu früh geſchienen haben — mir kam's verteufelt ſpät vor. Was zum Kukuk hielt Sie vom Schreibpult ſolange entfernt? Nehmen Sie ſich ein Beiſpiel an mir. Es ſind keine zwei Stunden vergangen, ſeit mir Ihr lieber Brief zu Händen kam und ſchon ſind meine Finger mit Tinte beklext. Das nenn' ich mir einen Eifer! Nur nichts auf die lange Bank geſchoben! Unter guten Freunden ſoll im ſchriftlichen Verkehr eine Fermate nicht länger andauern, als im mündlichen eine Viertelpauſe des Nachſinnens über ein liebevolles Wort, eine richtige Bemerkung; ſie darf ſich allenfalls zu einer Generalpauſe erweitern, wenn man, wie dies bei mir oft der Fall war, in ſolcher Stille, wo durchs Zimmer fliegende Engel die unhörbare Konverſation führen, den Moment für geeignet hält, Gott zu danken, daß einem armen Sterblichen leibhaftig, und dem ſehenden wie ſchauenden Auge ſichtbar, ein Engel in Geſtalt einer liebenswürdigen Freundin zur Seite ſitzt. Aber das iſt auch die einzige Entſchuldigung. Nach meinen Begriffen ſoll ein ſchriftlicher Verkehr ſo raſch fließen, als der mündliche Verkehr zweier Stotterer; das iſt nicht viel verlangt und ich hoffe, Sie bezeugen mir Ihre Zuſtimmung durch eine raſche Antwort auf meine Zeilen. Ihren Brief las ich, wie alles Schöne, im Garten zum braunen Hirſchen, allwo ich mich tagtäglich der „gemeinen Atzung" erfreue. Dort las ich auch vor einigen Tagen — was glauben Sie? Sie ſollen es auf dieſer Seite noch nicht erfahren. Geduld! Geduld!

Ja! Beim braunen Hirschen las ich, schwelgte ich in Ihrem Briefe. Und zum Dessert sparte ich ihn mir auf. Dieser Gasthausgarten hat für mich das Eigentümliche, daß er mich ohne Unkosten und ohne die mindesten Reisebeschwerden nach — Nizza versetzt. Zum braunen Hirschen in den Garten zu gehen, heißt für mich so viel, als für einen anderen auf den Westbahnhof, nach Paris, nach Marseille, nach Nizza fahren, nun bin ich, wie gesagt, infolge einer höflichen, zuvorkommenden Fantasie auf Knall und Fall in Nizza, zumal wenn ich schon bei der Zigarre halte, und es ist doch nur eine nichtswürdige Virginier! Nun stellen Sie sich meine Wonne heute vor! Die Sonne vergoldete die breiten Kastanienblätter, zwischendurch die platten Blechdächer der ziegelfarbigen Hoftrakte der angrenzenden Häuser blitzten. Die englische Familie zerteilt in einiger Entfernung von meinem Posten einen halben blutigen Ochsen (unwillig und entsetzt wandte ich mich von diesen Kannibalen ab), schräg gegenüber näselt und quirlt und sprudelt es unaufhaltsam wie ein Spinnrad. Es sind zwei Französinnen (die eine ist nicht übel, ein hübsches, nicht uninteressantes Gesicht, aber eine bedauerliche Figur. Die andere eine alte Schachtel, die noch jung sein will — wahrscheinlich ihre Gouvernante), ein ältlicher Herr, der die Gesellschaft vervollständigt, scheint wenig Behagen an ihrem Geschnatter zu finden. Mir taten davon die Kiefer weh. Das sind tägliche Gäste und sind so quasi die Radialtaue, in das die Einbildung in seinen Strichen das landschaftliche Kolorit einwebt, bis Landschaft und Staffage sich zu dem prächtigen Netze ausbreiten, in dem eingesponnen ich den tiefblauen Himmel Nizzas in der dunkelblauen Flut des Mittelmeeres spiegeln sehe, den Duft der Orangewälder einsauge, die balsamische Meerluft einatme, die Marmorpaläste anstaune, an dem schlanken Wuchs eines verführerischen Blumenmädchens mich ergötze, mit heiterer Sorglosigkeit durch die Gassen schlenkere, ohne Geld, aber mit desto mehr Zuversicht. — Am Korso stolziert die vornehme Gesellschaft — welche Pracht! Die Frauen wie schön! Was für Esel die Männer! O Nizza! Nizza! Verräterisches Krokodilenbrutnest! In dir kam eine Tugend wie die Emerentien's [16]) (Gott hab' sie selig) schmählich zu Falle, ward ein Mann von so ausgezeichneten Geistesgaben, mit einem so schönen Schnurrbart, wie Rucciopuccio [17]), zum Spitzbuben! Nein, nein, nein, ich bleibe bei meinem Nizza im braunen Hirschen, das durch den Rauch der Zigarre gesehen mir minder gefährlich und ebenso schön erscheint.

Aber heute war mir das Nizza ein wahres Paradies. Meer und Himmel schienen mir noch einmal so blau, und die vornehme Gesellschaft kam mir minder verächtlich vor; die Frauen schöner und weniger kokett, die Männer liebenswürdiger und weniger abgeschmackt. Das kam daher, daß ich durch einen besonders duftigen Rauch einer echten Havannazigarre die Einbildung operieren ließ, und daß ich mit Ihrem Briefe in der Hand, soviel wie an Ihrer Seite, diesen milden Himmelsstrich durchwanderte. Wann wollen wir uns wieder in diesen Gefilden ergehen? Wissen Sie, daß ich nach Ihrer Abreise über einen Katzenjammer verfügte? „Mählangolisch" war ich, ja, und es hat nicht viel gefehlt, so hätte ich auch geweint. In dieser Stimmung war es mir ein tröstlicher Gedanke: Edmund [18]) aufzusuchen. Bei ihm angelangt, erfuhr ich von seiner Haushofmeisterin, daß er just vor 24 Stunden nach Ebensee abgereist sei und Fritz [18]) sich in einem Institut befinde. Ihre Aufträge kann ich also nicht mehr bestellen. Nun besuchte ich Miß Wadge und traf sie auch wirklich zu Hause. Die Luft in ihrem Zimmer hat mir wohl getan. Seitdem war ich schon wieder einige Male bei ihr, habe sie aber nur einmal angetroffen. Gern

[16]) Anspielung auf Immermanns Roman „Münchhausen".
[17]) Anspielung auf Immermanns Roman „Münchhausen".
[18]) Edmund und Fritz Lang, die Brüder der Adressatin.

hätte ich ihr einen Sitz für die Meistersinger überlassen, sie kam aber nicht nach Hause. So behielt ich den zweiten Sitz für Sie, für Ihren Schatten reserviert *). Ich war froh, in der ersten Reihe mir's bequem machen zu können, um vor allem dem Hin- und Herfuchtein der höllischen Fächer entgangen zu sein, als — o Schreck! nach den ersten sechzehn Takten des Vorspiels eine weibliche Fleischmasse sich heranwälzte und just rechts von mir wie eine Lawine auf den Sitz polterte. Was tut nun dieser Dickteufel? Er pustet, faucht und schnauft wie ein Lastenzug, bald darauf erhebt sich ein Sturmwind, ein Klappern, als wären sämtliche Mühlen Hollands des Teufels — eine gräßliche Ahnung steigt in mir auf — halb ohnmächtig schiel' ich rechts zu ihr hin — ich hatte mich nicht getäuscht — das Orchester spielte die sanfte E-Dur-Stelle — meine Nachbarin die stürmischen Violinpassagen aus dem „Fliegenden Holländer" — in ihren Teufelskrallen raste furchtbar geschäftig ein entsetzlich langer und breiter — Fächer. Mit einem letzten Kraftaufwand von Verzweiflung raffte ich mich auf und sah sie mit einem so giftigen Basiliskenblick von Haß und Tod an — daß sie bestürzt innehielt, den Fächer weglegte und ihn selbst in den Zwischenakten nicht wieder zur Hand nahm.

Ich war gerettet. Leben Sie wohl!"

*) „Ich lege ihn bei."

Nr. 18. Wien, am 1. Juli 1883.

Geehrtestes Fräulein!

Dr. Unger [19]) ist diesmal der direkte Anstoß, der mir die Feder in die Hand drückt (um eine banale Phrase zu gebrauchen). Freitag, am Feiertag, saßen ich und Paumgartner [20]) wie zwei weltverlassene Sperber in einem Kaffeehaus am Kolowratring und studierten die Antike an den klassischen Physiognomien böhmischer Köchinnen und hanakischer Ammeln, die, die Freiheit des Feiertages benutzend, die Ringstraße zierten. Ach, was tut man nicht, wenn einen die Langeweile plagt. Da, auf einmal, als unsere Verzweiflung schon in Sentimentalität umzuschlagen drohte, erschien der rettende Engel in Gestalt Dr. Ungers und eines Malers aus Paris, der, mit meinem geliebten Franz Ruß [21]) innig befreundet, mir nun stundenlang über ihn reden mußte. Aber auch mit Dr. Unger kam ich in ein längeres Gespräch, und zwar fing die Sache so an: Paumgartner stellte uns vor — denn er kannte mich ebensowenig als ich ihn, da wir uns wohl einmal bei Köchert getroffen, aber, trotzdem wir eine Viertelstunde im Zimmer die alleinigen Gäste waren, wurde kein Wort zwischen uns gewechselt. Merkwürdigerweise behielt ich, w e i l wir uns vorgestellt waren, seinen Namen. Also wir gehen spazieren. Paumgartner nimmt den Maler (den Namen kann ich mir nicht merken) auf die Seite, so daß ich und Dr. Unger ein Paar bildeten. Wir gingen etwa 10 Minuten, ohne auch nur eine Miene verzogen zu haben. Endlich fragte ich ihn (da ich meiner Sache nicht sicher war), ob er Familie Köchert kenne? E r: Ich bin ein langjähriger alter Freund des Hauses. I c h: Dann habe ich schon einmal das Vergnügen gehabt, Sie bei Köchert zu sehen. E r: So? (10 Minuten, erwartungsvolle Pause!) I c h: Ich tat dazumal einen bösen Fall und finde es riskant, die verdammte Wendeltreppe hinaufzusteigen, ich habe mir fast alle Rippen gebrochen. E r (nach 5 ¼-Takten im Adagio-Zeitmaß): Hm!

[19]) Kinderarzt Dr. Unger in Wien, den Wolf im Köchertschen Hause kennengelernt hatte.

[20]) Dr. Hanns Paumgartner, Musikreferent in Wien, der spätere Gatte der Hofopernsängerin Rosa Papier.

[21]) Franz Ruß, der Bruder des bekannten Landschafters Robert Ruß, eine Zeitlang mit Wolf sehr befreundet.

Hierauf 20 Minuten Pause und immer zusammengegangen — kein Laut, kein Mucksер! Das ist ein ausgemachter Querkopf, dachte ich, und hatte nicht die mindeste Lust mehr empfunden, mit ihm weiter anzubinden. Endlich schien er die Sprache wiedergefunden zu haben, denn er fing (ohne Übergang) [an], über den minnigen, teutschen Heldenjüngling [. . . . .] herzufallen und ihm züchtig das teutonische Bärenfell zu zerzausen. „Ich half so gut ich konnt'", und das schien ihm zu gefallen. Das Schimpfen war mir bald zuwider und ich brachte das Gespräch auf Sie. Nun verfielen wir ins Gegenteil, und es suchte einer den andern zu überbieten, einen charaktervollen oder originellen oder geistvollen Zug an Ihnen aufzudecken. So krampfhaft und mit solcher Wut wurde wohl selten im guten Sinne über jemand gesprochen. Nächsten Tag besuchten wir ihn in seiner Wohnung im Graf Schönbornschen Palais; er wohnt wie ein Herrgott, doch ging unsere Bewunderung über seine schöne Wohnung bald in die über seinen blumigen Tokayer über (den zu versuchen der Zweck unseres Besuches war), und ich muß gestehen, das Schwippschen, das ich mir an ihm geholt, hat mir außerordentlich wohl getan.

Am 6. reise ich ab; vorerst nach Bayreuth mit Mottl, Fleisch, Schönaich und die übrige Banda. Vielleicht nehmen Sie sich die Zeit und schreiben bis dahin noch

Ihrem ergebenen

Hugo Wolf.

Nr. 19. Ansichtskarte mit Wagners Bild und dem Aufdruck:

„Nach Mekka pilgern die Mohamedaner,
Nach Bayreuth alle Wagnerianer.

Gruß aus Bayreuth" (9. Juli 1883) . . . und zwar einen recht flüchtigen! Die Zeit wird einem zu kurz, und eine Postkarte anzuschreiben, ist keine Kleinigkeit. Die gestrige erste Aufführung des „Parsifal" war außerordentlich stimmungsvoll. Es wurde nicht applaudiert. Denken Sie sich aber, wie müde ich sein mußte, wenn ich mehrmals während der Vorstellung ganz tüchtig einschlief. Ich entbehrte eben drei Tage des Schlafes, denn hier kann von Ruhe und Schlaf keine Rede sein. Heute fahren wir in die fränkische Schweiz. Morgen ist wieder Vorstellung. Hierauf geht es nach Nürnberg, dann nach Gmunden. Über Bayreuth werde ich von Gmunden aus ein Mehres berichten. Adieu!

Nr. 20.

Geehrtes Fräulein!

Schon drei Tage weile ich in dem tränenseligen Orte Gmunden und noch immer flennt der Himmel und starrt uns an mit seiner langweiligen, greulichen Fratze. Trüge ich in mir nicht einen Himmel, so rein und klar, wie im Reiche der Seligen, ich meine die Erinnerung an die himmlischen Tage in Bayreuth, wahrlich, man möchte sich aus Ärger ersäufen. Aber auch diese Erinnerung trägt bald zu meinem Glücke, bald zu meinem Unglücke bei, je nachdem ich mich von Gmunden nach Bayreuth oder umgekehrt versetze. Ferner muß mir hier noch das Unangenehme passieren, üble Erfahrungen an Leuten, die ich immer hochgeschätzt, gemacht zu haben.

Ich habe Ihnen doch erzählt, daß ich auf 14 Tage von [. . . .] nach Gmunden zu kommen geladen wurde, und zwar nach meiner Absolvierung des Parsifal. Gut. Ich komme an, und nach etlichen Stunden bin ich schon unterrichtet, daß man keinen übrigen Platz für mich in der Wohnung habe; ich solle mich um ein Quartier umsehen. Bravo! Recht charmant! Ich mache mich auf die Beine, und da es mich nach der ersten Nacht im „Goldenen Brunnen" nicht gelitten, nahm ich mir ein Zimmer in einem Privathaus und mietete es auf 14 Tage. Ich wohne also: Gmunden,

Lehen Nr. 67, zweiter Stock. Aber „fein" ist das nicht, zuerst d' Leut' einladen und hernach 'nausschmeißen! Frau Ruß wohnt zum Glück in meiner nächsten Nähe, ist aber noch immer nicht aus Bayreuth ausgerückt, dürfte morgen anlangen. Habe sie auch bei der dritten Vorstellung in Bayreuth schon getroffen.

Meine zweite Karte aus Bayreuth erhalten??

Wenn halbwegs günstige Witterung eintritt, will ich nach Ebensee hinüberdampfen, wo ich jetzt auch meinen edlen Freund Dr. Unger zu treffen hoffe. Wie schade, daß Sie die Gegend dort nicht anziehender für mich gestalten, da wurde ich wohl mehr in Ebensee als in Gmunden sein. Geht es Ihnen wohl? Machen Sie viel Musik? „Parsifal" ist wohl das weitaus Schönste und Erhabenste auf dem Gebiete der Kunst überhaupt. Mein ganzes Wesen taumelt in der idealen Welt dieses Wunderwerkes, wie in einem seligen Rausche immer entzückter, immer beseligter — sogar sterben möchte ich jetzt, und das ist mir schon lange nicht mehr eingefallen. Ich kann nicht besser schließen, als mit der Mahnung, trachten Sie, unter jeder Bedingung nach Bayreuth zu kommen, denken Sie weniger und handeln Sie desto mehr. Fassen Sie einen raschen Entschluß, und alles Gedeihliche zu dessen Ausführung für Bayreuth wünscht Ihnen ganz recht vom Herzen Ihr wohlmeinender Freund

Hugo Wolf.

Gmunden, 17. Juli 1883.

Nr. 21

Gmunden, 31. Juli 1883.

Sehr geehrtes Fräulein!

Nach viertägigem Aufenthalt in Ebensee oder vielmehr in Rinnbach wieder nach Gmunden wandernd, wird mir die angenehme Überraschung, beim Eintritt in mein stilles, freundliches Stübchen einen Brief von Ihnen zu finden. Sie sind ja recht vergnügt, aber leider nicht unternehmend; das ist betrübend! Nun ist's auch zu spät — — — —. Ich dachte mir wohl, daß mein letzter Brief Sie nicht mehr in Taikowitz treffen werde, und hatte auch nicht viel Hoffnung, daß Sie ihn erhalten werden, sonst hätte ich Ihnen schon längst mitgeteilt, daß ich am 19. d. M. meinen ersten Ausflug zu Köcherts unternommen, daß ich sehr freundlich aufgenommen wurde, daß ich Dr. Unger, den Haifisch, wie Sie ganz richtig bemerkt, dort angetroffen, und daß wir allesamt ausgelassen lustig waren. Dr. Unger mußte infolge telegraphischer Abberufung nach Ungarn reisen und wurde die Abreise noch in derselben Nacht angetreten; ich gab ihm das Geleite bis — Gmunden, nachdem ich Köcherts versprechen mußte, baldigst wiederzukommen. Drei Tage dauerte die Sintflut. Endlich am 4. hätte man einen Raben auf Kundschaft schicken können, und so machte ich Unglücksrabe mich auf, und in einer Stunde war ich wieder in dem Kreise, der mir, zumal ich Edmund unendlich lieb gewonnen, ein empfindliches Bedürfnis geworden ist. Die vier Tage wurden im Jubel und Übermut verbracht, und als ich nach Gmunden kam, hatte ich nur das eine Gefühl: einpacken und nach Rinnbach fahren. Dies geschieht nun morgen oder übermorgen. Ich habe mir zwar in Rinnbach ein Zimmer in Aussicht genommen, will mich jedoch nicht übereilen und mich mehr umsehen, ob sich was Besseres bietet. Um dies mit Muße und Umsicht zu tun, werde ich einige Tage bei Köchert wohnen. Sie erfahren von Rinnbach aus meine Adresse. Ihre Frau Schwester hat sich in sehr teilnehmender Art bei mir erkundigt, wie es Ihnen gehe etc. etc. Ich gab sehr unbestimmte und mangelhafte Auskünfte. Sie bringt oft das Gespräch auf Sie, zumeist im guten, schönen Sinne. Übrigens finde ich auch in Theodor [22]) und seiner Frau sehr gemütliche, angenehme

[22]) Theodor Köchert, der jüngere Bruder Heinrichs, derzeit Chef der Firma H. C. Köchert in Wien.

Menschen; rechne ich noch den Studiosus Bahr[23]) (Intimus von Edmund) dazu, so kommt auf einen allgemeinen Grundton zwar kein reiner Dreiklang, aber immerhin ein nicht übel klingender und gewiß interessanter Septimenakkord heraus. Schade, daß Sie fehlen; Sie würden die schon etwas mehr als interessante Non dazu bilden. Adieu, in Kürze hören Sie von Ihrem ergebenen Hugo Wolf.

Nr. 22.

Sehr geehrtes Fräulein!

So sind die Menschen! Maßlos in ihrem Verlangen und beschränkt in ihrem Genießen. Man ißt mit den Augen und kann doch nur mit dem Magen verdauen. Man schaut durch die verzwicktesten Wendungen eines krankhaften Gehirnprozesses und ist hernach erstaunt in gerader Linie, schnurstracks und haarscharf auf die heillosesten Dummheiten gestoßen zu sein. Man soll nicht mehr fühlen, als Gefühle auf bequeme Art im Herzbeutel untergebracht werden können. Man soll vernünftig sein. Bin ich nun vernünftig? Leider nein! Es ist nicht Bescheidenheit, wenn ich das traurige Ergebnis auf meine ehrliche Frage mit solcher Offenheit und Bündigkeit konstatiere, denn es fällt mir entsetzlich schwer, mich vor mir selbst zu erniedrigen. Aber ich handelte unvernünftig, Gmunden aufzugeben und einen schlechten Tausch mit Rinnbach gemacht zu haben, und ich möchte vor Scham und Ärger über meine Dummheit rot werden wie ein Gimpel.

Was bietet mir Rinnbach? [. . . . .] einen Hundefraß, keinen Kaffee, eine zwar hübsche, aber höchst unruhige Wohnung von wegen der Unmasse Kinder in und um dem Hause. Will ich arbeiten, muß ich ins Freie gehen. Gehe ich ins Freie, fangt's zu regnen an. Bei Regenwetter im Zimmer zu sitzen, macht mich melancholisch; der Melancholie auszuweichen, stürzt ich mich [. . . . .] in ein Meer von Langeweile; die Folge ist, daß ich in einen Strudel innerer Wut gerate und mich und alle zum Teufel wünsche. Bitte, schreiben Sie mir recht bald und viel, damit ich was zum Lesen habe; ich verfüge nur über ein Buch, das ich schon besser kenne, als meine Musik dazu: die Penthesilea. Adressieren Sie Rinnbach Nr. 40.

Grämliche Grüße Ihr „grimmer Wolf".

Rinnbach, 9. August 1883.

Nr. 23. Rinnbach, am 13. September 1883.

Sehr geschätztes Fräulein!

Ich beeile mich, sofort Ihre, heute mir zugekommenen Zeilen zu beantworten. Leider geschieht dies noch von Rinnbach aus, das ich schon längst verlassen haben müßte, wenn es mit rechten Dingen zugehen sollte. Meine Aussichten, Hoffnungen und Pläne sind alle zu Wasser geworden — natürlich! Das Glück hat mir von jeher eine Grimasse geschnitten, und nach und nach gewöhne ich mich auch schon an diesen Anblick.

So werde ich das Land meiner Sehnsucht und Verheißung, „Deutschland", in diesem Jahre wohl schwerlich betreten, dagegen, wenn auch nicht in Wien, so doch in dessen nächster Umgebung, ein einsiedlerisches Leben führen. Flesch[24]) hat mir eine Freistätte bei sich in Unter-St. Veit zugesagt, und ich bin just so tief gesunken, um sein Anerbieten anzunehmen. Nicht einmal eine Choristenstelle an einem deutschen Theater konnte ich mir erringen, um die ich so gern alle nichtige Herrlichkeit und

[23]) Der Schriftsteller Hermann Bahr.

[24]) Der in musikalischen Kreisen damals sehr bekannte Lederfabrikant Fritz Flesch (†) hatte Wolf auf seinen Besitz in Unter-St. Veit bei Wien eingeladen.

Komodität in Flesch's Hause hergegeben hätte. So blieb mir nichts übrig, als — sollte ich meine Existenzberechtigung gelten lassen — meine armselige Freiheit — aber doch Freiheit! — gegen das Vergnügen, goldene Fesseln tragen zu können, einzutauschen. Ob diese Fesseln aus echtem Gold sind, weiß ich just auch nicht so sicher — ich muß ja selbst um die Sklaverei würfeln; fürwahr! ein beneidenswertes Los! O, ich werde noch die Menschen verachten lernen, und mit gutem Grund! Lug und Trug, Schmutzerei, Falschheit, Eigennutz, Bosheit, Borniertheit, Brotneid, gegen die selbst der Teufel nicht aufkommen kann, erweisen sich als meine lieben, wohlwollenden, hilfereichenden, aufopfernden Freunde. Wären es noch offene Gegner, da könnte man dreinschlagen, aber so! — ich will mich nicht weiter aufregen und Sie mit meinen Herzenssachen nicht langweilen, sonst könnte ich Ihnen allerlei hübsche Geschichten erzählen. — Zu was anderem!

Gestern war ich mit Theodor und seiner mir sehr sympathischen Frau in Kammer, wo wir die Gastfreundschaft des Dekorateurs Schmied genossen, der ein geradezu märchenhaft eingerichtetes Landhaus bewohnt. Mir tut von all den Wundern und Herrlichkeiten noch heute der Kopf weh. Es war ein Klavier und Harmonium da, und Sie mögen sich denken, wie gründlich ich nach so langen, schmerzlichen Entbehrungen musikalischen Umganges an beiden Instrumenten mich ausgetobt! Zu meiner Verwunderung schienen sich alle über mein Spiel zu freuen — die Ärmsten ergötzten sich daran wie Hunde an abgenagten Knochen; ich muß launig genug gespielt haben. Adieu! Irmina[25]) hat die Masern; infolgedessen Quarantaine. Tut mir leid; ist für einige Zeit wieder die Gemütlichkeit beim Teufel! Ich werde Ihnen noch einmal schreiben, weil ich möglicherweise in den nächsten Tagen abreisen könnte. Addio!

Nr. 24.

Sehr geehrtes Fräulein!

Ein Besuch Dr. Ungers in seiner Eigenschaft als Arzt hat meine Abreise insoferne beschleunigt, als er, nach eintägiger Rast die Rückfahrt antretend, mich veranlaßte, auf seine angenehme Reisegesellschaft Rücksicht zu nehmen. So kam ich denn heute 6½ früh wohlbehalten in Wien an, von wo aus ich mich nach Unter-St. Veit verfrachtete. Bitte also, künftighin Unter-St. Veit bei Herrn Fritz Flesch zu adressieren. Ich habe die Hoffnung, in Deutschland eine praktische Tätigkeit aufzunehmen, noch nicht aufgegeben und schon heute zu diesem Behufe Schritte eingeleitet, von denen ich mir allenfalls Erfolg verspreche. Bis ich ein Mehres erfahren, werden Sie die erste sein, die es erfahren soll. Bitte, schreiben Sie recht bald Ihrem sehr ergebenen

Hugo Wolf.

Unter-St. Veit, 17. September 1883.

Nr. 25

Verehrtes Fräulein!

Ende dieses Monates kommen Sie also erst nach Wien? Und zwar ziemlich ungern, da Sie hier des hochinteressanten Vergnügens, Fische zu fangen, wohl entbehren dürften. Ich kann Sie mir nur als glückselige Fischerin vorstellen, und man braucht auch ganz und gar nicht ein komuner Karpf zu sein, um sich, recht gern, in Ihre Netze zu verstricken. Ich wünsche nur, es wären eine Menge verliebter Goldfische darunter, daß Sie nach Herzenslust wählen könnten — das wäre eine Pracht!

Ja gewiß, das wünsche ich recht vom Herzen und ganz speziell zu Ihrem verflossenen Geburtstage, dessen Nachfeier ich heute bei einer guten Flasche Johannisberger begehen werde.

[25]) Die jüngste Tochter Heinrich und Melanie Köcherts.

Bei Ihnen scheint der Goethesche Vers nicht zuzutreffen, denn in Ihrer Einsamkeit können Sie bei dem Behagen, das Ihnen aus der Einförmigkeit der Roskoscher Gegend zuströmt, unmöglich allein sein — es scheint was dahinter zu stecken. Schriftstellern, dichten oder komponieren Sie? Philosophieren oder disputieren Sie? Wird man darüber was erfahren? Werden Sie mir überhaupt noch schreiben? Ich will sehen, was man durch Geduld erreichen kann.

Herzlichste Grüße von Ihrem Hugo Wolf.

Unter-St. Veit, 15. Oktober 1883.

Nr. 26.

Sehr geschätztes Fräulein!

Kommen Sie nur bald angeschwommen, dann sollen Sie übern „Tristan" von mir zu hören bekommen, wie viel Sie nur wollen. Einer schönen, interessanten Dame mündliche Mitteilungen machen zu können, läßt sich besser erzählen, hört sich besser an, und nun gar einem so opponenten, raufluſtigen, herrschsüchtigen Wesen gegenüber, in welchen Eigenschaften Sie mir so sehr imponieren! Darin gleichen Sie ganz der Frau Ruß, für die ich, wie Sie wissen, eine grenzenlose Verehrung hege, und (die) sich eher die Zungen abbeißen möchte, als mir so geradehin ein Zugeständnis zu machen. „Mit Weibern sich streiten, ist fruchtlos", sagt Mörike, aber eben dies unterhält mich, regt mich an. Solche Scharmützel gleichen dem Moussieren des Champagners — bei Flesch wird viel Champagner getrunken — das perlt und prickelt, erheitert und erwärmt, ohne das Gemüt zu erhitzen, die Freiheit des Geistes zu umnebeln. Geht es etwas lebhafter her, so ist die Wirkung nicht ärger, als das Überschäumen des Champagners, der, ehe er den Boden berührt, fast verflüchtigt. Der Geist bei Frauen (glaube ich) ist gemeinhin nur Alkohol; hell aufflackernd, blitzend, ein brillantes Feuerwerk, eine Rakete und hierauf ein plötzliches Erlöschen. Darin (glaube ich) beruht ihre Eigentümlichkeit, daß sie nie was Großes, Ganzes schaffen, daß sie glänzende Einfälle, aber keine Ideen haben. Unterhalten jedoch kann man sich (glaube ich) nur mit geistvollen Frauen, geistreichen Männern fehlt die Beweglichkeit, die Anmut, die Pikanterie, die Unmittelbarkeit, und da ich übern Tristan keine kritische Studie Ihnen zukommen lassen will, so werden Sie nicht eher was darüber hören, als mir das Vergnügen zuteil wird, mündlich über diesen Gegenstand zu plaudern. Wir wollen über den Stoff unsere Weisheit erschöpfen, hernach nehmen wir die Partitur — in deren Besitz ich seit einigen Tagen bin — zu Hilfe, es wird ein pro, ein contra geben, Sie werden widersprechen, folglich liebenswürdig sein, ich werde mich vergnügen und wie der 100 000. Esel Hiobs mich geduldig erweisen — ach, wie schön wird das werden, welche Aussichten!

Aber nun kommen Sie bald und zeigen mir gleich den Tag Ihrer Ankunft an.

„K'stiand"!

(mit der gehörigen Betonung)

Wölfing.

Unter-St. Veit, 22. Oktober 1883.

Nr. 27.

Geehrtestes Fräulein!

Die Idee, in Unter-St. Veit zu überwintern, scheint mir nicht so höllenmäßig als Ihnen. Soll ich lieber nach Wien gehen, dem Herrgott die Zeit stehlen, um mich von den ersten besten Schuften protegieren zu lassen? Lektionen geben? Verstehen Sie d a s unter Tätigkeit? Nein, Verehrteste, so meine ich es nicht. Flesch hat mich zu sich geladen, damit ich hier in Ruhe arbeiten soll, ich werde hier die

Penthesilea vollenden und so Gott will, so manches andere schreiben. Wenn Sie darin keine Tätigkeit erblicken, so mögen Sie mich in Gottes Namen für einen Faulpelz halten, ich werde diesen stillen Vorwurf ruhig ertragen. Damit ich ja ungestört arbeiten könne, hat mir Fleschi eine Wohnung gemietet: St. Veiter Hauptstraße Nr. 20. Mir steht der ganze erste Stock in diesem Hause zur Disposition, und ich bin ganz glückselig darüber. Was meine Gesellschaft anbelangt, so sieht es allerdings nicht so günstig aus. Fleschi ist alles eher, nur nicht anregend, und seine Frau? [. . . . .] Wie sehr Sie mir abgehen, mögen Sie daraus ermessen. Unsere allabendliche Beschäftigung besteht im Tarockspiel, und da bewährt sich das Sprichwort: „Der Dumme hat's Glück, denn „die Schwein" will nimmer von der Seite [. . . . .] gehen. Zum Glück findet sich Fritz Mottl[26]) [. . . . .] öfters bei Fleschi ein, auch ein vortrefflicher Landschaftsmaler, namens Schäbli, bannt durch seinen trockenen Witz die grinsenden Geister der Langeweile. Daß viel Musik getrieben wird, ist bei der nach Musik lechzenden Seele Fleschi's selbstverständlich. Jetzt entzückt mich vor allem ein Frühlingslied von Berlioz — nur mehr Duft und Hauch, berauschend schön.

Kommen Sie zum Tristan am 4. Oktober?

Ich erwarte es von Ihnen. Adieu!

Unter-St. Veit, 26. Oktober 1883.

Nr. 28.

Liebes Fräulein!

Kommen Sie morgen nicht vor 5 Uhr zu mir; ich bin bei Theodor zum Mittagstisch geladen und werde die Ehre haben, die Freih. Hans v. „Wohlerzogen" (gemeinhin Wolzogen) als Tischgenossen zu begrüßen. Von 5 Uhr ab hoffe ich frei zu sein. Sie bleiben dann solange bei mir, bis es Zeit wird, in den Wagner-Vereinsabend zu wandern. Ich freue mich unendlich, Sie morgen wieder zu sehen; ich möchte immer um Sie herumgeistern; es macht mir viel Spaß. Wenn ich schlecht gelaunt bin, schlechte Musik treibe, schlechte Rezensionen schreibe, schlechten Appetit, nichtsnutzige Lebensanschauungen äußere, wenn ich eine kleine Entdeckungsreise in meine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unternehme und nichts als elende Sandbänke sich mir zeigen wollen, und eine aus dem tiefsten Innern ausgeholte Seufzerarie so lange in den scheußlichsten Dissonanzen vibriert, bis der erlösende Tert auf die erhabene, wenn auch nicht ganz originelle Exklamation: „Hol's der Teufel!!!" mich zu einem ganz gewöhnlichen Lumpen macht — dann merk' ich, daß mir „etwas" fehlt, das zu erraten ich gern Ihnen überlassen haben möchte.

A revoir! Hugo Wolf.

Wien, 12. Februar 1884.

Nr. 29.

Meine liebe Freundin!

Wenn ich Sie heute so nenne, tue ich dies im guten Glauben, daß Sie diese vertrauliche Ansprache nicht so falsch deuten werden, als einmal vor Jahren, wo ich's ebenso ehrlich gemeint, nichtsdestoweniger aber Ihr Zartgefühl damit empfindlich verletzen mußte. Mein Gott, wie freue ich mich, wie glücklich bin ich, daß Ihre Wünsche, die auch die meinen waren, sich so schön nun erfüllen[27])!

Der Nußknacker[28]) war doch ein famoser Kerl, und es kränkt mich, daß Sie ihn so wenig in Ehren gehalten, um ihn als schnödes Spielzeug für Kinder weg-

[26]) Fritz Mottl, ein Bruder Felix Mottls.
[27]) Henriette Lang hatte sich eben mit Joseph Freiherrn von Schey verlobt.
[28]) Siehe Gedicht Nr. 22.

zuſchenken. Und doch! Was ſollte Ihnen der dumme Patron, wenn ſich nun der richtige Rutſcheputſche, zwar lange nicht, aber endlich, endlich doch eingefunden? Seine Rolle iſt ausgeſpielt, und ein neues Stück beginnt. Ein Prolog dazu iſt nicht nötig, und zu einem Epilog möge es nie kommen. Es ſei denn eine Apotheoſe auf eine goldene Hochzeit. Wenn Sie mir bis dahin ein ganz kleines Vorzimmerl in Ihrem glücklichen Herzen, für welche 50jährige Miete ich allerdings nur die ärmlichen Schätze meiner aufrichtigſten Freundſchaftsgefühle entrichten könnte, bewahren wollten, ſo hätten auch wir zwei einen fröhlichen Bund für die Zukunft geſchloſſen. Und ſo ſetze ich gleich, damit Sie ſehen, wie wenig ich ſpaße, meinen Namen darunter.

Wien, 26. November 1884. Hugo Wolf.

Bauſtile und Religion

Von

J. K. von Hoeſſlin

Der Innenraum einer byzantiniſchen Kirche iſt zentral geſtaltet. Er ſenkt ſich aus der Mittelwölbung herab, umfaßt die ſich aus ihr ausbuchtenden Halbwölbungen und gießt ſich herab in Galerien und Hallen, zwiſchen Pfeiler und Säulen in Apſiden und Niſchen, die ſich zu verſelbſtändigen ſuchen, die aber dennoch, von dem Grundrhythmus der Raumtotalität beherrſcht, das Gefühl wachhalten, daß ſie aus dem einheitlichen Ganzen hervorgeſtrömt ſind.

Dieſes Wogen des Raumes aus der krönenden, weiten Höhe der Mittelwölbung herab in ſeine rhythmiſchen Ausbuchtungen, dieſes Ausbuchten der nach Verſelbſtändigungen drängenden Gliederräume zieht dann auch die tektoniſchen Glieder der Bauwerke, die Pfeiler, die Säulen und die Wände der Apſiden in den Strom des Herabwogens hinein, ſo daß das Ganze das Gefühl des Sichherabſenkens des Göttlichen auslöſt. Die Säulen eines byzantiniſchen Innenraumes ſcheinen nicht nur tragende Funktionen zu üben. Nicht der Schaft trägt das Kapitäl und dieſes den Kämpfer, ſondern aus den Bögen, die der Wölbung entquellen, ergießt ſich die Form durch die Kämpfer in die Säulen herab.

Wir fühlen ein eigenartiges, einem religiöſen Gefühl gleiches Erleben unſere Seele erfüllen, wenn wir den Innenraum einer byzantiniſchen Kirche betreten *).

Ob es St. Vitale in Ravenna iſt, ob es die Kathedrale der „heiligen Weisheit“ in Konſtantinopel, ob es die Kloſterkirche von Daphni, ob eine der kleinen alten byzantiniſchen Kirchen in Athen oder die Kirche dieſes oder jenes Kloſters es iſt, die wir betreten — überall erleben wir das gleiche Gefühl einer ſich herabgießenden Feierlichkeit und einer göttlichen Totalität.

Dieſes Gefühl, das wir in dieſen Kirchen erleben, iſt verwandt dem Gefühl, das uns durchdringt, wenn wir in die Myſtik des Neoplatonismus Einblicke tun.

Die Lehren Philons und Plotins waren in den erſten Jahrhunderten des Chriſtentums Gemeingut aller Denkenden, Schaffenden, religiös ſich Betätigenden.

*) Die Beziehungen, die zwiſchen Raumgeſtaltungen und Gefühlserlebniſſen beſtehen, habe ich in einem demnächſt erſcheinenden Werk „Schöpferiſche Funktionen des Geiſtes“ (Abſchnitt über die Melodie bzw. Raummelodie), das demnächſt in der „Philoſophiſchen Reihe“, Verlag Röſl & Cie., München, erſcheint, darzulegen verſucht.

Der berühmte, um das Ende des V. Jahrhunderts lebende Kirchenvater, dessen wirklichen Namen wir nicht kennen, der aber in der Religionsgeschichte bekannt ist als Dionysios der Areopagit, ist der Philosoph der griechisch-byzantinischen Kirche, er gab ihr den Geist und die intellektuelle Gestalt.

Das Werk dieses neuplatonischen Kirchenvaters erfüllte das Seelenleben des Orients, und es begann selbst im Abendlande Bewunderung zu genießen. Kaiser Michael von Byzanz hat das Buch an Ludwig den Frommen geschickt. Karl der Kahle ließ es ins Lateinische übersetzen. Aus diesem Werke schöpften alle Denkenden des beginnenden Mittelalters im Orient die Ideen, welche ihre Religiosität mit der erkennenden Philosophie in Einklang brachten.

Was der Neoplatonismus uns lehrte, und was der Areopagit durch christliche Begriffe und christliche Symbole verlebendigte, war, daß die Gottheit als das in sich alles Sein enthaltende Licht aus sich heraustritt und so in schöpferischer Entfaltung aus ihrem eigenen Urgrunde die Welt gebiert. Die ersten Ausbuchtungen, die ersten strahlenden Gestaltungen der in sich einen Urgottheit waren die göttlichen Personen der heiligen Dreieinigkeit, durch weitere, gestaltende, beengende, individualisierende Ausstrahlung und Ausbuchtung entstanden aus demselben Urgrunde des Übergöttlichen — jetzt aber durch die Zwischenglieder hindurch — die Gestalten der Erzengel, der Engel, der heiligen Väter des Christentums.

Die alle Gestalten des Geistes und des Seelischen überwölbende Gottheit aber ist es, die das Dasein gebiert, sie ist die Einheit, die der Welt die Einheitlichkeit ihrer Zusammenfassung verleiht, sie ist der geistige Grund, der über der Vernunft steht, aber sich zur Vernunft differenziert und beengt.

Haben die Baumeister der Innenräume der byzantinischen Kathedralen diese ihnen bekannten Lehren des christlichen Neoplatonismus zur Gestalt bringen wollen?

War es das religiöse Erleben, das seit den Zeiten des Augustus in der Welt des Mittelländischen Meeres gärte und wogte, was dem Neoplatonismus, und das Christentum mit ihm, und dann mit ihm parallel auch den byzantinischen Kathedralen die Gestalt gab?

* * *

Die Religiosität des Abendlandes ist ganz anderer Art als die des Orients und des Mittelmeeres.

Der Areopagit wurde im Abendlande bewundert, aber er schlug keine Wurzeln in die Seelen der jungen germanischen Völker.

So ist die Architektur des Nordens wohl technisch und handwerklich von der Tektonik der Byzantiner beeinflußt; aber der Geist der Architektur des Nordens ist ein anderer.

Selbst wenn der romanische Stil alle seine Ornamente und alle Formen seiner tektonischen Glieder den Byzantinern entnommen hätte, wäre der romanische Stil, infolge seines ihm eigenen Geistes, ein Stil restloser Selbständigkeit gewesen.

Einer derben Gefühlsart gemäß waren die ersten Kirchen des IX. und X. Jahrhunderts, die Kirchen der Karolinger und der Ottonen; sie waren von seltsamer Wucht.

Starke Pfeiler, breite hallenartige Seitenschiffe gaben den Innenräumen ein Gepräge, als ob sie Säle von Kaiserburgen wären, in denen gepanzerte Ritter ein- und ausgingen.

Aber da kam die neue Zeit des XI. Jahrhunderts.

Eine vom burgundischen Kloster Cluny ausgehende Bewegung hatte jenseits des Rheins an die Stelle des waffentragenden Mönches das Ideal von Mönchen, die sich der Askese hingaben, gepredigt.

Dieser Clunyazismus hat in Europa eine tiefinnere, entsündigende Frömmigkeit eingeführt, die dem Klosterleben des späteren Mittelalters das Gepräge gab. Die Zisterzienser setzten das Werk von Cluny fort.

Diese neue Weltanschauung — besser gesagt: diese neue Gefühlsweise, gab auch der Architektur des endenden XI. und beginnenden XII. Jahrhunderts einen neuen Charakter.

In Deutschland waren es die Mönche des schwäbischen Klosters Hirsau, die, vom Geiste Clunys ergriffen, die Verinnerlichung des romanischen Kirchenstils bewirkten und das neue Religionserlebnis zur neuen Gestalt brachten.

Die Kirchen karolingischer und ottonischer Zeit waren erdengewurzelt.

Die von den Hirsauern erbauten Kirchen sind geistiger Art. Die Pfeiler werden schlank und himmelwärtsstrebend, als wenn eine sich nach Gott sehnende Beseelung sie nach den Höhen hintriebe. Seitenschiffe und Mittelschiffe werden eng und lang, so daß der sich jetzt über die Seitenschiffe erhebende Raum fast von den Seitenschiffen sich in seinen Höhen abschließt, als ob er das Reich des Himmels innerhalb der Kirche versinnbildlichte.

Eine der schönsten Bauten der Hirsauer ist die St.-Jakobs-Kirche in Regensburg. Die Höhenentwicklung und die schlanken Proportionen geleiten den Beschauer harmonisch in die architektonischen Formen des Chores hinein. In der St.-Jakobs-Kirche werden Formen und Proportionen zu einer verkörperten Raummusik. Wenn wir ihren Innenraum betreten, so fühlen wir, daß die Mönche, die ihn bauten, die Zeit des Kampfes überwunden hatten, daß sie allem irdischen Wollen entrückt waren. Das Mittelschiff führt zwischen den Reihen der bogentragenden, ernstwirkenden Säulen auf die Apsis hin zu seiner organischen Fortsetzung. Ein schlanker, hoher Triumphbogen umrahmt die allerheiligste Stelle des Chores, wo die Stätte des Vollzugs des Messemysteriums ist. Unter dem das Dach tragenden Halbkreise dieses himmelwärts deutenden, hohen Triumphbogens erhebt sich vor der dunklen Wölbung der Apsis die helle Gestalt des Gekreuzigten. Zwei in ihrer Schlankheit wie Symbole des Gebets scheinende Frauengestalten stehen in rhythmisch empfundener Entfernung zwischen dem Gekreuzigten und den aufstrebenden Kurven des sich hinaufschwingenden Bogens.

Was die römisch-katholische Religiosität von der byzantinischen unterscheidet, ist, daß die byzantinische im Besitze des fühlenden Wissens zu sein glaubt, das das Wesen der Gottheit umfaßt, während die katholische Religiosität den Ton auf d e n W e g legt, der zur Gottheit führt.

Nach der katholischen Lehre, die im XII. Jahrhundert die Seelen beherrschte, muß man erniedrigt werden, um den Preis zu erlangen. Nicht Christus als eine der drei unmittelbaren, heiligen Ausstrahlungen des über der heiligen Trinität seienden Übergöttlichen, sondern Jesus, der leidende, menschenliebende Sohn Gottes, ist das göttliche Bild, das den Menschen des Abendlandes erfüllt.

Jesus hat Gottvater und die Menschen geliebt. „Auch in uns soll die geistige Wesenheit solcher Liebe erwachen. Liebe, wie sie Jesus beseelt hat, soll uns erfüllen *)."

Wir müssen mit Jesus auf dem Wege der Niedrigkeit niederfahren, nicht herrschen wollen, sondern uns bereitwillig unterwerfen, Schmach und Unrecht geduldig ertragen.

Es ist charakteristisch, daß das Abendland in dem gekreuzigten Jesus dasjenige Symbol erblickt, welches das religiöse Gefühl am stärksten auslöst, so daß man in

*) Man vergleiche H e r r m a n n S c h w a r z: Der Gottesgedanke in der Geschichte der Philosophie. 1913, Erster Teil, Seite 292.

katholischen Ländern dem Gekreuzigten auf allen Wegen und Stegen in allen Kirchen begegnet.

Für die orientalische Kirche dagegen ist der Karfreitag nur ein vorbereitender dramatischer Akt zu dem Auferstehungsmysterium. Nicht die Kreuzigung, sondern die Auferstehung und die Himmelfahrt sind es, welche die Seelen der Mittelmeermenschen in Schwung setzen. Die Kreuzigung als ein Symbol, das religiöse Erlebnisse auslöst, wird dort in den Hintergrund gerückt.

Aber der sich selbst zerfleischende Germane hat es geliebt, sich mit diesem leidenden Christus gleichzusetzen. Wer teilhaben wollte an Christus, der mußte teilhaben an seinen Leiden; nur aus Leiden besteht sein göttliches Wesen, kannst du sein Leiden anziehen, so hast du sein Wesen errungen, so hast du Christus angezogen.

Das Leiden und die ungestillte, stets verlangende Liebe ist der Weg, der hier zur Gottheit führt.

Aber selbstverständlich ist auch für die Christen des Abendlandes und des Nordens dieses Leiden nicht das Ziel, sondern der Weg, der zum Ziel führt.

Der Abendländer des XII. Jahrhunderts liebte, in der Vorstellung des leidenden Jesus zu weilen; aber er wußte, daß dennoch das Wesen des Christus in den himmlischen Sphären des göttlichen Vaters thront.

Was den Abendländer von dem Byzantiner unterscheidet, ist, daß der letztere in der Vorstellung des letzten Ziels, das zugleich der erste Quell und Ursprung des Lebens ist, d. h. in der Vorstellung des Seins in Gott weilte und den Weg dazu als ein möglichst abzukürzendes, notwendiges Übel betrachtete, während der Abendländer gerade diesem Wege des Leidens einen großen Wert beilegte, diesen Weg selbst als etwas an sich Ethisches, ja Göttliches fühlte und das Ziel so in die unerreichbaren Fernen der Himmelshöhe schwinden sah, so daß er kaum sich der Hoffnung hingab, schon im Diesseits dieses Ziel vollends und dauernd zu erreichen.

Es ist ergreifend, wenn man bei Bernhard von Clairveaux liest, wie bescheiden er sich dem Erlebnis des Höchsten gegenüberstellt. Gewiß auch er kennt den Ort, wo man Gott sehen kann, wo Gott der in Wahrheit getauchte ist, wo er weder Richter noch Lehrer ist, sondern ein uns in liebeglühender Vereinigung Empfangender, Liebender. Bernhard gebraucht, wenn er das schildert, mit Vorliebe das Sinnbild des Bräutigams, denn er weiß, daß es zwei Arten von Liebe gibt: die sich sehnende, verlangende Liebe, die, wie Platon lehrte, ein Bastardkind der Armut und des Reichtums ist, des Mangels und des in der Vorstellung schwebenden fernen Besitzes, und eine andere göttliche Liebe, die nur Reichtum ist, und die nicht mehr Sehnsucht, nicht mehr ein Wollen und Streben, sondern glühende, erfüllte Vereinigung ist.

Diese liebeglühende Vereinigung mit Gott oder Christus als Bräutigam ist aber, wie Bernhard von Clairveaux seufzend klagt, ein gar zu seltenes Gut. „Ach! selten ist die Stunde und kurz die Dauer!"

So gibt sich der abendländische Christ im Gegensatz zu dem Morgenländer, der verlangenden, sich sehnenden, leidenden Liebe zu Gott hin und legt auf sie das Gewicht seines religiösen Erlebens.

Selten ist die Stunde und kurz ihre Dauer, wo man die uns restlos mit ihm vereinigende Liebe Gottes besitzt, dafür ist der Tag der Christen voll des Verlangens nach dieser in himmlischen Fernen verschwindenden Liebe des vollen Besitzes.

Der Innenraum des byzantinischen Tempels senkte sich, dem Wesen der orientalischen Religiosität gemäß, wie ein Reich himmlischer Sphären von den Gewölben herab in die Gänge, zwischen die Säulen und Pfeiler und individualisierte sich in Apsiden und Nischen.

Die Hirsauer Kirche des XII. Jahrhunderts gestaltete dagegen das Gefühl des Emporstrebens der Seele durch das Hinaufstreben des Raumes von den erdrückten, engen Seitenschiffen zu der jäh sich emporhebenden Höhe des Mittelschiffes empor.

Aus dem Stil der Hirsauer ist die Gotik entstanden.

Man verbindet die Entstehung des gotischen Stils mit der Erfindung der Spitzbogenkonstruktion. Aber Spitzbogen haben auch die Mauren gehabt, ohne deswegen eine Gotik geschaffen zu haben. Und der Geist der Gotik lebt — nicht nur als Keim — sondern als Seele schon in den romanischen Kirchen und Kathedralen des XII. Jahrhunderts. Der Spitzbogen war nur ein vom Zufall begünstigtes Mittel, das dieses Streben nach unerreichbaren Himmelshöhen zur vollen Gestaltung brachte.

* * *

Was den gotischen Stil von dem romanischen des XII. Jahrhunderts unterscheidet, ist nicht die Spitzbogenkonstruktion, sondern die rauscherfüllte Bewegung der Linien, welche die Gotik in die Architektur einführte.

Es war das Zeitalter der Kreuzzüge, das Zeitalter einer Bewegung ruhloſen Lebens und ruhloſer Tat, was durch die Gotik zum Ausdruck kam. Nicht das Sichsehnen nach Gottesvereinigung allein, nicht die leidende, in Demut sich dahinmarternde Liebe allein, die nach der göttlichen, höchsten Liebesvereinigung verlangte, war es, was diese Zeit bewegte, sondern auch das Verlangen nach Tat, der Tat, die im Dienste der Religion stand.

Der Kirchenvater der Gotik ist Franz von Assisi.

Arbeit und Dienst und werktätige Hilfe für alle Kranken und Notleidenden. Ruhloſes Wanderleben und Predigt, um die Seelen zu wecken, sie zu erlösen.

Es war die Zeit, als in Frankreich die Frommen unter Singen von Psalmen, unter heißem Bußgebet und Feindesvergebung sich an den Kirchenbauten mitbeteiligten und an den Baukarren mitzogen.

Dieser religiöse Enthusiasmus, verbunden mit dem rastloſen Tun, in das sich die Religiosität jener Zeit entlud, bedingte, daß bald nicht mehr nur die Innenräume der Kirchen, sondern auch ihre der Außenwelt zugekehrten stereometrischen Formen ein Ausdruck religiösen Lebens zu werden anfingen.

Der antike Tempel als Außenbau verhielt sich dem Weltraume gegenüber indifferent. Zuschauer und Tempel standen gleichwertig im Weltraume. Wir können das Wort gebrauchen, daß zwischen Tempel und Zuschauer eine Parallelität darin bestand, daß beide im Weltraume waren, aber ohne daß durch den Tempel irgendwelche formale Beziehungen zu den Richtungen des Weltraumes zum Ausdruck kämen.

Erst durch den sich nach den Himmelshöhen zuspitzenden und emporstrebenden Kirchenturm bekommt auch das Außenbauwerk eine Beziehung zum Weltraume, und zwar: der Richtung nach den Höhen zu.

Indem die Formen des emporstrebenden und sich himmelwärts zuspitzenden Turmes eine Richtung nach einer Dimension hin andeuten, wird auch der Außenbau dem Weltraum organisch zugegliedert.

Die Gestaltung des Innenraumes bei den Byzantinern gab ein Abbild der Welttotalität und ihrer sich gliedernden Beengungen und Spannungen zu Individualräumen. In der Gotik wird jetzt durch die Richtung des Turmes der endloſe Weltraum selbst, mit seinen unendlichen und unerreichbaren Höhen, in den gestaltenden Ausdruck des Kunstwerkes hereingezogen, und so wird in gesteigertem Maße das Prinzip des basilikalen Hirsauer Innenraumes wiederholt.

Durch den Anblick eines gotischen Turmes fühlt sich der Zuschauer mit hingerissen zu dem Streben nach den unendlichen Himmelshöhen.

Wir brauchen hier nicht zu erinnern, daß schon der romanische Stil des XII. Jahrhunderts dieses Streben der Türme nach den Himmelshöhen, die Gotik vorahnend, besaß.

Die romanische Baukunst des XII. Jahrhunderts gab im Ringen nach Gestaltung des religiösen Lebens der Zeit auch dem Außenbau Formen, die, aus dem gleichen Erlebnis geboren, verwandt denen der Gotik waren.

Daß die frühgotische Kirche St. Yved zu Braisne den Turm aus der Vierungskuppel heraufwachsen läßt, wie es die romanischen Kirchen von Schlettstadt, Schwarzrheindorf, Limburg a. L. und andere tun, ist ein Zeichen für die enge Verwandtschaft, die zwischen dem Geist der Architektur Deutschlands und jener von Frankreich im XII. Jahrhundert bestand, wenn auch die Formen der Linien, in den beiden Ländern, unter der Wirkung von Zufällen noch verschieden waren und so ein Scheinrecht besteht, von zwei verschiedenen Stilen: von Spätromanik und Frühgotik zu reden.

Die Abteikirche St. Yved zu Braisne ist für unser Gefühl ein den Keim der Gotik in sich bergender spätromanischer Bau, wenn auch die Formen seiner Fenster und seiner Rosetten, seiner Fialen und seiner Strebepfeiler ausgesprochen die Formen dessen sind, was man Frühgotik nennt.

Die volle Gotik ersteht erst dann, wenn ein Rausch der wogenden und ineinandergreifenden Linien entsteht, so daß der Bau wie eine Linienmusik erscheint, die himmelwärts strebt.

Durch dieses symphonische Liniengewoge einer hochgotischen Kathedrale schwellen Mittelschiff und Querschiff nicht nur gewaltig über die Seitenschiffe hinauf. Hier stürmen von allen Enden des Raumes, von den Linien der Dienste, von allen Pfeilern, von allen spitzbögigen Fenstern mit ihren Maßwerken und Glasmalereien, von allen Triforien und allen Altären himmelwärts Linienformen, die sich in den leeren Raum durch die Phantasie des Beschauers fortsetzen und ideell neue, ihnen gleiche erzeugen, so daß sie in die sich zuspitzenden Wölbungen des Mittelraumes hineingreifen, als ob sie diese durchbrechen wollten und mitreißen in ihren himmelwärts strebenden Flug, der nach den Welten des Jenseits, über die Erde hinauf, zielt.

Und was im Innenraume vorgeht, wird durch die Formen des Außenbaues wiederholt. Wer kennt nicht die Fialen und Strebebögen, die Strebepfeiler und Portale der Hochgotik, deren Linienbewegungen nur das eine Ziel haben: die Himmelshöhen?

Sieht man den Regensburger Dom bei Mondschein oder im Nebelgrau, so gewahrt man, wie die Außenkonturen seiner Türme Ansätze zu Kurven bilden, als ob diese Türme die Postamentpfeiler eines nicht ausgeführten, aber gedachten, riesenhaften Spitzbogens wären, dessen Gipfelung dort in die Sterne hinaufreicht, um dort den Weg zu öffnen, auf welchem, wie wir eben sagten, schon das Streben des zum Ekstasenrausch gesteigerten Innenraums hinweist.

Ob diese Ansätze zu Kurven eines gewaltigen Spitzbogentors, die wir beim Anblick der Fassadenseite des Regensburger Doms bei Nacht wahrnehmen, beabsichtigt waren, ob sie nur durch eine Fügung des Schicksals, durch Zufall entstanden sind, wissen wir nicht. Jedenfalls sind sie ein Symbol dafür, daß in dem Lande, in welchem dieser Ansatz zu einem himmlischen Spitzbogentor entstand, auch der Gedanke des e i n e n himmelwärtsstrebenden Turmes geboren worden ist.

Der Ulmer Dom, der Dom von Freiburg reden als gotische Zeugnisse von diesem Streben nach e i n e r Turmeshöhe, ebenso wie die romanischen Kirchen von Soest, von

Brauweiler, von Schlettstadt und Schwarzrheindorf davon reden. Der Deutsche empfand die Fassadenparallelität von zwei Türmen immer als Widerspruch.

Als der Erbauer der Einturmkathedrale von Ulm, Ulrich von Ensingen, den Auftrag erhielt, auch den nach französischem Geschmack auf zwei Türme angelegten Straßburger Dom der Vollendung entgegenzubringen, setzte dieser geniale Architekt es durch, daß der Gedanke der Zweiturmfassade fallen gelassen wurde, und daß man nur den einen Turm weiter baute.

Eine Zweiturmfassade ist eigentlich, wenn nicht die verjüngenden Außenkurven der Türme den Ansatz bilden zu einem in der Phantasie des Geistes zu Ende gedachten himmlischen Spitzbogentor, wie es in Regensburg der Fall ist, ein Widerspruch, wenn nicht gar eine Dissonanz.

Es gibt nicht zwei Unendlichkeiten, daß zwei himmelwärtsstrebende Türme motiviert wären.

Die Unendlichkeit des Ewigen ist eine nur. Und ein Hinweis darauf genügt.

Theoretische Biologie

Wer sich als Forscher in die Welt der Lebewesen vertieft, sieht sich eigenartigen Problemen gegenüber. Ebenso wie die unorganische Natur uns nur durch die Fenster unserer Sinnesorgane sichtbar ist und nur in unserem Gemüt angeschaut und verarbeitet wird, so sind uns auch die Organismen und ihre Lebensbeziehungen nur Erscheinungen unseres eigenen Subjektes. Nun ist aber jedes einzelne (von uns zu erforschende) Lebewesen wieder ein Subjekt, das mit der Außenwelt in Wechselwirkung tritt. Wie sollen wir diese Beziehungen verstehen, ohne die Grenzen unserer Erkenntnis zu überschreiten und ohne dem (Tier-) Subjekt, das für unsere Forschung Objekt ist, Eigenschaften anzudichten, die wir nicht ergründen und beweisen können?

J. von Uexküll, selbst einer der besten lebenden Untersucher der Biologie der Tiere, dem wir schon verschiedene zusammenfassende Schriften verdanken, hat kürzlich eine „theoretische Biologie“*) erscheinen lassen, in welcher es unternommen wird, die gesamten theoretischen Grundlagen der Biologie einer kritischen Analyse zu unterziehen. Ich habe selten ein reizvolleres Buch gelesen als dieses, welches die schwierigen Probleme niemals verschleiert, sondern überall bis in die Tiefe und zu den Grenzen der Erforschbarkeit vordringt und diese scharf absteckt. Das Lesen erfordert Aufmerksamkeit, aber die Darstellung ist klar, manchmal von einem erfrischenden Sarkasmus gewürzt. Der gebildete Laie wird eine Menge daraus lernen können, jeder Naturwissenschaftler, besonders der Physiker, und jeder philosophisch Denkende eine Fülle von Anregungen gerade über die grundlegenden Probleme aus ihnen schöpfen, der Fachmann (Biologe, Physiologe, Morphologe, Psychologe) wird es eingehend studieren und sich mit ihm auseinandersetzen müssen, denn es geht hier um die fundamentalen Fragen. Da das Buch sehr präzise und gedrängt geschrieben ist, kann in einem kurzen Referat der Inhalt nicht wiedergegeben werden. Es soll daher hier nur auf einige der Hauptpunkte hingewiesen werden.

1. Erkenntnistheoretisches. Als Kant in seinen Kritiken die Grundlagen unserer Erkenntnis für alle Zeiten festlegte, war die Physiologie unseres

*) Verlag Gebrüder Paetel, Berlin 1920.

Nervensystems und unserer Sinnesorgane noch unbekannt. Diese Lücke ist im letzten Jahrhundert ausgefüllt. Namhafte Forscher, wie Helmholtz, Hering u. a. haben von Zeit zu Zeit den Versuch gemacht, das Kantsche „a priori" (vor jeder Erfahrung gegebenes) wenigstens teilweise auf den Bau und die Funktionsweise unseres Nervensystems zurückzuführen. Uexküll geht hierbei weit über seine Vorgänger hinaus und leitet die Formen und Gesetzmäßigkeiten unseres gesamten Weltbildes von der Organisation unseres Inneren ab. Für den Raum gelingt ihm dieses, indem er neben den Lotze-Weberschen Lokalzeichen noch die Richtungszeichen einführt, für die Zeit durch die Einführung der Momentzeichen. Ihre Einheiten sind Ort, Schritt und Moment als letzte unteilbare Faktoren (Dröner) der Weltordnung. Sie werden („wie kleinste Gefäße") mit den Inhaltsqualitäten, d. h. unseren Sinnesqualitäten gefüllt. Die eben merkbaren Unterschiede der Qualitäten sind Merkzeichen, welche zu „Merkmalen der Welt" werden. Unsere Empfindungen (Qualitäten = Dröner) werden beim Aufbau der Welt zu Eigenschaften der Dinge.

Wie sich im einzelnen hieraus die Wahrnehmung von Eigen- und Fremdbewegungen, die verschiedenen Arten des Sehens bei ruhendem und bewegtem Auge, die verschiedenen möglichen Definitionen von Punkt und Linie, die Erforschbarkeit des „Raumes der Tiere" in bezug auf Richtungsebenen, Entfernungsschritte und Zahl der Orte im Raume, der subjektive Charakter der Physik, die Kontinuität des Weltbildes, der Unterschied zwischen Ruhe und Bewegung, das Tempo und die Ausdehnung unserer Außenwelt, die Meßbarkeit von Ort, Schritt und Moment und vieles andere ergibt, muß im Buche selbst nachgelesen werden. Ebenso die Begrenztheit unseres Raumes durch „das Ausgedehnte", das unseren Raum und den der Tiere wie eine Seifenblase einhüllt und die Grenze unserer Endlichkeit ist.

Für den Physiker gibt es nur eine wirkliche Welt mit unendlich viel Orten, unbegrenzten Bewegungen und Momentreihen; für den Biologen existieren soviel Welten als Subjekte, und zwar Erscheinungswelten, bestehend aus einer endlichen Zahl Orten, begrenzten Bewegungen, einer begrenzten Reihe von Momenten und schließlich aus Inhaltsqualitäten, deren Zahl feststeht.

2. Die Umwelt. Wenn man ein Tier und dessen Welt beobachtet, so sind die Merkmale dieser fremden Welt stets die eigenen Merkmale des Beobachters und nicht aus den Merkzeichen des Tieres entstanden, die uns unbekannt bleiben. Wir können nur den das Tier umgebenden Ausschnitt unserer Erscheinungswelt beobachten. Diesen Ausschnitt unserer Erscheinungswelt nennen wir die Umwelt des Tieres. Nur für den Beobachter selbst ist Umwelt und Erscheinungswelt identisch. Die fremde Umwelt baut sich also stets aus unseren objektivierten Qualitäten auf. Daher ist die fremde Umwelt immer qualitätenärmer als die eigene. Der Beobachter muß Zahl, Art und Gruppierung seiner Merkmale in der fremden Umwelt untersuchen.

Die Umwelt können wir scheiden in Merkwelt (welche auf das Tier einwirkt) und Wirkungswelt (auf welche das Tier einwirkt). Die Merkmale der Wirkungswelt brauchen auf das Tier nicht einzuwirken, sondern nur umgekehrt. Unsere, d. h. des Beobachters Gegenstände, die in der fremden Umwelt eine Rolle spielen, sind Merkmalsträger und können Merkmale der Merkwelt und Wirkungswelt in sich vereinen. Zeichnet man die Umwelt des Tieres in einem gegebenen Moment als Kreis und legt die Kreisscheiben der sich folgenden Momente aufeinander, so wird der Lebensweg des Tieres zum Umwelttunnel, der aus den von vornherein festgelegten Merkmalsträgern aufgebaut und zeitlich begrenzt ist.

Merkwelt und Wirkungswelt sind zwei Kreise, die sich in der Innenwelt des Tieres schneiden.

3. Tierpsychologie. Schon bei den Erörterungen über die Erforschbarkeit des „Raumes" der Tiere betont Uexküll, daß wir über die Art, wie das Tier in seinem Gemüte diesen Raum bewußt anschaut, nur spekulieren und nichts wissen können. Auch an anderen Stellen des Buches bekennt er sich zu diesem schon früher von ihm eingehend begründeten Standpunkt und lehnt grundsätzlich jede Tierpsychologie als jenseits der Grenzen unserer Erkenntnis gelegen ab. Wir können allein die objektiven Leistungen und Reaktionen des Tieres, die Zahl und Art der Merkmale in seiner Merkwelt und die Anatomie der Sinnesorgane und des Nervensystems, die hierbei in Tätigkeit treten, und zwar alles dieses nur in unserer Erscheinungswelt erforschen, nicht aber erfahren, ob das Tier dabei eine subjektive Empfindung hat und ebensowenig, welche Qualitäten im Gemüt der Tiere auftreten.

Nach Driesch soll sich ein „Psychoid", d. h. eine fremde Apperzeption als objektiver Naturfaktor in unserer Erscheinungswelt äußern und als übermaschineller Faktor in dieselbe eintreten können. Es kann sich aber nach Uexküll höchstens um eine objektiv wirkende „Regel" handeln. Man darf daraus nicht auf eine Tierpsyche schließen, da es uns ganz unbekannt bleibt, ob diese Regel vom Tier apperzipiert wird; beruht doch ihre Erkenntnis nur auf den Gesetzmäßigkeiten unseres Gemütes.

Reichlicher Spott wird über die allen noch erinnerlichen Verirrungen ausgegossen, welche anläßlich der „denkenden" Pferde und Hunde begangen worden sind, denen eine menschliche Intelligenz zugeschrieben wurde, und die nur einer geeigneten Zeichensprache bedürfen sollten, um mit Menschen verkehren zu können.

4. Gefüge und Protoplasma. Aufgabe der theoretischen Biologie ist die Aufstellung eines Gerüstes von Lehrsätzen, die das Planmäßige als Grundlage des Lebens anerkennen. Die Physik, welche auf rein subjektiven Qualitäten basiert und daher auch nur subjektive Erscheinungen liefern kann, befaßt sich nur mit Objekten, die allein der Kausalität gehorchen. Für die Biologie gibt es als zweite subjektive Regel noch die Planmäßigkeit.

Die menschlichen Gebrauchsgegenstände gehorchen auch diesen beiden Regeln, sie haben außer der (physikalisch-chemischen) Struktur noch ein Gefüge, das die Teile zu einem planvollen Ganzen verbindet nach einer vom Erbauer (Menschen) erfundenen Funktionsregel. Sie sind im Gegensatz zu den Lebewesen erklärbar, weil sie stets auf irgendeine menschliche Funktion zurückgehen.

Jeder Organismus und jede Zelle besteht im Gegensatz hierzu nach Uexkülls Auffassung erstens aus einem „gefügten" Teil, welcher der Funktion dient und stets eine vollkommene und zwangsläufige Maschine ist, zweitens aus „Protoplasma", das die übermaschinellen Fähigkeiten der Lebewesen in sich begreift. Die Lebewesen können nämlich an sich selbst auch noch dasjenige leisten, was an den Maschinen von den Menschen ausgeübt wird: sie erbauen ihre Körpermaschine selbst, leiten ihren Betrieb und reparieren etwaige aufgetretene Schäden.

Dem Fachmann wird nicht entgehen, daß Uexküll hier eine neue Definition des Protoplasma gibt, welche von der bisher gebräuchlichen morphologischen abweicht. Es liegt hier eine Quelle für mögliche Mißverständnisse, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß diese beiden „Protoplasmen" in manchen Zellen nicht identisch sind. Sachlich aber scheint mir die Uexküllsche Unterscheidung zwischen „Gefüge" und „Protoplasma" sehr wichtig zu sein.

Eingehender wird dann das schon früher von v. Ue. beschriebene Verhalten der Amöben behandelt, bei denen das Protoplasma die maschinellen Apparate stets neu schafft und wieder auflöst. Die Organe entstehen dabei nach einer

festen funktionellen Impulsfolge, die planmäßig arbeitet und im Protoplasma ihren Sitz hat.

5. Die Welt der Lebewesen. Die Planmäßigkeit wird in den verschiedenen Funktionskreisen der verschiedenen Tiere (Nahrungskreis, Feindeskreis, Geschlechtskreis, Medium) eingehender erörtert. Das biologische Gefüge liegt nicht nur in der Innenwelt der Tiere, sondern auch in ihrer Umwelt (Merk- und Wirkungswelt), in welch letzterer wir also ebenfalls nach Planmäßigkeit suchen müssen. Der Biologe fragt nicht nach den physikalisch-chemischen Reizen, sondern nach den Merkmalen. Die Entwicklung der Merkwelten von den einfachsten (Schwämme haben nur ein Merkmal) bis zu den höchsten wird in anschaulicher Übersicht geschildert. Bei den Insekten werden Körperumrisse zu Merkmalen. Bei den Wirbeltieren treten Merkmale für die Bewegungen der eigenen Glieder auf, so daß jetzt ein Funktionskreis durch den eigenen Körper geht. Die höchste Stufe ist, wenn Gegenstände zu Merkmalen werden; dann müssen die Tiere eigene Funktionsregeln für das Handeln bilden können, wie die von Köhler beobachteten Schimpansen.

Der Schmerz ist eines der stärksten Merkmale und verhindert die (Selbst-) Verstümmelung. Niedere Tiere haben Selbstverstümmelung als organisierte Schutzeinrichtung, können also keinen Schmerz haben. Libellen fressen ihr eigenes Hinterende, wenn man es ihnen zwischen die Kiefer schiebt. „Es spielt der Schmerz keineswegs die völlig sinnlose Rolle, die ihm meistens zugeschrieben wird, wonach er die ganze Lebwelt in ein Tal des Jammers und der Qual verwandelt. Er ist nur dort vorhanden, wo er im Plan des Organismus einen Platz hat und dementsprechend nötig und nützlich ist."

Die Innenwelt: Anatomisch findet sich im Gehirn nichts zur Erklärung des „Gemütes". Man findet nur einen Steuerapparat, der die rezeptorische und effektorische Front des Körpers miteinander verbindet. Biologisch muß man Merkorgan und Handlungsorgan unterscheiden, welche je aus Gefüge und Protoplasma bestehen.

In der Wirkungswelt läßt sich eine sehr vollkommene „Fügung" zwischen den Effektoren des Tieres und seiner Umwelt feststellen, wodurch die Effektoren erst zu planmäßiger Wirkung kommen. Hierfür wird eine Anzahl treffender Beispiele gegeben. Die Funktionsregel bezieht sich also nicht nur auf das eigene Gefüge, sondern auch auf das „Gegengefüge" in der Umwelt. Es gibt so viele Umwelten als Tiere; jede ist für das betreffende Tier geschaffen. Die dabei waltende Naturkraft ist die Planmäßigkeit, der wir mit unserer Apperzeption folgen, und die nach Regeln waltet.

6. Die Entstehung der Lebewesen wird nicht durch die Funktionsregel, sondern durch eine besondere Entstehungsregel beherrscht. Die Evolutionslehre ist durch die Versuche von Driesch endgültig beseitigt. Es gibt nur Epigenese, d. h. Neuschöpfung. Im Keim ist nur eine unräumliche Regel (aber kein Gefüge), welche auf das räumliche Protoplasma durch den Impuls wirkt. Der Impuls wirkt vielleicht wie ein Ferment oder Katalysator. Der Entdecker des Impulses ist Mendel, dessen Lehre genauer analysiert wird. Uexküll setzt die Impulse als ursprüngliche Naturfaktoren in den Keim hinein und in Beziehung zu den „Genen" von Johansen. Mendels Lehre macht jede mechanische Erklärung der Entstehung unmöglich.

Nur durch Kreuzung (Austausch der Gene) können neue Kombinationen von Eigenschaften entstehen. Die Versuche von Jennings an Paramaecien beweisen, daß bei Ausschluß von Kreuzungen die Eigenschaften durch Tausende von Generationen unwandelbar bleiben.

Die Entstehungsregel waltet bei den Mehrzelligen unabhängig von der Funktionsregel. Je weiter die Entwicklung vorschreitet, um so beschränkter wird die Zahl der Gene. Schließlich bleibt nur das „Protoplasma" der fertigen Zelle über: „Das Gefüge hemmt die Gefügebildung."

Ist das Gefüge fertig („Kritischer Punkt"), so greift statt der Entstehungsregel die Funktionsregel ein, welche das fernere Wachstum beherrscht, alles Unnütze degenerieren läßt, das Brauchbare aber bis ins Feinste ausbildet.

Alle Lebewesen sind Subjekte, in denen ein Gefüge durch eine autonome Regel beherrscht wird, und die vollkommen sind, weil sie sämtliche Eigenschaften ihres stofflichen Materials zur Funktion heranziehen. Da in der Entstehung der Lebewesen eine übermechanische Wirkung in das Walten des mechanischen Geschehens mit aller Sicherheit nachweisbar ist, kann das Leben nicht nur mechanisch erklärt werden.

Die sehr eingehenden Auseinandersetzungen Uexkülls über das Walten der Impulse, ihr Verhältnis zu den Genen, die Beziehungen zwischen Kausalität und Planmäßigkeit bei der Entwicklung, unräumliche und räumliche Faktoren u. a. m. lassen sich nicht in wenigen Schlagworten wiedergeben und müssen im Original nachgelesen werden.

7. *Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit.* An zahlreichen Stellen des Buches setzt Uexküll mit Gründen und mit Sarkasmus auseinander, daß Darwins und seiner Nachfolger Versuch, die Entstehung der Lebewesen auf das blinde Walten des Zufalls und des Kampfes ums Dasein zurückzuführen, endgültig gescheitert ist. Für das Einzelindividuum wird überhaupt geleugnet, daß eine größere oder geringere Vollkommenheit besteht. Jedes Tier und jedes Organ ist für seine Funktion absolut vollkommen. Minderwertige Organe gehören in die Pathologie. Höhere Tiere unterscheiden sich von niederen nur durch die größere Reichhaltigkeit der Organe und Funktionen, nicht durch ihre Vollkommenheit. Für eine Entwicklung der Organe und der Individuen zu größerer Vollkommenheit fehlt jeder Anhalt.

Dagegen hält Uexküll eine Entwicklung der *Art* wenigstens für denkbar, wenn auch keineswegs erwiesen. Der Genotypus kann nur durch das Entstehen neuer Gene bereichert werden, wovon wir nichts wissen. Vielleicht entstehen aber überhaupt keine neuen Gene, sondern nur neue Impulsfolgen („Impulsmelodien"). Dann würde der Schwerpunkt der Frage in die Planmäßigkeit verlegt und damit an die Grenze unserer Erkenntnis.

Die Abstammung der Art von einem einzigen Elternpaar ist unmöglich, da dieses nicht alle „Gene" gehabt haben kann, die später bei den Individuen der Art zum Vorschein kommen.

Planmäßigkeit ist nicht Zweckmäßigkeit, die von einem menschenähnlichen Wesen mit Vorstellungen von der Zukunft ausgeht. Von einem solchen Wesen ist in der Natur keine Spur zu entdecken, gerade wo die Planmäßigkeit am handgreiflichsten ist. *Die Zweckmäßigkeit muß daher aus der Biologie verbannt werden.*

Statt des Wortes „Anpassung", welches andeutet, daß Tier und Umgebung sich im Laufe der Zeit *allmählich* aneinander passend *machen*, gebraucht Uexküll „*Einpassung*" in einfach beschreibendem Sinne. Auch die Einpassung in die Umgebung ist stets vollkommen und gehorcht der Planmäßigkeit als Naturgesetz. Die vollkommene Einpassung wird stets erreicht, trotzdem *während des Wachstums* die Merkmale der Umwelt gar nicht auf den Keim einwirken. Die Impulssysteme, die die Gene ausgestalten, stimmen mit den Eigenschaften der Außenwelt ebenso planmäßig überein, wie mit den Eigenschaften des Keimes, dessen Ge-

staltung sie beherrschen. Darüber hinaus läßt sich nach dem Stande unserer heutigen Kenntnisse nichts aussagen. Es ist das Walten einer übermechanischen Naturgewalt, die nach Regeln tätig ist und infolgedessen erforscht werden kann.

Die Individuen werden hervorgebracht durch ordnende Naturkräfte, die des mechanischen Zwanges entbehren. Sie sind ein „Du sollst", nicht ein „Du mußt". Die Impulssysteme sind Imperative, die Impulse selbst den menschlichen Willenshandlungen vergleichbar. Es schwebt Uexküll als Aufgabe der Zukunft vor, die Impulse zu isolieren und sie zur Einwirkung auf andere Stoffe als das Protoplasma zu zwingen, ferner das von den Impulsen aktivierte Protoplasma in einzelne Gene zu zerlegen und diese auf einen zweiten Stoff wirken zu lassen, um so die Formbildung ins Reagensglas zu bannen. Aus totem Stoff aber etwas Lebendiges machen zu wollen, ist aussichtslos!

* * *

Diese kurze Übersicht, welche nur einige wenige Gedankenreihen aus Uexkülls Buche andeuten und dadurch zum Selbststudium anregen sollte, zeigt, daß hier die theoretischen Grundlagen der Biologie bis zur Grenze unserer Erkenntnismöglichkeiten behandelt werden. Die von Uexküll zugrunde gelegte Planmäßigkeit existiert allerdings nur im Gemüt des Forschers, aber da auch Raum, Zeit und Kausalität rein subjektiv sind, steht die Biologie an „Wahrheit" den exakten Naturwissenschaften nicht nach. Demjenigen, der die früheren Arbeiten des Verfassers kennt, wird die folgerichtige Entwicklung des ganzen Gedankenkreises deutlich. Der Einfluß, den seine Lehren in den letzten 25 Jahren gerade auf die besten Forscher ausgeübt haben, tritt mehr und mehr hervor.

Es ist zu hoffen, daß das Buch viele Leser und auch viele Gegner findet. Nur im Streite der Meinungen wird sich die Fülle von neuen Ideen (von denen nur ein kleiner Teil hier berührt werden konnte) allmählich durchsetzen, wird manches Strittige geklärt werden, und schließlich, was das Wichtigste ist, wird an der Hand der neuen Fragestellungen neue Kenntnis gewonnen werden können. Keiner aber, der sich in Uexkülls Gedankengänge vertieft, wird das Buch ohne Erweiterung seines Gesichtskreises aus der Hand legen. R. Magnus (Utrecht).

Theophile von Bodisco

Das Land der Balten ist uns heute nah und weit wie noch niemals. Der schöne Traum, den wir im Kriege noch träumten, vom Anschluß der baltischen Provinzen an Deutschland, heute scheint er seiner Verwirklichung entrückter denn je. Das Deutschtum der baltischen Lande aber ist nun mißhandelt, zerstreut, unterdrückt, dezimiert, wie auch in den schlimmsten Tagen der zaristischen Regierung nicht. Aber was die Balten für uns bedeutet haben, welche erlesene deutsche Kultur in ihnen sich verkörperte, das erkennen wir jetzt, wo dieser Schatz für immer zu versinken scheint, mit schmerzlichster Klarheit. Welche stolze Reihe Gelehrter hat uns dies Land geschenkt, wieviel seiner Erzähler sind dort aufgewachsen; dasselbe Land hat viele hervorragende Generale und Staatsmänner erzeugt, die sich in russischen Diensten auszeichneten. Man spricht uns, und wir Deutsche sprechen uns gern und rasch die kolonisatorische Begabung ab. Vergessen wir doch nicht, daß der ganze

deutsche Osten, zu dem auch das baltische Deutschtum gehört, deutscher Kolonialboden ist, und daß dieser Osten, gerade in den Blütezeiten unseres Geistes und unserer Dichtung, die alte Heimat verjüngt und befruchtet hat, wie wohl noch keine Kolonie das Mutterland befruchtete; Herder, Hamann, Kant sind Söhne des deutschen Ostens, wieviel verdankt auch die deutsche Romantik östlichen Anregern!

Eine neue feine Spiegelung von baltischen Menschen und noch mehr von baltischer Bildung, vom Krimkrieg bis in die Zeit der letzten russischen Revolution, geben uns nun die Romane und Versuche von Theophile von Bodisco*). Diese Frau tritt nun in die Reihe unserer feinen Erzählerinnen; es ist ein besonderes Verdienst der „Deutschen Rundschau" und ihres Verlages, sie der deutschen Bildung gezeigt zu haben. Frau von Bodisco gehört dem baltischen Adel an und genießt in seinen Kreisen großes Ansehen. Sie führt uns außer in den adligen auch in die geistigen bürgerlichen Schichten, und schildert gern Pfarrer, Lehrer, Gelehrte, Künstler und ihre Familien. Auf den großen Rittergütern und Herrensitzen und Schlössern oder in den alten baltischen Hansestädten, am Strand des Meeres, spielen ihre Romane sich ab. Wir treten in eine Gesellschaft von erlesenen und feinen Menschen, die Kunst und Dichtung zum Leben bedürfen. Wenn sie Dante nennen oder auf Goethe sich berufen, wenn sie Lieder von Brahms singen oder Verse von Hofmannsthal aufsagen, so ist das nie Eitelkeit oder leichtes Modewesen und nie pretentiös und gekünstelt — sie leben wirklich in dieser über uns errichteten Welt und lassen sich durch sie bilden, auch wir fühlen uns in ihrem Umgang reiner und besser. Besonders Musik ist die Sprache ihres Herzens, die großen Kulturen leben in manchen von ihnen verklingend nach, anderen gibt die Bildung, die jahrhundertelang durch ihre Generationen strömte, ein helles Gesicht und einen geheimnisvollen Zusammenhang mit den werdenden Mächten. Ihre körperliche Ausbildung soll den Leib schmeidigen und stählen und echtes Heldentum wecken, ritterliche Umgangsformen, das Auftreten und die Höflichkeit der Kavaliere sind ihnen ein inneres Bedürfnis. Die Gabe, sich zu opfern, um des andern willen auf das eigene Glück zu verzichten, verklärt sie alle. Im Gespräch fällt kein banales Wort: Witz und Geist, freundliche Neckereien, gutmütiger Spott, echte und gütige Lebenserfahrung, tiefe Aussprüche über Schicksal und Kunst blühen in ihren Reden überall auf.

Diese Welt ist wohl zu sehr Geist, zu wenig Fleisch und Blut. Vergleicht man etwa die Gestalten der Frau von Bodisco mit denen des alten Grafen Keyserlingk, dessen letzte Erzählungen, im Angesicht des Todes, sich doch immer reifer und reiner verklären: wieviel erdennäher, leidenschaftlicher, greifbarer stehen seine Menschen vor uns, wieviel tiefer sind sie berührt durch die Macht des Schicksals und durch das eigene törichte Herz! In der Welt der Frau von Bodisco leben wir wie in einer Welt von Schatten — vielleicht soll das so sein — Musik, Traum, das zwischen Wirklichem und Unwirklichem Spielende ist stärker als dies Leben, auch die im engeren Sinn romanhaften Elemente fehlen dieser weiblichen Kunst, sie weiß nicht zu spannen, zu erregen, zu überraschen, zusammenzudrängen. Doch, erwiese sich diese Frau auch auf diesem Gebiet als Meisterin, so litte vielleicht ihre Seele Schaden, die schöne Getragenheit und der sanfte Zauber, die ganze Bogenführung ihrer Geschichten würde wohl unter einem Zuviel von Erregung und Abwechslung leiden.

Künstlerisch gesehen, scheint uns der Roman „Im Hause des alten Freiherrn" der am besten gelungene. Er führt uns in eine Familie, das gibt ihm eine Ein-

*) Das Kirchspiel von St. Lucas. — Im Hause des alten Freiherrn. — Aus einer verklingenden Welt. — Dostojewski als religiöse Erscheinung. Von Theophile von Bodisco. Alles erschienen bei Gebrüder Paetel, Berlin W, 1921.

heit, die sonst Frau von Bodisco nicht erreicht: in dieser Familie waltet der alte Freiherr als Patriarch und Seher; vom reifen Alter bis zur glücklichen und stürmischen Kindheit leben um ihn viele vornehme, liebenswürdige, erfahrene, auch verheißungsvolle Menschen. Eine Persönlichkeit, wie die Enkelin des Alten, Cäcilie, gleich ihrer Namenspatronin eine leidenschaftliche Verehrerin und fast eine Heilige der Musik, in das Reich der Töne und des Tanzes entrückt, von den reinen Gluten der Dantischen Verse und ihrer Schönheit durchdrungen, wandelt auch nicht wieder in den schönen Gefilden dieser Geschichten. — „Das Kirchspiel von St. Lucas" wirkt etwas anfängerhaft, das letzte Buch, „Aus einer verklingenden Welt", steht uns in äußerer Hinsicht näher, es bringt uns mitten in den großen Krieg, erzählt von der russischen Revolution, von der Befreiung der baltischen Provinzen durch die deutschen Soldaten, von der Rückkehr der nach Sibirien verschleppten Barone in die Heimat. Aber es ist uns eben zu nah, Ereignisse und Menschen, Vergängliches und Bleibendes tönen noch nicht recht zusammen. Die Gespräche und Äußerungen sind wertvoller als die Dichtung.

Diese Gespräche und Bekenntnisse gelten meist dem baltischen Problem. Für Frau von Bodisco ist die Welt der Balten im gewissen Sinne eine unwirkliche und schattenhafte geworden. Sie hat zu lange nur sich selbst gehört, war zu sehr in ihrer Enge befangen, die Heimat zeigte ihr keine großen Aufgaben, nur die Fremde. An ihren alten Bräuchen und Sitten hält sie wohl treuer fest als die Deutschen im Reich, dadurch erhielten sie eine feierliche, fast heilige Getragenheit. Weil sie, seit langer Zeit, so gern in sich lebten, aus sich selbst sich ergänzten, wurde ihr Deutschtum ausgeprägter und reiner: Geist, Heldentum, Freundschaft, Treue, Opfersinn läuterten und steigerten sich. Das ungehemmte Vorwärts, die Überschätzung des Diesseitigen, auch Not, Entbehrung und Sorge des neuen Deutschen Reiches blieb dem ruhigen, sorgenlosen, an seinen großen Stil gewöhnten Gleichmaß ihres äußeren Lebens fremd. Eine leicht hochmütige Abgeschlossenheit, Überzüchtung und zerbrechliche Feinheit, auch ein müdes Dahinleben waren die Folge, sie sahen eben nur ihre Welt und sahen nicht, daß sie verklingen mußte. Eine Verjüngung und Auffrischung durch das rohere, ungebärdigere, aber auch frischere und unverbrauchtere Blut des Deutschen Reiches wäre für die Balten das dringendste Erfordernis — uns Deutschen in unserm Reiche ist die baltische deutsche Humanität und das baltische geläuterte und vornehme Deutschtum, auch wenn es äußerlich versinken sollte, eben durch sein jahrhundertelanges Dasein fast die schönste Gewähr und der edelste Trost für die Bildungsmöglichkeiten des deutschen Geistes.

Noch eine andere Aufgabe hat uns das Baltentum zu lösen. Diese hat Frau von Bodisco in ihrem letzten Roman sehr fein angedeutet, in ihrem Versuch über Dostojewski noch geistreicher und überzeugender umrissen. Die Balten sind die gegebenen Vermittler zwischen Deutschen und Russen und sollen sich dessen klarer und entschiedener bewußt werden als vordem. Viele von ihnen gingen im russischen Reich auf, mit den Russen verbinden sie vielfältige Beziehungen, auch der Haß hat die Augen geschärft, und der deutsche Blick für geistige und religiöse Werte kann mancherlei erhellen. Eben durch die ungewöhnlich scharf ausgeprägten Gegensätze heben sich die besonderen Eigentümlichkeiten dieser Nachbarvölker klar und charakteristisch voneinander ab. Die Deutschen in den baltischen Provinzen überindividualisiert, oft überadelt und überreif, überbildet, klar und ehrlich — die Russen gleichmäßig, verschwommen, eine gärende Masse, undurchsichtig, in ihren Äußerungen von elementarer Gewalt, der Erde nah, in ihrer Sehnsucht nach Gott und Erlösung ungebärdig und primitiv, von urtümlichem Zauber- und Wunderglauben beherrscht, von einer Inbrunst, die uns vorweltlich scheint, und die den Menschen unwiderstehlich vor sich hertreibt. Diese Welt hat, das Abendland verwerfend, seine Erstarrung in

äußerer Zivilisation erkennend, Dostojewski in sich erlebt — der erste gewaltige Gotteskünder in einer Zeit, die sich von Gott ganz abgewendet hatte, und die Gott überwunden zu haben glaubte — diese Welt müssen wir, wenn sie uns nicht zermalmen soll, deuten, verstehen und beherrschen lernen.

Wir wünschten, daß uns Frau von Bodisco noch oft bei dieser Aufgabe beistünde. Vielleicht ist ihr doch Essay und Gespräch als Form angemessener als der Roman. Ihre frauenhafte Feinfühligkeit und ihre erlesene Bildung hat uns für das Verständnis der Balten und der Russen schon manchen unvergeßlichen Dienst geleistet. Wenn eine Welt, so reich wie die der Balten, die uns Deutschen so viel gab, nun auch verklingen will, so ist das ein schwerer Abschied. Aber das Unvermeidliche klar erkennen und ihm unerschrocken ins Auge sehen, ist immer bewunderswert, und daß eine Frau uns dies predigt und uns dann erhobenen Hauptes in die Zukunft führt, ist erst recht nichts Gewöhnliches. Das Unvergängliche des alten Baltentums wird uns immer bleiben; möge das werdende Baltentum, durch das Deutschtum des Reiches erfrischt, dem Reich bei seinen neuen Verpflichtungen helfen und ihm die Kraft zur Erkenntnis und zur sittlichen Überwindung Rußlands stärken!

Friedrich v. der Leyen.

Kunstliteratur

Jede junge Kunst sucht nach Ahnen, gebärde sie sich noch so revolutionär, sie will sich doch gern geschichtlich legitimiert sehen. So hat der expressionistische Umschwung in der Kunstliteratur ein lebhaftes Interesse für die Zeiten und Schöpfungen der Kunst erweckt, auf die er sich selbst zu seiner Rechtfertigung berufen zu dürfen glaubt. Man sucht, schildert und erläutert die Kunst, die auf Naturnachahmung und Wirklichkeitsillusion verzichtet, die vorzüglich aus Gefühls- und geistigen Inhalten schöpft; Flächenkunst fesselt mehr als Raumkunst; das Primitive übt eine offenkundige Anziehungskraft: exotische und Negerkunst sind in den Kreis der Kunstliteratur einbezogen worden. Lehrreich ist die Auswahl, die in der auf weite Verbreitung berechneten Schriftenreihe „Orbis pictus“ des Verlages Ernst Wasmuth in Berlin getroffen ist. Es sind gefällige und zweckmäßig gemachte, auch nach den jetzigen Verhältnissen wohlfeile Bilderbändchen mit knappen Einleitungen; in Aussicht gestellt werden da u. a. Darstellungen altmexikanischer, afrikanischer und peruanischer Kunst; einstweilen hat Graf W. Uxkull die archaische Plastik der Griechen geschildert, deren geschlossene Monumentalität freilich keine neue Entdeckung ist (auch die Kriegserwerbung des Berliner Museums, die vielbesprochene Göttin aus Unteritalien, hat hier beiläufig schon ihren Platz gefunden), und Fannina Halle jene der Aufmerksamkeit sehr würdige, hauptsächlich durch Igor Grabars unermüdliche Forschung zugänglich gemachte altrussische Kunst, in der slawisches Empfinden die übernommenen byzantinischen Formen machtvoll und schöpferisch durchdrungen hat. In zwei weiteren Bänden behandeln Paul Westheim die indische Baukunst und Alfred Salmony die chinesische Landschaftsmalerei — und mit ihnen betreten wir bereits ein Gebiet, dem die Kunstliteratur der Gegenwart eine unverhohlene Vorliebe widmet: die Kunst des fernen Ostens. Diese Vorliebe eine bloße Mode zu schelten wäre unbillig. Die Erschließung der Schätze der majestätischen und autonomen Kunstwelt Asiens ist ein Unternehmen, das unschätzbare Bereicherung bringt und Kunstgenüsse erlesenster Art vermittelt; überdies aber ist es — man denke von dieser Hoffnung im übrigen, wie man wolle — eine nicht

anzuzweifelnde zeitpsychologische Tatsache, daß, wie William Cohn bemerkt, „viele von den tiefsten Gedanken, die der ferne Osten hervorbrachte, Hilfe aus innerer Not erhoffen". Ist nun bei der Behandlung der ostasiatischen Kunst lange ein Dilettantismus am Werke gewesen, der den der Forschung fernstehenden Laien mit einem gewissen grundsätzlichen und nicht unberechtigten Mißtrauen gegen die Veröffentlichungen über sie erfüllte, so ist es um so erfreulicher, jetzt auf Werke hinweisen zu können, deren Verfasser die Bürgschaft zuverlässiger Kenntnis und besonnenen Urteils bieten. Die von William Cohn herausgegebene, von Bruno Cassirer in Berlin verlegte Buchreihe „Die Kunst des Ostens" tritt schon äußerlich mit guter Haltung auf: stattliche, geschmackvoll und gediegen ausgeführte Bände, klarer, sauberer Druck, reicher Bilderstoff. Auf die beiden Bände von Hedwig Fechheimer über die Plastik und die Kleinplastik der Ägypter sind die bedeutenden Darstellungen der indischen Plastik von William Cohn und der Kunst Ostasiens von Otto Kümmel gefolgt. Die bewährte Kennerschaft beider Verfasser bezeugt sich in dem inhaltlichen Reichtume und der beherrschten Klarheit ihrer Einführungen, wie nicht minder in der mit ausgezeichnetem Qualitätsgefühle getroffenen Auswahl des Bildstoffes. Cohns Buch wird wohl den meisten Lesern eine ganz neue, höchst wundersame Welt plastischer Gestaltungskraft eröffnen; das Kümmels hat nebenher noch das Verdienst, daß es weiteren Kreisen eine Anschauung vermittelt von der Kostbarkeit des in Jahren gesammelten Besitzes der Berliner Museen an ostasiatischer Kunst, dem falsch angewandte Sparsamkeit noch immer die Möglichkeit würdiger Aufstellung und Nutzbarmachung versagt.

Es berührt angenehm, daß diese beiden Verfasser der gerade bei ihrem Stoffe naheliegenden Versuchung kunsterzieherischer Einwirkung widerstanden haben; nicht ohne Ironie bemerkt Kümmel gelegentlich, er wolle keine kunstwissenschaftliche Gesetze aufstellen. Wenn sich sonst der kunstpädagogische Einschlag in der Literatur sehr beträchtlich fühlbar macht, so hat diese Erscheinung wohl darin ihren Grund, daß bei der allgemeinen Erschütterung und Auflösung der Kunstbegriffe niemand mehr das Vertrauen hat, auf feste Voraussetzungen bauen zu können, und ein jeder es darum für angezeigt hält, sie sich erst zu schaffen. So liebt man es denn überall, auf die ersten Forderungen und Bedingungen der Kunst zurückzugreifen, der Leser wird darüber so vielfältig belehrt, daß er hoffnungsloser Verwirrung anheimfallen muß — wenn er nicht schon gut gerüstet an die Lektüre herantritt; und in diesem Falle könnte ihm die Belehrung vielleicht erspart werden. Auch der Führer durch die Nationalgalerie, den ihr Leiter Ludwig Justi unter dem Titel „Deutsche Malkunst im neunzehnten Jahrhundert" bei Julius Bard in Berlin veröffentlicht hat, hält sich von diesen pädagogischen Allüren nicht frei. Er bekundet eine sehr eindringende Kenntnis der besprochenen Werke, er enthält manche glückliche Interpretation und gibt vielfach feine Anregungen, aber wenn z. B. Manets „Fliederstrauß" auf zweiundzwanzig Seiten von Formteil zu Formteil, von Farbstück zu Farbstück durchgegangen und erläutert wird, so ist das Bedenken gerechtfertigt, ob eine derartige kunstpädagogische Atomisierung zum gewünschten Ziele führt. Wolle man sich doch endlich über die unüberschreitbaren Grenzen, die der „Kunsterziehung" durch das Wort gezogen sind, klar werden! Sie kann dem Betrachter die Voraussetzungen des Werkes überliefern, ihn ihm nahe führen, etwa auch ihm Wege zum weiteren Vordringen andeuten — aber dann muß sie ihn mit der Schöpfung allein lassen. Keine noch so eingehende Zergliederung kann zu dem führen, was allein nottut: zum Erlebnisse des Kunstwerks, das vielmehr nur aus den persönlichen Bedürfnissen und Erfahrungen des Einzelnen geboren wird. Versagen aber diese, so erzeugt alles kunstpädagogische Bemühen doch wieder nur ein unfruchtbares Wissen um das Kunstwerk und die Zerstörung aller Instinkte durch Halbbildung. Grundsätz-

lich empfehlenswerter erscheint mir daher das von der Wiener Museumsleitung gewählte Verfahren, wobei in kleinen Heftchen das zum Verständnisse erforderliche historische Material für je ein bedeutendes Einzelkunstwerk geboten wird. Erschienen sind Hefte über Rubens' Ildefonso-Altar von Gustav Glück, über Holbeins Bildnisse von Ludwig Baldaß und über das Salzfaß des Benvenuto Cellini von Julius Schlosser (sämtlich erschienen bei Julius Bard in Wien); die letztgenannte Arbeit stellt in der geistvollen Auswahl des beigebrachten Stoffes wohl die glücklichste Lösung der gegebenen Aufgabe dar.

Treten wir nun gar in den Bereich der modernen Kunst, so befinden wir uns ganz in der Atmosphäre von Weltanschauungsliteratur. Geschichtsphilosophie, Kulturphilosophie, Religion und Metaphysik werden herangezogen, um die Berechtigung des Expressionismus zu erhärten und seinen Sinn aufzuschließen. Er kann sich also über Mangel an literarischer Hilfe wahrlich nicht beklagen; ob sie ihm aber zu wirklichem Vorteil dient, ist füglich zu bezweifeln. Denn, wie Goethe einmal sagt: „Nötigen läßt sich doch niemand zum Beifall, und jede Überzeugung ist zuletzt nach Beweisen auf Beweise doch zuletzt ein Akt des Willens." Diesen Willensakt vermögen aber nur die Kunstleistungen selbst auszulösen, und die scharfsinnigsten philosophisch-ästhetischen Deduktionen, wie die mystisch-begeisterten Nachdichtungen der Kommentatoren geraten am Ende immer wieder in peinlichen Widerspruch zu der grotesk aufgepumpten Ärmlichkeit der großen Mehrzahl der sog. expressionistischen Arbeiten. Eine Besprechung der hierher gehörigen Schriften würde Gegenschriften erfordern; die Anzeige muß sich darauf beschränken, Charakter und Stellung der einzelnen Veröffentlichungen anzudeuten. Am weitesten ausgreifend und methodisch am besonnensten hat Eckart von Sydow in seinem, im Furche-Verlage zu Berlin erschienenen Buche „Die deutsche expressionistische Kultur und Malerei" den Gegenstand behandelt. Indem Sydow die Kunst des Expressionismus als Teilerscheinung einer ganzen Zeit- und Geistesbewegung auffaßt und darstellt, als deren Kern ihm „Revolution aus mystischer Gesinnung" zu gelten scheint, gestaltet sich sein Buch zu einem nicht wertlosen Zeugnisse der Denkrichtung der von ihm vertretenen Generation. Bezeichnend u. a. der heftige Widerwille und die Verneinung des Bürgertums, dem zwar für Frankreich die Erzeugung einer „fast vollendeten Kultur" zugestanden, in Deutschland aber die schöpferische Kraft ganz abgesprochen wird. Dabei wird die Welttat der deutschen Philosophie, wird auch die deutsche Romantik, die beide tief im Bürgertume verwurzelt sind, übergangen, und was die Kunst anlangt, so hat man „der Linie Manet—Cézanne—Redon" freilich nichts entgegenzustellen, wenn man etwa Feuerbach und Menzel beiseite schiebt und Marées — dem Junkertume zuteilt! Das sind Taschenspielersachen, und sie befremden um so mehr, als Sydow sonst des kritischen Sinnes nicht entbehrt. So erkennt er manche Grenze der expressionistischen Leistungsfähigkeit — die es für gewisse ihrer Panegyriker kaum zu geben scheint —; so erhebt er mit guten Gründen Einspruch gegen die Beschränkung der Künstler auf das bloß Flächige, und überhaupt ist seine Darlegung des expressionistischen Kunstwollens und seine Gliederung des expressionistischen Kunstschaffens als ein ernster Versuch kunstkritischer Orientierung zu bewerten, der an geistiger Disziplin die meisten aus diesem Lager stammenden Beiträge weit überragt. In aphoristischer Form bringt Friedrich Märker in seiner Schrift „Lebensgefühl und Weltgefühl" (Delphin-Verlag, München) die Gesamtentwicklung der Kunst auf den Generalnenner des Verhältnisses zwischen Körper, Geist und Seele. Die Antike verehrt die Erscheinungswelt als Göttliches, in der Gotik trennen sich Stoff und Geist. Der Expressionismus beraubt die Erscheinung des Eigenlebens. Die Gesetze einer vollendeten Kunst sieht er in Marées und Cézanne erfüllt. Für Daniel Henry hingegen ist Cézanne nur ein Übergangskünstler, und erst der Kubismus hat die volle

künstlerische Freiheit gebracht. Der von ihm in dem „Weg zum Kubismus" (München, Delphin-Verlag) unternommene Versuch, die dürre Konstruktion der kubistischen Malerei literarisch-theoretisch nachzukonstruieren, führt meines Erachtens zu dem Ergebnisse, daß die Scheinlogik und die geistige Körperlosigkeit dieser Kunstlehre durchaus überzeugend zum Bewußtsein gebracht werden. Wenn Henry z. B. die Verwendung von Papierstreifen, Lackfarben, Zeitungspapier, Wachsleinwand, Glas, Sägemehl und dergleichen mehr in den kubistischen Bildern mit der Einführung der Ölmalerei in die Renaissancekunst in Parallele stellt, so heißt dies doch, mit den Dingen gar zu naiv umgehen — oder sich gar zu naiv stellen; und wenn er den kubistischen Malern empfiehlt, ihre Bilder stets mit beschreibenden Titeln zu versehen, weil „die Assimilation, die das gegenständliche Sehen des Dargestellten bewirkt, bei dem mit der neuen Sprache nicht vertrauten Beschauer oft nicht sofort stattfindet", so kann das tief unkünstlerische Wesen des Kubismus kaum schlagender gekennzeichnet werden als durch diesen Rat. Picasso, einem der Häuptlinge des Kubismus, hat dann der Franzose Maurice Raynal eine im gleichen Verlage erschienene, reich illustrierte Monographie gewidmet, aus der man sich über das Biographische und Geschichtliche gut unterrichten kann, und aus der man eine amüsante Schilderung des grotesken „Banketts Rousseau" vom Jahre 1914 als Bestes mitnimmt. Übrigens ist dies Buch in dem gestelzten Stile eines ästhetisierenden Feuilletonismus geschrieben, der Trivialitäten und Halbwahrheiten mit einem falschen Scheine von Geist ausspricht. Als z. B.: „Es wird niemals eine häusliche Kunst geben, wie es keine häusliche Liebe gibt", und was derlei Bemerkungen mehr sind, von denen zwölf aufs Dutzend gehen. Unter anderen guten Zitaten findet sich in Raynals Schrift auch ein Wort Bossuets: „Die Sinne können das Äußerste nicht ertragen, nur der Verstand wird niemals davon verletzt." Dies feine Wort scheint mir auf den vorliegenden Gegenstand Anwendung zu finden: man kann am Ende selbst die verschrobenste Kunstlehre dialektisch verteidigen und theoretisch als annehmbar erscheinen lassen, aber die Werke, mit denen sie sich künstlerisch ausweisen soll, lehnen die Sinne ab.

Den Vertretern des deutschen Expressionismus ist die bei Klinkhardt & Biermann in Leipzig erscheinende Schriftenreihe „Junge Kunst" gewidmet. Jedes der schon im Einbande sich modern bekennenden Bändchen gilt einem Künstler; es enthält eine zeitlich geordnete Auswahl seiner Arbeiten in Abbildungen, eine kritische Studie über ihn, in der Regel auch eine kleine Selbstbiographie, und Ton und Haltung dieser Selbstbiographie führen die Künstler oft näher, als die literarischen Charakteristiken, die doch leicht in gewissen allgemeinen Kategorien der modernsten Kritik erstarren. Erschienen sind bisher Bände über Max Pechstein, Paula Modersohn (deren Überschätzung ein Schulbeispiel für den Mangel an Augenmaß bildet), Bernhard Hötger, Ludwig Meidner, Cäsar Klein, Franz Heckendorf, Rudolf Großmann, Hugo Kraya, Willy Jäckel, Edwin Scharff, Wilhelm Morgner, Paul Klee, Joseph Eberz und Karl Schmidt-Rottluff (den Wilhelm Valentiner für „einen der geistigen Führer der Kunst unserer Tage" erklärt). Von auswärtigen Künstlern sind der Franzose André Derain und der nach Blut und Schaffensweise vlämische Maurice de Vlaminck berücksichtigt. Zur weiteren Ergänzung des Bildes neuesten deutschen Kunstschaffens dienen einige von Wasmuths „Kunsthefte", einer Sammlung, in der im übrigen bunte Themata aus der Kunst aller Zeit, wie das Mumienporträt und das griechische Grabrelief, der Heidelberger Totentanz und die Stadt Danzig, in Wort und Bild knapp und flott behandelt werden. Das Heft „Junge Berliner Kunst" gibt in dreizehn Originallithographien einen guten Einblick in moderne Berliner Graphik; die interessante Sammlung „Plakatkunst und Revolution" sollte von allen politischen Agitatoren aufmerksam studiert werden; das

politische Plakat bildet unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein Werbemittel von nicht zu unterschätzender Wirkungskraft, und für diesen Kunstzweig fehlt es nicht an Künstlern, die sich auf die Aufgabe verstehen.

Als die repräsentative Zeitschrift der modernen Kunst ist hier schließlich der von Carl Georg Heise und Hans Marbersteig herausgegebene „Genius" zu nennen, von dem jährlich zwei „Bücher" erscheinen, und der nun seinen zweiten Jahrgang vollendet hat. Er ist für die Kunst der Gegenwart so etwas, wie für die künstlerische Bewegung der neunziger Jahre der „Pan" gewesen ist, schließt sich auch im äußeren Auftreten an ihn an, und wenn in der heutigen Zeit an Ausstattung nicht gut das geboten werden kann, was der auf diesem Gebiete durchaus vorbildliche und bahnbrechende „Pan" geleistet hat, so ist doch dem Münchener Verlage von Kurt Wolff nachzurühmen, daß er für eine gepflegte und vornehme Form Sorge trägt. Der „Genius", der sich eine „Zeitschrift für werdende und alte Kunst" nennt, berücksichtigt sowohl bildende Kunst wie Dichtung, bringt Biographisches und Kritisches, Lyrisches und Dramatisches, greift auch über Deutschland nach Skandinavien, Frankreich, Indien hinüber und liebt es besonders, die neueste Kunst durch Vorführung und Ausdeutung von geistesverwandten Schöpfungen älterer Zeiten zu erläutern. Wie man auch über diese Bemühungen im einzelnen urteilen möge: die Zeitschrift hat einen weiten Horizont, sie ist geistig belebt und — irre ich mich? — allmählich beginnt der Sturm und Drang einen leichten Zug akademischer Haltung anzunehmen. Man strebt nach Scheidung, Ordnung, Übersicht, sucht Fühlung mit Künstlern und Werken, an denen man zuvor vorübergegangen war, und so kann wohl gehofft werden, daß der Einfluß des „Genius" sich im Sinne der Reinigung und Klärung wirksam machen wird.

Gehen wir nun von den Veröffentlichungen über die jüngste Kunst zu denen aus dem Gebiete älterer Kunstgeschichte über, so ist es wohl als eine Wirkung der Ereignisse der jüngsten Jahre anzusehen, daß das Interesse sich mehr als früher der Geschichte der deutschen Kunst zugewandt hat. Technische Schwierigkeiten, die der Beschaffung ausländischen Stoffes entgegenstehen, mögen an dieser Wendung nicht ganz unbeteiligt sein; daß aber darin doch auch die Auswirkung vaterländischen Empfindens zu erkennen ist, darauf deutet die Pflege der künstlerischen Heimatliteratur. Die Liebe zur Heimat ist ein guter Weg zur Kunst; dem aus Heimaterde und Stammesart erwachsenen Kunstwerke kommt das Verständnis unendlich leichter entgegen, als der in Museen präparierten Kunstgeschichte. Einen neuen erfreulichen Beitrag zu dieser Literaturgattung bilden die beiden bei Fr. Wilh. Ruhfus in Dortmund erschienenen Bände „Das schöne Westfalen", die nach wohlgelungenen Aufnahmen von Fritz Mielert Stadtbau, Baukunst und Bildnerei aus dem Gebiete des kernhaften Westfalenstammes auf dem Hintergrunde der westfälischen Landschaft bieten; ein dritter Band soll das Werk beschließen. Breiteren Stiles und wissenschaftlicheren Charakters ist das Buch, in dem Woldemar von Seidlitz, der langjährige Leiter der sächsischen Kunstpolitik, „Die Kunst in Dresden vom Mittelalter bis zur Neuzeit" im Auftrage des sächsischen Kultusministeriums zu schildern unternimmt (Kommissionsverlag der Bänsch-Stiftung in Dresden). Hier ist die Geschichte des Dresdener Kunstlebens in die allgemeine und Kulturgeschichte Sachsens eingeordnet; mit gründlicher Kenntnis wird der künstlerisch-kulturelle Aufstieg der Elbstadt dargestellt, der in den Tagen der Renaissance zu einer ersten schönen Blüte führt. In zwei Teilbänden hat Seidlitz das Werk bisher bis zum Tode Augusts im Jahre 1586 geführt.

Auf dem Gebiete der deutschen Kunstgeschichte findet die Literatur dankbare Aufgaben genug. Denn die Forschung darüber ist in Einzelstudien, Dissertationen, Zeitschriftenaufsätzen so vielfältig zerstreut, daß dem Publikum der Weg zu ihr ver-

sperrt ist; so ist das Bild, das es sich von deutschen Meistern macht, oft unscharf und oft überholt. Dieser Sachlage trägt die von Karl Scheffler und Curt Glaser herausgegebene Sammlung „Deutsche Meister" einsichtig Rechnung, indem sie weiteren gebildeten Kreisen die Ergebnisse der Forschung in abgerundeten, einzelnen Künstlern oder ganzen Kunstgruppen gewidmeten Darstellungen zu vermitteln verheißt. Die Auswahl der Abbildungen und ihre Eingliederung in den Text lassen erkennen, daß diese Bände als Lese-, nicht als Bilderbücher gedacht sind; ihre Ausstattung ist der Gegenstandes und der vornehmen Überlieferung des Insel-Verlages würdig. Die beiden ersten Bände sind als bedeutende Leistungen zu bezeichnen: Max J. Friedländer hat Dürer, Curt Glaser hat Lukas Cranach behandelt, und beide Verfasser sind mit Glück bemüht gewesen, dem Leser gerade die tief in Art und Schicksal der deutschen Kunst einführende Problematik in der Entwicklungsgeschichte dieser beiden Hauptmeister nahe zu bringen, ohne doch die Darstellung in kritische Exkurse zu zersplittern. In Friedländers mit der reifen Meisterschaft vollendeten Konvertiten gezeichnetem Dürer-Bilde sind alle romantischen Stimmungselemente getilgt, und herausgearbeitet ist vor allem die unablässig „strebend sich bemühende" Natur des Künstlers, der sich mit jeder Aufgabe neue Probleme stellt und jedes Problem mit einem unvergleichlichen Ernste umfaßt und durchdringt. In der gedankenreichen „Nachrede" weist Friedländer wahr und schön darauf hin, daß Dürern mit der modernen Vorstellung einer „zwecksfreien", sich selbst genügenden Kunst nicht beizukommen ist; seine Kunst stand im Dienste des Lebens, des religiösen Lebens; seine neue Bildlichkeit entspringt einem neuen Drange, „der Botschaft habhaft zu werden", über der Begrenztheit und Unvollkommenheit der Einzelleistungen behauptet sich die Einheitlichkeit und Gewalt der Persönlichkeit. Glaser legt in eindringlicher Weise den Gegensatz bloß, der zwischen dem von Kraft, Frische und Originalität schwellenden jungen Cranach und dem Manierismus seines bekannten Spätstils besteht, und er trifft sicher richtig den Nerv der Persönlichkeit Cranachs, wenn er als den unerschütterlichen Grundtrieb in seinem Schaffen das Gotische erkennt und den Stil seiner Spätwerke als „eine letzte Auflehnung nordischen Geistes gegen die Überflutung mit südlicher Form" auffaßt.

In eine ältere Zeit der deutschen Kunst führt Heinrich Wölfflins wertvolle, bei Kurt Wolff in München erschienene Veröffentlichung „Die Bamberger Apokalypse", mit der — meines Wissens zum ersten Male — einem größeren Publikum eine der klassischen frühmittelalterlichen Bilderhandschriften Deutschlands zugänglich gemacht wird. Es ist die berühmte, von Heinrich II. und seiner Gemahlin Kunigunde dem Bamberger Kollegiatstifte St. Stephan verehrte, auf der Reichenau hergestellte Handschrift der Apokalypse, deren Entstehung Wölfflin gegen das Jahr 1010 anzusetzen geneigt ist. Der Würdigung des Wesens und Wertes der in ihren Miniaturen sich entfaltenden Kunst hat lange jene seit der Renaissance zur Herrschaft gelangte Auffassung im Wege gestanden, die in der Naturwirklichkeit oder Naturähnlichkeit der Kunstformen das alleinige Kriterium der Beurteilung erblickte. Es ist aber diese Kunst eine reine Flächenkunst, deren vornehmstes Kunstmittel die freie Ausdruckskraft der Linie bildet. Sie gibt Gebärden und Bewegungen von unüberhörlicher Beredsamkeit, Reihenbewegungen voller Wucht, Symmetrien und Parallelismen von klingender Feierlichkeit, sprechende Kurven und sprechende Leeren, und trägt die dunklen und wunderbaren Visionen der Evangelisten mit Hilfe von Zeichen, Hieroglyphen vor. Mit bewunderungswerter Knappheit und Klarheit hat Wölfflin in der Einleitung wie in den Erläuterungen zu den einzelnen Tafeln seine Meisterschaft in der Deutung funktioneller Formwerte bewährt und so dem Leser den Weg zum Verständnisse dieser tief im germanischen Formdenken wurzelnden Schöpfungen erschlossen. Daß unter den gegenwärtigen Schwierigkeiten eine im edelsten Sinne

volkstümliche Veröffentlichung wie diese zustandegebracht wurde, ist eine Leistung, für die dem Herausgeber wie dem Verleger Dank gebührt.

Die Linie bildet das tragende Formelement der Bamberger Bilder, sie übt die gleiche Funktion bereits in der altgermanischen Kunst, und sie entfaltet ihre Ausdruckskraft wieder in der romantischen Zeichnung. Das Buch, das Ulrich Christoffel dieser gewidmet hat — „Die romantische Zeichnung von Runge bis Schwind", erschienen bei Franz Hanfstängl in München — zählt unter den hier anzuzeigenden Werken zu den reichsten und feinsten; es darf an dieser Stelle um so eher eingereiht werden, als darin ein Wölfflin-Schüler des Meisters Methode mit Freiheit und reifer Sicherheit anwendet. Überzeugend entwickelt Christoffel, daß in der Zeichnung die Großtat der romantischen Künstler zu erblicken ist, die in ihren monumentalen Versuchen oft so weit hinter ihren Absichten zurückgeblieben sind. Hier haben sie in den großen Holzschnittmeistern, in Rethel und Führich, in Schwind und Richter, echt volkstümliche, bodenständige Kunst geschaffen; hier haben sie in Ausdruckskraft der Linie und dekorativer Schönheit in der Aufteilung der Fläche oft Vorzügliches geleistet; hier haben sie in Arabeske und Bilderzählung originelle Kunstformen entwickelt. Studium und Beurteilung der romantischen Kunst werden durch Christoffel aufs richtige Gleis geschoben; ihre innere Stilverwandtschaft mit dem Klassizismus wird treffend betont; die vom Modegeschmack lange verkannte oder unterschätzte Leistung und Bedeutung von Persönlichkeiten wie Cornelius und Genelli wird in das rechte Licht gesetzt. In seinem feinen Verständnisse für das kulturell und volkstümlich Lebendige in der romantischen Kunst bildet das Buch einen wertvollen Beitrag zur tieferen Erfassung der Romantik überhaupt; die romantische Kultur ist Christoffel „die letzte einheitliche organische Geisteskultur, in der die Kunst tief mit dem Erlebnis verbunden war".

Eine Anzahl weiterer Veröffentlichungen zur Geschichte der deutschen Kunst sei hier, nach der Zeitfolge der Gegenstände geordnet, angeschlossen. Das bei Kurt Schröder in Bonn erschienene Buch des verstorbenen Kunsthistorikers der Universität Münster, Hermann Ehrenberg, „Deutsche Malerei und Plastik von 1350 bis 1450" führt durch seinen Titel irre. Es behandelt nur die Kunst des ehemaligen Deutschordensgebietes. Dies ist eine erst unvollkommen bekanntgewordene Kunst, eine Provinzialkunst, deren Wurzeln jedoch weit reichen. Die Baukunst des Ordens hat sich aus Italien und dem Orient, aus Westdeutschland, Sachsen und England Anregungen geholt, die sie kräftig verarbeitet hat; in der Malerei ist lange vor allem der Einfluß der blühenden böhmischen Schule wirksam gewesen, mit denen sich Strömungen vom Rheine, aus Franken usw. gekreuzt zu haben scheinen. — Adam Elsheimer, den römischen Maler deutscher Nation, hat Wilhelm von Bode in einem kleinen Büchlein (Hugo Schmidt, Verlag, München) behandelt, in dem er in seiner klaren, ruhigen, überlegenen Art Leben und Schaffen dieses Meisters schildert, dessen Werk eine Art Knotenpunkt in der Geschichte der Malerei bildet, insofern Rubens, Rembrandt (durch seinen Lehrer P. Lastman) und Claude Lorrain Stilelemente daraus übernommen haben. — Eine Ausstellung der Galerie Heinemann in München hat Adolf Feulner Veranlassung zu einer Skizze der „Münchener Malerei um 1800" gegeben, in deren schwankenden Bestrebungen die Geburt der bayerischen Landschaft in den Werken von Dorner, Peter Heß, Wagenbauer als der feste Punkt erscheint; Wilhelm von Kobell stellt sich, wie bereits in der Jahrhundertausstellung, als die künstlerisch bedeutendste Gestalt dar. — Die zuerst 1829 erschienenen, seither fast vergessenen „Denkwürdigkeiten" Friedrich Weinbrenners hat Kurt K. Eberlein bei Gustav Kiepenheuer in Potsdam neu herausgegeben und erläutert. Weinbrenner, einer der bedeutendsten Vertreter der klassizistischen Baukunst Süddeutschlands, hat sich in der Ausgestaltung von Karlsruhe als Raum- und Stadtbaukünstler von Kraft

und Originalität erwiesen. Seine Denkwürdigkeiten, die das Gepräge der Goethezeit tragen, sind anmutend, schlicht und naiv anschaulich. Den Hauptinhalt bildet die Schilderung des italienischen Aufenthaltes in den Jahren 1792 bis 1797. Er reiste nach Italien mit Carstens, er kehrte von dort in Gesellschaft von Goethes Kunscht-Meyer zurück. — Das neuerwachte, in der „Deutschen Rundschau" (November 1920) bereits früher hervorgehobene und gerechtfertigte Interesse für Karl Friedrich von Rumohr hat nun zu einer Neuausgabe seines Meisterwerkes, der „Italienischen Forschungen", geführt, die bei der Frankfurter Verlagsanstalt in Frankfurt a. M. erschienen und von Julius Schlosser besorgt worden ist. Die Tatsache, daß ein kunsthistorisches Werk, das nun fast hundert Jahre alt ist, eines Neudrucks für würdig gehalten wird, zeugt von seinem noch unerschöpften Werte und Reichtum. Meisterlich hat Schlosser in der Einleitung Rumohrs Stellung in der Geschichte der Kunstliteratur umrissen. — „Theodor Hosemann. Ein Altmeister Berliner Malerei" ist von Lothar Brieger geschildert worden (Delphin-Verlag, München). Hosemann hat einen Tropfen warmen rheinischen Blutes in die Berliner Lokalkunst gebracht, mancherlei Zeiteinflüsse aufgenommen, ohne doch über ein bescheidenes Format hinauszuwachsen, aber sich in seinem Schaffen eine liebenswürdige, humorvolle und zuweilen selbst geistreiche Natürlichkeit gewahrt, die anzieht und erfreut. Der Wert des Buches liegt in dem reichen Abbildungsstoffe, der Hosemanns Werk von allen Seiten zeigt. Ein Verzeichnis seiner Graphik hat Karl Hobrecker beigesteuert.

Gegen Deutschland tritt in der Kunstliteratur das Ausland sehr zurück. Am gewichtigsten ist die deutsche Ausgabe des Werkes, das der Holländer Fritz Lugt unter dem Titel „Mit Rembrandt in Amsterdam" veröffentlicht, und das der Verlag von Bruno Cassirer in Berlin mit einem köstlichen Reichtum von Abbildungen geschmückt hat. Lugt, als Rembrandt-Kenner und Kenner von Alt-Amsterdam des Meisters Spuren in Amsterdam nachgehend, weist aus dem reichen Schatze seiner Zeichnungen nach, wie Rembrandt unablässig die Motive Amsterdams und seiner Umgebung sich zeichnend zu eigen machte. Bei den mit liebevoller Bedachtsamkeit geführten Untersuchungen fällt für Amsterdams Stadtgeschichte mancherlei, Wichtigeres für die Kritik von Rembrandts Handzeichnungen ab; darüber hinaus aber hinterläßt das Buch einen tiefen Eindruck von dem Meister, der sich unermüdlich in die Natur vertieft, dem kein Vorwurf zu gering ist, der sich in immer erneuter Zwiesprache mit der heimatlichen Landschaft mit den Bildern und Stimmungen füllt, die ihm dann die Formen und die Mittel zur künstlerischen Verdichtung seiner Erlebnisse geben. Aus geduldiger, emsiger, eindringender Beobachtung heraus ist hier zum Thema Rembrandt etwas wirklich Neues und Wertvolles geboten worden. — In handlichen hübschen Bänden des Insel-Verlages werden Künstler behandelt, deren Schaffen dem Empfinden der Gegenwart nahesteht; reichhaltige und umsichtige Auswahl des Bilderstoffes zeichnet die Bände aus. Die Einführung zu Bruegel hat Kurt Pfister verfaßt; ausgiebiger ist Emil Waldmanns Studie über Tintoretto, den zuerst Thode aus der Halb- und Unterschätzung herausgeführt hat, mit der er lange bedacht wurde. Jetzt, wo Greco zu so hohen kunstgeschichtlichen Würden gelangt ist, muß auch sein Meister Tintoretto in neuem Lichte erscheinen. Mit der Begeisterung, die die Quelle künstlerischen Erkennens bildet, schildert Waldmann ihn als den großen Visionär, der mit gewaltigen und gewaltsamen Gesichten in die festgefügte Rationalität der Renaissancekunst einbricht und sich für sie neue kühne Bildformen zubereitet. Die schön beruhigte Existenzkunst Venedigs stellt er auf eine leidenschaftsvolle Bewegungskunst um; jene führt Veronese fort, an den später das anmutige Spiel der Rokokomalerei anknüpft; in dieser ersteht ein Barock, das sich mit dem Geiste der Gotik berührt.

Derselbe Verfasser hat den Versuch unternommen, das „Bildnis im 19. Jahrhundert“ in einer zusammenfassenden Darstellung zu schildern (Propyläen-Verlag, Berlin). In ihren Mittelpunkt hat er die Behandlung der formalen Probleme gestellt, während die sozialen und kulturellen Einflüsse weniger berücksichtigt werden; dadurch werden die geschichtlichen Linien zuweilen verschoben, und eine Geschichte der Menschenauffassung im Bildnisse des 19. Jahrhunderts ist bei diesem Verfahren nicht zu erreichen. Aber über das wichtige Verhältnis zwischen Bild und Bildnis, über den formalen Aufbau des Porträts bei den führenden Meistern, über die Wechselwirkung von Bildform und Erfassung des Menschlichen und Seelischen wird viel Gutes und Anregendes gesagt, und wenn bei der Zergliederung der Werke das Auslegen zuweilen zum Unterlegen zu werden droht, so wird man deshalb mit dem beweglichen Geiste des Verfassers nicht zu streng ins Gericht gehen wollen. Es soll ihm noch besonders gedankt sein, daß er die Leistungen, die die deutsche Bildniskunst des 19. Jahrhunderts seit Schadows und Runges Tagen trotz aller geschichtlichen Hemmungen hervorgebracht hat, verständnisvoll und freudig würdigt; wir sind es nur zu sehr gewöhnt, daß deutsche Schriftsteller sie in den Schatten der französischen Hervorbringung schieben.

Überblickt man die hier kurz gekennzeichneten Erzeugnisse der jüngsten deutschen Kunstliteratur, so darf man sagen, daß diese nicht nur der Menge nach ansehnlich ist, sondern sich auch nach ihrem Werte durchschnittlich auf einer ehrenvollen Höhe behauptet. Es wird von den Verfassern eine zuverlässige Kenntnis des Gegenstandes gefordert und meist auch geleistet, die dem gerade auf diesem Gebiete besonders gefährlichen Unfuge feuilletonistischer Schreiberei eine wirksame Grenze setzt, und die Auswahl des Bildstoffes pflegt reich und von gutem Geschmack und Urteil geleitet zu sein. Durch diese Eigenschaften hat sich die deutsche Kunstliteratur schon seit langem auch im Auslande eine angesehene und bevorzugte Stellung errungen, und es ist zu beklagen, daß diese Stellung in jüngster Zeit durch eine kurzsichtige Preispolitik erschüttert worden ist. Die gute deutsche Kunstliteratur hat Stil, einen Stil, der im Auslande verstanden und geschätzt wird, und dadurch ist sie befähigt und berufen, über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus von der ungebrochenen Lebenskraft der deutschen Kultur Zeugnis abzulegen. Albert Dresdner.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Zwischen Litauern und Polen

Der Vertrag von Versailles machte Ostpreußen zur Insel. Völkisch ist Ostpreußen freilich noch nicht abgerissen, noch zieht sich über den Danziger Freistaat und Korridor-Westpreußen bis Pommern ein Gürtel geschlossener deutscher Siedlung, den Polen zu verdünnen und zu zerreißen sich beeilt. Im staatlichen Sinne dagegen wurde ganz Ostpreußen Grenzland, im völkischen sind es nur die gemischtsprachlichen Teile, die südwestliche Hälfte des Regierungsbezirks Marienwerder, Teile des Ermlandes, Masuren und in gewissem Sinne die an die Memel anstoßenden Kreise. Im einsprachigen Ostpreußen sehen wir stärkste Parteigegensätze, schärfer als anderswo im Reiche, in den Abstimmungsgebieten innerpolitisch friedlichere, echte „Grenzlandstimmung“. Warum wohl? Man hat dort die Gefahr erkannt und sein Volkstum erlebt. Ist ja die Lage im deutschen Nordosten nicht unähnlich jener nach dem Jahre 1466. Zwei Fragen beeinflussen die weitere politische Entwicklung östlich

der Weichsel; sie beanspruchen ganz besondere Aufmerksamkeit: die polnische Gefahr und die Entwicklung der litauischen Frage.

Das Polentum hat nach seiner jämmerlichen Niederlage in den beiden Abstimmungsgebieten von Marienwerder-Marienburg und Allenstein am 11. Juli 1920 seinen Ansprüchen und Hoffnungen im Ostweichselgebiet keineswegs entsagt. Dies zeigen täglich die polnischen Zeitungsstimmen, das Vordrängen der Polen in Danzig und auch die mehr versteckten, aber doch vorhandenen polnischen Propagandabestrebungen in Ostpreußen, welche z. B. die in Allenstein erscheinende polnische Zeitung „Gazetta Olsztynska" widerspiegelt. Zweifellos sind derzeit noch viele national-polnische Angriffsbestrebungen durch die eigenen Sorgen im Gebiet des „polnischen Korridors" gehemmt, wo das Deutschtum noch nicht getötet ist, und wo auch die Abneigung der eingeborenen polnischen und kassubischen Bevölkerung gegen Warschau und besonders Posen ständig politische Schwierigkeiten schafft. Sollte der beklagenswerte Abstrom Deutscher aus den polnisch gewordenen Teilen von Posen und Westpreußen andauern und dadurch das Deutschtum in seinem Ringen mit dem Polentum noch weiter geschwächt werden, so werden im gleichen Maße die polnischen Angriffsbestrebungen in den Grenzgebieten des heutigen Ostpreußen und gegen Danzig anwachsen. Die Vertreter des jenseits der Grenze verbliebenen Deutschtums schreiben die Abwanderung nicht nur den grausamen Verfolgungen der Polen zu, sondern auch dem Übereifer der reichsdeutschen Fürsorge für echte und unechte Flüchtlinge, die beschuldigt wird, durch ihre Stellenvermittlung geradezu die Deutschen aus Neupolen hinaus und ins Reich als Landarbeiter zu ziehen.

In den Volksabstimmungsgebieten hat das Deutschtum gegenüber den polnischen Wünschen einen ganz außerordentlichen Vorsprung gewonnen. Es gilt heute, den Sieg vom 11. Juli 1920 endgültig zu sichern. Daher müssen auch die in Masuren und Ermland und auch in Westpreußen während der Abstimmungszeit zu stolzer Höhe aufgewachsenen deutschen Heimatvereine unter der Leitung jener Männer, welche in der Abstimmungszeit sich um das gesamte Deutschtum außerordentliche Verdienste erworben haben, unbedingt weiter bestehen. Diese Heimatvereine zählen heute 250 000 Mitglieder und wahren am besten jenen wundervollen Geist eines neuen völkischen Gemeinschaftsbewußtseins, der in Grenzländern in der Zeit der Not emporgewachsen ist. Sie sind zum großen Teil die Träger der Jugendpflege, sie überziehen mit ihren Spiel- und Sportvereinen auch die Dörfer, pflegen das deutsche Bühnenspiel auch in masurischen Landgemeinden; sie haben Gesangvereine gebildet und veranstalten Lichtbilder- und andere Volksbildungsvorträge. Sie streben danach, durch geistige, körperliche und sittliche Ertüchtigung der Bevölkerung die Grenzgebiete kulturell und damit auch politisch dem Deutschtum zu erhalten.

Ähnliche Deutschtumsbestrebungen sind auch in dem aus der zerrissenen Provinz Westpreußen künstlich gebildeten und zur politischen „Selbständigkeit" gezwungenen Freistaat Danzig im Gange. Auch hier ist es gelungen, im Rahmen des Danziger Heimatdienstes alle Schichten und Parteien der Bevölkerung, ungeachtet ihrer sonstigen politischen Gegensätzlichkeiten, unter dem zunehmenden politischen Druck Polens zu gemeinsamer Arbeit zur Abwehr des Polentums zu einigen.

Im nordöstlichen Teile Ostpreußens tritt die polnische Gefahr an Bedeutung zurück gegen die litauische. Der litauische Staat, durch den Friedensvertrag von Brest-Litowsk von Deutschland geschaffen, wurde durch den Versailler Vertrag und durch die polnischen Bestrebungen, vor allem durch den Gewaltstreich des Wilnaer Diktators Zeligowsky, stark beschnitten. Zurzeit beherrscht der Gegensatz zu Polen die Politiker dieses Staates, welcher der einzige der neuen Oststaaten ist, dessen Bevölkerung sich nicht deutschenfeindlich gibt. Die inneren Verhältnisse Litauens sind jedoch noch weit von denen eines auch nur notdürftig geordneten Staatswesens ent-

fernt. Es fehlt an Eisenbahnen, Wasserstraßen; die während der deutschen Besetzungszeit hergerichteten Straßen sind verwahrlost und verfallen, das Schulwesen hat sich aus dürftigen Anfängen noch nicht erhoben. Es fehlt in allen Zweigen der Verwaltung an redlichen, geschulten, ja an völkisch-litauisch gesinnten Beamten und Militärs. Die von der Kownoer Regierung eingeleitete radikale Bodenreform geht weniger von sozialen als von chauvinistischen Gesichtspunkten aus; sie befriedigt die Wünsche der landarmen Bauern, droht aber, die landwirtschaftliche Produktion aufs äußerste zu schwächen, ja, vielfach die Produktionsmittel zu zerschlagen. Die meist wilde Güteraufteilung richtete sich in erster Linie gegen die Polen, die nicht nur die soziale Oberschicht, sondern auch den völkischen Gegner stellen; sie hat aber weder den deutschen noch den russischen Großgrundbesitz verschont; ihre Methoden, wenn auch nicht ihre Ziele sind bolschewistisch. Bisher sind nur Teilgesetze z. B. über die restlose Enteignung der Wälder erlassen; die Verabschiedung eines umfassenden Bodenreformgesetzes steht noch bevor.

Kowno versucht die „litauische Bewegung" in den Gebieten diesseits der ehemaligen Reichsgrenze, sowohl in Ostpreußen südlich der Memel, um Tilsit und Ragnit, als auch in dem durch den Friedensvertrag von Versailles von Deutschland losgelösten und den verbündeten Mächten abgetretenen Memelgebiet zu beleben. Der Erfolg war bisher gering. Auch die litauisch sprechende Bevölkerung will vom Großlitauertum nichts wissen und hält in Treue zu den Preußen-Deutschen, mit denen sie jahrhundertelang in Geschichts- und Kulturgemeinschaft verbunden war.

Das Memelland zählt etwa 150 000 Einwohner mit ausgesprochen deutschem Charakter, wenn auch vorwiegend litauischer Abstammung. Innerhalb des Memelländertums kennt man einen völkischen Zwiespalt nicht. Über die Stimmung der Bevölkerung gibt die im Mai d. J. von französischer Seite durchgeführte Elternbefragung über die Erteilung des litauischen Schulunterrichts in den Landgemeinden ein bezeichnendes Bild. Nur für 365 Schüler von 22 000 Schülern unter 14 Jahren wurde litauischer Lese- und Schreibunterricht gewünscht! Die einhellig deutschgesinnte Stadt Memel befragte man gar nicht erst. Die Abtretung des Memellandes ist also völkisch ungerechtfertigt geblieben. Sie erfolgte auf Grund unwahrer Behauptungen, die durch nach Amerika abgewanderte Russisch-Litauer und einige preußische Geschäfts-Großlitauer Wilson eingeblasen wurden.

Das Memelland steht seit der Abtrennung vom Deutschen Reich unter französischer Verwaltung. Es erfreut sich (bei völliger politischer Knebelung) einer Scheinselbstverwaltung und guter wirtschaftlicher Verhältnisse. In dem vom memelländischen Staatsrate aufgestellten Haushalt sind die Ein- und Ausgaben wohl ausgeglichen. In diesem Jahre hätte sich bereits ein Überschuß von 5 000 000 Mark ergeben, wenn nicht eben diese Summe bei einem Posteinbruch entwendet worden wäre, eine Tatsache, welche die naive Freude der Memelländer an ihrem Staate etwas trübt. Damit erscheint den Memelländern der Beweis erbracht, daß der Memelstaat als selbständiges Staatswesen sehr wohl bestehen könne, wenn freilich das Reich auch weiterhin den Memelländern wirtschaftlich entgegenkomme, woran nicht gezweifelt wird.

Petisné, der derzeitige französische Oberkommissar, dem eine kleine Besatzungstruppe zur Verfügung steht, ist geschickt. Memelland ist das einzige von den Franzosen irgendwo in der Welt besetzte Gebiet, in dem diese sich nicht verhaßt gemacht haben. Der Memelländer fürchtet nichts mehr, als vom kulturell niedriger stehenden Großlitauer übergeschluckt zu werden. Von seinem örtlichen Gesichtspunkte aus sieht er im Franzosen den Schutz vor Kowno, den ihm das Reich nicht mehr gewähren kann; um die Lage richtig zu beurteilen, muß man sich vergegenwärtigen, daß Memelland bis zur Ankunft der Franzosen das Verbleiben bei

Deutschland forderte. Heute identifiziert man in Memel völkische und wirtschaftliche Selbsterhaltung mit dauernder Bewahrung vor den großlitauischen Wünschen, diese aber mit „Selbständigkeit", d. h. der Verewigung der französischen Besatzung. Die hypnotische Angst vor Kowno ist so groß, daß man geneigt ist, darüber die scheinbar unvermeidlichen Ausschreitungen der französischen Truppe zu vergessen. Im Mai dieses Jahres ging ein französischer Offizier mit seiner Dame durch die Straßen Memels. Ein älterer Herr streifte zufällig die Dame, weswegen ihn der Offizier mit der Reitpeitsche schlug und auf die Wache brachte. Als sich ergab, daß der Mißhandelte dänischer Untertan, ja sogar ein Verwandter des dänischen Königs war, entschuldigte sich der Offizier: er habe geglaubt, der Herr sei nur ein Deutscher gewesen. Dieser und ähnliche Vorfälle sind fast aus dem Gedächtnis der Memelländer entschwunden.

Petisné gelang es, die Interessen der Memeler Unternehmer mit den französischen zu verknüpfen. Die dortigen Wirtschaftsverbände sind Wachs in seiner Hand. So hat er es denn auch verstanden, diese zu der berühmten Bittschrift an den Völkerbund zu veranlassen, in der Memellands Selbständigkeit unter einer Schutzmacht (lies Frankreich) erbeten wird. Die endgültige Entscheidung über das Schicksal des Memellandes ist vielleicht, wenn diese Zeilen gedruckt sind, schon gefallen. Deutschland hat bei dieser Entscheidung nicht mitzuwirken; es wird sie ohne Widerstand hinnehmen müssen. Sollte die Entscheidung für den Freistaat lauten, so erscheint das memelländische Deutschtum in seinem Bestande auch für die Zukunft gesichert; es wird der großlitauischen Propaganda gut gerüstet entgegentreten können. Eine ganz neue Lage ergäbe sich aber, wenn dies Gebiet dem litauischen Staat einverleibt werden sollte. Das Memelland hätte zunächst wohl einen scharfen Strauß mit der Kownoer Regierung um die zu fordernde weitgehende kulturelle und wirtschaftliche Autonomie durchzukämpfen. Diese Autonomie würde die Gefahr des von den Memelländern so gefürchteten Hinabgleitens auf die kulturelle und moralische Stufe der Großlitauer zweifellos erheblich mildern.

Vielleicht könnte dieses Deutschtum für die wirtschaftlichen und politischen Beziehungen Deutschlands zum litauischen Staatswesen die Brücke bilden und über Litauen hinaus zum russischen Volke. Vielleicht käme es aber anders. Die Nationallitauer sehen heute ihren Feind im Polentum; das litauische Deutschtum ist zu schwach und besonders wirtschaftlich und sozial zu tiefstehend, um als Feind zu gelten *). Käme Memelland zu Großlitauen, so wäre das Deutschtum ein bedeutsamer und der litauischen Staatsidee abgeneigter Faktor: es würde in eine Kampfstellung einrücken. Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschen und Großlitauern, zwischen Deutschland und Litauen könnten darüber in die Brüche gehen. Dann wäre der Ring feindlicher Völker um die Deutschen geschlossen und die Brücke zu den Russen gesperrt.

*) Das Memelland würde und müßte im Falle seiner Angliederung an Großlitauen der Mittelpunkt des Gesamtdeutschtums im litauischen Staate werden, hätte die 60 000 Deutschen im ehemals russischen Litauen wirtschaftlich und national zu betreuen, die sowohl in Landsiedlungen als Kleinbauern, als auch als Proletarier in den Vorstädten von Kowno in ungünstiger wirtschaftlicher Lage leben. Teils sind sie von Ostpreußen, teils aus Kurland zugewandert. Balten findet man vor allem in der ländlichen Mittel- und Oberschicht. Das deutsche Schulwesen befindet sich in den Anfängen. In Kowno wurde kürzlich ein deutsches Realgymnasium eröffnet. In den Landgemeinden plant man zweiklassige Volksschulen in engster Verbindung mit der evangelischen Kirche und Kreismittelschulen. Im Vergleich zu den anderen baltischen Ländern ist das Deutschtum in Litauen noch wirtschaftlich und kulturell schwach entwickelt, und wenn man von der Deutschen Partei absieht, fast gar nicht organisiert. Es ist Neuland für völkische Arbeit.

Wie aber auch immer die Entscheidung über das Memelland lauten mag, die Lage im Memellande und die Entwicklung der litauischen Frage verlangten weiterhin nachdrücklichste Beachtung. Warum benehmen sich die Franzosen im Memel-

lande verhältnismäßig manierlich? Diese Frage sollte man sich in Memel, Kowno und Berlin immer wieder vorlegen. Ziel der französischen Politik ist doch überall, das Deutschtum zu schwächen und daher Polen zu stärken. Zurzeit arbeitet die französische Politik gegen Großlitauen. Dieses darf das Memelland nicht selbständig

erwerben, sondern nur von einem Großpolen als Morgengabe empfangen, das Litauen als Bundesstaat sich einverleibt hat.

Die Anschläge der verbündeten Franzosen und Polen zeigt die nebenstehende Skizze, welche nach einer Karte von M. Swiechowski und St. Niekrasz, herausgegeben vom „Comité Politique Provisoire des terres de Kowno", angefertigt wurde. Sie zeigt „die politische Lage an der Küste der Ostsee im Falle der Föderation Litauens mit Polen". Ein Pfeilbogen über der Ostsee zwischen Memel (Klajpeda!) und Putzig (Puck!) verbindet nach der Kartenlegende die Enden der äußeren Grenzen der beiden föderierten Staaten Polen und Litauen. Er spricht eine auch für die blödesten Ohren vernehmbare Sprache; er zeigt bildhaft die Gefahr, in der Ostpreußen schwebt. Wie sich die Verfasser der Karte Ostpreußens späteres Schicksal vorstellen, haben sie nicht zur Darstellung gebracht. Ergänzend können wir Warschauer Pressestimmen heranziehen, die das nördliche Ostpreußen, einschließlich Königsberg (Królewiec), den Litauern zusprechen; welches dann das Schicksal des westlichen Ostpreußens wäre, ist unschwer zu ergänzen.

Die Karte zeigt noch andere interessante Einzelzüge, die den polnischen Länderhunger beweisen. Ganz Oberschlesien, einschließlich Oppeln und Ratibor, sind ebenso schlicht als „Polen" bezeichnet, wie die gesamte Westukraine, von Przemysl am San bis Tarnopol und Husiatyn, obwohl Alliierte und Völkerbund damals über beide Gebiete noch nicht entschieden hatten. Sylvanus.

Luftfahrt-Rundschau

Wenn auch die Automobilausstellung in Berlin und die damit verbundenen Automobilrennen äußerlich mit der Luftfahrt nichts zu tun haben, so besteht doch ein innerer Zusammenhang, und es ist zu erwarten, daß diese Ausstellung, die ohne jeden Zweifel ein großes technisches Ereignis ist, ihre Auswirkungen auf die Luftfahrt zeitigen wird. Wir haben übrigens etwas ganz Gleiches schon einmal wenige Jahre vor dem Kriege erlebt. Damals krankte die Luftfahrt an der ungelösten Motorenfrage, sowohl die Fliegerei als auch die Motorluftfahrt kamen nicht recht vom Fleck. Die Motoren waren zu schwer. Auch damals fand eine große Ausstellung der Automobilindustrie statt, allerdings ohne Rennen, dafür erprobte man die Wagen auf großen Überlandkonkurrenzen. Die Automobilindustrie züchtete schon damals mit Fleiß möglichst leichte und trotzdem leistungsfähige Motoren. Das Streben nach neuen technischen Formen der Motoren übertrug sich auf die Luftfahrt, auch hier kam nun die Motorenfrage praktisch ins Rollen. Als sichtbaren Erfolg kann man wohl mit Recht die Motoren ansprechen, mit denen die ersten Passagier-Zeppeline „Hansa" und „Schwaben" schließlich ausgerüstet wurden, ebenso wie die Motoren, die bei den Prinz-Heinrich-Flügen die leichtbeschwingten Vögel trugen, und die, mit denen wir schließlich in einer Stärke von etwa 100 P. S. in den Krieg zogen. Nun schuf der Krieg neue Motorenarten für die Luftfahrt, solche, die auf den ganz bestimmten Kriegszweck zugeschnitten waren und gewisse Höchstleistungen zeitigten, ohne daß der Konstrukteur auf besondere Sparsamkeit im Verbrauch und Verschleiß (ersteres in bezug auf Betriebsstoff, letzteres in bezug auf den Verbrauch des Motorenmaterials) besondere Rücksichten zu nehmen brauchte. Lediglich auf die Leistungen kam es an. Das ergab mit zwingender Logik, daß diese Luftfahrtmotoren wohl außerordentlich leistungsfähig waren, auf der anderen Seite aber unwirtschaftlich arbeiteten. Was im Kriege gleichgültig ist, verdient und ver-

langt im Friedensluftverkehr größte Beachtung und Berücksichtigung. Die Kriegsmotoren der Luftfahrt sind also für den Friedensbetrieb mit Nutzen nicht verwertbar.

Ohne hier an dieser Stelle eine Beschreibung der Automobilausstellung geben zu wollen, möchten wir es uns doch nicht versagen, auf einige markante Dinge aufmerksam zu machen, deren Auswirkung wir auch auf dem Luftfahrtgebiet erwarten. Nicht heute und nicht morgen, aber wir erwarten die Nutzanwendung für die Luftfahrt. Da sind einmal zwei Automobiltypen zu nennen, die Sechs-Zylinder-Motoren haben, ein Maybach mit 70 P. S. ohne Getriebe, mit Regulierung mittels Gas und Elektrizität, dann ein zweiter Sechs-Zylinder-Benz mit einem sehr vereinfachten Chassis und schließlich ein Rumpler-Wagen in ganz neuartiger Tropfenform, die der Luftfahrt entlehnt ist, und einem hintenliegenden Motor mit vier Zylindern. Der Sechs-Zylinder-Automobilmotor ist ein technisches Novum, ein getriebeloser Wagen, und an dem Problem, den Motor beim Automobil nach hinten zu verlegen, haben sich seit Bestehen des Automobils schon viele den Kopf zerbrochen und es nicht gelöst. Es fragt sich selbstverständlich, wie weit sich diese Neuerungen in der Praxis bewähren; diese Frage hat an sich für die Luftfahrt sekundäre Bedeutung, für die Luftfahrt genügt die erste Anregung in der Praxis, der Anstoß von seiten der Schwesterindustrie. Sehr bemerkbar auf der Ausstellung waren die sonderbaren äußeren Formen der Wagen. Auch hier wird der Luftfahrzeugkonstrukteur manche wertvolle Anregung entnehmen. Entkleidet man aber eine solche Automobilausstellung alles äußerlich blendenden Luxus, dann bleibt tatsächlich als nervus rerum der Motor und die Form des Wagenaufbaus. In beiden Punkten muß auch die Luftfahrt bei der Schaffung von neuen Verkehrstypen neue Wege finden und sich von der Überlieferung des Kriegsbaus frei machen, will sie wirklich Gutes und Neues, wirklich Brauchbares für das Verkehrsbedürfnis schaffen. Der hintenliegende Motor beim Flugzeug ist übrigens durchaus nichts Neues. Die Luftfahrtindustrien der ganzen Welt suchen nach dem leichten, sparsamen Friedensmotor für Verkehrszwecke, der bei äußerster Sparsamkeit gerade das leistet, was für den Verkehr von ihm gefordert werden muß. Wir glauben, daß dieser Luftfahrtverkehrsmotor sich schließlich letzten Endes eines Tages aus der Automobilindustrie entwickelt, und daß der Ursprung dieser Entwicklung vielleicht oder höchstwahrscheinlich in den Automobilrennen und in der Berliner Ausstellung vom Herbst 1921 zu suchen sein wird. Es ist kein Zufall, daß gerade Firmen wie Benz, Maybach und Rumpler mit Neuerungen bahnbrechend vorangehen, alle drei sind in der Luftfahrt wohlbekannt und haben der Luftfahrt stets das hervorragendste Material geliefert.

Auch ein zweites Ereignis zwingt uns infolge seiner Wichtigkeit, ohne Rücksicht auf ein angeschnittenes Thema darauf einzugehen: Am 22./23. Oktober findet in Königsberg in Preußen der jährliche Luftfahrertag statt. Über Bremen im Vorjahre haben wir berichtet; war Bremen mit seinen Beschlüssen gewissermaßen die Ouvertüre eines großen Einigungswerkes, so stellt Königsberg voraussichtlich schon erheblich mehr dar: fortschreitende Handlung, Taten. Wir Deutschen brauchen bekanntlich immer etwas länger als andere Völker, um zu erkennen, wo unser Heil liegt, und daß es mit Einigkeit doch besser geht als mit Zank. Diese Einsicht zur Einigkeit scheint auch in der Luftfahrt zum Durchbruch gekommen zu sein. Die seit Anbeginn der deutschen Luftfahrt führende Organisation ist und war der „Deutsche Luftfahrer-Verband". Alle Einigungsbestrebungen mußten ohne Erfolg bleiben, wenn ihnen nicht die richtige Parole unterlegt wurde. Diese fand unser allverehrter letzter Inspekteur der Fliegertruppen, Oberstleutnant a. D. Siegert, dadurch, daß er gegen die Einigung von oben, von grünen Tischen aus, energisch protestierte und für die „Kristallisation von unten" eintrat. Er traf den Nagel

wieder einmal auf den Kopf. In den Provinzen, in den örtlichen Vereinen kristallisierte sich buchstäblich alles zusammen und fand den Weg in das große Sammelbecken des „Deutschen Luftfahrer-Verbandes", der seinerseits wieder die einzelnen Spezialgebiete organisch gliederte und mit den Fachleuten besetzte. Alle Flieger haben sich neulich zu einem großen „Allgemeinen Deutschen Flugverband" zusammengeschlossen. Es gab harte Kämpfe um grundsätzliche Fragen und um kleinliche Dinge, aber das Werk kam schließlich doch zustande. Die vereinigten Flieger werden nun am 22. Oktober geschlossen dem „Deutschen Luftfahrer-Verband" beitreten und alle die Aufgaben übernehmen, die sich auf die Fliegerei beziehen. Nach vollzogener Einigung aller praktisch tätigen Luftfahrer wird der „Deutsche Luftfahrer-Verband" einen neuen Namen annehmen, er wird dann „Luftfahrt-Verband von Deutschland" heißen. Dann haben wir endlich die stoßkräftige Vertretung für eine voraussichtliche Mitwirkung in der „Fédération aéronautique Internationale", in der wir zwar noch nicht aufgenommen sind, von der man uns aber auf die Dauer nicht ausschließen kann. Je eher also die Einigung sich vollzieht, je eher kann sie sich für die Praxis auf feste Füße stellen und sich auf den schweren Stand, den sie vor dem internationalen Forum haben wird, vorbereiten. Dieses organisatorische Einigungswerk ist zweifellos das alleinige verdienstvolle Werk des Oberstleutnants Siegert, der sich durchgesetzt hat, weil seine Gedanken und Vorschläge klar und logisch waren. G. L.

Literarische Rundschau

Schriften über Grenz- und Auslanddeutschtum [1]

1. Grenzdeutsche

Bei der jetzigen Lage, wo alle Gruppen des Grenzdeutschtums noch unter der schweren Nachwirkung von Krieg und Friedensschluß stehen, ist vielleicht die Zeit für eine ruhige, leidenschaftslose, wissenschaftliche Arbeit noch nicht gekommen. Aber einige ältere Arbeiten treten in neuem Gewande auf.

Die eine Arbeit zwar, Ludwig Bernhards bekanntes Buch über die Polenfrage in Preußen, das jetzt in neuer Auflage vorliegt [2], handelt weder vom Grenzdeutschtum, noch ist es unter dem Gesichtspunkt des Grenzdeutschtums geschrieben, es handelt von den ehemals preußischen Polen, deren Ringen mit dem preußischen Staat ja nun einer abgeschlossenen Periode angehört. Gleichwohl darf und muß hier darauf hingewiesen werden. Denn das Buch stellt einen Nationalitätenkampf von großer Bedeutung dar, an dem man studieren kann, wie solche Kämpfe mit Erfolg geführt werden. „Überall, wo heute in der Welt nationale Minderheiten kämpfen, verkünden die Führer die Lehren, durch welche die Polen in Preußen stark geworden sind. Denn die Kampforganisation der Polen unter preußischer Herrschaft ist und bleibt das weltgeschichtliche Vorbild dafür, wie eine nationale Minderheit ihr selbständiges Dasein behaupten und gegen eine weit überlegene Staatsgewalt sogar befestigen kann." Aus diesem Buche also können wir, können die Grenzdeutschen,

[1]) Vgl. die letzte Übersicht: „Deutsche Rundschau", Juli 1920.

[2]) Ludwig Bernhard, Die Polenfrage. Der Nationalitätenkampf der Polen in Preußen. Dritte, neubearbeitete Auflage. Mit einer Karte. München und Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1920.

namentlich die Deutschen, die jetzt als deutsche Minderheit einen schweren Stand in Polen haben, sehr viel lernen. Von dem Maße, wie es ihnen gelingt, ähnlich wie die Polen, ihre wirtschaftlichen, kulturellen und moralischen Kräfte zu mobilisieren und zu organisieren, hängt ihre eigene Zukunft ab.

Eine ältere Arbeit in neuer Gestalt ist auch die Geschichte Elsaß-Lothringens von Stählin[3]). Als sie während des Krieges (1918) in dem von K. Strupp herausgegebenen Sammelwerk „Unser Recht auf Elsaß-Lothringen" erschien, fiel sie als dessen bedeutendster Beitrag auf und erregte den Wunsch, daß sie nicht immer an dieser Stelle vergraben bliebe. Jetzt liegt sie, fast um ein Drittel erweitert, als selbständiges Buch vor. Die Bearbeitung ist in der Hauptsache der neuen Zeit, von 1870 bis zum Weltkrieg, zugute gekommen. Auch dies Buch ist über seine tatsächlichen Mitteilungen hinaus von allgemeiner Bedeutung für das Verständnis des Nationalitätenkampfes, allerdings unter einem ganz anderen Gesichtspunkt, als dem des Bernhardschen Buches. Das Problem, das seinen historischen Ausführungen zugrunde liegt, ist nämlich dies: Wie ist es einem fremden Staat gelungen, eine nationale Minderheit mit seiner Herrschaft auszusöhnen? Und wie kann sich der seelische Anschluß an das Muttervolk allmählich wieder vollziehen?

* * *

Einen Rückblick auf den Kampf um Nordschleswig wirft Adolf Köster[4]). Er war in der kritischen Zeit der Reihe nach Staatskommissar der Provinz Schleswig-Holstein, deutscher Bevollmächtigter bei der Internationalen Kommission und endlich Reichsminister des Auswärtigen; er hat also die ganze Zeit an entscheidender Stelle miterlebt, und die Dinge, über die er hier berichtet, sind zum Teil ein Stück seines eigenen Lebens geworden. Es ist nicht überall etwas Erfreuliches, was er von uns Deutschen aus dieser kritischen Zeit zu berichten hat; aber ein positives Ergebnis von innerem Wert hat doch dieser aufgedrungene Kampf gehabt: es gelang immerhin, einen großen, vielleicht den größeren Teil einer Bevölkerung, der es an politischer Schulung mangelte, und die in Zwiespältigkeit zerrissen war, durchzuorganisieren und an politische Selbstleistung zu gewöhnen. Das alles ist mit großer Sachkunde und Lebendigkeit vorgetragen.

Fast vergißt man darüber einen Mangel, an dem das Buch trotzdem leidet, der aber, weil er typisch ist, doch berührt werden soll. Es schildert, wie der Kampf geführt wurde, aber die volkhaften Grundlagen, die ethnographischen Voraussetzungen des Ringens zwischen Deutschen und Dänen setzt es nicht auseinander. Und das sind gerade die Kenntnisse, die dem Reichsdeutschen nicht gegenwärtig zu sein pflegen. Es fehlt dem Buch z. B. eine Karte, die in Wirklichkeit für jedes Buch, das es mit Nationalitätenfragen zu tun hat, unentbehrlich ist; denn, sagt Ludwig Bernhard, „keine Schilderung vermag die geographische Zeichnung zu ersetzen". Und von der deutschen Minorität in Nordschleswig, die über dem behaupteten Teil der Provinz doch nicht vergessen werden soll, gewinnt der Leser keine klare Anschauung. Durch diese Unterlassungen schädigt Köster die Wirkung seines eigenen Buches. Denn er will nicht nur den Siegesgesang anstimmen über den unbestreitbaren Erfolg in der zweiten Zone, er will ebenso auch den Schmerz lebendig erhalten über die Niederlage in der ersten Zone und das Bewußtsein, daß hier deutsche Brüder vorhanden sind, die

[3]) Karl Stählin, Geschichte Elsaß-Lothringens mit vier Tafeln. München und Berlin 1920. Verlag von R. Oldenbourg.

[4]) Der Kampf um Schleswig-Holstein. Von Adolf Köster. Verlag für Politik und Wirtschaft, Berlin 1921.

von Rechts wegen zu uns gehörten. Wie aber sollte das möglich sein, ohne die nötigen ethnographischen Unterlagen? In der zweiten Auflage läßt sich dieser Mangel vielleicht beseitigen.

* * *

Über den einzigen Lichtpunkt im Osten, den Abstimmungssieg vom 11. Juli 1920, liegen zwei Schriften vor. Max Worgitzki[5]), der damalige Leiter der deutschen Propaganda, gibt — entsprechend dem Kösterschen Buch über Nordschleswig — eine auf intimer Kenntnis beruhende Darstellung des Ringens um Ermland und Masuren, das er uns in allen seinen Phasen — vom Zustand der tiefsten Depression bis zum endgültigen Sieg — vorführt. Paul Hoffmann[6]) stellt für das westpreußische Abstimmungsgebiet die Abstimmungsergebnisse für alle Gemeinden genau zusammen und veranschaulicht das Resultat durch eine dankenswerte Karte.

Im verlorenen Osten fahren die Polen fort, auf die Unterdrückung der Deutschen hinzuarbeiten; dabei nehmen sie in erster Linie die Träger des deutschen Geistes aufs Korn: Schule und Presse. Wie groß die Verwüstung ist, die sie auf beiden Gebieten bereits angerichtet haben, ist aus den Schriften von Treut[7]) und Wingendorf[8]) zu ersehen.

Voraussetzung für eine Konsolidierung der Deutschen im ehemals reichsdeutschen Osten ist die genaue Kenntnis des neuen Rechts, innerhalb dessen sie sich unter den veränderten Verhältnissen zu bewegen haben. Die erste wegweisende Arbeit dieser Art hat der Berliner Jurist Erich Kaufmann in seiner schon früher hier erwähnten Schrift[9]) über die Rechtsverhältnisse der an Polen abgetretenen Ostmark (Berlin 1919, Verlag der „Grenzboten") geleistet. Seiner Darstellung hat Carl Georg Bruns[10]) eine Sammlung aller der rechtlichen Bestimmungen folgen lassen, welche aus Anlaß des Friedensvertrages oder in seinem Gefolge für die Deutschen des Ostens maßgebend geworden sind. Beide Schriften ergänzen sich und sind geeignet, den Ostmarkdeutschen als Hilfsmittel im Kampf um die Erhaltung ihres Volkstums zu dienen.

* * *

[5]) Max Worgitzki, Geschichte der Abstimmung in Ostpreußen. Der Kampf um Ermland und Masuren. Mit einem Vorwort von Adolf Eichler, Hauptgeschäftsführer des Ostdeutschen Heimatdienstes Allenstein, und einem Schlußwort von Freiherrn Wilhelm von Gayl, einst Reichs- und Staatskommissar für das Abstimmungsgebiet Allenstein. Leipzig, Verlag K. F. Koehler, 1921. (Leider ohne Karte.)

[6]) Paul Hoffmann, Die Volksabstimmung in Westpreußen am 11. Juli 1920. Vergleichende Darstellung der Abstimmungsergebnisse auf Grund des amtlichen Materials nebst einer Karte des Abstimmungsgebietes. Druck von Julius Sauer, Danzig (1920). — Durch die Ereignisse überholt, aber doch wert, genannt zu werden, ist die Schrift von Erich Keyser, Westpreußen und das deutsche Volk. Nebst einer Bevölkerungskarte. Danzig, A. W. Kafemann, 1919. Sie legt genau mit statistischen Angaben den überragenden Anteil dar, den die Deutschen an Bevölkerung und im Wirtschaftsleben der nun großenteils verlorenen Provinz hatten.

[7]) Treut, Das deutsche Schulelend in Posen-Pomerellen und das Hilfswerk der Heimat. Sonderdruck aus der „Täglichen Rundschau" vom 12., 13. und 14. Januar 1921.

[8]) Rolf Wingendorf, Die Vernichtung der deutschen Presse in Polen. Danzig-Langfuhr. Brücken-Verlag, 1921.

[9]) Vgl. „Deutsche Rundschau", Juli 1920, Seite 125.

[10]) Carl Georg Bruns, Die Rechtslage der Ostprovinzen nach dem Friedensvertrage. Eine Quellensammlung. Herausgegeben im Auftrage der Deutschen Vereinigung in Bromberg. Verlag von K. F. Koehler, Abteilung „Grenzboten", 1919.

Eins haben die Grenzdeutschen, unter so verschiedenen Verhältnissen sie auch in ihren neuen Staaten leben mögen, gemeinsam: sie haben das Vaterland verloren, geblieben ist ihnen nur die Heimat. Die Folge ist, daß sie, wo sie nur irgendwo einigermaßen zur Sammlung kommen, diese Heimat mit um so innigerer Liebe umfassen. Am kräftigsten kommt das zum Ausdruck bei den Deutschen im Freistaat Danzig und bei den Deutschen in der tschechoslowakischen Republik.

Diese Heimatbewegung ist nichts anderes, als die Anwendung des Wortes: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen" auf die Heimat. Viel Kleinarbeit ist zu leisten, und sie wird ausgemünzt zu populären Schriften. Denn hier handelt es sich nicht um esoterische Wissenschaft, an der sich die wenigen Fachleute erfreuen, sondern um ein Wissen, das sich an möglichst viele wendet, um ihr Herz und Gemüt für die Heimat und ihre Güter zu erwärmen. In diesem Sinne haben Wilhelm Tesdorpf und Romana Haberfeldt[11]) ein heimatkundliches Lesebuch zusammengestellt, in erster Linie für die Danziger Jugend, und in diesem Sinne hat die Danziger Verlagsgesellschaft eine ganze Schriftenreihe unter dem Titel „Ostdeutsche Heimatbücher" herauszugeben begonnen. In dem ersten Bande liefert Mahlau[12]) eine geschickt geschriebene Geschichte Danzigs. Tiefer greifen die „Schriften der Stadt Danzig", welche im Verlag A. W. Kafemann (Danzig) erscheinen. Das fünfte dieser Hefte[13]) z. B. gibt eine eingehende Darstellung des staatsrechtlichen Verhältnisses, in dem früher Danzig zu Polen stand; diese historische Darlegung aber hat einen praktischen Zweck: sie will als Denkschrift zugleich Material für die neu vorzunehmende Gestaltung des Verhältnisses von Danzig zu Neu-Polen liefern und auf diese Weise an dem Neubau des Freistaates mitarbeiten.

Noch lebhafter blüht diese Heimatbewegung bei den Deutschen der Tschechoslowakei, und zwar nicht bloß, weil sie mit ihren fast vier Millionen den zweihunderttausend Danzigs an Zahl weit überlegen sind (die bloße Zahl spricht natürlich auch mit)[14]), sondern weil bei ihnen die Voraussetzungen dafür schon älteren Datums sind. Sie sahen sich ja z. B. innerhalb Böhmens schon längst, während das alte Österreich noch seine Stellung unter den Staaten Europas inne hatte, in die Defensive gedrängt und mußten Tag für Tag den Kampf um Heimat und Volkstum aufnehmen. So war die Aufgabe, der sie sich nach dem Zusammenbruch gegenübersahen, zwar hundertfach größer, aber nicht völlig neu; sie waren darauf vorbereitet, sie nun schnell und wuchtig in Angriff zu nehmen.

Einer der Führer dieser Arbeit ist Emil Lehmann[15]). In beredten Worten hat er das Programm für diese Heimaterziehung des Volkes entwickelt, in steter Kleinarbeit verbreitet er, zusammen mit einem Heimatforscher aus dem Böhmer-

[11]) Danzig. Ein Beitrag zur deutschen Kulturkunde. Zusammengestellt und herausgegeben von Wilhelm Tesdorpf und Romana Haberfeldt. Danzig, Verlag von A. W. Kafemann, 1920.

[12]) L. Mahlau, Geschichte der Freien Stadt Danzig. Mit einer Karte der Freien Stadt Danzig und 6 Bildtafeln. Danziger Verlags-Gesellschaft m. b. H., Danzig 1921 (= Ostdeutsche Heimatbücher, Band 1).

[13]) Das staatsrechtliche Verhältnis Danzigs zu Polen von 1454 bis 1793 und 1807 bis 1814. Dargestellt vom Danziger Archivrat Kaufmann. Danzig, A. W. Kafemann, 1920.

[14]) Darum sind z. B. die kleinen Splitter, welche vom Reich abgetrennt sind, literarisch so spärlich oder gar nicht vertreten. Für Eupen-Malmedy soll wenigstens die Schrift von Eduard Lang, Eupen, Malmedy, Monschau. 2. Auflage (1920), Berlin bei Albert Nauck, genannt werden; sie stellt einiges Material zusammen.

[15]) Emil Lehmann, Heimatkundliche Volkserziehung. Gedanken und Wege zur Heimatbildung in den deutschen Sudetenlanden. Sudetendeutscher Verlag, Franz Kraus, Reichenberg 1920.

wald, seine Gedanken in einer Zeitschrift[16]) und stellt, indem er selbst für seine engere Heimat, Landskron im deutschen Schönhengstgau, sein Programm verwirklicht[17]), ein Vorbild für derartige Heimatbücher und Heimatbüchereien auf. Auch anderwärts sprießen solche Heimatbücher hervor: jeder Ort soll ja schließlich eins besitzen. Das verbreitet sich weiter in kleine und kleinste Broschüren und Flugschriften, in kleine Zeitschriften, die in lockerer Folge erscheinen, damit auch der schlichte Mann und die Hausfrau, damit schon der Schüler die Werte, die in seiner Heimat stecken, und die Angriffe, welche die Tschechen gegen sie richten, erfahren und, wenn die Zeit gekommen ist, an der Verteidigung teilnehmen. Dem im einzelnen nachzugehen, würde hier zu weit führen; es genügt, auf die grundsätzliche Bedeutung und die Ursachen der Erscheinung aufmerksam zu machen.

Über der lokalen Heimat wird auch die größere Heimat, wird Böhmen nicht vernachlässigt. Dabei fällt einer populären Geschichte Böhmens[18]) naturgemäß die besondere Aufgabe zu, den Anteil der Deutschen an der Geschichte des Landes darzustellen.

Die Volksgenossen in Deutschösterreich werden, da ihr Land so gut wie rein deutsch ist, von Problemen des Volkstums nicht bedrückt, um so mehr von dem wirtschaftlichen: wie kann ihr Staat lebensfähig gemacht werden? Gustav Stolper[19]) sieht die Rettung in der Verbindung des sozialen mit dem nationalen Gedanken. Der Anschluß ans Reich, der für ihn selbstverständlich ist, genüge noch nicht; außerdem sei eine vollständige Umwandlung der inneren Struktur des Staates nötig — eine Umwandlung, die nicht bloß für Deutschösterreich, sondern auch für das Deutsche Reich und für alle Staaten gilt, deren Wirtschaftsleben daran krankt, daß sie mehr verbrauchen als produzieren; der Staat muß zum sozialen, zum Wirtschaftsstaat werden. Mit diesem Gedanken, den in seine Einzelheiten zu verfolgen hier nicht der Ort ist, gewinnt die Schrift allgemeine Bedeutung; da der Gedanke aber zunächst an Deutschösterreich entwickelt wird und aus der Beschäftigung mit seiner wirtschaftlichen Erkrankung entstanden ist, mußte in unserem Zusammenhang auf das gedankenreiche Buch wenigstens aufmerksam gemacht werden.

2. Auslanddeutsche

Noch ein Produkt reichsdeutscher Kulturarbeit im Letzten Ausland während des Krieges ist die Kulturgeographie Kurlands von F. Mager[20]). Sie beruht auf den Studien, die Mager im Auftrag der Etappeninspektion der 8. Armee unternahm; sie dringt wissenschaftlich tief in die damals bestehenden Verhältnisse ein und wird

[16]) Heimatblätter. Monatsblätter für heimatliches Volksbildungswesen. Herausgegeben von der Geschäftsstelle für das deutsche Volksbildungswesen. Geleitet von Emil Lehmann und Josef Blau. Sudetendeutscher Verlag, Franz Kraus, Reichenberg.

[17]) Landskroner Heimatbücherei. Herausgegeben von Emil Lehmann. Verlag von Josef Czerny, Landskron. Band 1: Landskroner Heimatbuch. Von Emil Lehmann, 2. Auflage, 1920. Band 2: Landskroner Urkundenbuch. Von Emil Lehmann, 1920. Band 3: Landskroner Gemeindebuch. Von Emil Lehmann in Gemeinschaft mit vielen Mitarbeitern, 1920. Weitere Bände folgen.

[18]) Karl Beer, Geschichte Böhmens mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte der Deutschen in Böhmen. Sudetendeutscher Verlag, Franz Kraus, Reichenberg 1921.

[19]) Gustav Stolper, Deutschösterreich als Sozial- und Wirtschaftsproblem. Drei-Masken-Verlag, München 1921.

[20]) F. Mager, Kurland. Eine allgemeine Siedlungs-, Verkehrs- und Wirtschaftsgeographie. Mit drei Kartenbeilagen, 10 Karten und Skizzen im Text und 49 Abbildungen auf Tafeln. Hamburg, L. Friederichsen & Co., 1920 (= Veröffentlichungen des Geographischen Institutes der Albertus-Universität zu Königsberg, Heft 2).

praktisch, trotz der inzwischen eingetretenen Umwälzungen, denen, die an dem Wiederaufbau des Landes mitarbeiten, sei es den Letten als den jetzigen Herren des Landes, sei es den deutschen Balten als einem immer noch bedeutsamen Bevölkerungselement, wertvolle Hilfe leisten können.

Über die Agrar-Revolution in Estland, jenes sozialistische Experiment mit starkem nationalistischen Einschlag, gibt Oskar Bernmann[21]) aufschlußreiche Kunde. Wie es das sozialistische Programm verlangt, sind in Estland bekanntlich die Produktionsmittel des Großgrundbesitzes (Land und Inventar) verstaatlicht worden. Und nun entstehen all jene interessanten Fragen, die rein sachlich beantwortet sein wollen: Wird der Boden, nachdem er aufgehört hat, Privatbesitz zu sein, wirklich mehr Ertrag, mehr Korn hervorbringen als früher? Kann der Staat sich mit dem billigen Ruhm des Volksbeglückers begnügen, der durch Zerschlagung der großen Güter in Parzellen und deren Übergabe an Kleinpächter möglichst viele Kleinwirtschaften ins Leben ruft, oder muß er nicht auch darauf sehen, etwas aus seinem agrarischen Besitz herauszuwirtschaften und der Staatskasse Einnahmen zuzuführen? — Aber diese rein wirtschaftlichen Erwägungen werden durch nationalistische Interessen durchkreuzt. Die Enteignung macht vor dem Kleinbesitz halt; der Großgrundbesitz aber, der enteignet wird, war größtenteils in den Händen von Deutschbalten. So erhält das sozialistische Experiment eine antideutsche Spitze. Und in welchem Maße sich die Deutschfeindlichkeit bei der Durchführung des Agrargesetzes auswirkt (wie weit auch estnischer Grundbesitz in Mitleidenschaft gezogen ist, wird nicht ganz deutlich), das ist nun bei Bernmann nachzulesen.

* * *

Aus der Erfahrung einer langen Wirksamkeit erzählt Georg von Bosse[22]) von den großen Schwierigkeiten, mit denen der Deutsche, der auch in den Vereinigten Staaten Deutscher bleiben will, zu ringen hat. Auch über die schwere Zeit des Krieges, als die Hetze losging gegen alles, was deutsch ist, schweigt er nicht.

Südamerika ist die Fortsetzung der Schriften des Leipziger Instituts für Auslandkunde und Auslanddeutschtum zugewandt[23]). Sie betrachten zwar den Kontinent in erster Linie unter dem Gesichtspunkt der kommenden Auswanderung (und Auswanderungsschriften ziehen wir grundsätzlich nicht in den Bereich dieser Übersicht), tatsächlich aber steuern sie doch auch manches bei zur Kenntnis des in einigen Ländern Südamerikas vorhandenen bodenständigen deutschen Elements.

[21]) Oskar Bernmann, Die Agrarfrage in Estland. Verlag Puttkammer & Mühlbrecht. Berlin 1920.

[22]) Georg von Bosse, Ein Kampf um Glauben und Volkstum. Das Streben während meines 25jährigen Amtslebens als deutsch-lutherischer Geistlicher in Amerika. Chr. Belsersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1920.

[23]) Schriften des Instituts für Auslandkunde und Auslanddeutschtum der Deutschen Kulturpolitischen Gesellschaft, Leipzig-Gohlis, herausgegeben von Hugo Grothe. Verlag Süßerot, G. m. b. H., Berlin. Heft 6/7: Mittelamerika (Mexiko) als Ziel deutscher Auswanderung. Von Kurt Hassert und Otto Lutz. Heft 8: Das nördliche Südamerika, Deutschtum und Auswanderung. Von Carl Schöffer. Heft 9/10: Die deutsche Auswanderung nach Argentinien. Von C. Martin und Hauthal. Heft 11/12: Chile und die deutsche Kolonisation. Von Ende. — Paraguay, Wirtschaftsleben und Siedlungswesen. Von Wilh. Ge. Burckhardt. Heft 13—15: Die Auswanderung nach den La-Plata-Staaten. Von Backhaus. — Schule und Kirche bei den Deutschen in Südamerika. Von Bruno Geißler. — Die Südamerika-Auswanderung und die deutsche Frau. Von Hilda Rimann. Heft 16—18: Auswanderung und deutsche Volkswohlfahrt. Betrachtungen und Vorschläge für Kolonialpolitiker und Auswanderer. Von Hugo Grothe. Die ersten Hefte handelten vom Deutschtum im östlichen und südöstlichen Europa.

Die Entwicklung einer einzelnen deutschen Siedelung in Brasilien schildert Fritz Blüher[24]). Der Leser — der Verfasser denkt vorwiegend an jugendliche Leser — kann sich daran das Typische in der Geschichte all dieser Siedlungen vergegenwärtigen.

Zu rosenrotem Optimismus haben wir keinen Anlaß. Einstweilen gilt für die Grenz- und Auslanddeutschen das Carlylesche Wort: Arbeiten und nicht verzweifeln. Am aussichtsreichsten scheint die Lage, wo unter den Deutschen außerhalb des Reiches irgendwo eine kräftige Heimatbewegung einsetzt.

Gottfried Fittbogen.

Zum Goethe-Problem. Literarhistorische Studien von Alois Stockmann. S. J. Freiburg i. B. 1920, Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Diese Sammlung kleinerer Aufsätze erweitert die Forschung sachlich wenig, bietet jedoch die Möglichkeit, in Kürze die Stellung des Katholizismus zu Goethe kennen zu lernen. Diese ist längst in umfassender Weise in der großen Goethebiographie des Jesuiten Alexander Baumgartner dargetan, die Stockmann als sein Ordensgenosse kurz vor dem Kriege neu bearbeitet hat. Das Problem des großen Werkes ist mit Erbitterung erörtert worden, und Stockmanns kleine Schrift setzt die Erörterung entsprechend dem neueren Stand der Literaturgeschichte fort. Mit Schärfe tritt Stockmann den Freidenkern und „Neuheiden" entgegen, die aus Goethe den Mittelpunkt einer neuen Religiosität machen wollen. In der Tat scheint mir die Vergöttlichung des Großen von der selbstgewählten freien Hingabe zu dogmatischem Zwang fortzuschreiten. Wenn jedoch von Stockmann Boelsche als Vertreter dieser Strömung bekämpft wird, so scheint mir das Realitätsbedürfnis des Monismus weniger dazu zu drängen, als die Art Gundolfs, der Goethes Leben zur Legende stilisiert und bereits gewichtige Nachahmer gefunden hat. Demgegenüber wird man auf der Wacht bleiben müssen, um sich den Blick für das Wirkliche zu wahren. Trotzdem fällt es schwer, sich über das Wesen des Wirklichen zu einigen, wenn Stockmann seinen Standpunkt so abgrenzt: „Goethe mag auch dem Katholiken als eines der glänzendsten Dichtergenies aller Zeiten und Völker erscheinen — ein religiöser Führer, ein Idealbild deutscher Treue und christlicher Sitte, ein Künder höchster Weisheit und wahrer Lebenskunst ist er uns nicht." — Müßte somit nicht auch das kirchliche Wort von den Tugenden der Alten, die nur glänzende Fehler seien, auf Goethe übertragen werden? In bezug auf Lord Byron kennzeichnet Stockmann den Standpunkt der großen Mehrzahl der Katholiken, Protestanten, Juden und selbst der Freidenker mit Recht folgendermaßen: „Wir bewundern die Genialität seiner Schöpfungen und bemitleiden den Menschen wegen der trostlosen Zerrissenheit und Unbefriedigtheit seines Lebens." Wenn aber unsere persönliche Anteilnahme dem fernerstehenden Lord Byron uneingeschränkt gezollt werden darf, so ist nicht einzusehen, warum sie einer Erscheinung gegenüber gehemmt werden soll, in deren Formungen die Probleme des Daseins unsere Stammeseigentümlichkeit am tiefsten ergreifen, und zwar nicht nur in bezug auf die Zerrissenheit der Seele, sondern auch in bezug auf die Mittel, sie zu heilen? Es geht nicht an, „Iphigenie", „Tasso", „Hermann und Dorothea" eklektisch zu preisen, und die Gesamterscheinung des Dichters, die den Nährboden solcher Außerordentlichkeiten bildet, abzulehnen. — Das Goetheproblem ist nicht ein Einzelfall, sondern es ist das Problem des Gegensatzes von Kunst und Religion überhaupt, von Diesseits- und Jenseitskultur, und es ist nicht nur für den Katholiken, sondern für jeden konfessionell Angelegten brennend. Kunst und Religion stehen in dem gleichen Verhältnis, wie Kunst und Politik bei Plato, bei dem der Staat eine, alles Entgegengesetzte sich angliedernde oder ausschließende, Idee ist. In bezug auf Musik und Religion erscheint der Gegensatz bei oberflächlicher Betrachtung verwischt; in bezug auf die bildende Kunst offenbart er sich nur dem, der die Kulturgeschichte beherrscht; in bezug auf das Verhältnis von Literatur und Religion aber handelt es sich darum, daß Dichter und Gottheit beide sich des Wortes bedienen, und wenn Byron noch als Adiaphoron betrachtet werden kann, so muß die Kluft offenbar werden, wenn die Dichtung, wie bei Goethe, mit denselben Problemen ringt, die die Religion sich vorbehalten möchte. Wer also die Kunst als eine Macht faßt, die in der Lage ist, einmal endgültig die Religion zu verdrängen, der wird

[24]) Fritz Blüher, Dona Francisca. 70 Jahre deutscher Kulturarbeit in Brasilien im Staate Santa Catharina. Mit 15 Abbildungen nach Photographien und einer Karte. Berlin-Wilmersdorf, Verlag Hermann Paetel, ohne Jahr (1920?) (= Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften, begründet und herausgegeben von Hans Dollmer, Band 61).

den Bruch des Jesuiten mit Goethe verstehen müssen; wer aber in dem Widerstreit zwischen Diesseits und Jenseits eine ewige Naturnotwendigkeit sieht, der lernt die Ewigkeitsgedanken um so fester halten, je mannigfaltiger sich ihm das Diesseits offenbart. Auch in dem Schaffen des Künstlers, der an seine Individualität immer höhere Ansprüche stellt, in den Forderungen seines Stilgefühls, liegt eine Sittlichkeit; es ist die Sittlichkeit dessen, der immer strebend sich bemüht, im Gegensatz zu der Sittlichkeit, die aus der abgeschlossenen Leistung erkannt werden will. Solche Betrachtungsweise kann dann auch zu Goethes, von Stockmann stark angezweifeltem, Nationalbewußtsein gerechter Stellung nehmen, als es Stockmann tut, wenn er sich bemüht, in einem patriotischen Beitrag zur Kriegsliteratur, „nach den Selbstzeugnissen des Dichters" „so vollständig als möglich" zusammenzutragen, was sich „dem Verhalten Goethes zur Zeit der deutschen Freiheitskriege etwa Gutes abgewinnen läßt". — Obwohl sich Stockmann über Goethes gelegentliche Höflichkeitsbezeigungen gegen die katholische Religion keine Illusionen macht, stellt er doch mit einer gewissen Genugtuung fest, daß auch Goethe „bei aller Begabung der katholischen Auffassung und ergreifenden Symbolik in seinen größten Dichtungen nicht entraten konnte, daß auch er gelegentlich der Erhabenheit und Reinheit der katholischen Sittenlehre, der weihevollen Schönheit unseres Kultus, der Selbstlosigkeit und Weltverachtung unserer Heiligen seine bewundernde Anerkennung zollen mußte". Es läßt sich dies aber auch so ausdrücken, daß Goethes Allseitigkeit auch der Angliederung dessen, was ihm ursprünglich wesensfremd war, nicht entraten mochte, oder daß zu Zeiten auch ein auf höchste Geistigkeit der Form gerichteter Sinn von geschichtlich gewordenen Symbolen ergriffen werden kann, ohne daß es sich um die eigentlich katholischen zu handeln braucht. So scheint sich Stockmanns Skepsis zu bestätigen, daß „überall, wo eine gründliche Erörterung der strittigen Punkte eintritt, die Schwierigkeiten und Hindernisse beginnen, die eine Verständigung hoffnungslos ausschließen". Stockmann möchte selbst für „Verständigung" ein „Sichverstehenwollen" setzen; sollte aber nicht die entscheidende Wendung lauten: ein „Sichverstehendürfen"?

Wilhelm Böhm.

Der Fehler in Einsteins Relativitätstheorie.

Die neue Erklärung der Schwerkraft. Beides von Dr. H. Fricke, Wolfenbüttel 1920, Heckner.

Die Entscheidung, ob die Einsteinsche Lehre richtig oder falsch ist, hat nicht nur durch Erörterungen auf dem Gebiete der Erkenntnistheorie seitens der Philosophen ihre Erledigung zu finden, sondern gleichzeitig auch auf dem Gebiete der Physik, da eben jene Lehre ein solches Gemisch von Philosophie, Mathematik, Physik und Astronomie ist, daß es sehr schwer ist, diese einzelnen Gebiete wieder voneinander zu trennen und zu sagen, wo eigentlich die Angriffspunkte liegen. Das zum mindesten höchst eigenartige Vorgehen der theoretischen Physiker auf Einsteins Seite gegen die Gegner in Nauheim und die Erklärung Weyl's in der „Umschau", daß Lenard den Sinn dieser Lehre überhaupt nicht erfaßt habe, legt den Schluß sehr nahe, daß diese Lehre eben einfach überhaupt für einen Experimentalphysiker von der Bedeutung Lenards nicht zu verstehen sei, weil sie eben von Voraussetzungen ausgeht, die der Theoretiker zwar erdenken kann, die aber mit den feststellbaren Tatsachen nicht übereinstimmen. Diese Meinung festigt sich, wenn man die beiden oben genannten Schriften des Physikers Fricke genauer studiert. Er findet den Fehler in der Relativitätstheorie darin, daß Einstein das Vorhandensein des Äthers leugnet. Er kommt dazu durch folgenden Gedankengang, der auf gewissen in der Physik berühmten Versuchen beruht. Bei dem Versuch von Fizeau untersucht man einen Lichtstrahl, der durch schnell fließendes Wasser geht, um festzustellen, ob die Lichtgeschwindigkeit von der des Wassers beeinflußt wird. Nach den Beobachtungen ist das nur in sehr geringem Maße der Fall. Der noch viel feinere Versuch von Michelson 1881 sollte nun das Verhältnis der Lichtgeschwindigkeit zur Erdgeschwindigkeit bestimmen und hatte wieder kein positives Ergebnis. Während nun die Physiker dies damit erklären, daß eben der Äther in der Nähe der Erde mitgenommen wird, und daß daher ein Einfluß der Erdgeschwindigkeit nicht zu erkennen ist, gab Einstein eine andere Erklärung an. Er stellte ein neues, allgemein gültiges Weltpostulat auf, daß nämlich der Lichtstrahl die merkwürdige Eigenschaft habe, bei jeder Messung relativ zu jedem beliebigen bewegten oder ruhenden Beobachter immer die gleiche Geschwindigkeit zu haben. Fricke bezeichnet diese Erklärung mit Recht als unlogisch und widersinnig, um so mehr, als Einstein dann weiter folgert, daß der Äther als wirkungslos überhaupt keine Daseinsberechtigung habe, also für nicht vorhanden erklärt wird. Man muß die Einzelheiten bei Fricke nachlesen, wie Einstein zwar den Äther abschafft, aber ihn dann in seinen bewegten Kraftfeldern wieder einführen muß. Nun kommt aber ein ganz neuer Versuch von Sagnac hinzu, bei dem dieser die Interferenz eines vorher geteilten Lichtstrahles beobachtete mit Hilfe eines

schnell rotierenden Spiegelsystems, so daß die eine Hälfte des Lichtstrahls in der Drehrichtung, die andere in entgegengesetzter Richtung umlief. Es stellte sich nun die Abhängigkeit der gemessenen Lichtgeschwindigkeit von der Drehbewegung heraus, und Sagnac hat selbst seinen Versuch beschrieben unter dem Titel „Der Lichtäther, nachgewiesen durch die Wirkung des relativen Ätherwindes" und „Über den Nachweis der Realität des Lichtäthers". Wir sehen also ganz deutlich, daß hier die Experimentalphysiker durchaus Grund haben, an der Existenz des Äthers festzuhalten und ihn sich nicht durch die Theoretiker hinwegdisputieren zu lassen. Einstein kann also nur für diejenigen Erscheinungen recht haben, wo sich der Einfluß des zwischen den Körpern befindlichen Mediums, des Äthers, heraushebt, was zufällig vorkommen kann. Es besteht aber nicht die geringste Berechtigung, nun den Äther selbst zu leugnen.

Ebenso schlimm ergeht es der Gravitation bei Einstein. Dieser redet bei der Bewegung der Körper von Führungsfeldern, das sind besondere physikalische Kraftfelder, und auch die Gravitation ist nur eine Teilerscheinung eines Führungsfeldes. Das sind also alles rein begriffliche Bestimmungen, ohne jeden Anschauungswert. Demgegenüber betont Fricke wieder, daß die Gravitation etwas durchaus Reales ist, sie ist die strömende Energie des Äthers, die in gewaltigem Strome in die Weltenkörper eindringt, hier an deren Oberflächen sich in Wärme umsetzt und dann im Gleichgewicht steht zu der ungeheuren Masse von strahlender Energie, die die Sonnen andauernd aussenden, ohne daß es uns möglich ist, die Quellen anzugeben, aus denen zum Beispiel die Sonne ihre Energie entnimmt, ohne zu erkalten. So wird dann auch die Schwerkraft eine Energieform, die verbunden ist mit einer fortgesetzten Arbeitsleistung des Äthers gegen den Widerstand der Weltenkörper. Hierdurch wird sie den anderen Energieformen vergleichbar, und Fricke zeigt auch an verschiedenen Beispielen die Folgen der Umformbarkeit der Schwere in die strahlende Energie der Sterne und in Bewegung der Körper mit verschiedener Geschwindigkeit, deren Größe von der Temperatur abhängt. So eröffnet uns die Schrift ganz neue Gedanken und Gesichtspunkte zum Verständnis kosmischer Vorgänge, an die man bisher nicht denken konnte. Johannes Riem.

Philosophisches Wörterbuch. Von Dr. Paul Thormeyer. In der Sammlung „Teubners kleine Fachwörterbücher". Leipzig 1920, B. G. Teubner.

Psychologisches Wörterbuch. Von Dr. Fritz Giese. Ebenda 1921.

Einführung in die Psychologie. Von E. von Aster. Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" Nr. 492, ebenda, 1919.

Die kleinen Fachwörterbücher, die sich an weiteste Kreise wenden, erfüllen ihren Zweck, auch dem Nichtfachmann eine verständnisvolle, befriedigende Lektüre wissenschaftlicher Werke und Zeitschriften zu ermöglichen, in ausgezeichneter Weise: alles Wesentliche ist berücksichtigt, die Fassung der Erläuterungen ist allgemeinverständlich, und die sprachliche Erklärung der Fachausdrücke ist entsprechend der ja leider immer mehr zurücktretenden humanistischen Vorbildung in jeder Beziehung ausreichend.

Das Philosophische Wörterbuch von Thormeyer soll als Hilfsmittel bei der Einführung in die Philosophie, beim Lesen philosophischer Schriften und bei Wiederholungen dienen und kann hierzu nur aufs wärmste empfohlen werden. Ganz besonders hervorzuheben ist, daß die Beispiele auf dem Gebiete der Logik, die Modi und Schlußfiguren, klar und kurz gegeben werden. Der Aufführung der einzelnen Philosophen und Geschichtsschreiber der Philosophie sind gute und ausführliche Darstellungen ihrer Systeme bzw. Lehren beigegeben (bei Kant hätte wohl das Werk H. St. Chamberlains über diesen Philosophen mitgenannt werden können). So sind im ganzen einundneunzig der bekanntesten Philosophen ausführlich behandelt; die sachlichen Erklärungen werden hierdurch belebt und ihr Verständnis durch Vorführung im systematischen Zusammenhange vertieft. Die übrigen Philosophen, die auch mit ihrer Lebenszeit angeführt sind, werden durch ihren Standpunkt oder ihre Stellung zu anderen Vertretern der Philosophie kurz gekennzeichnet. Die am Schlusse angefügte Literaturübersicht dient zur Förderung des weiteren Studiums und erweist sich als ganz besonders zweckdienlich. Fachausdrücke aus dem besonderen Gebiete der Psychologie sind hier nicht aufgenommen; dies ist dem zweiten der oben genannten Wörterbücher vorbehalten geblieben.

Das Psychologische Wörterbuch gibt Auskunft über das gesamte Gebiet der Psychologie und ihrer Anwendung in Wissenschaft und Praxis. Da ein solches bisher in deutscher Sprache nicht vorhanden war, so füllt es eine wirkliche Lücke aus und deutet außerdem in dem Durcheinander von Neuentwicklungen und alten, absterbenden Gebieten der neuzeitlichen Psychologie die Grenzen an, die das Gesamtgebiet dieser Wissenschaft umschreiben. Außer der älteren Sinnespsychologie werden nicht nur die in sich zu-

sammenhängenden Fragestellungen und ihre Anwendung auf Pädagogik, Recht, Wirtschaft, Industrie, also die sogenannte Psychotechnik, im allgemeinen berücksichtigt, sondern auch das Wichtigste aus der so vernachlässigten Völkerpsychologie, der Psychologie der Masse, dargeboten. So wird denn auch auf die in zehn Bänden vorliegende „Völkerpsychologie" von W. Wundt nachdrücklich hingewiesen. Grenzgebiete zur Medizin und Parapsychologie werden gestreift. Zur Verdeutlichung des im allgemeinen kurzen Textes sind Zeichnungen beigegeben, die das Wichtige und Grundsätzliche vorführen. Auch hier ist zur Anregung eines weiteren Studiums ein Literaturverzeichnis beigegeben. In ihm hätte füglich auch auf das Werk von R. H. Francé „Bios, Die Gesetze der Welt" hingewiesen werden müssen, das in dessen auch nicht aufgeführter „Zoësis" als nahe bevorstehend angekündigt wird. (Die „Zoësis" ist erschienen, ehe das Wörterbuch vollendet wurde.)

Die Einführung in die Psychologie von Prof. Dr. E. von Aster will den Leser in diejenige Betrachtung des Seelenlebens einführen, die in der heutigen wissenschaftlichen Psychologie im wesentlichen geübt und vertreten wird, und in die wichtigsten ihrer Resultate, wobei selbstverständlich von einer Vollständigkeit abgesehen werden mußte. Dies gilt namentlich für die Fälle von experimentellen Arbeiten, die aus den psychologischen Instituten in den letzten Jahren hervorgegangen sind, und denen ein besonderes, schon früher erschienenes Bändchen (Nr. 484) derselben Sammlung gewidmet ist. Des Verfassers ausnehmend gut ausgeführte Absicht ging dahin, nicht nur Bruchstücke zu geben, sondern ein Gesamtbild des seelischen Lebens in seinen Grundlinien entstehen zu lassen. Daß er dabei ein Gesamtbild gibt, wie es seiner Meinung nach den Ergebnissen und Begriffen der heutigen wissenschaftlichen Psychologie am besten entspricht, ist nur zu billigen. Denn nach einem Wort von J. von Uexküll, der übrigens, soviel ich gesehen habe, nirgends, auch in den Literaturverzeichnissen nicht, erwähnt wird, „läßt sich die Natur nun einmal nicht lehren; man muß sie selbst anschauen". „Anschauen" tut ein jeder aber anders. Die am Beginn eines jeden Abschnittes erläuternden Verzeichnisse geben indessen für diejenigen, die sich mit den betreffenden Fragen beschäftigen wollen, ausführlichere Werke verschiedenster Richtung und Auffassung an. Das vorzügliche Werkchen muß einem jeden empfohlen werden. Empfindung und Wahrnehmung, das Vorstellungsleben und Gefühl und Wille finden nach allgemeinen Bemerkungen über das Wesen des Psychischen trotz aller Kürze erschöpfende Darstellung. Hugo Elbertzhagen.

Geschichte der deutschen Musik von den Anfängen bis zum Beginn des 30jährigen Krieges. (Bd. 1.) Von Hans Joachim Moser. Stuttgart 1920, J. G. Cotta Nachf.

Mosers Buch ist eine jener monumentalen Leistungen, deren Bedeutung nur der voll zu würdigen vermag, der da weiß, wie unzähliger Kärrner Arbeit nötig war, damit ein solcher Königsbau zustande komme. Es ist eines jener Bücher, die nicht nur durch das, was ihr Verfasser erstrebt und erreicht, sondern nicht weniger durch die vielfachen Anregungen, die sie geben, die Ausblicke, die sie eröffnen, die Schlaglichter, die sie auf alte und neue Theorien und Probleme werfen, wichtig sind. Moser war wie wenige berufen, eine solche Arbeit zu unternehmen. Durch seine zahlreichen Beiträge zur Musikgeschichte bereits als Forscher und Deuter von ungewöhnlicher Schärfe des Blicks und Urteils bekannt, hat er auch als schaffender und ausübender Künstler die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und dabei noch Zeit gefunden, sich auch auf dem Gebiet der schönen Literatur hervorzutun und als Gestalter von beachtungswerter Begabung zu erweisen. So tritt er an seine Aufgabe zugleich als Gelehrter und Künstler heran, so wird ihm das historische Ergebnis zum künstlerischen Erlebnis, und so vermag er auch seiner Darstellung eine Form zu geben, die durch Anschaulichkeit und Lebendigkeit das Interesse des Lesers durchweg wachhält. Für die Wissenschaftler zumal ist das Buch eine unerschöpfliche Fundgrube; diejenigen, die sich in Zukunft einer ähnlichen Aufgabe widmen, werden leichtes Spiel haben, denn das ganze einschlägige Material ist hier in verblüffender Fülle vor ihnen ausgebreitet. Für das Laienpublikum, das über der Unsumme von Einzelheiten leicht den Blick für das Ganze verlieren könnte, wäre es wünschenswert gewesen, wenn jeder Abschnitt — und ich denke hier besonders an die früheren — in kurzer Überschau das Gesamtergebnis der Einzelforschung zusammengefaßt hätte. Vielleicht läßt sich das bei einem Neudruck noch nachholen, die Reichweite des Werkes würde dadurch um ein Beträchtliches vergrößert werden.

Mit welcher Gründlichkeit Moser seine Aufgabe angepackt, und wie übersichtlich er den Stoff zu gestalten gewußt hat, zeigt schon die bloße Andeutung der Hauptabschnitte: „Tonkunst der Wälder, Tonkunst der deutschen Klöster, Tonkunst auf Schlössern und Burgen, die Musik der Dörfer, die Tonkunst der mittelalterlichen Stadt, die Tonkunst in Kirche, Schule und Haus, Musik an den Fürstenhöfen." Man sieht, Moser hat keine der

Quellen, aus deren Zusammenfluß der stolze Strom der deutschen Musikalität entstanden ist, unberücksichtigt gelassen, und viele, die in der Geschichte der deutschen Musik von da an, wo sie dokumentarisch belegt ist, wohlbewandert sind, werden ihm danken für das, was er über jene Zeiten, für deren Kenntnis wir hauptsächlich auf die Schilderungen der Schriftsteller, die Auslassungen der Dichter, Instrumentenfunde und dergleichen angewiesen sind, zu erzählen hat.

Freilich, das deutsche war nicht das einzige Volk, das schon in jenen grauen Zeiten, da Geschichte und Sage noch unentwirrbar ineinander laufen, der Musik eine fast abgöttische Verehrung entgegenbrachte, ja ihren Ursprung bei den Göttern selbst suchte, und wenn wir von dem meisterlichen Harfenspiel von angelsächsischen oder Vandalenkönigen lesen, so fallen uns jene chinesischen Kaiser ein, die sich das Ke, ein Saiteninstrument, spielend darstellen ließen. Auch sonst ergeben sich der interessanten Parallelen genug, wenn wir die einzelnen Phasen der Entwicklung hier und anderswo verfolgen. Wenn wir beispielsweise lesen, mit welchem Eifer sich in alten Tagen die deutschen Edelfräulein der holden Kunst hingaben, so fällt uns Orcagnas „Triumph des Todes" ein, wo inmitten der Schrecken des Todes eine Gruppe vornehmer Frauen musizierend sitzt, von der Zaubermacht der Kunst hinweggehoben über alles irdische Leid. Und wenn wir von dem fröhlichen Musizieren im deutschen Bürgerhause schon im 16. Jahrhundert hören, so erinnern wir uns des Tagebuches des Engländers Pepys aus den Jahren 1659 bis 1669 mit seiner behaglichen Schilderung des Musizierens, wie es im Hause des gebildeten Engländers damals gang und gäbe war. Aber nirgends hat die Freude an der Musik alle Volksklassen so beherrscht, nirgends hat ihre Pflege so weite Kreise gezogen, wie bei uns. Da sind die fahrenden Musikanten, die bei Kirchweihen und sonstigen Festlichkeiten das Volk in Dörfern und kleinen Städten unterhielten, die so recht die Hüter des nationalen Schatzes an Sagen, Erzählungen und Schwänken waren und, indem sie Lieder und Tanzweisen von Ort zu Ort trugen, anregend und befruchtend auf den Musiksinn der Massen wirkten. Da sind die Minnesänger, die fahrenden Sänger aus adligem Geblüt, die in Burgen und Schlössern ihre Weisen ertönen ließen, und in deren Reihen sich Namen finden, die heute noch zu den angesehensten im stolzen Reiche deutscher Dichtung gehören. Da waren die Meistersinger, die in den Kreisen der deutschen Kleinbürger die Kunst pflegten und, so sehr ihre beckmesserisch-handwerksmäßige Art auch den Spott herausfordern mag, uns doch durch den heiligen Ernst, mit dem sie sich in ihren kargen Mußestunden der Kunst hingaben, Ehrfurcht abnötigen. Da sind schließlich die Herrscher selbst, Karl der Große, Friedrich II., die mit wahrhafter Begeisterung die Kunst üben und fördern. So umschlang das Band der Musikfreude das ganze deutsche Volk in allen seinen Schichten. Und wenn später ein entstellender Zug in das Bild kam, wenn wir sehen, wie die Fürsten in törichter Verkennung und Verleugnung deutscher Werte das Ausländertum begünstigten, so wirft das ein grelles Schlaglicht auf Probleme, die zum Teil weitab liegen von den Wegen der Kunst.

Moser hat mit diesem Werk nicht der Musikgeschichte nur, sondern dem deutschen Volke selbst einen Dienst von Bedeutung erwiesen. Wir zweifeln nicht daran, daß der zweite Band die Erwartungen, die der erste erweckt, in gleichem Maße erfüllen wird.

Gustav Ernest

Der Marnefeldzug 1914. Von H. von Kuhl, General der Infanterie a. D., Dr. phil., 1914 Chef des Generalstabes der 1. Armee. Berlin 1921, E. S. Mittler & Sohn.

Die Schriften über den Marnefeldzug sind überaus zahlreich. Über sie sind die Leser der „Deutschen Rundschau" an dieser Stelle fortlaufend unterrichtet worden. General Baumgarten-Crusius, General v. François, General Tappen, Oberstleutnant Müller-Loebnitz, die drei Armeeführer des rechten deutschen Heeresflügels, die Generaloberſten v. Kluck, v. Bülow und v. Hausen haben sich hintereinander geäußert. Diese fortgesetzt anschwellende Literatur kann nicht verwundern bei der Wichtigkeit der zu behandelnden Kriegsepisode. Wird doch damit zugleich die ganze Frage der Zweckmäßigkeit unseres anfänglichen militärischen Handelns im Weltkriege aufgerührt, da die deutsche Offensive an der Marne ihr Ende erreichte. Darum aber ist die Veröffentlichung des Generals v. Kuhl doppelt freudig zu begrüßen, da sie in hohem Maße Klarheit über manche strittige Punkte schafft. Zu einer Beurteilung dieses Abschnitts des Weltkrieges ist er als langjähriger erprobter Mitarbeiter des Grafen Schlieffen besonders befähigt. Als solcher führt er den begründeten Nachweis, daß wir zu Anfang des Krieges gar nicht anders handeln konnten, als uns mit Macht auf einen unserer Gegner zu stürzen, daß uns eine Ermattungsstrategie nicht taugte. Die Stellung als Chef des Generalstabes der 1. Armee befähigt sodann den General v. Kuhl vorzugsweise die Entwicklung der entscheidenden Entschlüsse im Marnefeldzug, denen sein Buch gilt, zur Darstellung zu bringen. Er verweilt nicht ausschließlich bei der 1. Armee,

gibt vielmehr allgemeine Betrachtungen über den Gang der Ereignisse, gestützt auf eigene Wahrnehmungen und die Zeugnisse von Kriegsteilnehmern in verantwortlichen Stellungen. Dabei ist die gesamte bisherige Literatur, die deutsche sowohl wie diejenige unserer Feinde, soweit diese erhältlich war, benutzt, so daß dieses Buch einen gewissen Abschluß der Marnefeldzugs-Literatur bedeutet. Die Darstellung zeigt sich von strengster Wahrheitsliebe durchdrungen, sie ist ruhig und stets sachlich gehalten, wie es in der ganzen Art des Verfassers liegt. Er verweilt eingehend bei den Maßnahmen des Feindes, von denen sich bei aller Objektivität nicht allzuviel Rühmliches sagen läßt. Wie hätte ein Schlieffen diesen Umstand zu nutzen gewußt! General v. Kuhl weist vor allem nach, daß die Behauptung, Joffre sei planmäßig ausgewichen, um uns in eine Falle zu locken, in das Gebiet der Legende gehört.

Die Ausführungen des Generals sind von größtem militärischen Interesse. Hier sei nur einiges davon hervorgehoben. An der Sambre hätte bei zweckmäßigen Maßnahmen auf deutscher Seite und einheitlichem Befehl eines Heeresgruppenkommandos des rechten Flügels sich weit mehr als ein bloßes Zurückwerfen des Feindes erzielen lassen. Schon dort konnte ihm ein erstes „Cannae" werden. Die Oberste Heeresleitung machte sich kein richtiges Bild von der Lage auf dem rechten Heeresflügel. Sie forderte insbesondere von der 1. Armee Widersprechendes: zuerst Abdrängung des Feindes nach Südosten und dann Staffelung hinter der 2. Armee zum Schutz gegen Paris. Die Marneschlacht stand am 9. September auf des Messers Schneide, als der Rückzug eingeleitet wurde, und zwar von der 2. Armee im Einvernehmen mit dem Beauftragten der Obersten Heeresleitung, Oberstleutnant Hentsch, auf Grund der Auffassung über die Lage an der eigenen Front und vor allem einer ungünstigen bei der 1. Armee, obwohl diese auf ihrem rechten Flügel sich in fortschreitendem Angriff befand. Der französische Flankenstoß von Paris aus war gescheitert. Als Hentsch bei der 1. Armee eintraf, war der Rückzug der 2. Armee nicht mehr aufzuhalten. Aus diesem Grunde brach auch die 1. Armee den Kampf ab. General Kuhl bezeichnet das als notwendig. Nachträgliche Betrachtung wird freilich zu dem Urteil gelangen, daß, wie die Dinge lagen, eine Durchführung des Angriffs gegen die Pariser Armee bis zu deren Vernichtung sehr wohl hätte angestrebt werden können. Die Engländer schoben sich nur behutsam tastend in den Raum zwischen die 1. und 2. Armee ein. Bei dieser selbst fühlte sich der rechte Flügel durchaus kampfkräftig und wurde durch den Rückzugsbefehl völlig überrascht. Der linke Flügel der 2. Armee und der rechte der anschließenden 3. Armee waren im Begriff, die 9. französische Armee Foch zu durchbrechen. Eine Reihe von mißverständlichen Auffassungen und fehlende obere Leitung haben den für uns so verhängnisvollen Ausgang der Marneschlacht verschuldet.

General v. Kuhl bleibt stets gerecht und kühl in seinem Urteil, schont aber niemand, auch nicht sich selber. Er schließt mit den Worten: „Mancher Fehler müssen wir uns in dem geschilderten Feldzuge schuldig bekennen. Nur die Truppe war fehlerlos. Sie hat nie versagt, sie hat das Unmögliche möglich gemacht. In ihr lebte die deutsche Treue, von der wir hoffen, daß sie dereinst wiederkehre. In der Erinnerung an die Taten unserer Truppe ist die Hoffnung auf eine bessere Zukunft begründet." Frhr. v. F.-L.

In memoriam. Eine Erinnerung an die tausendjährige Heeresgeschichte Bayerns von Franz Carl Endres. München 1920, Duncker & Humblot.

Tausendjährige Heeresgeschichte? „Hier stock ich schon." Armes Brandenburg-Preußen mit deiner knapp zweieinhalbhundertjährigen Heeresgeschichte, wie kannst du dich messen mit Bayern! Der Verfasser sagt zwar einleitend: „Wir schreiben in diesem ganz der Erinnerung gewidmeten Buche nichts Politisches", fühlt sich aber berufen hinzuzusetzen, daß eine absolute Vorherrschaft Preußens im Reiche schädlich sei, je mehr man sich als Deutscher fühle, desto mehr müsse man gegen eine Verpreußung Deutschlands ankämpfen. Deutschlands Zukunft liegt nach ihm in Süddeutschland. Nun bezweifelt niemand in unserm Norden, daß die deutsche Kultur ihren Ausgang von Süddeutschland genommen hat; jeder Einsichtige wird dem Verfasser zustimmen, wenn er sagt: „Man kann ein Volk mit der Geschichte, wie es das deutsche hat, nicht einfach durch Paragraphen zu einem einzigen formellen und geistigen Organismus umbilden", aber der Art, wie der Verfasser die Geschichte behandelt, muß widersprochen werden, nicht etwa nur vom preußischen Standpunkte aus, sondern vom geschichtlichen überhaupt.

Was soll es heißen, wenn vom Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg — bereits zu jener Zeit gab es ein bayerisches „Heer", ja, wie der Titel kündigt, schon fünfhundert Jahre früher — gesagt wird: „Er war kein Achilles; er bekam andauernd Prügel, von den Bayern und Pfälzern", wenn das Eingehen des Baseler Friedens von seiten Preußens als „ein verräterisches, deutsches Land aus partikularistischem Egoismus verschacherndes Verhalten" bezeichnet wird, „das Süddeutschland veranlassen mußte, sich Frankreich anzuschließen?" Das Reich soll durch Preußen zertrümmert sein. Daß Bayern seine Existenz als Staat nur Friedrich dem Großen zu danken hat, der dem Länderschacher des Hauses

Habsburg erfolgreich entgegentrat, wird dagegen dem Leser verschwiegen, ebenso wie, daß Max Emanuel von Bayern bereit gewesen ist, sein Land an den Meistbietenden zu verhandeln, und gegen das Deutsche Reich Partei ergriff, unbekümmert, ob seine künftige Größe auf deutschem, belgischem oder italienischem Boden sich aufbauen würde. Den Weltkrieg streift der Verfasser nur mit wenigen Worten. Wir glauben, daß der gesunde Sinn der weit überwiegenden Mehrzahl der bayerischen Mitkämpfer in diesem Kriege eine Art der Geschichtsdarstellung wie diejenige des Kaiserlich Ottomanischen Majors a. D., als welcher sich der Verfasser in seinen sonstigen Werken bezeichnet, ablehnen wird. Der deutschen Sache dient sie nicht. Das Buch ist außerordentlich hübsch ausgestattet und mit gelungenen Abbildungen verziert. Frhr. von Freytag-Loringhoven.

Kurzer strategischer Überblick über den Weltkrieg 1914–1918. Von Otto von Moser, Generalleutnant z. D. Berlin 1921, E. S. Mittler & Sohn.

Der Verfasser hat vor Jahren einen sehr gelungenen kurzen Überblick über den Krieg 1870/71 herausgegeben (ebenfalls bei Mittler & Sohn), der vier Auflagen erlebt hat. Hier versucht er, der gleichen Aufgabe hinsichtlich des Weltkrieges gerecht zu werden. Es geschieht durch Voranstellung einer kurzen Überschau, der Betrachtungen über die einzelnen Kriegsjahre angefügt sind. Diese sind durchaus sachlich gehalten, durchweg anregend, auch wo man ihnen nicht in allen Punkten zuzustimmen vermag. Das Buch bietet in gedrängter Form sehr viel und sei allen denjenigen empfohlen, denen es um einen raschen Überblick über das gewaltige Völkerringen zu tun ist. Gute Kartenbeilagen unterstützen hierbei die Leser in willkommener Weise. Frhr. v. F.-L.

Eduard Flottwell. Ein Abriß seines Lebens. Von Manfred Laubert. Berlin 1919, Preußische Verlagsanstalt.

Zum ersten Male erfährt dieser aus der Schule der preußischen, speziell der ostpreußischen Reform hervorgegangene Verwaltungsbeamte eine sachliche biographische Würdigung, nachdem Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte" die bedeutende Wirksamkeit Flottwells als Oberpräsidenten der Provinz Posen bereits geschildert hatte. Laubert vermag seine Studie auf einem umfangreichen Quellenmaterial aus dem Geheimen Staatsarchiv in Berlin, dem ehemaligen preußischen Staatsarchive zu Posen sowie aus dem wichtigen Nachlasse Flottwells aufzubauen. Auch sie beschäftigt sich naturgemäß vor allem mit der Reform der Provinz Posen, seinem eigentlichen Lebenswerke von 1830/40. In einem Augenblicke gänzlicher Hilflosigkeit gegenüber den polnischen Verhältnissen seitens der Ministeralbehörden dorthin berufen, holte er hier nach, was die altpreußischen Provinzen in den Jahren von 1807—1812 unter Stein und Hardenberg erlebt hatten, ohne freilich den politischen Zweck zu erreichen, daß dadurch die zweisprachige Provinz dem preußischen Staate fester eingefügt wurde. Der Schwerpunkt der Darstellung liegt hier nicht in der Hervorkehrung neuer Tatsachen, als vielmehr in ihrer Beurteilung, in der Synthese mit der Persönlichkeit Flottwells. Sein in durchaus liberalem Sinne gehaltenes Programm war nicht, wie heute fast allgemein angenommen wird, auf den Kampf eingestellt, sondern es „erstrebte den Frieden mit der Masse des polnischen Volkes unter Hinwegräumung der wenigen, einer Versöhnung ernstlich widerstrebenden Faktoren". Germanisation bedeutete für ihn wie für die damalige Generation überhaupt eine langsame Entnationalisierung der vorhandenen polnischen Bevölkerung auf friedlichem Wege. Die materielle Förderung, die Flottwell seinem Verwaltungsbezirke in hervorragendem Maße angedeihen ließ, kam im letzten Grunde doch dem Polentum zugute. Auf dem Gebiete der Kirchen- und Schulpolitik erlitt die weltliche Gewalt eine vollkommene Niederlage. Hier und in der Unterlassung, das Land und die Städte mit deutschen Kleinbauern und Zuzüglern aus dem Handwerkerstande planmäßig zu besiedeln, liegen die Schwächen der damaligen Verwaltung, doch lag die Schuld, vor allem in der Kirchen- und Schulpolitik, mehr in Berlin als in der Provinzialverwaltung. Im ganzen gewinnen wir über diese Posener Zeit ein eindrucksvolles Bild von der im Grunde hoffnungslosen Tätigkeit und der Persönlichkeit Flottwells. Über die vielversprechenden Anfänge seiner Wirksamkeit in Marienwerder sowie über seine letzten Lebensjahre als zweimaliger Minister und als Oberpräsident von Sachsen, Westfalen, Ostpreußen und Brandenburg hätten wir gern mehr erfahren. Störend wirken die oft einseitigen Urteile über Männer wie Altenstein, Brenn, Rochow, Bernstorff, Ancillon und den Grafen Arnim, Flottwells Nachfolger in Posen. Unhaltbar ist die Anschauung, Brünneck, seinen Gesinnungsgenossen, als späteren Bewunderer Bismarcks zu bezeichnen. Aber als Ganzes ist die Schrift ein lebendiges Bild dieses wahrheitsmutigen, von den sittlichen Energien der Befreiungskriege getragenen Beamten der alten preußischen Schule, der letzthin mehr durch seine Persönlichkeit als durch seine Werke eine geschichtliche Wirksamkeit ausgeübt hat. Müsebeck.

Charlotte von Kalb. Von Ida Boy-Ed. Stuttgart 1919/20. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Zu dem bewährten Geschick der Erzählerin, zu dem nachvibrierenden Gefühl einer Frau kommt eine gediegene Beherrschung des Stoffes, ein gerecht abwiegender Abstand. So erhalten wir ein vollgültiges, warmes, farbiges Lebensbild dieser vielleicht geistvollsten Frau des an geistig-fesselnden Frauen so erstaunlich reichen damaligen Deutschlands. Der Gegenstand liegt der Verfasserin; überaus fein zergliedert sie den seelischen Reichtum, den taumelnden Empfindungsschwung dieser Frau, die Tragik ihrer Lebensverhältnisse, ihrer unglücklichen Ehe, ihrer Vermögensverluste. Aber auch die physische Tragik krankhafter Nerven, die seelische des Übermaßes, der ungehemmten Phantasie. Zwei große Leidenschaftserlebnisse bildeten die Höhenpunkte ihres Daseins, die Liebe zu Schiller und die zu Jean Paul. In einer selbstzerfleischenden Anwandlung hat sie den Briefwechsel mit Schiller verbrannt, Zeugnisse seiner Leidenschaft sind jedoch geblieben, und wir besitzen das Liebesgestammel von Jean Paul. Beide wünschten sie als Geliebte zu besitzen, sie wollten keine Scheidung, keine Ehe, und beiden hat sich Charlotte versagt. Es fehlte Charlotte „an der kühnen Gefühlseinfachheit zur Hingabe", sagt Ida Boy-Ed, und sie bringt glänzende Seiten über diese Leidenschaftsstürme, ihres, wie Jean Paul schrieb, „allmächtigen Herzens". Den beiden Dichtern war sie die große Anregung, sie haben viel von ihr gelernt, von ihrem Wesen ist manches in die deutsche Literatur übergegangen. Mit den besten Männern und Frauen ihrer Zeit war sie befreundet, als Taufpatin ihrer Tochter wirkten Anna Amalie, Goethe, Herder und Wieland. Hölderlin, der Hauslehrer ihres Sohnes, verdankt viel ihrem, wie er sagt, „seltenen, nach Umfang und Tiefe, Kühnheit und Gewandtheit ungewöhnlichen Geist". Sie hatte leuchtende Erinnerungen, und die mußten ihr über die graue Wirklichkeit des späten Alters verhelfen. In Berlin verkaufte sie als ältere Dame Tee und feine, selbstgefertigte Handarbeiten an die Hofgesellschaft, dann erblindeten jene, wie Jean Paul aussagte, „größten Augen, die er jemals gesehen". „Großmut und Güte, hochgeschwungene Linie aller Empfindung" wurde ihr zuteil, wenig ungetrübtes Glück, keine Harmonie. M. v. B.

Die Stellung Hollands im Weltkriege — politisch und wirtschaftlich. Von Dr. N. Japikse. Uebersetzt von Dr. K. Schwendemann. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Auf fast 400 Seiten führt der holländische Verfasser, durch seine wissenschaftliche Gründlichkeit ebenso bekannt wie durch seine sachliche, unbeeinflußte Urteilsweise, den Leser durch die vierundeinviertel Jahre holländischer Neutralität und die Gefahren, die ihr während des Weltkrieges drohten. Die verschiedenen Phasen, Stimmungen und Handlungen — der deutsche Durchbruch durch Belgien und seine Folgen für Holland, der Unterseebootskrieg, die Beschlagnahme der holländischen Schiffe durch die assoziierten Mächte und der Übertritt der Hohenzollern auf holländisches Gebiet sind besonders kritische Momente — werden ausführlich unter interessanten Hinweisen und Belegen dargestellt, und gerade diese nüchterne, nur auf Tatsachen gestützte Darstellung drängt den Leser langsam zur Bewunderung des Taktes und der Klugheit, durch die es gelungen ist, diesen Staat unversehrt zwischen den Kriegführenden hindurchzusteuern, obwohl dies Land wie kein zweites im Brennpunkt der Ereignisse lag und durch seine Kolonien eine Handhabe bot, die es leicht in den Krieg hätte hineinziehen können. Dem steht eine Schlußfolgerung gegenüber, die man trotz aller Zurückhaltung des Verfassers nicht von der Hand weisen kann: Wie unglücklich war im Vergleich dazu — infolge des bekannten Mißverhältnisses von militärischer und politischer Leitung — die Hand der deutschen Regierung gerade gegen die Neutralen! Man wird auch durch dies Buch schmerzlich daran erinnert, wie sehr es im deutschen Volk bei Hoch und Niedrig an politischer Klugheit, Erfahrung und Reife, ja an politischem Instinkt überhaupt fehlt, und wie sehr es hierin gerade hinter kleineren Nationen zurückbleibt. Franz Fromme.

Die tragischen Gestalten der Griechen in der Weltliteratur. Von Karl Heinemann. (Das Erbe der Alten. III/IV.) Leipzig 1920, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.

An stoffgeschichtlichen Arbeiten ist in Deutschland kein Mangel gewesen. Ja, eine ganze Richtung der Geisteswissenschaft, die sich stolz „Dergleichende Literaturgeschichte" nannte und einst zwei konkurrierende Zeitschriften besaß, suchte hauptsächlich auf stoffgeschichtlichem Gebiete der angeblich neuen Methode und Betrachtungsart Geltung zu verschaffen. Stoffgeschichtliche Arbeiten tragen von vornherein die Gefahr der Veräußerlichung, der Zettelsammlung an sich; hübsch chronologisch werden die einzelnen Schriften

aneinandergereiht — „fehlt leider nur das geistige Band". Bloß sehr wenige Schriften dieser Art haben sich von solchen Fehlern freigehalten und versucht, die behandelten Werke in die großen geistigen Zusammenhänge ihrer Zeit hineinzustellen und zu erklären, wie der Stoff in der Behandlungsweise, in der dichterischen Auffassung, in dem Erlebnis der zugrunde liegenden Probleme sich wandelte. Solches Ziel hat ohne Zweifel Heinemann bei seinem Werk vorgeschwebt. Aber die Ausführung bleibt doch hinter dem Gewollten erheblich zurück. In einzelnen Kapiteln werden die einzelnen Gestalten (Prometheus, Iphigenie, Elektra, Alkestis, Medea usw.) abgehandelt. Indes das Ganze mutet an wie ein künstlerisches Herbarium, wo jedes Werk fein säuberlich gepreßt zwischen Fließpapier liegt und der Sammler nun mit einigen überleitenden Bemerkungen bei jedem einzelnen Objekt mit Muße verweilt und dem Mitbeschauer alles noch einmal erklärt, was er schon vor Augen hat. Ich bin ein Feind aller Inhaltsangaben in Literaturgeschichten, weil sie den Durchschnittsleser stets zu der Anschauung verführen, daß der Stoff in der Kunst die Hauptsache sei, eine Anschauung, der die „vergleichende Literaturgeschichte" übrigens nicht fern stand. So hält uns auch hier Heinemann mit seitenlangen Inhaltserzählungen von Aeschylos', Grillparzers, Hofmannsthals, Spittelers Werken auf, ohne damit die geschichtliche Einstellung zu fördern. Viel Fleiß hat der Verfasser auf sein Werk verwandt, und ich habe manche tatsächliche Angabe daraus gelernt. Aber ich kann seinen Wert nur in der nüchternen Stoffsammlung sehen und bin der Meinung, daß jedes in gleicher Art angelegte Buch ebenso scheitern muß. Es fehlt die Intuition, die erst die wahre Synthese aus kritisch-formaler und ideengeschichtlicher Methode zu schaffen versteht.

Wolfgang Stammler.

Politische Rundschau

Über der ganzen politischen Welt liegt schwüle Sorge. Die Wirtschaftsverhältnisse geraten fast mit jedem Tag in ärgere Unordnung. Die Wirtschaftler versammeln sich zu Besprechungen, wie dem Unheil vorzubeugen sei, und Churchill und Lloyd George halten Reden darüber. Aber weder weiß irgendjemand einen brauchbaren Ausweg aus der Lage, noch sehen wir die Männer an leitender Stelle, die ihn uns zu führen vermöchten. Einzig in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" wurde ein Vorschlag gemacht, der den Eindruck erweckte, mehr als das Gerede der meisten wert zu sein. Er ging davon aus, daß sich sämtliche Staaten unter der Führung der Vereinigten Staaten solidarisch erklären sollen, die Kriegsschulden abzuwälzen, gleichviel, wer Sieger oder Besiegter sei. Aber wir dürfen nicht hoffen, daß sich die Sieger, solange es noch Zeit ist, ernsthaft zu solch gemeinsamem Handeln bereit finden werden. Voraussetzung dafür wäre die endliche Erkenntnis, daß es in diesem Krieg bloß Besiegte gegeben hat, und daß deshalb alle zusammenstehen müssen, um die Welt wieder zur Ordnung zu bringen. Da es an der Erkenntnis fehlt und fehlen wird, müssen wir zuschauen, wie die zunehmende Arbeitslosigkeit in England und in den Vereinigten Staaten für die Angelsachsen und der nunmehr wohl endgültig gewordene Zusammenbruch unserer Markwährung für uns kaum auszudenkende Folgen haben wird.

Während sich der Abgrund einer neuen Weltrevolution durch das Versagen der kapitalistisch geleiteten Weltwirtschaft immer breiter und tiefer vor der Menschheit öffnet, haben die Politiker und Wirtschafter einstweilen noch ganz andere Sorgen.

Der Tag der Eröffnung der nach Washington geladenen Konferenz ist nunmehr in die Nähe gerückt. Die Völker wenden ihr allmählich ihre Aufmerksamkeit zu. Wie viele Angelegenheiten der alten Welt auch noch Anlaß zu lebhafter Unruhe geben, so scheint es doch, daß die Konferenz und mit ihr das Problem des Stillen Ozeans in den nächsten Wochen im Vordergrund des politischen Interesses stehen wird. Es sei denn, daß sich die Verhältnisse in Deutschland sehr rasch wieder zuspitzen.

Seitdem die Vereinigten Staaten zu der Konferenz eingeladen haben, hat sich das Bild der Weltlage im Hinblick auf sie nicht wenig geändert.

Der erste Eindruck war der, daß sich Lloyd George und Harding im voraus einig geworden seien, und daß die Konferenz daher im Zeichen engster Freundschaft der Angelsachsen tagen werde. Vielleicht hatte es die englische Diplomatie für tunlich gehalten, die Annäherung zwischen London und Washington mit Rücksicht auf die Reichskonferenz, deren Eröffnung damals unmittelbar bevorstand, schon in höherem Maße gesichert erscheinen zu lassen, als es den Tatsachen entsprach. Das Bündnis mit Japan schien sie bereits den Amerikanern geopfert zu haben. Während der Reichskonferenz entdeckten die Engländer dann plötzlich, daß das Bündnis noch ein Jahr lang unkündbar sei, und nachher ließen sie es sogar darauf ankommen, daß die öffentliche Meinung der Welt ihr Verhältnis zu Japan wieder für wesentlich gebessert erklärte. Der Zeitpunkt, in dem die Dominien entscheidenden Einfluß auf das Mutterland zugunsten der Vereinigten Staaten und gegen Japan ausüben konnten, war mit der Reichskonferenz vorübergegangen. Auf der Konferenz in Washington selber wird es kaum ausbleiben, daß England die Führung hat, auch wenn dort die Dominien mitvertreten sind.

Entsprechend dürfte sich Japan nicht mehr so bedrückt fühlen, wie bei der ersten Kunde von Hardings Absicht. Nicht nur, daß sich England wieder freundlicher zu ihm stellte, es liegen auch Anzeichen vor, daß es der japanischen Diplomatie geglückt ist, einige der schlimmsten Reibungsflächen, die der japanische Staat mit den Vereinigten Staaten hat, durch Vorverhandlungen zu beseitigen. Japan ist den Vereinigten Staaten in Einzelheiten entschlossen entgegengekommen, in der Berechnung, daß es seine Gesamtstellung als Großmacht um so eher in Washington behaupten werde. Was über diese Vorverhandlungen bisher verlautete, hat uns Deutschen erst eine richtige Vorstellung von der neuen erheblichen Ausdehnung verschafft, die Japans Macht während des Krieges erlangte. Es ist nicht bloß Schantung in die Hand Japans gefallen. Damit in Verbindung hat Japan offenbar den nördlichen Teil Chinas, einschließlich der Mandschurei, und den östlichen Teil Sibiriens, einschließlich der ganzen Insel Sachalin, in seine Einflußsphäre gebracht. Der Zusammenbruch Rußlands öffnete ihm den Weg nach Nordasien, wie ihm der Kriegsausbruch mit uns den Weg in das Innere Chinas freigegeben hatte. Wie sehr Japan dabei, auf die wesentliche Festigung seiner asiatischen Festlandstellung gestützt, immer weiter auch über den Stillen Ozean hinweggreift, konnten wir in den letzten Wochen aus der doppelten Nachricht ersehen, daß die amerikanische Regierung in Paris wegen des Ankaufs der Marquesas- und Gesellschaftsinseln, einschließlich Taitis, verhandle, Japan aber Ecuador ersucht habe, ihm die dicht dabei gelegene Insel Galapagos abzutreten. Ein Blick auf die Karte lehrt auch den Laien, welche strategische Bedeutung diese Inseln für den Ausbau der Herrschaft, sei es der einen, sei es der anderen Großmacht, über den Stillen Ozean haben. Auf den Hawaiinseln, dem Mittelpunkt des Stillen Ozeans, sind bereits 43 Prozent der Einwohner Japaner. Man versteht deshalb heute sehr gut, warum die Vereinigten Staaten auf dem Stillen Ozean die Machtverhältnisse so bald wie möglich zu ihren Gunsten festzulegen wünschen.

Japans Vorteil auf der Konferenz dürfte einstweilen sein, daß England eine andere Ansicht als Amerika davon hat, wie das Problem des Stillen Ozeans zu lösen ist. England will den Stillen Ozean in Interessensphären aufteilen, die Vereinigten Staaten dagegen hoffen, wenn alle am Stillen Ozean beteiligten Mächte abrüsten, durch eine bloße Wirtschafts- und Kulturpropaganda das ausschließliche Übergewicht zu erlangen. Amerika möchte eben auf dem Stillen Ozean die Führung bekommen, während England mit einem etwas bescheideneren Ertrage zufrieden wäre. England

wünschte von seinem Standpunkt aus, daß der Stille Ozean Gegenstand einer Vorkonferenz und der Hauptkonferenz nur die Abrüstungsfrage vorbehalten würde. Amerika hat von seinem Standpunkt aus mit ebenso gutem Rechte die Trennung beider Fragen abgelehnt. Frankreich hegt offenbar die Meinung, daß es unter diesen Umständen die Konferenz benutzen kann, um seine mit so vieler Liebe gepflegten Beziehungen zu den Vereinigten Staaten zu überprüfen und abermals zu vertiefen. Es ist dafür bezeichnend, daß die Rede Noblemaires in Genf, die uns Deutschen mit reichlichster Verschwendung von Papier und Druckerschwärze als Zeichen sich bessernder Gesinnung der Franzosen empfohlen wurde, gar nicht uns, sondern den Vereinigten Staaten gegolten hat. Sie sollte deren öffentlicher Meinung Frankreich im Glanze einer fast überirdischen Friedensliebe und Versöhnlichkeit sowie vollen Verständnisses für die weltwirtschaftlichen Künste der Amerikaner erscheinen lassen. Wenn unsere offiziöse Presse hervorhob, daß die Rede sicherlich nicht ohne Genehmigung von Paris gehalten worden sei, so wissen wir jetzt, warum diese Genehmigung erteilt wurde. Harding darf also der Unterstützung Briands gewiß sein. Es ist aber auf Grund des günstigen Verlaufs der japanisch-amerikanischen Vorverhandlungen sogar schon die Vermutung aufgetaucht, daß auch Amerika und Japan in Washington Arm in Arm auftauchen werden.

Kein grellerer Gegensatz läßt sich denken, als der, der zwischen den Rufen nach Wiederherstellung der Weltwirtschaft und zwischen den Hoffnungen besteht, die von den Nächstbeteiligten auf die Washingtoner Konferenz gesetzt werden. Der wahre Sinn dieser Hoffnungen kommt schließlich doch in den ungeheuerlichen Ausgaben aller für Rüstungszwecke und insbesondere für Schiffsbauten zum Ausdruck. England, die Vereinigten Staaten und Japan rüsten in Ausmaßen, die vor dem Kriege unerhört waren. Durchweg sind die Flottenbaupläne auf das Jahr 1925/26 als Endjahr gestellt. Gegenüber den Versuchen der Westmächte, die Vereinigten Staaten unter Hinweis auf das Darniederliegen der Wirtschaft zum Nachlassen ihrer Schulden an sie zu bewegen, haben die amerikanischen Politiker auf die Rüstungsausgaben Englands hingewiesen. Sie empfinden die englischen Rüstungen als gegen sich gerichtet und rüsten deshalb vorläufig nach Kräften auch gegen England.

Welchen Einfluß wird England auf der Washingtoner Konferenz auszuüben vermögen? Sind es wirklich nur die irischen Sorgen, durch die sich Lloyd George von der Reise über den Ozean fernhalten läßt? Oder leitet ihn das Gefühl, daß die weltpolitische Schwäche Englands vielleicht nicht so deutlich sichtbar wird, wenn der leitende englische Staatsmann der Konferenz fernbleiben wird?

Am 11. Oktober sind die Iren und die Engländer in London aufs neue zur Besprechung zusammengekommen. Mit vielem Geschick haben sowohl de Valera wie Lloyd George nach dem neulichen Abbruch der Verhandlungen die Möglichkeit zu der Zusammenkunft geschaffen. De Valera selbst ist diesmal nicht wieder nach London gegangen. Über die Besprechung wird zur Stunde noch nichts bekanntgegeben. Wohl aber hat ein Telegramm de Valeras an den Papst, das den irischen Anspruch auf volle Unabhängigkeit aufrechterhält, plötzlich neue große Unruhe geschaffen. In das sie begleitende Konzert der Zeitungen hat Bernhard Shaw einen besonderen Ton gebracht. Er behauptet, daß Lloyd George trotz all seiner schönen Worte gar nicht die Absicht habe, die Verhandlungen zu einem günstigen Abschlusse zu bringen. Der kluge Behandler der englischen Volksseele habe nur den Eindruck, daß sich bis jetzt die englischen Massen wegen der Iren noch nicht aufregten, und daß es noch einer gewissen Zeit bedürfe, bis sie sich ähnlich zur gewaltsamen Niederwerfung der Iren aufreizen lassen werden, wie sie sich für Belgien Anfang August 1914 in den Krieg locken ließen. Sobald die Stimmung der Massen umschlage, werde der alte Ausrottungskrieg der Engländer gegen die Iren mit unerhörter Grausam-

keit aufs neue begonnen werden; denn Irland liege bei dem auf die Dauer unvermeidlichen Kriege zwischen den beiden angelsächsischen Mächten mitten im Kampffelde, es stelle die entscheidende militärische Basis für den Austrag dieses großen Ringens dar, und England könne daher in Wahrheit auf die Beherrschung der grünen Insel in keiner Weise verzichten. Es ist die Frage, ob sich Lloyd George des Telegramms de Valeras bedienen wird, um der englischen Volksstimmung die andere Richtung zu geben. Alte religiöse Leidenschaften könnten darüber vielleicht aufs neue in Wallung geraten.

Aus Ägypten kommen bereits die bittern Klagen der Eingeborenen, daß sich England, während es anscheinend mit ihnen aufrichtig über die Verselbständigung des Landes verhandele, Grausamkeiten gegen ihre Führer zuschulden kommen lasse. Aus Indien gelangen nach wie vor nur wenig Berichte über die Fortschritte oder die Niederwerfung des Aufstandes der mohammedanischen Bevölkerung in die Öffentlichkeit. Englische Zeitungen behaupten, daß der Aufstand zu einem Guerillakriege geworden sei. Aber sichtlich halten ihn die Engländer deshalb noch nicht für ungefährlich geworden. Sehr auffällig ist eine Nachricht des „New Statesman" vom 1. Oktober, daß die indischen Mitglieder des Unterhauses, ein einziges ausgenommen, das Unterhaus verlassen hätten.

Es liegt nahe, daß die Engländer, falls sie sich nichts mehr von dem Entgegenkommen gegen den Islam versprechen oder dadurch überhaupt nur Zeit gewinnen wollten, um so rücksichtsloser vorgehen, je mehr das Selbstbewußtsein des gesamten Islam durch die letzten Erfolge unserer alten türkischen Bundesgenossen auf kleinasiatischem Boden wieder gehoben worden ist. Es kann kaum noch ein Zweifel sein, daß der griechisch-türkische Krieg im wesentlichen zugunsten der Türken entschieden ist. Vielleicht steht Griechenland sogar schon vor einer neuen inneren Erschütterung, denn die Versöhnung zwischen dem König und Venizelos liegt nach allem, was 1916 vorgefallen ist, kaum noch im Bereich des Möglichen. Im einzelnen läßt sich zur Stunde noch nicht erkennen, ob der türkische Gegenstoß bei Eski-Schehir zum Stillstand kam, wie die Griechen behaupten, oder ob die Türken noch im Vorrücken gegen die Küste begriffen sind.

Hinter all dem, was in Kleinasien und in Indien, in Persien und in Afghanistan vorgeht, wird für Augenblicke immer wieder die Sowjetregierung Moskaus sichtbar. Wir haben an dieser Stelle im Augustheft gewarnt, den Gerüchten über ihren diesmal unfehlbaren Sturz Glauben zu schenken. Trotz aller Hungersnöte und aller Wirrnis des öffentlichen Verkehrs haben sich Lenin und Trotzki behauptet. Die Bolschewisten sind selbst im östlichen Sibirien wieder ihrer Gegner Meister geworden. Auch das Geschwätz, daß Lenin eine Politik der Verständigung wolle und Trotzki die alte Politik des Grundsatzes weiter verfolge, ist mittlerweile verstummt. Der schon vor Monaten von Lord Curzon als erledigt behandelte Tschitscherin führt nach wie vor das Auswärtige in Rußland weiter. Nun bereitet England anscheinend eine Schwenkung seiner Politik den Sowjets gegenüber vor. Nachdem es viele Monate lang im Widerspruch zu den Franzosen seinen Handel und Wandel mit Rußland wieder beleben wollte, hat Curzon kürzlich eine drohende Note an Tschitscherin gerichtet. Gleichzeitig wurde Rußland von Sachverständigen für noch nicht handelsreif erklärt, etwa so, wie man während der Reichskonferenz plötzlich entdeckte, daß das Bündnis mit Japan noch ein Jahr weiter laufe. In der englischen Presse wird als Grund für die Schwenkung angegeben, daß bereits zwanzig, meist asiatische Staaten in Moskau ihre Vertreter hätten, welche die Russen künftig unter ihrer tatsächlichen Vorherrschaft in der Gestalt eines großen Bundes unabhängiger Rätestaaten zusammenfassen wollten. Enver Pascha und der Russe Stalin seien der

Mittelpunkt der Bewegung, Leitgedanke der Bewegung wäre die Vernichtung des englischen Weltreiches. Tschitscherin hat sich auf Curzons Note hin für sehr beunruhigt erklärt. Es rolle wieder eine Welle interventionistischer Politik der Verbandsmächte gegen Rußland heran. Tatsächlich sind die Russen auch von den Amerikanern ähnlich schroff wie von den Engländern behandelt worden. Die englische wie die amerikanische Haltung wird von den Russen als Förderung der französischen Feindschaft gegen sie aufgefaßt. Von Frankreich nehmen die Russen an, daß es einen großen Sturm gegen den Bolschewismus für das nächste Jahr vorbereite. In Deutschland wird man auf diese veränderte Lage hin alle die Nachrichten unserer eigenen Zeitungen sorgfältig nachprüfen müssen, die die wirtschaftspolitische Sendung des Ministerialdirektors Wiedenfeld nach Moskau, kaum daß sie erfolgte, schon als erfolglos hinstellen. Der Verdacht ist nicht von der Hand zu weisen, daß sie englischer Herkunft sind.

Die Wendung der englischen Politik gegen Rußland mag von seiner gegenwärtigen Gesamtpolitik dem Islam gegenüber mitbestimmt worden sein und damit aus dem eigenen Interesse Englands erklärt werden. Vielleicht bedeutet sie aber auch und noch mehr eine neue Nachgiebigkeit gegen Frankreich.

Von Anfang an wird in diesen Berichten gleichmäßig die Überzeugung vertreten, daß das Ministerium der Erfüllung uns keine Milderung des französischen Druckes, der auf uns lastet, bringen würde. Der Oktober hat diese Überzeugung bestätigt. Er wurde eingeleitet mit einem großen Lärm darum, daß wenigstens die Aufhebung der wirtschaftlichen Sanktionen erreicht worden wäre. Kaum acht bis zehn Tage vergingen, und die „Frankfurter Zeitung" mußte feststellen, daß die Sanktionen in Wahrheit gar nicht aufgehoben wurden. Zwar brauchen die Zölle nicht mehr bezahlt zu werden, aber die Kontrolle der deutschen Ein- und Ausfuhr ist eher noch schärfer geworden. Von der Aufhebung der militärischen Sanktionen wurde schon nicht mehr erst geredet, und nun ist auch der Verlust Oberschlesiens hinzugekommen. Der Verband verlangt von uns, als seinen Schuldknechten, sogar noch fünfzehn Jahre lang wirtschaftliche Mitwirkung dazu, daß Polen (und Frankreich) den kostbaren, aber schweren Brocken verdauen können. Hinterher hat man uns mitgeteilt, daß die uns ungünstige Entscheidung schon Anfang September in Genf bekannt gewesen sei. Wie soll man angesichts dessen darüber urteilen, daß der deutsche Botschafter am englischen Hofe noch unmittelbar vor der amtlichen Bekanntgabe des Beschlusses der Völkerbundskommission in Baden-Baden zum Urlaub weilte, und daß unser Herr Reichskanzler es nötig hatte, Hals über Kopf aus seiner badischen Heimat in die Hauptstadt zurückzukehren? Ist derlei wirklich nur politische Ahnungslosigkeit oder sträflicher Leichtsinn?

Auf jeden Fall hat unser französischer Feind die wichtigste Stellung, um die er nach der Besetzung des linken Rheinufers seit den Versailler Verhandlungen noch kämpfte, nunmehr erobert. Oberschlesien hat in den Händen Frankreichs eine doppelte Front. Die eine ist uns und die andere den Russen zugewandt. Der „Popolo Romano" schrieb am 26. September, daß noch nach keinem Kriege die Sieger eine so schlotternde Angst vor dem Besiegten gehabt hätten. Schlotternde Angst ist es in der Tat, was die Franzosen zur immer weiteren Umstrickung und Fesselung und zum immer heftigeren Würgen unseres armen, gequälten Volkes verführt. Nachdem sie uns Oberschlesien genommen und die Aufrechterhaltung der militärischen wie der wirtschaftlichen Sanktionen sich gesichert haben, müssen wir abwarten, ob sie demnächst die Besetzung des Ruhrgebietes in die Wege leiten werden. Der rasende Sturz der deutschen Mark dürfte ihnen in kurzem den Vorwand dafür leihen. Briand,

auch er gewiß nicht unser Freund, ist von den Männern der rücksichtslosen Ausnutzung des „Sieges“ in die Abwehr geworfen worden, Clemenceau ist nach fast zweijährigem Schweigen wieder hervorgetreten. Demgegenüber ist das Abkommen, das Rathenau und Loucheur bei ihrer dritten und hoffentlich letzten Zusammenkunft vom 6. und 7. Oktober unterzeichnet haben, ohne jede politische Bedeutung. Von hervorragenden Kennern unserer Wirtschaft wird es auch wirtschaftlich als verfehlt und verhängnisvoll bezeichnet. Im Augenblicke aber kommt es vor allem auf die Tatsache an, daß es geeignet ist und dazu benutzt wird, das politische Verhältnis Frankreichs zu uns sogar in dieser Stunde schlimmster Vergewaltigung noch zu verschleiern. Die Gemütsruhe der Politiker ist beneidenswert, welche die Verantwortung für diese Verschleierung auf sich zu nehmen wagen. Aber als wenn ihnen diese Verantwortung nicht genügte, verschleiern sie unserm Volke weiterhin auch die Tatsache noch, daß das Abkommen eine neue und wesentliche Forderung der französischen Absichten auf die „friedliche“ Ablösung der Rheinlande von Deutschland bedeutet. Die Milliarden, die das Reich, nicht Frankreich, zahlt, sollen den Rheinlanden zugute kommen, damit sie sich wirtschaftlich und dann auch geistig gegen „Preußen“ auf eigene Füße stellen! Und nichts rührt sich in Deutschland gegen Rathenau!

Zieht die Besetzung Oberschlesiens die Schlinge um unseren Hals fester zu, so dürfte sie von Frankreich Rußland gegenüber dahin gemeint sein, daß sie ihm und Polen für den Feldzug gegen die Bolschewisten als Waffenschmiede unmittelbar hinter der Front zur Verfügung stehen soll. Frankreich wird nicht nur von der Angst vor unserer Volkskraft und unserer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit geschüttelt, sondern auch von der Sorge vor den Gefahren, die den von kapitalistischem Geist beherrschten Völkern und insbesondere den Franzosen selbst als einem von Renten lebenden Volk von den Bolschewisten her drohen. Gleich sehr dem Aufmarsch gegen Sowjetrußland wie unserer Einschnürung gelten auch die Bemühungen Frankreichs um den kleinen Verband und um die Annäherung der Randstaaten untereinander, sowie um die Verknüpfung des kleinen Verbandes mit den Randstaaten durch das Mittelglied Polen. Die Bemühungen um die Zusammenführung der Randstaaten sind im Laufe des Sommers nicht mehr von der Stelle gekommen. Mannigfachen Verdruß scheint inzwischen nicht weniger die Entwicklung des kleinen Verbandes Frankreich bereitet zu haben. Im Bereiche des kleinen Verbandes liegt Ungarn. Dadurch ist Frankreich in eine Zwickmühle geraten. Der kleine Verband hat seinen Zusammenhalt durch die gemeinsame Gegnerschaft der ihm bisher beigetretenen Staaten gegen Ungarn gewonnen. Nun möchte es Frankreich auch mit den Magyaren nicht verderben. Ungarn ist scharf antibolschewistisch eingestellt. Frankreich kann sich von ihm kriegerische Hilfe bei dem Angriff gegen Sowjetrußland versprechen. Ungarn bildet ferner den Stützpunkt aller habsburgischen Wiederherstellungsbestrebungen. Die französische Phantasie schmeichelt sich mit der Hoffnung, daß von Ungarn aus durch die Pflege der reaktionären Gefühle und durch die Unterstützung der monarchistischen Zettelungen die Anschlußbewegung an Österreich zerbrochen und vielleicht sogar zum Schlusse auch noch Bayern von der deutschen Einheit abgelöst werden kann. Den Franzosen schwebt ein Donaureich vor, das Budapest, Wien und München in sich zusammenschließt. Dieser Traum drohte sich nun durch den Streit zu verflüchtigen, der in den letzten Wochen durch die Zuweisung des Burgenlandes an Österreich zwischen Wien und Budapest ausbrach. Der Streit ist für die Österreicher so kläglich wie möglich verlaufen. Nach einigen großen Worten erklärte sich die Regierung unter der Hand bereit, den wichtigsten Punkt des Burgenlandes, Oedenburg, tatsächlich zur Verfügung Ungarns zu lassen. Zur Wah-

rung des Gesichtes wurde eine Vermittlung durch dritte vorgesehen. Daß dabei nicht, wie es anfänglich schien, die tschechische Regierung, sondern Italien angerufen wurde, war das Merkwürdigste an dem Verlauf der ganzen Geschichte. Für eine Entscheidung, die Österreich so ungünstig war, wie sie nun wirklich gefallen ist, konnte freilich Italien eher als die Tschechoslowakei die Verantwortung übernehmen. Italien ist gleichzeitig auch an anderen Stellen wieder in scharfen Gegensatz zum kleinen Verband und besonders zu dessen slawischen Bestandteilen geraten. Es hat sich durch England den Rücken derart stärken lassen, daß es in Albanien dem Vormarsch der Serben Stillstand gebieten konnte. Noch nicht auf ihre Gründe hin zu beurteilen ist die Abneigung, mit der einflußreiche englische Blätter nun auch den Ausbau des kleinen Verbandes durch den Hinzutritt Bulgariens befehden. Sie wenden sich dabei ebenso gegen die bulgarisch-rumänische, wie gegen die bulgarisch-jugoslawische Annäherung.

Allzu viel Wert werden wir weder den englischen noch den italienischen Bemühungen in Südosteuropa beimessen dürfen, wo sie in vermeintlichem oder wirklichem Widerspruch gegen die französische Politik in Erscheinung treten. Es ist hier nicht anders, wie auf deutschem Boden. Viele schöne Worte, und in Rücksicht auf die Gegebenheiten der politischen Lage keine Taten. Vorläufig haben wir also damit zu rechnen, daß nach der Entscheidung in Oberschlesien die französische Stellung auch in Südosteuropa an Stärke noch gewinnen wird. Die Franzosen haben ganz offenbar diese Meinung von den Dingen. Sonst hätten sie nicht mitten in alle Erregung von Oberschlesien hinein und auch nicht während der neuen Zuspitzung zwischen Jugoslawien und Italien Kaiser Karl sein Osterabenteuer nun, da die Blätter fallen, wiederholen lassen. Die tiefste Demütigung erleiden bei alledem immer wieder unsere österreichischen Volksgenossen. Das Geld, das man ihnen seit jetzt schon beinahe undenklichen Zeiten zur Behebung ihrer schlimmsten Wirtschaftsnöte hinhält, dürfen sie nicht ergreifen. Dessen ungeachtet sind sie nunmehr gezwungen worden, in die Verlegung des Sitzes ihrer beiden größten Banken nach London und Paris einzuwilligen. Traurig ist, dabei zu beobachten, daß die Mehrheitssozialdemokratie in Wien eben diesen Augenblick wieder zur Aufnahme ihrer parteipolitischen Bestrebungen benutzt. Machen wir uns klar, daß es vielleicht nur noch Monate braucht, bis sich das furchtbare Schauspiel, das uns Österreich bietet, in noch viel schärferem Ausmaße in Deutschland an uns wiederholt. Wir begreifen, daß es angesichts der Vorgänge in Wien plötzlich wie ein Schüttelfrost über die Tiroler kam und die Tiroler einige Tage lang wie mit Sturmesgewalt zu den Bayern hindrängten. Daran können wir uns klar machen, welche Gefahren der Loslösung lebensfähiger und lebensstarker Glieder unseres Organismus demnächst auch uns bedrohen werden, sobald die Dinge reif sind. Seit zwei Monaten verhandelt man bei uns über die Umbildung des Kabinettes. Nichts anderes ist in unserem innerpolitischen Leben in diesen zwei Monaten geschehen, obwohl uns das Wasser immer höher an die Kehle stieg. Wie soll das enden? Pertinacior.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Wirkl. Geh. Rat Friedrich Edler von Braun, Präsident des Reichswirtschaftsrats, M. d. R., Berlin. — Julius Kreis, München. — Bernd Isemann, Oberschleißheim-München. — Hofrat Dr. Heinrich Werner, Wien. — Professor Dr. J. K. von Hoesslin, München. — Professor Dr. R. Magnus, Utrecht. — Professor Dr. Friedrich von der Leyen, München. — Privatdozent Dr. Albert Dresdner, Berlin.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Oktober zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Anakreontische Lieder. — Auswahl nach Mörike. Bildschmuck von Otto Friedrich. (Kleine Amalthea-Bücherei, 1. Reihe, Bd. I.) 72 S. Wien 1921, Amalthea-Verlag.

Anders. — Wien. Ein Roman von Artur Anders. 200 S. Wien 1921, Wila.

Arens. — Runen des Lebens. Geschichten und Gestalten aus alter und neuer Zeit. Aus Erzählungen und Legenden des Victor Delaporte S. J. ausgewählt und bearbeitet von Bernard Arens S. J. Mit Buchschmuck von Margaret Schneider-Reichel. 160 S. Freiburg i. Br. 1921, Herder. (Gbd. 14 M.)

Arndt. — Staat und Vaterland. Eine Auswahl aus den politischen Schriften Ernst Moritz Arndts, herausgeg. und eingeleitet von Ernst Müsebeck. („Der deutsche Staatsgedanke", Führer und Denker X.) 175 S. Mit Porträt. München 1921, Drei-Masken-Verlag.

Astronomisches Handbuch. — Herausgegeben vom Bund der Sternfreunde durch R. Henseling. Theoretischer und praktischer Ratgeber für die Arbeit des Liebhabers der Himmelskunde. 287 S. 98 Abb. 15 z. T. farbige Tafeln. Lex. Stuttgart 1921, Franckhsche Verlagsh. (45 M., gbd. 60 M.)

Bahr. — Bilderbuch von Hermann Bahr. 213 S. Wien 1921, Wila.

Bahr. — Summa von Hermann Bahr. 225 S. Leipzig 1921, Insel-Verlag. (14 M., Halbleinen 24 M.)

Bassermann. — Dantes Göttliche Komödie: 1. Teil Dantes Hölle. 324 S. (15 M., gbd. 20 M.) 2. Teil Dantes Fegeberg. 355 S. (15 M., gbd. 20 M.) 3. Teil Dantes Paradies. 474 S. Übersetzt von Alfred Bassermann. Mit Anmerkungen und Register. München 1921, R. Oldenbourg.

Beckford. — Vathek von William Beckford. Umdichtung von Karl Toth. Bildschmuck von K. A. Wilke. (Kleine Amalthea-Bücherei, 1. Reihe, Bd. V.) 145 S. Wien 1921, Amalthea-Verlag.

Bennett. — Friendship and Happiness and other Essays by Arnold Bennett. 250 S. Leipzig 1921, Bernhard Tauchnitz (Edition Vol. 4561). (9 M., gbd. 14 M., Leinen 16,50 M.)

Benninghoff. — Romantik-Land. Ein deutscher Frühling in Wort und Bild. Ausgewählt und eingeleitet von Ludwig Benninghoff. 244 S. Mit 16 Bildwiedergaben. Hamburg 1921, Hanseatische Verlagsanstalt. (24 M.)

Berger. — Die Nacht im seligen Affen. Eine dunkle Geschichte mit hellem Ausgang von F. M. Berger. 50 S. Hannover 1921, Hans Hübner Verlag. (6,50 M., gbd. 12 M.)

Berger. — Görres als politischer Publizist von Martin Berger. (Bücherei der Kultur u. Geschichte Bd. 18.) 182 S. Bonn 1921, Kurt Schroeder. (18 M., gbd. 24 M.)

Bismarck. — Erinnerung und Gedanke von Fürst Otto v. Bismarck. 3. Bd. 207 S. Stuttgart 1919, J. G. Cotta Nachf. (Gbd. 24 M.)

Bode. — Goethes Leben. Die Geniezeit 1774—1776. Von Wilhelm Bode. 356 S. Berlin 1921, E. S. Mittler & Sohn.

Bode. — Sandro Botticelli von Wilhelm von Bode. 231 S. Mit zahlreichen Abb. u. Bildtafeln. Berlin 1921, Propyläen-Verlag.

Böhme. — Bericht über das 27. Schuljahr (1920) der Schule der Deutschen Kolonie zu Mexiko, herausgeg. von Direktor Dr. Traugott Böhme. Mexiko 1921.

Bonn. — Die Auflösung des modernen Staats von Prof. Dr. M. J. Bonn. 44 S. (Europäische Bücherei.) Bd. IV. Berlin 1921, Verlag für Politik und Wirtschaft. (7,50 M.)

Bouillier. — La Renommée de Montaigne en Allemagne von Victor Bouillier. 64 S. Paris 1921, Librairie Ancienne Edoard Champion

Brand. — Das Fremde. Novellen von Guido K. Brand. 168 S. Berlin 1921, Egon Fleischel & Co. (12 M.)

Bühler. — Der Franzose. Eine Geschichte Frankreichs für Deutsche von Dr. Joh. Bühler. 190 S. München 1921, Riehn & Reusch. (10 M.)

Cervantes. — Rinconete und Cortadillo. Nach Notters Übertragung. Mit Bildschmuck von Franz Wacik. (Kleine Amalthea-Bücherei, 1. Reihe, Bd. IV.) 102 S. Wien 1921, Amalthea-Verlag.

Creutz. — Kölner Kirchen von Max Creutz. (Rheinlandbücher.) 85 S. Zahlreiche Bildtafeln. Köln 1921, Rheinland-Verlag.

Croce. — Dantes Dichtung von Benedetto Croce. Mit Genehmigung des Verfassers ins Deutsche übertragen von Julius Schlosser. 314 S. Wien 1921, Amalthea-Verlag.

Creutz. — Wilhelm Leibl von Max Creutz. 68 S. Mit zahlreichen Bildtafeln. Köln 1920, Rheinland-Verlag.

Claußß. — Lieder der Edda. Altheldischer Sang in neues Deutsch gefaßt von Dr. Ludw. F. Claußß. 102 S. Dresden 1921, Lehmannsche Verlagsbuchh. (9 M., Kleinen 12 M.)

Conrad. — Der Graf Cagliostro. Die Geschichte eines Mysterienschwindlers. Zur Warnung für unsere Zeit herausgegeben von Heinrich Conrad. („Para", Bd. V.) 271 S. Stuttgart 1921, Robert Lutz. (20 M., gbd. 26 M.)

Dagwiser. — „De plattdütsche Dagwiser 1922." Een nedderdütschen Rietaf-Kalenner mit Biller, Sprök un Rimels. Ruutgeben dun den Plattdütschen Vereen in Bremen. 104 Blatt. Bremen 1921, Carl Schünemann. (12,50 M.)

Delbrück. — Deutsch-englische Schulddiskussion zwischen Hans Delbrück (Prof. der Geschichte in Berlin) und J. W. Headlam-Morley (Prof. der Geschichte in London). 48 S. Berlin 1921, Verlag für Politik und Wirtschaft. (8,50 M.)

Dy. — Mythologies par Mélot du Dy. Bruxelles 1921, Editions littéraires de L'expansion Belge.

Ebner. — Das Wort und die geistigen Realitäten. Pneumatologische Fragmente von Ferdinand Ebner. 245 S. Innsbruck 1921, Brenner-Verlag. (33 M.)

Eckhel. — Zwischen Wellen und Steinen. Novellen von Anna Hilaria von Eckhel. 197 S. Breslau 1921, Bergstadtverlag.

Enders. — Festschrift für Berthold Litzmann zum 60. Geburtstag im Auftrage der Literarischen Gesellschaft Bonn, herausgeg. von Carl Enders. 518 S. Berlin 1921, G. Grotesche Verlagsbh.

Engelbrecht. — Don Pablo, der Narr. Roman von Curt Engelbrecht. 452 S. Halle 1921, Heinrich Dietmann. (20 M., gbd. 27,50 M.)

Erich. — Narrenspiel. Bilder aus dem neuen Deutschland von Alfred Erich. 104 S. Freiburg i. B. 1921, J. Bielefelds Verlag.

Eucken. — Der Sinn und Wert des Lebens. Von Professor Dr. Rudolf Eucken. 8. Auflage. 28—31. Tausend. 168 Seiten. Leipzig 1921, Quelle & Meyer. (Kleinen 24 M.)

Federer. — Vater und Sohn im Examen. Eine Geschichte aus Lachweiler von Heinrich Federer. 92 S. Berlin 1921, G. Grote. (7 M., gbd. 10 M.)

Federmann. — Dante. Göttliche Komödie. Eine Auswahl von Gesängen übertragen H. Federmann. 148 S. München 1921, C. H. Beckscher Verlag.

Felner. — Bruder Lustig. Eine Legende von Karl von Felner. 72 S. Frankfurt a. M. 1921, Patmos-Verlag. (8 M.)

Felner. — Die Gänsemagd. Ein Tier- und Menschenmärchen von Karl von Felner. 67 S. München 1921, Patmos-Verlag. (8 M.)

Felner. — Marienkind. Eine Legende von Karl von Felner. 68 S. München 1921, Patmos-Verlag. (8 M.)

Fischer. — Zur Lehre vom Staatsbankrott von Dr. Carl August Fischer. 130 S. (Volkswirtschaftl. Abhandlungen der badischen Hochschulen Heft 39.) Karlsruhe i. B. 1921, G. Braunsche Hofbuchdruckerei u. Verlag. (20 M.)

Fischer. — Goethes Altersweisheit von Paul Fischer. 248 S. Tübingen 1921, J. C. B. Mohr. (40 M., gbd. 50 M.)

Floerke. — Arnold Böcklin und seine Kunst. Aufzeichnungen von Gustav Floerke. 175 S. München 1921, F. Bruckmann. (24 M., gbd. 36 M.)

Ford. — Der internationale Jude. Ein Weltproblem. Das erste amerikanische Buch über die Judenfrage, herausgeg. von Henry Ford. Übertragen von Paul Lehmann. 219 S. Leipzig 1921, Hammer-Verlag.

Fournier-Winkler. — Tagebücher von Friedrich von Gentz (1829—1831). Herausgegeben von August Fournier und Arnold Winkler. 435 S. Wien 1921, Amalthea-Verlag.

France. — Liebesmärchen-Auswahl nach Wilhelm Hertz. Bildschmuck von K. A. Wilke. (Kleine Amalthea-Bücherei, 1. Reihe. Bd. II.) 96 S. Wien 1921, Amalthea-Verlag.

Franz. — Legenden vom heiligen Franz von Assisi. Übertragen von Karl Toth. Bilderschmuck von Maximilian Liebenwein. (Kleine Amalthea-Bücherei. 1. Reihe. Bd. III.) 106 S. Wien 1921, Amalthea-Verlag.

Franziskus. — Fioretti oder Blümlein des hl. Franziskus. Auf Grund lateinischer und italienischer Texte herausgeg. von Dr. Hanns Schönhoffer. Mit einem Titelbild. (Bintenranken um das Leben des hl. Franziskus von Assisi und seiner ersten Ordensbrüder. I.) 146 S. Freiburg i. Br. 1921, Herder. (Gbd. 18 M.)

Freitag. — Der Wiederaufbau der menschlichen Gesellschaft auf der Grundlage einer geistsittlichen Wiedergeburt von Felix W. Freitag. 35 S. Erfurt 1921, Steiger-Verlag. (6 M.)

Freud. — Massenpsychologie und Ich-Analyse von Prof. Sigm. Freud. 140 S. Wien 1921, Psychoanalytischer Verlag.

Freud. — Jenseits des Lustprinzips von Sigm. Freud. (Beiheft II der Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse.) 64 S. Wien 1921, Internationaler Psychoanalytischer Verlag.

Frey. — „Wie uns die Alten sungen." Schöne deutsche Weihnachtslieder neu herausgegeben von Martin Frey. Bearbeitungen, Satzart und Noten gezeichnet von Albert Andresen. 23 S. Leipzig 1921, Carl Merseburger. (7 M.)

Frieberger. — Tanac. Roman von Kurt Frieberger. 300 S. Wien 1921, Wila.

Frisch. — Russische Kritiker (Belinski, Dobroljubow, Pisarew). Ausgewählte Schriften. Eingeleitet von Efraim Frisch. 313 S. München 1921, Drei-Masken-Verlag.

Frowein. — Das Haus am bunten Fluß. Roman von Eberhard Frowein. 303 S. Berlin 1921, Richard Bong.

Ganivet. — Spaniens Weltanschauung und Weltstellung von Angel Ganivet. 156 S. München 1921, Georg Müller Verlag. (18 M., gbd. 24 M.)

Gleich. — Vom Balkan nach Bagdad. Militärisch-politische Erinnerungen an den Orient von Generalmajor z. D. Gerold von Gleich. 185 S. Berlin 1921, August Scherl. (20 M., Kleinen 30 M.)

Graf. — Der Prophet. Eine Trilogie von Alfred Graf. 220 S. Berlin 1921, Eigenbrödler Verlag.

Grisar. — Luther-Studien. Luther zu Worms von Prof. Hartmann Grisar S. J. (90 S.) und Luthers Kampfbilder von H. Grisar S. J. und Franz Heege S. J. 68 S. u. 5 Abb. Freiburg i. Br. 1921, Herder & Co. (Je 14 M.)

Gundolf. — Shakespeare in deutscher Sprache. Band IV. Neue Ausgabe in 6 Bänden, herausgegeben u. z. T. neu übersetzt von Friedrich Gundolf. 530 S. Berlin 1921, Georg Bondi.

Hagen. — Meister Gottfried Hagen, des Stadtschreibers, Buch von der Stadt Köln. In Neuhochdeutsche übertragen und eingeleitet von Fr. W. Bleugels. 236 S. Köln 1921, Rheinland-Verlag.

Hahn-Lilienfeld. — Regelung des Handels und Verkehrs in Rußland. Gesetze und Verträge der Sowjetregierung. Herausgegeben vom Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr an der Univers. Kiel. Bearbeitet von Dr. W. Hahn und A. v. Lilienfeld-Toal. 152 S. Jena 1921, Kommissionsverlag von G. Fischer. (40 M.)

Haiser. — Im Anfang war der Eros. Nietzsches Zarathustra und die Weltanschauung des Alttums von Franz Haiser. 175 S. München 1921, J. F. Lehmann. (20 M., gbd. 26 M.)

Halusa. — Tante Alischeit und sein hl. Lied. Gedenkblätter von K. Theodor Halusa. 62 S. Karlsruhe 1921, Badenia A. G.

Herwig. — Der Tagebuch des Hirten. Eine ostmarkische Erzählung von Franz Herwig. 160 S. Freiburg i. Br. 1921, Herder. (16 M., gbd. 20 M.)

Hofmann. — Spiritus sanctus. Eine onomatistische Tragikomödie in vier Aufzügen von Anton Adalbert Hofmann. 96 S. Berlin 1921, Tom Verlag. (14 M., Hfzbd. 40 M.)

Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Band 8. Im Auftrage des Vorstandes herausgeg. von H. G. Gräf. 242 S. Weimar 1921, Verlag der Goethe-Gesellschaft.

Janstein. — Die Landung. Gedichte von Elisabeth Janstein. 95 S. München 1921, Drei-Masken-Verlag.

Jodl. — Ludwig Feuerbach von Friedrich Jodl. (Frommanns Klassiker der Philosophie XVII.) 132 S. Stuttgart 1921, Fr. Frommanns Verlag. (14 M., gbd. 18 M.)

Jünger. — Volk in Gefahr! Deutschvölkischer Roman von Nathanael Jünger. 354 S. Wismar i. Meckl. 1921, Hinstorffsche Verlagsbuchh. (Gbd. 28,20 M.)

Kantorowicz. — Genußmittel und Geselligkeit von Univ.-Prof. Dr. Hermann Kantorowicz. Neue Männertleidung von Karl Steffens. Schriften des Bundes der Erneuerung wirtschaftlicher Sitten und Verantwortung Nr. 2. (1,50 M.)

Karwath. — Der Tugendbrief und andere Novellen von Juliane Karwath. 228 S. Berlin 1921, Egon Fleischel & Co. (22 M.)

Kellen. — Ermordung des letzten Zaren und seiner Familie. Russische Tragödien von Tony Kellen. (Sonderheft der Zeitschrift „Zeiten und Völker".) Mit 19 Abb. Stuttgart 1921. Franckhsche Verlagshandlung. (4,20 M.)

Keller. — Der Scharfrichter in der deutschen Kulturgeschichte von Dr. Albrecht Keller. (Bücherei der Kultur u. Geschichte Bd. 21.) 324 S. Bonn 1921, Kurt Schroeder. (22 M., gbd. 28 M.)

Kemény. — Die fremden Wechselkurse und die Umwälzung der internationalen Wirtschaftsbeziehungen von Dr. Georg Kemény. 124 S. Essen 1921, G. D. Baedeker.

Kersten. — Ein europäischer Revolutionär Georg Forster 1754—94 von Kurt Kersten. 93 S. Berlin 1921, A. Seehof & Co.

Kinderbilder aus alter Zeit. — 86 Meisterwerke der Malerei. Mit einem Geleitwort. 96 S. Stuttgart 1921, Julius Hoffmann.

Kirejewski. — Drei Essays von Iwan W. Kirejewski. Übersetzt und eingeleitet von Harald von Hoerschelmann. 230 S. München 1921, Drei-Masken-Verlag.

Kleinberg. — Ludwig Anzengruber. Ein Lebensbild von Alfred Kleinberg. Eingeleitet von W. Bolin. 448 S. Stuttgart 1921, J. G. Cotta Nachf. (48 M., gbd. 60 M.)

Kleppisch. — Die Cheopspyramide. Ein Denkmal mathematischer Erkenntnis von Ingenieur K. Kleppisch. 75 S. 1 Bildtafel und 15 Textfiguren. München 1921, R. Oldenbourg. (15 M.)

Krakowski. — Das Land Pareiso. Novellen von Erich Krakowski. 201 S. Leipzig 1921, Wilhelm Grunow. (16 M., kleinen 23 M.)

Kremer. — Einstein und die Weltanschauungskrisis von Dr. Josef Kremer. 60 S. Graz 1921, Verlagsbuchhandlung „Styria". (12 M.)

Küchler. — Ernest Renan. Der Dichter und der Künstler von Walther Küchler. („Brücken", Bd. V.) 213 S. Gotha 1921, Friedrich Andreas Perthes. (20 M., gbd. 28 M.)

Landmann. — ABC im Walde von Emmy Landmann. Mit farbigen Bildern von Kurt Böttcher. Nürnberg 1921, Offenstadt & Fellheimer. (20 M.)

Lansing. — Die Versailler Friedensverhandlungen. Persönliche Erinnerungen von Robert Lansing, amerikanischem Friedensdelegierten in Paris. 246 S. Berlin 1921, Reimar Hobbing.

Laotse. — Der Anschluß an das Gesetz oder der große Anschluß. Versuch einer Wiedergabe des Taoteking von Carl Dallago. 112 S. Innsbruck 1921, Brenner-Verlag. (9,50 M.)

Lauschner. — Friedrich Nietzsche. Kritische Studien von Dr. Albert Lauschner. 172 S. Essen (Ruhr), Fredebeul & Koenen. (Gbd. 9 M.)

Lenel. — Die Universität Straßburg 1621/1921. Gedenkrede von Univ.-Prof. Otto Lenel. 30 S. Freiburg i. Br. 1921, Julius Boltze. (3 M.)

Lukas. — Deutschland und die Idee des Völkerbundes von Univ.-Prof. Dr. Josef Lukas. 127 S. Münster i. W. 1921, E. Obertüschens Buchhandlung. (14 M.)

Mächler. — Neubau und Rheinlinie. 12 Aufsätze von Martin Mächler. 74 S. Köln 1921, Rheinland-Verlag. (Kart. 11 M.)

Max. — Die moralische Offensive. Deutschlands Kampf um sein Recht von Prinz Max von Baden. 56 S. Stuttgart 1921, Deutsche Verlags-Anstalt. (5 M.)

Meyer. — Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit von Semi Meyer. 182 S. Langensalza 1921, Wendt & Klauwell.

Mitteilungen des Vereins des humanistischen Gymnasiums. — Herausgegeben vom Vereinsvorstande. Heft 20. 52 S. Wien 1921, Carl Fromme, G. m. b. H.

Muckermann. — Neues Leben. Der Urgrund unserer Lebensanschauung. Von Hermann Muckermann S. J. 1 Bild. 106 S. Freiburg i. Br. 1921, Herder-Verlag.

Müller. — Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur von Adam Müller. Herausgegeben und eingeleitet von Arthur Salz. 232 S. München, Drei-Masken-Verlag.

Müller. — Bismarck, Nietzsche, Scheffel, Mörike. Der Einfluß nervöser Zustände auf ihr Leben und Schaffen. Vier Krankheitsgeschichten von Dr. med. A. Müller. 102 S. Bonn 1921, A. Marcus & E. Weber. (19 M.)

Musil. — Die Schwärmer. Schauspiel von Robert Musil. 244 S. Dresden 1921, Sibyllen-Verlag. (24 M., gbd. 30 M.)

Niemeyer. — Matthias Grünewald, der Maler des Isenheimer Altars. Gemälde und Zeichnungen des Meisters mit einer Einführung von Wilhelm Niemeyer. (3. Furche-Kunstgabe.) 21 einfarbige Bilder, 10 mehrfarbige Bildtafeln und 3 Zeichnungen. 50 S. Berlin 1921, Furche-Verlag. (Kleinen 80 M.)

Pagés. — Mutter Nanni und ihre Kinder von Helene Pagés. Buchschmuck von Rolf Winkler. 184 S. Freiburg i. Br. 1921, Herder. (15,50 M., gbd. 21,50 M.)

Für die Redaktion verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

An unsere Leser!

Mit dem Septemberheft schließen wir den 47. Jahrgang der „Deutschen Rundschau", um im Oktober den 48. Jahrgang zu beginnen. Unsere Haltung, zu der wir erneut so viele und warme Zustimmungserklärungen erhalten haben, wird unverändert bleiben. Wir werden auch weiter unausgesetzt bemüht sein, in großer Zusammenfassung alles das der Welt zum Bewußtsein zu bringen, was im Deutschtum schöpferisch stark, jung und lebendig ist.

Die Übernahme der „Politischen Rundschau" und der Bearbeitung des regelmäßigen Beitrages „Vom Grenz- und Auslanddeutschtum" durch Persönlichkeiten, die im Vordergrund des politischen und geistigen Lebens Deutschlands stehen, ermöglicht es uns, in den andern Aufsätzen die kulturpolitische und literarische Seite stärker, als es in den letzten bedrängten Jahren möglich war, zu berücksichtigen.

Die „Deutsche Rundschau" wird sich wie bisher bestreben, aus allen Gebieten das zusammenzutragen, was zur Aufrichtung eines positiven Weltbildes, zur inneren Erneuerung und zur Stärkung des Deutschbewußtseins beitragen kann.

Zu dem Stamm unserer Mitarbeiter, zu denen die besten Köpfe der jungen und alten Generation gehören, ist eine große Zahl neuer wertvoller Mitarbeiter getreten.

Der erzählenden Literatur gilt unsere ganz besondere Aufmerksamkeit. U. a. bringt der neue Jahrgang:

Geschwister. Erzählung von Lou Andreas-Salomé.

Der Tod ist ein Spiegel. Novelle von Bernd Isemann.

Der weite Weg. Erzählung von Friedrich Stieve.

Zerfallen. Novelliſtiſche Erzählung von P. J. Arnold.

Scharbichler. Ein deutſches Lebensbild von Julius Kreis.

Ferner haben Beiträge in Ausſicht geſtellt: Thomas Mann, Felix Timmermanns, Hermann Stehr, Theophile von Bodisco, Otto Gyſae, Hanns Johſt, Rudolf G. Binding, Heinrich Federer, Richard von Schaukal, Wilhelm Matthieſſen, Catina Eulambio.

Von den weiteren Beiträgen heben wir hervor:

Verantwortlichkeiten. Von Profeſſor Dr. Richard Feſter.

Germaniſche und ſemitiſche Mythologie. Von Profeſſor Dr. Max Semper.

Menſchenverwertung im Großgewerbe. Von Profeſſor Otto Kammerer.

Aus Hardenbergs letzten Tagen. Von Geheimem Archivrat Dr. Ernſt Müſebeck.

Die Staatsarchive des Habsburgerreiches im Lichte der Gegenwart. Von Dr. Max Reinitz.

Treitſchke und Robert von Mohl. Von Profeſſor Dr. Max Cornicelius.

Eine preußiſche Zeitungsgründung in München 1859. (Briefe Heinrichs von Sybel an Max Duncker.) Von Staatsarchivar Dr. Johann Schultze.

Eine Schwärmerbewegung in Hinterpommern vor 100 Jahren. Von Profeſſor Dr. Friedrich Wiegand.

Der Engelpabſt im Volksglauben und in der Prophetie des Mittelalters. Von Profeſſor Dr. Klemens Löffler.

Goethe und Tolſtoi. Von Thomas Mann.

Meine Smeroe-Beſteigung. Von Max Dauthendey.

Liſzts Rücktritt von der Weimarer Opernleitung. Von Profeſſor Eduard von Bamberg.

Hugo Wolfs Briefe an Henriette Lang. Herausgegeben von Hofrat Dr. Heinrich Werner.

Tafelrunde mit E. T. A. Hoffmann. Von Rudolf von Beyer. (Herausgegeben von Dr. Rudolf Schade.)

Theodor Fontanes Erinnerungen an Hermann Wagener. Von Dr. Mario Krammer.

Zur Geschichte der ersten Hölderlin-Ausgaben. Von Dr. Karl Viëtor.

Theaterprobleme der Romantik. Unbekanntes von Clemens Brentano. Von Dr. Richard Smekal.

Friedrich Th. Vischer in Tübingen. Aus seinem persönlichen und intimen Leben nach ungedruckten Briefen. Von Geh. Archivrat Dr. Rud. Krauß.

Baustile und Religion. Von Professor Dr. J. K. von Hoeßlin.

Ein viel verkannter Kulturfaktor. Von Professor Dr. Eduard König.

Vom Werden des deutschen Urheberrechtes. Von Dr. Herman Knott.

Der Genossenschaftssozialismus in alter und neuer Fassung. Von Irmgard Feig.

Aus Edmunds Lundys Gedenkbuch an Venedig. Übertragen von Helene Raff.

Aus einem Tagebuch von Fanny Tarnow. Von Dr. Adolf Thimme.

Kolbenheyers Romane. Von Dr. Gottfried Fittbogen.

Verjüngung (Professor Steinach). Von Wilhelm Bölsche.

Pilgerfahrt des Hadschi Hassan Suesi nach Mekka und Medina. Von Lamec Saad.

Beiträge haben ferner in Aussicht gestellt: Staatsminister a. D. Drews, General a. D. Frhr. von Freytag-Loringhoven, Generalmajor a. D. von Zwehl, Professor Dr. Haushofer, Prof. Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf, E. Heß, Hermann Oncken, Heinrich Triepel, Karl Holl, Ernst Plener, Heinrich Rubens, Hermann Schumacher, Karl Brandi, Karl Voßler, Gustav Roethe, Erich Marcks, Max Sering, Werner Sombart, Fritz Haber, Martin Spahn, Ernst Bertram, Oswald Spengler, J. von Uexküll, Dr. Paul Fechter, Dr. Tim Klein, Dr. Max Hildebert Boehm, Dr. Wilhelm von Kries, Dr. Albert Dietrich, Theophile von Bodisco, Moeller van den Bruck, Heinrich von Gleichen-Rußwurm, Dr. Eduard Stadtler, Hermann Stegemann, Karl Kotthaus, Franz Evers, Dr. Heinrich Goesch. Von Ausländern: Karl Larsen, Oscar Montelius, Hermann Harris Aall, Felix Timmermanns, F. W. Elven.

Außer der Politischen Rundschau und den regelmäßigen Berichten vom Grenz- und Auslanddeutschtum enthält jedes Heft eine Literarische Rundschau und eine Übersicht über alle wichtigen Neuerscheinungen vom in- und ausländischen Büchermarkt.

In regelmäßigen Abständen berichtet der Herausgeber über das Berliner Theater, Dr. Albert Dresdner über das Berliner Kunstleben.

Die Berichte über das Ausland werden planmäßig weiter ausgebaut.

Wir sind sicher, daß auch für unsern neuen Jahrgang mit Unterstützung unserer Freunde in immer weiteren Kreisen Anhänger gewonnen werden.

Berlin, im August 1921.

Die Verlagsbuchhandlung:
Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel).

Der Herausgeber:
Dr. Rudolf Pechel.

Mang

Erzählung

von

Peter Dörfler

„Was ist jetzt das wieder für'n alter Esel!" schalt die Regine Finkh, als sie in der Dämmerung aus dem Dorf heraus ihrem einschichtigen Hause zuschritt und der Tobel-Fidel ihr den borstigen Schnauzhund wegzulocken suchte. Sie war damals wenig über siebzehn Jahre und der Fidel ein gestandener Mann und dazu einer von den Reichen. Aber der „alte Esel", statt beleidigt zu sein, kam vielmehr lachend an ihre Seite, begleitete sie unter Necken und Blinzeln und erbot sich sogar, als die Häuser hinter ihnen im Nebel lagen, dem reschen Mädchen seinen Schiebkarren abzunehmen. Als sie es nicht zugab, da mußte sie ihm doch zum Abschied eine von ihren „schönen Händen" geben, und er kämpfte dann lange, wenn auch vergeblich, auch um die andere. Als er endlich weiterging, seinem Hof zu, der hoch über dem Tobel, vor dem Absturz zum weiten Seebecken lag, sandte ihm die Regine noch einen „alten Esel" nach. Dann schüttelte sie den Kopf und staunte altklug und verächtlich: „Es ist doch ein Graus mit diesen Männern!"

Sie hatte zu diesem Verwundern und Kopfschütteln ganz ungewöhnliche Gründe. Seitdem sie herangewachsen war, konnte sie kaum einem männlichen Wesen begegnen, das ruhig und gelassen mit ihr sprach. Überall erregte sie Wohlgefallen und mehr. Wohlgefallen entzündete auch die Wiesentaler Aurelie. Diese war gewiß schöner als sie. Ihr Haar zeigte den hellsten Goldglanz, ihr langes und schmales Gesicht war von den rosigsten Apfelbäcklein geziert, und sie überragte sie auch um den halben Kopf. Wohlgefallen fand auch die Otti, die braun war, schwere, lockige Zöpfe zur Schau trug und als erste Sängerin auf dem Kirchenchor gerühmt wurde. Aber diese und andere umwarben die Männer zager als sie. Kam dies davon her, weil die Aurelie ein angesehenes Heim schützte, die Otti ein strenges und ängstliches Wesen? War sie aber den Männern, was der Eichbaum dem Blitz, weil sie immer beweglich und ohne Furcht reden, trumpfen, scherzen und vor allem schauen mußte? O diese Augen, diese Blitzanlocker! Und sie war von niemand gehütet und umhegt. Die Eltern kümmerten sich nur um die Schulden auf dem Häuschen, seufzten, jammerten, schmähten auf die Welt und achteten sie als unbequeme Last. Wieder und wieder schaute Regine, von ihrer Erfahrung aufgeregt, in den Spiegel und lauschte auf die Schmeichelreden, die sie trafen. Der eine wie der andere

Berater brachten ihr keine zweifellose Aufklärung. Ihr Haar schimmerte nicht blond und nicht rot. Sie konnte manchmal scherzweise hören, es sei unverschämt blond. Aber die vielen runden Linien, die ihre volle Gestalt umzirkelten, mochten wohl in ihrem Zusammenklang eine besondere Gewalt haben — und dann sprachen das eigene Bild und das Lob aller Bewunderer doch immer wieder von diesen Augen. Von diesen kleinen und doch unergründlich tiefen Seen. Von diesen großen Augen und kleinen Seen, in die es die Verliebten jäh hinabzog, in denen Vernunft und Überlegung ertranken. Es lockte sie, und sie wußten nicht warum. Sie klagten an, daß sie locke und angle und mit kühler List hinabziehe. Und sie wußte doch von nichts — lange wußte sie von nichts. Sie spürte nur ein warmes Glück über die vielen Werbungen und träumte und schwärmte, sie war Aschenputtel und Dornröschen, und da draußen zogen die Prinzen heran, und einer, glaubte sie, werde einmal kommen und sie zu sich aufs Roß und Schloß heben. Dann packten sie Zorn und Schreck. Ein Grausen vor diesen wilden Männern, ein Ekel, ein bitterer Groll, eine stille Verachtung und endlich eine müde, kühle Ernüchterung. Sind sie denn alle so — ist weiter nichts hinter ihnen? Sie begann zu spotten: Bin ich denn ein Pferd, auf das die Bremsen zufliegen, sobald es den Stall verläßt, blind und dumm vor Gier und Blutdurst? Wahrhaftig, sie schwärmten heran, Blut zu saugen, und sie wehrte sich ungeduldig und empört. Strauchritter und Räuber, keine Ritter und Helden waren sie, und die Gier machte sie so einfältig! Früh verlernte sie das süße mädchenhafte Schaudern und Erbeben wie vor einem großen und heiligen Geheimnis, und zurück blieb nur ein wenig eitles Wohlgefallen über ihre Kraft und ihre leichten Siege. Sie gewöhnte sich an dieses Spiel und nahm es als bloßes Spiel. Ihrer Macht sich freuend, riß sie manchmal auch bewußt und in boshafter Anglerfreude die Taumelnden heran, um sie dann, ihrer müde geworden, von sich zu stoßen, wenn sie sich ihres Sieges gewiß glaubten. Sie machte trunken und zeigte mit rechtem Bedacht, daß sie selber nüchtern geblieben. Die Schwerenöter erfuhren, daß sie durchschaut seien und sahen durch das spottende und überlegene Mundwerk des „Frätzchens" sich verdemütigt. Es nahten ihr auch ernste Bewerber, und zweimal war sie daran, zu hochzeiten. Aber beide Male sperrte sie im letzten Augenblick. Sie fand, daß es nicht so sei, wie es sein müßte, wenn man nach dem Spruche zusammenleben sollte, „bis der Tod scheid't, nicht bis man Roggen schneid't".

Sie ging darauf zwei Sommer lang in die Saison nach der Schweiz, wo sie in einem Hotel arbeitete wie auch andere Mädchen dieser Gegend. Dann blieb sie ein paar Jahre ganz aus. Als sie wiederkam, brachte sie ein Kind mit. Sie verweigerte jede Auskunft über den Vater und ertrug ruhig und demütig die Klagen und Schmähungen der Eltern, die das Enkelchen in ihr Haus aufnehmen mußten und der Mutter Tag um Tag vorwarfen, daß sie nun die Kappe zerschnitten habe. Warum sie denn nicht ehrsam geheiratet, fragten sie mit Recht, wenn es ihr so sehr um einen Mann zu tun gewesen? Jetzt sitze sie da und könne ins Bettelhaus heiraten, da sie doch die Wahl gehabt, die ärsten und angesehensten Burschen zu nehmen! Bald

munkelte man, daß sie ihren Vogel nicht in der Schweiz, sondern daheim im Land gefangen habe. Freilich, man könne begreifen, warum sie den Vater so standhaft verleugne. Der, auf den sie hinwiesen, war ein Senn, hoch auf der Alm. Er war ein Mannsbild, das zentnerschwere Käse hin- und hertrug wie eine Bäuerin ein flockiges Küchlein; man sagte ihm nach, daß er mit dem Stier aus purem Übermut raufte, und er war auch sauber von Gesicht, hochgewachsen wie eine Weißtanne und so lichtfarben und saftvoll. Aber er galt für einen halben Wilden — wenn er zu Tal kam, mußte er etwas zerbrechen und zusammenschlagen. Jeder Wirt scheute ihn, so große Zechen er auch machte; denn er ruhte nicht, bis Krüge, Tische oder gar Knochen splitterten. Wenn die Burschen seiner Ortschaft mit einer andern drüben im Tal abrechnen wollten, so warben sie um den Sennen, bis dieser mit ihnen zog, dann waren sie gewiß, daß sie der Gegner Meister wurden. Der Senn stand aber auch ein anderesmal zu den früheren Gegnern und warf die ehemals Verbündeten mit derselben Wucht hinaus. Er war niemands Feind, aber dabei, wo es einen Krieg absetzte, und ließ sich anwerben wie einst die Landsknechte. Er war ein berühmter Käsemacher, aber er wanderte doch von einer Sennerei zur andern. Denn es verging kein Jahr, ohne daß er wegen groben Unfugs und Körperverletzung ins Gefängnis gesetzt wurde. Es kam auch vor, daß der sonst Nüchterne aus reiner Kraftmeierei in einer Wirtschaft liegen blieb und erprobte, wie viele Tage lang er ununterbrochen weiterzechen könne. Mit diesem Senn war die Regine, wie man sich ausdrückte, „gegangen". Gewisses über ihr Verhältnis wußte niemand. Auf einem Kathreinetanz hatten sie sich zum erstenmal getroffen. Und das war nun freilich etwas gewesen, was sie tüchtig in die Mäuler nehmen konnten. Mang sah sie, jauchzte, daß der Kalk von den Wänden fiel und rief: „Die oder keine, bi Gott, Sputel *), du bist suber **) zum Freassa!" Und dann nahm er sie und ließ sie nimmer los, und keiner durfte sie anrühren. Er eignete sie wie der Drache die Jungfrau. Weil die Mädchen tanzen und kein Raufen haben wollten, ließ man ihm seinen Willen. Auf dem Markt in Bregenz sah man sie kramen wie zwei Versprochene. Ein paar Holzhauer begegneten ihnen an einem Vorfrühlingstage auf einem heimlichen Jägersteig in den Bergen, und Mang trug die Regine wie ein Kind über einen Sturzbach. Zum Lohn bekam der Lastträger jedoch die verlangten Küsse nicht. Aber er machte dann wohl nicht umsonst fast Nacht um Nacht den ungeheuren Weg von der Alm zu ihrem Fenster. Wenn die Buben Regine stichelten und wegen des Mang auf den Busch klopften, so tat sie unbefangen und gab kein Zeichen der Verliebtheit. Hinter Mang aber konnten sie erst recht nicht kommen. Er wurde plötzlich der Einsiedler, der menschenscheue Schweiger. Es war deutlich, daß mit ihm etwas vorgegangen sei. Kein Locken vermochte ihn in die Hantel nachbarlicher Ortschaften zu verstricken. Er wich den Boten aus oder bedeutete ihnen: Sie möchten sich vertrollen. Er sei genug gesessen und wolle nimmer in den Käfig. Auch habe er genug Löcher in Köpfe geschlagen, die ihn nichts angingen.

*) Mädchen. **) sauber.

Hatten die mürrischen Eltern geglaubt, ihre so kläglich eingegangene Regine werde jetzt verachtet und unbegehrt sein, so täuschten sie sich. Noch diesen Winter hätte sie ihre Schande durch eine vorteilhafte Heirat zudecken können, und wo immer sie sich sehen ließ, kamen die jungen Männer heran und umgaukelten die Stattliche, Feurige, wie Nachtfalter die Flamme. Mehr als einer wäre bereit gewesen, sich ohne Besinnen in diese Flamme zu stürzen, wenn sie ihm nur das geringste Zeichen der Einladung gegeben hätte. Unter ihnen war sogar ein Ehemann, der „alte Esel". Dieser stahl sich wiederholt an ihr Fenster und bettelte um ein kleines Schwätzlein, wenn es denn kein Schmätzlein sein könne. Aber die Ledigen entdeckten den Schleicher und scheiteten ihn dahin, wohin er gehörte, zu seinem kranken Weib am Tobel. Er hätte unter dem Prügelhagel der empörten Ledigen fast sein Leben eingebüßt. Die Regine hielt sich ruhig, jedoch so, als wäre nichts geschehen. Sie zeigte keine Zerknirschung über ihren törichten Fall, kein Armesündergesicht, aber auch keine frechen Sitten. Man sah sie überall gerne kommen, hörte ihrer verständigen Rede zu, freute sich, wie sie die Frechen anlaufen ließ und abkanzelte, und sie hatte nach wie vor hundert Gründe, auszurufen: Es ist ein Graus mit diesen Männern! Hätte sie reden und auftischen wollen, so wäre der Glanz von manchem Makellosen — nicht nur von dem Tobler — gewichen. Sie ging wieder Jahr um Jahr in die Saison und brachte im Herbst soviel Geld mit nach Hause, daß sie nicht nur ihr Kind, sondern auch die alternden Eltern wohl verpflegen konnte. So verging ihre erste Blüte, und sie kam in die Jahre reifer Frauenstattlichkeit.

Als sie nun wieder einmal mit einem artigen Stumpen Geld zum Überwintern heimkehrte, wurde sie von den Eltern freundlicher als sonst empfangen. Als erste Neuigkeit berichteten sie, daß die Toblerin gestorben sei, und sie konnten nicht müde werden zu erzählen, was der Fidel für ein braver und leutseliger Mann sei. So viele Andeutungen machten sie, daß es Regine nicht mehr verwunderte, als der Witwer eines Abends frischweg um sie anhielt. Er machte keine langen Vorreden, sondern sagte gerade heraus, was er wolle. Da sei der alte Esel. Aber er meine keine Dummheit zu machen, sondern das Gescheiteste in seinem ganzen Leben. Und das sei, daß er sie zum Weib begehre. Nichts als Geseufze und Kranksein habe er an seiner Seligen gesehen, die ja sonst eine ganz Brave gewesen sei. Aber er sei ein gesunder Mann und verlange nach etwas Munterem und Gesundem. Was nütze ihm sein Hof und sein Geld, wenn sich in der Stube nichts Munteres rühre. Er sei nun einmal so ein Narr nach etwas Sauberem. Und sie wisse ja, daß er sie schon lange im Kopfe habe, ja sie wisse gar nicht wie lange! Und alte Liebe roste nicht. Beinahe hätte sie auch mit einem Sprichwort geantwortet: wenn unser Herrgott einen narreten Mann braucht, so macht er einen Witwer. Aber das paßte ja nicht ganz. Denn ein Närrischer, ein Weibernärrischer war der Fidel lange vorher gewesen. Sie sah den kleinen dürren Mann an, daß er sich unwillkürlich reckte und die Beine auseinanderspreizte. Er hatte sich stolz herausgeputzt, den Hut nach Burschenart schief gerückt, die Finger voller Ringe gesteckt und klimperte mit den Talern an seiner Uhrkette. Aber dennoch mußte sie denken: Du Scherben von einem Manns-

bild! Sie wies ihn ab. Er möchte doch seine Frau erst kalt werden lassen, ehe er wieder ans Freien denke. Aber er kam wieder und wieder und setzte ihr und den Eltern gewaltig zu. Als die Zeit der Saison heranrückte und die Regine an die Unsumme von Arbeit dachte, die hinter dem Gelde steckte, da wurde sie schwach. Sie war im vergangenen Sommer so ermüdet, daß sie glaubte, die vielen Stiegen, dieses ewige Stiege auf und Stiege ab müsse ihr diesmal das Herz brechen. Sie hatte sich manchmal auf eine Stufe setzen müssen, um Atem zu gewinnen. War es aber mit dem Saisongehen aus, was geschah dann mit ihr und mit dem Kind? In einer schwermütigen Nacht rangen ihr solche Erwägungen und die heftigen Zureden der Eltern den Entschluß ab, sich dem Scherben zu gesellen.

Die Hochzeit verlief dann so seltsam, daß man von ihr noch nach Jahr und Tag erzählte. Närrisch führte sich der ergrauende Bräutigam auf. Er war sonst ein ruhiger Mann, der nichts kannte als Schaffen und Geld zusammenscharren. Er galt für griesgrämig, einsilbig und mißtrauisch. Aber bei der Hochzeit wollte er sich um jeden Preis als einen frischen, seiner schönen Braut würdigen Gesellen zeigen. Seine gemachte Geschmeidigkeit und bubenmäßige Laune sahen ganz wie das Gebaren eines Trunkenen aus. Während sonst selbst jugendliche Brautleute vor den Augen der Gäste in seinem Instinkt und nach gutem, altem Brauch Zärtlichkeiten vermeiden und sich mehr um die Freunde als um sich selbst kümmern, ließ er die Hand der Braut fast nicht fahren, quetschte und zärtelte sie, und seine schimmernden Grauaugen hingen wie gebannt an ihr. Das alles änderte sich plötzlich, als am Abend mit den geladenen Burschen der Senn auf der Hochzeit erschien. Da begann die streichelnde Hand unruhig zu fliehen, so, als habe sie bisher Heimliches und Verbotenes getan. Der Hochzeiter wagte es nicht, vor den Augen des Gewaltigen seine Braut zu umfassen. Er wurde ängstlich und benahm sich so, als könnte ihm die Angetraute noch einmal genommen werden. Es war seltsam zu sehen, wie er auf einmal die Würde seines Alters und das Gewicht eines ehrsamen Bürgers hervorzukehren suchte. Aber damit wurde er auch zum unbeachteten Schatten in der farbigen Bewegung des Festes. Der Festkönig — der Festnarr — wurde der Senn. Er trug nun die große, gemachte und unnatürliche Lustigkeit zur Schau. So mag sich in der Vorzeit ein Bärenhäuter benommen haben, wenn er die schönste Braut des Waldes erbeutete. Seine Juhschreie knallten aus der mächtigen Brust und trugen weiter über Berg und Tal als die Pistolenschüsse der Kameraden. Er tanzte wie ein Waldteufel und sang Trutzlieder und Schelmenlieder:

Das schaffet alles der Wein, der Wein,
Daß wir müssen fröhlich sein,
Das schaffet alles das Gold, das Gold,
Daß 's Mädel ist dem andern hold.

Und er trank Wein und Bier — wie Wasser.

Als aber der „Abdanker" seine rührselig-lustigen Sprüchlein gesagt hatte, setzte er sich plötzlich hin und warf sich über den Tisch, das Gesicht auf den zusammengekrampften Armen, und stöhnte wie der Weihnachtssturm in den Kaminen. Und

dann preßte er hervor, was sie seit dieser Zeit immer wiederholen, wenn sie ein Weh der Verzweiflung ausdrücken wollen: „Lache müaßt i, wenn i de rechte Glaube it hätt!" Sie verstanden ihn nicht sogleich und dann nicht, was die dunkle Rede sagen wollte. Danach aber stellten sie sich halb gerührt, halb belustigt um ihn her, klopften ihm auf die Schulter und begütigten: „Hast schon den rechten Glauben, Mang!" Allen aber wurde klar, daß sie recht gemutmaßt, wenn sie den Sennen für den Vater jenes Kindes hielten. Er fühlte sich heute als der Betrogene und Verratene, und er genoß es als schaurige Lust, daß alles, wovon er lebte, erlogen sei.

Der Hochzeiter erschrak tief. Er riß den Wirt zu sich herein. „Bei dem wird gleich die Tollwut ausbrechen. Sichre Leut' hast, Wirt!" Dieser teilte seine Besorgnis. Er nahm schnell handfeste Gesellen beiseite und versprach ihnen Freibier, so viel sie wollten, dazu Gesottenes und Gebratenes, wenn sie den Senn, sobald er Händel anfinge, ohne Umstände vor die Türe zögen und bändigten. Während sie noch berieten und sich nach verläßlichen Helfern umsahen, fuhr der Zerknirschte plötzlich mit einem schnaubenden Schrei auf, stieß die nächsten Tröster von sich weg wie eine scharfe Kugel die Kegel, krempelte die Ärmel hinauf und rief: „Jetzt wollen wir kegeln. Ich schieb den Kranz, was gilt's, der König alloi bleibt stande, und der König, bigott, bin i!"

Es entstand ein gefährliches Hin- und Herschieben unter den Anwesenden, da der Hochzeiter auch seine Feinde und Neider hatte. Aber auf einmal brach die Braut durch die Knäuel, drang zu dem Senn, griff nach den ausgereckten Tatzen, riß sie herab, faßte auch seine Blicke, rang mit ihnen und schrie ihm heftig, aber mit unterdrückter, drohender Stimme zu: „Mang, Mang!" Und plötzlich war das wilde Feuer seiner Augen gebrochen. Sie blickten zahm und gescholten. Verlegen rückten die Hände das kampfansagend in den Nacken geschobene Hütchen zurecht. Er begegnete ihrem seltsamen, raschen, beschwörenden Lächeln mit einem fast blöden, widerwillig gutmütigen Lächeln. Doch da war die Braut schon wieder verschwunden. Die Musikanten bliesen einen Schottisch, der Senn griff nach dem nächsten Mädchen und tanzte mit ihm. Bald aber ließ er es stehen, setzte sich in eine Ecke und murmelte vor sich hin: Mang, Mang! Er ahmte bald den Ton der Braut nach, bald brummte er die Worte wie eine glückselige Verheißung, die er sich wieder und wieder zurechtlegen wollte.

Wie froh war der Hochzeiter, als Kehraus geblasen wurde und er an der Seite des eroberten Weibes durch den Tobel kutschieren konnte, hinter ihm auf einem zweiten und dritten Wagen die nächsten Anverwandten, unter ihnen starke Männer. Das Sträßchen war felsig und stieg gewunden und steil aufwärts. Links unten rauschte der Tobelbach über Steine, Blöcke und vermorschte Baumstämme. Das Dunkel der Nacht und der finsteren Tannen verdeckten ihn. Zur Rechten hob sich der Hang, von Buschwerk und Eschen dicht bestanden, in sachtem Winkel empor. Glühwürmchen durchleuchteten sein zottiges Gewand. Die Rosse warfen manchmal scharf zugreifend Funken in die Nacht, und hell klangen ihre Eisen auf dem Gestein. Der Hochzeiter mußte auf dem gefährlichen Wege scharf auf sie Acht haben. Aber er

konnte sich doch nicht versagen, von Zeit zu Zeit liebkosend nach Arm und Brust seines Weibes zu tasten. „Nur um zu sehen, ob du wirklich da bist. Ich hab's zu oft geträumt, daß ich allweil mein', es könnt' nicht wahr sein, daß du mein bist. Sieh die Funken, wie es blitzt. Daheim sperr ich dir den Geldkasten auf. Wirst Augen machen, wie es da blitzt. Und es ist auch dein. Und weißt, echt, hart echt, nicht bloß so ein Spritzen!" Er versuchte, sie, die stumm und die Augen noch voll Abschiedstränen, neben ihm saß, zu küssen, indem er das Leitseil in die eine Hand zusammenfaßte und den linken Arm um sie schlang. Aber auf einmal machten die Pferde einen Satz, und er hatte Mühe, sie mit beiden Händen zu bändigen. Sie waren an einem Juhschrei erschrocken, der dicht über ihnen aufstieg, in den Tobel hinabkollerte und in vielfachem Echo wieder zurückprallte. So tiermäßig konnte nur des Mang Brust juhschreien. Der Fidel fluchte und wurde dann still vor Angst. Denn die wilden Schreie wiederholten sich und durchzitterten fast ohne Aufhören die Schlucht. Mitten in den Widerhall hinein stieß der Senn neue Juchzer, so daß sie sich mit dem Echo der vorigen kreuzten und es den Anschein hatte, als stünde ein ganzer Haufe wilder Männer im Graben umher. Der Hochzeiter wußte nicht, sollte er seine Braut festhalten oder seine ganze Kraft den scheuenden und unruhigen Pferden zuwenden. Er überlegte, was zu tun sei, wenn der Unband etwa aus dem Dunkel stürmte und nach der Braut griff. Seine Begleiter beschäftigten sich auch mit den Pferden und konnten ihm kaum rechtzeitig zu Hilfe springen. Er erwartete, bei jedem Eintauchen in eine dunklere Stelle angesprungen und vom Wagen gerissen zu werden. So fuhr er denn hin wie ein Reisender der Wüste, wenn das willenbannende Brüllen des Löwen seinen ganzen Mut lähmt. Doch endlich war der Kamm erreicht; rechts, wo der Hang gelastet hatte, blühte der schönste und willkommenste Hochzeitsstrauß des heutigen Tages, der volle Mond; zur Linken stand auf dem Scheitel des Tobels hoch auf einem Felsen die alte Esche, die schon zu Fidels Gemarkung gehörte. Geradeaus, hell erleuchtet, erhob sich auf einer Erdwelle der Hof. Die Gefahr war überwunden. Zwar lehnte der schlimme Geselle an der Esche und schrie sein irres: „Lachen müßt' ich, lachen müßt' ich!" Aber er konnte sie jetzt nicht mehr überfallen, die Braut war in Sicherheit, und so überlegte der Schlaue: dies Treiben hat auch eine gute Seite, und sollte sie wirklich bis heute für den Unmenschen noch einen Zunder zurückbehalten haben, so ist er jetzt tief ins Wasser gefallen. Denn sie wird es ihm eintränken, daß er ihr den heutigen Tag verdarb und die Ehre zu Gelächter wandelte.

Als sie dann allein waren, zeigte er ihr seine echten harten Glühwürmer und Goldkäfer und wollte ihr beweisen, daß sie einem rechten Mann gefolgt sei, bei dem es ihr an nichts gebreche. Aber wie er kaum zu klimpern begonnen hatte, da hallten wieder die Juchzer um das Haus, so gewaltig, als stünde Mang gerade vor dem Fenster. Geärgert schloß der Hochzeiter die Truhe, und die Frau löschte das Licht. Aber die Schreie wucherten nun erst recht hervor. Bald glaubten sie, Mang sitze auf dem Apfelbaum vor dem Fenster, bald kam es von der Holzbeige her, und dann erscholl es wieder am Fenster, daß die Scheiben zitterten. Fidel wurde endlich

wütend. Er griff nach der Flinte, riß das Fenster auf und gab blindlings einen Schuß ab. Aber das befeuerte den Störer der ersehntesten Ruhe zu verdoppelten Anstrengungen. „Lachen wir des Narren!“ sagte endlich der Bauer, „warum sollen wir uns seinetwegen unseres Glückes nicht freuen? Erst recht, fremder Neid macht lustig!“ Aber es gelang ihm nicht, lustig zu werden, denn die Furcht zerrte an seinen Gedanken. Bald meinte er an der Tür, bald am Fenster oder im Futtergang schleichen zu hören, und er machte sich in steigendem Bangen darauf gefaßt, trotz Riegeln, Gittern und Hausgesind sein Weib an den Rasenden zu verlieren. Als nach Verlauf einer Stunde nichts geschah, brummte er erleichtert: „Es wird ihm am meisten erleiden, wenn er sieht, daß man sich den Teufel um ihn schert.“ Und er suchte die still vor sich hin weinende Regine mit Scherzen zu trösten: „Ich mein', dies Schreien ist schwerer zu machen als anzuhören. Und endlich wird's ihm zu dumm werden und zu weh!“

Aber dem Mang ward es nicht zu dumm. Das Juchheien flutete und knallte durch die ganze Nacht. Erst klang es wie das Brüllen eines wilden Stieres, dann rauher und heiserer und war anzuhören wie das Röhren der Hirsche in Oktobernächten. Dann schien die Kehle zu versagen. Aber die Brust jagte den Odem mit der Kraft eines Sturmwetters empor, so daß es schnaubte, fauchte und winselte. Sicher wären Leute aus der Nachbarschaft im Glauben, hier sei ein Mann verwundet und ringe in Todesnot, zu Hilfe gesprungen, wenn nicht immerzu das Juhe, Holladihe! deutlich geblieben wäre. Und der Senn gab nicht nach, die Brautnacht zu höhnen, bis das Dunkel vor dem Ruf der Hähne, dem Morgenrot und dem Brüllen des Viehs versank.

Der alte Scherben hatte nun zu seinem schönen Hof eine schöne Frau. Aber er mußte bald einsehen, daß man sie nicht in eine solch sichere Truhe sperren konnte wie die goldenen Leuchtkäfer, und wenn er sie anblickte, so vermochte er nicht mit so geruhiger Sicherheit zu denken „mein“, wie wenn sein Auge über das Gehöfte und die fetten Wiesen schweifte. Tat er ihr schön, so las er zu oft ein „alter Esel“ in ihren Mienen, und ruhte ihr Blick einmal auf ihm, so spürte er an allen Ecken und Enden seine Mängel und Gebresten. Fuhr er mit ihr über Land, so konnte er es in die eigenen Ohren hören: „Wie sie nur den Scherben hat nehmen mögen!“ und fuhren sie weiter hinaus und kehrten in einem Wirtshaus ein, in dem man sie nicht kannte, so merkte er wohl, wie die Leute bei sich zu Rate gingen: Ein junger Vater, eine reife Tochter, oder sollten die Zwei gar Eheleute sein? Saßen sie einmal in Gesellschaft, so hatte nun er Anlaß, beim Anblick fremder Schwärmerei den Ausruf zu wiederholen, der einst ihm gegolten hatte: Es ist doch ein Graus mit diesen Männern! Seine Regine bekam bei jeder Hochzeit, bei jedem Feuerwehrball einen Anhang, der schwer abzuschütteln und in die Schranken zu weisen war. Er fand zwar nie Anlaß, an der Treue seines Weibes zu zweifeln. Aber er kränkte sich, wenn sie gesprächig und fröhlich war, wenn sie durch ihre blitzenden Witzworte die Runde beherrschte und zum Mittelpunkt des Kreises wurde. Immer fand sich dann auch ein Mann, der zum ebenbürtigen Partner wurde und ihn so gänzlich in den

Hintergrund drängte, daß er voll Ärger dasaß und sich zu seinem Hofe zurücksehnte, wo er doch unter den Dienstboten etwas galt. Sah er in solchen Augenblicken so recht aufs neue ein, was für ein stolzes Wesen er erworben habe, und machte er nicht ohne Selbstgefühl mit ihr Staat, so wurde er doch unwillig, wenn dieser Glanz, statt wie seine Goldstücke auch auf ihn Glanz und Ansehen zu werfen, nur seine armselige, alternde Gestalt recht grell und unvorteilhaft beleuchtete. Gern hätte er ihr zugeredet, bescheidener zu tun und Verehrer ungnädiger zu behandeln, aber er war zu stolz und zu scheu, seine Eifersucht laut werden zu lassen. Er kam sich vor wie ein armseliger Leuchter, der keine andere Aufgabe hat, als das Licht zu halten und hochzuheben, und auf den nur Ruß und schwarze Ölflecken fallen. „Ein paar Jahre, wenn wir austauschen könnten!" dachte er oft. „Wäre sie ein wenig weniger stattlich, so hätt' sie noch hausengenug!"

Regines Kind hatte er natürlich in das Haus aufgenommen. Es war ein derbgesundes, robustes Mädchen von fünf Jahren. Da er selber kinderlos war und anscheinend auch blieb, hätte er es oft gerne mit sich auf den Acker oder über Feld genommen. Aber es fremdete ihm beharrlich und war nicht von der Mutter Seite zu bringen. Er mußte für das Kind etwas Abstoßendes haben, und es verdemütigte ihn aufs neue, daß er ihm so wenig zum Vater wie der Regine zum selbstverständlich geliebten Manne werden konnte.

Als wieder die Zeit herannahte, in der die Frau früher in die Saison zu gehen pflegte, traf er sie einmal weinend. Verwundert fragte er, ob sie denn Heimweh nach der Schweiz habe. Aber sie schüttelte heftig den Kopf und gestand schließlich: Sie habe mit Entsetzen daran gedacht, wie es wäre, wenn sie wieder hinein müßte. Sie könnte es nimmer machen. Aber nun sei es ihr, wenn sie am Morgen nur aus dem Bett steige, als hätte sie die ganze Nacht, den Zeichen folgend, von Stockwerk zu Stockwerk steigen müssen. Und wenn sie in den Keller gehe, um die Milch zu versorgen, so zwinge es sie, unten erst zu verschnaufen, ehe sie vermöge den Rahm abzutun. Und dann wieder sei es ihr angst und bang, wie sie die paar Stufen heraufklettern möchte. Sie fühle es schon lang und könne es nicht mehr verbergen, daß sie krank sei, und daß es mit ihr nicht zum besten stehe. Sie fürchte, er habe sich schon wieder ein krankes Weib eingetan. Hoffentlich mache es so oder so bald ein Ende.

Dieses Geständnis war ihr bitter hart gefallen, und mit forschenden Augen beobachtete sie, wie der Mann, der sich so oft über das unnütz jammervolle Wesen seiner ersten Frau beklagt hatte, und von sich und seinen Leuten nichts so rühmte wie zähe Arbeit, diese Botschaft aufnehme. Aber der gedrückte Alte wuchs förmlich vor ihr in die Höhe, die kleine Gestalt reckte sich, über sein Gesicht leuchtete ein Lachen, das er nur schwer zu verbergen vermochte. So streckt sich eine Fichte im Wald, wenn eine mächtigere, die sie beschattet hatte, ein Sturm knickte. Zwar tröstete er munter, sie solle sich doch keinen Kummer machen! Gar nicht als eine Magd habe er sie eingetan! Sie vermöchten es wohl noch, ein paar feiernde Hände zu ernähren. Auch sei es mit dem Leiden nichts weiter, als daß ihr die Jahre in der Fremde und

die lustige Zeit ein wenig nachgingen. Sie solle sich nur ausruhen und eine Lieb geschehen lassen, dann werde sie bald wieder frisch werden.

Aber aus Rede und Gebärde sprach die Schadenfreude zu unverhohlen, als daß sie ihrem geschärften Blick hätte entgehen können. Und wer dann in den folgenden Tagen munter wurde, das war niemand anderer als — der alte Esel. Er kam wieder fast ganz so wie in den Tagen des Freiens zum Vorschein. Mit Bedacht holte er sein Weib heran, wenn er ihm zeigen konnte, wie flink er die Stiegen, selbst mit wuchtigen Säcken beschwert, stieg, und wie es ihm nach einem harten Stück Arbeit nicht um ein weiteres Stück ankam. Dagegen versäumte er nicht, sie immer wieder über das eine graue Härchen zu streicheln, das er entdeckt hatte und mit fast zitternder Freude wies. „Man hat mir gesagt," scherzte er dabei einmal, „freie keine Junge! Da hab ich hinausgegeben: Sie wird ja mit jedem Tag älter! Und hab' ich nicht recht gehabt?"

Der Arzt kam, untersuchte das Herz, sprach von einem ernstlichen Gebrechen, verordnete Arzneien und gebot unbedingte Ruhe. Der Fidel lachte ihn danach aus: Der Doktor habe immer so ein Wesen! Was ihr denn viel fehlen soll! Sie liege doch im Bett wie eine Pfingstrose. Noch nie habe er sie so voll und schön gesehen. Ruhe dürfe sie schon pflegen. Aber ein bißchen Gerege schade gewiß nichts, sei sogar Arznei. Man sehe an den vornehmen Stadtmamsellen, daß man durch Faulheit erkranken könne. Der Heuet sei an der Tür. Aber aufs Feld brauche sie nicht, er sei zufrieden, wenn sie daheim krechte. Ein bißchen ermagern — das brächte der Sommer allen Bauern. Ein wenig Fleisch könne sie geraten.

Sie versuchte am Anfang zu krechten, kochte, versorgte Stube und Geschirre und legte sich dann zu Bett. Das Kind half ihr mit seinen schwachen Kräften. Aber je mehr die Mutter erschwachte, desto mehr machte es sich von ihren Rockschößen los. Es kam endlich soweit, daß es fast verging, bis endlich der Vater vom Feld zurückkehrte. Dann lief es ihm entgegen, setzte sich auf seine Schultern und kam so reitend mit ihm in die Krankenstube herein. Er hopste und tanzte mit ihm vor dem Bett herum, als hätte er den ganzen Tag nichts anderes getan, als auf den Wergeln herumgelegen, rückte dann Tisch und Stuhl herbei, hieb sich Brotschnitten ab über den ganzen Laib hin, schob halbe Pfunde Käse in den tapfer kauenden Mund und ließ zur Lust des Kindes an den bloßen Armen den Bizeps springen. Dann erzählte er, wie er die Knechte beim Mähen schier erlegt habe, und wie ein vorbeigehender Krämer gesagt: Der Gaul muß in einem guten Hafer stehen, weil er so eiserne Flechsen hat. — Ja, sein Weiblein habe ihn wieder jung gemacht.

Am folgenden Tag versuchte die Regine nicht mehr aufzustehen. Sie hatten von jetzt ab weitab vom Haus Moosheu zu machen. Die Magd sollte die Kranke in aller Frühe versorgen und dann so geschwind wie möglich nachkommen. „Kruben kannst auch allein," sagte der Fidel, „diese Arbeit geht am besten, wenn einem niemand hilft. Und sonst fehlt es meiner Pfingstros' nicht so weit, bloß —" er lächelte auf den Stockzähnen, „ein bißchen Altersschwäche. Das hast von deinem alten Esel gelernt, und wir passen jetzt noch besser zusammen. Es tut gemeiniglich kein gut,

wenn der Sattelgaul gar z' jung und der Handgaul z' alt ist. Das Kind kann ja bei dir bleiben!"

Aber da heulte die Kleine auf: „Vater, Vater, ich möcht' mit dir! Ich fürcht' mich allein!"

„Dummes, bist doch nicht allein, bist doch bei der Mutter!"

„Ich fürcht' mich bei der Mutter! Ich mag dich, Vater, ich mag dich!"

Er nahm sie an sich und herzte sie, war glücklich über die neue Anhänglichkeit des Kindes wie über ein Häuflein neuer Goldkäfer und war doch verlegen, wie er sich verhalten sollte.

Da machte sie ein Ende: „Nimm sie zu dir! Mit einem, der sich fürchtet, ist mir nichts geholfen. Das kann ich allein — wenn ich will. Aber das wenigstens schenk' ich mir!"

Diese Tage der Einsamkeit waren glühheiße Sommertage. Keine Wolke trübte sie, die Sonne hatte Macht vom frühen Morgen bis zum späten Abend und entzündete selbst die Winde, so daß sie heißen Atem hatten.

Am ersten Tag wurde die Kranke von Fliegen gequält, die sie in boshafter Zudringlichkeit belästigten und zu wissen schienen, daß sie müde sei und sich nicht zu wehren vermöge.

Darauf ließ sie die Fensterläden schließen und lag nun im schwülen Dämmerlicht, in halber Nacht, im Halbschlaf, und kam sich vor, als sei sie nun noch weiter von aller Geselligkeit und Welt weggerückt. Sie hätte nun Ruhe haben können, aber zwei hartnäckige Störenfriede setzten ihr zu und verbündeten sich mit ihrer Krankheit. Der eine war der große, schwarze Bock, der im Stalle angehetzt war und aus Wut darüber stundenlang die Gewalt seines gehörnten Schädels gegen seinen Kerkermeister, den Balken, an den er gebunden war, warf. Die Wucht der Stöße schütterte durch das ganze Haus, und es war ihr oft, als renne er gegen ihr eigenes Herz an. Und doch vermißte sie etwas, wenn er einmal stille hielt. Dann lag die Ruhe angstvoll um das todesstille Haus, bange Augen starrten aus der Einsamkeit, sonderbare Geräusche wie von schleichenden Schritten wurden oft plötzlich laut, und der andere Ruhestörer, ihr drängendes Denken, rührte sich peinvoll.

Und doch kam sie in raschem Gang dazu, diese Einsamkeit zu lieben und das Denken wie Balsam über die müde Seele auszugießen.

Daß die Kleine von ihr abfiel, dieses Kind der Schmerzen, dem zuliebe sie sich das Herz zermürbt hatte, war ihr zuerst ein giftiger Stachel. Aber sie behandelte ihn mit Bedacht und zog ihn endlich aus. Als der erste bittere Groll abgelaufen war und die Mutterliebe zu Worte kam, erwog sie: Kannst es doch der Kleinen nicht verübeln, wenn sie dich fürchtet! Was geschieht, sobald du mit ihr allein bist? Da spürst du die ganze Gewalt deiner müden Glieder und dämmerst im Halbschlaf dahin. Ach, und dann kommt dieser entsetzliche Wahn, du sitzest unten an der Hotelstiege, du habest dich außer Atem gelaufen, und schon zucken wieder die zwei Flammenzeichen auf — o diese zuckenden Zeichen — und du wollest empor, und kein Fuß trägt dich, du wollest über die vielen Stufen, aber du habest keinen Fingerhut voll

Atem. Der Gast beschwere sich, der Besitzer schmähe und drohe — und über all dem zuckt das Herz wie ein Vogel, dem die Flügel gebrochen sind, und du bist bei allem Willen zu einem pünktlichen Dienst nicht imstande, den Entschluß zum Aufstehen zu fassen. Dich überkommt das ganze Weh eines verpfuschten Lebens und einer dunklen Zukunft. Das Kind steht mit verwunderten Augen, es möchte spielen und getraut sich nicht: „Mutter, warum machst du denn solche Augen, Mutter, was siehst du, wohin schaust du denn, Mutt, gell, tut dir der Kopf weh?!“ — Was hilft es dich denn, daß du versuchst, dich zusammenzunehmen, zu lächeln, Antworten zu geben oder gar ihm mit den Fingern ein Schattenspiel vorzumachen! Du bist ja deiner nicht mächtig. Die Traumstiege hat dich ärger ermüdet, als alle wirklichen harten Marmortreppen. Ach, Kind, ich kann dich nicht haben, vertrage nicht einmal dein Husten, geh' hinaus, spiel'! — Und dann war es draußen allein, weit und breit kein Spielgenoß, kein Mensch, drinnen eine befremdliche Mutter; wie begreiflich, daß es sich wie in der Fremde vorkommt!

Sie verzieh der Kleinen ihre Furcht, kämpfte die aufquellende Eifersucht nieder und seufzte: „Vielleicht ist es ja gut, daß sie ihr Herz an ihn hängt. Halte sie sich nur an ihn; er wird wohl bald ihr einziger Halt sein!“

Eines Tages griff sie nach einem feinen Büchlein, das sie aus der Schweiz mitgebracht hatte. Es war kein Gebetbuch, aber ein ernstes und frommes Lesen. Sie blätterte darin und las, so gut es bei dem schwachen Licht gehen mochte: „Wie eine Blume welkt und wie ein Traum geht dahin und vergeht jeder Mensch.“ Diesen Satz merkte sie sich und sagte ihn sich vor, bis sie jede Silbe auswendig wußte. Er entfaltete sich wie eine Knospe, dehnte sich und wurde ihr zu einem Buche. Sie schloß das andere und las in diesem einen weiter, und da war es ihr Leben. Sie hatte geblüht wie eine Blume, und in traumhaften Farben, unwirklich waren die Jugendtage dahergekommen. Diese Männer! Dieser Graus mit diesen Männern! Wie im Traum, ohne Willen und eigenes Steuer waren sie ihr zugestürmt, und wie im Traum hatte sie dann mit ihnen geschaltet, daheim und in der Schweiz, in ledigen und verheirateten Tagen. Welche unglückselige Kraft lag in ihr, daß sie Leidenschaft und gerade diese blinde und wilde Leidenschaft aufweckte! Ihre erwachende Seele hatte von den Männern etwas ganz anderes, etwas Ritterliches, Edles, Hochgemutes erwartet, und die Enttäuschung gab ihr dann diese verächtliche und spielerische Art, mit ihnen umzuspringen, die sie erst recht anzog. Und dann kam jener, der wenigstens die Gestalt und dann auch eine gewisse Art des Ritters hatte — ihr Verhängnis, der unglückselige Mang. Er war einfach der Sturm und sie die Flaumflocke. Und sie meinte doch, auch mit diesem Sturm zu spielen. Er kam zu ihr, und sie redete sich vor, daß sie ganz beherrscht, Herrin ihres Herzens und ihrer Sinne, ihm entgegentrete, genau so weit, wie es ihr beliebte, wie es recht und ehrbar, wie es für die Blume Sonnenkuß und Tau, kosende Luft und zärtliches Mondlicht war. Aber da griff der Wilde nach ihr, sie zu zerbrechen, und sie schrie: Brich mich! Und als sie schon gebrochen war, schrie sie: Brich mich noch einmal! Und wehrte sich nicht mehr gegen ihn und war in diesem Taumel bereit, ihr ganzes Leben

zerpflücken zu lassen. Aber es beliebte ihrem Traum, sie wegzureißen. Oder hatte sie nicht im Traume gehandelt, als sie sich von ihm abkehrte, vernünftig wurde, vernünftig handelte und diese Vernunftehe einging? Einmal noch nach jener ungeheuerlichen Brautnacht kam sie mit ihm zusammen und errang sich in einer Zwiesprache durch manche Zusage die Ruhe vor seiner Wut, deren sie sich seither erfreute. Insbesondere hatte sie versprechen müssen, sein zu werden, wenn der Scherben zerbreche, und zu ihm zu fliehen, wenn er sie etwa schnöde behandeln, nicht auf Händen tragen sollte. Gerade darauf bestand er, daß sie sich auf Händen tragen lasse, denn das verdiene sie. O dieser Mang! Er konnte wie eine Rittergestalt in goldener Rüstung vor ihr stehen und dann langsam sich zerdehnen zu einem schweren, plumpen Ungeheuer, ganz wie schöne Wolken sich verwandeln und verstalten. Warum war ihr keiner begegnet, der wirklich kein Graus war, sondern, wenn auch nicht der Ritter eines Mädchentraumes, so doch ein Bild, das nicht Wesen und Schicksal der schönen Wolken hatte.

Manchmal kam der Arzt zu ihr. Es war das ein rüstiger und noch jugendlicher Herr, aber voll Gelassenheit und von einer gewissen väterlichen Ruhe. Wenn er sie untersucht hatte, schalt er, daß man sie allein lasse, befahl ihr, sie möchte in seinem Auftrag eine Wärterin fordern, und entrüstete sich insbesondere über den Bock, der ja ein Gesundes aus aller Ferne umbringen könne. Allein sie beruhigte ihn lächelnd über all diese Punkte. Das Alleinsein gebe Ruhe, und die Stöße des Tieres sorgten, daß diese Stille nicht zu stille würde. Das schien ihm zu gefallen. Er setzte sich an das Bett und plauderte mit ihr. Er war ein Naturschwärmer und pries die Schönheit der Gegend, deren einziger Makel sei, daß es auch in ihr Kranke gebe. Er stamme ja selbst aus dem Allgäu, aber er preise sich glücklich, daß er lange entbehrt habe und als gereifter Mann in die Heimat zurückgekehrt sei. Ganz anders als früher sähen sie jetzt, die geschärften und im Vergleichen geübten Augen. In der Jugend meine man, es sei selbstverständlich, daß alles schön sei. Auch quelle und brodle eine solche Fülle in der eigenen Welt, daß man für das da draußen nur einen allgemeinen Sinn habe. Nicht anders als eine Art Trunkenheit hätten ihn besonders prachtvolle Punkte überwältigt, für die stillere und feinere Schönheit seien die Organe noch zu derb gewesen. Eine solche biete gerade der Weg herauf zu diesem Hof. Nichts Besonderes! sage der Dedutenseher. Aber was sei doch das für ein zartes Spiel zwischen dem nahen Grün und dem fernen Blau! Nahe die stark bewegten, sattgrünen Matten. Sähe man nur sie, so möchte man am liebsten sitzen und schauen wie am Strande des Meeres; diese Hügel bewegten sich förmlich, man meine, das Rauschen hören zu müssen. Aber hinter ihnen zackte die blaßblaue Krone in den blaueren Himmel empor, bei aller Ferne so deutlich, daß man glaube, hinter dieser Welle vor mir mußt du sie unverstellt bis hinab zur Wurzel sehen. Das reize zum Eilen, zum Entschleiern. Aber siehe, ein neuer, grüner Schleier, und wieder einer! So sei es wie ein Weg ständiger Enttäuschung, aber jede Enttäuschung entschädige mit einem Reiz, der ein Erlebnis bedeute. Dann aber auf einmal, wenn man sich schon gelangt glaube, sei es, als wäre man aus der harten wirklichen Welt in den himmlischen

Tag hineingeraten. So ungeheuer zögen die Linien zum glänzenden Seebecken, zum gewaltigen Kreise der Tiefe, und dann hinauf zu den feierlich und stumm ragenden Bergriesen. Und so traumhaft überflute das alles das zarteste Blau, das keuscheste Weiß. Bei diesem Anblick — oben auf dem Felsen an der Esche werde er geschenkt — verstehe er das ganze Südweh der Deutschen. Denn diese Firnen sähen so aus, als müßten sie die Tore zu einem Land sein, wo Tränen und Schmerz nicht mehr seien, wo man schwebe und hemmungslos schwärme um alle Ideale der Brust, wie auf den Asphodeloswiesen der Alten.

Wenn er so oder ähnlich ins Feuer kam, gestand sie beschämt, daß auch sie bis heute nicht über jene jugendliche Trunkenheit an ganz besonders schönen Blicken hinausgekommen war. Wie weit war sie entfernt von der Reife dieses aus einer dürren Fremde heimgekehrten Landsmannes. Ach, und dann war sie immer so sehr von ihren inneren Angelegenheiten erfüllt gewesen. Immer diese Männer! Und dann die Sorgen, die Zukunft, die Reue!

Aber sie meinte zu spüren, daß ihr jetzt in diesem Nachdenken, in dieser Stille, in diesem traumhaften Halbdunkel, die Augen für die Heimat auch gereift seien, und sie empfand eine heftige Reue über ihre undankbare und grobe Unbekümmertheit, mit der sie dieselben Wege so oft gewandert war. Ein heißes Heimweh nach der nahen und so unbeachteten Schönheit stieg in ihr auf. Sie konnte es nicht erwarten, bis am Abend die sonnverbrannten Arme ihres Mannes die Läden hinausstießen und ihr doch den Blick auf die krummen Äste der Apfelbäume und die dunklen Hänge des Tobeltannes öffneten. Sie sprach davon, daß ihr erster Gang zu dem Felsen mit der Esche sein werde, von dem aus man die himmlischen Berge unverstellt sähe; und sollten sie ihre Füße wirklich nicht mehr tragen, so wolle sie den Blick von den Armen ihres Mannes aus genießen.

Auch der Pfarrer besuchte sie. Das war ein alter Herr, und er empfand denselben Weg als Mühsal. Aber er lobte ihn, weil er ihm oben den schönen Anblick ihrer zufriedenen Geduld schenke. Andere in ihrer Lage, und selbst wenn sie ein stilleres Leben gelebt, würden ihm mehr vorseufzen, als er aufschlucken und stillen könnte! Sie wurde bei solchem Rühmen ernst und sagte, sie habe auch mehr Grund zur Geduld, da sie eine rechte Sünderin sei. „Das ist eine tote Sache und fast so weit entfernt, wie der Himmel von der Erde!“ erwiderte er. Aber sie schüttelte den Kopf: „Noch gar nicht so weit, es hat mich bis an dies Krankenbett begleitet.“ „Und doch ist es so weit weg von dir“, beharrte er. „Denn das Leiden ist ein geschwindes Roß, es hat dich in kurzen Stunden weit getragen!“

So und ähnlich redeten diese Herren mit ihr, und sie meinte bei dem einen wie bei dem andern, ein Engel Gottes sei gekommen, wenn er die Schwelle überschritt, oder endlich doch einer jener Ritter des Traumes. Wie klug redeten sie, die keine Leidenschaft verwirrte! Sie saßen vor ihr ohne Begehren, ohne dieses Hin- und Herzerren eines geheimen Ringens um sie. Waren sie nicht gar die ersten, die nur geben und nicht nehmen wollten! Und wenn sie wirklich nahmen, so doch nur das, was auch sie selbst als eine edle Gabe empfand. Und sie begann, für diese Tage der

Ruhe und Stille zu danken. Ach, daß sie so bald zu Ende gingen! Nicht das Leiden neigte auf die Seite der Gesundung. Nein — die Stiege über ihr türmte sich immer höher, und immer schmerzlicher preßte sie das Gefühl, daß sie steigen sollte, und daß sie selbst im Ruhen mühsam und keuchend stieg. — Aber die Mooswiesen waren gemäht. Die Arbeit kehrte bald zum Hause zurück. Noch ein Tag und noch ein Tag, und der Mann, der jetzt selbst die Nacht über in dem fernen Mahd geblieben war, zeigte sich wieder, um ihr zu beweisen, wie jung er sei.

Es war ein drückender Sommermittag, in den die ersten Zeichen eines emporquellenden Gewitters hineingespensterten. Der Arzt kam; er drohte, den bösen Bock loszuketten, was auch daraus werde, denn diese Stöße müßten ja wie Axthiebe an ihrem Lebensbaum wirken. Auch wollte er selbst zu dem Bauern hinaufgehen, um ihm deutlich zu sagen, was er einer solch armen Frau schuldig sei. Dann schlürfte die Eierbärbel herein. Regine kannte ihren Schritt auf dem Flur und erschrak vor der Alten. Sie hatte den Liebesboten zwischen ihr und dem Sennen gemacht und bis in die letzten Zeiten dann und wann eine Gabe von Mang gebracht und eine für ihn mitgenommen. Es waren das die Opfer für ihre Ruhe. Denn er drohte immer noch, den Scherben zu tausend Scherben zu zermalmen.

Die Bärbel brachte ein Gesicht herein wie ein Ziegelstein, rot, glühend und hart. Sie schob das weiße Kopftüchlein, das sie in der grellen Sonne über die Augen gezogen, zurück, blinzelte, um der Dämmerung Herr zu werden, stellte den Korb hin und sagte, hoch aufatmend und für fremde Ohren: „Habt Ihr keine Eier? Fünf Pfennig für das Paar!" Dann nahm sie einen kräftigen Schluck aus dem Wasserkrug, machte ah, als wär's der köstlichste Trunk, wischte mit dem Handrücken den bärtigen Mund und fragte verwundert: „Seid Ihr denn ganz allein?"

„Gott sei Dank!"

„Ganz allein, mutterseelenallein, so laßt Euch der Unmensch, der Stier, liegen? Und dies Hexenvieh, der Bock, dem muß ich gleich ein bißchen Gift zu fressen geben. Nun, man hat's ja g'hört!"

„Allein ist selig!" sagte die Kranke.

Die Alte lachte: „Habt Ihr an dem alten Esel schon so genug? Ich glaub's! Ja, ja . . . braucht mir gar nichts weiter zu erzählen. Es ist, wie wir es uns gedacht haben! Der darf die Weiber gleich ansäen, er hat einen großen Verbrauch! Wollt Ihr denn wirklich bei dem zugrund gehen?"

„Es ist ein guter Mann!"

Die Alte lachte wieder: „Ihr redet wie eingelernt. Aber er hört es ja nicht! Also frisch von der Leber weg! Niemand muß sich umbringen lassen! Einen Gruß vom Mang. Er hat gehört, wie man Euch hier auf Händen trägt. Und er leidet's nicht, daß Euch etwas geschieht! Weiblein, Ihr seid gar nicht mehr die Kecke von früher, sonst würdet Ihr sagen: Hol' mir den Mang, er soll mich gesund machen! Er kann's!"

„Bärbel, ich bin müd' und sag': Höre auf zu schwätzen. Ich kann keine Fliege mehr ertragen, viel weniger den Mang. Grüß ihn, er soll mich eine kleine Zeit

noch in Ruhe lassen, dann kann er mich wieder lieben — besser als früher. Und ich ihn vielleicht auch!"

Die Alte brummte, nahm noch einen Schluck, sagte mechanisch: „Also Ihr habt keine Eier, wenn ich doch fünf Pfennig geb' fürs Pärle?" und schlürfte hinaus, als kröche eine klapperdürre Schlange über die Fliesen der Stube und des Flurs.

Nach einiger Zeit vernahm Regine vom Stall her plötzlich ein Röcheln und Scharren, ein paar wehe meckernde Laute, dann wurde es ganz still. Das Dröhnen am Balken hörte auf. Hatte der Bock die Freiheit gefunden? In Bangen dachte sie daran, welches Unheil des wilde Tier anstiften könne, da klangen über die Tenne und dann über den Flur feste, markige Schritte. Sogleich sträubte sich ihr das Haar zu Berge. Sie kannte diese Schritte; solch ein Takt schlug nur unter Mangs Holzschuhen. Sie wollte aufstehen, um an ihrer Türe den Riegel zu schieben, aber sie mußte mit beiden Händen ihr krampfendes Herz halten, und es war ihr, als müßte sie ihre Füße erst suchen. Dafür spürte sie den Hünen, als er noch auf dem äußeren Gang hinter der Holzwand schritt, durch alle Wände hindurch, als wären sie aus Glas. Jetzt war er nah, und endlich füllte der breite, klobige Mann den Türrahmen. Das zerzauste Lockenhaupt, das sich beim Eintreten gebeugt hatte, ragte hoch über den oberen Türpfosten hinaus. Die Hände wischten blutige Flecken an den weißen Fürfleck, den er vorgebunden hatte, die helle, von roten Härchen überwucherte Brust wölbte sich wie eine rote Glocke vor, seine weißen, langen Zähne blitzten lachend zwischen dem blonden, gekräuselten Bart hervor: „Grüeß di!" sagte er. „In die finstr Stube hand sie di g'worfe! Bigott, in d' Rumpelkammer zum Verstaube als ein alt's Stuck Eise! Dös hat a End! sag i! Auf de Hände sott er di trage, hab' i aufgeh', und jetzt mit Schein bist unwerter, als der alte Dreck an de Schuach. Mir bist it unwert. Mädle, komm zu mir, in meine Hände!"

Er streckte seine schweren Tatzen gegen sie vor, daß sie wie ein Nest aussahen; sie aber hob abwehrend die schmale, weiße Hand gegen ihn: „Mang, trag' mir den Frieden nicht hinaus! Laß mir das bißchen Ruh', du siehst, ich bin krank!"

Er tappte langsam auf sie zu, schüttelte stumm den Kopf und lachte ihr mit aller seiner Zartheit zu, deren er fähig war. Dann endlich sagte er langsam und innig: „Du bist ja it krank! Wie wirst denn du krank sin! Hast Bäckle wie ein Apfel an der Sonne. Bloß ermagert bist, weil du bei dem da dein Sach it hast. Verstell' dich nit, i weiß alles! Komm zu mir, da gehst wieder auf wie a Ros' im Mailuft. Ihr zwei seid kein G'spann!"

„Und wir zwei sind auch keines, Mang. Mein G'spann ist der Tod!"

Er sah auf sie hin, und sie kam ihm schöner vor, als ein überirdisches Wesen. Seine Blicke beteten sie an. Er warf sich an ihrem Bette auf seine Knie und stöhnte: „Und so etwas Lieblichs laßt man alleinig liega und geht dafür Küh' und Rösser nach, so etwas sperrt man in die finster Stube und macht Moosheu! Lust hätt' i, ihn bei den Ohren herzuziehen! Da her, du Scherben, s i e mußt du zuerst versorge! Aber i tu etwas anderes. Klein Kindle, weißt, was i tu? Du weißt es! Mag,

komm, gang mit mir! Sputele, freſſe kunnt' i di! Diesmal heißt's ewig, bis der Tod ſcheid't. Du biſt ja herrelos!"

„Er muß doch Heu machen, bei dieſem Wetter, und wo es jetzt dran iſt, zu ändern. Und du ſollſt ihn nicht beſchimpfen, er iſt ein fleißiger, ein rechter Mann!"

„Ein Scherben iſt er, ein Hundshäuter, dein Schinderknecht! Lob' ihn nit, es iſt gelogen!" rief er heftig.

„Mang, ich bin krank, ſiehſt denn nicht, wie hart ich ſchnaufe, der Doktor hat mir Ruh' verordnet, es könnt' ſonſt alles gefehlt ſein!"

„Und biſt du krank, ſo biſt's von dem! Er hat dir ſein Alter ang'hext und dafür die jungen Jahr an ſich g'nommen. Die Bärbel hat es mir verraten. Aber i hab' ihm dawider getan! Deinem Krankenwärter, dem Bock, hab' i 's Schnaufen abg'ſtellt. Den erwürgten Bock leg' i an deiner Stell' in den Gaden, und di, und di — Kindle, haſt denn kein Wunſch, ſteck' dein Heucheln auf, und tu' mir's z'wiſſe! Schau', i bin au oftmale im Loch g'ſeſſe und weiß, wie es tuet, monatelang zwiſche vier Wänd!"

„Kein', als ruhig z' ſterben. O, du ſiehſt doch!"

Ihr Atem pfiff, ſie ſchnappte nach Luft —. Da ſtieß er geſchwind die Fenſter auf und öffnete die Läden nah' am Bett, dann kniete er ſich wieder bei ihr nieder, griff mit der Linken unter das Kiſſen und half ihr, daß ſie ſich aufrecht ſetzen konnte. Der erregter werdende Wind klirrte mit den Scheiben, die Bäume erſchauderten vor dem nahen Gewitter. Er aber tat mit ihr wie mit einem Kind: „Hart ſchnaufen tuſt, ſieh', i blaſ' dir mein' Odem ein! A Zickle, das ſchon kalt gſi *) iſt, hab' i ſo wieder zum Lebe brunge. I hauch' dir mein' Lebenskraft ein, und die ſtammt von de Berge, ganz nah von unſerm — Herrgott. Und oben geb' i dir Milch und Rahm von der beſte Almkuh, das hilft. Es iſt die erſt' Medizin von der Welt, und nachher biſt weit, weit weg von dem Scherben, der di ausſaugt, und nah, nah bei mir, und wenn's not tut, trinkſt mein Blut und wirſt wieder jung. Sieh', da draußen ſchnauft man anders, wenn dich der Unmenſch nimmer druckt. In dem Gaden erſtick' ſogar i, das iſt kein' Luft für uns!"

Die Kranke merkte, daß der Senn vor Leidenſchaft raſend wurde. Er ſah wie ein Trunkener aus, und ſie hatte nicht die Kraft, ihn zu bannen, ihm ihr herrliches Mang! zuzurufen. O, nun kletterte ſie wieder die allerſteilſte Stiege hinauf, wurde gejagt und gehetzt und war doch ſo ohne Atem wie nie!

„Ich mach' dir ein Bett von Alperoſe und Edelweiß, und Milch und Hunk **) darfſt ſchlecke; Hunk hab' i von Alpenbluſt hoch drobe, wo d' Engel runterhauchet auf d' Blume, und i geh' nimmer weg von dir, Tag und Nacht wieg i di auf dieſe meine Händ', ſiehſt ſo . . . iſt es ſo lieb? Gell, dies fächlet Luft!"

Er hob ſie mit Bett und Kiſſen in ſeine Arme und trug ſie ſchaukelnd in der Kammer auf und ab. Sie zitterte und lächelte doch ein klein wenig, als er ſo gar wie ein Kinderwärter mit ihr verfuhr, ſie wie einen weinenden Säugling beſchwichtigte und wiegte und wieder ſein Märlein vom Bett in den Alpenroſen und

*) geweſen. (** Honig.

vom allmächtigen Gottesodem der Berge hersagte. Er sah ihr irres, wehes Lächeln und jauchzte: „Siehgst, allad *) no g'freuet dich d' Schelmenstreich'. Denkst es no, wie i di 's erstemal so g'wieget hab', so über den Bach, über d' Berg weg. Damals hat's Sputele g'juchzet und g'strampelt! Und wie i dir alle Possen erzählt hab' und hast mi gestreichelt und g'schopfet: „Du Schalksnarr!" Komm, sag' es wieder! — Du willst sterben. O, beileib' nit! Das verschiebt man auf z'letzt! Du kommst ja heut erst aufs neu uf d' Welt! Hinter dir a saur's Leben bei dem alten Bock. Aber jetzt woll'n wir's anders mache! Hast ja allad zu mir verlangt, i weiß es! Bist ja it so grusam krank. Derstell' di it. Und kann i dir denn gar nichts tun, als Wiegen? Hast kein' Wunsch, wirklich! Dein' Kindsmagd ist da — verrat' mir dein Verlangen!"

Wieder lief über das beträntе Gesichtlein krankes, weiches Lachen, als er so sprach. Schon bei seinem Preislied auf die Kraft der Berge hatte sie an ihre einzige Sehnsucht, von der Esche aus in die Schweiz blicken zu dürfen, gedacht. Sie rang mit dem Verlangen, sie zu gestehen. Er sah es und bettelte wie ein kleiner Bub um das, was sie eben gedacht hatte. Endlich gestand sie's: „Es ist ja gar nichts. Bloß hab' ich mir denn schon gedacht . . einmal noch ein Blick ins Seeland . . in das wunderschöne, in die Schweiz, sobald ich . . wenn mich einmal . . ."

Er aber fuhr jauchzend auf: „Nix, einmal! Auf der Stell'! Dies kann i mache! Gell, hungert es di doch? Hab' ich's it errate! Mein bist! I bin dein Doktor!"

Und er riß die Türe auf und sprang mit ihr hinaus. Vergeblich fuhren ihm ihre Finger abwehrend ins Gesicht, vergeblich stieß sie einen wehen Schrei aus, als sie, am Stall vorbeihuschend, den Bock wie von einem Wolf zerrissen an der Kette liegen sah. „O Sputele," lachte er, „hast di schon oft so g'wehrt und hat di do g'freut. I weiß, wie so Wiber Ja und Nein sagen!"

Im Sturmlauf klomm er mit ihr auf den Felsen bei der Esche und hob seine federleichte Last im Angesicht des Seetales und der Berge hoch empor. Zeigte sie als sein Kind, seine Braut, als die dem Tode entrissene Geliebte den blauen Fernen und der blitzenden Tiefe, indem er rief: „Jetzt guck' di satt! Ist's ebbes anders, als das finstre Loch?"

Dann wandte er sich um, hob sie dem grünen, zwischen dunkel aufsteigenden Wäldern eng hervorleuchtendem Fleck seiner Alm entgegen und schmeichelte: „Da oben — dein Hus, dein Homat, denkst es noch — da oben bist Braut gsi, da unten an ein' dürren Balken bunden! Frei bist!"

Darauf wirbelte er mit ihr auf der Felsenplatte, um die zypressendunkel ein paar Wacholderbüsche standen, im Tanzschritt umher und lachte: „Du bist die schönste Aussicht, seh' ich di an, lueg i in' Himmel 'nei!"

Und dann stand er still und beugte sich über sie, um sie zu küssen. Aber er zuckte entsetzt zurück. Denn der Mund, den er begehrte, war schmerzlich verkrümmt, als hätte er Allerbitterstes verkostet. Und er schnappte heftig auf und zu. Dann fiel

*) immer.

der Unterkiefer herab und blieb starr und entstellt stehen. Die Augen öffneten sich schreckbar weit und schauten ihn streng, ohne Blinzeln an. Es wurde ihm immer gruseliger. Er versuchte es wieder mit Wiegen und rief ihr kosend zu. Mit der einen Hand trocknete er ihr die Schweißtropfen von der Stirn, lächelte und weinte und kämpfte gegen die aufsteigenden Anklagen: „Gell, bist bloß a weng erschrocke!" Aber sie starrte nur auf ihn her. Die schwarze Wolke hinter ihm murrte, ein Blitz fuhr über das bläulich-rote Gesicht Regines. Das erinnerte ihn plötzlich an den Schimmer der Totenkerze, der einst auf dem Angesicht seiner Mutter gespielt hatte. Entsetzen jagte ihn. Er sprang in das Haus zurück. Die Hände Regines, die über die seinigen herabhingen, berührten ihn kalt. Er schauderte, wie er nie im Leben geschaudert hatte, und wohl zum ersten Male zitterte er in fassungsloser Angst. Sachte legte er die leichte Bürde in das Bettgestelle zurück. Er wußte nicht, was er beginnen sollte, stand wie gelähmt da und ertrug doch den Anblick der Toten nicht, hoffte immer wieder, ein Zeichen zu sehen, daß sie lebe, und sah nur Zeichen, daß sie tot sei. Er rief sie: „Regine . . . hab' i di, hab' i di z' Tod geliabt, gelt, z' Tod g'liabt?" Der Donner drohte näher und feindseliger, und jetzt erscholl von unten her Peitschenknallen. Da stieß er einen Schrei aus, wie ein sterbendes Tier, und hetzte davon, in das Dunkel des Tobels hinab.

Als die ersten Regentropfen fielen, fuhren die vollen Heuwagen in die Tenne. Obenauf saß das Kind. Alle waren erfreut, daß es ihnen gelungen war, noch rechtzeitig fertig zu werden.

„Ihr habt aber auch geschafft wie die Wilden", lobte der Fidel gut gelaunt.

„Und Ihr wie ein Junger!" riefen Knecht und Magd wie aus einem Munde sich zu.

Er sah nicht, wie sie sich spottend zunickten, sondern gab lachend zurück: „Ja, wenn man für zwei jung sein muß! Ich will aber jetzt zu meiner Alten sehen." Und seine steifen Glieder zu flinkem Federn zwingend, schritt er der Stube im Gaden zu.

Innen- und Außenpolitik

Von

Karl Hoffmann

Die äußere und die innere Politik stehen zueinander in wechselseitigen Beziehungen. Aber die Problematik bewegt sich in der entscheidenden Frage, auf welcher von beiden Seiten bei diesem Wechselverhältnis das größere Gewicht liegt. Es fragt sich, ob der Außenpolitik oder der Innenpolitik der Vorrang gebührt.

Bei uns in Deutschland wird für gewöhnlich und gleichsam gewohnheitsmäßig diese höhere Bedeutung der inneren Politik zugewiesen. Dies beruht auf einer etwas oberflächlichen Schlußfolgerung. Man glaubt: die Innenpolitik betrifft das „innere

Wesen" des Staates, und die Außenpolitik betrifft nur die äußere Anwendung dieses inneren Wesens auf die Verhältnisse und Beziehungen zu anderen Staaten. Daher meint man, daß die äußere Politik aus der Innenpolitik „hervorgehe". Und hieraus pflegt man zu schließen, daß die Außenpolitik, die ein Staat tatsächlich betreibt, von der Beschaffenheit seiner innenpolitischen Lebensweise, d. h. von der Innenpolitik, die er betreibt, vorherbestimmt werde und sich irgendwie nach ihr richte und richten müsse. Man spricht von konservativer, von demokratischer, von „reaktionärer" Außenpolitik usw.

Zunächst klingt diese Auffassungsweise immerhin einleuchtend. Es spricht für sie, daß die Außenpolitik in der Tat von der Innenpolitik abhängig erscheint. Denn ist ein Staat innenpolitisch schwach, so ist er auch außenpolitisch schwach. Eine Staatsleitung, welche die etwaigen inneren Kräfte der eigenen Staatsgemeinschaft nicht sicher und fest in der Hand hat, kann in der äußeren Politik nichts unternehmen, was wie ein Wagnis aussehen würde. Trotzdem bleibt jene Auffassung voreilig und brüchig. Denn das Verhältnis von Grund und Folge läßt sich ebensogut umkehren: weil ein Staat außenpolitisch schwach ist, darum ist er auch innenpolitisch schwach. Ein im Kriege vernichtend geschlagenes Staatswesen wird stets in seinen inneren Festigkeiten erschüttert; oder ein Staatswesen, dessen Führung vor allen außenpolitischen Schwierigkeiten zurückweicht, verliert in seinen nach innen gerichteten Wirkungen gleichfalls an Stärke.

Der Glaube an den Vorrang der Innenpolitik, d. h. jener Glaube, daß die Außenpolitik aus der Innenpolitik „hervorgehe", beruht auf dem Mißverständnis einer an sich richtigen Wahrheit. Diese Wahrheit liegt in der Notwendigkeit eines Wechselverhältnisses zwischen Innenpolitik und Außenpolitik überhaupt, das man irrtümlich deutet. In dem Wechselverhältnis kommt lediglich der Umstand zum Ausdruck, daß in beiden politischen Lebensbereichen, dem außenpolitischen sowohl wie dem innenpolitischen, die gleichen Grundkräfte wirken und sich offenbaren. Jedoch die tatsächliche Wirkungsweise dieser Grundkräfte ist in einem jeden der beiden Bereiche wesensverschieden im Vergleich zu dem anderen. Sie „funktionieren" je nachdem, ob sie außenpolitisch oder innenpolitisch auftreten, nach eigentümlichen inneren Gesetzen. Denn die Außenpolitik an sich hat eine andere Wesenseigentümlichkeit, als die Innenpolitik an sich, und umgekehrt.

Das staatliche Innenleben bedeutet nur einen Teil der Politik und nicht deren Gesamtheit. Nehmen wir vorläufig an, daß das innere Leben des Staates mit seinem inneren Wesen übereinkomme, so erschöpft es damit noch nicht das politische Wesen überhaupt. Auch Außenpolitik gehört von sich aus zum Wesen des Staates. Ein jeder Staat ist genötigt, irgendwie Außenpolitik betreiben zu müssen. Selbst „neutralisierte" Staaten, die dem Anschein nach auf außenpolitische Äußerungen ihres Daseins verzichten, führen in Wahrheit ein außenpolitisches Dasein. Gerade durch ihre vertragsmäßig vereinbarte „Neutralität" wird die außenpolitische Haltung solcher Staaten gekennzeichnet. Diese Neutralität hat dazu zu dienen, um ihnen eine handelnde Außenpolitik zu ersetzen.

Die Neutralisierung ist keine grundsätzliche Abkehr von der Außenpolitik überhaupt, was unmöglich wäre, sondern einerseits außenpolitischer Ersatz und andererseits Mittel zum Zweck. Vom Standpunkt des neutralisierten Staates betrachtet, soll sie diesem durch ein zwischenstaatliches Zusammenwirken fremder Bürgschaftsleistungen die erforderlichsten Ergebnisse außenpolitischer Tätigkeit sichern: er erhält die Gewähr seines unbehelligten Daseins. In ihrer Eigenschaft als Werkzeug internationaler Politik wird jedoch die Neutralität des betreffenden Staates gleichzeitig zu einem Mittel für die außenpolitischen Bestrebungen der sogenannten Garantiemächte. Sie wird — unter dem Gesichtswinkel der außenpolitischen Betätigung jener Staaten, welche die Gewähr verbürgen, gesehen — bloßes Mittel zum Zweck, und der neutralisierte Staat, der sich dazu hergibt oder hergeben muß, Gegenstand dieses Mittels zu sein, treibt eine Außenpolitik, in der er die eigenen Handlungen mit der anscheinenden Ruhelage eines verwendbaren Mittels vertauscht. Somit aber treibt er überhaupt Außenpolitik: er bleibt in die Gesamtbeziehungen des außenpolitischen Lebens verflochten.

*

Welches wären die Grundkräfte, die sich in der Gesamtheit des politischen Lebens bekunden? Als vier an der Zahl sind sie zu bezeichnen: die organisierende Tätigkeit schlechtweg; das Wirtschaftsleben in seiner Eigentümlichkeit; ferner eine geistig-seelische Energie, eine schöpferische Innenkraft, die vom rein Organisatorischen unterschieden werden muß, obwohl sie sich zugleich darin auswirkt; und schließlich die Macht.

Die organisierende Tätigkeit ist innenpolitisch in der Verwaltung und Gesetzgebung ersichtlich, in der Rechtsprechung und überhaupt in der rechtlichen Regelung des Daseins. In der Außenpolitik taucht ihre Richtunggabe in der diplomatischen Arbeitsweise wieder auf, in Verhandlungen, in Abschlüssen von Verträgen und Verständigungsmaßnahmen. Beim Wirtschaftsleben erkennen wir ohne weiteres den Unterschied zwischen der inneren Volkswirtschaft und der Weltwirtschaft. Man kann die Weltwirtschaft, soweit sie in einem politischen Sinn und nach einer politisch bewußten Führung vor sich geht, das Gebiet der wirtschaftlichen Außenpolitik nennen. Die seelische Energie entschleiert sich innenpolitisch in den Bezirken der sogenannten Kulturpolitik, in dem geistbestimmten Leben einer Gemeinschaftlichkeit. Hieraus ergibt sich der seelische Bestand der Gemeinschaft. Außenpolitisch kehrt diese Willenshaltung des Geistes in den Wirksamkeiten der überstaatlichen und übernationalen Kulturideen und Kulturkreise wieder und in den Gegenwirkungen, welche diese innerlichen Kräfte vor allem in der großen Außenpolitik aufeinander auszuüben pflegen. Denn dieses kulturelle Moment ist nicht nur verbindend, sondern auch trennend. Ein jeder Staat hat irgendwie Macht. Polizeigewalt und Strafvollstreckung sind innenpolitische Macht; und in der Außenpolitik wird die Macht zur Wehrkraft, zu Flotte und Heer.

Dies jedoch ist die Rückkunft der eingangs geäußerten Frage. Worauf beruht die beiderseitige Verschiedenartigkeit in den tatsächlichen Wirkungsformen

dieser vier Grundkräfte? Das bedeutet: Worauf beruht der wesentliche Unterschied zwischen Innenpolitik und Außenpolitik überhaupt?

Innenpolitisch gedacht, ist das ausschlaggebende Merkmal die Einzelheit und irgendwie beschaffene Ganzheit des Staates. Denn der Staat muß als etwas äußerliches Ganzes und Eines vorstellbar sein, um von innen her aufgefaßt und behandelt werden zu können. Man erblickt somit die Geltung eines einheitlichen, gemeinsamen Wertes: die Staatsidee und ihre Autorität. Die organisatorische Tätigkeit geht innenpolitisch in letzter Linie immer von einem einheitlichen Gedanken aus, der den Anspruch erhebt, einen unüberbietbaren Wert darzustellen; und die Staats- und Verwaltungskräfte empfangen von dort den verbindlichen Charakter ihrer rechtlichen Regelung. Was Gesetz ist, gilt unbedingt. Die Unbedingtheit dieser werthaften Geltung läßt sich in der Einseitigkeit der innenpolitischen Machtausübung, beispielsweise in der Strafvollstreckung, am schärfsten verspüren.

In der Außenpolitik hingegen fehlt solch ein einheitlicher und gemeinsamer Wert, der unbedingt gelten würde. Sie ist das Lebensgebiet einer Mannigfaltigkeit des staatlichen Daseins. Daher gibt es hier keine letzte Verbindlichkeit für die Maßnahmen einer rechtlichen Regelung. An die Stelle der Einseitigkeit der Bekundungen, beispielsweise in der Machtausübung, tritt die Wechselseitigkeit. Damit wird der außenpolitische Bereich zur Sphäre eines Gegeneinander, der Widerstände und des Sichüberbietenwollens.

Durch dieses Sachverhältnis erschien in anderer Hinsicht die Vorstellung nur wieder bestätigt, als ob der inneren Politik, oder genauer gesagt: als ob der innenpolitisch empfundenen Daseinsführung in der Politik überhaupt gegenüber der Außenpolitik der Vorrang gehöre.

Denn man dachte: Wenn die Innenpolitik durch die Verbindlichkeit ihrer rechtlichen Organisation in so ausschließlicher Weise gekennzeichnet werde, daß diese Rechtsverbindlichkeit in der Außenpolitik fortfalle, so bleibe für den außenpolitischen Tätigkeitsdrang, für die Durchsetzung außenpolitischer Bestrebungen nichts weiter übrig, als das Mittel der Macht. Macht sei rohe Gewalt. Deshalb stehe die allgemeine Beschaffenheit der inneren Politik sittlich höher, als die reine oder wesensgemäße Außenpolitik, sofern und soweit diese eben Machtpolitik wäre. Der Gegensatz zwischen außenpolitischer und innenpolitischer Lebensweise sei gleichbedeutend mit dem Gegensatz zwischen Gewalt und Sittlichkeit. Nun verlange jedoch der sittliche Entwicklungsfortschritt der Menschheit eine fortschreitende Versittlichung der Politik und damit auch der Außenpolitik. Komme es also darauf an, die Außenpolitik zu versittlichen, so besage das: es komme darauf an, die außenpolitische Hauptbedeutung der Macht zu verdrängen und die Gewaltpolitik durch eine Politik des Rechts und der Gerechtigkeit zu ersetzen. Am Ende heißt das: die Außenpolitik müsse aufhören, im besonderen Sinne außenpolitisch zu sein, und sich der innenpolitischen Lebensweise angleichen.

Dieser Gedanke enthält eine völlige Übertragung der innenpolitischen Lebensart rechtsverbindlicher Organisation auf die außenpolitischen Gebiete. Er bezweckt

eine fortschreitende Ausdehnung der Wirkungsmöglichkeiten der staatspolitischen Wertidee oder Einheitsgeltung und ihrer Autorität. Somit mündet er folgerichtig in das endgültige Ziel eines allgemeinen Menschheitsstaates mit dem allgemeinen Weltfrieden ein, was der letzten Vervollkommnung des Menschengeschlechtes zu entsprechen hätte.

*

Der ganze Gedanke geht aus einer doppelten Unrichtigkeit hervor. Er beruht einerseits auf einer falschen Auffassung davon, was in der Politik Sittlichkeit ist; und andererseits beruht er auf einer falschen Auffassung vom Wesen der Macht. Was bedeutet überhaupt Macht?

Macht ist Besitz, Verfügungsgewalt. Macht im politischen Sinne ist Verfügung über gegenständliche Lebensmöglichkeiten. Jeder Mensch muß irgendwo sein. Jede Volksmenge und jeder Staat müssen irgendwo sein. Daher ist die politische Macht in ihrer tiefsten Bedeutung nichts anderes als die Notwendigkeit der Verfügung über Raum. Die Macht in der Politik ist ebenso notwendig, wie der Raum, in dem die Politik geschieht, notwendig ist. Folglich kann die Macht an und für sich, da sie gar nicht von der menschlichen Willkür abhängt, weder sittlich noch „unsittlich" sein. Sie verhält sich gleichgültig in ethischer Hinsicht.

Die falsche Auffassung vom Charakter der Macht, welche die Hervorwirkung des Raumes darin übersieht, erklärt sich aus der Annahme, daß allein die organisierende Kraft staatsbildend sei und den Staat überhaupt ausmache. Diese Annahme glaubt, der Staat bestünde nur aus Menschen, die organisiert werden oder sich organisieren, indem sie ein gegenseitiges Vertragsverhältnis eingehen. Nun aber besteht der Staat nicht bloß aus seiner Bevölkerung, sondern er hat einen Umfang. Ohne räumlichen Umfang ist kein Staat denkbar. Und ohne Raummacht, die mit den politischen Voraussetzungen des Umfangs übereintrifft, könnte das Staatsleben nicht wirklich sein. Politische Macht ist räumliches Leben, welches dadurch, daß es vom Menschen lebendig gemacht wird, als Willensdynamik erscheint.

In der Macht drückt sich die Raumverbundenheit des staatlichen Daseins aus. In demselben Grade, wie ein Staat an Macht einbüßt, verliert er Gebiet. Das beweisen alle Kongresse und Friedensschlüsse. Ist aber das staatliche Wesen durch seine Raumverbundenheit auf Macht angewiesen, und ist diese Raumgebundenheit nicht zu beseitigen, so bedeutet das: Es gibt keine Politik, die nicht in irgendeinem Sinne Machtpolitik wäre.

Jene falsche Auffassung von der politischen Sittlichkeit hingegen verwechselt den Sinn der Politik mit einer privatbürgerlichen Moralität, die in der Rechtlichkeit und Friedfertigkeit, in der möglichsten Ausschaltung aller Gefahrnisse und im sogenannten „Glück" das Ziel des Daseins erblickt. Es fragt sich jedoch — ganz abgesehen vom Politischen — ob sie die echteste Sittlichkeit wäre. Denn diese Moralität beruht schließlich auf einer Sättigung des Bedarfs an Behagen und Notdurft, welche man zum Zwecke des gegenseitigen Vorteils durch Abmachungen ordnet und regelt.

Das heißt: sie beruht auf einer mechanischen Nutzhaftigkeit, die sich vom Triebleben der Tiere nur in gradweiser Verfeinerung, nicht aber dem innersten Wesen nach unterscheidet. Doch als ethische Größen sind wir überhaupt nicht auf der Welt, damit wir uns wohlfühlen. Wir sollen unsere innere Bestimmung erfüllen; und unsere sittliche Bestimmung enthüllt sich in einem fortwährenden Überwinden der blöden Gegebenheit und der tierhaften Schranke. Mit ihren praktischen Forderungen geht diese höhere Ethik darauf hinaus, daß wir nicht leben, um glücklich zu sein, sondern um unsere Schuldigkeit zu tun und etwas zu vollbringen. Fichte sprach dies so aus: „An meinem Leben und an meinen Schicksalen liegt nichts, an den Wirkungen meines Lebens liegt unendlich viel." Denselben Gedanken hatte bereits Friedrich der Große, dieser wunderbare König, in die einfachen Worte gefaßt: „Daß ich lebe, ist nicht notwendig; wohl aber, daß ich tätig bin."

Diese Ethik stimmt mit dem überein, was in der Politik sittlich ist. Die politische Sittlichkeit liegt in der Leistung, und die politische Leistung ist ein schaffendes Tun. Sie entsteigt einem innersten Willensmoment, das sich aus der organisierenden Regelung im Staatsleben nicht etwa ableiten läßt, sondern dieser schon vorhergehen muß. Ohne schaffenden Willen ist keine organisierende Tätigkeit möglich.

In seiner Abkunft ist dieses Willensmoment ein und dasselbe, wie die seelische Energie, die als geistige Grundkraft sodann kulturell und „kulturpolitisch" in bestimmteren Erscheinungsweisen auftritt. Sie ist letztlich, wenn auch mittelbar, das eigentlich Staatsschöpferische, sofern man das staatliche Dasein einmal nicht als Raumgebilde, sondern eben als menschliche Schöpfung ansieht. Denn die Fülle dieser inneren Energie erzeugt die seelische Wirklichkeit in der Gemeinschaft, die von der reinen Organisation nur ihre verwaltungsmäßige Ausgestaltung erhält. Die geistig erlebbare Tatsache einer Gemeinschaftlichkeit muß als solche vorhanden sein, bevor sie organisiert werden kann. Darum hat die staatliche Organisationsmechanik, für sich allein genommen, gar keine staatsschaffende Kraft. Wie sie des Raumes bedarf, so bedarf sie auch der anderen Grundkräfte. Ohne räumliche Macht wäre sie ohne Greifbarkeit; ohne Wirtschaft hätte sie keinen Gebrauchsinhalt; und ohne geistig-seelische Energie, d. h. ohne das schöpferische Willensmoment, würde ihr der lebendige Antrieb der Gemeinschaftstätigkeit fehlen. Sie wäre überhaupt nicht-tätig.

Die organisierende Grundkraft entwickelt sich im Gesamtergebnis der drei anderen Grundkräfte, die sich in ihr und durch sie zur staatlichen Betätigungsweise vereinigen und gleichsam politisch erfüllen. Die anderen drei Grundkräfte sind ihrem Ursprunge nach nicht eigentlich politisch geartet. Sie werden es erst vermöge ihrer staatlichen Durchbildung. Daher erscheint die organisierende Tätigkeit als besonders staatsbildend; jedoch ist sie es nicht in dem Sinne, als ob sie freitätig und aus sich das staatliche Leben hervorrufen könnte.

Wenn die vier Grundkräfte in den Vorgängen der Staatsbildung sich vereinigen und kreuzen, so müssen bei allen vieren Wechselwirkungen obwaltend sein. Damit dringt die Energiekraft des Schöpferischen zugleich in die Macht ein, um sie ethisch zu rechtfertigen. Es findet nicht nur ein willentliches Organisieren, sondern eine

innere energetische Beseelung der bloßen Raumgewalt statt, mit mannigfachen Inhalten. Dies ist dasselbe Ereignis, wodurch das räumliche Dasein zu seiner Willensdynamik erweckt und damit erst in Macht von politischer Bedeutung verwandelt wird. Die Macht empfängt immer von wo anders her ihren politischen Sinn und wird hiermit also auch „sittlich". Daraus folgt: Wie es keine Politik gibt, die nicht irgendwie Machtpolitik wäre, so gibt es keine reine Machtpolitik, die nichts anderes wäre als Macht.

*

Die politische Kraft besteht aus Leistung und Raum. Und die unmittelbarste Äußerung des staatlichen Daseins ist der Trieb zur Selbsterhaltung des Staates. Durch den Umstand der „Selbsterhaltung", der den Ton eines innenpolitischen Begriffes an sich hat, wird dem Anschein nach die stärkere Ursprünglichkeit der inneren Politik noch einmal bekräftigt. Doch gerade diese staatliche Selbsterhaltung bekommt durch Leistung und Raum sofort einen außenpolitischen Sinn.

Die schärfste Form der politischen Raumwirkung erkennen wir in der Grenze. An der Grenze hält die Staatshoheit inne, weil der Umfang des Staates aufhört. Aber es liegt im Wesen der Grenze, daß sie doppelseitig ist. Sie ist immer zugleich die Grenze anderer Staaten. (Auch bei der Insellage hat die Grenze, die mit der Küste zusammentrifft, eine solche doppelseitige Wirkung. Diese Wirkung wird durch das Meer freilich abgeschwächt, doch andererseits übertragen und ohne gebietsartige Bestimmtheit an eine den möglichen Fällen nach beliebige oder ungewisse Zahl von Staaten vermittelt.) Hieraus wird bemerkbar, daß es eine Mehrheit von Staaten gibt, und daß kein Staat vereinzelt zu leben vermag. Die innenpolitisch gesehene Einzelheit und unbeschränkte Ganzheit des Staates ist eine Abstraktion.

Die Tatsache, daß ein staatliches Dasein nie vereinzelt ist noch sein kann, ist räumlich beschaffen. Sie ist ein Ergebnis des Raumes. Der Raum bringt die Mannigfaltigkeit der Staaten hervor. Durch seine Abformungen, Zusammenhänge und Scheidungen muß er stets wieder Gesamtheiten von Menschen abformen und trennen. Bringt aber der Raum die Mannigfaltigkeit der Staaten hervor, so ist er damit die Ursache der Außenpolitik und ihres Charakters. Auf ihm beruht die Möglichkeit der Außenpolitik überhaupt. In der Vielfalt der Staaten, die er darstellt und bewirkt, ist das Ausbleiben einer letzten Einheitsbestimmung begründet, und indem die räumliche Natur einem jeden Staate sein Machtleben aufzwingt, ist sie der Grund für die Wechselseitigkeit der Widerstände in dieser Vielfalt von Staaten. Alle pazifistischen Theorien begehen den Fehler, daß sie den Raum fortdenken wollen. Der Raum läßt sich aber nicht fortdenken. Er ist die gegenständliche Begründung und Unterlage der Außenpolitik.

Aus alledem ergibt sich: will ein Staat sich selber erhalten, so muß er, da er nicht vereinzelt ist, auf Beeinträchtigungen gefaßt sein. Das bedeutet: er muß, indem er sich erhalten will, gleichzeitig sich selber behaupten wollen. Staatliche Selbstbehauptung und Selbsterhaltung ist in der Wirklichkeit gleichbedeutend. Die Selbst-

behauptung setzt etwas voraus, wogegen man sich behauptet. Sie findet ihre praktische Anwendung in den Beziehungen zu anderen Staaten. Sie ist ein außenpolitisches Verhalten. Denn sie entspringt aus den Wechselseitigkeiten, die durch das staatliche Raumleben gegeben sind. Das heißt: die Selbstbehauptung ist die außenpolitische Bedeutung der einfachen Selbsterhaltung, welche diese ohne weiteres in sich trägt.

In der innenpolitisch aufgefaßten Erhaltung des Staates liegt ohne weiteres eine außenpolitische Wendung. Die innenpolitischen Kräfte können daher nicht arbeiten, ohne mit einem gleichzeitigen Ansatz von außenpolitischen Wirkungen in Tätigkeit zu geraten. Praktische Innenpolitik mit völliger Ausschaltung der Außenpolitik ist im Grunde unmöglich. Man beobachtet jetzt, wie der Irrtum entstand, daß die Außenpolitik aus der Innenpolitik „hervorzugehen" habe. Die innere Politik, die tatsächlich betrieben wird, hat stets irgendwie — sei es unmittelbar oder mittelbar — außenpolitisch merkliche Folgen. Demnach bringt sie wohl Fälle von außenpolitischer Wirksamkeit hervor, nicht aber das Leben der Außenpolitik im Ganzen, das seine selbständige Verfahrungsweise und seine eigenen Gesichtspunkte hat. Dieses und jenes wurde miteinander verwechselt.

Gerade wegen einer solchen Folgewirkung auf die außenpolitischen Ereignisse hat sich das innenpolitische Verfahren gegenüber dem Leben in der Außenpolitik verantwortlich zu fühlen. Es hat die außenpolitischen Gesichtspunkte zu beachten und in Rechnung zu stellen, sich ihnen unterzuordnen und von ihnen mitbestimmen zu lassen. Eine innenpolitische Maßnahme, welche die außenpolitischen Gesichtspunkte außer acht läßt, ist von vornherein falsch oder zum mindesten unzulänglich. Das heißt: Die Außenpolitik ist mit ihren wirklichen Inhalten für die praktische Innenpolitik von bestimmender Bedeutung, trotzdem sie vom inneren Vermögen und Können des Staates abhängig erscheint. Diese Fähigkeit des innenpolitischen Lebens ist nur festzustellen als die vorausgesetzte Bedingung für das Dasein in der Außenpolitik überhaupt. Doch über die wesentliche Beschaffenheit und den ausschlaggebenden Sinn, mit einem Worte: über das Merkmal dieses innenpolitischen Vermögens ist damit noch gar nichts ausgesagt. Zunächst bleibt es, gewissermaßen logisch begriffen, eine formale Voraussetzung.

Nicht im geringsten läßt sich das Umgekehrte beweisen. Es ist nicht zu beweisen, daß sich nun auch das außenpolitische Verhalten immer nach bestimmten Gesichtspunkten der wirklich betriebenen Innenpolitik richten müsse und sich nie von ihnen loslösen könne. Praktische Außenpolitik, welche diese innenpolitischen Gesichtspunkte zurückstellt, ist denkbar und möglich, soweit die allgemeine Lebensfähigkeit der Staatskräfte vorausgesetzt bleiben darf. Das republikanische Frankreich verbündete sich mit dem russischen Zarentum, ohne einen unerwünschten Einfluß auf die eigenen Parteischichtungen zu fürchten. Solche Außenpolitik kann sogar richtig und notwendig sein. Eine Leitung der außenpolitischen Angelegenheiten jedoch, die sich den einzelnen Gesichtspunkten oder Interessen einer besonderen, parteimäßig gedachten Betriebsführung der Innenpolitik geradezu unterordnet, ist unter allen

Umständen falsch. Etwaigen Falles bäumt sich das Moment der staatlichen Selbstbehauptung dagegen auf. Die Erfahrung zeigt es.

Am deutlichsten sehen wir die typischen Urformen des politischen Geschehens in der klaren Einfachheit der antiken Welt. Der römische Staatsmann und Feldherr Lucius Cornelius Sulla befand sich auf der Balkanhalbinsel in einem Kriege, bei dem die Existenz des Reiches auf dem Spiele stand. Es war der erste Krieg gegen Mithridates, König von Pontos und Kolchis, nächst Hannibal den gefährlichsten Feind des Römertums. Währenddessen ging in der Hauptstadt Rom ein gewaltsamer Umschwung der Regierungsverhältnisse vor sich. Cinna, der Führer der gegnerischen Partei, hielt seine eidlichen Verpflichtungen nicht und errang durch einen Aufruhr die Obergewalt, die er mit dem heruntergekommenen alten Marius in der Art eines widerwärtigen Terrors ausübte. Die Parteimacht der vorherigen Regierung lag am Boden; und die innenpolitische Haltung der arbeitenden Staatskräfte schien von Rom aus zerbrechen zu wollen. Was tat Sulla? Er kümmerte sich um diese inneren Wirrnisse nicht und schaltete seine innenpolitischen Sorgen und Bestrebungen aus, da er die kriegerische Selbstbehauptung des Reichsbestandes, die schwerste Krisis in der Außenpolitik, für das Entscheidende hielt. Er führte Krieg. Die Gewalthaberschaft der Cinnaschen Demokraten schickte ebenfalls ein Heer gegen die pontischen Streitkräfte. Sulla sah in diesem Heere der Gegenregierung, das ihn behindern mußte, keine feindselige Macht und störte nicht dessen Feldzug. Seine Parteifreunde, Anhänger und Verwandte in Rom wurden geplündert, enteignet, verbannt und erschlagen; die Geflohenen drängten ihn, damit er eingreifen sollte. Er griff aber nicht ein und ließ sich keineswegs in der Kriegführung beirren, bei der er Erfolge des demokratischen Heeres für seine Zwecke, welche die Zwecke des römischen Reiches waren, zu nutzen verstand. Erst nach errungenem Siege und günstigem Frieden kehrte er nach Italien zurück, um mit lebensgewisser Härte gegen alles, was hochgeschwemmter Unrat war, in Rom eine neue Ordnung zu schaffen.

*

Sulla hatte in seiner Person die wankende Lebensfähigkeit der staatlichen Kräfte, von der vorhin die Rede gewesen ist, unter eine außenpolitische Handlung gezwungen, die geleistet werden mußte. Die staatliche Lebenskraft nähert sich dem Gedanken der Leistung.

Durch den Gedanken der Leistung, d. h. durch das eigentätige Willensmoment ist die außenpolitisch gerichtete Wendung in der Selbsterhaltung des Staates noch ursprünglicher und unmittelbarer. Denn Selbsterhaltung eines staatlichen Lebens im Sinne der Leistung bedeutet ein Innebehalten des eigentümlichen Wesens und ein Entfalten der Kräfte; es bedeutet Selbststeigerung durch Selbstentwicklung, Schöpfung, Wille zur Aufgabe. Es ist gleichsam ein innerlich freies Überschreiten der seelischen Grenze.

Die Selbsterhaltung des Staates beruht, energetisch gesehen, auf tätiger Kraft; und die Kraftanstrengung in dieser Tätigkeit wird immer von einer Aufgabe be-

dingt, die getan werden soll. Die Aufgabe liegt aber stets jenseits der Begrenztheit des ruhenden Daseins. Geht aus der räumlichen Nichtisoliertheit der Staaten der Sachbestand der bloßen Widerstände in den Wechselbeziehungen hervor, so ergibt sich jetzt hier der Lebensatem der Unternehmung und des handelnden Vorgehens. Auf die Leistungsenergie in der staatlichen Selbsterhaltung, die dadurch mit einem Schwung zur Selbstentwicklung wird, gründet sich die tätige Lebendigkeit in der Außenpolitik überhaupt. Ohne sie könnte diese Lebendigkeit niemals entstehen. Denn würden sämtliche Staaten bloß die Neigung haben, sich zu behaupten, indem keiner den Anfang macht, um sich aktiv zu entwickeln, so würde nirgends ein praktischer Widerstand lebenswirklich sein können: alle Staaten dürften am Ende so leben, als ob sie allein wären. Somit ist die Energetik der Selbstentwicklung die im menschlichen Wesen bedingte Ursache des außenpolitischen Geschehens.

Diese Selbstentwicklung im Leben der Staaten wird zugleich vom Raume bewirkt. Vermöge seiner Raumverbundenheit wird der politische Entfaltungstrieb und Tätigkeitsdrang durch die Bodengliederung bewußtlos in Gang gebracht. Der Raum lockt ihn vorwärts. Steigerung in politischer Hinsicht bedeutet in irgendeinem Sinne immer: mehr Raum.

Die räumliche Gestalt und Linienführung zeichnet gleichsam dem Willen zur Leistung seine Aufgabe vor. Sie fordert ihn auf, daß er sich in diese räumlichen Gefüge begebe, um die Aufgabe, die er dort antrifft, und mit der er zusammenklingt, bewußt als solche zu erfassen, sich anzueignen und zu verwirklichen. Hieraus ergibt sich die außenpolitische Zielsetzung. Jede Außenpolitik, die Schöpfungen vollbringt, ist raumpolitisch gedacht oder sollte es sein. Sie darf den Raumgesetzen nicht widersprechen. Nun aber ruft es die Mannigfaltigkeit des Staatendaseins hervor, daß solche außenpolitischen Leistungsvorgänge und Entwicklungsabsichten ebenfalls mannigfaltig sind und sich im Raume beschränken. Sie durchschneiden einander. Sie durchkreuzen sich. Sie machen sich gegenseitig die Ausführung unmöglich. Sie geraten in teilhafte oder volle Zusammenstöße, woraus der Konflikt hervorgeht, zunächst in der Form der außenpolitischen „Frage". Wir treffen damit auf den innersten Nerv in der Außenpolitik überhaupt. Er ist eine eigentümliche Widersetzlichkeit in sich selbst.

Der Raum ist ebenso eine Schranke der politischen Leistung, wie er deren Voraussetzung ist. Er ist überhaupt eine Schranke des staatlichen Lebens, wie er dessen stoffliche Grundlage darstellt. Denn was ist Politik? Politik bedeutet letzten Endes, daß der menschliche Wille den Raum zu bewältigen trachtet. Dadurch und zu diesem Zwecke erringt er eine einheitlich wirkende Form. Soweit der Wille eine Einheitsform hat und Staatshoheit genannt wird, hört er an der staatlichen Grenze auf. Doch die Grenze ist nicht nur das Aufhören eines solchen Willens, der dem Raume gegenüber ohne Hemmung erscheint, sondern sie ist als gleichzeitige Grenze anderer Staaten von sich aus lebendige Hemmung. Sie ist die positive Wirkung fremder Raumstärken. Mit der Grenze dringt die Raumverbundenheit einer andersartigen Handlungskraft auf die Staatshoheit ein.

Die Außenpolitik beruht auf einer unaufhörlichen Spannung zwischen dem Raum und dem menschlichen Willen. Dies ist das außenpolitische Problem überhaupt.

Ohne Raum, d. h. ohne Stofflichkeiten, die im Raume aneinanderstoßen, gibt es keinen Anprall. Jeder außenpolitische Konflikt ist irgendwie an den Raum oder an eine räumliche Berührung geheftet. Ohne Willen, der den Konflikt fühlt, gibt es aber keinen lebendigen Konflikt. Der Raum ist ohne den politischen Willen gleichgültig und tot. Ohne Raum hingegen ist der Wille nicht politisch geformt. Der politische Wille versetzt den Raum in dynamische Bewegung. Der dynamisch bewegte Raum bringt durch seine Gesetzlichkeit und innere Zwiespältigkeit den menschlichen Willen in seine außenpolitische Gestalt.

Beide Bestandteile rufen in einer polaren Gegenwendigkeit einander wach.

*

Stellen wir uns endlich auf die Grundlage einer Philosophie der Politik, so erblicken wir dies: Das außenpolitische Problem ist in seiner vollen Wirklichkeit unlösbar. Es ist ein unendliches Problem, das nie zu einem endgültigen Ende gelangt. Die Lösungsversuche wiederholen sich immer von neuem. Die Weltreiche wechseln einander ab; und die Geschichtsperioden kommen und gehen, indem sie bloß die Trümmer der vorausgegangenen stückweise zu benutzen vermögen. Daher gibt es keine Vervollkommnung und keinen Entwicklungsfortschritt in der Geschichte, sondern nur eine immer wiederkehrende Tragik. Eine heldische Tragik des Niedergangs und des Aufstiegs, des Aufstiegs und des Verfalls.

Ist aber das außenpolitische Problem unendlich, so ist es absolut in seiner Problemhaftigkeit. Das bedeutet: Als absolutes politisches Problem ist es das Problem der Politik überhaupt. Damit nimmt es sozusagen die Problematik der inneren Politik in sich auf.

Der innenpolitische Bereich, d. h. das von innen her aufgefaßte Dasein von Staaten, ist nur eine Teillösung des außenpolitischen Problems. Dies klingt paradox; doch es verhält sich so. Alle Staaten sind anfänglich in außenpolitisch beschaffenen Vorgängen entstanden. Man schaue mit einem wahrhaftigen Blick in die Geschichte. Durch Eroberungen und Bürgerkriege entstanden die Staaten. In seiner wesentlichen Beschaffenheit ist der Bürgerkrieg nicht eine innenpolitische, sondern eine außenpolitische Erscheinung. Mit ihm dringt der Lebenscharakter der Außenpolitik, die innere Widersetzlichkeit und Vielfalt der Kräfte, in die innenpolitischen Bereiche ein, um die staatliche Rahmenform eines Einheitswertes, den es bisher gegeben hat, ungültig zu machen oder den Ausdruck von Werteinheiten erst zustande zu bringen.

In der innenpolitischen Erscheinung sehen wir, wie gewissermaßen in grundsätzlichen Einzelfällen, die sich nebeneinander reihen, ein beschränkter Einklang zwischen einem Raumumfang und dem Gemeinschaftsgedanken einer schaffenden Energie organisatorisch hergestellt wurde. Wenn sonach das Leben der Innenpolitik nur eine Teillösung der politischen Problematik bedeutet, so können die innenpolitischen Maßstäbe nur relativ gültig sein im Vergleich zu den außenpolitischen

Geltungen, die in einer absoluten Weise entscheidend sein würden. Dem scheint allerdings der unbedingte Einheitswert der innenpolitischen Rechtsverbindlichkeit zu widersprechen. Jedoch der Widerspruch täuscht.

Die innenpolitische Rechtsverbindlichkeit hat ihren Grund in der staatlichen Autorität. Diese Autorität ist indessen, von innen betrachtet, gar nicht im besonderen Sinne politisch; und soweit sie rein politisch ist, gründet sie sich auf die Außenpolitik.

In ihrer inneren Wirklichkeit ist die Anerkennung der Staatsautorität seelisch verwurzelt. Sie beruht auf dem vorwaltenden Gefühl einer inneren Bindung: auf einem Gemeinschaftserlebnis, von dem wir wissen, daß es sich staatsorganisatorisch nicht erklären läßt. Es hat einen irrationalen Ursprung, den wir uns nur als überrationale Herkunft begreiflich machen können. Diese überrationale Herkunft nennen wir göttlich. Eine Volksmenge, die ihren Gott von sich wirft, wird auch vor ihrem Staate keine Achtung mehr haben, selbst wenn ihre Begierde in diesem Staate ausschlaggebend sein sollte. Denn sie ist im Innern zersetzt und unfähig, Ehrfurcht zu empfinden.

In wesentlich politischer Hinsicht ist die Staatsautorität mit der staatlichen Souveränität gleichbedeutend. Diese souveräne Selbständigkeit muß aber außenpolitisch gewährleistet sein. Ein Staat, der keine selbständige Außenpolitik zu führen vermag, ist in Wahrheit nicht souverän. Die Erscheinung des innenpolitischen Lebens als „Staat" lagert sich letzten Endes auf einer außenpolitischen Leistung, die stets von neuem wiederholt werden muß. Denn sofern das außenpolitische Grundproblem der unaufhörlichen Spannung zwischen Raum und Energie durch das staatliche Dasein gleichsam in einer Teilerscheinung gelöst ist, wird diese Lösung immer wieder außenpolitisch in Frage gestellt. Sie hat sich in der Außenpolitik stets von neuem darzutun und zu bewähren. Hierin beruht im tiefsten Sinne das innere „Wesen" des Staates. Die außenpolitische Leistungskraft ist die Voraussetzung dieses inneren Wesens, wie es in der staatlichen Selbsterhaltung hervorbricht. Hieraus folgt: wenn irgendeine Außenpolitik, die praktisch betrieben werden soll, vom innenpolitischen Vermögen und Können des Staates, von seiner inneren Lebenskraft abhängt, so hängt sie eigentlich von einer zuletzt außenpolitisch gerichteten Leistungsfähigkeit ab. In der innenpolitischen Fähigkeit zur außenpolitischen Selbstbewährung sitzt der Angelpunkt des Verhältnisses zwischen Innenpolitik und Außenpolitik überhaupt.

Darum haben unumgängliche Staatsnotwendigkeiten zu gelten, denen jedwede Innenpolitik Genüge tun muß. Tut sie es nicht, so ist sie falsch. Will sie es nicht tun, so begeht sie eine Sünde. Kann sie es nicht tun, so hört sie auf, Politik zu sein, und wird zur politischen Unzucht. Was solche Staatsnotwendigkeiten sind und was nicht, entscheidet die außenpolitische Forderung. Alle innenpolitischen Sonderauffassungen oder Urteilsmaßstäbe erscheinen demgegenüber belanglos und nebensächlich. Denn stets kehrt die Grundhaltung der Innenpolitik in die Außenpolitik wieder zurück. Sie hat sich dieser zu unterwerfen.

Die Spielpartie

Novelle

von

Per Hallström*)

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wohnte in einer unserer Ostküstenstädte eine Familie Engzell. Durch ein priesterliches Glied aus dem Bauernstand aufgestiegen, war sie nun schon an dem Orte so lange erbgesessen, daß sie eine der angesehensten Stellungen einnahm. Das nunmehrige Oberhaupt war der Besitzer eines verhältnismäßig bedeutenden Handelshauses, er hatte eine Frau und viele Kinder.

Die Söhne standen teils auf eigenen Füßen — daheim und in der Welt draußen — teils studierten sie und tauchten nur in den Ferien auf. Die Töchter hatten sich in Reihe und Ordnung verheiratet, ruhig und wohlgemut, ohne irgendeine berechtigte Erwartung jener Festlichkeiten zu enttäuschen, in denen das Dasein für den Umgangskreis seine Blüte und höchsten Sinn hatte. Die Jüngste blieb allein zurück und bekam dadurch erhöhten Wert und Bedeutung.

Sie hieß Amina, da die Pietätsschulden gegen Vorfahren und Verwandte bei ihrer Geburt ehrlich bezahlt waren und man sich also eine romantische Ausschweifung erlauben durfte. Da sie jedoch für den Alltag nur Mina genannt wurde, blieb dieser Schritt scheinbar bedeutungslos — es war nichts „Apartes" an ihr. Es wäre denn dies, daß sie die Schönste in der Reihe war oder dafür galt, weil die älteren durch ihre Verheiratung gleichsam ihr Kapital aus dem Betrieb gezogen hatten und fremde Augen nichts mehr angingen.

Wie dem auch sein mochte, sie war anziehend genug und nicht nur dem Äußeren nach. Sie war fröhlich und gutherzig und von besonders weicher Gemütsart, als die Jüngste, die ihren Platz kannte, und wohl auch, weil sie stets von der sanften Spätsommerluft eines Heims umgeben war, wo alles Grelle oder Scharfe bereits gemildert war. So erschien sie wie jener Apfel, den Sappho besungen — der letzte auf des Baumes höchstem Ast, den niemand noch erreicht — so leuchtend und lockend rosig und rund, wie ein Apfel nur sein kann.

Sie war sich dessen selbst wohl bewußt, aber dachte nicht viel daran. Es war nur so, wie es sein sollte, und bevor nicht jemand Miene machte, das Gartengitter zu öffnen, war es nicht ihre Sache, auf die Blicke und Schritte der Wanderer zu

*) Einzig berechtigte Übertragung aus dem Schwedischen von Marie Franzos.

achten. Sie hatte übrigens Gelegenheit genug dazu gehabt — sogar in Stockholm, wo sie gewesen war, um ihrer Erziehung den letzten Schliff zu geben und, ohne sich irgendwie imponieren zu lassen, das gelernt hatte, wozu sie hingeschickt worden war. Nun war dies glücklich vorbei, und die nächste Angelegenheit war, zu heiraten und glücklich zu werden, ungewiß mit wem, aber — so hoffte sie — erst nach entsprechender Zeit, um sich zuerst richtig verlieben zu können.

Es sah aus, als sollte sich ihre helle Zuversicht in noch stillerer, ungezwungener Weise erfüllen, als sie gedacht.

Einer der Brüder kam zu den Weihnachtsfeiertagen von Upsala heimgefahren, in Gesellschaft eines Studiengenossen, der unterwegs sein ältester und bester Freund geworden, nachdem er bis dahin nur ein Bekannter aus der Schulzeit gewesen war. Da dessen Fahrt etwas länger war, lag es nahe, sie durch einen Rasttag im Engzellschen Hause zu unterbrechen. Er hieß Gustav Malmberg, war aus ziemlich wohlhabender, schon früher bekannter Familie und bereitete sich aufs Staatsexamen vor.

Sie kamen mit klingenden Glöckchen beim muntersten Schneegestöber, und schon dies brachte einen Hauch des Abenteuers, das an der Schwelle Halt machte, nebelhaft vergrößert durch den weißen Schleier, der weiter dahinfegte. Die Reisenden waren schon von der Fahrt und dem wirbelnden Schneetreiben ein klein wenig berauscht, und in dem plötzlichen Umschwung zu Licht, Wärme und Ruhe schlug die Müdigkeit in überlaute Ausgelassenheit um. Die brach sofort das Eis für den Fremden. Sowie Mina ihrem Bruder jetzt näher kam, als es unter gewöhnlichen Verhältnissen einem um mehrere Jahre Älteren gegenüber eigentlich natürlich war, so glaubte sie, noch nie so rasch eine neue Bekanntschaft geschlossen zu haben. Selbst wurde sie für den jungen Mann eine zauberhafte Offenbarung alles dessen, was sein Blut eben noch auf der Fahrt Seliges und Schönes träumen konnte. Ja, er ahnte in ihr ein halb bewußtes Zukunftsziel.

Am Abend gab es eine improvisierte Gesellschaft mit Tanz und Spielen. Der zu jener Zeit unvermeidliche Pfänderkuß wurde zwischen den beiden getauscht, ebenso befangenmachend für die Beteiligten, als unwiderstehlich interessant für die Zuschauer, wie dies meistens der Fall war. Er war jedoch nicht nur eine linkische Formalität, sondern zugleich etwas beinahe Süßes und Bedeutungsreiches. Man glaubte auf beiden Teilen zu empfinden, daß der Zufall naiv das vielleicht für allezeit Bindende der Begegnung zum Ausdruck brachte. Der übermütigen Stimmung machte dies ein Ende, nicht aber dem Glück, das gleichsam in einer plötzlich stiller gewordenen Luft leichter atmete und alles größer sah. Diese Stimmung hielt den ganzen Abend an und auch den nächstfolgenden Tag, solange der Besuch währte.

Dieser wurde aus demselben Anlaß zu Ende der Ferien wiederholt, aber wenn auch der Faden da weiter gesponnen wurde, behielt er doch dieselbe flatternde Unbestimmtheit. Etwas anderes wäre für eine so kurze Bekanntschaft unpassend gewesen, und es wurde denn auch kein Wort gesagt, das zukünftige Möglichkeiten auch nur streifte. Obgleich nichts Wesentliches im Wege stand, sprach doch so Manches dagegen, unter den sicheren, zierlichen Formen eines Briefwechsels die strategischen

Linien vorzuschieben. Der junge Mann hatte, obschon seine Aussichten im Leben nicht schlecht waren, doch das Gefühl, in den Verdacht der Glücksjägerei kommen zu können, wenn er allzu rasch seine Augen zu hoch erhob. Ja, noch schlimmer, es konnte unverschämt aussehen, zu geschwind zu hoffen. Eine lange Verlobung war kein passendes Ansinnen für eine Familie, die es gewohnt war, was ihr einfiel, ohne materielle Besorgnisse zu verwirklichen. Vielleicht fiel doch am meisten die Trägheit ins Gewicht, selbst einen entscheidenden Entschluß zu fassen. Wenn man beständig in Chören von der jungen Freiheit sang, als etwas an und für sich Hohem und Heiligem, einer Art ohne alles Verdienst erreichtem Ideal, so lag darin eine Verpflichtung, es sich zu überlegen, bevor man sie für die allerdings ebenso besungene Liebe aufgab. Man mußte die letztere zum wenigsten ernstlich prüfen. Er tat es und fand, ohne wachsende Gewissensunruhe, daß sie nur immer besser und besser wurde wie ein kostbarer Wein. Auf diese Art war er ganz glücklich, und es fiel ihm nicht ein, daß in dem Zögern irgendeine Gefahr liegen könnte. Auch Mina verlangte nichts anderes, in der Gewißheit, Zeit vor sich zu haben, und ohne ihr auch nur im Traume irgendwie voranzueilen.

Es hätte denn auch mit ihrer Geschichte so gehen können, daß sie sich entweder sanft und hell zur Blüte entfaltet hätte oder ebenso ereignislos zu dem Schweigen über einer kleinen Glücksleiche hingewelkt wäre. In keinem Falle wäre sie ein würdiger Gegenstand für eine noch so einfache Erzählung gewesen. Aber es kam anders.

Unter den Geschäftsfreunden des Hauses Engzell leuchtete der Name Reissenhoff mit ganz besonderem Glanze. Er war plötzlich aus dem Unbekannten aufgestiegen wie eine Rakete und hoch oben vor den Blicken aller abgebrannt. Aber weiter läßt sich das Bild nicht fortführen, denn die festlichen, goldnen Funken sprühten und blendeten weiter, wie sie begonnen, und der Stern dachte gar nicht daran, niederzusinken. Felix Reissenhoff — der glückliche Inhaber — hatte die Phantasie der Kaufleute im Sturm genommen, und seine Macht gründete sich nicht nur auf ihre Ziffern und Konti. Wenn sie in Stockholm mit ihm persönlich zusammentrafen, eroberte er sie vollends. Nicht so sehr durch seine Lebensweise, obwohl sie stattlich genug war, es kam von seinem ganzen Wesen.

Es war ein magnetischer Mann mit einer Art von gewaltsamer Besessenheit in jedem Interesse. Er gab sich ganz, machte eines jeden Angelegenheiten zu den seinen und setzte sie mit derselben Kraft und derselben Freude durch, als handelte es sich um seine eigenen. Die kühleren Freunde staunten ein wenig, wie wichtig und unwiderleglich ihr Wunsch wurde, wenn er ihn in die Hand nahm; früher schien er eine Bagatelle, auf eine Weise gut erledigt und ungefähr ebenso gut auf die entgegengesetzte. Wenn es sich um wichtigere Dinge drehte, wuchsen sie selbst vor seinem Blick um die Wette mit ihnen. Er verschwendete Energie wie ein Wasserfall, und so viel auch für andere und eigene Zwecke in Anspruch genommen wurde, blieben noch immer Unmassen übrig, um die Zeit auszufüllen, die ihm in derselben Unerschöpflichkeit zu Gebote zu stehen schien. Bei all dem war er stets heiter und

amüsierte ebensosehr, wie er imponierte. Er war noch ziemlich jung und unverheiratet — übrigens ein hochgewachsener, starker, brauner Mann mit einem Gesicht, bei dem niemand daran dachte, ob es häßlich oder schön war.

Dieser Herr brach plötzlich im Frühling wie ein Abenteuer über die Stadt herein. Seine Absicht war es, die geschäftliche Hinterlassenschaft eines Kaufmanns zu ordnen, der unter schwierigen Verhältnissen gestorben war. Die Gläubiger sollten zufriedengestellt und vor allem die Hinterbliebenen in eine leidliche Lage gebracht werden — eine als Rechenproblem scheinbar unmögliche Aufgabe. Unter seinen breiten, weichen Händen wurde sie jedoch wie ein Zauberkunststück gelöst, ohne daß eigentlich irgend jemand Opfer brachte. Man sah die Sache nur anders, die wehleidige Passivität verwandelte sich in Hoffnungsfreude und Lust zuzugreifen, und so war der Karren aus dem Dreck gehoben. Später hatten alle dabei gewonnen, daß der Weg klar war und der muntere Trab des Kredits wieder darauf erscholl.

Die Arbeit hatte man kaum gemerkt, aber sie hatte Anlaß zu einer Geselligkeit ohnegleichen gegeben. Man hatte Hände und Herzen erwärmt, gegessen, sich leichte Räusche angetrunken, geredet und gesungen, scheinbar auf Kosten der Stadt, aber eigentlich des Phänomens Reissenhoff, sowohl des wirklichen wie des der Phantasie. Er behielt bei dem Karussell klaren Kopf, griff im rechten Moment mit Sachlichkeit ein, lenkte den Gang des Ganzen und genoß doch ebenso voll wie nur einer den Augenblick. Sein Vergnügen war sogar doppelt, denn mitten in der Freude, erfolgreich zu handeln, fand er Zeit, von Minas Reizen gefesselt zu werden.

Bei dem starken, erfahrenen Manne erweckte dieses Gefühl, obschon heftig genug, eine Ritterlichkeit, in der ebensoviel Anbetung des jungen Mädchens lag, wie Bewußtsein der eigenen Würde. Er sah sie an wie etwas Duftiges und Zartes, das kaum eine Berührung vertrug, es schützen zu dürfen, war eine Gunst. Seine Stimme wurde, an sie gerichtet, leiser, und er machte keinerlei Versuch, sie zu erobern, ja auch nur zu gewinnen. Er schien sich an dem Vergnügen, daß sie da war und daß er sie ansehen durfte, genügen zu lassen.

Mina fühlte die Luft von Bewunderung erwärmt, aber nicht mehr; an Gefahr dachte sie gar nicht, und so schien sie lieblicher denn je in einem leicht übermütigen Selbstgefühl. So fand sie der frühere Anbeter, als er in den Ort kam und in die letzten Festlichkeiten hineingezogen wurde, und es bedurfte nur dieses Ansporns, damit das Wesen des jungen Weibes seine volle Zauberkraft erreichte.

Vor dieser wichen alle Bedenken selbstsüchtiger oder gekünstelter Art, die Malmberg gehegt, doch nur um die Scheu um so mehr zu betonen. Auf diese Art entfernte er sich um so weiter von ihr, je heißer es um sie wurde. Wäre nicht der Zufall zu Hilfe gekommen, so würde nicht einmal ein Ansatz zur Klarheit in ihr Verhältnis getreten sein.

Aber eines Abends fand in Minas Elternhaus eine Jugendgesellschaft statt, und da es drinnen sehr warm war, wurde man des Tanzes müde und hielt sich im Garten auf. Man spielte, als geeignete Abkühlung, Blindekuh, und Mina war die, der zuerst das Tuch um die glühenden Wangen gebunden wurde. Sie tastete auf dem

halbkreisförmigen Kiesplatz zwischen den Fliederbüschen umher, wie unsichtbar gefesselt und streckte hilflos ihre weißen Arme aus. Die Herren wichen ihr mit gemessenen Bewegungen aus, die Mädchen kreischten und flatterten erschrocken, und die tiefstehende Sonne spann ein Netz von Strahlen, in dem alles sich fing, aufleuchtete und wieder losgelassen wurde. Ab und zu haschte die Blinde jemanden, aber riet falsch; manchmal kam sie ganz an die Hecke und stieß bei der Berührung mit den Blättern und Blütentrauben, die der Tau schon leise angehaucht, einen kleinen Schrei aus. Die älteren, unter ihnen Reissenhoff, standen sicher geschützt und fanden die Szene schön und niedlich.

Für die Mädchen wurde sie in dem Augenblick spannend, in dem Malmberg gefangen war und untersucht wurde. Sie hatten ihre Ahnungen, schwächer oder stärker, und machten das Möglichste daraus — riet Mina jetzt recht, so war dies eine Art Bekräftigung und ein dankbarer Anlaß zu Neckerei. Es war übrigens leicht genug, ihn an der leichten Verschnürung an den Achseln zu erkennen und an dem ganzen modernen Schnitt des Rockes, der um die Mitte eingeschweift war, aber oben elegant weit.

Aber Mina hatte offenbar keine Erinnerung an solche wichtigen Dinge. Sie drückte sehr rasch und leicht das, was sie gefaßt hatte, und sagte ihre Vermutung, närrischer als alles bisher, denn sie irrte sich im Geschlecht. Sie trug den Mißerfolg mit großer Gemütsruhe, lief lächelnd weiter und hatte sehr bald wieder dasselbe Problem zu lösen. Nun standen sie Angesicht gegen Angesicht und verweilten lange so, er ganz davon hingenommen, den Lichtrand um ihr Haar zu betrachten, die lustigen Zipfel der Binde, die rückwärts vorlugten, und das, was von dem rosigen Gesicht bloß war, sie keuchend vom Laufen, mit roten Lippen und weißen Zähnen und einem Gepräge redlichen Grübelns bis in die Fingerspitzen. Ihr war damit nicht geholfen, und sie riet ganz so wie das letzte Mal.

Es gab ein allgemeines Gelächter und Gemurmel, ja geradezu einen Tumult, bei dem der Ängstlichste riskierte, sich fangen zu lassen. Die beiden Hauptpersonen, beide stumm und eine blind, fühlten sich trotzdem ebenso gut übereinander unterrichtet, als ob sie frei aus ihrem Innersten heraus gesprochen hätten. Er begriff, daß dies ein Spiel war, daß sie es süß fand, bei ihm zu stehen, nur bei ihm, den Sommer, die Jugend, die Sonne um sie zu fühlen, und ohne Worte, allen anderen verborgen, sagen zu können: es kommt von selbst, wir finden uns immer, wir gehören sicherlich zusammen. Und sie wußte, daß er es verstand, und da es ja doch nur Spiel war, und da die Binde die Wangen verbarg, errötete sie nicht einmal über ihre plötzliche, nur halb bewußte Kühnheit.

Es kam zu noch einer Probe, aber jetzt ließ es sich nicht weiter fortführen, und nachdem sie den Rock betastet und mit einem verstohlenen Seufzer die Arme ausgestreckt hatte, rief sie seinen Namen, wie einen unerwarteten Einfall, etwas, das ihren Gedanken ganz fern gewesen. Es gab wieder großes Gelächter und Jubel, die Binde wurde gelöst, und sie stand frei, die Augen geweitet und schwarz von der Gefangenschaft, nachträglich tief errötend. Jetzt konnte dies als Verdruß gedeutet

werden, so begriffsstutzig gewesen zu sein, und soweit man es bemerkte, war dies auch der Fall. Den, der sie als Blindekuh ablöste, sah sie gar nicht an, und sie hütete sich wohl, sich von ihm fangen zu lassen.

Die älteren Zuschauer hatten sich arglos an dem Ganzen ergötzt, so daß die Westen der Herren von Lachen geschüttelt wurden und die Gesichter der Damen die Falten suchten, die am kleidsamsten Heiterkeit ausdrückten. Nur einer blickte scharf und nachdenklich drein, und das war just der, dem alle sich zuwandten, als hätten sie ihm etwas angeboten und wollten nun sehen, ob er sich davon nähme. Reissenhoff lächelte zustimmend und freundlich wieder und antwortete allen, aber sah hie und da rasch nach dem Spiele hin. Es war sehr viel Neues in seinen Kopf gekommen.

Das kleine Schauspiel hatte auch ihm seinen Inhalt nicht enthüllt, aber es hatte darum doch seine Bedeutung. Mina in unschuldiger Vertraulichkeit mit einem jungen, recht hübschen Mann, das war Mina, auf die Erde herabgerissen, und plötzlich aus anderem Stoffe als zuvor. Sie war nicht nur ein Wesen zum Bewundern, für alle so wie für ihn selbst, sie würde einmal mit alleinigem Recht von einem Manne begehrt werden. Sie würde sich gewinnen lassen und sich verlieben — sehr möglicherweise gerade in den, der sich eben erst so offenkundig an ihrer Nähe freute. Mit diesem Gedanken war auch schon sein Entschluß gefaßt, selbst sein Glück zu probieren, alles einzusetzen, um es zu erringen; und er war sich darüber klar, daß, wenn dies mißlang, alles, was er bisher besessen und hoch geschätzt hatte, weiter nicht viel wert war. Du mußt trachten, dies ins Reine zu bringen, bevor du ganz im Feuer bist, dachte er. Die anderen können nichts gegen mich haben, und die würde ich leicht biegen wie Wachs, aber mit dem Mädchen ist es heikler und schwieriger. Er empfand es sogar wehmütig, sie zu stören, so glücklich war sie gerade jetzt in ihrer Kindlichkeit. Aber etwas, das bei aller Zärtlichkeit doch Leidenschaft war, flammte in ihm auf und schloß sofort seinen Kreis um alle Gedanken. Ich bleibe hier, bis ich gewonnen habe, dachte er, ich kann unter anderen Umständen nicht leben.

Danach handelte er. In einigen Minuten hatte er den Plan für seine Bewerbung entworfen und die erste der Einladungen vorgebracht, welche die Bekanntschaft vertraulicher machen und seine Absichten in geeigneter Weise hervortreten lassen sollten. Ohne daß er daran dachte, befreite ihn sein rascher Feldzug sofort von dem eigentlichen Gegner. Mina war nun so ausgefüllt von Festen und Ausflügen, daß keine Zeit für ein Zusammentreffen mit dem Rivalen übrig blieb, und dieser mußte in ungefähr demselben Stadium träumerischen, zaghaften Hoffens fortfahren, wie er gekommen war. Das Mädchen ließ sich in dankbarem Vertrauen zu aller Freude des Lebens amüsieren. Und da sie die Letzte war, zu merken, wohin es steuerte, war sie gar bald in ein Netz von frohen Erwartungen ihrer Angehörigen eingesponnen und für ihre eigene Person von all der Verwirrung und Benommenheit, die das starke, warme Gefühl eines überlegenen Mannes verbreitet. Als die Erklärung kam, lag auf ihr der Druck der ganzen Familie, der ganzen Gesellschaft, die ihre passive Ermunterung des Freiers mitangesehen, ja einer ganzen Lebensauffassung, für die eine so glänzende Partie etwas ganz Unwiderstehliches war. Sie

hatte nicht Mut genug, das Einzige, was geholfen hätte, zu offenbaren, und führte zu ihrem Schutze nur an, daß ihr Herz nicht deutlich sprach. Das war kein Grund, so meinten alle, denn es hatte noch Zeit genug dazu, wenn sie erst in Ruhe darauf gehorcht hatte. So dachte der Freier, im Vertrauen auf seinen glühenden Wunsch zu beglücken, so überredete sie sich schließlich selbst, halb erschreckt und halb beruhigt durch ihre Ahnungslosigkeit, was das Leben aus einer kindlichen Seele machen kann. Etwas in dieser schmerzte leise, aber es konnte sich in all der verwirrenden Unruhe nicht vernehmlich machen, und so ward das bindende Wort gesagt. Die Heirat wurde bald festgesetzt, und die fröhliche Geschäftigkeit rings um sie füllte die kurze Zeit so ganz aus, daß für Mina selbst gleichsam kein Raum übrig blieb.

Für Gustav Maimberg war die Verlobung ein schwerer Schlag, aber ein Mann ist dazu da, derlei zu tragen, und da keine Bande geknüpft worden waren, konnte man sie auch nicht zerrissen nennen. Er trug also sein Leid schlecht und recht, und da jene Zeit sehr auf Höflichkeitsrücksichten hielt, überwand er sich so weit, zur Hochzeit zu kommen. Es gab ein paar schwere Augenblicke bei der Begegnung, als alle beide erbleichten, aber die Verhältnisse brachten es mit sich, daß sie nicht so recht zusammentrafen. Der Bräutigam war gegen den geheimen Nebenbuhler ebenso offen und herzlich wie gegen alle anderen und kam kaum dazu, sich über dessen Unzugänglichkeit Gedanken zu machen, wenn auch eine leise Überraschung in der Erinnerung haften blieb. So nahm denn die Feierlichkeit ihren Lauf, prächtiger und strahlender als insgemein, mit Musik, Trinksprüchen, gedeckten Tafeln und dem Glück irgendwo auf dem Ehrenplatz als selbstverständlichem Gast, von allen Erwägungen genötigt, ewig bei dem jungen Paare zu verweilen.

Wir verlassen sie in ihrem Hause in Stockholm für eine Reihe von Jahren. Diese brachten schließlich große Veränderungen mit sich. Reissenhoff, dessen Glück in seinem Kreise sprichwörtlich geworden war, wurde so allmählich von einem Winde ergriffen, der das gerade Gegenteil war. Er riß noch Andere als ihn mit, in einer plötzlichen Geschäftskrise, aber sein Fall war der aufsehenerregendste. Er verlor an allem, und gerade sein Reichtum an Hilfsquellen bereitete ihm nur verstärkte Niederlagen. Er mußte seinen ganzen lebhaften, stattlichen Haushalt umgestalten und ihn schließlich so gut wie auflösen, um mit den Trümmern in ein kleines Steinhaus in der Sauerbrunngasse zu ziehen. Mit dem bepflanzten Hof dahinter war es vermutlich ein Überbleibsel des Kurortlebens früherer Zeiten, aber bildete jetzt ein etwas verfallenes Zubehör zu einem Industriegebäude und war von Vorratsschuppen und häßlichen roten Planken umgeben. Er hatte nur das untere Stockwerk, vier, fünf Räume, bei weitem nicht hinreichend für das, was vom Mobiliar gerettet war. Da die Ehe kinderlos blieb, ging es da sehr einsam und still zu.

Reissenhoff war sich ziemlich gleich geblieben, dem Äußeren nach beinahe noch imponierender. Er war stärker und breiter, aber ebenso rasch und elastisch in den Bewegungen, und auch seine braunen Augen hatten nichts von einem geschlagenen Manne. Er hatte das Glück hauptsächlich als erhöhte Expansion für seine Kraft genommen und nahm nun das Unglück in ähnlicher Weise als erhöhtes Hindernis,

das bekämpft und überwunden werden mußte. Die Überlegenheit in seinem Gesicht war jetzt weniger freundlich, aber durchaus nicht bitter oder sauer — sie war nicht im geringsten weniger zuversichtlich. Zu dem, was sich für ihn verändert hatte, gehörte trotz gewisser Enttäuschungen, deren Schatten zuweilen auftauchen konnte, nicht seine Macht über die Menschen. Eine Art Klimaveränderung hatte sie starr und ungelenk gemacht, so daß sie ihm wenig helfen konnten, so wie er aus anderen Gründen ihnen wenig zu helfen vermochte. Aber unter seinem Blick und seinem Willen waren sie weich wie nur je, und er hätte sie zu vielem treiben können, wäre er nicht zu stolz dazu gewesen. Nun wartete er, meist in rastloser Geschäftigkeit, die ihn hin und her führte, aber auch in Ruhe daheim, daß das Schicksal, der Zufall, die Witterung, oder wie er es nennen sollte, anders wurde. Er war der, der er war, und sobald das andere wieder wurde, was es gewesen, konnte über den Ausgang des Abenteuers kein Zweifel herrschen.

Für die Frau — sie war während ihres vornehmeren Lebens immer mehr dahin gelangt, Amina zu heißen, und er hatte sich für seinen eigenen Gebrauch für diesen Namen entschieden, weil seine Phantastik ihm zusagte — für Amina empfand er den Umschwung am peinlichsten. Sein im übrigen ungeschwächtes Gefühl hatte, er wußte nicht wann oder wie, einen Anflug von Wehmut bekommen. War es, wie wahrscheinlich, das Fehlen der Kinder oder irgendetwas anderes — für sie war ihm das, was er wollte, nicht geglückt. Ihre Natur war heiter, einfach und gut, und sie hatten keine Stürme gehabt. Was der Reichtum bieten konnte, hatte sie vortrefflich gekleidet. Dies hatte sie selbst mit Vergnügen empfunden, und sich ganz ungezwungen eine ruhige Feinheit angeeignet, die sie noch schöner machte. Aber selbst als alles zum Besten stand, war sie nicht das blühende Weib, welches das Mädchen versprochen hatte, war irgendwie nicht ganz mit in ihrem Leben dabei. Es mochte daran liegen, daß ihr Interesse an sich nicht voll und reich genug war, um aus dem, was sich ihr bot, zu schöpfen, aber wahrscheinlicher war es, daß ihre Wachstumskraft gehemmt war — Gott weiß wovon. Nun waren alle Zerstreuungen dahin und mancherlei Freundschaft dazu, und wenn etwas in ihr leer war, so gab die Leere rings um sie Widerhall. Sogar wirkliche Sorgen waren zur Hand — man mußte dies und das von dem Persönlichsten verkaufen, Plunder an und für sich, später einmal leicht zu ersetzen, aber einer Frau lieb und ihr mit zarten Erinnerungsbanden verknüpft. Der Mann hatte sie davor schützen wollen, überhaupt etwas von dem Geschehenen zu erfahren, bis alles vorüber war, doch dies ließ sich nicht tun. Das war das Harte. Um diesen Punkt konnten seine Gedanken kreisen und sich darin verbohren, bis der Schmerz ein physischer war und das dunkle Gefühl von etwas Verhängnisvollem sich einstellte.

Eines Morgens im Spätherbst war Amina auf dem Wege in die Stadt, als ein heftiger Regen losbrach. Da sie früher ihren Wagen zu haben pflegte, war sie es nicht gewohnt, an derlei Mißgeschicke zu denken, und stand nun, als sie davon überrascht wurde, ohne Regenschirm und mit einem ungenügenden Mantel da. Es war in der Badstugasse, und sehr bald strömte das Wasser von den Dachtraufen, schmutzig-

gelb und schaumig, unter den Planken des Gehsteigs hervor und durchnäßte sie auch von unten. Ihr war schon früher schwer ums Herz gewesen, nun begann sie sowohl von der äußeren Kälte wie von einem plötzlichen, überwältigenden Gefühl der Mutlosigkeit zu frieren. Nie hatte sie die Veränderung ihres Schicksals so lebhaft empfunden, und eine angstvolle Verlassenheit, eine drohende Stimme aus all dem Feindlichen schien zu murmeln: Es ist noch lange nicht aus, es wird noch ärger kommen. Sie hielt das Schluchzen zurück, aber die Tränen drangen sachte hervor, und wie es in solchen Momenten geschieht, trat als wunderlich klarer Hintergrund eine Erinnerungsstimmung aus glücklicheren Zeiten hervor. Sie war ohne Bilder, aber doch nach Zeit und Raum bestimmt, weit entfernt, an irgendeinem besonders sorglosen und hoffnungsvollen Jugendtag. Es machte einen fast gespenstischen Eindruck, mitten darin einer Gestalt zu begegnen, die dorthin gehörte und doch auch der lebendigen Gegenwart, einem Manne, der unsichtbar mit darin gewesen und nun urplötzlich dicht neben ihr stand. Es war Gustav Malmberg. Er war aus einem Haustor getreten, bei ihrem Anblick stehen geblieben und hatte gegrüßt. Es gab keine Möglichkeit, ihm auszuweichen.

Es war ihr nicht unbekannt, daß er in der Stadt wohnte, sie hatte ihn seit einigen Jahren da gesehen und ihn sogar ein paarmal in Gesellschaft getroffen, aber ohne daß irgendeine weitere Annäherung erfolgt wäre. Auch jetzt war kein Versuch dazu in seiner Stimme. Er sprach sie gnädige Frau an und verbeugte sich tief, wie es ihr vorkam, um besondere Ehrerbietung vor dem Unglück zu zeigen, um das er wie alle anderen wußte.

„Es ist unmöglich, in dieser Kleidung weiterzugehen", sagte er. „Wenn Sie gestatten, möchte ich Ihnen einen ganz leichten Regenschirm anbieten. Ein solches Wetter ist nicht nur für die Kleider eine Gefahr."

Dem war so — das wußte sie selbst am besten — und der gerade jetzt noch heftigere Regen, dem sich von rückwärts ein Sturm hinzugesellte, trieb sie hinter ihm her in das Haustor. Sie folgte auch die Treppe hinauf in einer halb verzweifelten Ratlosigkeit, was richtiger sei, die Sache einfach zu nehmen oder durch Vorsichtigkeit die Begegnung noch befangener zu machen, als sie an sich war. Er öffnete die Türe, und da sie hörte, daß sich in einiger Entfernung jemand in der Wohnung bewegte, folgte sie seiner Aufforderung und trat ein. Sie nahm den Schirm und erschauerte so heftig, daß er es hörte.

„Sie sind ja ganz durchnäßt, gnädige Frau", sagte er. „Hier drinnen im Saal ist gerade ein Feuer."

Sie blickte an ihrem Kleid herab, sah das Wasser auf den Leinenläufer rinnen und fühlte sich bettelhaft hilflos und beschämt. „Was soll ich tun?" klagte sie mit einer Kindlichkeit im Tone, deren sie sich selbst bewußt wurde, „ich ruiniere ja alles da."

Er lächelte angenehm und wiederholte seine Aufforderung. Sie trat ein, ging zu dem Kachelofen, in den gelben Schimmer, und blickte hinein, starr und halb verängstigt in ihrer Haltung. Auf den ersten Blick hatte sie gesehen, daß der Raum

groß, schön und wohlgehalten war, und es war, als gehörte sie darum um so weniger her. Der Hausherr legte seine Überkleider ab und folgte ihr nach, freundlich und ernst in seiner Teilnahme für ihre Lage.

Es kam zu einem kleinen Gespräch, wo sie wohnte, und wohin sie auf dem Wege gewesen war. Alles kurz und sachlich, aber doch berührte es stumm die Veränderung, die für sie eingetreten war. Auch Dinge, die ihrer Familie galten, kamen zur Sprache, ebenso kurz und ein wenig gezwungen. Es fiel kein Wort darüber, wie sie sich daheim zuletzt getroffen, oder über irgendetwas vorher. Sie suchte nach neuen Themen.

„Die Wohnung sieht so groß aus", sagte sie. „Seit ein, zwei Jahren weiß ich gar nichts von Ihren Umständen, Herr Hofsekretär, sind Sie noch alleinstehend oder . . ."

Im selben Augenblick sah sie seine Hand an und brauchte nicht weiter zu fragen. Aber er antwortete: „Jawohl, ich bin allein." Und es hörte sich wehmütig an. Sie fror noch trotz der Wärme, die von einer Seite kam, und kämpfte, um es nicht durch die Stimme zu verraten.

„Es geht nicht gut, den Mantel zu trocknen, wenn man ihn an hat", deutete er an.

Darauf antwortete sie nicht, aber er begriff, daß sie es für unpassend gehalten hätte, ihn abzulegen. Er war gleichsam ein Schutz dagegen, daß diese wunderliche Begegnung ein Gepräge der Vertrautheit, der alten Bekanntschaft bekam. Aber gerade diese Erwägung rief in ihm die Erinnerung nur um so lebhafter wach, und eine Art Erregtheit begann seine Ruhe zu stören. Er sah die schmale Gestalt zittern, blank und befleckt von Nässe, mißhandelt, erfroren wie eine Blume oder ein Vögelchen, fehl am Ort und sehr einsam, und hinter all diesem Zufälligen ahnte er Mehr und Schwereres. Der Feuerschein breitete sich bei einer Bewegung um ihren Kopf, er vergoldete das Haar, das aus seiner Ordnung gekommen war, und glitzerte matt in den Tropfen auf dem Schleier, so daß er an Tränen denken mußte. Was ihm lange aus dem Sinn gewesen, tauchte auf, jung wie zuvor: warum hatte es nicht sein dürfen? Die Zwei, fremd voreinander, ohne das Recht zu geben, zu stützen oder zu helfen — warum war es anstatt dessen so geworden?

Amina, die bisher den Blick vollkommen offen und ruhig zu ihm aufgeschlagen hatte, wandte ihn nun ab. Durch die Türe zum Salon erblickte sie an der Wand eine kleine gerahmte Zeichnung, die sie augenblicklich erkannte. Es war sie selbst — sie hatte ganz vergessen, daß dies existierte, doch nun erinnerte sie sich der ganzen Szene, wie die Zeichnung gemacht und verschenkt worden war.

„Ich muß jetzt gehen", sagte sie.

„Noch ist es lange nicht trocken."

„Das bleibt sich gleich. Ich habe keine Zeit."

Und er begriff, daß sie nicht einmal die Wärme seines häuslichen Herdes annehmen konnte, daß es sie plötzlich erschreckte, da zu sein, daß sie bereute, daß sie gekommen war. Das war zugleich sehr traurig, und doch, dadurch, daß es die Ruhe,

die Gleichgültigkeit war, brach, etwas — gewiß nichts Süßes, aber doch irgendwie Lebendiges, Warmes. Es bedeutete, daß das, was ihn eben schmerzte, auch bei ihr einen empfindlichen Nerv traf.

Sie dankte mit vollkommener Beherrschung für den erwiesenen Dienst, nahm den geliehenen Schirm und ging. Um ihr den Weg ungestört zu lassen, blieb er noch ein Weilchen, in keineswegs fröhliche Gedanken versunken, aber dennoch dankbar für seinen Tag.

Als Amina nach Hause zurückkam, erzählte sie nicht ohne Unruhe dem Manne ihr kleines Abenteuer. Er hörte interessiert zu, da es sich um einen alten, wenn auch flüchtigen Bekannten handelte, aber fand die Sache natürlich und einfach. Er übernahm es, das Geliehene selbst am nächsten Tage zurückzustellen.

Er traf Malmberg zu Hause und sprach in Aminas und seinem eigenen Namen seine Dankbarkeit in artigen, herzlichen Worten aus. Sie wurden mit den Erkundigungen nach ihrer Gesundheit beantwortet, die zu erwarten waren, aber im übrigen mit einer gewissen Unzugänglichkeit, die Reissenhoff verwunderte. Was hat der Mann noch immer gegen mich, dachte er. So wie es jetzt mit mir bestellt ist, kann ich doch nicht mehr Gegenstand des Neides sein. Selbst geht es ihm offenbar vortrefflich. Vielleicht bildet er sich ein, daß ich so einer bin, der jede Möglichkeit ausnützt. Und er nahm sich vor, ihn zu gewinnen, nur um der Sache selbst willen und aus alter Gewohnheit.

Das Gespräch wurde auch lebhafter — über alte und neue gemeinsame Freunde und was sonst zur Hand lag. Reissenhoff gab sich ungezwungen und ganz und beobachtete zugleich, wie die Sympathie des anderen hervorgelockt wurde, aber gleichsam stoßweise und unter einem reflektierenden Widerstand. Woher dieser kam, darum kümmerte er sich jetzt gar nicht, in seinem Bewußtsein, Boden zu gewinnen. Ein hölzernes Temperament eben, dachte er, es kostet Mühe, es zu entzünden. Nun ist es doch geschehen, und ich sage Gott befohlen.

Indem er sich dabei in dem Salon umsah, fiel sein Blick auf die kleine Porträtzeichnung. Sie war nicht sehr ähnlich, aber die Linie des Kopfes und die jetzt unmoderne Haartracht, die sich ihm von seinem ersten Anblick Aminas in die Erinnerung eingegraben hatte, führte ihn sofort auf die Spur. Das war es also, dachte er. Habe ich nicht schon einmal meine Gedanken in diese Richtung gehen lassen? Ja, gewiß. Und er erinnerte sich, wann.

Sein erster Impuls war ein leiser Zorn über die Verwendung der Gabe, als unpassend und vermessen. Aber er wurde augenblicklich von Mitleid abgelöst. Da hat der Mann gesessen und in einer kleinen Wunde gewühlt, als ob das Leben für derlei da wäre! Eine Enttäuschung gehütet, die eigentlich nie rechten Grund hatte!

Aber im übrigen, was weiß ich, wieviel er empfunden hat? Für ihn war das gestrige Ereignis wohl etwas Peinliches oder auch eine Art Trost, wenn er zu jenen gehört, die gerne krank sind. — Reissenhoff zeigte mit keiner Miene, daß er etwas gesehen hatte, und nahm artig Abschied.

Amina gegenüber erwähnte er von dem Ganzen nichts und erinnerte sich eigentlich erst einige Zeit später wieder daran. Er war da von neuen Enttäuschungen getroffen worden und hatte zu erwägen begonnen, ob es denn überhaupt einen Zweck hatte, auf einem Schauplatz von lauter Niederlagen noch weiter zu kämpfen. Die übrige Welt stand ihm offen, zum Reisen gab es noch Auswege, und es war für keines von ihnen zu spät, von neuem zu beginnen. Er legte den Vorschlag Amina ruhig und klar vor. Sie wurde sehr blaß, und daran war nichts Wunderliches, aber ihre Bestürzung verriet etwas anderes, das zu denken gab.

„Wenn es so sein muß," sagte sie, „dann gibt es kein Schwanken. Ich habe dir dahin zu folgen, wohin du gehst."

Etwas anderes war ihm nie eingefallen, aber nun stellte es sich als etwas dar, das erst noch zu erwägen war, dies bereitete ihm einen plötzlichen starken Schmerz.

„Es ließe sich auch so einrichten, daß ich allein führe und du unterdessen bei einer der Schwestern bliebest. Es brauchte nicht für lange zu sein. Ich habe Verbindungen, und ich weiß, was ich leisten kann."

Es war offenbar eine Versuchung — dies war für ihn ein neuer Stoß — aber sie überwand sie.

„Nein. Ich habe gelobt, alles mit dir zu teilen." Sie sah ihm in die Augen mit ihren eigenen ermatteten und tränenvollen, die aber treuherzig und ruhig waren, von gutem Gewissen. Grausam ruhig für einen, der bei der nur vorausgesetzten Trennung einen Ruck in blutvollen lebendigen Fibern spürte. Wie sie das sagt, dachte er. Nur weil sie es gelobt hat. Und wenn sie es nicht hätte, was wäre dann zwischen uns? Einige Jahre, die ich für Glück hielt, und die nun vorbei sind. Was waren sie für sie? — Und all die Bedenken, die er gestreift und sofort wieder verjagt hatte, weil sie ihn selbst ins Spiel brachten, wo er nur an sie denken wollte, und auch weil sie ihm unmännlich, ja beinahe lächerlich erschienen, aller alte Zweifel stand wieder vor ihm auf. Hatte er nicht mehr empfangen, da, wo er sein Wärmstes und Innerstes gegeben? Nicht einmal Mitgefühl genug, um jetzt um seinetwillen in Schmerz auszubrechen, darüber, was es einen Mann kosten mußte, das, woran er gebaut, in Trümmern zurückzulassen, so, als hätte er nichts getan!

So hätte es nicht sein können, wenn nicht von Anfang an etwas den Weg versperrt hätte, schloß er still für sich selbst. Was aus ihr spricht, ist Pflichtgefühl, Ehrlichkeit, allgemeine Güte — nichts, was das Herz bewegt. Die Einsame hätte ich gewonnen; hier ist ein anderer mit im Spiele, ob sie nun selbst mehr oder weniger davon weiß. — Und nun entsann er sich des Fadens, den er anderwärts entdeckt hatte. Es konnte sehr wohl der sein, der den ganzen Strähn entwirrte.

„Wir sind noch nicht so weit", schloß er das Gespräch ab, müder, als er sich je gefühlt. „Es gibt erst noch allerlei zu ordnen und zu schlichten." Er wußte noch nicht was, aber begriff, daß ein neuer entscheidender Gesichtspunkt für seine Entschließung hinzugekommen war.

Von diesem Augenblick an bemerkte Amina eine Veränderung an ihm. Er zeigte sich tagsüber nur auf kurze Zeit und war dann unruhig, zerstreut oder in

seinen Gedanken so weit weg, daß er nur mit einem Ruck und einem Blick, der förmlich brannte, die Aufmerksamkeit auf etwas rings um ihn heften konnte. Nachts kam er spät, legte sich stumm nieder und schlief tiefer als sonst oder sprach aus dem Schlaf, rasch und unverständlich, aber mit aufgeregt bedeutungsvollem Tonfall. Gegen sie konnte er sich ohne sichtlichen Anlaß ungeduldig zeigen, und dann wieder freundlich in einer so müden Art, daß es nichts besser machte. Sie begann sich tief unglücklich zu fühlen, hoffnungslos allen äußeren Sorgen gegenüber, und noch mehr von jenem Unbestimmten bedroht, das sich jederzeit dicht vor ihnen aufrecken konnte. Sie ging nicht mehr aus und nahm die Gewohnheit an, die Arbeit sinken zu lassen und in Erinnerungen zu leben, die von der Gegenwart abstachen — am liebsten in ganz ferner Zeit.

Eines Tages fiel dem Manne die Veränderung auf.

„Du bist blaß geworden", sagte er. „Du hast es zu einsam. Wir müssen ein paar Leute bei uns sehen."

Der Vorschlag war nicht lockend, und es wurde ihr leicht, seine Schwierigkeiten nachzuweisen, was frühere Freundinnen betraf. Mit ihnen konnte man höchstens auf vorsichtige Art, die zu nichts verpflichtete, die Verbindung aufrechterhalten. Reissenhoff hörte mit Überraschung zu und gleich darauf mit ruhiger Verachtung.

„Ja, ja, so pflegt es wohl zu gehen. Aber ich für mein Teil will jemanden bei mir sehen. Wenn schon aus keinem anderen Grunde, so kommen sie doch aus Neugierde. Und ich will schon dafür sorgen, daß sie befriedigt wird."

Sein Entschluß war nicht zu erschüttern. Er entwarf sofort die Liste für die Gesellschaft und nahm alle Vorbereitungen auf sich. Dies füllte mehrere Tage aus und brachte eine Art grimmiger Ausgelassenheit mit sich, die für Amina schwer zu ertragen war. Sie begann zu argwöhnen, daß das Fest den Abschied bedeutete, daß die gefürchtete Abreise bevorstand, und sie fragte, ob es sich so verhalte. Seine Antwort gab keinen Bescheid.

„Wer kann wissen, was sich als notwendig herausstellt. Aber sei du für dein Teil nur ruhig. Man muß zuerst ausprobieren."

Zur festgesetzten Zeit am Abend war er mit ungewöhnlicher Sorgfalt gekleidet und strahlte in seiner leichtesten, behaglichsten Laune, während er überall Licht anzündete. Amina hatte sich schmücken müssen wie zu einem großen Fest und begegnete seiner dankbaren Bewunderung.

„Siehst du," sagte er, „jetzt nimmst du dich wieder ganz anders aus, und was das Beste von allem ist, du hast wieder Farbe bekommen. Apropos, ich habe die Gesellschaft erweitert. Ich habe diesen Malmberg auch gebeten, zu kommen."

„Das ist etwas unerwartet. Ich dachte, du kennst ihn kaum."

Im Tone war nichts anderes, als ein angemessener Grad von Verwunderung, aber die Wangen wurden merklich bleicher.

„Doch, ich machte seine Bekanntschaft aus Anlaß jener kleinen Gefälligkeit, du erinnerst dich doch, und er gefiel mir gut. Man ist in diesen Zeiten für so Geringfügiges dankbar, und hier bot sich eine Gelegenheit. Eigentlich habe ich ihn für dich

eingeladen. Von den anderen wirst du nicht viel haben, und da ist ein alter Freund. Bei den Spieltischen, vermute ich, wird er meist überschüssig sein. So hast du etwas."

„Das wäre mir nie eingefallen."

„Nein, nein, aber jetzt kommt er. Oder auch ein anderer."

Eine Droschke rollte über die Straße, und der Hausherr ging zum Empfang hinaus. Er hatte es so einladend arrangiert, wie es sich tun ließ, die Läden aller Fenster offen, so daß das Licht hinausströmte, und auf dem dunklen Hof einige Kandelaber, die er selbst in Ordnung gebracht hatte. Der Schein flackerte zu den schwarzen, nebelfeuchten Linden empor und zum Himmel, der über ihnen niedriger schien.

Die Wagen folgten dicht aufeinander, von dem roten Licht aufgefangen und wieder losgelassen; man hörte Trappeln, Peitschenknallen und Zurufe, und Reissenhoff stand groß, fröhlich und laut auf der Treppe. „Es freut mich, euch zeigen zu können, wie wir es haben", sagte er. „Kennt ihr das Haus schon von früher her? Hier ist es wie auf dem Lande, fern von aller Unruhe und Sorge."

Es ist etwas geschehen, dachten die Gäste. — Er ist wieder obenauf. — Er ist wohl nie so schlimm daran gewesen, wie es aussah. — Und sie stiegen aus, voll Vertrauen zu ihrem Abend und zur ganzen Weltordnung.

Es waren sieben oder acht Herren, Geschäftsleute, ein paar Fabrikanten und ein pensionierter Hauptmann. Als sie hereinkamen, die Zylinder in der Hand, und grüßten, fiel es Amina auf, daß sie nicht aus dem besten, vertrautesten Umgangskreis des Mannes waren. Sie waren ziemlich bei Jahren, rotbackige Leute mit Vorliebe für Trinken und Spiel, mit starken Worten und lauten Stimmen, die vor einer Dame befangen verschleiert wurden. Sind wir schon so gesunken, dachte sie, und sie war von ihrem höflichen Lob der Wohnung peinlich berührt. Als sie ihre erste Kavalierspflicht erfüllt hatten und sich zu den Fenstern drückten, um verstohlen, wie es sich gehörte, ihre Hüte dort abzustellen, beobachtete sie sie mit einem Widerwillen, der wuchs, ohne daß sie wußte, warum.

„Ihr seht aus, als wär't ihr bei einer Hausauktion", sagte Reissenhoff.

Darüber lachten sie übertrieben, um so befreiter, als sie wirklich zuweilen an diese Möglichkeit gedacht hatten. Aber für Amina hatte das Wort einen dunklen Schrecken. Um so mehr tat es ihr wohl, den Jugendfreund zu sehen, anders als all die anderen, ganz still, aber freundlich und offenbar erfreut, sie zu treffen. Auch Reissenhoff schien besonders zufrieden, ihn da zu sehen, und legte in sein Benehmen jenes herzliche, magnetische Interesse, mit dem er sich einer Eroberung zu versichern pflegte.

Übrigens überließ er sie bald einander und legte alle Ressourcen seines Temperaments wie einen warmen Mantel um die übrige, noch ein wenig verwirrte Gesellschaft. Es dauerte denn auch nicht lange, so erreichte die Stimmung an den beiden Whisttischen jene lärmende, sorglose Ausgelassenheit, die durch den Kontrast zum gespannten Ernst des Spiels gleichsam noch höher aufzuflackern scheint. Für einen geübten Beobachter wäre der Gegensatz zwischen diesen beiden Momenten an

jenem Abend auffallend gewesen. Aber Amina fand nichts anderes zu bemerken, als daß der Mann vielleicht etwas mehr trank als sonst.

Hie und da schlug er den Blick vom Tische zu ihr und ihrem Gesellschafter auf. Er schweifte angestrengt scharf über die Kerzenflammen, aber wurde durch ein Nicken gemildert: „Ihr langweilt euch nicht? Ach nein, ich sehe schon. Wenigstens sehnt ihr euch nicht hier heraus zu uns. Wir unterhalten uns auf unsere Art, wie Sünder." — Und unmittelbar darauf kam irgendein Spaß, der das Ironische des Ausdrucks verwischte, wenn die Kameraden überhaupt ein Ohr dafür gehabt hatten.

In der ersten Spielpause war er bei den Zweien und schlug Malmberg ungezwungen vor, Brüderschaft zu trinken. „Das hätte schon längst geschehen sollen, bei unserer Hochzeit, nicht wahr, Amina?" Und er blickte sie beide fragend an, mit Augen, die von diesen Erinnerungen leuchteten: „Da warst du dabei, und du, Amina, du warst auch dabei." Das klang kindlich komisch, und sie mußten lachen, aber etwas gezwungen. Er änderte den Ton so unvermittelt, als hätte er sich vergangen, und sah mit plötzlicher Gleichgültigkeit weg. — „Übrigens wundert es mich mehr, euch so fremd gegeneinander zu sehen. Ihr wart doch früher einmal befreundet." So sagten sie denn wieder die Vornamen. „Mina," wiederholte er gleichsam erstaunt, „ja richtig, das warst ja du." Und er verließ sie und fuhr fort, wo er aufgehört hatte.

Ihr Gespräch floß nun mühsamer; es wollte nicht mehr zu den Anredeworten passen, es im selben allgemeinen Konversationston zu halten. Sie gingen hinein und sahen dem Spiel zu.

„Ist das nicht sehr hoch?" fragte Amina.

Reissenhoff wandte gleichgültig den Kopf.

„Ach nein, und übrigens gleicht es sich ja wieder aus. Wir haben die Nacht vor uns."

Das Letzte hörte Amina nicht gerne, und Malmberg beobachtete, daß das Glück andauernd gegen den Hausherrn war.

So kam das Souper. Es war reichlich und setzte einem kostbaren alten Burgunder, der schon lange bei den Gästen des Hauses berühmt war, hart zu. Es waren tatsächlich die letzten Flaschen, die noch beim Kachelofen stehen blieben.

„Jetzt trinken wir nichts anderes", sagte der Gastgeber. „Und jetzt will ich Revanche haben. Aber nicht mehr dieses langweilige Gebastel. — Spielen wir ein kleines ländliches Hasard! Was sagt ihr zu Hamburger Lotterie?"

Sie sagten recht vieles, aber alles mündete in eine herzliche Zustimmung. Man keuchte über die Hitze und riß die Banknotenbündel aus der Tasche, wie um sich zu erleichtern und zugleich seinen männlichen Übermut zu zeigen. Einige schickten sich in der Achtlosigkeit des Rausches sogar an, die Röcke abzuwerfen, aber wurden von Reissenhoffs Zurechtweisung davon abgeschreckt. Die Szene wurde lärmend wie eine Auktion, mit Bieten und Überbieten, Zwisten, Triumphrufen und Aufschlagen auf den Tisch.

„Versuche doch, sie zu etwas anderem zu bringen", bat Amina. Malmberg tat es, aber wurde selbst dazu gepreßt, mitzuhalten.

„Du bist die ganze Zeit außerhalb gewesen," rief Reissenhoff, „laß nun mal sehen, was für eine Hand du hast." Es war Erregung in seinem Blick und darunter eine wunderlich heftige, beinahe schmerzhaft gespannte Erwartung. Und die anderen Spieler starrten den Neuankömmling an wie einen Verdächtigen, einen Spion oder Gott weiß was für Unehrliches.

„Meinetwegen gerne, was das betrifft. Aber deine Frau war unruhig."

„Ach, sie denkt an mich? Unnötige Sorge. Komm her, mache ein Angebot!"

Malmberg kam der Aufforderung nach und gewann.

„Siehst du! Ich hab' mir's gedacht. Das Glück liebt die neuen Leute. An denen ist alles vortrefflich, nichts Abgebrauchtes und Schweres. Nütze jetzt den Augenblick! Man weiß nie, wann er kommt, noch weniger, wann er geht."

„Ich würde es vorziehen, gleich aufzuhören. Die Hausfrau wird nicht ruhiger sein, wenn ihr Bote hier zurückbleibt."

„Nun, Vorsicht ist auch eine Tugend. Also adieu einstweilen. Die Nacht ist noch lang."

Malmberg war unangenehm berührt und wollte gehen. Aber Amina erbleichte bei dem ersten Wort.

„Hier ist alles so anders", sagte sie. „Ich erkenne Felix gar nicht wieder. Er muß neue Mißerfolge gehabt haben. Ich bin so ängstlich."

So blieb er, und ohne ihr Vertrauen weiter zu locken, war er doch insgeheim froh, daß sie es ihm geschenkt hatte. Er fand keine starken Trostgründe, aber ihr Gespräch wurde doch ungezwungener und kam bald in andere Bahnen. Ehe man sich's versah, berührte es die alten Erinnerungen. Amina bekam Glanz und Leben, und ihr Lachen klang frisch wie damals.

Der Mann hob den Kopf, lauschte und sah.

Mit einem Male stand er so plötzlich auf, daß das Spiel abbrach und alle von der Bewegung mitgerissen wurden.

„Jetzt habe ich nicht eine Note mehr übrig", rief er. „Aber das ist kein Hindernis. Noch habe ich einige Werte — kommt mit und seht."

„Ja gewiß, hier ist genug." Und sie blickten übermütig herum, auf die Lichter, die Möbel und Amina in ihrer schönen Seide.

„Nicht hier, ihr Blutsauger, hier ist nichts für euch, nachdem ihr gegessen habt. Aber kommt mit mir hinaus und schätzt ab, dann wieder hinein und Fortsetzung."

Es war wie ein Abenteuer, und alle waren Manns genug, es lustig und natürlich zu finden. Die ganze Schar war hinter ihm drein wie wilde, ungeschlachte Buben.

Amina lief zu einem der Hoffenster und sah die Schatten in der Nässe zwischen den zuckenden Kandelabern taumeln und ausgleiten. Reissenhoff riß einen von ihnen aus dem Boden und trug ihn hoch wie eine Fackel. Er sah riesenhaft und erschreckend aus, und der wachsenden Flamme nach schlängelte sich der Zug dunkel über den Hofplan den Vorratschuppen zu. Es war, als wollten sie sie in Brand

stecken. Der Hauptmann war von diesem Gedanken hingerissen und brach in eine Kriegerweise aus, so gut er sich daran erinnerte:

Der schwed'sche Soldat, der liebt sein Land,
Er folgt dem Ruf der Gefahr,
Er fürchtet nicht Feuer, Rauch und Brand
Und nicht der Russen Schar.

Sein schriller, süßlicher Tenor klang grotesk heroisch in den phantastischen Auftritt hinein. Zu Amina drangen die Kraftworte deutlich, und das Lachen hinterher machte es noch unheimlicher.

„Gott im Himmel," stöhnte sie, „was gedenkt er zu tun? Mir hat von Anfang an etwas Schreckliches geahnt."

„Er schließt die Schuppentür auf. Hat er dort etwas?"

„Es stehen verschiedene Möbel da, die übriggeblieben sind."

„Die will er zeigen, um darum zu spielen. Jetzt ist keine Zeit für Einwände, aber natürlich fordert niemand eine solche Schuld ein."

„Gleichviel. Aber ich verstehe ihn nicht. Kürzlich sagte er, wir würden fortfahren. Soll das so geschehen? Ist das der Aufbruch?"

Sie brach in Tränen aus, und Gedanken, die sie sich nie zuvor klar gemacht, brachen in kindlich hilflosen Worten aus:

„Wer hätte das geahnt. Was weiß man je, was aus etwas wird? So läßt man sich lenken. Und nun! — Aber ich habe es mir selbst zuzuschreiben, o Gott, wie es jetzt ist!"

Er verstand sie gut, trotz der Verwirrung der Worte, und begriff auch, daß er selbst ungenannt mit darin war. Er nahm ihre feuchten Hände.

„Versuche ruhig zu sein, Mina. Keine Szene jetzt, mitten in diesem. Es ist gut, daß ich hier bin, und jetzt gehe ich nicht, bis es hier nicht ruhig geworden ist und er wieder seine Fassung hat."

Es war ihr eine große Erleichterung, ja es war gleichsam ein Schutz gegen alles Drohende, das es gab. Sie unterdrückte die Tränen, und in einer plötzlich wiedererwachten Gewohnheit aus den Kinderjahren tat sie es mit einem rührenden Lächeln und einem Glitzern im Blicke, von dem sie selbst nichts wußte. Alles, was er einmal für sie gefühlt, schwellte sein Herz wieder, aber stärker, dünkte es ihm, ruhiger und größer, weil er jetzt ein Mann war und alles Selbstsüchtige ausgeschaltet.

„Ich bin gräßlich müde. Mir ist beinahe, als ob ich schlafen könnte. Ich gehe zu mir hinein."

„Ja, es ist gut. Aber zuerst bleiben wir hier beim Fenster, bis sie wiederkommen."

Es dauerte nicht lange. Als Reissenhoff auf den staubigen Sachen herumgeleuchtet hatte, fuhr er sich über die Stirn.

„So sieht es aus, so nimmt sich das aus, womit man jahrelang gelebt hat! Nun, ihr seht, daß es vorhanden ist. Die Liste habe ich im Kopf. Jetzt gehen wir also zurück."

Er spähte sofort nach dem Hause und steuerte gerade auf die Zwei am Fenster los. Als er herangekommen war, hob er die Fackel zur Höhe ihrer Gesichter und sah sie gespannt an. Unter ihm lachte die Schar entzückt über den neuen Einfall, ohne doch den Sinn zu verstehen. Aber der Hauptmann, der jetzt in einem neuen Ideenkreis war, rief: „Brautpaar vor!"

Das war keine üble Idee, fanden alle, denn so nahm die Szene sich aus. Aber Reissenhoff streckte seinen linken Arm aus und schlug ihn zu Boden, ohne hinzusehen. Der Hauptmann rollte in einer Regenpfütze herum, unter seinen eigenen Flüchen und den gutmütigen Beifallsrufen der anderen. Reissenhoff achtete auf keines von beiden, er stand wie zuvor und sah hinauf; dann ließ er auch die Fackel in die Nässe fallen.

„So kommt doch — ach, bist du umgefallen? Da steht man auf und wischt sich ab. Hinein und weiter!"

Er kam ganz ruhig und nickte Aminas Vorschlag, zu ruhen, stumm beistimmend zu. Bei den anderen hatte die Nachtluft den Rausch ganz zur Blüte gebracht. Aber es war ein sanftmütiger Rausch, sogar bei dem Hauptmann, der mit Servietten abgetrocknet wurde und eine um den Kopf behalten durfte. Sie hatten sich amüsiert, und nun waren sie erpicht, das zu gewinnen, wovon sie einen flüchtigen Schimmer aufgefangen; aber sie mischten in der Erinnerung alles durcheinander. Reissenhoff klärte alles, bewertete, schrieb Anweisungen auf Blätter aus seinem Taschenbuch und schichtete sie zu Haufen auf dem Tisch auf.

Er verlor in einem fort und schien damit zufrieden, wenn es nur rasch ging. Er hielt den Ton gedämpfter als früher, obschon die Besinnung um ihn geringer war. Man wurde schließlich ungehalten über diese Tyrannei. Der eine oder zweite begann zu gähnen, und andere starrten verdrossen ins Licht, so, als suchten sie dort Bescheid, warum es nicht mehr gemütlich war. Der Hauptmann wollte aufbrechen.

Der Hausherr erhob keine Einwendungen. „Aber erst noch die letzte Entscheidung", sagte er, und nun folgte er dem Gang des Spieles mit beinahe ängstlicher Aufmerksamkeit. Das Glück war abermals gegen ihn, und da begann er wieder zu lächeln.

„Jetzt nur eines! Der letzte Wein!"

Er goß mit sicherer Hand ein, stieß mit seiner alten Herzlichkeit an und gewann so aller Gefühle zurück. Er prüfte die Farbe gegen den glitzernden Kronleuchter, den Geschmack mit dem Gaumen und trank bis auf die Neige. Alle machten es wie er und warteten auf ein fröhliches Wort. Aber er trat stumm ans Fenster, öffnete es und warf sein Glas auf die dunkle Straße hinaus.

„Du stellst dich so feierlich an", lallten die Gäste. „Das hätten wir mitmachen müssen, und du hättest sagen sollen, was es gilt."

„Vielleicht. Verzeiht. Jetzt ist es zu spät. Alles ist aus. Und dort unten stehen, glaube ich, Droschken, weiß Gott, wie lange."

Damit nahm er freundlich Abschied und schickte sie in Gruppen fort, so, wie es nach dem Wohnort und der Fähigkeit, sicher heimzufinden, paßte. Aber zu Malm-

berg sagte er: „Bleibe noch ein bißchen. Ich pflege mit einem Ecarté zu schließen, um den Kopf für die Nacht zu beruhigen. Nur ganz kurz — ich bin auch noch gar nicht recht mit dir beisammen gewesen. Du darfst nicht nein sagen."

„Aber deine Frau wollte schlafen, sie wird vielleicht gestört."

„Wir werden ganz still sein. Da, sie ist übrigens noch auf."

Sie trat in die Türe, bleich nach ihrer Stunde des Nachdenkens, aber sehr schön in dem wunderlich still gewordenen Licht.

„Setze dich her." — Er räumte den Tisch ab und wählte seinen Platz so, daß er sie betrachten konnte, während er die Karten mischte.

„Ach, sage, warum hast du es so weit getrieben?"

„Ja, warum? Wer weiß so etwas so genau? Und wer weiß, wozu alles gut ist. Jetzt siehst du mich die letzte Partie spielen. Dann ist nichts mehr zu holen."

Das war wie eine Art Gelöbnis, eine Abbitte, aber ohne rechte Sicherheit. Malmberg war es nicht recht, daß noch von einem Einsatz die Rede sein sollte — von einem ausgeplünderten Mann.

„Ich habe es nicht so aufgefaßt, daß es um etwas gehen sollte. Um was denn?"

„Kein Grund zur Unruhe. Gewinnst du, so wirst du es erfahren. Wenn man spielt, muß man doch einsetzen."

Er teilte die Karten geübt und ruhig aus, mit einem kaum merkbaren Zittern der Hände, und spielte mit derselben peinvoll angespannten Selbstbeherrschung. Hie und da sah er die Frau an, bald gedankenvoll und träumerisch, bald scharf beobachtend, bald mit Bewunderung, wie etwas völlig Neues. Als die Partie zu Ende und verloren war, atmete er schwer und lange.

„Es kam, wie es kommen mußte. Es hat lange dahin getrieben."

„Was hast du denn verloren?" sagte Amina ängstlich.

„Eigentlich nichts, denn nichts war übrig." Er wendete sich an den Gegenspieler: „Aber du hast dennoch etwas gewonnen. Du hast das Recht, zu wissen, was, wie kindisch es auch klingt." — Er lächelte ein beschämtes Lächeln, aber es drang nicht bis hinauf zu dem dunklen, festen Blick.

„Ich habe den Rest meines Glückes gegen deines gesetzt. Ungleiches Spiel und nicht ganz ehrlich, aber das ist jetzt gleichgültig."

„Was meinst du?"

„Ja, über derlei sollte man ja nicht sprechen. Man pflegt die Zeit vergehen und die Wunde schlimmer werden zu lassen, aber ich liebe raschen Bescheid. Was fällt, das soll man noch stoßen. Das erste Spiel war eine Dummheit — was hätte es mir geholfen, zu gewinnen! Aber ich wollte wissen, ob es verhext ist oder nicht. Es war eigentlich nicht geplant, es kam von dem, was ich sah."

Amina entsann sich all seiner Blicke und ahnte dunkel. „Was denn?" flüsterte sie.

„Du konntest alles vergessen, du lächeltest unserem Freunde hier zu, wie ich dich nie lächeln gesehen. Du hattest geweint, aber wurdest wieder getrost bei einem Worte, wie nie bei meinen. Das sah ich auf den ersten Blick von dort draußen. Über ihn war ich mir schon vorher klar, aber du, was wußte ich von dir?"

Er sah auf die hingeworfenen Karten des Tisches herab und verweilte mit plötzlichem Interesse bei der Pikdame. „Was weiß ich von dir mehr, als von Argine da? Wer war er? Das muß ich mich doch manchmal gefragt haben, so viel wie wir miteinander zu tun gehabt haben? Aber ich bekam keinen Bescheid. So ist es hier in der Welt. Was weiß man?"

Obgleich Amina wußte, daß das, was er von ihr gesagt hatte, wahr war, und nun selbst begriff, was es bedeutete, war es eine Beleidigung ihrer Weiblichkeit, so bloßgestellt zu werden, und gerade vor dem, der es am wenigsten hätte hören dürfen. Sie errötete vor Unwillen.

„Es ist kein Wort zwischen uns gefallen, das du nicht hättest hören können."

Aber alle Kälte war aus seinem festen, ruhigen Ton verschwunden.

„Nein, nein, soweit kenne ich dich und ihn auch. Ihr würdet euch wieder getrennt haben, ohne über den halben Schritt hinauszukommen, auch wenn ich meinen ganz getan hätte. Was wäre damit gewonnen?"

Und nun flammte der Blick über einer Summe von Leid auf, einer plötzlich erkannten Verunrechtung. „Ich weiß, was ich sage, ich habe erprobt, was so etwas wert ist. Ich bin warm gewesen, aber habe nichts schmelzen können. Das hat den Boden unter mir ausgehöhlt, das hat mir das Glück genommen. Niemand versteht so etwas. Man glaubt, es kommt von äußeren Dingen, aber was richten die aus, wenn man selbst ganz ist, ohne Bresche, durch die der Feind hineinschlüpfen kann? Dann ist man unüberwindlich, es gibt nicht viele solche auf der Welt."

Sie verstand nur, daß er ihr die Schuld an seiner Niederlage gab, und sie brach in Tränen aus.

„Ich? Was habe ich dir getan?"

„Nichts. Das sagte ich ja eben." — Seine Stimme war wieder vollständig beherrscht. — „Und was hatte ich für ein Recht, dich in meines hineinzuzerren? Aber jetzt soll niemand mehr daran denken. Jetzt fahre ich fort."

„Jetzt, so unvorbereitet! Ich glaubte, du würdest mir Zeit lassen . . . ."

„Du sollst nicht mit dabei sein — das hat sich eben vorhin entschieden — und du sollst nichts mehr von mir hören. Du bist mit einem einzigen Ruck frei, und das ist wohl am besten für dich, wie brutal es auch scheinen mag. Es ist sicherlich das beste für mich. Jetzt bin ich gleichsam noch im Zuge. So wie wir drei jetzt dasitzen, kommen Menschen auch nicht leicht zusammen, so notwendig es auch für sie sein mag, sich auszusprechen."

Die letzten Worte wirkten seltsam stark und ruhig. Alle fühlten gleich, und keines hatte ein Bedürfnis nach Worten. Der große, stille Raum war wie eine Welt für sich, und die Flammen der Lampen und Leuchter brannten wie stumme, klare Gedanken. Reissenhoff spielte zerstreut mit den Karten, sah auf die bunten Zeichen, wie in eine geheimnisvolle, naive Schrift des Schicksals, und begegnete dazwischen den Blicken der anderen. Auch die der Frau waren jetzt feierlich fest.

„Sieh," sagte er, „wie es sich entwirrt, wenn es sich nur erst sammeln konnte.

Jetzt versteht ihr, daß ich recht habe. Nicht wahr?" — Und er wandte sich an den Nebenbuhler: „Ich habe mich doch nicht in irgendetwas geirrt?"

„Nein, und nun muß ich zuerst gehen."

„Du mußt zuerst gehen, ja. Oder vielleicht, vielleicht Amina. Dann sage ich leichter Lebewohl."

Und er streckte die Hand aus. Sie ergriff sie heftig mit ihren beiden, und die Tränen kamen wieder. „Das bedeutet nur eines," schluchzte sie, „nur Dank und Verzeihung!"

„Ja, so mußt du ja jetzt fühlen. — Nein, nicht mehr, nur den Handschlag! Und nun gehst du zu dir hinein. Du wirst gut schlafen, du bist sehr müde."

Sie gehorchte stumm und schwankend. „Und jetzt", sagte er zu dem Zurücktretenden, „Lebewohl auch zwischen uns."

Er wollte es auf das bloße Wort beschränken, aber als die Hand sich impulsiv ausstreckte, nahm er sie. „Wir haben nur Sachliches zu sagen und nicht viel. Ich gehe gleich nach dir, nachdem ich das Gepäck geordnet habe. Das lasse ich morgen abholen. Was ich sonst brauche, weiß ich, daß ich bekommen werde. Mein Plan ist auch fertig, und die gesetzlichen Schritte leite ich mit einem Brief ein. — Ihr Zwei seht euch wieder, wann es angemessen ist."

„Ja."

„Dann ist alles klar, so gut es werden konnte. Das war ein schwerer Tag, aber nun ist er schon wie weit weg."

Damit schieden sie, und als Malmberg draußen zu den Fenstern aufsah, wurden die Lichter des Kronleuchters gelöscht, eins nach dem anderen. Er ging langsam, in Gedanken, und ziemlich bald hörte er rasche Schritte hinter sich, aber auf der anderen Seite der Straße. Es war Reissenhoff, und schnell war er in der Dunkelheit verschwunden.

Das war das Letzte, was jemand von ihm sah, und wenn auch nach einigen Jahren das Gerücht ging, daß er sich in guten Verhältnissen an verschieden angegebenen Orten aufhalte, so wußte doch niemand Näheres darüber. Aminas neue Heirat fand zur gegebenen Zeit statt, ohne irgendwelche besondere Neugierde zu erwecken, und erwies sich als glücklich. Die ruhige bürgerliche Welt schloß sich um die zwei Zurückbleibenden des kleinen Dramas so warm und sicher, als wären sie nie einen Augenblick außerhalb ihres Geheges gewesen.

Treitschke und Robert von Mohl

(Mit bisher unveröffentlichten Briefen)

Von

Max Cornicelius

I

Fünfundzwanzig Jahre schon sind seit dem Tode Heinrichs von Treitschke verflossen. Ein angehender Sechziger, stand er noch in vollster Schaffenskraft; der zwei Jahre zuvor beendete fünfte Band seiner Deutschen Geschichte galt sogleich bei seinem Erscheinen und gilt heute noch als die Krone des monumentalen Werkes. In dem Alter, wo sich stilistische Eigenheiten auch großer, lebensvoller Schriftsteller zur Manier zu verhärten pflegen, floß ihm die Sprache so frisch aus der Feder, in so natürlicher Kraft, wie je zuvor, schuf er auch in der Komposition dieser Darstellung der vorrevolutionären Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV. ein vollendetes Kunstwerk. Weiß man nun noch, daß ein schweres Augenleiden ihm die Arbeit an diesem Bande fast unerträglich erschwerte, sie viele Monate unterbrach, so muß man zunächst ein solches Ergebnis unbegreiflich finden. Erklärlich wird es nur, wenn man zugleich bedenkt, daß hier die reife Frucht nicht der drei bis vier Jahre vollendender Ausarbeitung, sondern fast ebenso vieler Jahrzehnte gepflückt ist, daß Treitschke gerade dieser Epoche der deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, die er als ein ganz ungewöhnlich früh schon politisch aufmerkender Knabe selber erlebte, fort und fort stärkste Teilnahme und historisches Studium zuwandte. Auch die Form seiner Darstellung stand ihm nach oft wiederholten Vorlesungen schon in vielen Einzelheiten fest geprägt im Gedächtnis, ganz so, wie sie sein künstlerisches Bedürfnis von ihm als Schriftsteller verlangte.

Für die willigere Aufnahme von seiten süddeutscher Leser fiel ins Gewicht, daß ihnen der Band, größtenteils von preußischer Geschichte handelnd, oder von europäischer sofern sie Deutschland anging, auch in der Darstellung ihrer eigenen politischen Zustände und Ereignisse weniger Anstößiges brachte, als fast jeder seiner Vorgänger, als selbst der vierte noch durch solche ironische Schilderungen, wie etwa die der „Festzüge und Festschmäuse“ in Baden nach dem Schlusse des Landtags von 1831. Eine Gruppe namhafter Süddeutscher, in Politik, Wissenschaft, Publizistik zum Teil in vorderster Reihe stehend, ließ sich von vornherein durch solche Züge, deren Ironie sie als eine im Grunde doch gutmütige erkannten, in ihrer Würdigung — Bewunderung, pflegen sie selber zu schreiben — nicht ernstlich stören. Württemberger zumal haben Treitschkes Bedeutung als Publizist und Historiker erkannt und gewürdigt. Namen hohen Klanges, zum Teil weit über Deutschlands Grenzen hinaus, sind hier zu nennen: Schmoller, Zeller, auch Gustav Rümelin, ein Kopf, auf politischem und wissenschaftlichem Gebiet gleich ausgezeichnet durch sichere, besonnen vordringende Gedankenführung. Ihnen gesellen sich treffliche Männer bescheideneren Rufes, darunter vorzüglich Julius Hartmann, der unlängst erst gestorbene unermüdliche Forscher in württembergischer Landeskunde, Lokalgeschichte und Literatur.

Diese Männer aber und so auch fast alle anderen Süddeutschen, die hier noch zu nennen wären, traten Treitschke erst näher, nachdem er bereits (1864) die erste Sammlung seiner Aufsätze geleistet und mit ihnen schon als Historiker und Publizist unter jüngeren wie älteren Urteilsfähigen sich einen Namen gemacht hatte. Wie in jenen Jahren der Publizist auf Altersgenossen wirkte, sei hier durch ein noch ungedrucktes Zeugnis Ernst Meiers belegt. Der Verfasser der „Reform der Verwaltungsorganisation unter Stein und Hardenberg" war als Privatdozent an der Universität Berlin 1866 (zur selben Zeit wie Schmoller) mit Treitschke persönlich bekannt geworden und blieb dann, auch er von Treitschke wissenschaftlich hoch gewertet, in dauernder freundschaftlicher Verbindung mit ihm. Nach Treitschkes Tode schrieb er: „Einen Eindruck, wie beim Lesen der Abhandlung über die Freiheit . . . und der Abhandlung über Bundesstaat und Staatenbund (lies: Einheitsstaat) habe ich wohl nie wieder gehabt. Ich war längst derselben Überzeugung, aber eine so siegreiche Verteidigung dieser Sache war noch nicht dagewesen. Man erkannte ihn sofort als Höheren über sich an, und zwar völlig neidlos."

Schon während seines Aufstiegs zu dieser Höhe aber — auch Schmoller nannte noch in seiner akademischen Gedächtnisrede auf Treitschke jene große Abhandlung von 1864 den Höhepunkt der ganzen publizistischen und historisch-politischen Schule in Deutschland nach 1848 — hatte Treitschke durch ein Buch schwäbischer Herkunft den Anstoß erhalten, sein staatswissenschaftliches Studium so zu vertiefen, daß ihm schon damals wesentliche Züge seiner politischen Theorie dauernd bestimmt wurden. Im Jahre 1855 begann Robert von Mohl die Herausgabe des ersten seiner drei großen, in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts veröffentlichten Werke: der „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften". Treitschke, der nicht lange zuvor, mit einem Begleitbrief seines Freundes Aegidi versehen, den damals an der Heidelberger Universität Lehrenden aufgesucht hatte und freundlichem Empfang begegnet war, vertiefte sich sofort „mit großer Freude" in den ersten Band. Am geistvollsten erschien ihm der hier von Mohl eingehend begründete Versuch neben die Lehre vom Staate eine Gesellschaftslehre zu stellen, die es mit den zwischen Staat und Einzelnen bestehenden Gemeinschaftsbildungen auf ethischer, ständischer, wirtschaftlicher, religiöser Grundlage zu tun hätte. Indessen trotz allem von Mohl aufgebotenen Scharfsinne vermochte Treitschke ihm doch am Ende so wenig zuzustimmen, daß er sich zu einer eingehenden öffentlichen Widerlegung entschloß. Es wurde seine Habilitationsschrift: „Die Gesellschaftswissenschaft. Ein kritischer Versuch." Das Ergebnis eines dreijährigen, sorgfältigsten und weitausgreifenden Studiums und doch im Druck dann nur ein schmaler Band von wenig über hundert Seiten. Die ersten zwölf Kapitel brachten den Nachweis, daß die von Mohl für seine Gesellschaftswissenschaft ausgesonderten sozialen Gemeinschaften mit dem Staate unzertrennlich verbunden sind, und auch wenn sie das nicht wären, doch einer einheitlichen systematischen Behandlung, wie Mohl sie vorschlägt, sich nicht fügen können. In den beiden letzten Kapiteln dann läßt Treitschke auf die negierende Kritik den positiven Ertrag, den seine Untersuchung ihm selber gebracht hat, folgen; hier zumeist finden sich jene Erkenntnisse zusammengefaßt, die er auch später auf dem Katheder — vor allem natürlich in der „Politik" — und in seinen Schriften immer wieder ausgesprochen hat. Ein Satz, wie der wenige Monate vor seinem Tode niedergeschriebene (in der „Vorbemerkung" zu seinem Antritt der Herausgeberschaft der Historischen Zeitschrift nach Sybels Tode): „Nicht von gestern stammt die Erkenntnis, daß der Staat nur in seiner Wechselwirkung mit dem gesamten Volksleben begriffen werden kann", gehört ganz schon dem Ideenkreise der Habilitationsschrift an. Sie enthält eben unbewußt auch das Programm für die Darstellung der Deutschen Geschichte.

Der schönste Lohn, den Treitschke für seine Mühsal erntete, war die Aufnahme, die seine Kritik bei dem Angegriffenen fand. Mohls Antwort, nach einer Woche schon, auf die Sendung der Schrift und des sie begleitenden Briefes ist leider nicht erhalten. Daß sie „voll Güte und Liebenswürdigkeit" gewesen sei, schreibt Treitschke dem Freunde Ferdinand Frensdorff, und ebenso, fast beschämt, auch seinem alten Lehrer Klee, dem Rektor der Dresdener Kreuzschule; und es wird bestätigt durch die anderen Zeugnisse der hohen Achtung vor Treitschke, die Mohl bis an sein Lebensende bekundete [1]).

Entschieden und auch scharf im einzelnen hier und da, nicht nur sachlich, sondern auch im Ausdruck, war 1859 Treitschkes Widerspruch gewesen — von „dehnbaren und verschwommenen Begriffen" dieser neuen Wissenschaft ist einmal die Rede —; dennoch hörte ein Rezensent der Schrift in ihr den einen Ton „besonders erfreulich" durchklingen: die „Verehrung, welche dem Meister nicht bloß wegen seiner wissenschaftlichen Leistungen, sondern vornehmlich noch wegen der überall bewahrten sittlichen Tüchtigkeit und tapferen Manneswürde gezollt wird. Diese Huldigung des Charakters an den Charakter gibt der ganzen Schrift einen außerordentlich wohltuenden Hintergrund."

Den gleichen Ton bewahrte sich Treitschke in seiner Kritik der folgenden großen Veröffentlichungen Mohls. „Daß in den Schriften R. Mohls immer der ganze Mensch redet," so beginnt die Besprechung des ersten, 1862 erschienenen Teils der „Politik", „und der Leser zu seinen Werken ebensosehr durch den Charakter wie durch die Gelehrsamkeit und die Einsicht des Verfassers hingezogen wird — das sind allbekannte Dinge." In der Tat hatte Mohl selber mit berechtigtem Stolz schon in jungen Jahren von sich sagen können (im Vorwort seines „Württembergischen Staatsrechts"): „Ich kann und werde mich in einzelnen meiner Ansichten geirrt haben, allein nicht nur ist das, was ich sage, meine volle Überzeugung, sondern ich habe auch diese immer ausgesprochen, wenn ich glaubte, daß es von Interesse sei, öffentlich einen Gegenstand zur Sprache zu bringen. Ich hoffe, der Leser, mag er

[1]) Den kritischen Angriff hat er öffentlich noch 1872 in der zweiten Auflage seiner Enzyklopädie der Staatswissenschaften abzuwehren versucht (S. 51 f.), anerkennend, daß Treitschke „viele geistreiche und richtige Bemerkungen" mache, wie von ihm nicht anders zu erwarten gewesen sei. Treitschkes Auffassung des vorwiegend politischen Charakters der Gemeinde stimmt hier Mohl, wenn nicht ganz, doch soweit zu, daß auch er sie jetzt nicht mehr unter die gesellschaftlichen Gestaltungen mitbegreifen will. In demselben Werke (S. 375) kommt er, wie in dem ersten der hier folgenden Briefe, auch auf Treitschkes Abhandlung: „Bundesstaat und Einheitsstaat" zu sprechen, auf die dort geäußerten Zweifel an der Möglichkeit eines aus Monarchien gebildeten Bundesstaates (Hist. u. Polit. Aufsätze 5. Aufl. Bd. 2, S. 134 f.). Mohl ist mit Treitschke einer Meinung, daß Demokratien sich „viel williger unter einen demokratischen Bundesstaat bringen lassen, als eine Anzahl von Monarchien unter einen Bundesmonarchen. In jenen geben Regierungen und Einzelne nur auf, was sie in gleicher Weise wieder von der Gesamtheit erhalten; Monarchen dagegen erleiden unbestreitbar eine capitis diminutio und müssen vor allem zwei Rechte an die höhere Gewalt abgeben, an welcher sie vorzugsweise, und nicht mit Unrecht, hängen, nämlich das Militärwesen und die Diplomatie; diese aber ohne irgendeinen persönlichen Ersatz". Doch gehe Treitschke (Aufsätze Bd. 2, S. 133 ff.) „hoffentlich zu weit, wenn er, nur die Schattenseiten und Schwierigkeiten einer aus Monarchien bestehenden Bundesmonarchie hervorhebend, kaum ein längeres Bestehen und ein Gedeihen einer solchen für möglich erachtet, vielmehr eine Verwandlung in einen Einheitsstaat voraussetzt. Der Versuch wenigstens ist zu machen mit Aufgebot aller dazu vorhandenen und willigen Kräfte. Scheitert er an Eigensucht und partikularistischer Kleinlichkeit, so wird freilich wohl zum Einheitsstaate gegriffen werden. Ob zum allgemeinen Wohle, ist eine andere Frage."

Ganz zustimmend äußert sich Mohl hier zu Ausführungen Treitschkes in den Abhandlungen über „Das constitutionelle Königtum in Deutschland" und über „Parteien und Fraktionen" (Aufsätze 5. Aufl. Bd. 3, S. 497 und S. 590 ff.), wo Treitschke zu Mohls Erörterungen über das parlamentarische und das dualistische System in der Monarchie wesentliche Berichtigungen gebracht habe.

sonst von dem Buche halten, was er will, wird mir das Zeugnis nicht versagen: ceci est un livre de bonne foi." Wie diese ganze Äußerung Mohls auch auf Treitschke im ganzen, so trifft besonders der letzte Satz Wort für Wort auf die Deutsche Geschichte zu. Und ebenso erinnert es an Treitschkes vielberufenen Ausspruch im Vorwort des fünften Bandes, daß der Haß des „gebildeten Pöbels" heute (1894) größeren Wahrheitsmut vom Historiker fordere als die Empfindlichkeit der Höfe, wenn Hermann Schulze von Mohl sagt, er habe die volle Unabhängigkeit der eigenen Meinung und ihre offene Aussprache besonders auch gegen Dogmen des alltäglichen Liberalismus bewährt; hierzu aber gehöre in unserer Zeit (1876) oft mehr Mut, als gekrönten Häuptern eine unangenehme Wahrheit zu sagen. An der Politik des gemäßigten Liberalismus hatte Treitschke schon 1867 als „die alte sittliche Schwäche" gerügt „dies Schielen nach Links, die Feigheit, welche den Haß des Haufens nicht ertragen kann".

Auch Robert von Mohl schätzte an seinem jungen Kritiker später vor allem die Größe des Charakters; noch am Ende seines Lebens hat er das ausgesprochen. Er saß seit 1874 mit Treitschke im Reichstag zusammen; anderthalb Jahre, bis zu seinem Tode in Berlin während der dritten Session des nächsten Jahres. In seinen Lebenserinnerungen zeichnet er auch ihn unter den hervorragenden Rednern des Hauses: „Wunderbar war das Auftreten Treitschkes. Er ist vollkommen taub und konnte nur durch die regelmäßige Bemühung des neben ihm sitzenden Wehrenpfennig, welcher ihm Schlagworte über den Inhalt der Reden auf ein Papier aufzeichnete, vom Gange der Verhandlungen in notdürftiger Kenntnis bleiben. Er sprach daher auch selten und immer nur wohlvorbereitet, natürlich dann auch ohne eigentliche Beziehung auf den augenblicklichen Stand der Debatte; allein es waren gewaltige Reden, voll Geist, Kenntnisse und namentlich Mut."

Nicht im Charakter allein, auch in ihrer geistigen Anlage sonst findet man bei Mohl und Treitschke ähnliche Züge. So bei jenem das auch an Treitschke schon bemerkte frühe Auftreten dauernd festgehaltener, im weiteren Fortgang des Lebens nur reicher ausgebildeter wissenschaftlicher Erkenntnisse. Ebenso die rastlose Arbeitslust und Arbeitskraft, mit der jeder von beiden nach Beendigung eines schweren Werkes, wo andere auch starke Hände nach einer Ruhepause verlangt hätten, sofort ein neues angriff; Mohl im Umfang des Geleisteten Treitschke ja weit übertreffend, dafür aber auch ohne dessen stetes Bemühen um vollendete künstlerische Gestaltung der literarischen Arbeit.

Auf Mohls ersten Brief im Januar 1859, der Treitschke so herzlich erfreut hatte, antwortete er doch erst nach Monaten. Er hatte sich weder mit einem Höflichkeitsbriefe begnügen, noch brieflich den wissenschaftlichen Streit fortsetzen wollen. Inzwischen war Mohls „Enzyklopädie der Staatswissenschaften" erschienen und von Treitschke zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Besprechung im „Literarischen Centralblatt" gemacht worden. Die schickte er im Oktober 1859 mit einem begleitenden Briefe an Mohl. Er hatte, wie er schon bei Übersendung seiner Habilitationsschrift ausgesprochen, von vornherein nicht zu hoffen gewagt, daß seine Argumente Mohl überzeugen würden, und diese Vermutung durch jenen im übrigen für ihn so ehrenvollen Januarbrief bestätigt erhalten. Mohl hat, wie noch seine „Lebenserinnerungen" bekunden, dauernd an seinem Projekt einer Gesellschaftswissenschaft festgehalten, das doch, wie er es plante, längst allseitig preisgegeben ist. Zwei ganz kompetente Richter, die zugleich über ihn am besten geschrieben haben, Hermann Schulze (der Vater von Gerhard v. Schulze-Gaevernitz) und Ernst Meier, verurteilen gleichmäßig diese Gesellschaftswissenschaft. Jener betont außerdem („Im neuen Reich" 1876, Bd. 1, S. 285), daß Treitschke das Verdienst zukomme, in seiner Erstlingsschrift „diesen Grundirrtum des Altmeisters der Staatswissenschaften siegreich

widerlegt zu haben, wobei ihm nicht nur sein kritischer Scharfsinn, sondern auch seine durch das Studium der Geschichte vertiefte Auffassung des Staates zustatten kam". Und auch für Ernst Meier ist Mohls Unternehmen ein „gänzlich unglücklicher Gedanke", gegen den er gutenteils dasselbe einwendet wie Treitschke (Tübinger Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 1878, S. 515). Ebenso hatte Levin Goldschmidt Treitschkes Schrift zur Zeit, da sie erschien, „durch überzeugende Polemik ausgezeichnet" gefunden.

Auch in Treitschkes Besprechung der Mohlschen „Enzyklopädie" [2] kommt noch vielfacher Widerspruch zum Ausdruck. Besonders verwirft er Mohls Definition des Staates als eines bloßen Organismus von Einrichtungen zur Förderung der Lebenszwecke des Volkes; schon in der Habilitationsschrift hatte er ihr die seine, fast ganz so wie sie dann den ersten Paragraphen der „Politik" eröffnet, entgegengestellt. Auch Mohls Auffassung der politischen Freiheit im antiken Staate widerspricht er ausdrücklich, indem er von neuem (wie ebenfalls schon früher und auch später dann immer wieder) auf die „für alle Zeiten gültige" Erklärung dieser Freiheit in Aristoteles' Politik hinweist [3]). Aber, wie er am Schlusse sagt, er würde geglaubt haben, der Bedeutung des Werkes und des Schriftstellers zunahe zu treten, hätte er sich auf einige panegyrische Bemerkungen beschränkt. Und auch eine praktische Wirkung auf den Privatdozenten der Universität Leipzig hatte Mohls Buch; aus ihm höchstwahrscheinlich erhielt Treitschke den Anstoß, als Thema seiner Wintervorlesung 1859/60 die „vergleichende Geschichte des englischen und des französischen Staates" zu wählen. Denn daß Mohl seinem letzten, die historischen Staatswissenschaften behandelnden Teil nicht eine „Skizze der geschichtlichen Entwicklung einiger Staaten von typischer Bedeutung" eingeschaltet habe, war von Treitschke in seiner Kritik ausdrücklich bedauert worden.

Von Mohls drittem großen Werk, der Monographiensammlung über „Staatsrecht, Völkerrecht und Politik", die 1864 bis 69 in drei starken Bänden erschien, besprach Treitschke ebenfalls noch die beiden ersten, vorzüglich durch den zweiten, der den ersten Teil der Politik brachte, „belohnt und angeregt". Da ganz ohne Zweifel auch der letzte, der Schlußteil der Politik, diese anregende Kraft für Treitschke enthielt, muß man bedauern, daß er zu dessen Besprechung nicht mehr gekommen ist. Er hatte die Rezensionsarbeit für das „Literarische Centralblatt" schon seit zwei Jahren eingestellt, und zudem lag 1869 das ganze Jahr hindurch seine Arbeit für die neue Folge der „Historischen und Politischen Aufsätze" so schwer, so alle freie Zeit verzehrend auf ihm [4]), daß es nicht zu verwundern wäre, wenn er den 724 enggedruckte Seiten enthaltenden Großoktavband damals überhaupt noch nicht gelesen hätte. Den ersten Band seines Werkes hatte Mohl mit politischen „Aphorismen" zur Zeitgeschichte eingeleitet, deren reichen Inhalt Treitschke in seiner Besprechung beifällig hervorhebt. Mit verwandten kürzeren Betrachtungen: „Übereiltes, Unbedachtes und Unfertiges in der Tagespresse", schließt der dritte. Darunter — neben andern, Treitschke ebenfalls naheliegenden Themen, wie Allgemeines Wahlrecht, Judenemanzipation — die Abschaffung der Todesstrafe, gegen die Mohl vielfach in gleichem Sinne, wie Treitschke in seinem Artikel vom 5. April 1870 in den „Preußischen Jahrbüchern", sich ausspricht. Da bei Treitschke aber unter den namhaften Staatsmännern und Juristen der Gegenwart, die gleicher Meinung wie er seien, neben Mathy, Emil Herrmann, Leonhardt, dem damaligen preußischen Justizminister, Mohls Name fehlt, so wird es fast zur Gewißheit, daß er dessen Ausführungen noch nicht kannte.

[2]) Histor. u. Polit. Aufs., Bd. 4, 1. Ausg. S. 512—520.
[3]) Vgl. G. Jellinek, Allgemeine Staatslehre. 3. Aufl. S. 296 f., 302 f.
[4]) Vgl. Briefe. Bd. 3. S. 184. 238—256.

II

Neben wärmster Zustimmung doch auch ähnlichen Widerspruch wie bei Treitschke der Staatsrechtslehrer Mohl, fand bei diesem der Historiker und Publizist Treitschke. Nachdem er schon Anfang 1862 Mohl auf seinen kurz zuvor in den „Preußischen Jahrbüchern" erschienenen Essay über Hans von Gagern hingewiesen hatte, schickte er ihm 1863 den gehaltreichsten seiner historisch-biographischen Aufsätze vor 1866, den über Wangenheim. Gerade für diesen konnte ja Treitschke, wie er selber in seinem begleitenden Briefe sagt, keinen „kompetenteren Richter" finden als Mohl, der in jungen Jahren am Bundestag als ein nichtamtlicher Attaché unter Wangenheim gearbeitet hatte und ihm auch persönlich näher getreten war. Mohl schickte auch sofort einen „lehrreichen Brief" zurück, dessen Bemerkungen dann Treitschke in seiner ersten, 1864 herausgekommenen Aufsatzreihe benutzte, soweit sie ihn überzeugt hatten. So sagt er ausdrücklich in dem Schreiben, das mit ihrer Sendung an Mohl ging, den derzeitigen badischen Gesandten am Deutschen Bundestage. Hierauf antwortet das erste der hier folgenden beiden Schreiben, die sich erst nach beendetem Druck der Briefe Treitschkes in dessen Nachlaß vorgefunden haben; das früher ausgesprochene Bedauern, daß sämtliche Briefe Mohls an Treitschke verloren seien, kann also wenigstens eingeschränkt werden. Für das volle Verständnis des Inhalts dieser beiden sei auf den ersten und, zu den Bemerkungen Mohls über die Abhandlung „Bundesstaat und Einheitsstaat", auf den zweiten Band der „Historischen und Politischen Aufsätze" verwiesen, außerdem auf Treitschkes Antwort (Briefe Bd. 2, S. 368 ff.). Mohls Urteil über Uhland, den Menschen und den Politiker, das er wesentlich ebenso scharf in seinen „Lebenserinnerungen" niedergelegt hat, machte Treitschke zunächst schwankend; doch Uhlands Briefe in dem von seiner Witwe im folgenden Jahr als Manuskript in Druck gegebenen Buch „Ludwig Uhland. Eine Gabe für Freunde" befestigte ihn von neuem (Briefe, Bd. 2, S. 402). Mohls Brief *) lautet:

Eure Hochwohlgeboren

haben mich mit einem freundlichen Briefe beehrt und mir ein schönes Buch geschenkt. Für Beides sage ich meinen aufrichtigsten Dank.

Sie schreiben mir, daß ich wohl gegen die geschichtlichen Aufsätze nichts werde einzuwenden haben, vielleicht aber mit der Abhandlung über den Bundesstaat nicht einverstanden sei. Entschuldigen Sie, hochgeehrtester Herr, gerade das Gegentheil ist der Fall. Die Abhandlung über den Bundesstaat ist nach meinem besten Wissen und Gewissen die vortrefflichste politische Schrift, welche ich seit Jahren gelesen habe, und ich habe gar keine Einwendungen, sondern nur einige Zweifel auszusprechen, von welchen weiter unten einiges Nähere. Was dagegen die historischen Schilderungen betrifft — ich rede von Wangenheim, Uhland und Dahlmann, die Anderen habe ich noch nicht gelesen — so muß ich mich allerdings zu mehreren wesentlichen Differenzen bekennen. Meinungsverschiedenheiten dieser Art sind freilich ohne allzu große Weitläufigkeit kaum schriftlich zu erörtern; Sie gestatten mir aber doch einige kurze Andeutungen, Gelehrten ist ja gut predigen.

Was zuerst Wangenheim betrifft, so habe ich mit größtem Vergnügen und mit wahrer Belehrung Ihre Kritik über sein Wirken in der Verfassungssache, bei der Gründung der oberrheinischen Kirchenprovinz, bei manchen Bundesfragen, namentlich der Kriegsverfassung und der Anhaltischen Schlingelei gelesen, dagegen kann ich mich nicht einverstehen mit Ihrem Tadel in Betreff seiner Oppositionsbestrebungen am Bunde überhaupt. Ich glaube, Sie thun nicht nur ihm persönlich Unrecht, sondern Sie fassen die Sachlage aus einem Gesichtspunkte auf, welcher vor 40 und

*) Eigenhändig nur unterzeichnet; übrigens diktiert und ein paar Schreiberversehen enthaltend.

50 Jahren noch keine Anwendung erleidet. Meiner Auffassung nach konnte damals von einem Hinwirken auf einen Bundesstaat oder gar Einheitsstaat noch keine Rede sein; und zwar aus zwei Gründen. Einmal war damals der nationale Gedanke noch gar nicht vorhanden in der Masse des Volks; die Burschenschaft und einige wenige Schriftsteller sind ja für nichts zu rechnen. Es scheint mir also nicht nur entschuldigbar, wenn auch Wangenheim den Gedanken nicht hatte, sondern er wäre als praktischer Staatsmann unentschuldigbar gewesen, wenn er ein ganz aussichtsloses Ziel verfolgt hätte. Sodann aber galt es in jener Zeit in Deutschland die constitutionellen Einrichtungen für die einzelnen Staaten, so wie man es eben damals verstand, zu gründen und zu retten. Daß sich dazu die Vertreter der aufrichtigeren Regierungen zusammenthaten, und daß sie eine von Österreich und Preußen verschiedene Gruppe zu bilden suchten, war also natürlich und das einzige Mögliche. Daß dabei namentlich Wangenheim auch Fehler beging, will ich ganz gern zugeben, aber in der Hauptsache glaube ich war er im Rechten.

Die Schilderung von Dahlmann's Leben, welche mir nicht in allen ihren Einzelheiten bekannt war, hat mich sehr interessirt, und ich habe nur Eine Bemerkung darüber zu machen. Sie stellen seine Reden bei dem Malmöer Waffenstillstand sehr hoch und tadeln das Parlament bitter wegen der endlichen Annahme. Es mag sein, daß mich persönliche Betheiligung bei der Sache falsch sehen läßt, obgleich mir die ganze Zeit so fern und so fremd geworden ist, daß ich mich ganz objectiv zu ihr zu verhalten glaube und in anderen Beziehungen, ja in der Hauptsache, die begangenen Fehler ohne das mindeste Widerstreben einsehe und anerkenne; allein ich glaube noch heute, daß ein anderes Verhalten des Reichsministeriums und der Mehrheit absolut unmöglich war; daß der in den Massen darüber erweckte Zorn und Haß theils revolutionärer Vorwand, theils Mangel an politischer Bildung war; daß also Dahlmann's Verfahren nicht nur nicht staatsmännisch, sondern persönlich höchst tadelnswerth gewesen ist. Glauben Sie mir, wir Alle sind damals mit blutendem Herzen für die Ratification gewesen; allein wir sahen die absolute Unmöglichkeit ein, anders zu handeln. Ich erinnere mich noch wohl, daß ich spät Abends vor der Vorlegung des Waffenstillstandes am anderen Tage noch einmal zu Schmerling ging und ihm sagte: das Benehmen von Preußen sei doch gar zu infam und wir sollten eben doch auf die Verwerfung des Vertrages Antrag stellen; worauf er mir erwiderte: über den Vertrag sei er ganz derselben Meinung, allein er sehe kein Mittel, sich einer Unterwerfung zu entziehen. Wenn Sie, fuhr er fort, sich von uns trennen, so werfen Sie mit leichtester Mühe das Ministerium um; dann aber bedenken Sie wohl, daß Sie das neue Ministerium zu bilden und den Krieg gegen Dänemark und vielleicht gegen Preußen zu führen haben. Wollen Sie in Ihr Ministerium Vogt, Blum, Simon von Trier nehmen? Wollen Sie die Revolution in ganz Deutschland proclamiren? Glauben Sie, die Mittel zu einem solchen Kriege zu haben? Ich sah ein, daß er Recht hatte. Die einzig möglichen Menschen und Mittel waren nicht die meinigen; ich war mir auf das Deutlichste bewußt, daß ich nicht das Zeug zum Chef eines Ministeriums überhaupt habe. Ich entschloß mich also, bei den Collegen auszuharren, und ich habe auf die heutige Stunde die Überzeugung, recht gethan zu haben. Am besten zeigt Dahlmann, daß wir Recht hatten. Er warf mit seiner Justizpolitik das Ministerium um, und entschied für die Verwerfung; als er nun selbst das Ministerium bilden sollte, machte er auf das Jämmerlichste Fiasko und die Dinge gingen wie bekannt. War dieß nun staatsmännisch? War es nur einfach honnet, die vor Augen liegenden Folgen seiner Handlung nicht zu überlegen und Selbstentsagung nicht zu üben? Von allen Dingen ist mir im praktischen Leben nichts schwerer gefallen, als gegen die eigene bessere Überzeugung handeln zu sollen, weil es ohne noch größeren Nachtheil nicht anders möglich ist; ich habe es aber

immer für ganz unerläßliche Pflicht gehalten, sei der Tadel der Menge auch welcher er wolle, wer dieß nicht kann oder will, muß von öffentlichen Geschäften wegbleiben. Ich wenigstens bin mit meinem Urtheile über Dahlmann niemals über diese Geschichte weggekommen.

Am abweichendsten sind meine Ansichten über Uhland, den ich viele Jahre lang in nächster Nähe gesehen habe, wenn ich auch nicht zu seinem vertrauten Umgange gehörte. Der Dichter bleibt natürlich außer Frage; allein über Uhland als Politiker und, — was Sie wohl überraschen wird zu hören — als Menschen urtheile ich ganz verwerfend. Seine Politik habe ich, verzeihen Sie mir den rohen Ausdruck, nur stupid gefunden sein ganzes Leben lang. Stupid war sein altwürttembergischer Widerstand gegen die Herüberführung Württembergs in den modernen Staat, und zwar von dem Augenblicke an, als der Trotz des alten Königs und die Lieutenantsproceduren des jungen gebrochen waren. Lesen Sie doch gefälligst noch einmal seine Berichte aus dem Anfange der 20er Jahre über die damaligen Organisationsgesetze; es ist ja vollkommen unmöglich, weniger Verständniß mit größerem Eigensinne zu verbinden. Nur stupid kann ich ferner seine Haltung in den 30er Jahren nennen; wenigstens ich kann kein anderes Urtheil fällen über das damals von ihm geritteue Paradepferd, daß Bundesbeschlüsse nicht gültig für das einzelne Land seien, wenn sie mit der Verfassung desselben nicht übereinstimmen. Schon juristisch ist es ganz unhaltbar; allein nun vollends gar politisch! Wie sollen wir in Deutschland je zu etwas Allgemeinem kommen, weil dem einzelnen Ländchen nicht paßt? (ja!) Sie werden mich nicht mißverstehen; ich billige materiell wahrlich nicht, was Metternich aufdringen wollte; allein die Art des Angriffs darauf, wie sie damals Uhland, Pfizer, Römer geltend machten, war ganz unzulässig, und ich glaube Niemand weniger, als wir, die wir Einheit wollen, sollten diese Argumentation zulassen. Ganz stupid endlich habe ich Uhlands ganze Haltung im Parlamente gefunden. Ihn, den gebildeten Mann, unter diesen Schweinen sitzen zu sehen, mußte einem im Herzen weh thun. Er wollte keine rothe Revolution, also durfte er auch nicht mit ihr gehen. — Was nun aber den Menschen betrifft, so habe ich es immer verächtlich von ihm gefunden, daß er sich sein Leben lang von seiner Frau füttern ließ, ohne die mindeste Anstalt zu machen, auch zu arbeiten; denn arbeiten nenne ich das behagliche Spielen mit alten Volksliedern nicht. Ich habe sein Urtheil in den zunächst damals ihm abliegenden, oder wenigstens [nicht] in ihm liegenden Dingen immer ganz kläglich gefunden. Es war in Tübingen damals noch ein verfaulter Rest von altwürttembergischer Beschränktheit und trägem Egoismus, nicht nur analog, sondern auch verwandtschaftlich und persönlich verbunden mit den niederträchtigen alten Landtagsausschüssen. Das einzige Bestreben dieser Menschen war, jede Verbesserung und Erweiterung der Universität und ihrer Anstalten zu verhindern, damit sie nur nicht in ihrem Schlendrian gestört würden und es hübsch beim alten Nepotismus bleibe, wo die Professuren und die Universitätspfarreien erblich in zwei oder drei Familien waren. Diese Faulenzer, Räsonneure und zum Theile Säufer waren Uhlands Umgang und er ging durch dick und dünn in allen ihren Schlingeleien mit ihnen. . . . Endlich, um nur noch das Eine zu sagen, muß ich immer lachen, wenn ich von der Bescheidenheit des Mannes reden höre; linkisch war er und maulfaul; aber, glauben Sie es mir, bis zur Insolenz hochmüthig. — Dieß ist freilich ein anderes Bild, als man sonst von Uhland aufstellt, und als auch Sie, verehrtester Herr, sich von ihm gebildet haben; es kann sein, daß mein Urtheil ein falsches ist, und ich bin natürlich immer bedenklich, wenn meine Anschauung von der der ganzen Welt abweicht; aber ich kann mir nicht helfen, so ist mir der Mann vorgekommen, und zwar, wie ich Sie zu bemerken bitte, ohne daß ich jemals persönlich mit ihm zusammengetroffen oder mich persönlich über ihn zu beklagen gehabt hätte. Meiner Überzeugung nach handelt es

sich hier auch von einer fable convenue, die namentlich auch aus den Phrasen über Uhlands Wirksamkeit als Professor hervorgeht, welche in der Wirklichkeit absolut Null war.

Doch, ich habe nun zu lange die Punkte besprochen, in welchen ich mehr oder weniger abweichender Meinung bin; lassen Sie mich mit mehr Vergnügen zu dem zurückkehren, womit ich begann, nämlich zu der Abhandlung über den Bundesstaat. Von dieser bin ich, ohne alle Phrase gesagt, ganz entzückt. Ich finde namentlich den kritischen Theil so schlagend, so voll richtiger und neuer Bemerkungen, ich habe so viel daraus gelernt, daß ich in der That nur mit aufrichtigem Danke davon sprechen kann. Es ist mir nun vollkommen jeder letzte Rest von Sentimentalität gegen Österreich abhanden gekommen, und ich stimme vollkommen mit Ihnen überein, daß nur ein von Preußen geschaffener Einheitsstaat die richtige Lösung und Beendigung des halbtausendjährigen Jammers ist. Wenn ich somit von einigen Zweifeln gesprochen habe, so sind sie im Wesentlichen nur folgende. — Einmal, weiß ich doch nicht, ob wir nicht die Einheit in Betreff der jetzt über alle Theile von Deutschland gleichmäßig verbreiteten Cultur theurer bezahlen würden, als Sie zugeben wollen. Ich fürchte nämlich, daß doch, natürlich nicht in der ersten und zweiten Generation, das geistige Leben sich in die Hauptstadt ziehen und der Rest allmählig zur todten Provinz werden wird. Die jetzigen vielen Mittelpunkte von Wollen, Denken und Urtheilen sind freilich zum Theile armselig und gemacht; allein sie hindern doch, daß man nicht das ganze geistige Leben fix und fertig aus der Hauptstadt zugesendet bekommet, und daß nicht alle Männer von Geist und Wissen sich nach der Hauptstadt drängen. Daß wir den Begriff der Provinz in diesem Sinne gar nicht haben, ist mir immer als ein außerordentlicher Vortheil vorgekommen, über welchen ich manche üble Seiten der Zersplitterung vergessen kann. Ich weiß überhaupt nicht, ob nicht der uns jetzt fast ausschließlich vor Augen stehende Mangel an politischer Macht (nicht) zu hoch in Anschlag gebracht wird gegenüber von anderen, auch wichtigen Lebensbeziehungen. Natürlich glaube ich nicht, daß diese Erwägung die Gründung eines einheitlichen Reiches aufhalten könnte und würde, wenn die Zeit zu ihr gekommen wäre; ich bezweifle nur, ob die Bilanz, welche Sie von Vortheilen und Nachtheilen gezogen haben, in der bezeichneten Beziehung ganz richtig ist. — Ein zweiter und allerdings stärkerer Zweifel ist mir der, ob Sie bei der Erörterung der moralischen Möglichkeit eines Einheitsstaates den Antipathien gegen Preußen in einem großen Theile von Süddeutschland genugsam Rechnung getragen haben. Ob dieselben verdient sind oder nicht, will ich ganz dahingestellt sein lassen, obgleich ich nicht leugnen kann, daß mir das Selbstbewußtsein eines preußischen Geheimenrathes und die Allüren eines Gardelieutenants ebenfalls schwer verdaulich sind; allein ich will sogar gern zugeben, daß im Großen und Ganzen der Widerwille gegen Preußen irrational ist: allein wir können uns eben nicht verhehlen, daß er besteht, und gerade darin, daß er nicht vernünftig ist, liegt meines Bedünkens die Hauptgefahr, weil man nun auch nicht mit Vernunftgründen dagegen aufkommen kann. Wenn die praktische Politik die Wissenschaft der Thatsachen ist, so muß dieser Factor provinzieller Abneigung sehr ins Auge gefaßt werden. Mir liegen in dieser Beziehung die Bayern und Württemberger schwer im Magen. Ich glaube, diese würden sich lieber dem Teufel ergeben, als preußisch werden wollen. Ihre Hinweisung auf die Rheinlande beruhigt mich nicht. Einmal lagen hier die Verhältnisse doch anders in dem durch Revolutionen gegangenen und von der früheren Grundlage längst losgerissenen Lande. Zweitens ist es mit der preußischen Gesinnung dort eben auch jetzt noch nicht weit her. Dieß kann sich Alles ändern, aber doch wohl nur entweder in Folge ungeheueren Unglücks oder durch einen riesengroßen Mann. Bis dahin, fürchte ich, müssen wir die Dinge schwerer nehmen, als Sie sie darstellen. — Schließ-

lich nur noch ein Wort darüber, daß die Bedingungen eines Gelingens für Preußen, nämlich Friede im Hause, und großmüthige und [un]selbstsüchtige Hülfe gegen Außen mir nicht so nahe zu liegen scheinen, als Sie es vielleicht annehmen. Zum Ersteren fehlt der Wille auf beiden Seiten; das Andere ist, wenn ich mich nicht sehr täusche, contra naturam animalium istorum. Sie sind verdammt egoistisch und meinen nicht, daß es der Mühe werth sei, uns kleines Gezeug durch Dienstleistungen erst zu gewinnen. Und auch hier finde ich die Eigenschaft nicht bloß auf der einen Seite.

Doch, es ist die höchste Zeit, daß ich Sie nicht länger plage; ich sehe ja, daß auch nach Ihrer Überzeugung die deutsche Geduld eine Grenze hat. Wenigstens darf ich aber hoffen, daß meine Redseligkeit ein Beweis dafür ist, wie sehr ich mich für Ihr Buch interessirt habe, und selbst ohne dasselbe schon ganz zu kennen. Ich pflege mich sonst bei Bücherzusendungen, wie billig, kürzer zu verhalten.

Auf die mir gütigst in Aussicht gestellte Abhandlung über die Niederlande bin ich sehr begierig. Die Belehrung fällt bei mir auf ein dürres Land; obgleich ich die Ehre habe, unseren gnädigsten Herrn dort zu vertreten, kenne ich von dem jetzigen Zustande wenig und von früheren gar nichts. Sie sehen, ich bin wenigstens dort als Diplomat ganz en règle.

Unter Wiederholung meines besten Dankes habe ich die Ehre zu sein Eurer Hochwohlgeboren ganz ergebenster v. Mohl.

Frankfurt, 27. November 1864.

Treitschke antwortete auf dieses inhaltreiche Schreiben erfreut vor allem, daß ganz gegen seine Erwartung Mohl den Ausführungen in „Bundesstaat und Einheitsstaat" zustimmte. Die Einwendung gegen das Urteil über die politische Haltung Dahlmanns zu dem preußisch-dänischen Waffenstillstand von Malmö ließ sich leicht als ein Mißverständnis Mohls aufklären, und die andere, gegen die Charakteristik Uhlands, zunächst nur hinnehmen. Wirklich schwer wog allein das abweichende Urteil Mohls über die süddeutsche Triaspolitik, da es zugleich das andere in sich schloß, gegen Treitschkes Fähigkeit zu rein historischer Auffassung zumal deutscher Zustände der nahen Vergangenheit. Bei Mohl, wie später nach Erscheinen des dritten Bandes der Deutschen Geschichte bei Rümelin, unausgesprochen; unumwunden dagegen zum Ausdruck gebracht von Baumgarten zuerst schon 1870 (s. Treitschke-Briefe, Bd. 3, S. 261, Anm. 2, S. 265, Anm. 1), und dann in schärfster, Treitschke kränkendster Form dreizehn Jahre später im Hinblick auf den zweiten Band des Werkes.

Der zweite Brief Mohls beantwortet Treitschkes Sendung seines Aufsatzes „Das erste Kaiserreich", der, im Septemberheft 1865 der „Preußischen Jahrbücher" erschienen, den großen Essay „Frankreichs Staatsleben und der Bonapartismus" einleitete. Diese Abhandlung vom Umfange eines Buches hat bis heute lebendig gewirkt. Ganz neuerdings ist sie noch ins Italienische übersetzt worden (L. Francia dal primo Impero al 1871, in Laterza's Biblioteca di Cultura moderna) und in der ersten Auflage bereits vergriffen. Die „annexionistischen Schriften" — als Brandschriften hatte sie ihr eigener Verfasser nicht unpassend bezeichnet — auf die Mohl weiterhin zu sprechen kommt, da auch Treitschke von ihnen geschrieben hatte, wie er sie wohlbedacht nicht geschickt habe, sind die beiden in den „Preußischen Jahrbüchern" im Januar und im September 1865 veröffentlichten Aufsätze: „Die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage" und „Die Parteien und die Herzogtümer". Treitschke konnte nicht wissen, wie von gerade entgegengesetztem Standpunkt Mohl diese Frage ansah, und zwar nicht nur als des Prätendenten amtlicher Vertreter für Holstein am Bundestage. Daß er besonders auch den Herzog Friedrich, seine politische

Umgebung wie seine persönliche Haltung völlig abweichend beurteilte[6]). Mohl also schreibt:

Eurer Hochwohlgeboren

gütige Zeilen vom 27. d. M. sammt dem freundlichen Geschenke habe ich die Ehre gehabt zu erhalten und mich beeilt, den Aufsatz zu lesen. Ich habe dieß, ohne alle Complimente gesprochen, mit größtem Vergnügen gethan und mich über die Masse geistreicher Bemerkungen erfreut und erstaunt. Fast sind deren zu viele, so daß es Mühe kostet, den Grundgedanken durch alle die einzelnen glänzenden Ansichten festzuhalten. Ich wenigstens muß, um mir eine bleibende und klare Anschauung von Ihrem Gedanken zu verschaffen, den Aufsatz noch einmal lesen, was ich denn freilich mit Vergnügen thun werde. Ganz aus der Seele gesprochen ist mir, daß Sie Napoleon als eine gemeine Natur und als einen Abenteurer darstellen; auch gebe ich gern zu, daß derselbe bei weitem mehr Italiener als Franzose war. Ob Sie dagegen sein organisatorisches Talent, welches er als Consul zeigte, nicht etwas zu nieder anschlagen, ist mir zweifelhaft. Mit großer Freude habe ich die Parallele zwischen ihm und Cäsar gelesen, bei welcher er so schlecht wegkömmt. Ich bin alt genug, um mich der Stimmung in den Befreiungskriegen noch wohl zu erinnern; der Haß gegen Napoleon und die Franzosen ist mir damals für mein ganzes Leben zur selbstverständigen Anschauung geworden, und ich habe mich auch später durch all das Lügenwerk aus St. Helena, durch Thiers und Genossen nicht abwendig machen lassen; den letzten Funken von sittlicher Achtung vor Napoleon habe ich jedoch zuletzt noch durch die Schrift seines Gefangenwärters Lowe verloren. In dieser tritt die Lügenhaftigkeit, der Mangel an aller Würde, kurz die innerste gemeine Natur des Menschen in einem wirklich unglaublichen Grade hervor. Ich begreife nicht, daß dieses Buch nicht mehr Aufsehen in Deutschland gemacht hat; allein es scheint, das Publikum war doch dumm genug, sich von den Lügen der Memoirenfabrik in St. Helena gegen den armen Teufel einnehmen zu lassen, welcher von der gefangenen Spitzbubenbande auf eine unerhörte Weise zuerst mißhandelt und dann verleumdet worden ist. — Sie werden wohl später den Aufsatz in eine weitere Sammlung Ihrer Essays aufnehmen. Vielleicht finden Sie dann selbst das Bedürfniß, einige große Linien durch das Ganze zu ziehen, welche den Grundgedanken einfacher und zusammenhängender enthalten, auch auf die Gefahr hin, daß das geistreiche Funkeln einzelner Blicke und Antithesen da oder dort etwas darunter leidet. Ein zu großer Reichthum von Diamanten ist allerdings ein seltenes Übel; es kann aber doch unter Umständen eines sein. Namentlich rührt sich, vielleicht unbewußt, der Neid der Ärmeren dagegen, und sie wären zufriedener, wenn sich ihr eigener Besitz nicht gar zu klein daneben ausdehnt. Sie werden vielleicht sagen, dieß sei just mein Fall; es ist möglich, so etwas weiß man ja selbst nicht.

Ihre annexionistischen Schriften habe ich nicht gelesen und werde sie, mit Ihrer Erlaubniß, auch nicht lesen. Nicht, daß ich den Kopf in den Busch stecken will, um nicht zu sehen, welche gefährliche Feinde die von mir zu vertretende Sache hat; sondern weil ich schon längst aufgegeben habe, irgend etwas, sei es pro, sei es contra, in dieser Sache zu lesen. Ich bin schon lange zu der Überzeugung gekommen, daß die Sache nicht nach Gründen, sondern durch Thatsachen entschieden werden wird. Was nun aber die einfache Annexion betrifft, so habe ich vom politischen Standpunkte hauptsächlich das dagegen einzuwenden, daß ich Bismarcks Verfahren auch in dieser Beziehung für falsch im preußischen, damit aber auch in deutschem Sinne erachte. Ich glaube, daß die gelungene Annexion Preußen ein größeres Hinderniß

[6]) Man vergleiche Treitschke, Deutsche Kämpfe. 3. Aufl., Bd. 1, S. 23 f., 43 ff. mit Mohl, Lebenserinnerungen Bd. 2, S. 259 ff. Über Blittersdorff: Deutsche Geschichte, bes. Bd. 3, S. 287 f. — Der Freiherr v. Roggenbach war 1861—1865 bad. Minister des Auswärtigen.

für die Erlangung einer Suprematie in Deutschland bereiten würde, als es in 50 Jahren überwinden wird. Kurz, es scheint mir die alte Judengeschichte zu sein: Au weih, ich hab's gewonnen [7]).

Daß Sie in Karlsruhe arbeiten, habe ich nicht gewußt; es freut mich aber sehr, es zu hören. Von Blittersdorffs Berichten habe ich viel und ebenfalls mit größtem Interesse gelesen, leider in den sehr unleserlich geschriebenen Concepten; vollkommen theile ich Ihr Urtheil, daß er ein sehr bedeutender Mann war, schade, daß er kein reiner Charakter war. Ich habe ihn zu zwei ganz verschiedenen Zeiten näher gesehen; im Jahre 1822 beim Anfange seiner ersten Bundestagsgesandtschaft, dann im Jahre 1848 u. 49. In beiden Zeiten hatte er sehr trübe Motive. — Sehr interessant für Sie müßte eine Vergleichung der Berichte Wangenheims sein, welche ebenfalls voll Geist sind. Ich weiß freilich nicht, ob man in Stuttgart liberal genug ist, die Registratur zu eröffnen. Da Herr v. Varnbüler übrigens ein gescheiter Mensch ist, so wäre es doch möglich, und an einer abschlägigen Antwort stirbt man nicht.

Herr v. Roggenbach tritt also wirklich zurück! In meinem Leben hat mir nichts so leid und so weh gethan, persönlich und für die Sache.

Ihr ganz ergebenster v. Mohl.

Frankfurt, 30. September 1865.

Dieser Brief ist sehr wahrscheinlich der letzte, der von Mohl an Treitschke gegangen ist. Andernfalls wären sicher, da Mohl inhaltvolle Briefe an diesen Empfänger wenigstens zu schreiben pflegte, Hinweise darauf in Treitschkes sonstiger Korrespondenz zu finden, wie auf die andern in seinem Nachlaß nicht mehr erhaltenen Schreiben Mohls. Treitschke hat demnach diesen Briefwechsel nicht fortgesetzt, auch weder die bereits zugesagte Abhandlung über die Niederlande geschickt, die erst fünf Jahre fast nach dieser Ankündigung in den „Preußischen Jahrbüchern" (Juli und August 1869) erschien, noch die Neue Folge seiner „Historischen und Politischen Aufsätze", die den „Cavour" und das „Constitutionelle Königtum" brachte, drei Abhandlungen, die zum Besten gehören, was Treitschke überhaupt geschrieben hat. Ernstliche Verstimmung zwischen beiden Männern kann der Grund dieser Zurückhaltung nicht gewesen sein. Mohl zeigte ja öffentlich fortdauernd seine hohe wissenschaftliche Schätzung Treitschkes. Was er auf dessen Angriff gegen die Gesellschaftswissenschaft noch in der zweiten Auflage der „Enzyklopädie" erwiderte, ist schon angeführt worden. Weiterhin kommt er hier auch auf die „Historischen und Politischen Aufsätze" insgesamt zu sprechen. Dort gäbe Treitschke „selbständig und tief gedachte, aber auf entschiedenem Parteistandpunkte gehaltene Erörterungen über viele die Gegenwart bewegende Fragen, so über die Wiedervereinigung gespaltener Völker, über das innere Leben und über die sich in demselben geltendmachenden Kräfte des constitutionellen Staates, über richtige und falsche Bestrebungen". Möglich, daß dieser „entschiedene Parteistandpunkt", den er vor allem auch als Publizist für die deutsche Politik Preußens seit 1865 mit rücksichtsloser Leidenschaft vertrat — man denke an die 1866 gegen die norddeutschen Mittelstaaten gerichtete Flugschrift — für Treitschke ein Hindernis weiteren Briefwechsels wurde mit einem Manne, den er wissenschaftlich und menschlich so hoch stellte, dessen Auffassung der praktischen nationalen Politik Preußens aber mit der seinigen noch wenig zusammenstimmte. Mohl war, bevor ihn seine Erfahrungen in Frankfurt 1848/49 als Mitglied des Deutschen Parlaments und als Justizminister belehrten, wie fast alle seine Landsleute ein Fürsprecher der dauernden Hegemonie Österreichs in Deutschland; noch im März 1848 schrieb er in die doch preußisch-deutsch gerichtete „Deutsche Zeitung" von Gervinus einen Artikel, in

[7]) S. in Hebels Erzählungen des rhein. Hausfreundes „Schlechter Gewinn".

dem er sich für einen österreichischen Erbkaiser Deutschlands aussprach: „Österreich ist bei weitem der mächtigste Staat . . . . Preußen hat es schon seit dem Baseler Frieden bewiesen, daß es seine Stellung zu Deutschland nie begriffen hat." Denn wie ebenfalls fast allen Württembergern damals waren selbst diesem über französische, englische, nordamerikanische Staatsverhältnisse so genau unterrichteten Gelehrten die preußischen Zustände unsympathisch und lange Zeit wenig vertraut. Immerhin hatte er schon 1850 seine politische Neigung von Österreich ganz abgewendet und dem preußischen Norden zugekehrt. Ein Brief von ihm Anfang April 1850 bringt im Hinblick auf das Erfurter Parlament die Äußerung, er habe alle Hoffnung, daß dort etwas Verständiges zutage kommen werde. „Mag sein, daß dies nicht hinreicht, um Süddeutschland zu enthusiasmiren, aber umgekehrt würde Norddeutschland nicht wollen, und da ist doch unsere Kraft und Intelligenz [8]). Nach 1866 machte ihm die Mainlinie ernstlichen Kummer; als aber 1871 Deutschlands Einheit, fast ganz seinen Wünschen entsprechend, zustande gekommen war, hatte das neue Reich keinen eifrigeren und aufrichtigeren Anhänger als ihn [9]). Zwar das allgemeine, gleiche Wahlrecht verdammte er ebenso unbedingt wie Treitschke, es war ihm „eine unverzeihliche politische Sünde Bismarcks". Auch mit den ihm viel zu weit gehenden Separatrechten Württembergs und Bayerns war er so wenig wie Treitschke einverstanden; dafür aber erschien ihm für die Zukunft eine Erweiterung der Kompetenzen der Reichsgewalten ganz sicher, weil in der Notwendigkeit und in dem Willen der Nation begründet. Geistesfrisch, wie der fast inmitten der siebziger Jahre Stehende nach einer gigantischen geistigen Lebensarbeit noch immer geblieben war, beteiligte er sich nicht nur im Reichstag tätig an der praktischen Politik, er gab auch 1873 einen Band rechtlicher und politischer Erörterungen über das „Deutsche Reichsstaatsrecht" heraus, an deren politischen Teil noch ganz die Form erinnert, in der Treitschke 1886 im zweiten Band der fünften Auflage der „Historischen und Politischen Aufsätze" „Unser Reich" betrachtete. Auch in dieser seiner letzten bedeutenderen Schrift weist Mohl noch auf Treitschke hin: auf dessen zwei Jahre zuvor in den „Preußischen Jahrbüchern" veröffentlichte Studie über das Fraktionswesen im Reichstag, wo er sehr beherzigenswerte, aus dem Leben gegriffene Bemerkungen gemacht habe.

Treitschke seinerseits ist auf Mohl, soviel ich sehe, erst wieder in der „Deutschen Geschichte" zu sprechen gekommen. Im dritten Band, als Attaché Wangenheims, führt er ihn ein mit seiner Erstlingsschrift (1822) „Die öffentliche Rechtspflege des Deutschen Bundes": „ein junger Gelehrter, der mit seinem grundehrlichen Freimut, seiner wissenschaftlichen Unbefangenheit in dieser Frankfurter Gesellschaft wie ein Fremdling erschien". Dann tritt Mohl wieder auf als Verteidiger des Ministers Hassenpflug gegen politisch begründete, aber verfassungsrechtlich unhaltbare Anklagen des Hessischen Landtags in der Mitte der dreißiger Jahre; und Treitschke billigt durchaus diese Stellungnahme Mohls, indem er als charakteristisch für ihn seine Festigkeit gegen „die Launen der Tagesmeinung" hervorhebt. Der letzte Band schildert kurz, wie Mohl 1846 von der württembergischen Regierung seiner Tübinger Professur entsetzt wurde und so die Schwaben im folgenden Jahre „ihren ersten Staatsrechtslehrer" an Heidelberg verloren.

An einer Stelle der „Deutschen Geschichte" vermißt man doch den Hinweis vor allem auf ihn: da, wo Treitschke die wirtschaftlichen Zustände Deutschlands in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts behandelt und von der hilflosen Lage der Fabrikarbeiter spricht (Bd. 4, S. 598 f.). Er nennt in diesem Zusammenhang besonders die

[8]) H. Schulze, Robert von Mohl. „Im neuen Reich" 1876, I., S. 257.
[9]) Lebenserinnerungen. Bd. 2, S. 157.

Flugschrift des Theosophen Franz von Baader: „Das dermalige Mißverhältnis der Vermögenslosen oder Proletairs zu den Vermögen besitzenden Klassen der Sozietät", die 1835 erschien; ein Heftchen, noch nicht zwei Bogen stark, dessen wesentlichen positiven Gehalt Treitschke auf wenige Zeilen zusammenziehen konnte. Er sagt aber nichts von der gleichzeitig veröffentlichten, dieselbe Voraussicht bekundenden und diese Arbeiterfrage viel gründlicher erörternden Abhandlung Mohls: „Über die Nachteile, welche sowohl den Arbeitern selbst, als dem Wohlstande und der Sicherheit der gesamten bürgerlichen Gesellschaft von dem fabrikmäßigen Betriebe der Industrie zugehen, und über die Notwendigkeit gründlicher Vorbeugungsmittel" [10]). Auch weiterhin ist Mohl immer wieder auf dasselbe Thema in gleichem Sinne zurückgekommen, zuletzt noch ausführlich 1869, in eben jenem Bande seiner „Politik", den Treitschke nicht mehr öffentlich besprochen hat. Aber Mohls wissenschaftliches Verdienst auf diesem Gebiet ist allgemein zu wenig beachtet worden; erst Ernst Meier in seiner Abhandlung über ihn (S. 494 bis 508) hat nachdrücklich und eingehend darauf hingewiesen.

Persönlich ist Treitschke nach seinem Besuch 1854 in Heidelberg erst im Januar 1866 Mohl wieder begegnet; in Frankfurt, wo er in öffentlichem Vortrag über Mirabeau gesprochen hatte. „Diesen meinen alten Gönner," so schreibt er dem Vater, „den ich seit meiner Studentenzeit nicht gesehen, suchte ich natürlich auf und freute mich an seiner originellen Tüchtigkeit. Er ist ein merkwürdiges Gemisch von diplomatischer Feinheit und urschwäbischer Grobheit, in Allem, was er sagt, gescheidt und eigentümlich; er zählt zu den Männern, die ich trotz mancher Meinungsverschiedenheit am Aufrichtigsten hochachte." Im Frühjahr 1874 kamen beide gleichzeitig nach Berlin, Mohl vorübergehend als Reichstagsabgeordneter, Treitschke zugleich dauernd zum Antritt seiner Berliner Professur. Welchen starken Eindruck Mohl von Treitschke als Parlamentsredner empfing, ist schon gesagt, und auch persönlicher Annäherung konnten nun beide sich wieder erfreuen. Mohl wohnte in Berlin während der Reichstagssessionen im Hause seiner Tochter Anna, die mit Helmholtz verheiratet war. Helmholtz und Treitschke verknüpfte seit der Zeit ihrer gemeinsamen Lehrtätigkeit in Heidelberg das Band gegenseitiger wissenschaftlicher und persönlicher Hochachtung. Und es schloß auch Frau von Helmholtz noch ein, die Treitschke und über seinen Tod hinaus den Seinigen eine treue Freundin gewesen ist.

Eine Schwärmerbewegung in Hinterpommern vor hundert Jahren

Von

Friedrich Wiegand

Zwischen Stolp und Schlawe, dort, wo Pommern am tiefsten ist, lag seit alten Zeiten das Reich der Herrn v. Below. Hier regierten vor genau 100 Jahren, wo unsere Geschichte spielt, Karl v. Below auf Gatz, Gustav v. Below auf Reddentin und Heinrich v. Below auf Seehof. Von ihnen war Karl kränklich und schwerhörig, infolgedessen er mehr zurücktritt; Gustav dagegen, begabt und sehr liebenswürdig,

[10]) In Rau's Archiv der politischen Ökonomie. Bd. 2, S. 141–203.

war der hervorragendste unter den Brüdern. Er hatte in Berlin Jura studiert, war ein begeisterter Schüler Fichtes gewesen, hatte dann die Freiheitskriege mitgemacht, erst als freiwilliger Jäger, später als Dragoner im Stabe Gneisenaus, und stand nach dem Kriege bei den Gardedragonern wieder in Berlin. Hier schloß er sich einem Kreise von jungen Kavalieren an, die durchweg christlich interessiert waren, dem sogenannten Maikäferbunde. Einer der Teilnehmer, der Referendar Götze, hatte ihn damals auf die Bibel gewiesen, und wirklich ist Gustav v. Below durch das Evangelium des Matthäus für eine christliche Lebensanschauung gewonnen worden. Die Folge war, daß er alsbald der vielgeliebten Philosophie den Abschied gab. Noch im Dezember 1816 wollte er ihr zugestehen, daß sie wohl geeignet sei, dem Glauben als Hintergrund zu dienen, aber schon fünf Monate später erklärt er, den ganzen philosophischen „Quark" beiseite geworfen zu haben. Seine philosophische Periode war ein für allemal abgeschlossen. In gleicher Weise verzichtete er auf eine weitere militärwissenschaftliche Ausbildung. Er kennt nur noch Einen Lebensinhalt. Im übrigen will er mit dem alten Schutt aufräumen, sein Herz reinigen und fegen und das lebendige Wort Gottes in ihm aufnehmen. Er ist der Überzeugung, daß auf Kanzeln und Kathedern jetzt nur noch Teufelslehre vertreten ist. Die Pfarrer sind geradezu Knechte des Satans, die einem Christenmenschen nichts zu bieten vermögen. Was ihn fesselt, ist allein der Verkehr mit religiös geistvollen Menschen. In dieser echt pietistischen Stimmung nahm Gustav seinen Abschied und kehrte nach Pommern zurück in eine durchaus anders geartete Luft. Nachdem er sich mit einer geborenen v. Puttkamer verheiratet hatte, übernahm er die Güter Reddentin und Symbow und wurde praktischer Landwirt. Sein Vater, ein behaglicher alter Herr, der noch aus der Zeit der Aufklärung stammte, hatte als freundlicher Lebemann für religiöse Dinge nicht das geringste Verständnis. Dies letztere galt aber auch so ziemlich von allen Verwandten. Hier und da traf man wohl noch einen vereinzelten Pietisten, aber nirgends war Zusammenhang oder lebendige Fühlung. Gustav kam sich vereinsamt vor, seine einzige geistige Nahrung war Bücherlesen und Briefeschreiben. Freilich, an guten neuen Büchern erbaulichen Inhalts war Mangel. Gustav las die Bibel im Urtext, er griff nach Luthers Katechismus und nach den sogenannten alten Trösten. Darunter verstand man Erbauungsbücher des 17. und 18. Jahrhunderts, aus der orthodoxen Schule mit mystischem Einschlag und aus den Tagen des Pietismus. Sie lehrten mehr den Christus in uns, als den Christus für uns. Dies war es gerade, was sie jenem neuen Pietistengeschlecht empfahl. Auch damals suchte man eifrig nach den abgegriffenen, verschlissenen Bänden, stöberte sie in allen Ecken auf und schrieb sie sich mit heißem Bemühen ab. Gustav Below nennt besonders die Schriften von Arndt, Tersteegen, Rambach. Auch die Hirschberger Bibel hat er benutzt, eine gegen den Deismus gerichtete apologetische Bibelerklärung. Diese literarische Auswahl war natürlich gründlich einseitig und führte zu schiefen Urteilen. Wie der Pietismus überhaupt, so war auch Gustav v. Below ohne geschichtlichen Sinn. Er begegnet Luther mit Achtung, und doch fehlt ihm jedes innere Verständnis für die Reformation. Seine Ideale bleiben ein apostolisches Zeitalter, das er schief auffaßt, und eine unklare pietistische Weichheit. Diese macht sich auch in seinen Briefen geltend, die sich zwischen den Jahren 1816 bis 1820 im Stile merklich wandeln. Sei es mit Absicht, sei es unter dem Einflusse seiner Bücher, quält er sich die Sprache Kanaans an, eine gezwungene Umstellung der Worte, allerlei altertümliche Redewendungen und abgelegene biblische Ausdrücke. Dazu schwelgt er in kühnen Bildern. So wenn er von seiner Fichteschen Zeit sagt: „In mir lebte ein gewaltiger Teufel von geistiger Standeshoffahrt; aber ich versichere Dich, ich habe den Kerl mit dem Kreuze so vor den Kopf geschlagen, daß er wie ein Hund winselt, und in Wahrheit zu Kreuze kriecht."

Heinrich v. Below war der leidenschaftlichste unter den dreien. Auch er war Student gewesen und hatte die Freiheitskriege mitgemacht. Jetzt im Frieden wollte er sein Leben fröhlich genießen. Er heiratete eine Katholikin, eine geborene Bentivegni. Aber die Art, wie sein Vater die Güter verteilt hatte, erbitterte ihn, er glaubte sich gegen seinen Bruder Karl benachteiligt. Hochmütig und jähzornig wie er war, ging er mürrisch seiner Wege. Von religiösem Verständnis besaß er höchstens die kümmerlichen Reste eines alten Katechismusunterrichts. Da wollte es der Zufall, daß seine Schwägerin, das katholische Fräulein von Bentivegni, Tersteegens „Perlenschnur", die sie von Gustav Below geliehen hatte, in Seehof auf dem Tische liegen ließ. Heinrich, der von einem Ritte verstimmt nach Hause kam, griff gelangweilt nach dem daliegenden Buche und schlug gerade den Abschnitt über den verlorenen Sohn auf. Er las und las und kam nicht wieder davon los. Dann rasch auf das Pferd und zu Gustav geritten, dem Frommen in der Familie; er soll dringend Aufschluß geben und weitere Bücher herleihen. Heinrichs leidenschaftlicher Natur entsprach ein schroffer Wechsel in der Lebensart. Von dem Augenblick an verzichtete er auf Rauchen, Trinken und Kartenspielen. Höchst harmlose Dinge erschienen ihm auf einmal im Lichte der Sünde. Mit Hast studierte er die aszetischen Bücher, und natürlich in erster Linie die Bibel. Dazu besonders eifrig Luthers Katechismus, über den er sich stundenlang mit seinem Gärtner unterhielt. Auch änderten sich seine Verkehrsformen. Aus dem aufgeblasenen, dünkelhaften Junker war im Handumdrehen ein pietistischer Bruder geworden, der die kleinen Leute aufsuchte und die Menschen nur noch nach ihrer Stellung zu Jesus beurteilte. Er war beglückt, die Walchsche Ausgabe der Lutherschen Werke gegen einen Brabanter Pflug eintauschen zu können. Natürlich blieb aber auch sein Studium Luthers kräftig einseitig.

Als letzter ist dann auch Karl Below dem Beispiele der Brüder gefolgt. Und nachdem auch er sich 1819 bekehrt hatte, schloß sich ein Glied der Verwandtschaft nach dem andern den dreien an. Der Vater, gerührt über die Versöhnung der bisher feindlichen Brüder, bekam zum ersten Male einen Einblick in die Macht religiöser Gedanken. Bald griff die Bewegung auch auf die verschwägerte Familie v. Puttkamer über. Es wiederholten sich dieselben Szenen. Heinrich v. Puttkamer verwirft wie Gustav v. Below die Philosophie als ketzerischen Irrtum. Einen freimaurerischen Vetter v. Below wirft eine einzige Predigt von A. H. Francke um; er hatte ihre Verlesung zufällig in Seehof mit angehört. Seine Frau bricht in einen Strom von Bußtränen aus. Baltische Verwandte vergessen die Weiterreise nach Italien und lassen sich dauernd in dem gesegneten Kreise nieder. Man kann von da her geradezu Bekehrungsstammbäume aufstellen, die schließlich in sehr bekannten Sprossen des pommerschen Adels enden, in Kleist-Retzow und Otto v. Bismarck.

Um den Inhalt der Bewegung richtig zu beurteilen, ist von vornherein festzuhalten, daß ihr alle katholischen Elemente fehlen. Die Bentivegnis sind nur die Empfangenden. An seinem alten Freunde Clemens Brentano rügt Gustav v. Below geradezu die Beziehungen zur Nonne von Dülmen. Er für seine Person will lieber in die Schrift schauen, als in eine unklare Wunderwelt. Er findet bei den Römern allerlei Irrtum und empfiehlt neben dem Lutherschen Katechismus mit Nachdruck die symbolischen Bücher. Was ihn dagegen von den Lutheranern trennt, ist allein der Unglaube der jetzigen Pfarrer. Ihnen gegenüber verlangt er um so stürmischer nach christlicher Gemeinschaft, nach einer Gemeinde der Heiligen. Schroff treten einander gegenüber die Weltanschauung der zur Neige gehenden Aufklärung und die des sich durchsetzenden neuen Pietismus. Dort das Selbstgefühl des 18. Jahrhunderts, sein Stolz auf die gewaltigen geistigen Erfolge, seine unbedingte Hochschätzung der wissenschaftlichen Arbeit; hier die Verachtung alles menschlich Großen, die pietistische Selbstsicherheit und Genügsamkeit, die gern von dem „Stinkpfuhl

eigenwilliger Erkenntnis" redet. Nur die Bibel als Offenbarung alles Geistlichen und Sittlichen hat Gültigkeit. Den schärfsten Widerspruch aber ruft die Vernunft- und Tugendlehre des Rationalismus hervor. Ein starkes Sündengefühl bricht sich in leidenschaftlichen Ausdrücken Bahn. Der Mensch, durch die Erbsünde zur völligen Hilflosigkeit verurteilt, bleibt allein auf die Gnade Christi angewiesen. So gehört denn auch der Glaube an die Macht eines persönlichen Teufels zu den vordersten Stücken jedes Pietismus. Jesus kommt nicht als Tugendlehrer in Betracht, sondern nur als Gottes Sohn, der als Opferlamm sein Blut für die Vergebung der Sünden vergossen hat.

Allerorten hatten die Unglücksjahre und der Krieg nicht nur politisch, sondern auch religiös eine neue Gedankenwelt geschaffen, in der die empfängliche Jugend als in ihrem neuen Elemente lebte und webte. Es genügte darum auch den Brüdern nicht, für sich selbst einen anderen Weg eingeschlagen zu haben; sie fühlten sich vielmehr als Hausväter und Gutsherren verpflichtet, wie für das leibliche, so auch für das geistige Wohl ihrer Haus- und Gutsgenossen zu sorgen. Dazu gehörte aber vor allem eine Auffassung vom Christentum, so wie sie es verstanden. Neben dem Besuche des Gotteshauses halten sie jetzt regelmäßig Morgen- und Abendandachten im Gutshause ab. Es wird ein Abschnitt aus dem kleinen Katechismus gelesen und erklärt. Daneben dienen die alten Tröster und Predigtbücher als bequeme Hilfsmittel. Rasch dehnt sich die Bewegung auch über andere Kreise aus. Die Belows suchen unter den „alten ordinären Bürgersleuten" nach gläubigen Seelen und finden bald manchen, der bisher sein Licht unter den Scheffel gestellt hatte. Waren doch die pietistischen Einflüsse während der Aufklärungszeit durch ganz Deutschland verbreitet geblieben, nur daß sie nicht auffällig zutage traten. Die Brüder stellten dabei fest, daß dem toten Glauben der stumpfgewordenen kleinen Leute nicht so leicht beizukommen sei, als dem scharfen Unglauben des enthusiastischen Adels. Immerhin ging es auch bei jenen rasch vorwärts. Jede gewonnene Seele wird triumphierend bekanntgegeben. Heinrich v. Below und sein Gärtner brüten halbe Tage lang wie zwei Theologen über Bibel und Luthers Schriften. In Reddentin bekehrt sich das Hausmädchen. Gegenüber der Erkenntnis und Gottseligkeit seines Kindermädchens kommt sich Gustav v. Below ganz klein und demütig vor. Die Predigt eines Schäfers rührt alle zu Tränen. Allmählich zählt man 70 bis 80 Teilnehmer bei den Hausgottesdiensten. Auch treten bereits eigenartige Typen mit Nachdruck hervor. So der Holzwärter Vandersee, ein Mann von 75 Jahren. Er hatte noch die Tage des Pietismus gekannt, war dann aber durch die Neologie aus der Kirche getrieben und hatte sie nur noch zum Abendmahl besucht und sich im übrigen auf den Verkehr mit seinen „alten Trö[illegible]stern" beschränkt. Im Gutshause von Reddentin bei G[illegible]stavs Predigten tönten Jugendklänge an sein Ohr. Er legte zur Probe der Geistesgemeinschaft die „Honigtröpflein" von Wilcox Gustav Below vor, und als dieser sich zu ihnen bekannte, war die Freundschaft geschlossen. Da der wahrhaft Fromme auch über alle Weisheit dieser Welt verfügt, so räumte man Vandersee gern den Rang eines Ratgebers in der Familie ein. Man wandte sich in Zweifelsfällen an seine höhere Erkenntnis und ließ sich selbst die Forderungen seiner überspannten Sittlichkeit gefallen. Das Töchterchen des Hauses spielte mit der Puppe, Vandersee machte der Mutter Vorstellungen; ein solches Spiel könne das zur Abgötterei geneigte Menschenherz leicht in seinem falschen Wege bestärken. Eine junge Verwandte trug Ohrringe, Vandersee stellte an sie die Frage, was Gott wohl bei der Schöpfung vergessen habe. Und als sie diese Frage nicht beantworten konnte, erklärte er: die Löcher in den Ohren, worauf sie errötend auf den Ohrschmuck verzichtete. Auch den Christbaum erklärte Vandersee für nicht unbedenklich, weil er die Aufmerksamkeit von dem Kind in der Krippe ablenke. Die lustigen Töchter des Hauses, die vor Tisch noch

recht übermütig gewesen waren, brachte er zur Ruhe durch das bezeichnende Tischgebet: „Lieber Gott, laß uns essen und trinken und fröhlich sein." Als auf dem Gute nach seiner Meinung zu viel von Schweinezucht die Rede war, bat er, auch ihm einmal diese prächtigen Schweine zu zeigen. Und sofort kniete er im Schweinestalle nieder; auch er wolle doch gern den Gott seiner Freunde anbeten. Man wird unwillkürlich an Franz von Assisi erinnert, der hier in das hinterpommersche übersetzt erscheint.

Wenn solch ein Treiben möglich war, wie stand es dann um die hinterpommerschen Pfarrer? Wir kennen Schleiermachers ungünstiges Urteil, insbesondere über die Stolper Synode. Diese Zustände lagen freilich um ein halbes Menschenalter zurück, aber die Verhältnisse hatten sich wenig gebessert. Hier und da fand man wohl einen vereinsamten Pietisten, der etwas Besseres versprach, aber er war ohne Bedeutung. So saß in Wintershagen Pfarrer Neumann. Die Below drängten sich ihm geradezu als seine Beichtkinder auf. Der alte Herr kam in große Verlegenheit. Er wußte nicht, wie er sich diesem Sturme gegenüber verhalten sollte. Wenige Monate später schon überhob ihn der Tod einer Entscheidung. Aber seine „alten Tröster" gingen für den Preis von 100 Talern in Belowschen Besitz über. Man kann nie genug davon haben, meinte Heinrich. Vor allem gefiel ihm darunter die „Hirtenstimme" von Kleiner. Ein anderer Pietist war der reformierte Hofprediger Metzger in Stolp. Ein wunderlicher Mann ohne Predigtgabe, daher seine Kirche stets leer war. Gleichwohl blieb er für die Below vorläufig der Pfarrer schlechthin. Im übrigen wollte auch den supranaturalistischen Freunden die neue pietistische Art auf den Gütern nicht gefallen. Sie sahen in den Below wohl brave Leute, die aber auch ihnen entschieden zu weit gingen. Aber die große Mehrzahl der Pfarrer bestand überhaupt aus waschechten Rationalisten. Dies galt in erster Linie von den beiden Patronatspfarrern der Brüder. Heinrich war sofort nach seiner Bekehrung zum Superintendenten Tischmeyer in Mützenow, dem Seehof eingepfarrt war, gegangen und hatte sich ihm gegenüber als den größten Sünder bekannt. Entsetzt hatte ihm der Superintendent versichert, daß der Herr Baron im Gegenteil der edelste Mensch sei. Dies eine Wort hatte genügt, um Heinrich erkennen zu lassen, daß hier auf kein Verständnis zu rechnen sei. Er brach die Beziehungen ab, obwohl Tischmeyer sonst ein Mann von guter Haltung war. In Symbow bei Reddentin saß dagegen Pfarrer Läuen. Er war als guter Gesellschafter erst vor kurzem in die Pfarre berufen worden und machte diesem Rufe in seiner Weise auch wirklich alle Ehre. Er ritt zweimal wöchentlich nach Stolp zu seiner Spielgesellschaft, er war frisch und jugendlich und jedenfalls kein Spaßverderber. Mit ihm machte Gustav kurzen Prozeß. Er nahm ihm seine supranaturalistische Dogmatik fort und verschloß sie wie ein giftiges Buch. Er nannte dies, gegen seinen Pfarrer mit Leutseligkeit und Liebe verfahren. Läuen war natürlich etwas verblüfft. Bisher war man mit ihm zufrieden gewesen, jetzt sollte er bei einer Wendung im Gutshause auch mit einem Male umspringen. Er zögerte daher und hielt zu Gustavs Kummer noch ein Jahr lang an seinem Unglauben und seiner Neologie fest. Endlich in der Fastenzeit bricht auch bei ihm das Eis. Er bringt reumütig seinem Patron alle seine wissenschaftlichen Bücher; dieser soll sie verbrennen, um ihn vor weiterer Versuchung zu bewahren. Aber schon nach fünf Wochen bereut er seinen Entschluß in einem Briefe, den Gustav dem Konsistorium gegenüber als eine Summe von Gotteslästerungen und schrecklichen Greueln bezeichnet. Bei diesem Verhalten der Brüder konnten Konflikte mit den alten Pfarrern nicht ausbleiben, zumal der Superintendent und die Nachbarpfarrer bereits hinter dem Läuenschen Abfall gestanden hatten.

Man muß den alten Rationalisten zugestehen, daß sie in der Hauptsache pietätvoll und höflich gewesen sind. Erst das schroffe Auftreten der jungen Pietistenschule

in den 20er Jahren hat auch sie veranlaßt, zum Angriff überzugehen und ihren Widerspruch bis zum Zynismus zu steigern. Sie waren stolz auf ihre Vernunft und auf die Betätigung ihres sittlichen Willens gewesen. Erst da man ihnen diese Erbschaft Kants zu rauben suchte, begannen sie auch ihrerseits, in schroffster Form gegen die althergebrachte, für sie aber eben neue kirchliche Versöhnungslehre vorzugehen. Sie erklärten sich gegen einen racheschnaubenden Gott der Juden, der den Sünder mit Vernichtung bedrohe. Jesus war ihnen wohl der erhabene Gottessohn, aber für einen eingefleischten Gott hatten sie kein Verständnis. Sie kannten ihn wohl als den großen Lehrer der Menschheit, der für seine Überzeugung in den Tod gegangen ist, aber nicht als den Knecht der Sünder, als das geschlachtete Opfertier, das dem erzürnten Vater eine desto vollgültigere Genugtuung schafft. Darum sahen sie auch in der Menschwerdung Gottes eine durchaus unchristliche, ungöttliche Lehre.

Dazu kam die völlig andere Auffassung des praktischen Lebens. Die junge Pietistenpartei war nicht ohne Anmaßung und Wunderlichkeiten. Schon ihr äußeres Auftreten reizte zum Spott, ihre stürmische Aufdringlichkeit zur Ablehnung, ihre schroffe Weltverachtung zu einer um so stärkeren Betonung der erlaubten Freuden dieses Lebens. Diese freilich erschienen dann den Pietisten wieder als ekelhaftes Treiben, als Völlerei und Vergnügungssucht. Gewiß waren die alten Rationalisten eine Generation des Niedergangs. Ihr Tageslauf war trivial, ihre geistigen Interessen gering, ihr religiöses Verständnis gleich Null. Aber man muß sich auch hüten, alle Übertreibungen der erweckten Kreise in dieser Hinsicht für bare Münze zu nehmen.

Alles dies gilt natürlich auch von den Verhältnissen der Stolper Gegend. Auch hier führte die Gereiztheit bald zu wirklichen Zusammenstößen.

Es war am 2. Ostertage in Mützenow. Tischmeyer hatte soeben über den Text gepredigt: In allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm. Nach seiner Meinung konnte man auch ohne Kreuz Christi selig werden. Beim Ausgang aus der Kirche stellte ihn deshalb Heinrich Below vor der Türe. „Ist das Ihre Überzeugung?“ Und als Tischmeyer bejahte, erklärte der erregte Gutsherr: „Nun denn, so sage ich mich los von Ihnen und werde Ihre Predigten nicht mehr hören.“ Dann stieg er auf einen Grabhügel und rief den erstaunten Kirchgängern zu. „Glaubt ihm nicht, er ist ein falscher Prophet.“

Mit dieser Absage an den regelrechten Gottesdienst war die Trennung von der Landeskirche im Keime gegeben. Von Anfang an hatte sich der Brüder die Überzeugung bemächtigt, die Kirche sei Babel, man müsse darum sich und den anderen selbst helfen. Dem hatte zunächst eine Bibel- und Schriftenverbreitung außerhalb der Hausgemeinde gedient. Jetzt kam das gesprochene Wort hinzu. Die Gutsherren halten nicht mehr bloß Andachten für ihr Haus, sondern predigen frei für jedermann. Die Bewegung wächst über Gut und Dorf hinaus, die Teilnehmer kommen zu Hunderten. An Sonn- und Feiertagen wird früh, mittags und abends bis zur Mitternacht regelrechter Gottesdienst gehalten. Natürlich konnte eine gewisse Manier nicht ausbleiben. Heinrich v. Below sprach ohne Modulierung die Lieder Vers für Vers vor, um dann mit auffallend lauter Stimme mit dem Gesange einzusetzen. Welchen Text er für seine Ansprachen zu wählen habe, überließ er dem Geiste. Er schlug die Bibel auf und predigte völlig frei und unvorbereitet über die Stelle, die sein Auge gerade getroffen hatte. Dabei ging dies alles so gewaltsam vor sich, daß Schreien und Schluchzen an der Tagesordnung waren. In Gatz, Reddentin und Sechof überall dieselben aufregenden Bilder. Und als Antworten aus der Zuhörerschaft übertreibende Sündenbekenntnisse und leidenschaftliche Selbstanklagen in methodistischer Manier. Ist der Sonntag vorbei, so treiben die Brüder ihre Seelsorge jenseits der Gutsgrenzen, in den verschiedenen Ständen und Klassen. Natürlich haben sie

einen raschen Erfolg in den adeligen Dörfern, während in den großen und reichen Bauerndörfern sich eher Widerspruch zeigt, ja sogar hier und da bereits die üble Nachrede einsetzt.

Ist die Kirche nun wirklich Babel, so darf der Christ mit ihr und ihren Baalspfaffen überhaupt keine Gemeinschaft mehr haben. Es genügt dann nicht, neben dem landeskirchlichen Gottesdienste nur seine eigenen Gutsgottesdienste als Hauptsache zu fördern, es ist vielmehr unmöglich, die Predigten der Pfarrer noch länger zu hören und das Sakrament aus den Händen des Satans zu nehmen. Die Brüder haben sich bereits vollkommen in die Sprache des prophetischen Rachepredigers eingelebt. Sie reden in apokalyptischen Redewendungen, sie glauben, daß sich in der Neologie wie in einem Stinkloch die Ketzereien aller Zeiten versammelt haben, daß sie es bei den Neologen nur mit Kindern des Satans, mit Lügnern und Verderbern zu tun haben.

Schroffer als Gustav, der nur die landeskirchliche Gemeinschaft gewissenshalber meidet, geht zumal Heinrich im Kampfe gegen die Baalspfaffen vor. Jeder seiner Freunde, auch der Ungebildete, soll Zeugnis gegen die Sünden der Neologie ablegen.

Natürlich häufen sich mit dieser Kriegserklärung die merkwürdigen Erscheinungen in Seehof. Je leidenschaftlicher die Gefühle wogen, um so mehr glaubt man, das Wirken des heiligen Geistes zu spüren. Je maßloser und wundersamer die Form, um so mehr glaubt man, auf dem rechten Wege zu sein. Knechte und Mägde geraten in wirre Traumzustände, ihr irres Zungenreden wird als eine besondere Gnadengabe begrüßt und gefeiert. Es sind Inspirierte, die sich bald in unartikulierten Lauten, bald wieder in Schreck- und Donnerworten ergehen. Wild phantastisch malen sie die Höllenqualen aus; sie weisen deutlich auf den Ort hin, wo für die Unbekehrten die glühenden Stühle bereit stehen. Andere haben im Gegenteil sehr freundliche Bilder. Sie sehen sich von Engeln und Lichtgestalten umgeben und schauen Christus am Kreuz. Mitten in diesem tollen Treiben steht Heinrich v. Below selbst. Es konnte vorkommen, daß er über eine Stunde lang immer schneller, immer heftiger: „Komm, heil'ger Geist" schrie, bis er bewußtlos fortgetragen werden mußte. So sah es in der Gemeinde der Auserwählten aus, die nach apostolischer Sitte den Bruder- und Schwesterkuß wieder aufgenommen hatte. In einem Umkreis von einigen Meilen umgab sie den Seehof.

Besser stand es dagegen um die weitere Umgebung. Das ehrliche Bemühen der Patrone wußte die Rationalisten durch Pfarrer und Hauslehrer von der neuen Richtung zu ersetzen. Auch in den Gegenden um Schlawe, Rummelsburg und Neustettin mehrte sich die Zahl der erweckten Pfarrer. Dazu gaben sich diese anderen Patrone maßvoll und vermieden jeden Konflikt mit der Kirche. Zumal von Greiffenberg und Kammin lief eine Linie über Stettin bis in den Oderbruch, die zahlreiche gut kirchliche, aber dabei vernünftige Elemente aufwies. Nahm man dies alles zusammen, so machte das Belowsche Treiben den Eindruck einer überflüssigen Abweichung, die mit einer gesunden Erneuerung der kirchlichen Verhältnisse nichts zu tun hatte.

So empfand denn auch das Stettiner Konsistorium. Es hatte schon im Sommer 1820 Tischmeyer und Metzger beauftragt, die Brüder Below zu überwachen. Doch hatte Metzger diesen Auftrag abgelehnt. Das Konsistorium ließ daher nunmehr die Betstunden durch Gendarmen kontrollieren. Alle auswärtigen Teilnehmer wurden am Eingang aufgeschrieben und von der Behörde in Geldstrafe genommen. Es ist das törichte Verfahren, das wir unter Friedrich Wilhelm III. auch in anderen Provinzen und bei anderen kirchlichen Bewegungen finden, durch Geld- und Gefängnisstrafen, durch Pfändungen und polizeiliche Drangsalierungen eine geistige Bewegung niederhalten zu wollen. Daneben plante die Regierung in Stettin eine ärztliche

Untersuchung der Belows. Ja es war nahe daran, daß die Blücherhusaren die Gebetversammlungen auseinandersprengten. Daß es zu diesem Äußersten nicht kam, war nur das Verdienst des Obersten von Arnim, der sich von den Stettiner Federfuchsern nichts befehlen lassen wollte.

Aber auch bei Hofe und in den Kreisen der Berliner Regierung sprach man von den Vorgängen. Der König beurteilte sie als harmlos; er glaubte, Männern, wie die Belows waren, nichts Schlimmes zutrauen zu können. Der romantische Kronprinz aber bekundete gegen sie sogar ein fürsorgliches Interesse. Ehe man sich zu weiteren Gewaltschritten entschloß, sollte daher eine königliche Kommission die Angelegenheit eingehend und wohlwollend prüfen. Sie bestand aus dem Probst Ribbeck und den Geheimen Oberjustizräten Müller und Streckfuß, denen noch auf besondere Veranlassung des Kronprinzen Professor Heubner aus Wittenberg beigegeben war. Sollten die drei Erstgenannten zu bürokratisch urteilen, so konnte Heubner nach der geistlichen Seite hin das Urteil mildern. So kam es denn auch. Man hatte damals noch viel Zeit. Die vier Herren haben auf Staatskosten acht Wochen lang in Stolp gesessen, um die Vorgänge kennen zu lernen und sich mit den wichtigsten Persönlichkeiten zu besprechen. Somit waren sie in der Lage, genauen Bericht zu geben. Die Bewegung sei weder katholisierend, noch, worauf man damals besonderen Wert legte, demagogisch. Sie habe vielmehr ohne Zweifel religiöses Leben geschaffen. Aber in der Form überwögen doch die bedenklichen Seiten. Die Kommission empfiehlt daher, um des religiösen Bedürfnisses willen auch fernerhin die Hausversammlungen zu gestatten, aber ihren Abirrungen durch eine kluge Leitung vorzubeugen und dem Ganzen eine gesetzliche Unterlage zu geben. Vor allem aber scheine es erwünscht, für geeignete Pfarrer der neuen Richtung zu sorgen, die auch ihrerseits je nach Bedürfnis und ohne Beschränkung ähnliche Versammlungen abhalten sollten, um damit den stürmischen Vorgängen auf den Belowschen Gütern den Wind aus den Segeln zu nehmen. Heubner stimmte dem allen bei, suchte aber, wie er sich überhaupt die ganze Zeit hindurch in stärkerem Maße als christlicher Bruder des Belowschen Kreises gefühlt hatte, auch in einem getrennten Berichte die Erscheinungen mehr aus der Geschichte und den mißlichen Orts- und Zeitverhältnissen zu erklären und sie damit zu entschuldigen.

Drei Jahre währte bereits die Bewegung, als sich bei Gustav v. Below so etwas wie eine Übersättigung einzustellen begann. Er hatte die Masse nicht mehr fest in der Hand. Denn sein feineres Empfinden verschloß sich nicht gegen die Unsumme von Krankhaftem, das den freien Formen des Gebetes und der Ansprachen in diesem Kreise anhing. Dazu kamen die lästigen, müde machenden Konflikte mit der Behörde. Vor allem legte sich Gustav die Frage vor: Wo hinaus soll es mit dem allen? Jede enthusiastische Bewegung verlangt früher oder später nach fester Form und Gestalt. Zwei Wege lagen ihm offen; er konnte zur Landeskirche zurückkehren oder zum Sektenstifter werden. Zu beidem hatte er keine Neigung. Seine zartere Veranlagung, seine nachdenkliche Art sträubten sich gegen das eine wie gegen das andere. In diese Zweifel läßt ein Brief vom 24. Mai 1822 einen Blick tun. Er ist in einem fürchterlichen Stil gehalten, voll wüsten Schwulstes und sinnloser Gespreiztheit. Aber man erkennt doch schon, wohin er will. An der Landeskirche länger zu arbeiten, fehlt ihm die Neigung. Er sehnt sich nach neuen Offenbarungen und will sich deshalb von allem zurückziehen, was ihn an der neuen Geburt hindert. Aus dem Pietisten beginnt ein Mystiker zu werden, aus dem Manne, der nur an die Bekehrung anderer denkt, einer, der nur auf sein eigenes Seelenheil bedacht ist. In diesen kritischen Wochen sprach Gustavs Universitätsfreund Leutnant Ortmann in Reddentin vor. Ortmann war Theosoph und gewann im Handumdrehen Einfluß auf Gustav und Karl v. Below. Diese empfindsamen Seelen waren leicht zu bestimmen.

Ein kräftiges Wort zur rechten Zeit warf sie um. Die alten Tröster treten mit einem Male in den Hintergrund. Statt ihrer vertieft man sich mit demselben leidenschaftlichen Eifer in die mystisch-theosophischen Schriften von Eichtel und Jakob Böhme. Trotz scharfen Protestes des tatkräftigen Heinrich v. Below verirren sich die Brüder von Tag zu Tag mehr in das Wirrsal der Theosophie, dem auch die Hausgenossen natürlich rasch verfallen: erst der Gatzer Hauslehrer, dann Frau v. Below, dann Karl, dann Gustav und endlich der Vater. Mit Spannung sieht alles der Entladung des Unwetters entgegen. Und wirklich erfolgt am Schluß einer der gewohnten Erbauungsstunden die feierliche Absage. Gustav erklärt, von jetzt ab keine Betstunde mehr halten zu wollen, denn alles Predigen wirke nur äußerlich und vorübergehend. Die Freunde sollten lieber, jeder für sich, Gottes Wort in der Stille betrachten und es dem heiligen Geiste überlassen, sie weiter zu führen. Bestürzt und traurig ging alles auseinander. Man erkannte in diesem Tage das Ende der pietistischen Bewegung für Gatz und Reddentin.

Auf beiden Gütern blieben zwar die Andachten, aber sie wurden nach Eichtelscher Art eingerichtet. Im engsten Kreise liest man die Schrift und überläßt die Erklärung dem direkten Wirken des heiligen Geistes. Wo früher gewaltiger Lärm tobte, herrscht in den Häusern nur noch tiefste Stille. Dazu kommt die persönliche Zurückhaltung. Der bisher auffallend herzliche Gustav wird wieder vornehm und kühl. Es macht sich so etwas wie eine satte Überlegenheit seinen alten Hausgenossen gegenüber geltend. Die übertriebene Brüderlichkeit der letzten Jahre scheint einer aristokratischen Gegenwirkung zu erliegen. Man hatte sich zu stark nach außen gekehrt und hat nunmehr das Bedürfnis einer Rückkehr nach innen. Karl und Gustav fangen an, sich wieder für ihre Landwirtschaft zu interessieren. Gustav, der Gesellige, pflegt obendrein den gesellschaftlichen Verkehr. Hierin eins mit den Häusern Dohna und Dönhoff, die denselben Weg eingeschlagen haben. Denn ihr geistliches Leben scheint ihnen so tief verankert, daß es durch die leichten Wellen der Eleganz nicht gestört werden kann. Man kann über den Geist der Welt lachen, weil man sich vor seinen Anfechtungen nicht mehr zu fürchten braucht. Mit Heinrich stehen die Brüder nach wie vor wohl noch gut. Aber die verständnisvolle Herzlichkeit fehlt. Gegen die kirchlichen Dinge sind sie im innersten Herzen gleichgültig, üben aber mit Anstand ihre Patronatspflichten aus. Als Pastor Laven in Sombow stirbt, suchen sie für ihn einen gläubigen Nachfolger. Auch nehmen sie hier und da aus Höflichkeit an einem kirchlichen Feste teil, lassen ihre Kinder konfirmieren, gehen aber selbst nicht mehr zum Gottesdienst und zum Sakrament. Sie haben diese äußeren Formen nicht mehr nötig, seit sie vom inneren Lichte durchstrahlt werden.

Selbstverständlich blieb die Zahl ihrer Anhänger gering. War doch dieses mystische Leben überhaupt nicht auf die Masse, sondern auf den Einzelnen und seine stille Vertiefung angelegt. Wer daher an den alten Hausgottesdiensten teilgenommen hatte, schließt sich, jetzt führerlos geworden, entweder dem Seehof an oder bröckelt zur Landeskirche ab.

Heinrich, der Seehöfer, hält es für seine Pflicht, gegen diese neue Wesen in seinem Kreise zu sprechen. Aber früher oder später mußte auch an ihn die Frage herantreten: Was nun weiter? Die Berliner Kommission hatte keine durchgreifenden Änderungen gebracht. Die alten rationalistischen Pfarrer saßen in ihren Pfründen und starben nur langsam ab. Dagegen ging die Regierung nach wie vor mit Geldstrafen gegen die Gemeinschaft vor. Gendarmen störten aufs neue die Versammlungen. Einkerkerungen und Pfändungen waren an der Tagesordnung, wenngleich hier und da ein Landrat auf Veranlassung des Kronprinzen wohl mal ein Auge zudrückte. Auf Anweisung der Regierung hatten die Pfarrer auf die Separa-

tisten ein scharfes Auge und traten ihnen geradezu feindlich gegenüber. Neben dem inneren Gegensatz zwischen der pietistischen und der rationalistischen Auffassung blieb der äußere, die Frage, ob das Predigen nur dem Pfarrer oder jedem Gemeindegliede zustehe und ob der Gottesdienst die feste Grenze des Hauses überschreiten und sich neben dem regelrechten Gemeindegottesdienst zu einer Schmarotzerpflanze entwickeln dürfe.

Im Jahre 1821 starb der Superintendent Tischmeyer. Aber auch sein Tod brachte keine Besserung der Lage. Denn die Stelle blieb vier Jahre lang unbesetzt, da die Mützenower und die Seehöfer sich über keinen geeigneten Nachfolger einigen konnten. Dort versah das Pfarramt notdürftig der Lehrer und Küster, an dem die Pietisten rügten, daß ihm als früherem Knechte die geeignete Bildung fehle und er dem Trunke ergeben sei. Hier herrschte Heinrich v. Below nachgerade unumschränkt. Er war nunmehr wirklich aus Babel geflohen, gehorchte der Regierung nur noch in weltlichen Fragen und hatte im übrigen die Trennung von Staat und Kirche für sich unbedingt vollzogen. War es mit letzterer also zu einem entschiedenen Bruch gekommen, so bildeten dagegen die Gläubigen unter sich ein Herz und eine Seele. Sie waren jetzt eine geschlossene Gemeinde mit eigener Abendmahlsfeier, die Heinrich v. Below als Bischof regierte. Was ihm vor allem am Herzen lag, war die strenge Kirchenzucht. Darum schloß er alle unbekehrten Gewohnheitschristen vom Abendmahle aus. In den Gottesdiensten überwogen bald die Angriffe auf die Landeskirche. Man erging sich in den schärfsten Ausdrücken, in den beliebten derben Redewendungen, wie sie das Alte Testament und Luther reichlich zur Verfügung stellen. Diese Landeskirche war der Inbegriff aller Greuel. Natürlich wurde auch das geistliche Amt grundsätzlich verworfen und an seiner Stelle das allgemeine Priestertum mit seinen geistlichen Gaben für wesenhaft erklärt.

Alles dies hat dazu beigetragen, um aus den Jahren 1822—25 die tollste Zeit der ganzen Bewegung zu machen, für deren wilde Auswüchse eine Entschuldigung nunmehr unmöglich war.

Heinrich v. Below begann zu weissagen. Knechte und Mägde machten es ihm nach. Hunderte sprachen durcheinander, je mehr, je besser. Überall sollte der Geist reden und Pfarrer und Regierung nicht wagen dürfen, ihn zu dämpfen. Liese Völkner, ein vierzehnjähriges Gänsemädchen, die ohne Frage krankhaft veranlagt war, auch nie anders als plattdeutsch gesprochen hatte, hält auf einmal die ergreifendsten Predigten in Hochdeutsch, indem sie entweder auf dem Sofa langhingestreckt liegt oder wie ein Engel durchs Zimmer schwebt. Wenn sie so den Zuhörern ihre Sünden auf den Kopf zusagt und sie zur Buße mahnt, kann sie grenzenlos erschüttern. Ein ungläubiger Hauptmann vermochte die Wucht ihrer Stimme nicht zu ertragen, sondern stürzte unter Tränen aus dem Zimmer. Anderen wieder verspricht sie mit sanften Worten die Kronen der unsichtbaren Welt. So erwartet jeder von ihr zitternd sein Schicksal. Nach einiger Zeit war ihr Zauber vorbei, sie fiel in ihr gewohntes Leben zurück und gab sogar reichlich sittlichen Anstoß. Wie sie, so hat mancher mit einem Male die Befähigung zur durchgreifenden Bußpredigt in sich entdeckt. Menschen, die nie frei gesprochen hatten, verfügten mit einem Male, vom Geiste beseelt, über eine packende Redegewalt. Ein Junker, dem nichts ferner lag als Predigen, kommt zufällig in eine dieser Versammlungen. Er ist von der Reise erschöpft, außerdem heiser. Heinrichs Aufforderungen, das Wort zu ergreifen, lehnt er ab; aber als die Gemeinde tatsächlich für ihn um den Geist bittet, kommt es über ihn, er kann nicht mehr widerstehen, und man will nie etwas Ähnliches gehört haben, wie diese gewaltige Predigt.

So wird das Phantastische und Außergewöhnliche allmählich zur Regel und zum Bedürfnis. Der Kossät Martin Lemm aus Pußtamin ist ein origineller Visionär,

ist wie vom Veitstanz gepackt, wenn er bald in die Luft springt, bald sich zu Boden wirft; aber er weckt heilige Bewunderung und reizt zur Nachahmung. Ein Bedienter, der oft im Theater gewesen war, nimmt mit einem Male eine Fechterstellung ein; alte Opernmelodien erwachen in seinem Gedächtnis; die Gemeinde ist erbaut, daß er diese seine Kunst zu Ehren Christi anwendet. Das Engelgreifen gehört zur Mode. Auf Zehenspitzen schweben sie dahin oder stehen auf den Ecken eines Stuhles in Verzückung nach vorn gebeugt, die Arme gen Himmel gestreckt. Ein böser Fortschritt kam mit dem Eintreffen von Irrgeistern. Bauer Dubbach aus Wilhelminen betete so mächtig, daß alles erschüttert auf die Knie sank. Mit einem Male stieg Dubbach über die auf der Erde Liegenden hinweg und trat ihnen einzeln, Below mit eingeschlossen, auf den Nacken. „Immer tiefer hinein in die Demut", lautete dabei sein Gebet. Dann aber sprang er auf den Tisch und erklärte sich selbst für Christus. Als man ihn packte, trat seine Tollheit zutage. Er verzerrte das Gesicht und bekam Schaum vor den Mund. Derartige Erscheinungen verloren bald alles Befremdliche; denn, so urteilte man, wo der heilige Geist sein segensreiches Werk treibt, da muß der Irrgeist ihm notgedrungen entgegenwirken. Man richtete sich darum in den Versammlungen geradezu auf die Besessenheit ein. Man rechnete damit, daß die erregte Sprache der Predigt und des Gebetes allmählich in unartikulierte Töne ausartete, daß die Grimassen in Zuckungen übergingen, daß die Glieder schlugen und der seiner Sinne nicht mehr Mächtige in Behandlung genommen werden mußte. Man ließ ihn tagelang fasten, ein besonderer Teufelsaustreiber legte sich Glied auf Glied auf den Patienten und flehte: „Fahre aus, du unsauberer Geist", während die Gemeinde sich ablösend stundenlang, tagelang ringsum kniete und betete. Meist blieb die Behandlung ohne Ergebnis. Aber die erregte Phantasie wollte doch auch wirklich gesehen haben, daß der Mund des Besessenen eine trompetenförmige Gestalt angenommen hatte, und daß der böse Geist aus ihm ausgefahren war.

Heinrich v. Below hat jahrelang dieses Treiben mitgemacht und stark gefördert. Allmählich aber trat auch bei ihm so etwas wie eine Ermattung ein. Er sehnte sich nach Ordnung. Die Bewegung hatte wohl Schläfrige aufgerüttelt, war aber unfähig gewesen, ein gesundes christliches Wesen zu pflegen und zu fördern. Dazu war es ein unerhörter Zustand, daß die Seehöfer Wirren noch immer die Besetzung des Pfarramts hinderten, daß also ein gesundes Gegengewicht fehlte. Diese Lücke mußte vor allem geschlossen werden. Der Kronprinz, der Kultusminister von Altenstein, der Ministerialrat Nikolovius, der fromme Baron von Kottwitz interessierten sich aufs lebhafteste dafür, daß eine Landgemeinde im fernsten Hinterpommern endlich einen passenden Pfarrer erhielt. Es gelang ihrem heißen Bemühen im Jahre 1825, in dem Sondershäuser Theologen Zahn einen, wie man hoffte, durchaus geeigneten Kandidaten zu finden. Trotzdem war die Wahl ein Mißgriff. Zahn war für diese schwierigen Verhältnisse zu jung und zu unerfahren. Dazu hatte man ihm eine fatale Weisung mit auf den Weg gegeben, die ihn von vornherein in eine schiefe Lage bringen mußte. Er sollte als ein Freund Belows auftreten und doch langsam, vorsichtig die Bewegung zurückdämmen. Zahn paßte ausgezeichnet in die Stimmung, wie er sie sonst bei seinem Eintritt in die Provinz unter den pommerschen Erweckten fand. Das geistliche Leben unter den höheren Beamten in Stettin und bei den Gutsherren auf dem Lande tat ihm wohl. Aber der eigentliche Separatismus beklemmte ihn; es war ihm nicht recht, wenn er überall, wo er sich zeigte, sofort unter Seufzen und Schluchzen der Zuhörer unvorbereitet predigen sollte. Dazu ließ ihn Belows geistige Tyrannei erst recht nicht zu Atem kommen. Natürlich standen alle sofort mit ihm auf Du und Du, auf Bruder und Schwester, aber die Freiheit des Atmens blieb ihm versagt. Man strömte jetzt in Massen in die seit Jahren gemiedene Mützenower Kirche, aber Below blieb Bischof,

und die Konventikel blieben auch. Niemand dachte in Seehof daran, um des neuen Pfarrers willen hierin eine Änderung eintreten zu lassen. Dies mußte aber natürlich auch auf Zahns amtliche Stellung wirken. Er galt für unfrei; Amtsbrüder und Gemeinde behandelten ihn wie einen Diener des Gutsherrn. So wurde er bald unmöglich. Es blieb ihm nur übrig, schon im folgenden Jahre Mützenow an Pfarrer Mila abzutreten und auch finanziell Belows Privatpfarrer zu werden und sich auf die Seelsorge unter den Separierten in weitem Umkreise zu beschränken. Damit war freilich der ganzen Sache nicht gedient. Der auch gläubige, aber den Bauern vertrauenswürdigere Pfarrer Mila räumte darum nach zwei Jahren doch wieder das Feld, und Zahn hielt nun endgültig seinen Einzug in die Kirche von Mützenow, um sich natürlich damit den Belowschen Kreis wieder zu entfremden. Denn hatte Heinrich Below noch kurz zuvor von der landeskirchlichen Ordination verächtlich gemeint, es sei einerlei, ob solch ein ungläubiger Pfaffe seine Hand oder ein alter Bär seine Tatze auf einen Menschen lege, so glaubte er nunmehr feststellen zu müssen, seit Zahn von Ungläubigen die Ordination angenommen habe, sei er schwach geworden und der Geist von ihm gewichen. Die Hauptsache war, Zahn hatte aufgehört, *sein* Pfarrer zu sein, er stand, wie es von Anfang an beabsichtigt war, neben Heinrich von Below und nicht mehr, wie sein Diakon, nur unter ihm. Below machte darum jetzt Schwierigkeiten, am Abendmahl in der Dorfkirche teilzunehmen. Er gab als Grund seiner Ablehnung die gleichzeitige Teilnahme von Ungläubigen an, und als Zahn, bereitwillig genug, dies Hindernis zu beseitigen gedachte, indem er ein Privatabendmahl für die Gutsfamilie vorschlug, so bekam er von Heinrich Below die Antwort, es käme ihm vor allem darauf an, das Abendmahl mit seinen „Brüdern" zu feiern. Der separierte Eigensinn war zum Grundsatz geworden. Der Riß blieb unheilbar. Auch das persönliche Eingreifen des fürsorglichen Generalsuperintendenten Ritschl, der sich ehrliche Mühe um eine Verständigung gab, erreichte hier nichts mehr.

Die Schwierigkeiten wurden noch gesteigert durch den verwirrenden Einfluß des wiedertäuferischen Agenten Oncken. Auch bekam die Separation sei 1834 dadurch neue Nahrung, daß sich in Dünnow ein ähnlicher Herd wie in Seehof entwickelte. Der Tischler Wolff, ein ungebildeter Mann, den aber ein starker religiöser Wille beseelte, war durch Heinrich Below für die separatistische Art gewonnen, hatte sich vorübergehend als Agent den Wiedertäufern angeschlossen und hatte bei ihnen allerlei fachmännische Kenntnisse und Fertigkeiten gelernt, war aber schließlich Gemeindeältester in Dünnow geworden. Als solcher betonte er jetzt die Kirchenzucht als die Seele des kirchlichen Lebens. Es genüge nicht, nur christliche Diener zu haben, vielmehr müsse die ganze Gemeinde aus Gläubigen bestehen. Um dies zu erreichen, wollte er die Unwürdigen vor allem vom Abendmahl ausschließen. Er suchte die Reinheit der Kirche in der Reinheit ihrer einzelnen Glieder und verlangte, daß auf dieses Ziel hin auch alle Ordnungen angelegt sein sollten. Es half nichts, ihn darauf hinzuweisen, daß es zu allen Zeiten auch in Seehof reichlich viel Unwürdige gegeben habe. Er glaubte nachweisen zu können, daß man gegen solche Glieder wenigstens mit Strafen vorgegangen sei, was in der Landeskirche nicht der Fall wäre.

Wolff selbst wurde wegen unbefugter Amtshandlungen verhaftet und ins Gefängnis gesteckt. Später ließ man ihn gewähren. So bekam die Bewegung in Seehof durch ihn neue Nahrung und einen neuen, ihr ursprünglich völlig fremden Gesichtspunkt. Um die Mitte der 30er Jahre ging es wieder drunter und drüber. Alles lag ausschließlich in Laienhänden: Predigt, Abendmahl, Taufe. Dazwischen kam es zu peinlichen Dingen. Ein Büdner taufte sein Kind, die Polizei nahm es ihm fort und ließ es durch den Ortspfarrer zum zweiten Male taufen. Die Besessenheit

griff wieder um sich. Heinrich v. Below wurde die Geister, die er gerufen hatte, nicht mehr los. Er vor allem sehnte sich jetzt nach fester Ordnung. In dieser Not bot ihm die im Entstehen begriffene evangelisch-lutherische Freikirche den rettenden Strohhalm.

Seit zwei Jahren beunruhigten die Kämpfe um die Unionsagende zahlreiche preußische Gemeinden. Pfarrer, die in altgewohnter Weise ihre Gemeinden versorgten, wurden von der Regierung verfolgt, von Gendarmen gehetzt, mit Geld- und Gefängnisstrafen belegt. Aber gerade unter den Martyrien wuchs die Bewegung und fand Freunde und Förderer. Der christlich gesinnte Adel, die bibelgläubigen Pfarrer gingen in ihrer Gesinnung durchaus mit diesen Alt-Lutheranern und mißbilligten die sinnlose Gewaltpolitik der preußischen Bürokratie aufs schärfste. Ein Mittelpunkt solcher lutherisch gesinnter Kreise war die Konferenz zu Trieglaff, die, aus Pfarrern und Laien bestehend, seit 1829 jährlich mehrere Tage zusammentrat. Hier lernte Heinrich v. Below zufällig den lutherischen Pfarrer Lasius kennen. Da er eben erst aus dem Gefängnis gekommen und noch heimatlos war, so bot ihm Below in Seehof einen vorübergehenden Aufenthalt an. Lasius erwiderte die Gastfreundschaft durch packende Predigten und organisatorisches Geschick. Ein Mann der Ordnung gewann er rasch Einfluß inmitten des Seehöfer Wirrwarrs. Der gemeinsame Gegensatz gegen die Staatskirche und die gemeinsamen Martyrien zogen beide Teile außerdem noch an. So wurden Below und Tischler Wolff separierte Lutheraner. Freilich nur für sehr kurze Zeit. Denn Below bekannte schon nach wenigen Monaten: „Ihr Lutheraner seid noch ärger als die unierten Schwarzröcke." Beide paßten in der Tat zueinander wie Feuer und Wasser. Die Belowianer waren ungeschichtliche Subjektivisten, die mit aller Vergangenheit gebrochen hatten und von einer unklaren Zukunft neue Formen erhofften. Die Lutheraner hingegen schätzten in strengem Konservatismus nichts höher als das kirchlich Gewordene, als die Lehre und den Kultus, die sie von der Reformation überkommen hatten; gerade deshalb hatten sie ja die Union und die Unionsagende abgelehnt. Und weil sie so konservativ waren, hingen sie sich auch mit Nachdruck an die hergebrachte Verfassung, an Kirchenregiment und geistliches Amt. Dort gab es nur fromme Junker, Tagelöhner und Handwerker in heiliger Unordnung, hier herrschte die strenge Pflege der theologischen und kirchlichen Überlieferung in sorgfältiger Korrektheit. Below und Wolff, die seit Jahren ihren Kreis vollkommen selbständig geleitet und nach allen Seiten hin beeinflußt hatten, sollten sich mit einem Male dem zufällig ordinierten Pfarrer unterordnen und im Gottesdienst gehorsam schweigen. Eine solche Zumutung war für sie nicht annehmbar. Es kam zu einer dramatischen Szene, bei der Heinrich v. Below seine Gemeinde aufrief: „Brüder, seit vielen Jahren haben wir hier Gemeinschaft und Segen ohne ordinierte Prediger gehabt. Jetzt sollen wir uns unter Prediger beugen. Entscheidet euch!" Und die Brüder entschieden sich natürlich für Below und gegen den lutherischen Pfarrer.

Aber ein Gutes hatte dieser Zwischenfall doch gehabt. Below und Wolff hatten durch die Berührung mit Lasius den Wert einer festen Ordnung kennen gelernt.

Sie entwarfen darum jetzt gemeinsam eine Organisation für ihre separierten Gemeinden. Sie begründeten eine kollegiale Verfassung, die sich aus Vorstehern, Ältesten und Aufsehern zusammensetzte. Predigt, Sakramentspendung und Kirchenzucht blieben natürlich in den Händen der Laien; denn der Herr hat alles den Unmündigen offenbart und nicht den Gelehrten. Aber wer außer diesen bestimmten Laienpredigern das Wort in der Gemeinde ergreifen will, muß sich zuvor in Gegenwart der Gemeinde einer Prüfung durch den Vorstand unterziehen, damit er nicht falsche Lehre in die Gemeinde einschleppt. Damit bietet die Gemeinde also selbst die Handhabe, den Geist zu dämpfen. Sie scheidet alles Enthusiastische aus und wird

zu einer kleinen, wohlgeordneten Gemeinschaft. Was sie zusammenhält, ist in der Hauptsache nur das Bewußtsein, daß das Gericht bald über Babel kommen wird, daß man daher aus Babel fliehen muß. Es mochten etwa 1500 Seelen sein, die sich in dieser Weise in Seehof und Dünnow organisierten.

Noch rund 20 Jahre haben die beiden Begründer dem Kreise vorgestanden. Below mußte die Enttäuschung erleben, daß seine Familienglieder sich einer nach dem anderen von ihm ab- und der Landeskirche zuwandten. Mit Recht. Denn sie fanden ja hier allmählich vollauf, was sie einst in der pietistischen Gemeinschaft gesucht hatten. Ihren milderen Anschauungen genügte durchaus das erwachte geistliche Leben in der Landeskirche.

Am 14. Juli 1855 starb Heinrich v. Below. Sein Freund, der ehemalige Tischler Wolff, hat ihn beerdigt. Dieser selbst hielt im Herbst 1857 seine letzte Konfirmation; wenige Wochen später starb auch er.

Die Bewegung hatte keinen Sinn mehr. Immerhin hielten sich die Belowianer an der ganzen Küste von Rügenwalde über Stolp bis Lauenburg und landeinwärts bis Bütow und Bublitz, wenngleich ihre Zahl nicht wuchs, sondern langsam abnahm. Eine stürmische Episode bildete noch die Gründung einer unabhängigen Gemeinde Versin durch den Schmied Volk. Daß ihm sein Gutsherr in Rottenow beim Heiraten Schwierigkeiten gemacht hatte, mag seinen Trotz und die Herbheit seiner Sprache zum Teil erklären. Er blieb nicht frei von sozialistischen und kommunistischen Anwandlungen. So verlangte er, der Gutsherr dürfe keinen besseren Rock tragen als der Bauer.

Die ganze Gegend blieb in einer gewissen religiösen Erregung. In allerlei Sekten und Gruppen hat sich das Lebenswerk Gustavs und Heinrichs v. Below in Hinterpommern aufgelöst. Über ihnen aber behauptete sich die ruhige Sicherheit, mit der das neue Theologengeschlecht Hand in Hand mit besonnenen Nichttheologen den Rationalismus überwand. Die Belowianer haben höchstens diese Schritte beflügelt, ihr Sturm und Drang hat die christlich Gesinnten von dem Ernste der Lage überzeugt, und sie zu größerer Entschiedenheit angespornt. Die Zukunft gehört eben überall nicht der Übertreibung, sondern der kräftigen Arbeit der Besonnenen. Aber eine sich Bahn brechende neue Zeit kann andererseits auch niemals ganz der Extreme entraten. Es bleibt immerhin interessant, daß es auch einmal in Hinterpommern religiös gegärt und geschäumt hat.

Die Staatsarchive des Habsburgerreiches im Lichte der Gegenwart

Von

Max Reinitz

Das Gewissen großer Männer, welche die materielle Kultur des österreichischen Volkes gefördert haben, liegt begraben in den Palastarchiven Wiens, die an Größe und Reichtum der Überlieferungen den historischen Archiven Frankreichs und Englands gleichstehen.

Aus diesen Stätten vermag sich der übriggebliebene österreichische Kleinstaat nur Erinnerungen an die einstige Größe des Stammreiches, aber keinen Rat in seiner Not

zu holen. Die umfangreichen Gebäude, gefüllt mit vergilbten Akten vieler Jahrhunderte, haben indessen noch tiefen Reiz für die große Welt, welche die Geschichte macht, nicht die Geschichte des zertrümmerten Habsburgerreiches allein, sondern die jener Zeiten, da Österreich von den Niederlanden bis zum Orient herrschte und ganz Europa beeinflußt hat.

Der von figürlichem und dekorativem Schmuck glänzende Palast des Haus-, Hof- und Staatsarchivs birgt in seinen Vitrinen und Stahlkammern die seltensten Urkunden historischer und fideikommißrechtlicher Vorfälle unter den Habsburgern. Schon die Namen der Persönlichkeiten, die in den großen Archiven, insbesondere auch im Hofkammerarchiv und in den Archiven der Ministerien, von Periode zu Periode abwechseln, bilden Seltenheiten, wie sie Österreich, nach Metternich, nicht mehr aufweisen konnte. Denn gerade von dieser Periode an flacht sich das Gewissen österreichischer Staatsleiter zu bureaukratischer Plattheit ab.

Heute hat Österreich politisch ausgespielt, und was ihm noch geblieben, ist die nackte Unfähigkeit in kleinlicher Staatswirtschaft. Das bunte Mosaikbild altösterreichischer Reichspolitik, welches uns die alten Staatsakten bieten, steht fremd vor dem jetzt hilflosen Volke, das nichts weiß und nichts wissen will, als nur zu leben, und im Kampfe ums tägliche Brot die Gönnerschaft dort zu suchen sich bemüht, wo es einst gefordert hat.

In vier Stockwerken birgt das berühmte Hofkammerarchiv in aufgetürmten Akten die Geld- und Handelsauffassung jener Zeiten, in denen Österreich politisch noch viel zu reden hatte und selbst später das politische Manko im Wirtschaftsleben noch nicht verspürte. Nicht wie heute, wo mit der politisch-militärischen Ohnmacht alsogleich der Volksstaat auch wirtschaftlich zusammengebrochen ist.

Es war eine ganz besondere Sache mit dieser Hofkammer, dieser maßgebendsten Rechenkammer der Habsburger. Die Hofkanzlei, der alternde Staatsrat und auch der Kaiser waren von ihr stets beeinflußt. Die Hofkammer wurde zuerst befragt bei Krieg und Friedensschluß, sie, das immer bereite Portemonnaie von Kaiser und Hof, und die finanzielle Exekutive, wenn die „Postulate" in den Erbländern nicht eingingen. Kein Wunder, daß diese mächtige Institution auch in anderen Territorien Deutschlands nachgeahmt wurde.

Die Ethik, mit fremdem Gelde eine große Staatswirtschaft zu führen, war, besonders bei der Wiener Hofkammer, so ausgebildet, daß das Geld überall wahllos erborgt, allerdings auch gerne geliehen wurde, weil der seit Karl VI. erstarkte Handel, besonders nach der Levante, für gute Zinsen und dauernde Geschäfte gesorgt hatte. Deutschland und Holland waren stets hilfsbereit, besonders die Holländer, weil sie gute Verwendung für das als Spezialhypothek dienliche Idrianer Quecksilber und für ungarisches Kupfer hatten. Und Pläne zur guten Verwertung von Domänen und Regalien in Archiven zu finden, war stets den österreichischen Finanzministern willkommen.

Noch in den Napoleonischen Zeiten ward viel Rüstzeug aus den Arsenalen dieser Archive geholt. Die ganze Methode des finanziellen Aufbaus nach dem großen Staatsbankerott vom Jahre 1811, insbesondere die Verquickung der sogenannten Arrosierungsanleihe mit der Regelung der Zettelwirtschaft, desgleichen die Herauslockung aller Silberbestände zur Beschaffung der Fundierung, war nur eine gemilderte Spielart jener kreditpolitischen Maßnahmen früherer Zeiten, wo alles Silber und Gold den Bürgern gegen Ausfolgung von Staatsobligationen abgenommen ward.

Der Glanz des alten Habsburgerreiches und die Gunstbezeigungen der Kaiser ebneten gar oft die schwierigsten Wege. Aber all dies war nur möglich, weil die Erbländer mit großen Naturschätzen, der Bauer mit seinen Früchten, der Bürger

mit Gewerbeerzeugnissen und der Kaiser selbst mit Regalien und großen Domänen herhalten konnten. Man lese nur die Kreditakten, die sogenannten Bankalakten der Hofkammer nach, wie es früher gewesen und wie es jetzt überhaupt nicht mehr sein kann. Diese Archive werden noch heute sogar von den abgefallenen Sukzessionsstaaten geehrt und zum Gegenstand nationaler Ansprüche gemacht. Die Tschechen fordern ihren Anteil, weil ihre großen Domänen und die Kohlen-, Silber- und Bleiwerke ihre große Geschichte in den Archiven der Hofkammer zurückgelassen haben, und die Polen werden noch immer genaue Aufklärungen über die okkupierten Salzwerke aus den alten Akten holen können, und ebenso die Jugoslawen, denen die reichhaltigen Quecksilberlager in Idria zugefallen sind. Nur die Republik Österreich, der nächstberechtigte Erbfolgestaat des zertrümmerten Reiches, kann von den historischen Archiven keinen Nutzen ziehen, denn sie bieten für den deutschösterreichischen Volksstaat höchstens nur ein heiliges Erbe seines Stammlandes. Für ihn sind die Archive tote Quellen. Der Merkantilismus, der aus den alten Akten überall zu lesen ist, hat keinen Nährboden mehr im Staate, weil nur Weniges auszuführen ist und der papierene Reichtum die Edelmetalle verscheucht hat. Was Österreich heute zu seiner Rettung tun muß, steht nicht mehr in den Archiven. Die Agrarpolitik war im Wirtschaftsleben nur hie und da angedeutet, ohne praktischen Wert.

Der erfahrene Kameralist Becher, den der Kaiser eigens aus Deutschland berufen, fand nur schöne Worte für den Ackerbauer, aber den Weg zur Hebung dieses „ersten, größten, auch nötigen Standes zur Gemeind in der Nahrung“ oder für eine richtige Bodenverteilung hatten die Ratgeber des Kaisers ebensowenig betreten, wie den später von Metternich mit Wärme vorgeschlagenen freien Verkehr mit Deutschland.

Österreichs Heil kann eben nur in der Sicherung von Ernährungsmitteln durch intensiveren Ackerbau und durch rationellere Verwertung von Naturprodukten bestehen. Denn die während des Krieges und auch später nach Abfall der Nachfolgestaaten teuer erkauften Erfahrungen haben bewiesen, daß es besser sei, die Manufakturen im Umtausche gegen Naturerzeugnisse zu erlangen. Schon der Mangel an Kohle, der in Deutschösterreich ohne Zweifel stets bestehen wird, zwingt das Land, sich von der industriellen Welt unabhängig zu machen. Vordem war das Reich noch ergiebig an Getreide, an Wolle, an Wein und an Eisen. Die Kohle, heute die größte Sorge Deutschösterreichs, war dazumal noch keine Quelle schwieriger Lebensmöglichkeiten. Mit wenigen Millionen Zentnern Kohle, die gegen billigen Lohn produziert wurden, war anfangs des 19. Jahrhunderts der ganze Bedarf gedeckt. Auch die Arbeiter- und die Lohnverhältnisse und die Bewegung auf dem Gebiete der Gemeinwirtschaft, wie sie dazumal schon in anderen Staaten Europas dämmerte, waren noch unbekannte Probleme der Staatspolitik. In den Archiven findet man nicht einmal das Alphabet solcher Verwaltungsarbeiten, denn die Robotablösung und die Bewirtschaftung brachliegender Gebiete, worüber das Archiv der Landesregierung as beste Material enthält, war eigentlich keine Bodenpolitik, da dort vom landrtschaftlichen Kreditwesen, von Meliorationen und von Hebung der Produktivität Bodens keine Rede war und ebensowenig von einer richtigen Bodenverteilung.

Hätte Deutschösterreich wie damals noch Häfen und ein Handelsmonopol für den Dt, dann käme ihm heute, da es auf den Handel so sehr angewiesen ist, das Volkreiche Archivmaterial im Kommerziale zustatten. Man würde hieraus lernen, und Re ungeheure Geldentwertung die Ausfuhr sogar begünstigt hat, und hätte lands gl[illegible]steich noch die alten Domänen, die Gold- und Silberwerke, Kupfer und Aus diesene es die jetzt schwer entbehrten Metallanleihen, wie solche Prinz Eugen Erinnerungen aeck und Pillersdorf in bedrängnisvollsten Zeiten aufbringen konnten.

Aber Deutschösterreich hat all dies nicht mehr, wohl aber besitzt es noch trag- und nährfähigen Grund und Boden.

Die ökonomische und verwaltungstechnische Würdigung dieses Naturschatzes ist bis nun noch im Rückstande gegen andere nur stiefmütterlich bedachte Länder, in welchen selbst auf Felsengrund eine Unterlage für Pflanzung, wie beispielsweise in der Schweiz oder auf Malta, geschaffen wird.

Wie jetzt der deutschösterreichische Volksstaat die Hemmungen, welche durch veraltete Betriebsmethoden sowie durch den Mangel an landwirtschaftlichen Fachkräften entstanden sind, beseitigen könnte, ist eine große Frage und Gegenstand umfassender Untersuchungen. Auch hierzu fehlt jedwede Quelle in den Staatsarchiven.

Die neue Entwicklung der materiellen Kultur wird demnach nur schwache Beziehung zu der Vergangenheit haben. Die alten Wege sind unbrauchbar und die neuen Richtlinien noch nicht erprobt. Der Friedensvertrag von Saint Germain hat zudem die neuen Richtwege mit harten Bedingungen belastet. Er wird um so schwieriger werden, als die Geldentwertung die Kaufkraft der Gütererzeugung herabmindert, die Entgüterung steigert und die Entlastung von Staatsschulden selbst nach Durchführung der Vermögensabgabe als ein unsicheres Problem erscheinen läßt.

Es ist bemerkenswert, daß das Hofkammerarchiv über die Vermögensabgabe, heute das schwache staatsfinanzielle Rettungsmittel, die allererste Quelle bietet, und daß schon dazumal, in richtiger Auffassung der sozialitären Pflicht des Reichtums, die Vermögenssteuer nur die Wohlhabenden und die Geistlichkeit getroffen hat.

* * *

In der Kette der produktiven Arbeit, die in Deutschösterreich noch immer mit Erfolg geführt werden kann, spielt die Ausnützung der Naturkräfte und Naturschätze wohl die Hauptrolle. Man muß nicht gerade ein unbedingter Anhänger Quesnays sein, wenn der agrarischen Produktion der Vorrang vor allen anderen Gütern eingeräumt wird.

In einem Lande, wo der Volksbedarf in erster Linie für Bodenprodukte dringend ist, erscheint die Brauchbarkeit anderer Güter erst in zweite Reihe gestellt. Von diesem Gesichtspunkte genommen, schafft also die agrarische Wirtschaft in ihrer Gesamtheit die sichersten Existenzmittel für Deutschösterreich.

Deutschösterreich würde in der Industrie niemals über die bescheidensten Grenzen hinauskommen. Denn in großer Menge wird die heimische Industrie nur in den alpinen Eisenunternehmungen und in den Holzbetrieben vertreten sein.

Die ehemals bedeutende Textilindustrie Altösterreichs nützt fast gar nichts mehr für Deutschösterreich. Hier sind im ganzen 178 000 Spindeln in der Spinnerei und 1280 mechanische Webstühle in der Wollweberei beschäftigt, gegenüber dem mächtigen Stande von 1 165 000 Spindeln und 36 249 Webstühlen im heutigen tschechoslowakischen Gebiete. — Eine auch nur annähernd hinreichende Textilproduktion könnte in Deutschösterreich schon wegen des Mangels an billiger Arbeitskraft niemals eingerichtet werden.

Auch die Zuckererzeugung in Deutschösterreich ist im Verhältnis zu der von Böhmen gering; sie ist nicht einmal für den inländischen Konsum hinreichend, geschweige denn für die Hebung des Handels. Der Gesamtproduktion Böhmens, Mährens und Schlesiens von 11,8 Millionen Meterzentnern fertiggestellten Zuckers im Jahre 1912/13 standen deutschösterreichischerseits nur 615 414 Meterzentner gegenüber. Auf diesem Produktionsgebiete würde Deutschösterreich durch einen ausgedehnten Rübenanbau immer noch nachhelfen können.

Außer der Eisenindustrie verfügt der kleine Staat eigentlich nur noch über ein einziges bedeutendes Produktionsgebiet, nämlich über die Ausbeutung großer Wald-

flächen. In jedem Lande sind solche Waldflächen leicht verwertbar. Nach den letzten statistischen Daten wurden auf den gesamten Waldbestand von 3,5 Millionen Hektaren im Jahre 1910 bei einem Zuwachs von 10,2 Millionen Festmetern 5,6 Millionen Nutzholz und 5,4 Millionen Festmeter Brennholz erzeugt. In diesem Rahmen kann der Holzreichtum nicht geschädigt werden, allein die Folgen des Krieges lassen befürchten, daß die Substanz sich durch den forcierten Abbau verringern wird, und daß das Manko durch den Aufbau nicht wird ersetzt werden können.

Der Staat hat sich zur Erschaffung von Lebensmittelkrediten gegenüber den Ententestaaten (Amerika, England, Frankreich und Italien) zu großen Holzlieferungen verpflichtet, und zur Sicherstellung dieser Exporte seine Forste verpfändet, zum Teil sogar die Verhypothekierung von Privatforsten in Aussicht gestellt.

Es liegt nun nahe, daß der Staat das forstökonomische Maß der Exploitierung überschreiten wird, wenigstens für einige Zeit. Immerhin kann die Gelegenheit der Verwertung großer Holzmengen im Auslande, wodurch die Abwanderung von Milliarden für den Import von Lebensmitteln und Rohstoffen vermieden würde, für die Industrie von großem Vorteile werden.

Mit einer ausgedehnten Holzschlägerei sind stets umfassende Rodungen und mit diesen die Schaffung neuer Kulturflächen für den Ackerbau verknüpft, deren Deutschösterreich nach den im Weltkriege gemachten traurigen Erfahrungen dringend bedarf.

Deutschösterreich kann sich bekanntlich mit den jetzt kultivierten Bodenflächen nicht ernähren und wird, wenn eine ausgiebige Getreideeinfuhr nicht einsetzt, gründlich verelenden. Nun gibt es noch große unproduktive Flächen, die allerdings nur mit beträchtlichen Kosten urbar gemacht werden könnten. Niederösterreich könnte durch Entwässerung von 230 000 Hektar Land für eine halbjährige Versorgung Wiens Mehl, Kartoffeln und Rüben gewinnen. Auch Gras für die arg daniederliegende Viehzucht.

In solch bedrängnisvoller Lage erscheint aber auch eine andere Maßnahme unvermeidlich zu sein, nämlich die bessere Ausnützung der in Grund und Boden steckenden Wertkapitalien. Große Besitzteile, die den Konsumenten keine oder nur geringe Bedarfsartikel und dem Staate keine Ergiebigkeiten liefern, müssen fruchtbarer und rentabler gemacht werden. Die Acker- und Wiesenflächen Niederösterreichs würden hinreichen, 2000 landwirtschaftliche Betriebe von je 500 Hektaren — oder in gemeinwirtschaftlichen Betrieben in größeren Komplexen — zu organisieren, die vier Millionen Menschen ernähren könnten; Oberösterreich könnte genügende Überschüsse nicht allein für das eigene Land, sondern auch für die sterilen Länder, so für Salzburg und Tirol, erbringen.

Der österreichische Großgrundbesitzer ist bekanntlich nicht allzu berechnend, und schon die dezentralisierte Betriebsführung, wie sie die örtlich weit voneinander getrennten Besitzteile oft bedingt, macht eine intensive Bearbeitung der Großgrundbesitze unmöglich. Der Großgrundbesitz an Äckern und Wiesen ist in Deutschösterreich wohl nicht groß — rund eine Million Hektar — allein immerhin genug, um viele Tausende Hektare unproduktiven oder schlechterträglichen Bodens landwirtschaftlichen Betrieben zuzuführen. Zuckerrübe, Vieh, Milch könnten, da die Mittel vorhanden sind, leicht in Mengen produziert werden.

Hier wäre der Boden für die Sozialisierung nach der Richtung, daß Gemeinwirtschaften — z. B. Gemeinden oder Korporationen — unter Zuhilfenahme der Kreditinstitute Großgrundbesitzparzellen erwerben und zu landwirtschaftlichen Betrieben vereinigen. Tausende Millionen Kronen, welche zur Beschaffung der fehlenden Ernährungsmittel jetzt nach dem Auslande wandern, könnten im Land bleiben. Doch dazu wird es ohne Zweifel kommen, da die Schwierigkeiten der Ernährung

nicht aufhören. Die Not und die Einsicht wird zu dem radikalen Mittel der wirtschaftlichen Enteignung großer Flächen führen.

Schwierigkeiten wird es wohl mit der Bauernwirtschaft geben, welche die Konkurrenz fürchtet und aus der düsteren Gegenwart den größeren Nutzen zieht. Aber aus dieser düsteren Gegenwart in die bessere Zukunft wird eine rationelle Agrarwirtschaft, eine Wirtschaft, die auch der Industrie gibt, was der Industrie gebührt, führen.

Mit der erweiterten Agrarwirtschaft wird die Grundrente und mit dieser die Sicherheit der wirtschaftlichen Grundlage des Staates steigen. Dieser Erfolg ist noch bei jeder agrarischen Aktion eingetreten, und schon der erste Schritt, der gemacht wird, bringt Vertrauen zur Staatswirtschaft.

Einstweilen schreiten Gesetzgebung und Verwaltung nur tastend auf den neuen Richtwegen; es fehlt der Segen der Einheit in den Ländern und Ämtern, und machtlos stehen Finanz- und Wirtschaftspolitiker dem schwachen innerpolitischen Gemeinsinn gegenüber. Wenn einstens der Niederschlag dieser Kämpfe, die schließlich doch zu einem Ausgleich der Widerstände führen müssen, zu lesen sein wird, dann dürfte sich kaum jenes Vorbild wirtschaftlicher Verwandlungsfähigkeit und kulturellen Behagens zeigen, das uns die toten Staatsarchive vorführen. Spätere Generationen werden noch den Genius staatlichen Machtwillens bewundern, dem es zu danken war, daß trotz der großen Fehler der Habsburger die heterogenen Nationalelemente sich viele Jahrhunderte zu gemeinsamer Kulturarbeit zusammenfanden. Altösterreich hatte acht Nationen, aber in seinen Staatsarchiven, in der Mannigfaltigkeit der Akten und Urkunden kommt nur Ein Begriff, nämlich der des Österreichertums und österreichischer Kultur zur Geltung, von welcher nun mancher schöne Baustein bereits geschwunden ist.

* * *

Die Friedensdelegierten Deutschösterreichs vermochten auf Grund der Gutachten der Archivbevollmächtigten noch in letzter Stunde Abänderungen an dem Friedensvertragsentwurfe zwecks Erhaltung aller im Gebiete Deutschösterreichs entstandenen Archivalien zu erlangen.

So wurde denn im Artikel 93 des Staatsvertrages von Saint-Germain vom 10. September 1919 bestimmt, daß aus den Staatsarchiven des Habsburger Reiches nur jene Bestände an die alliierten und assoziierten Staaten auszufolgen seien, die „appartenant aux administrations civile, militaire, financière, judicaire ou autres des territoires cédés". Hiermit wurde das Ursprungsprinzip für alle Archivalien anerkannt und vieles für die großen Archive, so insbesondere auch für die Archivbestände der früheren Ministerien, der Standesregierungen wie Graz, Innsbruck und Salzburg und der Obergerichte — besonders reichhaltig ist das Archiv des Oberlandesgerichtes in Wien — gerettet.

Sämtliche für die Geschichtsforschung unschätzbaren Urkunden und Akten des heiligen römischen Reiches blieben dem Haus-, Hof- und Staatsarchive erhalten, desgleichen sämtliche seit 1829 mit allen Staaten geschlossenen Handelsverträge und Akten.

Bis nun hat Italien sowohl aus dem Staatsarchive als auch aus den Wiener und Innsbrucker Kammerarchiven beträchtliche Archivalien erhalten, so u. a. das ganze Trienter Archiv, das Lombardo-Venetianische Regierungsarchiv, ferner Akten aus den Napoleonischen Kriegen und einige Bestände Lombardischen und Mantuaner Ursprungs.

Von den abgefallenen Nachfolgestaaten hat Tschechien das meiste angefordert und auch schon große Bestände erhalten, die seinerzeit von Böhmen nach Wien über-

geführt oder aus der böhmischen Hofkanzlei zurückbehalten wurden. Wiederholt hatten Habsburger die böhmische Krone getragen, als endlich im Jahre 1526 die bleibende Erwerbung Böhmens für das Habsburger Reich erfolgte. Der Niederschlag der wechselvollen Geschicke dieses Landes, der in Wien in den Archiven zu finden ist, ist so groß, daß die Bestände in Hunderten von Kisten abtransportiert werden müssen. Das Staatsarchiv wird das böhmische Kronarchiv und das Archiv der Schloßhauptmannschaft aus Prag abliefern. Besonders wichtig für das Land sind die „Bohemica". Wertvolle, interessante Akten aus der Zeit Wallensteins enthalten die vom Finanzarchiv abgelieferten Akten des Prager Münzamtes. Sie liefern ein buntes Bild über die Geld- und Münzoperationen jener Zeit, über die Einlieferung von Gold-, Silber- und Schmuckgegenständen, worüber u. a. die von den Juden ausgestellten hebräischen Urkunden in großer Menge aufbewahrt wurden.

Südslawien erhielt aus dem Staatsarchiv die Bestände der Republik Ragusa und Archivalien des Domkapitels Spalato.

Mit Ungarn wird das Abkommen schwierig werden. Denn die Ansprüche sind groß. Die politischen und Verfassungsakten beider Reichshälften waren so miteinander verwachsen, daß eine Scheidung der Bestände in zwei selbständige Körper schwer möglich wird.

So haben denn auch die vielen Archive des Habsburger Reiches ihre eigene Geschichte in dem Weltkriege erhalten. Das Staatsarchiv hat indessen seit dem Zusammenbruche, trotz der beträchtlichen Abgaben, sogar numerisch zugenommen dadurch, daß ihm die bis jetzt unzugänglich gewesenen Akten vom Wiener Kongresse an bis 1894 einverleibt und damit der wissenschaftlichen Forschung freigegeben wurden.

An die sehr interessanten alten Staatsverträge und Korrespondenzen aller europäischen Fürstlichkeiten — ich erwähne besonders die „Correspondenz zwischen Ihren kaiserlichen Majestäten und Ihren königlichen Majestäten von Frankreich 1716 bis 1792" — knüpfen sich nun noch wichtigere Dokumente und Briefschaften und, nach dem Zusammenbruche, die Archive der aufgelösten europäischen Gesandtschaften, deren Akten so beträchtlich sind, daß für deren Aufbewahrung man erst den Raum wird schaffen müssen.

Für die allgemeine Benutzung sind ebenso systematisch organisiert die reichhaltigen Archive der staatlichen Zentralbehörden, so der ehemaligen Ministerien für Inneres, für Finanzen, für Kultus und Unterricht und für Justiz. Desgleichen die Archive der Ständischen Landesbehörden, die, in weiterem Sinne, zu den Staatsarchiven gezählt werden können.

Einem besonderen Zufalle verdankte ich es, daß ich im Jahre 1914 unter den älteren Beständen des ehemaligen Justizministeriums und des Archivs des n.-ö. Landrechtes jene bis dahin gänzlich unbekannten Beethoven-Dokumente gefunden habe, die mehrere in den Jahren 1813 bis 1815 geführte und im Märzheft 1915 der „Deutschen Rundschau" besprochene Prozesse Beethovens betreffen.

An die meisten dieser Archive knüpfen sich geistige Beziehungen und Möglichkeiten kulturpolitischer Aufklärungen mit fremden Staaten, auf die auch die nunmehrige kleine Republik nicht wird verzichten können. Sie hätte sich sonst bei den Friedensverhandlungen in Saint-Germain nicht mit solcher Wärme der Archive angenommen.

Allerdings werden Prunk und Repräsentation bei weiterer Ausgestaltung der Archive in der Zukunft ausgeschlossen sein. Die wissenschaftliche Forschung bedarf auch keines Prunkes. Das war unter den Habsburgern sogar zu jenen Zeiten anders, als die Mittel nicht einmal für die Kriegführung auslangten.

Bismarck-Renaissance

Von

Richard Fester

Der Weltkrieg hat die Frage aufgeworfen, ob wir zu Bismarck und seinem Werke noch so stehen wie die Nutznießer seiner Gründung in dreiundvierzig Jahren des Friedens. 1916 gab Junius der Zweite seiner Anklageschrift gegen Bethmann Hollweg den Titel: „Das Deutsche Reich auf dem Wege zur geschichtlichen Episode." 1921 werden auf dem Boden des Abgrundes, in den wir gestürzt sind, Betrachtungen darüber angestellt, wo die verhängnisvolle Weggabelung unserer nationalen Leidensgeschichte beginnt. Das geschichtliche Urteil über die jüngste und fernste Vergangenheit ist wie die Zeit, in der wir leben, aus den Fugen. Jeder Versuch zu einer Revision unserer Vorstellung des weltgeschichtlichen Prozesses unterscheidet sich von allen früheren durch den Mangel eines festen Standpunktes. Wie soll ein von Todesfurcht gepacktes Volk sich im Spiegel der Vergangenheit wiedererkennen. Ist es wirklich mit uns zu Ende, und dürfen wir unser Erleben als den Untergang des Abendlandes deuten, so müßten wir so viel Einsicht besitzen, das Urteil über uns und unsere Führer den künftigen Trägern der Weltgeschichte zu überlassen. Auch der Bismarckianer müßte sich dann heute auf die Frage: „war echt sein Ruhm" wie Manzoni in seiner Ode auf den Tod Napoleons I. mit der Antwort begnügen: „die Enkelwelt entscheide dies", wenn er auch wie der italienische Dichter hinzusetzen dürfte:

„Wir neigen
Die Stirne dem Allmächtigen,
Dem es gefiel zu zeigen
In ihm die hohe Schöpferkraft
Gewalt'ger als bisher."

Hier aber zeugt denn doch das Werk für seinen Schöpfer. Schon 1916 hat der Warner vor den Folgen einer selbstverschuldeten Niederlage sich im Ausdrucke vergriffen, als er von Episode sprach. 1921 verbietet es uns nicht nur die Liebe, die das Grab überdauert, dem ehrwürdigen Geschichtsschreiber unseres Volkes, Dietrich Schäfer, die bitteren, verbitterten Worte nachzusprechen, daß Luther, Friedrich der Große und Bismarck wohl den Gestaltenreichtum unserer Geschichte vermehrt hätten, aber für das Endschicksal Deutschlands bedeutungslos geblieben sein. So jammervoll es um das Reich im Innern und nach außen bestellt ist, so hat es doch die deutsche und die feindliche Zerstörungswut bisher überstanden. Auf die Lebenskraft des Reichsgedankens hatten wir alle gehofft. Der Weiterbestand des Bundesstaates schien durch Beseitigung der dynastischen Klammern in Frage gestellt. Wer anders als Bismarck hat die dynastischen Territorialstaaten so gestärkt, daß wenigstens die größeren wider sein Erwarten auch nach der Revolution innerhalb des Reiches ihre Selbständigkeit behaupten konnten. Mag man das mit Genugtuung begrüßen oder als neue Verkrüppelung des Einheitsgedankens ansehen, so ist doch unverkennbar, daß wir kein Recht haben, Episode zu nennen, was sich heute schon als Durchgangs-

stufe darstellt. Auf der Etappe des kleindeutschen Bundesstaates haben wir es uns leidlich wohl sein lassen, nachdem wir sie unter Bismarcks Führung durch die Wüste innerer und äußerer Kämpfe endlich erreicht hatten, aber wir hatten uns auch des Gedankens entwöhnt, daß das Deutsche Reich schließlich doch nur eine Etappe war. Ob es unserem Volke beschieden ist, jemals das Ziel des großdeutschen Einheitsstaates zu erreichen, nachdem wir aufs neue in die Wüste gestoßen sind, wird von unserer Nachkommenschaft und ihren Führern abhängen. Nur soviel läßt sich heute sagen, daß die Magnetnadel unserer nationalen Entwicklung seit Friedrich dem Großen auf dieses Ziel gerichtet ist. Wer auf diesem Wege wirklich geführt hat, ist heute für uns und unser Endschicksal in weit höherem Maße, als wir es vor dem Kriege gewußt hatten, von Bedeutung.

So erklärt es sich, daß wir drei Jahre nach dem Zusammenbruche mitten in einer Bismarck-Renaissance stehen, die für die politische Erziehung unseres Volkes nicht so folgenlos bleiben darf wie 1898 das Erscheinen der „Gedanken und Erinnerungen". Sie hat schon vor und in dem Kriege eingesetzt, als Hans Plehn sein grundlegendes Buch über „Bismarcks auswärtige Politik nach der Reichsgründung" schrieb, um mit dem Hervortreten des dritten Teiles der „Gedanken und Erinnerungen" einen Höhepunkt zu erreichen, der zu einem ersten Überblick der jüngsten historisch-politischen Ernte einlädt. Während vor dem Kriege die erreichbaren Quellen nahezu erschöpft schienen, sprudelt es jetzt allenthalben und gibt der Forschung, die zuletzt einen Ersatz in dem Anbau der Parteigeschichte gesucht hatte, neue Impulse, sich mit dem ersten geglückten Versuche deutscher Politik wieder eingehender zu beschäftigen.

In der von Sybel nach den preußischen Staatsakten erzählten Vorgeschichte der Reichsgründung ist jetzt endlich durch Herausgabe der „Politischen Berichte Bismarcks aus Petersburg und Paris" die letzte Lücke ausgefüllt worden. Fürst Bismarck hatte sie selbst geplant und Heinrich von Sybel damit betraut. Die Auswahl seines Geschichtsschreibers liegt auch der durch die Ära Wilhelms II. aufgehaltenen Veröffentlichung [1]) zugrunde. Es hat daher nicht an Klagen gefehlt, daß sie eine vollständige Ausgabe vereitelt habe. Hätte ein Bruchstück uns tatsächlich um das Ganze gebracht, so wäre das natürlich zu bedauern. Es darf aber doch daran erinnert werden, daß Poschingers Nachträge zu Sybels Auswahl der Berichte vom Bundestag das Bild des Frankfurter Bismarck nicht mehr verändert haben. Zur Vollständigkeit würden auch die Weisungen des Auswärtigen Amtes gehören. Daß aber der Petersburger Bismarck auch in der Auswahl seiner Berichte vollständig enthalten ist, lehrt ein Vergleich des Bildes, das uns jetzt greifbar vor Augen steht, mit dem Schattenriß, der sich bisher aus Bismarcks Briefen an den Minister von Schleinitz gewinnen ließ. Es befremdet zunächst durch Sprache und Form. Der Bundestagsgesandte hatte sich über „die Bundesbosheiten und das Präsidialgift" an Friedrich Wilhelm IV. und Otto von Manteuffel in bezaubernder Ungezwungenheit ausgelassen. Der Botschafter erscheint vor Wilhelm I., Schleinitz und Bernstorff gleichsam in Datermördern, um sich als Diplomat durch die Geläufigkeit der französischen Sprache, als Anwärter auf das Steuerruder des Staates durch die zielbewußte Unaufdringlichkeit seiner Ratschläge zu legitimieren. Man lese, um sich einen Begriff seiner Kunst zu machen, seinen Immediatbericht an den Prinzregenten vom 14. Juni 1860 über eine zweistündige Audienz bei Alexander II. Der Regent kennt seinen Neffen und würde stutzig werden, wenn Bismarck den Zaren in einem Gespräche, das in dem Wunsche nach Herstellung eines russisch-französisch-preußischen Bündnisses gipfelte, ohne

[1]) Die politischen Berichte des Fürsten Bismarck aus Petersburg und Paris (1859 bis 1862). Herausgegeben von K. Raschdau, Gesandter a. D. I. 1859/60. XXIV u. 256 Seiten, II 1861/62, XII und 234 Seiten. Berlin, Reimar Hobbing, 1920.

weiteres wie einen geistig ebenbürtigen Partner reden ließe. Bismarck schaltet daher die Bemerkung ein: „Der Kaiser hat mir, wie begreiflich, keine so zusammenhängende Rede wie die vorstehende gehalten; nur um die Wiedergabe zu vereinfachen, gestatte ich mir, die Fragmente der Unterredung aneinander zu reihen." Mit diesem Vorbehalte kann er in die Gedanken Alexanders II. die Ordnung bringen, die ihnen in Wirklichkeit nur ein russischer Bismarck als Souffleur hätte geben können. Der Prinzregent soll auf den russischen Standpunkt gestellt werden. Da er mit eigenen Augen sehen will, würde er Bismarcks Hilfe ablehnen. So bleibt kein anderer Ausweg als die Zuhilfenahme der Technik der antiken Geschichtsschreibung, in Rede und Gegenrede das politische Thema wie ein diplomatisches Kriegsspiel durchzuspielen und dem Regenten die Überzeugung beizubringen, daß der Berichterstatter sich durchaus auf die Aneinanderreihung der Fragmente der Unterhaltung beschränkt habe. In den Vordergrund der Berichte wird auf diese Weise das Verhältnis Rußlands zu den großen Mächten gestellt. Das Verhältnis Preußens zu seinem östlichen Nachbar ergibt sich daraus von selbst. Der Botschafter hat seine Aufgabe ideal gelöst. Es ist die Sache des leitenden Staatsmannes, danach zu handeln. Die absolute Sachlichkeit feiert in diesen ganz unpersönlichen Berichten ihren reinsten Triumph. Die Ernennung zum preußischen Ministerpräsidenten erscheint dem Leser als selbstverständliche Konsequenz.

Um so unbefangener werden wir würdigen, was gerade diesem Staatsmanne immer wieder erschwert hat, sich durchzusetzen. Liebend und hassend, wie nur ein Deutscher lieben und hassen kann, sollte er auch das deutsche Schicksal leiden, daß über kurz oder lang sein Feind wurde, wen er nicht mit Haut und Haaren erobern konnte. Aus Kurd von Schlözers Petersburger Briefen [2]) wissen wir jetzt, daß Bismarck an der Newa sogar mit seinem jüngsten Legationssekretär gerungen hat. Wer der unbequemere von beiden war, wird man auf sich beruhen lassen dürfen. Auf den Grund des Verhältnisses leuchten Schlözers Worte: „Wenn ich mir auch der überragenden geistigen Kraft dieses Mannes vollständig bewußt bin und mir eine Stimme im Innersten sagt: ‚es ist etwas in ihm, was ich Herr nennen möchte' — ich will diese Stimme nicht hören." Wieviel Unheil hat dieses deutsche „ich will nicht" angerichtet, und wie viele haben wie der junge Schlözer in Bismarck zeitlebens nichts als den Gewaltmenschen und Pascha gesehen. Auch Schlözer wäre verloren gewesen, wenn Eigenliebe und Eitelkeit seinen politischen Verstand überwältigt hätten. Kapituliert aber hat auch er erst vor dem Erfolge. Die Tat ist selbst diesem Meister der Weltbeobachtung unheimlich. Erst nachdem sie getan, gesteht er im Mai 1871: „Wenn andere bei diplomatischen Schachzügen die verschiedenen Möglichkeiten mit ihren Folgen ins Auge fassen und deren ein Dutzend ausklügeln, hat seine Zerebralzentrale schon mindestens doppelt so viele durchflogen [3])."

Zu den wertvollsten Eroberungen Bismarcks dürfen wir jetzt Hans Plehn [4]) rechnen. Auch sein letztes Buch wurzelt wie seine politischen Schriften in der klaren Erkenntnis der in der Weltpolitik der Vorkriegszeit enthaltenen Gefahren. Die Not der Gegenwart ließ ihn die Bedrängnis des Reichsgründers noch einmal erleben und erkennen, wie man Gefahren beschwört. So nüchtern er sich in seiner Nachrechnung der Schachzüge Bismarcks gibt, so fühlt man doch, daß er mit seinem Herzblut geschrieben hat. In dem Werke seines Meisters hatte er gelebt. Als es zusammenbrach, hat er wie Kurwenal in verzweifelter Mannentreue den Tod gesucht. Die

[2]) Petersburger Briefe 1857—1862. Herausgegeben von Leopold von Schlözer. Stuttgart-Berlin 1921, Deutsche Verlagsanstalt.

[3]) Schlözer, Mexikanische Briefe (1913), Seite 90, vom 5. Mai 1871.

[4]) Hans Plehn, Bismarcks auswärtige Politik und die Reichsgründung. Mit einem Vorwort von Otto Hoetzsch. München und Leipzig 1920, R. Oldenbourg.

Enthüllungen ſind ſeinem von Freundeshand herausgegebenen hiſtoriſch-politiſchen Vermächtnis nicht mehr zugute gekommen. Lediglich der Energie ſeines Denkens hat er es zu verdanken, daß er auch in Zukunft für die Bündnispolitik Bismarcks der Cicerone bleiben wird. Bis in die Vereinigten Staaten läßt ſich heute der Eindruck ſeiner Leiſtung verfolgen. Am meiſten weiß ihn Coolidge zu ſchätzen, der Plehns Auffaſſung ſchon 1916 in ſeinen Vorleſungen über den Urſprung des Dreibundes [5]) weit entgegengekommen war. Der Coolidgeſchüler Fuller [6]) ſpricht ihm zwar in angelſächſiſcher Befangenheit die Unbefangenheit ab, muß aber doch anerkennen, daß ſein Buch die erſte wohlgeordnete Zuſammenfaſſung eines zerſtreuten Materials auf breiteſter Grundlage iſt. Wir haben es heute bereits erheblich leichter und können geradeaus gehen, wo Plehn noch zu Umwegen gezwungen war, aber wir wollen ihm nicht vergeſſen, daß er in dem Nachweis der Zweckmäßigkeit vielumſtrittener Schachzüge Bismarcks recht behalten hat. Die Bismarck-Renaiſſance eröffnet er als Rankeſchüler, für den das Hineinfühlen in die engliſche, die ruſſiſche, die franzöſiſche und die italieniſche Politik die ſelbſtverſtändliche Ergänzung des Erlebniſſes der politiſchen Arbeit des Reichsgründers iſt. Denn es iſt nicht damit getan, daß wir uns auf Bismarcks Standpunkt zurückverſetzen. Der Hiſtoriker hat nicht nur zur Anſchauung zu bringen, wie er die Dinge ſah. Auch der Biograph ſtrebt nach der Erkenntnis, wie die Dinge wirklich waren. Wer von Bismarck künftig lernen will, muß ihn auch vom Standpunkte des Gegenſpielers betrachtet haben. Es iſt methodiſch die gleiche Aufgabe, die ſich bereits die Sachlichkeit des Petersburger Botſchafters geſtellt hatte. Nur daß wir die auf Schätzung beruhende Auslandskunde des Staatsmannes ihres hypothetiſchen Charakters zu entkleiden haben.

Unſere vorjährige Skizze der politiſchen Sicherungen des alten und neuen Kurſes [7]) hat unabhängig von Plehn gezeigt, wie ſich die Bündnispolitik Bismarcks nach Veröffentlichung der Geheimverträge Öſterreich-Ungarns darſtellt. Heute ſind wir ſchon ſoweit, ſie für die Jahre 1879 bis 1890 durch die ruſſiſche Brille [8]) anſchauen zu können. Seitdem wir aus den Petersburger Staatsakten wiſſen, daß Caprivis Kündigung des Rückverſicherungsvertrages Rußland geradezu in die Entente mit Frankreich hineintrieb, ſind alle neueren Verſuche zur Rechtfertigung des neuen Kurſes erledigt. Von 1879 bis 1890 wurde unſer Volk geführt, wie es nach der Weltlage geſchehen mußte. Mit dem Sturze des Führers verlor es auch die Führung. Die Entlaſſung des Reichsgründers war der Anfang vom Ende.

Zu den gleichen politiſchen Schlüſſen kommt der Leſer der inhaltsreichen Monographie Cortis über Alexander von Battenberg [9]). Für den hyſteriſchen Charakter der ruſſiſchen Politik nach dem Berliner Kongreß iſt nichts ſo bezeichnend, wie die Anfänge Bulgariens. Der Irrtum, die eigene Macht durch einen Rumänien vorgelagerten Vaſallenſtaat gegen Konſtantinopel vorſchieben zu können, rächte ſich. Nachdem man Bulgarien auf eigene Füße geſtellt hatte, ließ es ſich weder durch den

[5]) Origins of the Triple-Alliance. Three lectures by Archibald Cary Coolidge, professor of history in Harvard university. New York Charles Scribners Sons 1919. VI und 236 Seiten.

[6]) American historical review April 1921, Seite 516 fg. Ebenda Januar 1919 veröffentlichte Fuller eine noch ganz in der Kriegspſychoſe befangene Studie über die Kriegsgefahr von 1875. Eine Arbeit eines meiner Schüler H. Herzfeld über das gleiche Thema harrt des Druckes.

[7]) „Deutſche Rundſchau“ 1920, Auguſt- und Oktoberheft.

[8]) Saburow und die ruſſiſchen Staatsakten über die ruſſiſch-deutſchen Beziehungen von 1879 bis 1890, mitgeteilt von R. Feſter. „Grenzboten“ 1921, Nr. 16—18 (20. und 30. April).

[9]) E. C. Corti, Alexander von Battenberg. Sein Kampf mit dem Zaren und Bismarck. Nach des erſten Fürſten von Bulgarien nachgelaſſenen Papieren und ſonſtigen ungedruckten Quellen. Wien 1920, L. W. Seidel.

russischen Gesandten in Sofia, noch durch einen russischen Militärgouverneur auf die Dauer regieren. Aus der Tendenz Rußlands und aus der Tendenz des Battenbergers, „alle bulgarischen Länder unter dem unabhängigen Zarenzepter zu vereinigen“ [10]), entwickelte sich ein Konflikt, der ganz Europa in Mitleidenschaft zog. Der Lebensroman dieses neuen Fürsten wird zu einem Stück Weltgeschichte, das nur ein Universalhistoriker Rankeschen Geistes zu voller Anschauung bringen könnte. Der Wert der Monographie Cortis ist ein rein stofflicher. Er beruht im wesentlichen auf den Mitteilungen aus dem Archiv des Battenbergers in Hartenau, Aufzeichnungen des Bulgarenfürsten über seine Unterredungen mit Alexander III., Giers, Kaiser Wilhelm I. und Bismarck, vor allem auf den Briefen Karls von Rumänien, Milans von Serbien, der Königin Viktoria von Großbritannien und des deutschen Kronprinzen und seiner Gemahlin. Auch in die einschlägigen Akten des Wiener Staatsarchivs hat er Einblick gehabt. Um den Zusammenhang herzustellen, hätte er das Persönliche mehr der Stellung der großen Mächte zu dem bulgarischen Problem unterordnen müssen. So wertvoll die Aufschlüsse über die leidenschaftliche Heiratspolitik der Kronprinzessin sind, das Entscheidende ist doch, daß die Schwester Eduards VII. das Werkzeug Englands war, das Deutschland durch die Verheiratung des Battenbergers mit der Enkelin Wilhelms I. in Bulgarien gegen Rußland engagieren wollte [11]). Es ist bekannt, wie noch die letzten Tage Kaiser Friedrichs durch die Intrigen seiner Gemahlin vergiftet wurden. Wie Bismarck ihrer Herr geworden ist, läßt sich jetzt erst vollauf würdigen, nachdem die Briefe Viktorias ihren Charakter zum ersten Male ganz entschleiert haben.

Ein Überblick wie der unsrige muß es sich versagen, aus der Fülle neuer Aufschlüsse bei Corti eine Auslese zu treffen. Nur auf zwei Beiträge zur Bismarck-Renaissance sei nachdrücklichst verwiesen. In der Unterredung des Reichskanzlers mit Fürst Alexander am 12. Mai 1884 fällt das prachtvolle Wort: „Ich bin der Kanzler von 45 Millionen Deutschen, deren Interessen ich nicht jenen eines einzigen Deutschen opfern kann.“ Hier haben wir den Politiker, der sich mit der Etappe Kleindeutschland begnügt, um wenigstens jene 45 Millionen Deutsche unter einen Hut zu bringen. Auch den Kanzler lernen wir verstehen, der die Balten um des Reiches willen ihrem harten Schicksal überläßt. Im Zusammenhalten der Kräfte liegt das Geheimnis seiner Feldherrnkunst.

In der gleichen Gedankenrichtung bewegt sich eine Warnung Österreich-Ungarns aus dem Februar 1886. „Lediglich auf Deutschland gestützt — läßt Bismarck den Botschafter Prinz Reuß in Wien ausrichten — ohne Bürgschaft für die Haltung der beiden Westmächte sollte Österreich es auf einen Bruch mit Rußland nicht ankommen lassen. Wir könnten hierbei, je nach Gestaltung der Dinge in England und Frankreich, einer russisch-englisch-französischen Koalition die Wege bahnen, der gegenüber der Stand der beiden verbündeten Kaiserhöfe ein schwieriger und die Zuverlässigkeit Italiens fraglich werden könnte.“ Wer so dachte, würde sich gehütet haben, zur Leichenparade Franz Ferdinands den Heerbann des Deutschen Reiches aufzubieten.

Auch auf der englischen Seite beginnt es sich mehr und mehr zu lichten. Staatsakten wie die russischen und wie die angekündigte Aktensammlung des deutschen Auswärtigen Amtes sind allerdings nicht zu erwarten. Auch ist es nicht englische Art, Memoiren zu schreiben. In den Biographien der britischen Politiker pflegt die Spreu den Weizen zu überwiegen. Fragment reiht sich an Fragment, und nur die sich anhäufende Zahl dieser Bruchstücke von Briefen und Akten gestattet schließlich dem Historiker, Verbindungslinien zu ziehen, wo die Blätter der Geschichte zunächst

[10]) Brief des Fürsten an Kronprinz Friedrich Wilhelm, Februar 1886.
[11]) Vgl. Gedanken und Erinnerungen. 2, 305.

unbeschrieben bleiben mußten. Zu Eckardsteins Mitteilungen und zu dem Gedankenaustausch Bismarcks und Salisburys von 1887 kommt jetzt hinzu, was die letzten Bände der Biographie Lord Beaconsfields gebracht haben[12]). Aus dem fünften Bande kenne ich bis jetzt nur die englischen Akten über die Kriegsgefahr von 1875, darunter wieder einen Intrigenbrief der Kronprinzessin. Über die Enthüllungen des Schlußbandes gedenke ich ausführlich zu berichten. Nur soviel kann hier mitgeteilt werden, daß Bismarck buchstäblich die Wahrheit sagte, als er am 14. August 1889 dem Kaiser Franz Josef versicherte, „das ganze Ziel und Objekt der deutschen Politik sei seit zehn Jahren sei, England für den Dreibund zu gewinnen". Der Aprildenkschrift Beaconsfields von 1880, über die der Biograph schweigt, war 1879 ein Bündnisangebot des Reichskanzlers vorausgegangen. Ob die angekündigte Biographie Salisburys die Lücke von 1880 ausfüllen wird, muß abgewartet werden[13]).

So besteht gegründete Hoffnung, daß Bismarcks Spiel mit den fünf Kugeln oder besser gesagt seine Orient und Okzident durch die Mitte Europas im Gleichgewicht haltende Friedenspolitik sich vor unseren Augen immer großartiger entfalten wird. Wenn die Kronprinzessin 1875 ihrer Mutter Königin Viktoria klagte[14]), daß sich das Mißtrauen der Welt gegen Deutschland kehren werde, solange Bismarck allmächtig sei, wird der Deutsche bis ans Ende aller Tage von Bismarck lernen müssen, wie er den Widerstand der Welt gegen unser Dasein bezwingen und unschädlich machen kann. Im eigenen Hause wird es auch in Zukunft kein Führer der Deutschen schwerer haben als der Reichsgründer. Nach außen würde auch ein Bismarck vorläufig den Hebel vermissen, der uns zur staatlichen Gleichberechtigung im Rate der Völker wieder emporheben könnte.

In diesem Zusammenhange wird man sich auch klar darüber, daß Lucius von Ballhausen sich als Zeuge zur rechten Zeit zu Worte gemeldet hat[15]). Als Bewunderer der Staatskunst Bismarcks und als aufrechter Mann war der Landwirtschaftsminister der kritischen Jahre 1879 bis 1890 wie kein anderer berufen, in seinem Tagebuch ein Bild des Ministerpräsidenten zu zeichnen, worin nichts beschönigt und innerhalb seines Gesichtskreises nichts übersehen ist. Solange die Protokolle der Sitzungen des Staatsministeriums nicht veröffentlicht sind, wird man sich an ihn halten, wenn man wissen will, wie Bismarck regiert hat. Gewiß kein bequemes Regieren, nicht ohne Menschlichkeiten, die auch dem Freunde und Gefolgsmanne das Mitgehen zeitweise recht erschwert haben, und doch eine bezwingende Überlegenheit, die sich in dem Treuverhältnis zu Wilhelm I. noch über den Tod des ersten Kaisers hinaus sicher fühlen darf, bis Wilhelm II. sporenklirrend die Bühne betritt. Kein Zeitgenosse hat den Sinn der Worte: „der Kaiser und sein Kanzler" so tief erfaßt wie Lucius. Für die Echtheit seines Bildes bürgt die Tatsache, daß Wilhelm I. darin nicht zu kurz kommt. Das Alter kann sich in die Jugend immer schwerer

[12]) W. F. Monypenny — George Earle Buckle. The life of Benjamin Disraeli earl of Beaconsfield. V. und VI. London. J. Murray 1920. Den Auszug aus V hat Coolidge für die oben zitierte Arbeit Herzfelds anfertigen lassen. Den 6. Band brachte mir dieser Tage der Coolidgeschüler Mr. Langer.

[13]) Lady Gwendolyn Cecil (Salisburys Tochter) The life of Lord Salisbury. London. Hodder & Stoughton. Ob die zwei ersten bis 1880 reichenden Bände bereits erschienen sind, ist mir nicht bekannt.

[14]) In dem obengenannten Briefe vom 5. Juni 1875 bei Monypenny-Bukle, 5, 425: „I feel sure that all this irritation [Bismarcks über die Haltung Englands und Rußlands gegenüber der angeblichen Kriegsgefahr] will blow over, but to us, and to many quiet and reflecting Germans, id is very sad and appears very hard, to be made an object of universal distrust and suspicion, which we naturally are, as long as Prince Bismarck remains the sole and omnipotent ruler of our destinies. His will alone is law here, and on his good or bad humor depend our chances of safety and peace."

[15]) Bismarck-Erinnerungen des Staatsministers Freiherr Lucius von Ballhausen. Stuttgart-Berlin, J. G. Cotta. XII und 590 Seiten.

hineindenken. Wer aber den alten Kurs selbst erlebt hat, wird nicht ohne tiefe Bewegung den Eintrag nach dem vorletzten Neujahrsempfang des alten Kaisers (1887) lesen: „Es ist alles bei ihm Natur, Einfachheit, Wohlwollen — alles echt und gar keine Pose. Jeder Zoll ein Monarch und ein edler Mensch“ [16]).

An der Vorbereitung dürfte es also nicht liegen, wenn der Gedanke in den Erinnerungen Bismarcks auch von der Mehrzahl der Leser des dritten Bandes seines politischen Testamentes wieder übersehen werden sollte [17]). 1919 wäre er vielleicht zu früh gekommen. 1921 gibt es für die Nachkommenschaft, die ihn verkennt, keine Entschuldigung. Das Ausland wird gerade mit diesem Buche wenig anfangen können. In den Vereinigten Staaten hat im April Lansings Konflikt mit Wilson mehr interessiert, als die ein Menschenalter zurückliegenden Kämpfe Bismarcks mit Wilhelm II. In England wurde dem dritten Teil in Verkennung des historiographischen Charakters der „Gedanken und Erinnerungen“ der Titel gegeben „Neue Kapitel der Selbstbiographie Bismarcks“ [18]). Der deutsche Leser wird hoffentlich herausfühlen, daß der Reichsgründer die Geschichte seiner Entlassung nur geschrieben hat, weil er beweisen wollte, daß sein Kleben am Amte und an der Macht 1890 seine patriotische Pflicht war. Der Umstand, daß wir heute mehr über die Tragödie von 1890 wissen, hat es Wilhelm Schüßler [19]) ermöglicht, in einer ausgezeichneten Monographie zu erzählen, wie es eigentlich zugegangen ist. Zu der Tragik des Titanensturzes gehört es auch, daß Bismarck über seinen wirklichen und vermeintlichen Gegnern die Maulwurfsarbeit seiner Zauberlehrlinge im Auswärtigen Amt übersehen hat [20]). In der Verteilung von Licht und Schatten läßt

[16]) Wesentlich eine Bereicherung unserer Personalkenntnis sind die Lebenserinnerungen von Ottmar von Mohl. Fünfzig Jahre Reichsdienst. Leipzig. Paul List, o. J. (1920). 318 Seiten. Als Kabinettssekretär der Kaiserin Augusta und im Konsulatsdienst des Deutschen Reiches hat der Verfasser viel gesehen, was mit der von seinem Vater Robert ererbten Umständlichkeit und mit ausgesprochener Vorliebe für Zeremoniendienst geschildert wird. Der ermüdete Leser übersieht daher nur zu leicht die in dem Buche enthaltene Fülle brauchbarer Notizen. Ein Novum ist die vorsichtige Andeutung (Seite 18), daß dem Kaiserbriefe König Ludwigs II. von Bayern 1870 die Bezahlung seiner 6 Millionen Schulden aus dem Welfenfonds vorausgegangen sei.

[17]) Fürst Otto von Bismarck. Erinnerung und Gedanke. Stuttgart-Berlin 1919. (Ausgegeben 1. Oktober 1921.) J. G. Cotta. Die Widmung: „Den Söhnen und Enkeln zum Verständnis der Vergangenheit und zur Lehre für die Zukunft.“

[18]) New chapters of Bismarcks autobiography. Translated by Bernard Miall London. Hodder & Stoughton o. J. 343 Seiten. Wie schon die Seitenzahl zeigt, eine Prachtausgabe im Vergleich mit der deutschen. Die amerikanische und die von Schüßler benutzte schwedische Übersetzung kenne ich nicht aus eigener Anschauung. Ob auch eine Pariser Ausgabe erschienen ist, weiß ich nicht. Über den historiographischen Charakter der G. u. E. meine Untersuchung in der Historischen Zeitschrift 85 (1900).

[19]) Wilhelm Schüßler. Bismarcks Sturz. Leipzig 1921, Quelle & Meyer. Seite 322 läßt der Verfasser mich sagen: „Jemand, der Bismarck in der gefährdeten auswärtigen Lage die Entzündung innerer Konflikte zutraue, sei nicht zurechnungsfähig.“ Die Leser der „Rundschau“ werden sich erinnern, daß ich von der Unterstellung, „daß Bismarck den gefährdeten äußeren Frieden schließlich durch Staatsstreich und Bürgerkrieg retten wollte“, gesprochen habe. Diese früher von Delbrück vertretene Unterstellung geht auf Wilhelm II. zurück, dessen phantastische Darstellung in seinem Briefe an Franz Joseph von Schüßler selbst auf ihren wahren Kern zurückgeführt worden ist.

[20]) Sehr aufschlußreich ist das bisher zurückgehaltene Schlußkapitel der Erinnerungen von Julius von Eckardt. Aus den Tagen von Bismarcks Kampf gegen Caprivi. Leipzig 1920, S. Hirzel. Eckardt gehörte zu den Balten, die Bismarck seine Gleichgültigkeit gegen ihr Schicksal nie verziehen haben. Er gab sich daher dazu her, eine Verteidigungsschrift des neuen Kurses gegen den alten in Angriff zu nehmen, die auf Holsteins Betreiben wieder abgebrochen wurde. — Vgl. auch Wolfgang Windelband. Herbert Bismarck als Mitarbeiter seines Vaters. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1921.

sich der Historiker auch nicht durch eine Zeugenaussage von der Wucht der Bismarckischen beeinflussen. Die Kritik macht vor den Erinnerungen des Fürsten hier so wenig Halt wie früher. Der Gedanke, daß seine Erfahrung und sein Auslandskredit nicht verabschiedet werden durften, wird davon nicht berührt. Man beachte, mit Hilfe des trefflichen Registers, wie oft das Wort Erfahrung begegnet. „Erfahrung, ja, die habe ich allerdings nicht", lautet einmal die verstimmte Antwort des neuen Herrn. „Meine Erfahrung in unserer Politik — sagt Bismarck an anderer Stelle — reichte 40 Jahre zurück, und durch den Amtswechsel war mein Nachfolger Caprivi nicht vertrauter mit der politischen Lage geworden, als er in der Front des 10. Korps gewesen war." Noch am Schlusse seines Werkes gibt der Fürst der Besorgnis Ausdruck, daß Erfahrung und Personalkenntnis in beunruhigendem Umfange unseren leitenden Kreisen verloren gegangen seien. Daß der Albdruck der Erfahrung der Mehrzahl seiner Nachfolger die Nachtruhe nicht stören werde, hat auch er nicht ahnen können.

Was von jener vierzigjährigen Erfahrung der Öffentlichkeit als Lehre für die Zukunft gesagt werden konnte, hat sie bereits 1898 aus den Kapiteln über den Dreibund und die zukünftige Politik Rußlands erfahren. Dem dritten Teile blieb es vorbehalten, den Söhnen und Enkeln zu gestehen, daß in diesem monarchischen Staat der Charakter des Monarchen die Voraussetzung der staatsmännischen Wirksamkeit seines leitenden Ministers gewesen war. Schon 1898 hatte man in der Charakterzeichnung Wilhelms I. die Antithese des Enkels herausgefühlt. Heute müssen wir angesichts des ersten Porträts Wilhelms II. gestehen, daß es das tiefste und das vornehmste ist. Man wird, um es zu ergänzen, hinzufügen, was Bismarck zu Lucius über die Kaiserin Friedrich gesagt hat [21]). Noch einmal recht sich in seiner Ansicht der Idee der Monarchie der altmärkische Junker in seiner ganzen Größe auf. Die bezwingende Überlegenheit Friedrichs des Großen konnte den Gehorsam schlechthin fordern. Der Durchschnitt der Monarchen darf auf die Anhänglichkeit ihrer Diener nur zählen, wenn sie selbst ihnen die Treue halten. „Die Neigung, einseitig zu lieben, liegt nicht als dauernde Triebkraft in der menschlichen Seele." Der größte aller Vasallen erhebt gegen seinen Lehensherrn die Anklage der Felonie und sagt voraus, daß die Leichtigkeit, mit der sich Wilhelm II. von bewährten Dienern scheide, den traditionellen Geist des Vertrauens der Diener der preußischen Krone schwächen werde. Der Fehler, die Gegner der Monarchie durch liberale Konzessionen in Freunde und Stützen verwandeln zu wollen, war in den Anfängen der neuen Ära vor Bismarcks Ernennung zum Ministerpräsidenten schon einmal gemacht worden. Unter Wilhelm II. wird es das „Nachlaufen hinter unversöhnlichen Gegnern" noch dahin bringen, daß der Kaiser „im Falle der Gefahr und Not" die Zentrumspartei und die Sozialisten so wenig bezahlen kann, wie der verfallende Deutschorden seine Söldner.

Man versteht das Abbrechen von Erinnerungen, die in den Gedanken ausmünden, daß die Monarchie der Hohenzollern, die einen Reichsgründer ermöglicht hatte, die Belastungsprobe der koburgisch-welfischen Personalunion von Selbstherrlichkeit und Schwäche auf die Dauer nicht ertragen wird. Die innere Erschütterung des Testators teilt sich dem Leser seines Vermächtnisses mit. Bismarcks problematische Sozialpolitik darf dabei ganz aus dem Spiele bleiben. Von dem Kampfe zweier Menschenalter kann nicht eigentlich die Rede sein. Wenn die gärende neue Zeit überhaupt durch eine Persönlichkeit repräsentiert werden konnte, so war Wilhelm II. am wenigsten ihr Exponent, so eindrucksvoll er auch die Nervosität und Unrast unserer Tage verkörpern mag. Der künftige Führer der Deutschen wird

[21]) A. a. O. Seite 396, 461, 465.

an die Anfänge Bismarcks nicht mehr anknüpfen können. Ersteht uns noch einmal ein Schmied unserer Einheit und Macht, so kann er nur sein eigener Arbeitgeber sein. Das Zeitalter Bismarcks ist Vergangenheit. Der Zukunft hat er nicht sagen wollen, was sie zu tun hat. Als Lehrmeister der Strategie und Taktik entwirft er keine utopischen Feldzugspläne. Wer in seine Schule geht, kann darin nur lernen, wie er es gemacht hat. „Die Aufgabe der Politik" wird auch in Zukunft „in der möglichst richtigen Voraussicht dessen liegen, was andere Leute unter gegebenen Umständen tun werden." Bismarck-Renaissance ist nichts anderes als die Erkenntnis des denkenden Teiles unseres Volkes, wie der erste Kanzler des Reiches diese Aufgabe gelöst hatte. Es hieße das Vorbild verkennen, wenn man hoffte, es je wieder nachbilden zu können. Jeder Meisterschüler hat seine eigenen Wege zu gehen, wenn er selbst ein Meister werden will. Persönlichkeitskult kann fesseln und befreien. Aus dem Vermächtnis der Erfahrungen Bismarcks spricht zu uns die ernste Mahnung, dem größten politischen Genius unseres Volkes im Geiste und in der Wahrheit zu dienen.

Der Kärntner Freiheitskampf

Von

Hans Steinacher

Die Kärntner haben in alter Mannestreue und Waffentüchtigkeit bis zum letzten Tage des Weltkrieges an der Kampffront standgehalten, haben glänzende Siege und Ehren erfochten, aber auch gewaltige Blutopfer bringen müssen. Der Waffenstillstand am 4. November 1918 brachte jedoch Kärnten nicht den Frieden, das kleine Land mußte, auf sich selbst gestellt, noch einen sieben Monate langen Kampf mit den Waffen um seine Einheit und Freiheit führen.

Als im November 1918 noch die Truppenkolonnen der auseinanderfallenden Habsburger Armee in langen Zügen durch Kärnten in ihre Heimat strebten, da überschritten irreguläre Abteilungen von ehemaligen österreichischen Soldaten aus Krain und Untersteiermark und losgelassenen serbischen Kriegsgefangenen unter Führung abenteuerlustiger Offiziere die Grenzen Kärntens. Die neugebildete jugoslawische Regierung in Laibach unterstützte diese militärischen Gewaltakte gegen Kärnten und erklärte nicht nur das von den landfremden Truppen besetzte Kärnten als einen Teil des jugoslawischen Staates, sondern erhob auch Anspruch auf weitere Teile Kärntens bis nach Hermagor und St. Veit, weit über Villach und Klagenfurt hinaus. Bis zum 20. November 1918 hatten die Jugoslawen gegen jedes Gesetz und Recht das ganze Jaun- und Rosental bis zur Drau, Gail und Gailitz besetzt.

Die Landesregierung von Kärnten wollte keinen neuen Kampf. Sie erklärte der Laibacher Regierung, daß die Grenze Jugoslawiens gegen Kärnten nur durch die Friedenskonferenz festgelegt werden könnte, und verlangte, daß über Kärntens Schicksal die Kärntner durch eine Volksabstimmung entscheiden sollten. Während der Verhandlungen traten die jugoslawischen Vertreter, insbesondere General Majster, immer anmaßender auf. Am 26. November 1918 erschien der jugoslawische Kommandant im Rosental, Major Lavrič, zu den Verhandlungen in Klagenfurt in Begleitung von schwer bewaffneten Soldaten und verlangte die Übergabe der Bahnhöfe Villach, Klagenfurt und St. Veit. Im besetzten Gebiet gebärdeten sich die Jugo-

slawen als die Herren des Landes. Sie entließen deutsche Lehrer und Beamte, entfernten deutsche Aufschriften und drangsalierten die deutsche Bevölkerung. Aus dem besetzten Gebiete gelangten immer mehr Hilferufe nach Klagenfurt. In Klagenfurt und im besetzten Gebiet stieg die Erregung der Kärntner immer mehr, besonders unter den aus dem Kriege eben heimgekehrten Männern. Sie ließ sich nicht mehr zurückhalten und drängte stürmisch zur Tat, als am 29. Mai 1919 der jugoslawische Oberleutnant Malgaj unter neuem Rechtsbruch aller Vereinbarungen bei Lippitzbach von Bleiburg aus die Drau überschritt und Völkermarkt besetzte. Noch am selben Tag rückten Abteilungen von Freiwilligen auf Kraftwagen gegen Völkermarkt vor. Die Landesversammlung von Kärnten hatte aber einen Kampf noch untersagt und nur einen Demonstrationsaufmarsch gegen Völkermarkt gebilligt. Als aber Oberleutnant Malgaj, der auf dem Kirchturm von Völkermarkt schon die jugoslawische Fahne gehißt hatte, den kärntnerischen Parlamentär mit Hohn und Spott abwies, gingen die Kärntner zum Angriff gegen die Stadt vor. Der Angriff wurde nicht zu Ende geführt, da inzwischen ein dringender Befehl aus Klagenfurt das weitere Vorgehen verbot. So blieb Völkermarkt in jugoslawischer Hand. Malgaj besetzte in den folgenden Tagen auch noch die um Völkermarkt liegenden Gemeinden, SHS-Truppen drangen sogar bis zur Gurk und auch in das untere Lavanttal vor.

Das mißlungene Unternehmen gegen Völkermarkt hatte gezeigt, daß man die jugoslawischen Ruhestörer nicht mit Verhandlungen und Protesten, sondern nur mit der Waffe in der Hand abweisen konnte. Am 6. Dezember gab die Landesversammlung von Kärnten dem Landesbefehlshaber Oberstleutnant Hülgerth den Auftrag, jugoslawische Vorstöße — allerdings nicht serbische — mit den Waffen abzuwehren. Am 14. Dezember stieß ein jugoslawisches Halbbataillon, zum größten Teile Serben, aus Völkermarkt vor, zersprengte eine kleine kärntnerische Wache in Grafenstein und an der Annabrücke und besetzte Grafenstein, um am nächsten Morgen nach Klagenfurt vorzumarschieren. Die Landeshauptstadt war in höchster Gefahr. Von Brückl bis in das untere Rosental gegenüber von St. Margarethen standen in der Kampffront gegen die Jugoslawen kaum 150 Mann mit einer Kanone und einigen Maschinengewehren. In dieser bedrohten Lage ließ der Kommandant an der Gurk aus der einzigen Kanone gegen die eingedrungenen Jugoslawen das Feuer eröffnen. Der Landesbefehlshaber, Oberstleutnant Hülgerth, sammelte die in Klagenfurt vorhandenen Abteilungen und befahl, die nach Grafenstein vorgedrungenen Jugoslawen anzugreifen. Am Morgen des 15. Dezember wurde der Angriff, in der Hauptkraft durch Reste des ehemaligen ruhmreichen, kärntnerischen Infanterie-Regiments Nr. 7, durchgeführt und alle Jugoslawen gefangengenommen.

Nach dieser entschlossenen Tat gab es in Kärnten und im ganzen Österreich banges Hinhorchen auf das Ausland, was nun wohl die Entente sagen würde. Aber unter den bedrohten und unterdrückten Kärntnern wirkte die Waffentat von Grafenstein wahrhaft befreiend. Nun war der Weg gewiesen, es galt, die Freiheit der Heimat zu wahren mit eigener Kraft.

Die Laibacher Regierung forderte von Kärnten wegen der Gefangennahme der jugoslawischen Soldaten weitestgehende Genugtuung. Die Kärntner Landesregierung antwortete aber nicht mehr. Die jugoslawischen Truppen in Kärnten wurden nun von Tag zu Tag unruhiger. Sie hoben aus der heimattreuen Bevölkerung angesehene Männer und Frauen als Geiseln aus. Durch ganz Kärnten, vom Lavanttal bis ins Gailtal lebte der Kampf zwischen den jugoslawischen Eindringlingen und der sich täglich verstärkenden Kärntner Verteidigung auf. Die Gailtaler drängten die bis gegen Hermagor vorgeschobenen jugoslawischen Gendarmerieposten zurück. Im Rosental gab es an der Drau bald andauerndes Gewehrfeuer. Bei Velden versuchten

die Jugoslawen die slowenische Bevölkerung Kärntens zum Aufstand aufzuhetzen. Am 20. Dezember kam es beim Birnbaumer im Lavanttal zum ersten bewaffneten Zusammenstoß zwischen den jugoslawischen Soldaten und Bauern aus Pustritz. Für Weihnachten vereinbarten die kämpfenden Teile unter Vermittlung des Bischofs von Klagenfurt einen Waffenstillstand. Am 26. Dezember überschritt aber eine jugoslawische Patrouille bei Krottendorf im Lavanttal die Brücke der Lavant, um nach Ettendorf vorzustoßen. Einheimische Bauern vertrieben die Patrouille und nahmen den Offizier gefangen. Darauf drang eine jugoslawische Verstärkung nach Ettendorf vor und hielt über die dortige Bevölkerung ein Strafgericht ab. Die meisten waffenfähigen Männer flüchteten. Nun ließ sich im übrigen Lavanttal die Empörung der Bevölkerung nicht mehr zurückhalten. Oberleutnant Maierhofer sammelte die waffenfähige Mannschaft und griff in der Nacht zum 27. Dezember das von den Jugoslawen besetzte St. Paul an. Die Stadt wurde fast ohne eigene Verluste eingenommen, die jugoslawische Besatzung gefangengesetzt. Noch am 27. Dezember wurde auch das untere Lavanttal bis Lavamünd befreit.

Im Gailtal hielten die Jugoslawen durch die Besetzung von Arnoldstein die Eisenbahnlinie vom Gailtal nach Villach gesperrt. Am 3. Jänner stürmten Gailtaler Freiwillige das von den Jugoslawen hartnäckig verteidigte Schulhaus von Arnoldstein und verfolgten dann die Jugoslawen bis nach Fürnitz bei Villach. Die Gailtaler sicherten weiterhin den Wurzenpaß, während noch am gleichen Tag Villacher die Jugoslawen bis über den Faakersee verfolgten. Am 5. Jänner ließ der Landesbefehlshaber auch die Kampftruppen aus der Gegend von Feldkirchen und Velden den Drauübergang bei Rosegg erzwingen. Bis zum nächsten Morgen hatten die Kärntner fast das ganze obere Rosental bis zum Suchabach gesäubert; hingegen konnten sich die Jugoslawen am Nordausgang des Karawankentunnels festsetzen. Schon am 6. Jänner wurde ein neuer Stoß gegen die Jugoslawen über die Drauübergänge bei Hollenburg angesetzt. Voran die tapfere Heimwehrkompanie von Maria Rain, stürmten Freiwillige und Volkswehr nach kurzer Artillerievorbereitung die von den Jugoslawen stark besetzten Drauübergänge. Am Morgen des 7. Jänner drang das aus dem ehemaligen Kärntner Gebirgs-Schützen-Regiment gebildete Volkswehr-Baon I in Ferlach ein und säuberte das Rosental bis gegen St. Margarethen. Der Feind wurde in die Karawankenpässe zurückgedrängt. Inzwischen war es auch im Raume um Völkermarkt sehr unruhig geworden. Der Feind räumte von selbst Haimburg, Griffen und Ruden und bezog auf den Höhen um Völkermarkt eine festungsartige Verteidigungsstellung. Von der Gurk aus wurde der Gegner in kleineren Gefechten beim Wirtshause Rack und bei der Eisenbahnbrücke von Stein zurückgetrieben.

Die Kämpfe hatten inzwischen die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf das Ringen des kleinen Kärnten gelenkt. Eine amerikanische Kommission vermittelte zwischen Kärnten und Jugoslawien den Waffenstillstand von Graz, welcher am Morgen des 14. Jänner in Kraft trat. Die beiden kämpfenden Teile sollten vorläufig in den erreichten Stellungen verbleiben.

Durch diese Kämpfe im Dezember und Jänner wurden die Jugoslawen in ihrem Vordringen in Kärnten nicht nur aufgehalten, sondern aus lebenswichtigen Landesteilen wieder hinausgetrieben. Die Kärntner hatten so den jugoslawischen Plan, Kärnten ohne Befragen des Volkes in den jugoslawischen Staat hineinzuzwängen, aus eigener Kraft zerschlagen und die Jugoslawen verhindert, noch vor den Friedensberatungen in Paris vollendete Tatsachen zu schaffen. Im Jänner und Februar bereiste die amerikanische Kommission des Oberst Miles das ganze von den Jugoslawen verlangte Gebiet und überzeugte sich gewissenhaft, daß die übergroße Mehrheit der Kärtner von einer Zerreißung des Landes ganz und gar nichts wissen

wollte, sondern jede Gemeinschaft mit den jugoslawischen Friedensbrechern ablehnte. Eine probeweise Abstimmung, die während der Anwesenheit der Amerikaner im wiederbefreiten Kärnten vorgenommen wurde, ergab 81 541 Stimmen für das Verbleiben des ungeteilten Kärnten bei Deutschösterreich, und nur 771 Stimmen lauteten für Jugoslawien.

Der abgeschlossene Waffenstillstand brachte aber Kärnten noch lange nicht den erhofften Frieden. Immer wieder brachen die Jugoslawen den Waffenstillstand. Im besetzten Gebiet wurde die Fremdherrschaft immer drückender. Heimattreue, aufrichtige Kärntner wurden entrechtet, drangsaliert, verhöhnt, ja sogar in den Kerker geworfen.

Aus Paris langten von der Friedenskonferenz günstige Nachrichten über Kärnten ein. Die Laibacher Kriegshetzer gaben aber ihr frevles Spiel, das Recht der Kärntner mit Gewalt zu beugen, nicht auf und bereiteten einen neuen heimtückischen Überfall auf Kärnten vor.

Ohne Kündigung des Waffenstillstandes griffen die Jugoslawen in den frühen Morgenstunden des 29. April die schwachen Kärntner Sicherungsabteilungen mit starken Kräften auf der ganzen Kärntnerfront von Rosenbach bis zum Lavanttal an. Durch einen überraschend einheitlichen Stoß hofften die Jugoslawen, in wenigen Stunden nach Klagenfurt und Villach vorzudringen. Auf der ganzen Front kam es zu den heftigsten Kämpfen. Bei Rosenbach drangen die Jugoslawen bis zu den Schlafbaracken der Kärntner vor, überwältigten sie und rückten bis St. Jakob und Maria Elend vor. Andere Abteilungen waren über die Karawanken in das Rosental niedergestiegen, hatten Feistritz besetzt und sogar schon das nördliche Drauufer erreicht. Die Hollenburg stand in schwerer Gefahr. Ferlach war in den Morgenstunden schwer bedroht und fast eingeschlossen. Aus dem Raume von Völkermarkt hatten die Jugoslawen einen starken Angriffsstoß längs der Straße nach Klagenfurt geführt und die Verteidiger an die Gurk zurückgedrängt. Die Lage war außerordentlich gefährlich.

Der Landesbefehlshaber, Oberstleutnant Hülgerth, und sein Generalstabschef, Hauptmann Kohla, hatten für die Entscheidung vorgesorgt: in Stadt und Land waren Freiwillige in Heimwehrkompanien zusammengefaßt worden. An diese ging nun durch das ganze Land der Ruf zur Verteidigung der Heimat. Von dem Stadtpfarrturm von Klagenfurt dröhnten die Alarmschüsse, die Glocken läuteten, von der Front aber rollte immer wilder und heftiger der Kanonendonner. Männer und Jünglinge in Stadt und Land ließen ihre Arbeit liegen und stellten sich zur Wehr. Heimwehr vertrieb den Feind vom nördlichen Drauufer, Volkswehr und Arbeiter hielten den Feind am weiteren Vordringen auf. Von der Annabrücke bis zur Saualpe ging der Kampf mit wechselndem Geschick bis in die Nachmittagsstunden unentschieden weiter. In Haimburg, in Ruden und im Lavanttal hatten die Besatzungen den Gegner blutig abgewiesen und zurückgetrieben. Schon in den Nachmittagstunden des 29. April waren die jugoslawischen Angriffe durchweg aufgehalten, ja es setzten schon starke heimische Kräfte zum Gegenangriff an. Bis zum 30. April war der Feind durchweg bis zu seinen Ausgangsstellungen zurückgetrieben, bei Dullach hatte eine Kompanie des Volkswehr-Baons II sogar den von den Jugoslawen stark ausgebauten Brückenkopf erstürmt.

Der alte Kampfgeist der Kärntner wurde wieder lebendig. Nun gab es kein Halten mehr, bis nicht auch die bedrückten Landsleute in Völkermarkt und im Jauntale befreit waren. So befahl der Landesbefehlshaber für den 2. Mai den Angriff auf Völkermarkt. Nach kurzer heftiger Artillerievorbereitung in den frühesten Morgenstunden stürmten Freiwillige und Volkswehr die jugoslawischen Befestigungen. Schon um 8 Uhr vormittags wehte auf dem Stadtpfarrturm das rot-weiß-

rote Banner Deutschösterreichs. Jubelnd empfing die seit Monaten schwer bedrückte treue Bevölkerung der Stadt die Befreier. Die jugoslawische Niederlage bei Völkermarkt war entscheidend. Am 4. Mai stürmten Kärntner, tapfer unterstützt auch von einer Abteilung Tiroler, die jugoslawischen Schanzen am Nordausgang des Rosenbacher Tunnels. Am gleichen Tage wurde der Angriff gegen die jugoslawischen Befestigungen bei St. Margarethen i. R. ausgeführt und der Gegner zurückgeschlagen. Schon am Abend dieses Tages setzten kärntnerische Abteilungen bei der Annabrücke und bei Dullach über die Drau, um den wankenden Feind im Jauntale zu verfolgen. Die zweite Kompanie des Volkswehr-Baons II stieß in ununterbrochenem Nachtmarsch bis zum Morgen des 5. Mai nach Bleiburg vor und durchbrach in kühnem, scharfem Gefecht bei Bleiburg die in Bildung begriffene neue jugoslawische Verteidigungsfront. Die jugoslawischen Regimenter gingen in Auflösung durch das Mießtal nach Untersteiermark zurück. Nur die „Todesschaar" des Oberleutnants Malgaj verschanzte sich bei Gutenstein, wurde aber in einem letzten Gefecht durch Teile des alten Siebener Volkswehr-Baons geschlagen und zersprengt. Malgaj verlor im Gefecht sein Leben. Am 7. Mai hatten die kärntnerischen Streitkräfte aus dem Lavanttal Unterdrauburg erreicht. Kärnten war frei, an mehreren Stellen war schon die Landesgrenze gegen Untersteiermark überschritten. Gegen ein weiteres Vordringen zur Befreiung Untersteiermarks erhoben die Reichsregierung und die Landesregierung in Graz starke Bedenken.

Im befreiten Kärnten war der Jubel der Bevölkerung riesengroß. Ganz Kärnten freute sich an seinem stolzen Erfolg, und mit ihm freute sich weithin das ganze deutsche Volk.

Doch kaum vier Wochen blieb Kärnten frei. Die Waffenstillstandsverhandlungen in Klagenfurt scheiterten, weil die Jugoslawen unerfüllbare Forderungen stellten, trotzdem Kärnten zu einem friedlichen Entgegenkommen bereit war. Der serbische General Jankovic übernahm das Kommando der gesamten jugoslawischen Streitkräfte gegen Kärnten. Serbische und jugoslawische Divisionen mit übermächtiger Artillerie wurden an der Grenze bereitgestellt. Am 28. Mai brach der jugoslawische Angriff los. Wieder stand Kärnten in diesem ungleichen Kampf ganz allein. In stundenlangen harten Kämpfen bei Unterdrauburg, in den Grenzbergen des Mießtales und bei Eisenkappel hielten die Kärntner mit Aufgebot der letzten Kräfte der Überzahl der Feinde stand. Längerer Widerstand war jedoch ohne Aussicht auf Erfolg. Der Landesbefehlshaber gab in den Nachmittagsstunden des 28. Mai den an der Südostgrenze Kärntens stehenden Abteilungen den Befehl zum Rückzug über die Drau. In voller Ordnung wurden alle Bewegungen ausgeführt. Zögernd folgte der Feind. Seit 30. Mai verstärkte sich der feindliche Druck an den Drauübergängen, Völkermarkt, Tainach, Grafenstein, Annabrücke wurden von der feindlichen Artillerie beschossen. Am 30. Mai griffen die Jugoslawen mit weit überlegenen Kräften im Lavanttale an und rollten die gegen die steirische Grenze offene linke Kärntner Flanke auf. Wohl wehrten sich die Lavanttaler mit allen Kräften, der Gegner aber blieb durch seine Zahl, seine bessere Bewaffnung und einheitliche Führung überlegen. Wüstend brachen die Jugoslawen in das Lavanttal und drangen über die Grutschen hinaus in die Gegend von Völkermarkt vor. Zu Tausenden flohen heimattreue Kärntner vor der jugoslawischen Gewalt nach Norden und Westen.

Kärnten erduldete unter den fremden Kriegshorden so furchtbare Leiden, wie sie das Land seit den Türkeneinfällen nicht mehr gekannt hatte. Häuser wurden geplündert, das Vieh weggeführt, Männer und Frauen geschlagen und gepeinigt und viele als Gefangene nach Laibach und Serbien verschleppt. Am Abend des 3. Juni beleuchteten zahlreiche Brände im Kärntner Unterlande den Nachthimmel blutigrot und kündeten Kärntens Not.

Noch einmal hielten Freiwillige und Volkswehr dem Gegner am Trixnerbach und bei Tainach stand. Am 4. Juni richtete aber der Gegner einen überaus heftigen Artillerieangriff auf die Verteidigungsstellungen und zwang die Kärntner zum Zurückweichen an die Gurk. Klagenfurt war nun schwer bedroht. Da kamen aus Paris die ersten Nachrichten über den Friedensvertrag, und der Chef der Interalliierten Militärkommission in Wien, General Segre, traf selbst in Klagenfurt ein, um die weiteren Kämpfe zu verhindern. Auf Grund der Nachrichten aus Paris und der Vereinbarungen mit Segre gab der Landesbefehlshaber den Truppen an der Gurk und im Rosental den Befehl zum Zurückgehen in das obere Rosental und gegen Feldkirchen und St. Veit. Am Vormittag des 5. Juni fielen von der Höhe vor Ottmannach aus die letzten Kanonenschüsse gegen die Jugoslawen.

Der Waffenkampf der Kärntner war beendet. Der Friedensvertrag von St. Germain bestimmte, daß der Hauptteil des strittigen Gebietes von Kärnten durch Volksabstimmung über sein Schicksal entscheiden sollte. Damit hatte Kärnten das von ihm gesteckte Kampfziel erreicht. Der Protest, den die Kärntner mit der Waffe in der Hand gegen die jugoslawische Vergewaltigung erhoben hatten, war viel lauter und wirksamer gewesen als alle papierenen Proteste und Denkschriften. Kärntens Volk war in der Entscheidungsstunde kraftvoll und treu. Kärnten hat dem zukünftigen Großdeutschland die Karawankengrenze gesichert und dem deutschen Namen im Süden und Südosten wieder Klang verschafft.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Burgenland und die Ödenburger Abstimmung

Das Burgenland ist derjenige Teil des geschlossenen deutschen Sprachgebiets, der an Österreich angrenzt, aber seit 250 Jahren der Stephanskrone zugehört. Der Name Burgenland ist von den Grenzburgen genommen, die zur Zeit der deutschen Besiedlung vor mehr als 1000 Jahren die deutsche Ostmark schützten. Vier Grafschaften (Komitate) bilden das Burgenland: Preßburg, Wieselburg, Ödenburg und Eisenburg.

Durch den Vertrag von Grand Trianon wurde Ungarn verpflichtet, den größeren Teil des Burgenlandes an Deutschösterreich, einen kleineren an die Tschechoslowakei abzutreten. Rein deutsche Sprachgebiete, wie die Osthälfte des Wieselburger Komitates (im Norden), die Stadt Günz (in der Mitte) und die Stadt St. Gotthard an der Raab (im Süden), beläßt die neue Grenze bei Ungarn, einige vorwiegend magyarisch gesinnte Gemeinden schlägt sie jedoch zum Burgenlande. Die amtlich magyarische Statistik, die sicherlich nicht zugunsten der Deutschen aufgestellt wurde, sondern eine nicht unerhebliche Zahl von Beamten und Intellektuellen deutscher Herkunft zu den Magyaren schlägt, berechnet 246 000 Deutsche, 44 000 Magyaren und 49 000 Kroaten. Letztere, die vor Jahrhunderten als Flüchtlinge inmitten deutscher Siedlungen angesiedelt worden sind, stehen mit den Deutschen in freundschaftlichsten Beziehungen und dürften politisch von diesen keine allzu abweichende Anschauung haben. Sie sind ebenso wie die Deutschen fest im Boden eingewurzelt und somit als autochthon anzusehen. Anders die Magyaren, wenn man von den Grenzdörfern absieht. Sie bilden die Beamtenschaft, sie stellen die Lehrer und sind hauptsächlich in den drei Städten des Gebietes, Eisenstadt, Rust und Ödenburg zu finden. Ödenburg überragt die beiden andern Städte an Bevölkerung um mehr als das Zehnfache. Von

seinen 34 000 Einwohnern errechnete die magyarische Statistik nur 17 318 Deutsche, 731 Kroaten und 15 022 Magyaren. In der letzteren Zahl sind, wie gesagt, zahlreiche deutschstämmige und alle Juden enthalten. Diese 15 000 Magyaren in Ödenburg machen selbst nach der magyarischen Statistik mehr als ein Drittel der gesamten magyarischen Bevölkerung des Burgenlandes aus. Sie sind die schwimmende Oberschicht der Stadt, welche etwa 15 Schulen besitzt, und in die die Magyaren noch nach dem Zusammenbruch die aus der Slowakei abtransportierte Bergakademie verlegten.

Es ist leicht zu verstehen, daß die Magyaren, die durch den Friedensvertrag zwei Drittel des ungarischen Staatsgebietes verloren, sich besonders heftig gegen den Verlust des Burgenlandes wehrten. Wurde dieses Gebiet doch nicht wie die übrigen verlorenen einem Feindstaate zugeschlagen, sondern dem alten verbündeten Österreich. Man hat nicht nur in der magyarischen Presse, sondern auch in den von der magyarischen Presse beeinflußten Teilen der deutschösterreichischen und reichsdeutschen Presse gegen diese Abtretung ungarischen Bodens erfolgreich Stimmung zu machen gesucht. Die Magyaren ließen kein Mittel unversucht, um das Burgenland zu behalten. Als nach Ratifikation des Vertrages von Grand Trianon die ungarischen Truppen das Land verlassen und den Österreichern übergeben mußten, stießen diese auf bewaffneten Widerstand von irregulären Truppen und „Gendarmen". Als im Burgenlande Blut floß, erfüllte sich der Wunsch der Leute, die den Vertrag von Grand Trianon gemacht hatten, es möchte Zwietracht entstehen zwischen den Deutschen Österreichs und ihren langjährigen Verbündeten. Die Ereignisse, die offensichtliche Mißachtung der Machtsprüche der Entente wurden zum Weltskandal. In Venedig trat unter italienischem Vorsitz eine Konferenz zusammen, die diesem ein Ende bereiten sollte. Es kam aber kaum zu Verhandlungen. Italien, das sich der Zustimmung Englands und Frankreichs versichert hatte, stellte dem österreichischen Bundeskanzler Schober, wenn auch nicht formell, so doch de facto, ein Ultimatum: Österreich solle einer Volksabstimmung in Ödenburg und den umliegenden Gemeinden zustimmen, andernfalls müsse Österreich sich darauf gefaßt machen, das ganze Burgenland zu verlieren. Unbegreiflicherweise nahm der Bundeskanzler Schober die ihm vorgeschriebenen Bedingungen in Venedig an, deren tollste war, daß die Volksabstimmung in Ödenburg unter dem Schutz der „Gendarmen" genannten Banden des magyarischen Majors Osztenburg vor sich gehen sollte. Eine Abstimmung unter diesen Umständen hätte natürlich ein geradezu vernichtendes Resultat für Österreich ergeben. Denn der Terror, der durch Osztenburgs Gendarmen ausgeübt wird, würde aufs höchste gesteigert werden.

So war die Lage, als wenige Tage nach dem Venediger Abkommen König Karl und Königin Zita im Flugzeug von der Schweiz nach Ödenburg kamen. Der Mann, dessen Gendarmen die Entente den Charakter einer internationalen Truppe verliehen hatte, Major Osztenburg, wurde von König Karl zum Obersten ernannt. Er verlud seinen König und seine Truppen in drei Züge und fuhr nach Budapest. Was sich auf diesem Wege abgespielt hat, gehört nicht in diese Betrachtung. Nur soviel sei gesagt: hätte Karl nicht zwei Tage in Ödenburg verplempert, hätte er nicht im entscheidenden Moment versagt, indem er seinen Truppen das Schießen verbot, indem er das Ziel, aber nicht die Mittel zum Ziele wollte, ein Augenblickserfolg wäre sicherlich herbeigeführt worden. Karl wäre in der Burg von Ofen eingezogen. So kam es anders. Der zweimal aus der Schweiz ausgerissene König wird im milden Klima von Madeira über die Gründe seiner Mißerfolge nachdenken können. Das ist gleichgültig. Uns interessiert vielmehr, warum der fraglos karlistisch gesinnte ungarische Ministerpräsident, Graf Bethlen, der Versuchung, die Stephanskrone dem gekrönten König von neuem aufs Haupt zu setzen, entsagte, warum er das Thron-

entsetzungsgesetz einbrachte, und warum die größtenteils karlistisch gesinnte Nationalversammlung das Gesetz vollzog. Es waren nicht nur die Drohungen der großen und kleinen Entente, nicht nur die Furcht vor dem Einmarsch der Nachbarn, sondern vor allem der Wunsch, den Erfolg von Venedig, die Abstimmung in Ödenburg nicht zu gefährden.

Daß König Karl gerade, als es magyarischem Trotze gelungen war, in die harten Bestimmungen des Vertrages von Grand Trianon die erste Bresche zu schlagen, nach Ungarn gekommen war und seinem Vaterlande somit im ungeeignetsten Augenblick Schwierigkeiten bereitete, zeigt die Torheit und die Frivolität dieses entarteten Sprößlings eines großen Geschlechtes.

Das Burgenland u. das Ödenburger Abstimmungsgebiet.

Die Aussichten der Volksabstimmung in Ödenburg kann niemand mit Sicherheit beurteilen, solange die wichtigste Frage nicht gelöst ist: wer wird die Volksabstimmung leiten, und wird man trotz des karlistischen Abenteuers Ostenburgs „Gendarmen" mit der Sicherung des Landes betrauen? Wenn die Italiener, die jetzt versuchen, den Herzog von Aosta zum Träger der Stephanskrone zu machen, die Leitung der Abstimmung in den Händen haben und nicht von einer zweiten und dritten Macht kontrolliert werden, so können sich die Deutschösterreicher alles Bösen versehen. Sollten jedoch Truppen, vor allen Dingen solche der kleinen Entente zur Abstimmung hinzugezogen werden, so besteht eher Aussicht auf eine Ausbalancierung der Kräfte und eine neutrale Durchführung der Abstimmung. In diesem Falle ständen die Aussichten für Deutschösterreich nicht schlecht. Denn die deutsche Bevölkerung in und um Ödenburg, vor allem die Bauern, die man dort „Bohnzüchter" nennt, sind heute zwar sehr zurückhaltend und verschüchtert, aber der Wunsch, ihre Kinder in deutsche Schulen zu schicken, der Wunsch, frei vom Terror zu leben und seinen Gedanken offen Ausdruck geben zu können, der Wunsch, die Erzeugnisse wieder auf ihren gewohnten Absatzmarkt nach Wien zu leiten, dürfte viel stärker sein, als die Bindungen an den ungarischen Staat, mit dem man im übrigen früher nicht schlecht ausgekommen war. Diese Bohnzüchter machen etwa 50 Prozent der Einwohnerzahl Ödenburgs aus. Von ihnen stammen auch zahlreiche Gewerbetreibende und Geschäftsleute ab und unterhalten mannigfache Beziehungen mit ihnen. Die Magyaren sehen in den Bohnzüchtern und in der Bevölkerung der umliegenden

Dörfer eine große Gefahr. Von allen Deutschen sind ihnen die Protestanten am meisten verdächtig, weil sie offen zu Österreich hinneigen; ferner die Sozialdemokratie. Die größeren Geschäftsleute dagegen sind nicht so klar entschieden. Sie wissen, daß sie einen Teil ihrer Geschäftsverbindungen verlieren, ob sie nun zu Österreich oder zum übrigen Ungarn geschlagen werden. Rein wirtschaftlich Denkende werden ihre Wahl von der Kampfrichtung ihrer Geschäftsverbindungen abhängig machen. Aber auch außerhalb aller geschäftlichen Erwägungen sind die Stimmungen über den Anschluß in diesen Kreisen rein gefühlsmäßig verteilt. Viele glauben, „mehr" zu sein, wenn sie sich zum ungarischen Volke als zum Staatsvolke, dem Herrenvolke, und damit zur Intelligenz gehörig fühlen. Schon daraus leiten sie ab, daß sie mit den Bohnzüchtern, die gegen die „Herrischen" stimmen werden, keine Gemeinschaft haben dürfen. Trotz der in Ungarn bestehenden antisemitischen Strömung dürften die Juden zum größten Teil ihre Stimme für Ungarn abgeben. Denn sie glauben, die Zeit der Judenverfolgung in Ungarn sei bereits vorüber, in Österreich werde aber auf die „rote Herrschaft", von der die magyarische Propaganda so viel Geschrei macht, notwendigerweise die gleiche Reaktion mit der gleichen Bedrückung der Juden erst einsetzen. Zudem fühlen sich die Juden trotz des heutigen christlichen Kurses als sehr reale Macht.

Wie hatte sich nun die reichsdeutsche Öffentlichkeit in diesem Streite zu stellen? Zweifellos war es eine Verirrung, daß sich weite Kreise der nationalen Presse von der magyarischen Propaganda einspannen ließen und aus einer innerpolitischen Erwägung entsprungenen Gefühlspolitik gegen Deutschösterreich Stimmung machten. Gewiß wollte die Entente nicht Österreich mit dem Burgenlande etwas Gutes antun, sondern nur Ungarn schädigen und einen Zankapfel zwischen beide werfen. Gewiß hat das deutsche Volk und das Deutsche Reich ein Interesse daran, mit dem ungarischen Volke und dem ungarischen Staate in einem guten Verhältnis zu leben. Aber trotzdem zwingen uns die einfachsten, klarsten Gründe des nationalen Instinktes, in einem Streit zwischen Freund und Bruder auf die Seite des österreichischen Bruders zu treten. Dazu kommt, daß der Wille der Kernbevölkerung der deutschen und der kroatischen Bauern des Burgenlandes für den Anschluß an Deutschösterreich ist. Verbliebe das Burgenland ganz oder teilweise bei Ungarn, so würde eine rasende Magyarisierung einsetzen. Es gilt hier ein Stück uralten deutschen Volkstums, das vom Untergange bedroht ist, zu retten. „Durch Vertiefung des deutschen Volksgedankens wird es möglich sein, nicht durch Zweckmäßigkeitserwägungen. Der schwache Erfolg meines Aufenthaltes im Burgenland liegt darin, daß ich aus diesem Geiste der Liebe zum deutschen Volkstum und der unlöslichen Verbundenheit mit ihm heraus zu einer Anzahl von Deutschen in den von mir besuchten Ortschaften habe sprechen und Willen zur Tat habe erwecken dürfen", so schrieb dem Verfasser kürzlich ein Reichsdeutscher, der das Burgenland mit offenen Augen durchwanderte.

Sylvanus.

Luftfahrt-Rundschau

Der erste Versuch der Engländer und Amerikaner, den Ozean mit Luftfahrzeugen zu überqueren, wurde im Jahre 1919 gemacht. Es ist lehrreich, sich heute, nachdem man einen mehr als zweijährigen Abstand von den Ereignissen gewonnen hat, das Unternehmen zu vergegenwärtigen und die nötigen Schlußfolgerungen daraus zu ziehen. Die Amerikaner stellten drei Kurtis-Riesenflugboote mit je drei Liberty-Motoren, 400 PS., die N. C. 1 bis 4 genannt waren. Nr. 2 fiel aus. Die

Piloten Towers, Bellinger und Read starteten in der Trepassybucht, Neufundland, mitternachts vom 16. zum 17. Mai. Die Engländer stellten nur zwei Bewerber: einen normalen Martin-Syde-Doppeldecker und einen normalen Sopwith-Doppeldecker mit je einem 375-PS.-Rolls-Royce-Motor. Der eine Pilot war Daynham, der andere der spätere Sieger des Wettrennens der Lüfte von Kontinent zu Kontinent Hawker, der dann in England bei Versuchsflügen tödlich abstürzte. Außerdem ließen die Amerikaner noch ein Luftschiff an dem Wettbewerb teilnehmen, das kurz nach dem Abflug auf Nimmerwiedersehen verschollen ist. — Das erste amerikanische Flugzeug, N. C. 1, landete am 17. Mai zirka 400 Kilometer nördlich der Azoren, es wurde aufgefischt, schied aber aus dem Rennen aus. N. C. 3, der zweite Bewerber, fiel kurz nach dem Start aus. Dem erstgenannten Piloten errechnete man für seinen Flug von Neufundland bis zu den Azoren, d. h. bis zu dem Ort 400 km davon entfernt, immerhin eine Flugstrecke von ungefähr 1600 km. Der dritte amerikanische Bewerber auf N. C. 4 gelangte bis La Horta (Azoren) und setzte nach zehn Tagen den Flug fort bis Lissabon. Er legte in 13 Stunden und 19 Minuten auf der ersten Etappe ungefähr 1800 km zurück und brauchte für die zweite von etwa 1675 km 9 Stunden 43 Minuten. Das Flugzeug hat also eine ganz gleiche Geschwindigkeit im Durchschnitt gezeitigt, was auf gleichartige Winde auf beiden Etappenstrecken schließen läßt.

Der Engländer Daynham zertrümmerte sein Flugzeug kurz nach dem Start. Hawker dagegen wurde am 19. Mai, nachmittags, etwa 400 km westlich der Shannon-Mündung (der Shannon ist ein Fluß, der an der Südwestküste von Irland mündet) gesichtet. Er wurde später, auf dem Wasser treibend, aufgefischt und geborgen und hatte 3000 km in 24 Stunden zurückgelegt.

Betrachtet man diese Ozeanüberquerung ganz sachlich, so kommt man zu folgendem Ergebnis: Die Amerikaner sind erheblich großzügiger an die Sache herangegangen als die Engländer, sie stellten drei Flugzeuge und ein Luftschiff. Dadurch bezeugten sie, daß sie die Lösung des Problems nicht allein dem Flugzeug zufallen lassen wollten. Daß das amerikanische Luftschiff lediglich die Nase aus der Halle steckte und dann mit unbekanntem Ziel abging und seitdem verschollen ist, beweist lediglich die technische Rückständigkeit des amerikanischen Luftschiffbaues, der heute noch nicht viel besser ist, denn sonst würden die Amerikaner nicht Abnehmer der Engländer sein wollen, sondern selbst bauen und den Briten ihre Erzeugnisse anbieten. Auch die englische Technik hinkt, wie wir aus dem Unfall bei der Abnahmefahrt sahen, auf allen Füßen. Die Frage der Überquerung des Ozeans durch Luftschiffe ist also durch den amerikanischen Mißerfolg vom Jahre 1919 als auch durch den tödlichen Unfall des englischen Luftschiffes im Jahre 1921 ganz auf dem toten Geleise. Wir Deutschen wären wohl in der Lage, helfend und fördernd einzugreifen, aber wir dürfen nicht.

Es bleiben also alle technischen Betrachtungen für das Flugzeug übrig. Die beschwingten Vögel, die den Flug über den großen Teich wagten, waren recht ansehnliche Exemplare, ihre Flügelspannweite wird richtig auf etwa 40 Meter veranschlagt. Der auf allen Gebieten wiederkehrende Ehrgeiz der Amerikaner für große, aus dem Rahmen des Alltäglichen herausfallende Leistungen ist bekannt. Durch den Einsatz von vier Fahrzeugen versuchten sie, sich von vornherein eine gewisse, große Erfolgsmöglichkeit zu sichern. Sie nahmen den Weg über die Azoren und steiften die Erfolgsmöglichkeit durch die Zwischenlandung wesentlich ab, was schon daraus ersichtlich ist, daß der Amerikaner Read sich auf den Azoren 10 Tage Zeit gönnte, die er sicher nicht ungenutzt gelassen hat. Auch hatten die Amerikaner für Ablösung der Besatzungen weitgehende Vorsorge getroffen, derart, daß wohl ein Mann mit Namen das Rennen machte, daß er aber Ablösung hatte.

Für die Betrachtung der Engländer traf Oberstleutnant Siegert den Nagel wieder einmal auf den Kopf und nannte den englischen Sprung über den Ozean ohne Zwischenlandung eine „bewußt vom Zaune gebrochene Sportleistung in Reinkultur. Die Flugzeuge sind lediglich fliegende Benzintanks, zwei Vollblüter im Gegensatz zu vier amerikanischen Omnibuspferden, nur Lunge, kein Kilogramm Nutzeffekt. Der Flug war Selbstzweck, schnurgerader Kurs nach Ost unter Verzicht auf Ausnutzung der gegebenen Etappen Grönland und Island als Sicherheitsfaktoren".

Beide Konkurrentengruppen hatten die gleiche Flugrichtung gewählt, sie nutzten damit die westlichen Winde aus, ohne die man keinen ersten Versuch wagen konnte. Daraus ergibt sich der Beweis für unsere im Septemberheft aufgestellte Grundthese, daß es noch viel Schweiß und Menschenleben kosten wird, bis man zum regelmäßigen Verkehr nach beiden Richtungen gelangt. Das Ausnutzen der günstigen westlichen Rückenwinde spart Zeit, vergrößert die Geschwindigkeit, ermüdet daher weniger die Besatzungen und verringert den mitzunehmenden Brennstoffvorrat, alles Dinge, die von außerordentlicher Bedeutung für die endgültigen organisatorischen und technischen Vorbereitungen sind. Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob man eine derartige Entfernung auf eine Stundengeschwindigkeit von 200 Kilometern oder auf eine solche von 150 ausrechnet und danach seine Vorbereitungen trifft. Schon aus dem Grunde der Ausnutzung der westöstlichen Winde mußten die Engländer mit ihrem Start nach Amerika gehen, was ihnen sicher nicht leicht geworden ist.

Betrachtet man schon im kleinen die Zeitendifferenzen vom Sonnenuntergang in Metz und Thorn, so hat ein Flug in der Richtung der Erddrehung und der Sonne entgegen einen Verlust an Tageslicht, den man bei der Ozeanüberquerung wohl auf etwa vier Stunden richtig veranschlagt. Selbstverständlich sind die Flieger aller Länder aus dem Kriege her für Nachtflüge geschult, und doch drückt das Fliegen bei Dunkelheit auf die Erfolgsmöglichkeit bei einem derartigen Unternehmen.

Die englische Gesamtstrecke war kürzer, die amerikanische länger. Wir glauben aber, daß bei zukünftigen Versuchen der Weg mit Zwischenlandung zum Beispiel über die Azoren, also der in zwei Teile geteilte, die Regel und der Ausgangspunkt für alle weiteren Versuche sein wird.

Betrachtet man aber den englischen-amerikanischen Ozeanflug im Zusammenhang mit den Luftfahrtbestimmungen des Versailler Friedensvertrages, so wird man auch den Schlüssel für das sechsmonatige Bauverbot für die deutsche Industrie nach Inkraftsetzung des Vertrages finden. Die Feindbundmächte wollten überall den technischen und organisatorischen Vorsprung haben, sie wollten erst systematisch das Weltluftmeer selbst für sich erobern, in dieser Zeit alles deutsche Gerät zerstören oder für sich ausschlachten und dann ganz langsam die Zügel nachlassen. Daß die Zügel noch heute stramm anstehen, ist nicht unsere Schuld, die Gegner fürchten im augenblicklichen Stadium der Entwicklung der Dinge noch allzu sehr die deutsche Konkurrenz, die deutschen Erfolge, die ihnen Schaden und Nachteil bringen müßten, darum wurde der Knebel in London eben ganz fest angezogen. —

Der Luftfahrertag in Königsberg hat all das gehalten, was er versprochen und zu bringen beabsichtigt hatte. Nachdem sich alle Flieger, insonderheit der „Bund deutscher Flieger" und der „Deutsche Flugsportverband", zu einem alles umfassenden „Allgemeinen Deutschen Flugverband" zusammengeschlossen hatten, traten sie nunmehr in Königsberg geschlossen dem „Deutschen Luftfahrerverband" bei und schufen durch diesen Beitritt zu einer großen Arbeitsgemeinschaft einen alles vereinigenden Deutschen Luftfahrerverband. Dieser Tatsache trug man äußerlich insofern Rechnung, als er sich nunmehr „Deutscher Luftfahrt-Verband" nannte, um zu kennzeichnen, daß nicht allein Luftfahrer ihm angehören, sondern alles, was die deutsche Luftfahrt in sich birgt. O. L.

Das deutsche Erbe

Erbe ist ein problematischer Begriff. Die Problematik liegt in dem Menschen, dem es zufällt. Er allein kann entscheiden, ob es ihm zur Belastung oder zum Kraftzuwachs wird. Es ist eine große und ernste Aufgabe, für ein ganzes Volk den Begriff des geistigen Erbes aufstellen zu wollen.

Diese Aufgabe ist gelöst durch das deutsche Lesebuch „Das Erbe", das in einer sehr guten Ausstattung mit 88 Abbildungen Tim Klein herausgegeben hat (München, R. Piper & Co.). Dieses Buch ist ein Ruhmestitel für den Herausgeber sowohl wie für den Verleger. Ein solches Werk in unseren Tagen mit dieser Ausstattung in dem großen, würdigen Format herauszubringen zu einem Preise von 50 Mark, setzt eine opferbereite Gesinnung voraus.

Es ist Tim Klein gelungen, auf diesen Blättern den Stammbaum der deutschen Seele mit feinstem Verständnis und tiefem Gefühl für das Wesentliche und Entscheidende deutscher Art aufzuzeichnen: das ewig Gültige der deutschen Seele in jeder bedeutsamen Erscheinungsform, in der es im Wechsel der Zeiten auftrat, erfüllt zu haben. Wer dieses Buch mit Erkenntnis liest, wird den Weg sehen, der uns zu uns selbst, zu uns als Deutschen führt. Tim Klein, den Künstlertum und seelisches Entzündetsein zum Schauen befähigen, weiß, daß es hier um unseren höchsten, letzten Wert geht, daß unsere Stellung zum deutschen Erbe die Entscheidung ist, ob wir ein Wissen um unser Volk in einer reinen und starken Anschauung, ja ob wir ein Gewissen deutscher Nation aufbringen und lebendig erfüllen können.

Anfangend mit Goethes Rede auf Erwin von Steinbach führt uns das Werk durch alle Gefilde deutschen Geistes in ausgewählten Abschnitten und Bildern aus den Werken der Männer, die deutsches Wesen rein verkörperten oder um deutsches Wesen wußten: Sehen und Bilden, Glauben und Denken, die Sprache, Schöpfungen des dichtenden Volksgeistes, erzählende Prosa, das deutsche Land, Geschichte und Politik, die soziale Aufgabe, die Kämpfer für soziale und geistige Freiheit und endlich Deutung des Erbes als Verpflichtung.

Es wäre kleinlich, wollte man anmerken, was dem eigenen Gefühl nach in das Buch noch hätte aufgenommen werden können, daß vielleicht der deutsche Wille stärker zur Erscheinung kommen sollte. Spätere Auflagen werden sicherlich Ergänzungen bringen. Aber wer sich bewußt ist, daß unsere erste und heiligste Aufgabe ist, das Wesen unseres Volkes erst einmal rein zu erkennen, daß wir immer wieder in die Irre gegangen sind, weil diese Aufgabe nie ganz gelöst, ja selten überhaupt nur gesehen ist, wer weiß, daß wir unsere Pflicht gegen die Menschheit nie werden erfüllen können, ehe wir nicht die Pflicht gegen uns selbst erfüllten, daß darum die Pflicht zum Volkstum eine religiöse Forderung ist, der wird im innersten Herzen Dank wissen für das, was hier vollbracht ist.

Ich könnte mir denken, daß eine verantwortungsbewußte Leitung des Staates, ohne kleine Bindungen und Hemmungen, bestimmte, daß dieses Buch in die Hand eines jeden Deutschen gelegt werden müßte, wenn er zu eigenem Leben erwacht. Denn es ist ein heiliges Buch, ein Buch des Lebens der deutschen Seele. R. P.

Weihnachtsrundschau

Romane und Novellen

Der Roman, sagt Goethe, fordert Gesinnung und Begebenheit, das Drama Charakter und Tat.

Ein Blick auf die gegenwärtige deutsche Geistesverfassung müßte danach, angesichts der erstaunlichen passiven „Gesinnungsbiederkeit", die z. B. in unserer auswärtigen Politik am peinlichsten zutage tritt, diesen Schluß ergeben: günstigen Boden für den Roman und fast vollständiges dramatisches Unvermögen, eine Tatsache, die wiederum durch unser politisches Versagen bestätigt wird, denn auch politisches Schaffen ist dramatisches Schaffen (Charakter und Tat!), und uns fehlt der dramatische Politiker.

Auch ein Überblicken des diesjährigen Weihnachtsbüchersegens, der trotz seiner bedingten Unvollständigkeit von ungefähr ein verkleinertes Bild des gegenwärtigen Literaturzustandes gibt, bestätigt diese Schlußfolgerung im wesentlichen. Die erzählende Dichtkunst überwiegt die anderen poetischen Ausdrucksformen an Güte und Zahl jetzt ungewöhnlich stark. Ja, selbst ein eigentlich dramatischer Grundstoff, der jede Erzählung als Triebstoff durchzieht, wird im gegenwärtigen deutschen Roman meistens durch reine Gefühls- und Stimmungswerte — also vorwiegend lyrische Elemente — ersetzt.

Eine Grundstimmung, die als Ersatz für das Dramatische nicht nur die Erzählung als solche, als Kunstform, belebt, sondern für die seelische Befreiung des armen Gegenwartsmenschen von entscheidender Bedeutung ist, findet sich in besonderer Reinheit bei einigen neuen erzählenden Werken: der Humor, und zwar der Humor als schöpferische, bejahende Lebensäußerung. Einer der größten Humoristen in diesem Sinne ist wohl Heinrich Federer, der uns mit neuen Proben seiner reinen, heiteren Menschlichkeit beschenkt. Es ist beglückend, zu sehen, wie ein Mensch, der durch alle Stufen der Erkenntnis und des Wissens seine künstlerische Persönlichkeit zu einer neuen, unendlich reifen und vollendeten Kindlichkeit zusammenschließt, das Leben um sich sieht und gestaltet. Wenn er uns seinen „Vater und Sohn im Examen" [1]) zeigt, das brave Dorfschulmeisterlein und sein liebes, dummes Bübchen in der entsetzlich bedrückenden Atmosphäre der Schulratsvisite, offenbart uns lächelnd das Kleinste seine Größe, das Tote sein inneres Leben, ja selbst die Buchstaben werden lebendig; auch die Zahlen machen ganz gefährliche Geschichten und zeigen doch ihr Wesen tiefer, als es die empiristische Zahlentheorie eines Stuart Mill vermag. Das Merkwürdigste ist, daß nirgends eine Absicht zu Scherz und Witz vorhanden ist, sondern die ganze erlösende Heiterkeit lediglich in der Höhe der Betrachtung, in der gütigen Erkenntnis, in der Geschlossenheit und Ausgeglichenheit der Persönlichkeit, letzten Endes also im Glauben wurzelt. Kierkegaard nannte den Humor die letzte Stufe vor dem Glauben, Federer zeigt uns den „Humor" des Glaubens. — Kurz und gut, trotz aller schönen und großartig klingen sollenden

[1]) „Vater und Sohn im Examen." Eine Geschichte aus Lachweiler von Heinrich Federer. Berlin 1921, G. Grote.

Worte zum Preise dieser Erzählung ist es doch nur eine ganz richtige und gewöhnliche Geschichte, und das ist das Allerschönste daran.

Dazu flicht Federer wieder eine neue duftende Blüte in den Legendenkranz [2]), den er mit unermüdlicher schöpferischer Liebe um das wunderbare Leben des alten Mystikers Nikolaus von Flüe windet. Und dieser Einsiedler, der sich aus dem seltsamen Dämmerlicht des frühen Mittelalters wie aus dem tiefen Dunkel seiner engen Bergschlucht gewaltig aufreckte, „fromm, stark und überhäuptig wie eine Eiche, rauschend von tapferen Gebeten, singend in süßester Mystik, kühlend, schützend, wegweisend und von der Wurzel bis zum Zacken gutes, gesundes Holz", ersteht unter Federers Hand auch unserer Zeit als ein Befreier und Helfer von wunderbarer Kraft. Wieder weht durch die ganze Erzählung eine zarte Heiterkeit, die von den lieben dunkeln, aus tiefstem Verstehen lächelnden Augen dieses alten „Pfiffikus Gottes" ausgeht.

Dann ist da ein anderer, der — Heinrich Federer im Grund seiner Seele verwandt — unwirtsamere, neue, einsame Wege durch das wechselreiche Gebiet des humoristischen Lebensgefühls dem gleichen Ziele entgegenstrebt: Wilhelm Matthießen, den „Rundschau"-Lesern ein alter Bekannter [3]). Diese Bekanntschaft verlockt dazu, dem verehrten Herrn Kabeuschen, der uns aufs neue mit einer Probe seiner ungewöhnlichen Begabung erfreut [4]), etwas vertraulich und aufdringlich in das Triebwerk von Hirn und Brustkasten zu gucken. Und da entdeckt man die Anzeichen einer bösen Krankheit: die Arbeit der Kopfmaschinerie fällt mit der des Herzens immer mehr auseinander. Bei zunehmender Krankheit ist ein Bruch der „Seelenachse" zu befürchten. Die Krankheitsursache ist wohl in der Überarbeitung des genialen Weltdetektivs zu suchen; und das kam so: Kabeuschen, dessen ungewöhnlicher, detektivischer Scharfblick allen Erscheinungen sozusagen gleich bis unter die Haut schaut und so aller Dinge Wesen entwurzelt, ist daran gegangen, „das schurkische Weib, die Zeit, hinter Schloß und Riegel zu bringen". (Sein Vorgehen verdient die Beachtung jedes strebsamen Physikers!) Dabei geht aber etwas schief, denn die alliebende Güte und Reinheit seiner Freundin Ella, die alle Kreatur vom Leide freisingt, löst damit auch den Wechsel der Jahreszeiten, die Zeit überhaupt auf, und alles Menschliche schickt sich an, im Dunkel monotoner Ewigkeit zu versinken. Da stirbt auch die Sehnsucht, denn Erfüllung bedeutet Tod, und Ella, das Weib, muß von Gott die Sehnsucht und mit ihr Sünde und Nacht zurückerbitten, um sie den Menschen „im besten Zustande wieder auszuhändigen". — Die ganze Tiefe der Metaphysik verwirrt aber selbst einen Mann wie Kabeuschen, und es gelingt ihm nicht mehr, den hohen Ernst seiner großen Einsicht mit dem frohen Glanze seines Humors zu erhellen. Humor verlangt ein Stehen über den Dingen, denn sonst wird jeder Scherz Konstruktion, wächst nicht mehr notwendig und wesensbedingt aus dem Geschehen heraus, wie es das vorliegende Werk Matthießens beweist. — Vielleicht versucht sich der große Kabeuschen, als nächstem Probestück, daran, die „Totalität", die harmonische Einheit der eigenen Persönlichkeit wieder herzustellen. Eine gewisse Angleichung an Federer könnte befruchtend wirken!

Fanden wir eben bei Matthießen das etwas erzwungene Lachen — das ich letzten Endes auf Schamgefühl ob des Reichtums und der Größe seiner eigenen Erkenntnisse

[2]) „Spitzbube über Spitzbube." Eine Erzählung von Heinrich Federer. Berlin 1921, E. Grote.

[3]) „Das Gespensterschloß." Abenteuer des Weltdetektivs James C. W. Plum Kabeuschen. Erzählt von Wilhelm Matthießen. „Deutsche Rundschau", 47. Jahrg., Heft 6.

[4]) „Der verlorene Hund." Drittes Abenteuer des Weltdetektivs J. C. W. Plum Kabeuschen. Erzählt von Wilhelm Matthießen. Leipzig 1921, Erich Matthes.

zurückführen möchte — so hat Erik Richter[5]) das etwas mitleidige Lachen eines jungen, übermütigen Gottes, der die Menschlein sich so mühen sieht, während sie doch so drollig klein sind, an der Größe der Natur gemessen! Er sagt sich: „In der Stadt ist der Mensch das Maß aller Dinge", und daher kann sich seine tragisch-lustige Geschichte nur auf dem Lande entfalten. Hier, in den lieblichen Tälern, wo ein Größeres zum Maße der Dinge wird, lernen die Menschen fröhlich lachen über ihr Ungemach, hier finden sie sich selbst und den anderen wieder und wissen so erlöst auch um das „Alles ist nichts, denn es kann überwunden werden." — Das liebenswürdige Büchlein macht nicht nur froh, sondern auch stark.

Auch Felix Moeschlin erfreut uns wieder in seinem „Glücklichen Sommer"[6]) mit dem feinen Lächeln seiner stillen Überlegenheit. Ein sonniger, sieghafter Hymnus auf die Natur, erzählt uns das Werk von zwei lieben Menschen: dem Glorian Kling, so einem richtigen Vogel unter dem Himmel, den der himmlische Vater doch ernähret, und seiner Lore, der vernünftig-rechnenden, die durch die Liebe schließlich doch zu einem Teil von ihm wird, so daß sie beide froh und ohne Erdenschwere ihren glücklichen Sommer durchleben. — Das Problem der „kleinen Ehe", über das jetzt von unseren Sittenerneuerern so unglaublich viel geschwatzt wird, findet hier in liebenswürdigster Form durch die naturhafte Reinheit und Ursprünglichkeit des Gefühls seine einzige, selbstverständliche Lösung.

Das große Freuen lehrt uns Gustav Schröer mit seinen „Leuten aus dem Dreisatale"[7]). Menschen wie ihr Stück Erde, teils schwer, trotzig und düster wie der Hochwald, oft drohend und hemmungslos gewalttätig, wie die Dreisa in der Schneeschmelze, teils in der herben Lieblichkeit und satten, leuchtenden Schönheit des sommerlichen Hochtals. Und sie alle werden, durch die feine Lebenskunst eines im Bauerntum zu wunderbarer Klarheit und Tiefe gereiften Mannes, fast unmerklich zum frohen Jasagen, zum freudigen „Und dennoch" geleitet — und wir mit ihnen. Dieses Buch verdient gerade in unserer Zeit der qualvollen Zerrissenheit die weiteste Verbreitung, ebenso wie ein zweites desselben Dichters. — Der ruhig-starke Rhythmus, der unzerstörbar durch das „köstliche Leben" des „Schulzen von Wolfenhagen"[8]) schwingt, überträgt sich mit bewundernswerter Eindringlichkeit auch auf das Innere des Lesers. Das Ganze, ein Hohelied auf die Arbeit, entbehrt dank der lebendigen Gestaltungskraft und Innerlichkeit, die Gustav Schröer eignet, jeder belehrenden Absichtlichkeit. Der Verfasser beweist durch diese beiden Werke wieder, daß er die Mittel in sich trägt, aus denen allein uns das wahre Volksbuch wiedererstehen kann.

Endlich soll eine reife Frauengestalt die Gesamterscheinung der großen Freudigkeit als Lebensgefühl abschließend ergänzen. Wohl kann diese Grundstimmung sich beim Weibe nie als wesentlicher Humor auswirken, denn Humor ist mit seiner bedingten Objektivität ein rein männliches Gebilde, aber gerade die triebhafte Unmittelbarkeit der Frauenseele vermag einen neuen, beglückenden Zug in die Sphäre des schöpferischen Frohgefühls zu bringen. Margarete Windthorst[9]) kann hier Modell und Führerin sein. Ihr fröhlich großer Glaube an das nicht eigentlich „Gute",

[5]) „Die Erholungsreise" von Erik Richter. Berlin 1921, Nicolaische Verlagsbandlung.
[6]) „Der glückliche Sommer." Roman von Felix Moeschlin. Leipzig, Grethlein & Co.
[7]) „Die Leute aus dem Dreisatale." Roman von Gustav Schröer. Leipzig 1921, Quelle & Meyer.
[8]) „Der Schulze von Wolfenhagen." Die Geschichte eines Dorfes. Im gleichen Verlag.
[9]) „Das Jahr auf dem Gottesmorgen." Novellen von Margarete Windthorst. Augsburg 1921, Haas & Grabherr.

sondern Gesetzmäßige in allem Geschehen, der aus ihrer urmütterlichen Naturverbundenheit entspringt, gibt ihren Gestalten eine wunderbare Stärke. Klar und einfach stehen diese Menschen in ihren westfälischen Bergen und Heideflächen, besonders die Frauen, als Gebärende, Erfüllende und Erfüllte! Und seltsam ist es, wie unter ihren wissenden Händen die Liebe ganz zum dienenden Mittel wird und zurücktritt vor dem geheiligten, gesetzmäßigen Naturgeschehen, dessen verborgene Fäden alle in der Mutter zusammenlaufen. „Wo ein Kind ist, kann keine Sünde sein", heißt es einmal, und so sucht man das Kind als das Erlösende, Reinigende, Klärende. Und es ist erquickend, mit dieser Frau zu fühlen, wie alle Menschen hineingezwungen sind in das große „Gesetz von der Erhaltung der Energie", wie die Harten und die Milden sich gegenseitig ausgleichen, vollenden, und wie Untergang und Tod selbst nur eine fruchtbringende Auflösung sind. Und die sieghafte Freudigkeit, die dem Weibe aus der urmütterlichen Verwandtschaft mit allem „Leben" strömt, ist — zusammen mit dem aus gütiger Überlegenheit und tiefster Erkenntnis quellenden Humor des reifen Mannes — berufen, an der Genesung und Aufwärtsentwicklung des gegenwartszerrissenen Einzelnen mitzuwirken.

War bei Margarete Windthorst das Problem „Mutter" vorwiegend von der subjektiven Seite aus erfaßt, also vom Erleben des Weibes selbst ausgehend, so behandelt Franz Ferdinand Baumgarten[10]) in einer bedeutenden, seelenkundigen Studie die Erscheinung „Mutter" auf das Kind bezogen. Klarheit des Wortes erwächst hier aus Klarheit der Erkenntnis. Es ist ein Kapitel von der Vergewaltigung durch Liebe. Die Mutter, die Reine, Stolze, Träumende, Unwirkliche bindet ihr Kind an ihr Ideal, züchtet es frühzeitig zum Gefährten, zu ihrem „Ritter" auf und zerstört so die pflanzengleiche Sorglosigkeit, deren die Kindesseele bedarf. (Seelische Treibhauskultur.) So ersteht dem Knaben aus allem, was der Einfalt der anderen gefahrlos, die Schuld des Wissenden, und er wird schuldig. Der Mutter Zielgedanke gilt ihrer Erfüllung, nicht der wesensbedingten Entwicklung des Sohnes, und damit stellt sie ihn vor die schwerste Aufgabe: vor die Überwindung ihrer Erziehung. Gewissermaßen eine Zeichnung nach Schleiermachers Worten: „Ehre die Eigentümlichkeit und die Willkür deiner Kinder, auf daß es ihnen wohlgehe und sie kräftig leben auf Erden", bereichert diese Studie durch Klarheit und Schwung der Linienführung und die Geschlossenheit der Komposition, nur herrscht eine gewisse Kälte der Farbgebung, hervorgerufen durch einen etwas verstandesbetonten und „abstraktiven" Grundton.

Ein farbenreiches Gemälde hingegen über das Thema „Mutter", mit feinen Proben seiner lyrischen Kleinkunst hat Albert Geiger[11]) geschaffen. Geiger, dessen vorzeitiger Tod unserer Zeit einen besonders lebensgläubigen und edelstrebigen Dichter entriß, bringt uns mit diesem Werke ein Bild von der Familie, als der höchsten Schaffensgemeinschaft, so hell, klar und weitsichtig, wie sein badisches Heimatland. Daher brachte dieses Buch auch Reuß & Itta in Konstanz heraus, der Verlag am See, der mit nimmermüder Heimatliebe kleine und große Kostbarkeiten badischer Art und Kunst zusammenträgt.

Ein anderer Meister mit klar betonter Stammeseigenart ist Wilhem Schäfer, der Rheinländer. Es ist anregend, zu beobachten, wie auch in seinen Novellen[12]) Merkmale des westlichen Typus sich deutlich ausprägen, die sich bei näherem Hinsehen allerdings vorwiegend auf Formbestandteile, wie Lebendigkeit und Eleganz

[10]) „Die Mutter." Eine Erzählung von Franz Ferdinand Baumgarten. Berlin 1921, Ernst Rowohlt.

[11]) „Mutter." Ein Roman von Albert Geiger. Konstanz 1921, Reuß & Itta.

[12]) „Rheinische Novellen" von Wilhelm Schäfer. Leipzig, Reclams Universalbibliothek (Nr. 6200).

des Ausdrucks usw., beschränken, wie andererseits aber tiefste Verwandtschaft mit dem tragischen Grundgefühl des norddeutschen Menschen hervortritt. Die Form der Schäferschen Erzählung weist die Züge der Anekdote auf, die ganze, liebenswürdige, bestimmte Art dieser Dichtungsgattung.

Aber wenn Liesbeth Dill uns ihren Roman „Die Herweghs" auftischt mit dem Anspruch einer „rechtsrheinischen Geschichte"[13]), die außer dem willkürlich angenommenen Ort der Handlung am Rhein nichts wesentlich Rheinisches an sich hat, so braucht das niemand zu besonders aufmerksamer Lektüre zu verleiten. Es ist doch nur so ein richtiger Allerweltsroman mit dem bekannten eleganten, schuldenmachenden, liebelnden Leutnant, der berüchtigten dichtenden, gelangweilten, verwöhnten, jungen Dame, mit dem Adelshauch unbekannter Abenteuer parfümiert, der übliche „Lümmel" in den Flegeljahren, und der „gute", älteste Sohn, strebsam, seelenvoll und sehr musikalisch, wie solche Exemplare nun einmal zu sein pflegen — nun eben ein braver Roman, der trotz der ziemlich ausgedehnten „allgemeinen Bildung" der Verfasserin, die natürlich gebührend hervorleuchtet, nicht mehr als ein unschädlicher Zeitvertreib sein kann.

Neben dem Erstarken des Heimatsinns und Stammesbewußtseins macht sich entsprechend eine Erzählerfreude vom Leben in fremden Landen bemerkbar. Durch die Zusammenpressung unseres Volkes auf immer beengteren Raum und die damit verbundenen Ablösungserscheinungen durch Auswanderung werden Schilderungen von den geistigen und körperlichen Lebensbedingungen in der Fremde besonders beachtenswert.

So holt auch Grete von Urbanitzky[14]) mitten aus der Drangsal des gegenwärtigen Deutschlands heraus ihre Menschen und läßt sie, die Hölle der revolutionsverhetzten Großstadt fliehend, in der überquellenden Fülle der Tropennatur ihre Erfüllung suchen. Daß es der großen Erzählungskunst der Dichterin aber am Ende doch nicht gelingt, von dem organischen Verwachsen ihrer beiden, sich liebenden, jungen Menschen miteinander sowohl wie mit ihrer neuen, üppigen Umwelt — von der restlosen Befreiung durch die Unberührtheit des Urwaldes zu überzeugen, kennzeichnet nur die tatsächliche Schwierigkeit der erforderlichen Umstellung. — Die Schilderung der Tropen ist oft mit einer meisterhaften Plastik durchgeführt, hingegen können sich empfindliche Seelen an der dauernden (etwas aufdringlichen) Betonung des Ethischen (als des Dranges nach innerer Vollendung, nach höchstem Erleben usw.) stoßen. Es wird doch gar zu oft „erlebt". Die ewige erotische Hochspannung der Liebenden jedenfalls beunruhigt in der Tat.

Einen Südseeroman hat der Felsen-Verlag herausgegeben: „Erwachen" von Erich Scheurmann[15]). Doch ist das fremde Land für die Handlung unwesentlich, die Personen sind nur in jene Umgebung hineingestellt worden, damit das Absolute, rein Menschliche um so stärker hervortrete, wie die Figuren alter Gemälde aus ihrem Goldgrunde. So gelingt es Scheurmann, uns Menschen zu geben von einer lebendigen Allgemeingültigkeit, daß man meint, immerzu das Wesen eines guten Bekannten oder sich selber gezeichnet zu sehen. Daraus erwächst diesem Buche sein hoher, erzieherischer Wert, denn all die kleinen, alltäglichen Züge und Schwächen, die stark genug sind, im zermürbenden Einerlei des Gewohnten die Menschen aus-

[13]) „Die Herweghs." Eine rechtsrheinische Geschichte von Liesbeth Dill. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

[14]) „Die Auswanderer." Roman von Grete von Urbanitzky. Wien 1921, Wiener Literarische Anstalt.

[15]) „Erwachen." Ein Südseeroman von Erich Scheurmann. Buchenbach 1921, Felsen-Verlag.

einanderzutreiben, bis sie stumpf und müde nebeneinander herleben, sind deutlich herausgearbeitet. So wird es eine regelrechte Schule zur Ehe.

Spielt der fremde Boden hier nur eine dienende Rolle, so finden wir in Willy Seidels Roman „Der Buschhahn" eine wirkliche Südsee-Geschichte [16]). Seidel besitzt die Schildererfähigkeit unserer alten, deutschen Maler: jene wunderbare Gabe, der es gelingt, mit der ehrfürchtigen, getreuesten Wiedergabe jeder Einzelheit dennoch ein herrlich geschlossenes Gesamtbild zu geben. Die farbenprächtigen Schilderungen, die sich auf eigenen Eindrücken des vielgereisten Dichters aufbauen, bergen neben ihrem hohen künstlerischen Gehalt auch für den Ethnographen bedeutsame Beobachtungen und beachtenswertes Material, so durch die Texte von Liedern, Märchen und „Mattenpreisungen", und durch die feinen Sittenschilderungen. — Durch alles hindurch wächst ein stolzes, starkes Bekenntnis zum Deutschtum, zu dem sich der Held durch sein wechselreiches Leben und Erleben dank seiner verinnerlichenden Betrachtungsweise hindurchringt.

Ein Dichter, dessen ausgeprägte Eigenart erwähnt werden muß, ist Hermann Horn. Versucht man das Wesen seiner Kunst vergleichend zu kennzeichnen, so darf man an die herbe, große Manier alten, deutschen Holzschnittes erinnern, der mit ungewöhnlich scharfer, nüchterner Logik, mit seiner kantigen Kontur und einer gewissen Formverachtung sich nur auf das Wesen, auf den letzten Inhalt des Gegenstandes einstellt. — Auch das Material, aus dem Horn Schnitt für Schnitt seine Figuren herausarbeitet, hat etwas von der zähen Maserung des Holzstockes. Und so erstehen die Menschen knorrig, großzügig, urwüchsig, eingepaßt in den Hintergrund ihrer ebenso urwüchsigen Umgebung. Die eigentliche Handlung kann bei dem schweren, seelischen, gespannten Reichtum unbedeutend werden, die ganz nach innen gerichtete, gefühlsmäßige Spannung gibt den Hornschen Werken eine neue Lebendigkeit. Das zeigen die „Tage um ein Schloß" [17]), in denen die Sehnsucht eines reinen, freudesuchenden Menschen schicksalhaft in die hartnäckige, nutzgierige Leidenschaftlichkeit eingreift, von der ein Dorf besessen ist. Das beweist sein soziales Gemälde des „Armen Buchbinders" [18]), der in dem zähen Ringen um seine Ideale zum „Verbrecher" wird, ein zweiter Michael Kohlhaas. — Überall die tiefe, inbrünstige Hinwendung auf das Rein-Menschliche, das Horn mit der schmucklosen Wucht seiner Sprache klar erfaßt zutage bringt, da hinter allem sein eigenstes, sich freiringendes Ich steht. Das harte, quälende Schicksal des Buchbinders kennt er aus eigenem Erleben, wie auch sein Seeroman „Die Mannschaft des Aeolus" [19]) aus den schweren Jahren seines Matrosenlebens entstand. Auch die Novelle „Gertrud und Regina" [20]) wird den „Rundschau"-Lesern die eigenartige künstlerische Begabung dieses Dichters bestätigt haben.

Einen Christusroman bringt uns Eilhard Erich Pauls [21]). Man muß es ihm lassen, es ist ein tapferes Buch, denn so manches gefährliche Problem hat er da beherzt angepackt. So verpflanzt er Jesus von Nazareth auf die deutsche Heide, und Judas, der große leidenschaftliche Liebende — wie ihn schon Hebbel empfand — wird der große Hassende aus Enttäuschung. Herrenmenschentum gegen Christentum, Trieb gegen Geist steht hier in den Schranken. Mythologisches greift ein: Judas

[16]) „Der Buschhahn." Ein Roman von Willy Seidel. Leipzig 1921, Insel-Verlag.
[17]) „Tage um ein Schloß." Eine Erzählung von Hermann Horn. Berlin 1921, Deutsche Verlagsanstalt.
[18]) „Der arme Buchbinder." Roman von H. Horn. Berlin, Egon Fleischel & Co.
[19]) „Die Mannschaft des Aeolus." Roman von H. Horn. Desgl.
[20]) „Gertrud und Regina." Novelle von H. Horn. „Deutsche Rundschau", 47. Jahrgang, 12. Heft.
[21]) „Der Wolfshof." Roman von Eilhard Erich Pauls (Furche-Erzähler). Berlin 1921, Furche-Verlag.

= Wotan = Naturelement. Pauls Judas ist von gewaltiger Lebenskraft, heimatverwurzelt, streng gegen sich und andere, mit der ganzen herrlichen Selbstverständlichkeit des gesunden Naturkindes. Aber gerade die eigene große Gestaltungskraft, mit der diese Judasfigur geschaffen, wird dem Dichter zum Verhängnis, denn er erreicht nicht die reine Überlegenheit und Größe des Geistes, die überzeugend Christus zum Überwinder dieses starken, idealistischen „Verräters" macht. Matt und blutlos wird da Christus gegen dieses tatfrohe Leben.

Scharrelmann[22]) spielt den etwas übereifrigen Lehrbuben der Evangelisten, der die großerfaßten, monumentalen Entwürfe seiner Meister zur Lebensgeschichte Jesu mit kleinem Beiwerk füllt. Man sieht ordentlich, wie dem lieben Malbuben vor Begeisterung die Zunge herauskommt, wenn es gilt, die wohltuenden Zwischenräume der Figuren und Bilder mit Rankwerk und buntem Blümchen zu füllen. Da er mit viel Liebe und zarten Wassenfarben darangeht, muß man ihn schon machen lassen. Auch seine Novellen: „Schweigende Liebe"[23]) sind solche feinen, blassen Bildchen, ein wenig zu blaß, ein wenig zu gemalt. Alles bei Scharrelmann ist ungefährlich, leicht verdaulich — eben so richtige Krankenkost.

Eine Sehnsucht, welche die gegenwärtige Literatur immer stärker durchdringt, gilt der Wiederherstellung der Einheit Mensch-Natur. Dennoch wird eine natürliche, vollständige Einfügung des Menschen in den Naturorganismus, ein unmittelbares Einsfühlen mit dem Naturwillen fast nie erreicht. Die Zivilisation hat sich als eine unsichtbare, aber unüberwindliche Mauer zwischen uns und das Naturwalten geschoben. Wo eine Annäherung zu erkennen ist, beruht sie doch mehr auf Reflexion, auf „Vergeistigung". So müssen wir denn Menschen suchen, deren Leben sich abseits vom eigentlichen Zivilisationsgetriebe abspielt. Gerade in den nordischen Ländern gibt es noch solche Oasen der Unberührtheit, und gerade der nordische Mensch besitzt in der schweren seelischen Struktur starke Möglichkeiten, einer inneren Spaltung zu widerstehen.

Ein wunderbares Beispiel für die Ureinheit des Menschen mit der großen Vernunft der Natur gibt uns der Schwede Adolf Johanssson in seinen „Rotköpfen"[24]). Diese „Geschichte eines Geschlechts aus der Wildnis" ist die Geschichte des Menschengeschlechts überhaupt, ein Mythos vom Leben. Der Mensch, das kleine kribbelnde Tier unter Tieren, wühlt sich zähe ein in die Wildnis des Moores, und langsam aufkeimend im steten Ringen mit dem Wildland wird auch ihm schon das Schicksal der Menschheit der unerbittliche Kampf zwischen Trieb und Vernunft. Das innere Leben und Weben der Natur ist zu einer gewaltigen symphonischen Klangfülle zusammengefaßt. Die wachsende seelische Verfeinerung dieses Geschlechtes klingt mit unbeschreiblich lieblichem Adagio verklärend hindurch und singt von dem unaufhaltsamen Aufstieg des Menschengeschlechts.

Die ungewöhnliche dichterische Schönheit und lebendige Kraft, die dem Werke dieses schwedischen Schriftstellers innewohnt, läßt den Wunsch nach einer engeren Fühlungnahme mit den lebenden geistigen Kräften in den nordischen Ländern wach werden. Diesem, für unsere kulturelle Entwicklung so fruchtbaren Bestreben kommt der Gyldendalsche Verlag in dankenswerter Weise entgegen mit einer zielbewußten Auswahl von Werken zeitgenössischer Dichter Skandinaviens. Sämt-

[22]) „Jesus der Jüngling." Ein Roman von Wilhelm Scharrelmann. Leipzig 1921, Quelle & Meyer.

[23]) „Schweigende Liebe." Ein Liebesalmanach von Wilhelm Scharrelmann. Desgleichen.

[24]) „Die Rotköpfe." Die Geschichte eines Geschlechts von Adolf Johansson. Jena 1921, Eugen Diederichs.

liche bisher erschienenen Bücher dieser Sammlung verdienen weitestgehende Aufmerksamkeit.

Da ist der Däne Johannes Buchholtz[25]). Mit fast beleidigender, schonungsloser Offenheit und schmerzender satirischer Schärfe packt er das Leben an, zeigt er uns seine Menschen, gewalttätig und gequält, besessen von ihrem Dämon, ihrem „Gott", rührend armselig und groß in ihrem Elend.

Sigrid Undset[26]) treffen wir da, die feine norwegische Dichterin mit dem nordisch-tragischen Herzen und dem sehnsüchtigen Blick nach des Südens sprühender Lebensglut. Christiania und Rom werden so die Pole, zwischen denen die bewegte Handlung ihres Romans „Jenny" schwingt.

Island sendet uns hier einen berufenen Vertreter in dem jungen Gunnar Gunnarsson[27]), dessen leidenschaftlicher Schicksalsroman „Der Haß des Pall Einarsson" dieser eigenartigen Insel seltsame Menschen mit starkem Können gestaltet.

Laurids Bruun und Mikkelsen, beide in Deutschland längst nicht mehr unbekannt, haben vor Jahresfrist den Reigen der nordischen Dichter eingeleitet. Nun öffnet uns der Verlag auch das Nordland Amerikas und schenkt uns wertvolle Proben des jungen kanadischen Schrifttums. Charles G. D. Roberts farbenprächtige Jagd- und Tiergeschichten[28]) aus der romantischen Wildnis seiner heimatlichen Wälder verbinden mit der fesselnden Wucht des wirklich Erlebten und Lebenden den wundersamen Reiz einer neuen Märchenwelt.

Viel Eigenartiges wird uns durch diese Bücherreihe erschlossen, und doch, wie urverwandt sind diese nordischen Menschen dem deutschen Fühlen und Denken. Es wäre wertvollste Kulturarbeit, wenn endlich wieder in gleicher Weise dem lebenden deutschen Schriftsteller die skandinavischen Länder geöffnet würden. Die äußeren und inneren Widerstände hier wie dort sind nicht unüberwindlich.

Zum Schluß noch etwas von einem unserer größten Meister der Erzählungskunst. Gottfried Keller ist nun auch in die Dichterfürstengalerie der „Goldenen Klassiker-Bibliothek"[29]) aufgenommen worden. Die sechsbändige Ausgabe ist dank der feinen Durcharbeitung und Gliederung des gesamten Materials, durch bedeutende Ergänzungen aus dem Nachlaß und durch die Angliederung seiner liebenswürdigen Briefe recht beachtenswert. Sie wird besonders empfehlenswert durch das tiefersaßte lebendige Lebensbild, das der Schweizer Keller-Forscher M. Zollinger entworfen; auch die klugen einleitenden und erläuternden Worte und Anmerkungen K. Polheims und H. Amelungs, die fern aller trockenen philologischen Analyse doch auf strenger Forscherarbeit fußen, verdienen dankbare Anerkennung. Die Ausstattung ist in ihrer geläuterten Vornehmheit und erfreulichen Sorgfalt dem Inhalt angemessen. Alles in allem ein verdienstvolles Werk. Werner Fiedler.

* * *

[25]) „Egholms Gott." Roman von Johannes Buchholtz. Berlin 1921, Gyldendalscher Verlag.

[26]) „Jenny." Roman von Sigrid Undset. Desgleichen.

[27]) „Der Haß des Pall Einarsson." Ein isländischer Roman von Gunnar Gunnarsson. Desgleichen.

[28]) „Gestalten der Wildnis." „Jäger und Gejagte." Novellen von Charles G. D. Roberts. Desgleichen.

[29]) „Gottfried Kellers Werke." Herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von M. Zollinger, H. Amelung und K. Polheim. 11 Teile in 6 Bänden. Berlin 1921, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Für die Kinder ist wieder ganz besonders gut gesorgt worden. Konnten wir schon im vorigen Jahre die wunderhübschen „Nürnberger Bilderbücher" (Oldenburg, Gerhard Stalling) mit großer Anerkennung und Freude anzeigen, so soll auch der erste Hinweis in diesem Jahre den Kinderbüchern des gleichen Verlages gelten. Denn auch die neuen Veröffentlichungen sind in Inhalt und Ausstattung ganz besonders glücklich geraten. Da ist ein allerliebstes „Nürnberger Puppenstubenspielbuch" mit farbenfrohen Bildern von feinster, fröhlicher Künstlerschaft von Else Wenz-Viëtor, mit dem zu spielen auch Erwachsene fast versucht sind. In fester, dauerhafter Pappe wird ein ganzes Haus mit vielen Stuben, Küche, Badezimmer, Garten aufgestellt, in dem die Kinder eine ganze Familie, die sie nach Belieben in die verschiedensten Kleider stecken können, leben und handeln lassen können. Die Papp-Puppen können zu Bett gehen, aufstehen, kochen, essen, kurz den ganzen Tageslauf in seinen ruhigen Formen und auch mit den aufregenden Verwandtenbesuchen abspielen. Nichts ist vergessen, auch die verschwiegensten Orte und Örtchen fehlen nicht. Unmittelbare Anregung und Befruchtung der kindlichen Phantasie erwächst aus diesem Buch, das nur eine glückliche und gute Mutter, die mit ihren Kindern lebt, so frisch und fröhlich erdenken konnte. — „Schweinchen schlachten, Würstchen machen, Quiek, Quiek, Quiek!" ist der Titel des zweiten Buches, in dem lustige Kleinkinderreime für Mutter und Kind von Charles Dieck zusammengestellt und gleichfalls von Else Wenz-Viëtor mit allerliebsten, herzhaft-frohen Bildern begleitet werden. Die Versprechungen, die von den ersten dieser Bücher gemacht wurden, werden von den weiteren gehalten. Das ist ein Weg, der Zukunft hat und die Kleinen zu hellem Jubel führen wird. — Es ist besonders erfreulich, daß sich gerade den Kindern gegenüber das hohe Verantwortlichkeitsgefühl, das den anständigen deutschen Buchhandel auszeichnet, in besonderer Weise bemerkbar macht. Die Sammlung „Der Blumengarten" (gleichfalls Gerhard Stalling) muß gerade in dieser Rücksicht als vorzüglich bezeichnet werden. Hier wirken Dichter und Künstler in vorbildlicher Weise zusammen. Will Vesper hat mit einem tiefen Gefühl für die jugendliche Seele drei Bücher geschaffen, die nicht nur den Heranwachsenden, sondern dem ganzen Volke seelische Bereicherung zu bringen geeignet sind. Den schönen, farbigen Einband zeichnete O. H. W. Hadanks feine Künstlerhand, die Illustrationen stammen von E. R. Vogenauer, Hertha von Gumppenberg und Hans Pape. In dem einen Bande: „Gute Geister, Märchen, Gleichnisse und Legenden" gibt Vesper eigene Sachen. Das genügt zur Empfehlung, denn seine feine, warme und kluge Art bedarf keiner Einführung mehr. Im dritten Bande kommt endlich die immer vermißte richtige Bearbeitung von Miguel Cervantes' „Leben und Taten des scharfsinnigen Ritters Don Quixote", eine Bearbeitung nach den besten deutschen Übersetzungen. In dieser Form wird das Menschheitsbuch den Jungen zum Erlebnis und zum dauernden Begleiter werden. Und endlich der erste Band: „Die Nibelungensage"! Mehr denn je ist es nötig, die Kinder mit dem großen Erbe unserer Vorzeit als lebendigem Besitz heranwachsen zu lassen. Für die Nibelungensage ist diese Aufgabe hier meisterhaft gelöst. — Für unsere Kinder ist das Beste gerade gut genug. Deshalb darf niemand sich scheuen, für Kinderbücher den heutigen Zeiten angemessene Preise zu zahlen. Das Puppenstubenspielbuch kostet 70 M., die Kleinkinderreime 20, und die Bände des „Blumengartens" 20, 28, 23 M. Im Vergleich zu allen andern Sachen ist in den Büchern keine unziemliche Preissteigerung eingetreten. — Von Emmy Landmann, der Verfasserin des reizenden Kinderbuches „Ein Starenheim in Bild und Reim", das wir im vorigen Jahre anzeigten, ist ein neues gutes Bilderbuch erschienen, das auf die gleiche freudige Aufnahme rechnen darf: „ABC im Walde" (Nürnberg, Offenstadt

& Tellheimer), 20 M. Hier können die Kinder nicht nur lesen, sondern zugleich auch sehen lernen. Denn die ansprechenden Bilder von Kurt Böttcher bringen Freude und Anregung in gleichem Maße. — Sehr hübsch ist auch das von Bruno Goldschmitt mit viel Laune und großem Können flott illustrierte Buch von Hans Reiser: „Holdeguck und Dieterwackl" (Stuttgart, Walter Seifert), 34 M. Hier machen zwei lustige Buben eine Traumfahrt in den Himmel und zum Mond, zu Riesen und Zwergen und zu den Tieren. Ein fröhliches Herz und wirkliche Dichterart haben ein Buch geschaffen, dem die kindliche Phantasie mit Lust sich ergeben wird. — Ein neues Märchenbuch in sehr gutem Einband mit launigen Scherenschnitten von Fritz Eich hat Margarete Windthorst geschrieben: „Zwergenmusik" (Bad Pyrmont, Friedrich Gernsbach), das sich an die Kinder, aber wie alle rechten Märchen auch an alle besinnlichen Leute wendet. (24 M.) — Eine kostbare Gabe von ganz besonderem Reiz, eine freudige Überraschung bedeutet das Kinderliederbuch „Klein-Irmchen" von Christian Morgenstern (Berlin, Bruno Cassirer), 35 M. Nur den oberflächlichen Leser der Morgensternschen Gedichte kann es befremden, daß der Dichter der Galgenlieder und der Palma Kunkel Kinderverse geschrieben hat. Wer Morgenstern kennt, mußte sie erwarten. Denn der tiefe Zusammenhang mit der Welt des Kindes konnte ihm nicht entgehen. In den Kinderliedern sind wahre Perlen enthalten, die man zum Besten zählen darf, was Morgenstern je geschrieben. Das Buch ist eine ganze und große Freude und die Ausstattung mit den reizvollen farbigen Zeichnungen von Josua C. Tampp so, wie wir sie von den meisterlichen Veröffentlichungen dieses Verlages gewohnt sind. — Aus der deutschen Vergangenheit Kräftigung und Trost für die Gegenwart zu schaffen, ist die Aufgabe, die sich die „Hermannsbücher" gesetzt haben. Das ist sehr zu begrüßen, und der erste Band: „An den Externsteinen" von Konrad Maß löst die Aufgabe in glücklicher Form (Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung). Die Geschichte spielt im 11. Jahrhundert im Westfalenland. — Heldentum unserer Tage schildert ein hochwillkommenes Buch von Reinhard Koehle: „Auf großer Safari mit treuen Askaris" (Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft). In Zeiten, in denen einer der besten Deutschen, Lettow-Vorbeck, in widerlichster Weise von Deutschen beschimpft wird, ist es gebieterische Pflicht, in den Herzen der deutschen Jugend das Gefühl für deutsche Größe und Heldengeist wachzuhalten, damit sie früh lernen, daß des echten Mannes wahre Feier immer die Tat ist und bleiben wird. Daher empfehlen wir dieses Buch ganz besonders. — Ein feines, von einem gesunden Christentum durchblutetes Buch ist Helene Pagès neue Arbeit: „Mutter Nanni und ihre Kinder" (Freiburg, Herder) mit Buchschmuck von Rolf Winkler. Die innere Heiterkeit und Sauberkeit dieses Buches wird ihm in Verbindung mit dem flüssigen Stil und der unaufdringlichen Pädagogik viele Freunde erwerben. — Etwas Neues versucht der erste Band von Bongs Jugendbücherei „Gemälde und ihre Meister, die unsere Jugend kennen sollte" (Berlin, R. Bong). Hier wird ein fruchtbarer Gedanke verwirklicht, dessen geschickte weitere Durchführung sehr erfreuliche Aussichten eröffnet. Denn es ist notwendig, gesund und fördernd, wenn der Jugend in der hier gewählten Art das Verständnis für die Kunst geweckt und ihr gezeigt wird, daß wahre Freiheit und wahrer Reichtum nur in innerem Besitz von Kunst und Bildung bestehen. Die Auswahl der 48 Kunstblätter ist geschickt, das Geleitwort von Arnold Reimann und die erklärenden Texte zu den Bildern sind dem Verständnis der Jugend glücklich angepaßt. Das Gleiche gilt von dem uns in letzter Stunde zugegangenem 2. Band „Wilde Tiere, die unsere Jugend kennen sollte", den Adolf Heilborn frisch und anschaulich zusammengestellt und mit lebendig geschriebenem Text begleitet. — Von dem richtigen Verantwortlichkeitsgefühl erfüllt gegenüber den Heranwachsenden sind die altvertrauten Bücher,

die wir dringend empfehlen: „Herzblättchens Zeitvertreib", „Töchter-Album" und „Flemmings Knabenbuch" (Berlin, Carl Flemming und C. T. Wiskott). Viel Anregung, Unterhaltung und Belehrung in wirklich guter und gesunder geistiger Kost bieten diese recht gut und solide ausgestatteten Bücher, deren Preis von 34 M. als angemessen bezeichnet werden muß.

Der neue Jahrgang des „Deutschen Knabenbuchs" zeigt es ganz auf der Höhe. Neben der Fülle von Anregung und Belehrung, beides in lebendiger Form geboten, bringt es Text und Bilder in sorgfältigster Auswahl unter dem maßgebenden Gesichtspunkt des menschlich und künstlerisch Wertvollen (Stuttgart, K. Thienemann). Die anderen Veröffentlichungen des gleichen Verlages beweisen eine geschickte, auswählende Hand, die sehr erfreuliche Erfolge erzielt. Da stehen neben der ausgezeichneten Auswahl der ewig jungen „Deutschen Volksbücher" von G. Schwab mit den Bildern von W. Planck die Bücher aus der Sammlung „Deutsche Zeiten": Carl Ferdinands „Normannensturm" und Heinrich Lilienfeins „Wie der Uz das gelobte Land fand", das eine eine bewegte Erzählung aus der Zeit der Normannen, das andere ein von tiefster Liebe zur schwäbischen Heimat getragenes Bild von den Schicksalen eines jungen Burschen im 30jährigen Kriege. Für junge Mädchen schrieb Trude Bruns ein frisches, lustiges Buch „Hans und Suse in der Stadt" und Elisabeth Steinbiß eine Erzählung voll hohen Ernstes und feiner Künstlerschaft „Wanderung", die sich an die reiferen Jahre wendet. Alle diese Bücher sind gut ausgestattet und halten sich auf mäßigen Preisen. — Wir empfehlen auch den „Blauen Kinderkalender" für das Jahr 1922 (Wien, Rikola-Verlag), der für die Jugend eine Fülle von Anregung, Unterhaltung und Belehrung in sehr lebendiger Form bringt.

* * *

Zum Weihnachtsfest besonders willkommen ist die gute Sammlung schöner deutscher Weihnachtslieder „Wie uns die Alten sungen", neu herausgegeben von Martin Frey (Leipzig, Carl Merseburger). Die Einbandzeichnung, die Schrift und Noten zeichnete Albert Andresen mit der Feder. 19 der besten Weihnachtslieder sind hier vereint, und werden in ihrer unvergänglichen Frische und Innigkeit heute wie immer Freude bringen.

* * *

Je trauriger es um die Führung im Reich und den Einzelstaaten aussieht, um so erfreulicher ist das Erstarken völkischen Bewußtseins überall in deutschen Landen, besonders in den Grenzlanden und den unter Fremdherrschaft liegenden Gebieten. Ein außerordentlich wirksames Mittel, den ungebrochenen Willen zur großen deutschen Volksgemeinschaft und die Kraft des eigenen Stammes zum Ausdruck zu bringen, sind die Heimatkalender, von denen wir einige mit stärkstem Nachdruck hervorheben möchten. Da ist der Kalender Ostmark 1922, herausgegeben von Robert Budzinski (München, Georg D. W. Callwey), der als Wochenabreißkalender mit ausgezeichneten Schwarz-Weiß-Blättern sehr gut ausgewählte Dichtungen und Kompositionen ostmärkischer Künstler bringt und ein beredtes Zeugnis ablegt, wie reich dieses Land ist, und wie wertvoll seine seelischen Kräfte für die Gesamtheit sind. — Da ist der Bundeskalender 1922, herausgegeben vom Bunde der Deutschen in Böhmen, der als Buch mit Schillers Bild und dem Spruch „Halte fest an deutschem Sinn!" in Graslitz erschienen ist. In ihm lebt ein Geist, den wir mit höchster Achtung begrüßen. Die Deutschen in Böhmen können vorbildlich für die

meisten Reichsdeutschen sein. Entschlossenheit, Opferbereitschaft, schöpferisches Leben und ein unbeugsamer Wille zum Deutschtum zeichnen sie aus. Das kommt in diesem wertvollen Kalender sehr stark zum Ausdruck. Wenn wir, als unfreies Volk mit einer Regierung, die nicht den Willen zur deutschen Freiheit zeigt, mit der Tat ihnen nicht dienen können, so sollen wir ihnen wenigstens unsere Liebe zeigen. Es ist Pflicht, unsere Brüder im Kampf zu unterstützen. Darum soll man für diesen Kalender besonders um Verbreitung im Reich werben. — Eine sehr reizvolle Gabe ist „De plattdütsche Dagwiser 1922", een nedderdütscher Rietaf-Kalenner (Bremen, Carl Schünemann), der, ganz plattdeutsch gehalten, mit einem hübschen, bunten Eingangsblatt von Theodor Herrmann, allen Freunden Niederdeutschlands mit seiner Wiedergabe lebendigen alten Sprachguts höchst willkommen sein muß. — Da ist endlich der mit dem Bilde des Großen Königs geschmückte „Preußen-Kalender 1922", herausgegeben von Bogdan Krieger (Leipzig, Konkordia-Verlag), ein Abreißkalender, der ein so kräftiges, bewußtes, gesundes Preußentum vertritt, daß man solcher Wesensart sich von Herzen freut.

Auch der hier alljährlich angezeigte Wochenabreißkalender „Kunst und Leben" (Berlin-Zehlendorf, Fritz Heyder) bietet in seinem neuen Jahrgang eine Fülle von Originalzeichnungen und -holzschnitten deutscher Künstler in geschickter Verbindung mit Versen und Sprüchen deutscher Dichter und Denker. — Der „Goethe-Kalender auf das Jahr 1922", jetzt zum 15. Male erscheinend, herausgegeben von Karl Heinemann (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung) bringt neben Urteilen von Zeitgenossen über Goethe, aus den monatlichen Berichten des zweiten römischen Aufenthalts zusammengestellt, die Geschichte der „schönen Mailänderin" und eine kritische Übersicht über die neue Goethe-Literatur. Als empfindlicher Mangel muß das Fehlen eines Registers angemerkt werden. — Schön und wertvoll ist wie immer der „Insel-Almanach" (Leipzig, Insel-Verlag), frisch und anregend mit guten Beiträgen der „Almanach der Täglichen Rundschau" mit Buchschmuck von Karl Arnold (Berlin, Dom-Verlag).

* * *

Die Forderung der Pflicht zum Volkstum findet eine wesentliche Förderung durch ein Buch, das jeder sich und seinen Kindern zu eigen machen sollte: „Die Heldensagen der germanischen Frühzeit" von Friedrich Wolters und Carl Petersen (Breslau, Ferdinand Hirt). Die Nacherzählungen der Heldensagen, in Prosa, verwenden mit feinstem Verständnis und großem Geschick neben den Haupttexten auch spätere Überlieferungen und geben durch Ausfüllung von Lücken, Beseitigung von Überwucherungen, Nebeneinanderstellen von doppelten, gleichwertigen Überlieferungen ein ganz klares Bild der Sagen ihrem innersten Kern nach. Der innere Rhythmus eines jeden Heldenliedes ist sorgfältig gewahrt. Eine Flut von Kräftigung quillt aus diesen Sagen, die in männlichen Zeiten entstanden und den dem innersten deutschen Wesen so entsprechenden Begriff des Helden künden: der Held ist der Sinn der Welt. Der Begriff des Helden ist in den deutschen Sagen immer tragisch. Aber das Schicksal wird überwunden, indem der Held bewußt sein Gesetz auf sich nimmt und ein kurzes Leben leuchtender Taten, das der Heldentod früh endet, als das Höchste empfindet. Größe ist selbst noch in den Neidingstaten. Neben die seelischen Werte aus deutscher Vergangenheit, der hohen Schätzung der Treue vor allem anderen, tritt der künstlerische Genuß: alle diese Lieder und Sagen sind voll höchster künstlerischer Einheit, alles ist bildhaft gesehen und kommt plastisch zum Ausdruck. Diese Bibel deutschen Volkstums, die trotz allen albernen Behauptungen eines Barrès gerade die

seelische Verbundenheit aller deutschen Stämme erweist, sollte überall Hausrecht erhalten. — Aus dem gleichen Grunde begrüßen wir auch die „Lieder der Edda", in neuer Übertragung von Ludwig Ferdinand Clauß (Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung), mit einer warm empfundenen, guten Einführung. — Für eine andere Blütezeit der deutschen Seele wirbt ein feines Buch Verständnis „Romantik-Land", ausgewählt und eingeleitet von Ludwig Venninghoff mit 16 Bildwiedergaben (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt). Die gut ausgewählten Stücke von Goethe, Novalis, Tieck, Arnim, Hölderlin, Eichendorff, Wackenroder mit Bildern von Caspar David Friedrich, Runge, Schwind, Cornelius, Rethel werden durch eine innere Einheit zusammengehalten und wenden sich ohne literarhistorische Belastung an jeden fühlenden Deutschen, ihm mit innerer Bereicherung zu lohnen.

* * *

Ein sehr gut ausgestattetes, in jeder Beziehung anregendes und aufschlußreiches Werk ist das neue Buch von Fridtjof Nansen „Spitzbergen" (Leipzig, Brockhaus). Ganz neue Kenntnis über die einzigartige Beschaffenheit des Landes, seine Ströme, seinen großen Kohlenreichtum vermittelt Nansen in seiner anschaulichen Art, die das Tatsächliche in glücklicher Mischung mit Anekdotenhaftem bringt. Einen besonderen Reiz dieses wertvollen Werkes bilden die zahlreichen Lichtbilder und Karten. — Von einem deutschen Forscher, von Alfred Brehm, ist eine Auswahl erschienen „Kleine Schriften" (Leipzig, Bibliographisches Institut), die als höchst erwünscht und notwendig zu bezeichnen ist. Denn je weniger Brehms Tierleben der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden kann bei der Ungunst der Zeit, um so wichtiger ist es, durch eine Zusammenstellung seiner lebendigsten und hübschesten Aufsätze das Verständnis für ihn und seine Lebensarbeit zu verbreiten.

Bücher zur Kunst

Eine Gabe, auf die wir stolz sein dürfen, bietet der Verlag, auf dessen vorbildliches Wirken wir hier schon häufig hinweisen durften: Matthias Grünewald, der Maler des Isenheimers Altars, Gemälde und Zeichnungen des Meisters mit einer Einführung von Wilhelm Niemeyer (Berlin, Furche-Verlag). Dieses Werk in seiner edlen, vornehmen Ausstattung mit den ausgezeichneten zehn farbigen Bildtafeln, einundzwanzig einfarbigen Bildern im Text und drei Zeichnungen der ursprünglichen Ansicht des Isenheimers Altars ist das deutsche Bekenntnis zu Grünewald. Denn eine eindringlichere, tiefere Darstellung des großen Erlebnisses Grünewald, als Niemeyer sie in hinreißender Form mit fast religiöser Inbrunst und dabei klarster Wertung gibt, läßt sich nicht vorstellen. Matthias Grünewald ist ein Name und ein Symbol gleicherweise, in dem die Geister sich scheiden. Wer ihn erleben kann, dem werden die tiefsten Zusammenhänge unserer Not, unserer Tragik, unserer Seele und unserer Größe offenbar. Wer zu ihm keinen Zutritt findet, der bleibt auch vom wahren Leben der deutschen Seele auf immerdar getrennt. Hier wirken die großen Kräfte und die innersten Geheimnisse deutscher Mystik in unerhörter Stärke, wie bei Meister Eckhart, bei Paracelsus, bei Jacob Böhme. Das Werk der Wiedererweckung von Grünewald, das Woltmann begann und Heinrich Alfred Schmidt und Joris Huysmans fortsetzten, krönt Niemeyers klassische Arbeit. Wir hoffen, daß dieses Meisterwerk deutscher Buchkunst, dessen Preis in Halbleinen gebunden nur 80 Mark beträgt, vielen der Weg zu Verinnerung und seelischer Bereicherung werden möge. — Im vorigen Jahr konnte hier das wundervolle Kunstwerk „Als Herre Christ geboren ward" angezeigt werden. Der gleiche Verlag, dem wir dieses schöne Buch verdankten, beschert auch dieses Jahr eine Weihnachtsgabe von feinstem Reiz:

Matthäus Schiestl, ein deutscher Malerpoet. Von Cajetan Oßwald (München, Gesellschaft für christliche Kunst). Das Buch ist auf bestem Glanzpapier gedruckt und bringt in 120 Textbildern, 12 farbigen und 10 mehrfarbigen ganzseitigen Einschaltbildern eine umfassende Übersicht über das Schaffen dieses so urdeutschen Meisters. Seine tiefe Frömmigkeit, seine Innigkeit und phrasenlose Schlichtheit seines Wesens kommen durch die Meisterschaft seines Pinsels zu einem erhebenden Ausdruck. Alle Kräfte des Gemüts und der Seele finden hier die schönste Nahrung. Es ist wie ein Jungbrunnen der Reinheit, denn alles ist so echt, wahr und deutsch. Der Text von Oßwald wirkt in verständnisvoller Art und mit wohltuender Wärme für die ernste Männlichkeit, die verträumte Kindlichkeit und die herbe, dem Lärm des Tages nicht unterworfene Sauberkeit der Seele des verehrten Meisters. — Auf unseren Kunstverlag dürfen wir in Deutschland wahrhaft stolz sein. Erst kürzlich sind auf diesen Blättern die meisterhaften Veröffentlichungen des Verlages Hugo Schmidt, München, eingehend gewürdigt. Jetzt liegt als erster Band einer „Kunstgeschichte in Einzeldarstellungen", einem sehr viel versprechenden Unternehmen, „Der deutsche Holzschnitt" von K. 3. v. Manteuffel vor, in dem in 77 Abbildungen der Aufstieg dieser Kunstart im 15. Jahrhundert und seine hohe Blüte im 16. Jahrhundert durch die sachkundigen und eingehenden Darlegungen Manteuffels in vorzüglichem Bildmaterial ausgezeichnet zur Erscheinung kommt. Gerade das Blühen des Holzschnittes in unseren Tagen sichert dem vollendet ausgestatteten Buch die starke Anteilnahme aller kunstliebenden Menschen. — In gleicher buchtechnischer Güte erschienen im selben Verlag zwei Bände von E. W. Bredt „Die drei galanten Meister von Valenciennes", als weitere Veröffentlichungen der mustergültigen Sammlung „Die Kunstbreviere". Was Bredt über die Kunst der drei Meister, Watteau, Pater, Eisen, zu sagen weiß, ist gerade darum von höchstem Interesse, weil es klar erkennen läßt, was Frankreich diesen Männern verdankte, die — keine Franzosen, sondern germanischer Rasse waren. In 103 meisterhaft wiedergegebenen Abbildungen spiegelt sich die lasterhafte Zeit von Versailles, idealisiert durch Watteaus große Kunst und durch seine auf ihm aufbauenden Nachfolger der Hüllen mehr und mehr beraubt. — Sehr willkommen und dankbarlich zu begrüßen ist die feine Wiedergabe der 40 Holzschnitte von Hans Holbein dem Jüngeren „Der Totentanz" (München, Holbein-Verlag), zu dem Hans Carz eine tiefschürfende, klare Einleitung schrieb. Dieses kleine Büchlein ist ebenso ein Juwel, wie die schlechthin vollendete Ausgabe von Shakespeares „Die lustigen Weiber von Windsor" mit den prächtigen Kupfern von Chodowiecki (ebenda). Hier sind zwei Geschenkbände, wie man sie reizvoller nicht wünschen kann. — Einen hübschen Gedanken verwirklicht das Büchlein „Kinderbilder aus alter Zeit" (Stuttgart, Julius Hoffmann), in dem 86 Meisterwerke wiedergegeben werden, in denen die Maler mit der Darstellung des Kindes gerungen haben. Aus der Auffassung des Kindes zu den verschiedenen Zeiten ergibt sich eine aufschlußreiche Menschheitsgeschichte in Bildern. — In 3. Auflage ist, glänzend gedruckt und ausgestattet, das unvergänglich lebendige Werk von Gustav Floerke, „Arnold Böcklin und seine Kunst" (München, F. Bruckmann) neu erschienen. Das Buch, das früher „Zehn Jahre mit Böcklin" hieß, bewährt seine Kraft und seine Geschlossenheit, gerade durch einige Weglassungen, so stark wie nur je. Floerkes Werk ist das schönste und überzeugendste Denkmal, das dem großen Meister gesetzt werden konnte.

Zwei Büchern, die als erste Bände einer Reihe „Werk und Feier" vom Deutschen Bunde „Heimatschutz" herausgegeben sind, wünschen wir dringend die weiteste Verbreitung: „Lob der Armut" von Will Desper und Paul Fechter und „Vom Reisen und Wandern in alter und neuer Zeit" von Werner

Lindner (Berlin, Furche-Verlag). Denn beide sind in vorbildartiger Weise geeignet, innere Aufrichtung, seelische Bereicherung und Trost zu gewähren und darüber hinaus die richtige Einstellung zur veränderten Zeit zu erleichtern. Gerade den Kreisen des deutschen Bürgertums, die Träger unserer geistigen Kultur sind, die durch die äußerlich so furchtbar drückend gewordenen Verhältnisse auch Schaden an ihrer Seele zu nehmen drohen, erwachsen hier für ihre Verzweiflung und Ratlosigkeit berufene Führer. Hier wird ihnen gezeigt, daß eine Zeit der schwersten Not für ein Volk, eine Zeit höchster innerer Kultur nicht nur werden kann, sondern werden muß, wenn nur die besten Kreise die Not als Fügung und Schicksal empfinden und verantwortungsbewußt auf sich nehmen. Die Besinnung auf die wahren Kräfte unseres Volkes wird zur geistigen Gesundung, zu einer würdigen Lebensführung und zu neuer, echter Schönheit des Daseins führen. Vielleicht hätte man statt Armut besser Lob der Einfachheit gesagt, denn auch die fast von der Kraft der Bergpredigt getragenen Worte Despers werden uns nicht überzeugen, daß die Armut ein Glück ist, wohl aber daß es in der Einfachheit liegt. Die Männer, die hier zusammen gearbeitet haben, um diese Trostbüchlein zu schaffen, sind Träger eines geistigen Deutschtums, das Besitz aller Kreise werden muß. Die Bücher in ihrer vornehmen Ausstattung mit ausgezeichneten, feinsinnig ausgewählten und erläuterten Bildern reich geschmückt, sind mit ihrem niedrigen Preise von 24 M. allen zugänglich. Sie sind in besonderem Sinne deutsch, sie sind künstlerisch, sie sind beseelt.

Petersburger Briefe. Von Kurd von Schlözer. Stuttgart 1921, Deutsche Verlagsanstalt.

Auf neue Schlözerbriefe freuen wir uns schon, ehe sie erscheinen; diese werden möglicherweise nicht die Beliebtheit der Römischen erreichen, mir sind sie die allerwertvollsten. Nicht nur wegen ihrer Beleuchtung russischer Verhältnisse in der wichtigen Zeit der Aufhebung der Leibeigenschaft, der wirtschaftlichen Entwicklung, sondern vor allem wegen Schlözers Beziehungen zu Bismarck. Da entrollt sich ein überaus anziehendes menschliches Schauspiel; anfänglich verabscheuen sich die beiden, sie hassen sich, und schließlich sind es Freunde geworden, die sich lebenslang verstehen und schätzen.

Selbstverständlich handelt es sich nicht um zwei gleichwertige Größen, es war der Meister und der Gehilfe, aber es wäre vieles besser gewesen, hätte Bismarck allzeit Männer von dieser Tüchtigkeit und Begabung, von dieser unbekümmerten hanseatischen Selbständigkeit als Untergebene um sich gehabt. Falls der sehr sorgsame Herausgeber und Neffe lindernd abgeschwächt hat — das könnte man hin und wieder vermuten — möge er solche Zaghaftigkeit in den gewiß bald erforderlichen neuen Ausgaben fallen lassen. Weder Bismarck noch der Oheim würden selbst durch noch kräftigere Äußerungen verlieren.

Der neue Chef ist April 1859 angekommen. „Ein Gewaltmensch, der alles kennt, ohne es gesehen zu haben, alles weiß, obgleich er sehr vieles nicht weiß. Er ist nur an blutjunge Attachés gewöhnt, die bei seinem Erscheinen stramm standen und zitterten. . . . Um zu imponieren, erzählt er überall die merkwürdigsten Dinge; niemand weiß, was wahr ist und was man diesem Schauspieler glauben kann." Er stöhnt über „diese fortwährende Hetze unter einem rücksichtslosen, nervösen Chef, für den die Menschen nur aus Schwächen zu bestehen scheinen, der keinem traut". Im nächsten Monat erwähnt er bereits seinen „Haß" auf den „großen Hünen", auf den „Pascha", gleichzeitig quillt jedoch die Bewunderung durch. „Wenn ich mir auch der überragenden geistigen Kraft dieses Mannes vollständig bewußt bin und mir eine Stimme im Innersten sagt, es ist etwas in ihm, was ich Herr nennen möchte, ich will diese Stimme nicht hören. Er soll sein Unrecht mir gegenüber einsehen." Bismarck hatte sich anfangs in der Wilhelmstraße über Schlözer beklagt; wie ich aus mündlicher Überlieferung weiß, hat er sich auch in der Petersburger Gesellschaft schonungslos über seinen Untergebenen und Kollegen geäußert. Im Juni schreibt jedoch Schlözer: „Er lobt mich hinter meinem Rücken als guten Arbeiter und korrigiert nichts mehr in meinen Konzepten." (Die Konzepte der späteren Bismarckgehilfen, wie Keudell und Stosch, hat er, so sagen diese selber aus, als wären es Schülerarbeiten gewesen, rücksichtslos verbessert.) Durch die in Schlözer entfachten Haß- und Rachegedanken ist dieser jedoch, so schreibt er, „ein schlechter Kerl" geworden . . . „es fürchtet ihn (Bismarck) die ganze Welt, ich ausgenommen — deshalb seine Wut". Ein befreundeter Diplomat aus dem

Auswärtigen Amt predigt dem Sekretär vernünftiges Einlenken, „Besonderheiten des Vorgesetzten sich gefallen zu lassen und sich so einzurichten, daß aus ihnen keine unnützen Zusammenstöße hervorgehen, ist ja unser aller Los". Im Juni des nächstfolgenden Jahres 1860 billigt der große Mann nicht nur seinen Sekretär, er lobt ihn „in geschäftlicher Beziehung, besonders was lokale Kenntnis und Diensteifer für landsmännische Interessen anbelangt . . . seine Tüchtigkeit und Pflichttreue hat mich entwaffnet". Schlözer lenkt recht langsam ein: „Ein merkwürdiger Mann, scheinbar voller Widersprüche." Aber dann ißt er täglich beim Chef, „höllisch interessant, immer zum Widerspruch reizend". Im Dezember 1860 schreibt er hinsichtlich seiner Reisepläne: „Ich habe Bismarck versprochen, ihn nicht zu lange allein zu lassen", bald darauf: „mitunter noch kleine Ritte mit Pascha; dann aber wieder große Freundschaft. Er erzählt mir viel, fabelhaft offen, interessant, sprunghaft, revolutionär, wirft alle Theorien über den Haufen. Und der in der Wilhelmstraße. Donnerwetter!" Der Große soll abberufen werden, „Kaiser und Gortschakoff sind sehr unglücklich — die deutschen Kleindiplomaten sehen ihn gerne fortgehen — er ist ihnen im höchsten Maße unbequem, unheimlich". Bismarck will ihn mitnehmen, in naivem Egoismus rät er ihm, er solle sich auf den neuen Chef, mit dem er sich gewiß nicht vertragen werde, auf keinen Fall einlassen. Schlözer lächelt. „Solches nach den Vorgängen aus Bismarcks Mund macht einen schnurrigen Eindruck." Staunend, nicht ohne Grauen erlebt er darauf „Otto" in Berlin während der schweren Konfliktzeitstürme. Oft ißt er mit ihm bei Schott in der Wilhelmstraße, er soll als Adjutant eingefangen werden, wehrt sich jedoch. „Ich kann mich nicht mit Haut und Haaren verkaufen." So wird Schlözer nach Kopenhagen versetzt, und „sehr freundlich" nimmt Bismarck von ihm Abschied.

Dies Verhältnis blieb; Schlözer bewahrte sich sein freimütiges Urteil, empfand jedoch für den Großen treue, nie erlöschende Freundschaft, die Verehrung des jungen Arbeitsgenossen, die Bewunderung des Historikers für den Mann der Weltgeschichte.

Marie von Bunsen.

Probleme der Wirtschaftsgeschichte. Eine Einführung in das Studium der Wirtschaftsgeschichte. Von Georg v. Below. Tübingen 1920, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Deutsche Wirtschaftsgeschichte 1815—1914. Von A. Sartorius von Waltershausen. Jena 1920, Gustav Fischer.

Diese beiden wirtschaftsgeschichtlichen Bücher zeigen in der Problemstellung wie in der Stoffanordnung ein durchaus unterschiedliches Gepräge. Als außerordentlich dankenswert muß es bezeichnet werden, daß der rühmlichst bekannte Freiburger Historiker v. Below eine größere Zahl verstreut erschienener Aufsätze unter Beifügung zweier Erstveröffentlichungen geschlossen einem größeren Leserkreise zugänglich macht. Eine vortreffliche Einführung bedeutet der Band in der Tat nicht sowohl durch systematische Abrundung oder Ausgang vom Elementaren, als vielmehr durch lebendiges Nahebringen der Probleme. Der Niederschlag eines streitfreudigen Forscherlebens wird vor uns ausgebreitet, die zufällige polemische Anknüpfung nicht gescheut und überall zum Grundsätzlichen durchgestoßen, ob das die Erörterung des Ureigentums, der wirtschaftlichen Stufentheorie, der Ursprung der Steuer, des Zunftwesens oder des Kapitalismus ist. Überall werden die vielfältigen Zusammenhänge aufgesucht, die unsere spezialistisch eingestellte Forschung so leicht verkennt. Die Grundfähigkeit des echten Historikers, die bunte Vielfalt der geschichtlichen Formenwelt unverkümmert zu lassen und sie doch zu klären und zu durchleuchten durch Aufweis von Wirkung und Wechseleinfluß, gibt diesen Aufsätzen, auf deren Einzelheiten hier nicht eingegangen werden kann, ihren ungemeinen Reiz, erhebt sie über das reine Fachinteresse hinaus zu einem Element wahrer wirtschaftsgeschichtlicher Bildung. Nur das Suchen der Gegenwart nach neuer Bindung der anarchisch zerflatternden Wirtschaftsfaktoren wird den Ausgang von der mittelalterlichen Problemlage besonders dankbar begrüßen

Das Werk von Sartorius von Waltershausen grenzt sein Problemgebiet von vornherein klar ab. Es behandelt die Entfaltung der modernen Wirtschaft im Verlaufe des letzten Jahrhunderts. Der Verfasser steht der schwierigen Aufgabe gegenüber, einen schier unendlich ausgebreiteten, historisch noch kaum überschaubaren Stoff zu gliedern und im Zusammenhang der kausalen Abfolge darzustellen. Schon die Periodisierung zeigt auch hier das erfreuliche Bestreben, die wirtschaftliche Entwicklung nicht zu vereinzeln, sondern sie in den allgemein politischen Geschichtsverlauf einzuordnen. Mit Recht nimmt daher die Wirtschaftspolitik einen breiten Raum dieser Wirtschaftsgeschichte ein, die als Hilfsmittel für den Selbstunterricht, als Handbuch des Akademikers, als Nachschlagewerk für den überlasteten Wirtschaftler eine empfindliche Lücke glücklich ausfüllt. M. H. B.

Der deutsche Gedanke, seine Entwicklung im politischen und geistigen Leben seit dem 18. Jahrhundert. Von Prof. Dr. Adolf Rapp. (Bücherei der Kultur und Geschichte, Bd. 8. Herausgegeben von Dr. Seb. Hausmann.) Bonn und Leipzig 1920, Kurt Schroeder.

Dieses Buch bietet noch nicht eine Morphologie des deutschen Gedankens von dem völlig neuen Blickpunkt, an den wir durch den Zusammenbruch gestellt sind, soweit wir von der elegischen bereits zur aktiven Haltung gelangt sind. Es bietet das nicht, obwohl es in den Zusammenbruch ausläuft. Das wertvolle Buch gibt auch nicht, was ebenfalls dringend erforderlich ist, eine Ursprungsgeschichte des deutschen Gedankens für die so wenig aufgehellte Zeit zwischen 1648 und 1756. Wir stellen diese unerfüllten Forderungen voraus, um den Untergrund für eine um so freudigere Anerkennung des Geleisteten und Gebotenen zu gewinnen. Das Buch bietet nämlich vor allem für das 19. Jahrhundert eine Fülle wertvollen Materials, das bisher wenig oder gar nicht bekannt war, und ergänzt in sehr vorteilhafter Weise die bei allen Ansprüchen doch recht dünne und konstruktive Darstellung Meinekes. Auf ein Gebiet ganz besonders möchten wir das Augenmerk des Lesers lenken. Dem in Tübingen lehrenden Historiker steht die politische Atmosphäre allzu lebendig vor Augen, die man als Rheinbundgeist, Westlertum, Kirchturmsdoktrinarismus, Formaldemokratie oder Erzbergerei mit hundert wechselnden Namen belegen kann. Auf diesem Gebiet, wo die Pathologie des deutschen Gedankens sitzt, sind die wesentlichen Verdienste dieses Buches zu suchen. Und daran kommen wir nicht mehr vorbei: die seelischen Ursprünge und Erscheinungsformen deutscher Schwäche und Apolitie müssen erbarmungslos bloßgestellt werden, damit unsere politische Mißleitung ihr Ende finden und der deutsche Gedanke in neuer vorbildlicher Gestalt ausgeprägt werden kann. Die Zeiten unbewußter Leibwerdung der nationalen Idee sind vorüber, wir brauchen das klare Bewußtsein unserer Möglichkeiten und Grenzen. Die Arbeit von Rapp spricht darin nirgends ein letztes Wort, sie hat aber viel zu bieten, und wir haben Grund, uns des Geschenkten dankbar zu erfreuen.

M. H. Boehm.

Das Problem der berufsständischen Vertretung von der französischen Revolution bis zur Gegenwart. Von Heinrich Herrfahrdt. Stuttgart und Berlin 1921, Deutsche Verlagsanstalt.

Die sozialpolitische Entwicklung der Gegenwart hat das Problem berufsständischer Vertretung, das zu einem verstaubten parteipolitischen Programmpunkt zu entarten drohte, in eine völlig neue Beleuchtung gerückt. Dieser Problemlage sucht der Verfasser dieser aufschlußreichen Schrift dadurch gerecht zu werden, daß er die historische Unterbauung beim Ausgangspunkt der modernen Verfassungsgeschichte, der französischen Revolution, ansetzt. Denn so sehr Herrfahrdt ideengeschichtliches Interesse bekundet: im historischen wie im systematischen Teil seiner Untersuchung stehen ihm praktische Verfassungsfragen im Vordergrund. Daraus ergibt sich auch die beherrschende Stellung, die er historisch den Bemühungen Bismarcks um die Schaffung einer wirtschaftlichen Vertretung zuweist. Es ist nur folgerichtig, daß für die jüngste Gegenwart dem Rätegedanken in seinen verschiedenen Phasen und Erscheinungsformen besondere Beachtung zuteil wird. Darüber verschiebt sich freilich die Betrachtung sichtlich von den eigentlich ständischen Tendenzen zu einer Überprüfung der Beziehungen zwischen Parlaments- und Klassenpolitik. Einer ständischen Erneuerung steht Herrfahrdt skeptisch gegenüber, die Einstellung auf den souveränen Staatswillen gibt den Ausschlag, und es wird von da aus eine Mitbestimmung der wirtschaftlichen Vertretung zugunsten einer lediglich beratenden Instanz abgelehnt. Die scharfsinnige Analyse der Motivationsformen und der Typik wirtschaftlich-beruflicher Vertretung im Staatsganzen wird auch den Leser fesseln, der diese Skepsis nicht ganz teilt. In der durch die Revolution geschaffenen Problemlage bietet das Buch einem jeden wertvolle Anregung, der diesen Fragen jenseits der partei- und klassenpolitischen Demagogie ein tieferes grundsätzliches Interesse entgegenbringt.

M. H. B.

The Sentimental Traveller. Von Vernon Lee. Leipzig 1921, B. Tauchnitz.

Reiseskizzen und Betrachtungen über „Empfindsames Reisen". Niemand ist befähigter, sich hierüber zu äußern; Vernon Lee ist eine „gute Europäerin", in ungewöhnlicher, vielleicht in einzig stehender Weise kennt sie neben ihrem Heimatland Italien, Deutschland und Frankreich. In den Sprachen und Literaturen dieser Länder weiß sie genau Bescheid, sie ist mit feinsinnigen Vertretern dieser Kulturwelten nah befreundet, so ist dieser Band unserer Irene Forbes Mosse, geb. Gräfin Flemming, gewidmet. Sie schreibt ein glänzendes Englisch, ihr Stil ist persönlich und gepflegt, persönlich ist auch die Art und Weise, diese fremden Ausschnitte des Lebens zu empfinden und zu sehen. Eine Entgleisung

ist ihre „Enttäuschung“ im Goethe-Haus; während sie Feines und Warmes über das Gartenhäuschen schreibt, sah sie am Frauenplan nur Verstaubtes und Mottenzerfressenes und die (arg verzeichnete) Gestalt des Enkels. Wenn einer nach Rubinsteins Beethovenwiedergabe nur den Eindruck der hitzeglänzenden Nase des Künstlers davontrüge, wäre das für den Konzertbesucher bedauerlich, für uns vollständig belanglos. Aber dieser Schönheitsfehler stört nicht die Erinnerung an Vernon Lees hervorgezauberte Bilder, in denen wir die Luft einatmen, die Farben sehen, die Stimmung erleben. v. B.

Der Feldzug der 9. Armee gegen die Rumänen und Russen 1916/17. Von Erich von Falkenhayn, General der Infanterie. 1. Teil: Der Siegeszug durch Siebenbürgen. 2. Teil: Die Kämpfe und Siege in Rumänien. Berlin 1921, E. S. Mittler & Sohn.

General von Falkenhayn gibt in zwei Bänden eine höchst anziehende, auch für die Allgemeinheit verständliche Schilderung der Taten der von ihm geführten 9. Armee im Spätherbst 1916 und im Winter 1916/17. Es ist eine Musterleistung von Führung und Truppen, die hier vollbracht worden ist. Der mit höchster Gewandtheit geführten Operation auf der inneren Linie, die Siebenbürgen durch die Schlachten von Hermannstadt und Kronstadt befreite, folgte der Versuch, dem geschlagenen Feinde unmittelbar über das Hochgebirge nachzudrängen. Er mußte angesichts des um die Hälfte stärkeren Gegners und infolge eines Wettersturzes aufgegeben werden. Am Szurduk-Paß, wo das Gebirge am schmalsten, durchzudringen, mißlingt zunächst. Der Armeeführer läßt sich dadurch nicht irre machen. Er wiederholt den Durchstoß hier im November, sobald er über stärkere Kräfte verfügt, und hat Erfolg. Bei Targu Siu wird der Feind aus befestigter Stellung geworfen. Am Argesch reicht der rechte Flügel der 9. Armee der Donau-Armee Mackensens die Hand, während ihr linker die rumänische Nordgruppe schlägt. Durch das weitere Vordringen nach Osten wird den übrigen Kolonnen der 9. Armee der Austritt in die Ebene geöffnet, der Feind räumt seine Hauptstadt, erleidet mitsamt den zu seiner Aufnahme herbeieilenden Russen eine neue schwere Niederlage bei Rimicul Sarat und wird endlich hinter den Sereth zurückgeworfen. Schwerer fast als der Kampf gegen die Rumänen war der gegen die Witterung im verschneiten und vereisten Gebirge, zumal nur ein Teil der Truppen Gebirgsausrüstung besaß, wie nicht minder später in der rumänischen Tiefebene, die durch unausgesetzte Regengüsse in einen einzigen Morast verwandelt worden war. Dieser rumänische Feldzug ist eines der schönsten Ruhmesblätter unseres Heeres.

Frhr. von Freytag-Loringhoven.

Politische Rundschau

Wir haben in der Novemberrundschau die uns ungünstige Entscheidung über Oberschlesien beinahe nur nebenher, auf jeden Fall an einer nicht besonders betonten Stelle besprochen. Nach der ganzen Auffassung, die in diesen Blättern von Anfang an von der oberschlesischen Frage und ihrer vermutlichen Lösung vertreten wurde, war ja kein Anlaß vorhanden, als der Ausgang nun offenkundig wurde, sich überrascht zu zeigen, gegen die Westmächte zornig zu tun und wie die Helden Homers ein lautes Klagegeschrei anzustimmen. Dieses Mal aber ziemt es sich um so mehr, unseren Ausgang von den deutschen Angelegenheiten zu nehmen, als mit der Entscheidung über Oberschlesien, für die es schon in Versailles gekämpft hatte, Frankreich die Möglichkeit bekommen hat, die Schranken, die ihm der Versailler Friede noch zog, ganz und gar niederzubrechen und sich seinem Vernichtungsdrang wider uns zu überlassen. Briand hat sofort angekündigt, daß er in Washington die Aufhebung der Besetzungsfrist für die Rheinlande verlangen und Frankreich ein Verbleiben dort über die 15 Jahre des Friedens hinaus sichern werde. Es ist kein Zweifel, daß, sobald er dieses Ziel erreicht, die Übernahme der Rheinlande in französische Verwaltung erhebliche und rasche Fortschritte machen wird. Als er bei der Eröffnungssitzung der großen überseeischen Konferenz, scheinbar einer plötzlichen Aufforderung und Eingebung folgend, das Wort ergriff, wußte er genau, was er

unter der Bereitschaftserklärung zur Abrüstung im Falle ausreichenden Grenzschutzes verstand. Nach Oberschlesien kommt also in den nächsten Monaten das linke Rheinufer an die Reihe, und wir werden sehen, ob dieses linke Rheinufer nicht das Ruhrgebiet einerseits, Frankfurt andererseits zu Brückenköpfen braucht. Aber nicht genug damit, hat nun auch der Wiedergutmachungsausschuß in Berlin getagt. Man hat in Deutschland bis zum Überdruß erklärt, daß im Falle der Wegnahme Oberschlesiens die Bedingungen der Wiedergutmachung, wie sie uns im Londoner Ultimatum auferlegt wurden, vollends unmögliche werden. Die Westmächte denken nicht anders darüber, sie ziehen jedoch aus dieser schweren Schädigung Deutschlands die Folgerung, daß sie den Druck, unter dem wir zahlen sollen und voraussichtlich zahlen werden, bis aufs äußerste verstärken. Die Aufgabe des Wiedergutmachungsausschusses in Berlin konnte nicht sein, wie es die unverbesserlichen Illusionisten der deutschen Wirtschaftswelt und der deutschen Politik sofort sich zuflüsterten, die von uns aufzubringenden Entschädigungen nach Verlust Oberschlesiens sachgemäß herabzusetzen. Sie mußte sein zu prüfen, wie trotz Oberschlesiens Verlust möglichst viel aus Deutschland herausgeholt werden kann. Vielleicht ließ sich durch den Wiedergutmachungsausschuß in Berlin auch gründlicher und sachkundiger die Übernahme des Ruhrgebiets mit dem Kohlensyndikat und mit Frankfurt vorbereiten. Daß der Franzose keinen Teil deutschen Landes zu verdauen sucht, ehe er sich nicht genauen Überblick über die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse verschaffte, hat uns zuletzt noch die Regelung der oberschlesischen Frage in Genf gelehrt. Wie fest er anderseits, bei allem Verlangen von uns Geld zu bekommen, nach wie vor entschlossen ist, dort, wo er sich selbst auf lange hinaus noch nicht festsetzen kann, zu zerstören, dafür ist das unerbittliche Vorgehen des Generals Nollet gegen die Deutschen Werke Zeugnis.

Die Zeitungen der Rechten nahmen Mitte November mit Genugtuung davon Kenntnis, daß der General Cramon, der uns im Krieg bei der österreichischen Heeresleitung vertrat, sein Amt als Verbindungsoffizier zwischen der Vertretung der Westmächte und den deutschen Staatsunternehmungen, die von der Rüstungsindustrie auf Friedensarbeit umgestellt werden mußten, niedergelegt hat. Herr von Cramon begründete seinen Schritt mit der ungenügenden Unterstützung, die er auch jetzt noch bei der deutschen Regierung fände. Aber wo sonst hätte sich die deutsche Regierung seit dem Waffenstillstand widerstandsfähiger erwiesen, und wo (was vielleicht in der Gegenwart noch mehr ins Gewicht fällt) hat sich der feste und zähe Wille zum Widerstand in unserer Wirtschaft offenbart? Die Art, wie die deutsche Wirtschaft, obwohl sie parteipolitisch fast durchweg weiter rechts als die Regierung steht, nach dem Urteilsspruch über Oberschlesien den Gesichtspunkt voranstellte, es müsse gerettet werden, was gerettet werden könne, muß den Franzosen die Hoffnung eingegeben und die Engländer mit der Ansicht erfüllt haben, daß die deutsche Wirtschaft dort, wo die ganze Verantwortung auf sie fällt, kaum unnachgiebiger gesinnt ist, als die deutsche Politik. Es liegt uns ganz ferne, einer Sabotage der deutschen Unternehmungen und der Erzeugnisse des deutschen Arbeitsfleißes in Gebieten, worauf die Feinde die Hand legen, das Wort zu reden. Aber wir verstehen nicht, wie die führenden Männer der deutschen Wirtschaft irgendetwas noch bei Bedingungen zu retten hoffen, wie sie uns im Saargebiet und nun auch in Oberschlesien auferlegt wurden. Man läßt uns dort genau in dem Umfange weiter tätig sein, wie wir zur Fortführung der Unternehmungen unentbehrlich sind. Man rechnet, daß man bei uns als Meistern in einigen Jahren genug gelernt haben wird, um uns abzudanken. Deshalb ist die Frage unseres Verbleibens in dem Polen zugewiesenen Teil Oberschlesiens einzig und allein die, ob wir jetzt oder in fünf oder in zwölf oder in fünfzehn Jahren hinausgedrängt werden. Die Erwägung für unser Sicheinlassen auf die

französischen Zumutungen könnte daher nur die sein, ob wir einerseits mit Grund es für unmöglich halten, daß Franzosen oder Polen eines Tages an unsere Stelle treten, oder ob wir andererseits mit Grund Aussicht haben, daß in fünf oder zehn oder fünfzehn Jahren die politische Gewalt der Feinde in Oberschlesien durch eine Änderung der allgemeinen Weltlage schon wieder gebrochen sein wird. Trifft die eine oder die andere Voraussetzung zu, dann können wir zähneknirschend einstweilen uns fügen; trifft aber keine von beiden Voraussetzungen zu, so ist es ein Verbrechen an der gesamten Wirtschaft unseres Vaterlandes wie an seiner politischen Zukunft, wenn irgendein deutscher Unternehmer oder irgendein Angestellter an maßgebender Stelle jenseits der neuen Grenze ausharrt. Denn dieses Ausharren ermutigt die Feinde zu immer weiterer Steigerung ihrer Auflagen auf uns und zu immer weiteren Besetzungen. Sklavenarbeit verrichten wir dann nicht nur durch die Steuer, die wir in die Taschen der Westmächte zahlen, sondern viel mehr noch durch die wirtschaftsorganisatorischen Leistungen in uns politisch schon entzogenem Gebiet. Unsere Wirtschaftler handeln dann wie jene hochgebildeten griechischen Sklaven, die den Römern geistige Bildung und gesellschaftliche Kultur zutrugen und die römische Weltherrschaft damit erst ermöglichten.

So ist denn außenpolitisch das Bild der Lage völlig trübe und dunkel geworden, auch innerpolitisch hat es keine Besserung erfahren. Die Kredithilfe der deutschen Industrie hat den uns an Leben und Gesundheit zehrenden Streit zwischen Unternehmern und Arbeitern in voller Leidenschaft wieder aufflammen lassen. Die Unternehmer gehen wirtschaftlich allem Anschein nach von durchaus zutreffenden Voraussetzungen aus, wenn sie in einer Lage des Staates wie der gegenwärtigen, den Betrieb der Eisenbahnen in eine kräftigere Hand überleiten wollen. Indessen dürfte sich dabei das Unternehmertum über zweierlei doch nicht genügend Rechenschaft gegeben haben. Für unseren inneren Wiederaufbau kommt es am meisten darauf an, daß wir nach der Überfremdung unserer staatlichen Einrichtungen durch den westeuropäischen Geist auf die gegebenen Bedingungen unserer deutschen Staatsentwicklung wieder zurückgreifen. Und es gehört zum Wesen deutscher Staatsauffassung, daß Einrichtungen wie die Eisenbahn, von so großer Bedeutung für die Volksgemeinschaft und deshalb von so unzweifelhaft öffentlicher Art, wenn nicht vom Staat selbst, dann mindestens unter seiner Mitwirkung geführt werden. Das Wiedererstarken der natürlichen Bedingungen unserer Staatsentwicklung seit der Wiederaufrichtung des Reiches durch Bismarck brachte uns ebenso folgerichtig in den 70er Jahren die Übernahme der Bahnen durch den Staat, wie einige Jahre darauf die staatliche Versicherungsgesetzgebung für die Arbeiter und demnächst auch für die Angestellten. Die Form der Staatsbeteiligung braucht nicht starr zu sein; daß jedoch der Staat als Sachwalter unserer Volksgemeinschaft der Wirtschaft gegenüber an den Eisenbahnen beteiligt bleibt, das ist eine der Grundforderungen unseres staatlichen Wiederhochkommens, an der wir nicht achtlos vorübergehen dürfen. Wenn die Befürworter des Planes darauf hinweisen, daß eine konstitutionelle Demokratie weder die sauberen Finger habe, noch die Kraft und Ordnung in sich trage, die zu einer wirtschaftlichen Nutznießung der Eisenbahnen notwendig sind, und daß deshalb die westlichen Demokratien die Eisenbahnen dem privaten Unternehmergeist überließen, so ist das gewiß zutreffend. Die Kehrseite dieser Beobachtung aber ist, daß die Zurückführung der Eisenbahnen in den Privatbesitz bei uns einen weiteren Schritt auf dem Wege zur Umwandlung unseres Staatswesens in eine westlerische Demokratie bedeutet; und damit helfen wir uns nicht, sondern machen das Unheil, das über uns kam, vollends unheilbar. Aus dieser Begründung spricht dieselbe Denkart, wie sie uns aus der Rechtfertigung der deutschen Mitarbeit in dem Polen zugewiesenen Oberschlesien und bei ähnlichen Gelegenheiten entgegentritt. Sodann widerspricht die

Umwandlung der Eisenbahnen wohl auch dem sozialen Empfinden, wie es seit Bismarcks Tagen in der Nation von neuem lebendig geworden ist. Nicht nur der Arbeiterschaft, auch weiterer Kreise der Bevölkerung muß sich in diesem Falle das Gefühl bemächtigen, daß hier aus wirtschaftlichem Zwang ein ungeheurer sozialer Rückschritt getan wird. Ja, wenn im vorigen Jahr die Absicht von Hugo Stinnes durchgeführt worden wäre, wenn wir die Kleinaktie im Besitze unserer Arbeiter wüßten, wenn eine große gewerkschaftliche Treuhänderbank diese Aktien verwaltete, dann hätten wir wohl schon eine sozialpolitische Atmosphäre, die der Arbeiterschaft die geplante Umwandlung der Eisenbahnen in eine privatwirtschaftliche Unternehmung in anderem Lichte zeigte. Es würde, wenigstens im Keim, ein neues Verhältnis zwischen Arbeiterschaft und Unternehmertum gegeben sein. Aber das, was Stinnes wollte, ist bisher nicht zur Ausführung gelangt. Gerade in denselben Novembertagen des vorigen Jahres, wo nun wieder der helle Streit zwischen Arbeiterschaft und Unternehmertum ausbricht, wurde das Stinnessche Vorgehen von seinen Gegnern, vor allem von Rathenau und auch Georg Bernhard, zum Stillstand gebracht. Wenn es heuer nicht glücken sollte, die großzügige sozialpolitische Überlegung des führenden deutschen Wirtschaftlers gleichzeitig mit der Regelung der Eisenbahnfrage wieder aufzunehmen und diesmal zum Erfolge zu bringen, und wenn das Unternehmertum nicht in Verbindung damit auch eine, der Natur des deutschen Staates erträgliche Form der Durchführung seines Vorhabens finden sollte, so ist die Gefahr dringend, daß durch die Kredithilfe der Industrie die inneren Schwierigkeiten nur noch weiter gesteigert werden. Wir werden sehen, ob nicht Frankreich bald hinter unseren sozialistischen Gewerkschaften auf dem Plan erscheint. Möge sich dann die Hand des Mannes ebenso stark zeigen, wie sein erfinderischer Wille immer neue instinktsichere Ziele sich setzt.

Die endgültige Festsetzung Frankreichs in Oberschlesien hat, wie schon in Aussicht gestellt wurde, und wie es nicht schwer zu vermuten war, die Verhandlungen der Staaten untereinander, welche Frankreich als Schranke zwischen Rußland und uns zusammenzufügen bestrebt ist, wieder in Zug gebracht. Das abermalige Eintreffen König Karls in Ungarn ist allerdings, obwohl ihn auch diesmal die Franzosen begünstigten, sofort wieder zu einem bloßen Abenteuer geworden. Er ist jetzt in Madeira.

Die außenpolitische Tragweite der ungarischen Ereignisse läßt sich wohl noch kaum abschätzen. Es ist Italien geglückt, ebenso wie es schon zwischen Österreich und Ungarn die Vermittlung im Kampf um das Burgenland in die Hand bekam, sich auch bei den innerungarischen Unruhen zur Geltung zu bringen. Die Tschechoslowakei konnte nicht mobilisieren. Sie und Jugoslawien mußten daraufhin auch dulden, daß die Bedingungen der Unterwerfung Ungarns durch den großen und nicht durch den kleinen Verband festgesetzt wurden. Jugoslawien hat sich gleichzeitig der Italiens Wünschen Rechnung tragenden Festsetzung der albanischen Grenze durch den Völkerbund vorläufig gefügt. Nun begünstigt Italien eine Annäherung Ungarns an das den Italienern von alters nahestehende Rumänien. Auf der anderen Seite hat die Tschechoslowakei die Gunst der Lage nach dem Anfall Oberschlesiens an Polen zum Abschluß eines wichtigen Abkommens mit Polen benutzt. Der Minister Benesch, dessen Ministerschaft zunächst von unseren Illusionisten als für uns und die Deutschböhmen günstig aufgefaßt wurde, hatte sich schon bei den Genfer Verhandlungen durch ungemeine Polenfreundschaft ausgezeichnet. Nun hat er die Beziehungen der beiden Weststawenstaaten bedeutungsvoll verinnigt. Die Folge dürfte sein, daß sowohl von Jugoslawien wie von der Tschechoslowakei, wenn die beiden sich miteinander verständigen, demnächst doch wieder erhöhter Druck auf das Burgenland erfolgt und damit der slawische Korridor von der Ostsee bis zur Adria vollständig

wird. Inzwischen kühlen die Tschechen ihr Mütchen mit verdoppelter Grausamkeit an den Deutschböhmen.

Polen hat zu dem Abkommen mit der Tschechoslowakei inzwischen das Wirtschaftsabkommen mit Danzig ebenfalls bis zur Unterzeichnung gefördert und steht auch mit Frankreich über wirtschaftliche Abmachungen in aussichtsreichen Verhandlungen. Allerdings hat sich Frankreich seine Hilfe in Oberschlesien durch Beteiligung an der dortigen Industrie teuer genug bezahlen lassen. Unwillkürlich ist es daraufhin sofort auch wieder zu einer weiteren Verschärfung des russisch-polnischen Konflikts gekommen. Radek hat in aller Schärfe kürzlich ausgesprochen, daß die polnische Politik darauf ausgehe, die erfreulich fortschreitende Wiederentwicklung der deutsch-russischen Wirtschaftsbeziehungen zu unterbinden. Zur Einleitung der Washingtoner Konferenz haben die Franzosen daraufhin erwidert, daß umgekehrt Rußland 1 600 000 Mann unter Waffen halte und Deutschland einen Grundstock von 250 000 besitze. Ohne Schwierigkeiten könnten hier sieben Millionen Mann und in Rußland zwölf Millionen Mann ausgerüstet werden. Einen gewissen Vorsprung schienen die Russen ihrerseits den Polen inzwischen dadurch abgewonnen zu haben, daß sie mit gewohnter Tatkraft den nach ihrer Behauptung von Polen ausgerüsteten Aufstand Petljuras in der Ukraine niederschlugen und andererseits Anfang November in Riga mit den vier baltischen Staaten den Abschluß von Handelsverträgen verabredeten. Die nächste Klärung der Lage wird hier Aufschluß darüber geben müssen, ob es den Russen im letzten Augenblick vor der Vollendung der polnisch-französischen Brücke von der Ostsee zum Adriatischen Meer geglückt ist, von ihnen aus gesehen, den rechten Flügel dieser Stellung schon wieder zu schwächen und sich auch dem linken Flügel gegenüber gut zu halten. Es könnte freilich scheinen, daß dieser Erfolg, wie hoch oder niedrig er auch eingeschätzt werden mag, durch das Abkommen der Franzosen mit Kemal Pascha vom 20. Oktober ausgeglichen wurde. Das Abkommen kann einen doppelten Zweck verfolgen: einmal die Umfassung der Bolschewiki durch ein weites Ausholen des Angriffes im Süden zu ermöglichen und daneben den starken europäischen Aufbau der französischen Stellung auf europäischem Boden durch ihre Fortsetzung die Bagdadbahn entlang auf dem Wege nach Indien noch zu verstärken. Man sieht, wie wenig die Probleme, die zum Weltkrieg führten und den Verlauf des Krieges bestimmten, bisher zum Austrag kamen. Wir und Österreich-Ungarn gelten auf der Linie vom Kanal und der Nordsee bis zum Persischen Meerbusen nichts mehr; die Franzosen suchen sich um so zielbewußter in den Besitz dieser Linie zu bringen. Von den beiden mutmaßlichen Zwecken des Abkommens von Angora dürfte der zweite besser erfüllt sein als der erste. Die Gegnerschaft der Kemalisten gegen England und die Nebenbuhlerschaft Frankreichs mit England begegneten sich. Dagegen hat es den Anschein, als ob sich Kemal auf die französische Gegnerschaft gegen Rußland nicht hätte festlegen lassen. Diese Auffassung dürfte dadurch noch gestützt werden, daß Persien gleichzeitig mit Kemal und den Bolschewiki weiter verhandelt, und daß auch offensichtlich Afghanistan noch unter bolschewistischem Einfluß steht. Die Engländer hoffen denn auch unverhohlen, daß die Franzosen bei dem Abkommen die Betrogenen sein werden, haben aber trotzdem durch eine besondere Note ihre eindringlichen Bedenken in Paris gegen das Abkommen geltend gemacht. Man merkt daran, daß sie getroffen wurden. Das Gefühl, der Teil zu sein, der ernster bedroht ist als die Bolschewiki, wird in ihnen noch lebhafter geworden sein, als die Vereinigten Staaten sofort bei Eröffnung der Washingtoner Konferenz mit der Forderung hervortraten, England müsse seine Rechte auf Mesopotamien aufgeben, da sie mit dem Grundsatz der offenen Tür nicht vereinbar seien.

Wir kommen damit zum Schluß. Die Washingtoner Konferenz tagt nun, aber sie hat einstweilen nur ihre ersten Sitzungen gehalten. Präsident Harding scheint

mit den Plänen, die er auf der Konferenz verfolgt, sofort hervorgetreten und gleichsam mit der Tür ins Haus gefallen zu sein. Aber diese Offenheit darf uns stutzig machen, ob die Forderungen, die er bekanntgab, wirklich seine letzten Ziele darstellen. Er hat unter Vorlegung eines genau ausgearbeiteten Planes die allgemeine Verminderung der Seerüstungen für die an den Machtverhältnissen des Stillen Ozeans beteiligten Mächte und daneben für ganz Asien und Australien eine Politik der offenen Tür befürwortet. Selbst die Mandate des Vierbundes, der dereinst im Sommer 1914 den Krieg mit uns begann, über unsere Inseln im Stillen Ozean sollen rückgängig gemacht werden. Trifft das Begehren wegen Mesopotamien die Engländer, so dasjenige wegen der Inseln die Japaner. Japan und England gleichmäßig dürften bei den Ansprüchen gemeint sein, welche die Vereinigten Staaten für China aufstellen. Wir müssen uns in diesem Zusammenhange darüber klar werden, daß die Vereinigten Staaten seit Jahrzehnten eine bewunderungswürdige, stetige und folgerichtige Politik China gegenüber betrieben haben. Sie wünschen jetzt die Früchte dieser Politik einzuernten, die Frucht scheint ihnen zum Pflücken reif. Die Vereinigten Staaten haben sich stets als die Großmacht bewiesen, die China unbedingt freundlich ist, von China nichts nehmen will, vielmehr China auf alle Art wirtschaftlich und geistig zu neuem Leben zu bringen bedacht ist. Darum haben sie, als die europäischen Mächte an Chinas Küsten sich festsetzten oder zu Lande Stücke von ihm abbrachen, regelmäßig aufs unzweideutigste hervorgehoben, daß sie dergleichen nicht mittäten. Sie waren durch die Einwanderung der Chinesen in ihr Land nicht minder bedroht, als durch die der Japaner, und haben dagegen Abwehrmaßnahmen ergreifen müssen. Sie haben es aber fertiggebracht, in den Chinesen keinen Mißmut aufkommen und allmählich ihre Abwehr als allein gegen die Japaner gerichtet erscheinen zu lassen. Nun sollen die Japaner auch ihrerseits aus China wieder weichen, Schantung, die Mandschurei und die Aufsicht über die mongolischen Bahnen aufgeben. Die Kontrolle über diese Bahnen dürfte für Japan vornehmlich den Nutzen haben, daß es von dort aus allmählich die Besiedelung, die wirtschaftliche Eroberung und zum Schluß vielleicht die Angliederung Sibiriens vorbereiten kann. Den Abrüstungsvorschlägen der Vereinigten Staaten haben die Japaner und Engländer, unterstützt dabei vermutlich noch durch Italien, einstweilen dadurch die Spitze abgebrochen, daß sie sich grundsätzlich auf ihren Boden stellten, aber ankündigten, daß sie auch die Frage der Abrüstung zu Lande zur Sprache bringen würden. England fühlt sich auf dem europäischen Festland durch den Ausbau der französisch-polnischen Stellung tatsächlich ausgeschaltet und rechnet wohl auch damit, daß die Franzosen dank der Entwicklung des U-Bootes und des Flugwesens, in Verbindung mit der immer weiter reichenden Tragweite der großen Geschütze, aussichtsvoller, als es 1805 Napoleon konnte, eines Tages das Lager von Boulogne wieder aufzuschlagen vermögen. Vielleicht denken sie bei aller zur Schau getragenen rassenmäßigen Zuneigung für die nordamerikanischen Angelsachsen auch daran, daß diese Rassengemeinschaft von den Nordamerikanern schon einmal in für England schwerer Zeit verleugnet wurde. In Napoleons Tagen scheuten sich die Amerikaner nicht, mit den Engländern Krieg anzufangen und diesen dazu zu benutzen, sich von Napoleon den Erwerb Louisianas vermitteln zu lassen. Sie taten damit als kluge Geschäftspolitiker und raumwirtschaftlich richtig denkende Männer den entscheidenden Schritt zur Erwerbung der Mitte des nordamerikanischen Festlandes, dem sie dann in den folgenden Jahrzehnten das Vordringen an die Westküste des Stillen Ozeans folgen ließen. Mittlerweile haben sie ihr Festland voll in ihre Hand gebracht und streben über den Stillen Ozean hinüber. Mit England müssen deshalb auch wir darauf gefaßt sein, daß irgendwie ein abermaliges Hand-in-Hand-Arbeiten der Franzosen und der amerikanischen Angelsachsen stattfinden wird. Im Rückschlag dürften die Dienste, die

Frankreich den Nordamerikanern leistet, auch uns treffen, weil sie den Franzosen noch mehr Bewegungsfreiheit gegen uns in Europa verschaffen.

Mit uns hat am 19. Oktober nun auch das nordamerikanische Parlament Frieden geschlossen und daraufhin Harding am 21. Oktober den Friedensvertrag unterzeichnet. Der Friedensschluß hat aber nicht dazu geführt, daß Deutschland nun auch zur Konferenz beschieden wurde. Die Ohnmacht, in der uns das Ausland weiß, hat vermutlich bei den Amerikanern nicht einmal den Gedanken aufkommen lassen, uns dazu zu laden, wie sie selbst Belgien und andere kleine Staaten geladen haben. Welch ein Wechsel der Dinge vom letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, wo deutsche Männer in Wirtschaft, Wissenschaft und Politik den Neuaufbau Chinas in die Wege zu leiten berufen schienen, wo dann Wilhelm II. sich ausersehen glaubte, an die Spitze Europas gegen die Gelben zu treten, bis zu dieser Gegenwart, wo auf der einen Seite ein Chinese in Genf an der Spitze der Urteilssprecher in der oberschlesischen Frage gegen uns stand, und wo in Washington wir nicht einmal mehr zugelassen werden! Unsere Regierung ist dadurch so eingeschüchtert worden, daß sie trotz Friedensschluß noch immer keinen Botschafter nach Washington schickt. Während die beiden ebenso gewandten wie überlegenen Führer der feindlichen Westmächte bei allem Tun und Treiben gegen uns, Balfour und Briand, in Amerika zur Stelle sind, werden wir dort, ebensowenig wie in Genf, einen Mann von Belang zur Verfügung haben. Wir können allerdings fragen, ob es einen solchen Mann in Deutschland gibt.

Allem menschlichen Ermessen nach wird die Hauptentscheidung in Washington doch darüber fallen, welchen Einfluß England noch auf die Weltpolitik auszuüben vermag. Es spricht viel dafür, daß die japanisch-amerikanische Auseinandersetzung durch Washington wenigstens wieder für eine Weile hinausgeschoben wird. Dagegen werden sich die Engländer dort mit ihren heimlichen Nebenbuhlern, Frankreich sowohl wie den Vereinigten Staaten, zu messen haben. Alle die Angelegenheiten, die England im eigenen Reiche mit all seiner Klugheit, all seiner Festigkeit, all seiner Gabe, die Dinge zu sehen, wie sie sind, auch wenn sie nicht gut sind, vor der Konferenz beizulegen sich bemühte, sind nicht beigelegt worden. Gegenüber Irland hat Lloyd George in öffentlicher Rede im Unterhaus schon die scharfen Töne ein erstes Mal anklingen lassen, die Bernhard Shaw in seinem von uns in der letzten „Rundschau" erwähnten Artikel ankündigte. Man ist nicht weiter in Ägypten, in Vorderasien, in Indien; man sieht sich durch Harding nun auch von dem Hinausgedrücktwerden aus Mesopotamien bedroht. In einem so bedeutungsvollen Zeitpunkt dürfen wir daraufhin wohl auf die in unserer ersten „Rundschau" im Mai dargelegte Auffassung zurückgreifen, daß England durch das Verpassen des Friedens im Jahre 1917 den Krieg in seinen letzten Ergebnissen ebenso verloren hat wie wir. Es ist betrübend für uns, uns eingestehen zu müssen, daß es gewiß nicht so niederbrechen und widerstandslos ausscheiden wird, wie wir es seither taten. Die Scham über das eigene Versagen muß in uns dadurch noch schlimmer brennen. Eine Gefahr jedoch, daß das britische Weltreich hinter uns hersinkt, besteht zurzeit und lastet drohend auf der englischen Nation. Pertinacior.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Peter Dörfler, München. — Dr. Karl Hoffmann, Berlin. — Per Hallström, Stockholm. — Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin. — Geh. Regierungsrat Professor Dr. Friedrich Wiegand, Greifswald. — Dr. Max Reinitz, Wien. — Geh. Regierungsrat Professor Dr. Richard Fester, Halle a. d. Saale. — Hans Steinacher, Klagenfurt.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Hinrichs. — Der Wanderer ohne Weg. Roman von August Hinrichs. 295 S. Leipzig 1921, Quelle & Meyer. (16 M., Kleinen 24 M.)

Hochdorf. — Zum geistigen Bilde Gottfried Kellers. Von Max Hochdorf. 98 S. Wien, Amalthea-Verlag.

Hock. — Lyrik aus Deutschösterreich vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Herausgegeben von Stefan Hock. 198 S. Wien, Amalthea-Verlag.

Johst. — Kreuzweg. Roman von Hanns Johst. 252 S. München 1922, Albert Langen. (18 M., Leinen 30 M.)

Kaemmerer. — Geld, eine genetische Studie von G. H. Kaemmerer. 48 S. Berlin 1921, Puttkammer & Mühlbrecht. (3,50 M.)

Kanner. — Kaiserliche Katastrophenpolitik. Ein Stück zeitgenössischer Geschichte von Heinrich Kanner. 468 S. Wien 1922, E. P. Tal & Co.

Kobald. — Alt-Wiener Musikstätten von Karl Kobald. 200 S. mit 60 Abbild. Wien, Amalthea-Verlag.

Kobald. — Künstlerfrühling. Aus den Schriften eines Malers. Von Karl Kobald. 100 S. Wien, Amalthea-Verlag.

Kobald. — Schubert und Schwind. Ein Wiener Biedermeierbuch von Karl Kobald. 253 S. mit Abbild. Wien 1921, Amalthea-Verlag.

Kornerup. — Indien. Von Ebbe Kornerup. 226 S. Berlin 1922, Gyldendalscher Verlag. (26 M., gbd. 32 M., Kleinen 38 M., Rohleinen 42 M.)

Lohmeyer. — Soziale Fragen im Urchristentum. Von Professor Dr. Ernst Lohmeyer. 136 S. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 172.) Leipzig 1921, Quelle & Meyer. (Gbd. 9 M.)

Ludendorff. — Kriegführung und Politik. Von Erich Ludendorff. 342 S. Berlin 1922, E. S. Mittler & Sohn. (Kleinen 54 M.)

Mertl. — Die Geige in Gottes Hand. Roman von Kaspar Ludwig Mertl. Berlin 1922, Dom-Verlag. (16 M., Leinen 22 M., Kleder 45 M.)

Meyer. — Ursprung und Anfänge des Christentums. Von Eduard Meyer. II. Bd.: Die Entwicklung des Judentums und Jesus von Nazareth. 462 S. Stuttgart 1922, J. G. Cotta 54 M., Kleinen 68 M.)

Minor. — Aus dem alten und neuen Burgtheater. Von Jacob Minor. 257 S. mit zahlreichen Abbild. Begleitwort von Hugo Thimig. Wien, Amalthea-Verlag.

Neeff. — Prolegomena zu einer Kosmologie von Dr. Friedrich Neef. 63 S. Tübingen 1921, J. C. B. Mohr. (9 M.)

Paul. — Aus der Chronik des „Schwarzen Ferkels." Phantastische Erzählung von Adolf Paul. 112 S. München 1921, Albert Langen. (9 M., gbd. 15 M.)

Psychologische Forschung. Zeitschrift für Psychologie und ihre Grenzwissenschaften. Herausgegeben von Koffka, Köhler, Wertheimer, Goldstein, Gruhle. Bd. 1, Heft 1 u. 2, mit 41 Abbild. Berlin 1921, Julius Springer. (Jeder Band ca. 30 Bogen 86 M.)

Radowitz. — Ausgewählte Schriften und Reden von Josef von Radowitz. Herausgegeben und eingeleitet von Friedr. Meinecke. („Der deutsche Staatsgedanke", Führer und Denker, XVI.) 195 S. Mit Porträt. München 1921, Drei-Masken-Verlag.

Reibnitz. — Mein Ausscheiden aus dem preußischen Staatsdienst im September 1918. Dokumente und kurze Bemerkungen von Dr. Kurt Freiherrn von Reibnitz, Mitglied des Reichsrats, Staatsminister in Neustrelitz. 75 S. Neustrelitz 1921, Landeszeitung.

Reichsarchiv. — Erinnerungsblätter deutscher Regimenter. Artillerie-Heft 2: Geschichte des 3. Ostpreußischen Feldartillerie-Regiments Nr. 79. Bearbeitet nach den amtlichen Kriegstagebüchern von Regiments-Adjutant Fritz Heidrich. 140 S. 5 Kartenbeilagen. Oldenburg 1921, Gerhard Stalling. (8,50 M.)

Reichsarchiv. — Erinnerungsblätter deutscher Regimenter. Infanterie-Heft 2: Das Königin-Elisabeth-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 3 1914—1918. Nach Regimentskriegstagebüchern zusammengestellt von Oberleutnant a. D. von Rosenberg-Lipinsky. 237 S. 2 Karten. Oldenburg 1921, Gerhard Stalling. (17,50 M.)

Reichsarchiv. — Schlachten des Weltkrieges. Heft 3: Herbstschlacht in Mazedonien, Cernabogen, 1916. Dargestellt nach den amtlichen Quellen des Reichsarchiv von Major Curt Liebmann und Hilfsarchivar Georg Strutz. 120 S. 6 Karten. 17 Abb. 2 Anlagen. Oldenburg 1921, Gerhard Stalling. (16 M., gbd. 20,50 M.)

Reinacher. — Die Hochzeit des Todes. Erzählungen und Verse von Eduard Reinacher. 222 S. Stuttgart 1921, Deutsche Verlags-Anstalt. (Gbd. 20 M.)

Reininger. — Friedrich Nietzsches Kampf um den Sinn des Lebens. Der Ertrag seiner Philosophie für die Ethik von Dr. Robert Reininger. 187 S. Wien 1922, Wilhelm Braumüller. (24 M.)

Reinke. — Hiob. Roman von Siegfried Reinke. 165 S. München 1922, Albert Langen.

Riegel. — Zur Frage der deutschen Oberschule von Oberstudienrat Dr. Jul. Riegel. 52 S. Mit Lehrplänen und 5 Tafeln. (6,40 M.)

Roberts. — Gestalten der Wildnis. Von Charles G. D. Roberts. 186 S. Berlin 1922, Gyldendalscher Verlag. (16 M., gbd. 24 M., Kleinen 27 M.)

Roberts. — Jäger und Gejagte. Von Charles G. D. Roberts. 155 S. Berlin 1922, Gyldendalscher Verlag. (16 M., gbd. 24 M., Kleinen 27 M.)

Rochle. — Auf großer Safari mit treuen Askari. Taten und Abenteuer deutscher Jungen im wilden Pori. Von Reinhard Rochle. 313 S. u. 9 Einschaltbildern. Berlin 1921, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Rosenthal. — Schauspieler aus deutscher Vergangenheit. Von Friedrich Rosenthal. 112 S. Wien, Amalthea-Verlag.

Salten. — Schauen und Spielen. Studien zur Kritik des modernen Theaters von Felix Salten. Band I: 410 S. Band II: 360 S. Wien 1921, Wila.

Santer. — Nachruf von Anton Santer. 95 S. Innsbruck 1921, Brenner-Verlag.

Schauwecker. — Hilde Roth. Roman von Franz Schauwecker. 389 S. Halle a. d. S. 1921, Heinrich Diekmann. (20 M., Pleinen 27,50 M.)

Scheffauer. — The Infant in the News-sheef tu ode against the age by Herman George Scheffauer. 28 S. Hamburg 1921, Overseas Publishing Company.

Schleiermacher als Mensch. Sein Werden. Familien- und Freundesbriefe 1783—1804. 368 S. mit 3 Bildern. Gotha 1922, Friedr. Andreas Perthes. (Pleinen 60 M.)

Schlemmer. — Die deutsche Jugend und das Gebot der Stunde. (Schriften des Bundes der Erneuerung wirtschaftlicher Sitte und Verantwortung Nr. 3.) 15 S. Leipzig 1921, Fr. Wilh. Grunow. (1,50 M.)

Schlitter. — Aus Österreichs Vormärz. Von Hanns Schlitter. I. Galizien u. Krakau. 130 S. II. Böhmen. 118 S. III. Ungarn. 158 S. IV. Nieder-Österreich. 126 S. Wien, Amalthea-Verlag.

Schlözer. — Petersburger Briefe von Kurd von Schlözer 1857—1862, nebst einem Anhang: Briefe aus Berlin-Kopenhagen 1862—1864. Herausgegeben von Leopold Schlözer. 303 S. Stuttgart 1921, Deutsche Verlags-Anstalt.

Schnerich. — Wiens Kirchen und Kapellen. In kunst- und kulturgeschichtlicher Darstellung von Alfred Schnerich. 234 S. mit 66 Abbild. Wien 1921, Amalthea-Verlag.

Schroeder. — Lebenserinnerungen von Leopold von Schroeder, Dr. phil. et theol. h. c. weil. Universitätsprofessor in Wien. Herausgegeben von Dr. jur. et phil. Felix v. Schroeder. 287 S. Leipzig, H. Haessel. (32 M.; gbd. 38 M.)

Schucht. — Evas' Irrfahrt. Roman von Elisabeth Schucht. 240 S. Halle 1922, Heinrich Diekmann. (20 M., Leinen 27,50 M.)

Schweitzer. — Zwischen Wasser und Urwald von Professor D. Dr. Albert Schweitzer. 165 S. Bern 1921, Paul Haupt. (Gbd. 15 M.)

Schwering. — Ist Mathematik Hexerei? Von Dr. Karl Schwering, Oberstudiendirektor i. R., Geh. Studienrat. 80 S. Freiburg i. Br. 1921, Herder. (12 M.)

Springer. — Rembrandts sämtliche Radierungen. Die erste vollständige Faksimile-Ausgabe im Kupferdruck wiedergegeben und in 3 Bänden mit einleitendem Text herausgegeben von Prof. Jaro Springer. München, Holbein-Verlag. (Mappe I—III zusammen 600 M.)

Stein. — Staatsschriften und politische Briefe des Freiherrn vom Stein. Herausgeg. und eingeleitet von Dr. Hans Thimme. („Der deutsche Staatsgedanke", Führer und Denker IX.) 245 S. Mit Porträt. München 1921, Drei-Masken-Verlag.

Stern-Rubarth. — Die Propaganda als politisches Instrument von Dr. Edgar Stern-Rubarth. 116 S. Berlin 1921, Trowitzsch & Sohn. (12 M.)

Strunz. — Unsere Liebe Frau in Österreich. Sagen und Legenden. Eingeleitet und herausgegeben von Franz Strunz. 173 S. mit zahlreichen Abbild. Wien 1921, Amalthea-Verlag.

Tagore. — Sādhanā by Rabindranath Tagore. 272 S. Leipzig 1921, Bernhard Tauchnitz (Edition Vol. 4560). (9 M., gbd. 14 M., Leinen 16,50 M.)

Tovote. — Die Scheu vor der Liebe. Roman einer anständigen Frau von Heinz Tovote. 319 S. Berlin 1921, Dr. Eysler & Co.

Trenck. — Das Ewige Lied. Dantes Divina Commedia durch Versenkung und Eingebung wiedergeboren von Siegfried v. d. Trenck. 464 S. Gotha 1921, Friedrich Andr. Perthes. (60 M., Pleinen 70 M.)

Tschaadajew. — Schriften und Briefe von Peter Tschaadajew. Übersetzt und eingeleitet von Dr. El. Hurwicz. 202 S. München 1921. Drei-Masken-Verlag.

Ulitz. — Die ernsthaften Toren. Novellen von Arnold Ulitz. 276 S. München 1921, Albert Langen. (18 M., Leinen 30 M.)

Undset. — Jenny. Roman von Sigrid Undset. 348 S. Berlin 1922, Gyldendalscher Verlag. (30 M., gbd. 36 M., Pleinen 40 M.)

Uexküll. — Umwelt und Innenwelt der Tiere. Von J. von Uexküll. 224 S. mit 16 Abbild. Berlin 1921, Julius Springer.

Urkull. — Die Kämpfer Jahves. Von Lucie Gräfin Urkull. 176 S. Hannover 1921, Adolf Sponholz. (Gbd. 20 M.)

Voigt. — Das wirtschaftsfriedliche Manifest. Richtlinien einer zeitgemäßen Sozial- und Wirtschaftspolitik. Von Andreas Voigt. 168 S. Berlin 1921, J. G. Cotta. (18 M., Pleinen 30 M.)

Wagner. — Am Tore der Zukunft. Novellen und Skizzen von Hans Gustav Wagner. 281 S. Stuttgart 1921. J. G. Cotta. (19 M., Pleinen 27 M.)

Wentzcke. — Der deutschen Einheit Schicksalsland. Elsaß-Lothringen und das Reich im 19. und 20. Jahrhundert. Geschichtliche und politische Untersuchungen zur großen rheinischen Frage von Paul Wentzcke. 228 S. München 1921, Drei-Masken-Verlag. (24 M., gbd. 32 M.)

Wilbrandt. — Aus Kunst und Leben. Erinnerungsskizzen einer alten Burgschauspielerin. 108 S. mit Abbild. Wien 1921, Amalthea-Verlag.

Wingen. — Deutschlands künftige Stellung auf dem Weltmarkt. Von Dr. Oskar Wingen. 92 S. Nieder-Ramstedt 1921, Carl Malcomes Verlag. (15 M.)

Wolpert. — Der Sonntag der Seele. Besinnliche Lesungen von Leo Wolpert. 180 S. Freiburg i. Br. 1921, Herder. (14 M., gbd. 19,50 M.)

Wolters-Petersen. — Die Heldensagen der germanischen Frühzeit von Friedrich Wolters und Carl Petersen. 315 S. Breslau 1921, Ferdinand Hirt. (34 M., Leinen 46 M., Pleder 200 M.)

Woodbridge. — Das Etwas. Berichtet von W. W. Woodbridge. 32 S. Leipzig 1921, Georg Merseburger. (3 M.)

Zaunert. — Deutsche Natursagen. 1. Reihe: Von Helden und Unholden. Mit Holzschnitten von Marie Braun. Herausgegeben von Paul Zaunert. 148 S. Jena 1921, Eugen Diederichs. (20 M., gbd. 28 M.)

Für die Redaktion verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68

Die verhängnisvolle deutsche Politik nach Bismarck.

Das Schiff ohne Steuer

Roman aus nachbismarckischer Zeit

von Rudolph Stratz.

In eindrucksvollen Bildern werden die verhängnisvollen Wege der deutschen Politik nach Bismarck dargelegt. Ein vielgereister Deutschamerikaner, ein alter Idealist aus 1848, ein Diplomat der alten Schule, ein moderner Streber, ein selbstbewußter Großindustrieller und ein fanatischer Arbeiterführer sind die Vertreter der Strömungen im neuen Deutschland, die um die Vorherrschaft ringen, unbekümmert darum, daß das Deutschtum im nahen Ausland slawischer Übermacht zu erliegen droht. Zwei prächtig gezeichnete Frauen, die energische Tochter des Großindustriellen und die kluge Nichte des alten Diplomaten, verleihen dem Roman einen besonders fesselnden Reiz. Mit der Mahnung, das Erbe Bismarcks getreulich zu bewahren, klingt der neue Stratz-Roman, der uns durch das Ruhrrevier und das aufstrebende Hamburg, durch London, Petersburg, Wien und Prag führt, wirkungsvoll aus.

Geheftet 26 M., in Halbleinenband 36 M.

Die Wahrheit über den Orient und der deutsche Handel.

Vom Balkan nach Bagdad

Militärisch-politische Erinnerungen

von Gerold von Gleich, Generalmajor z. D.

Der Verfasser ist ein berufener Kritiker der deutschen Orientpolitik der letzten Jahre: er war während des Balkankrieges der griechischen Armee beigegeben und im Weltkriege Stabschef des Feldmarschalls von der Goltz-Pascha und nach dessen Tode Chef des Generalstabes der 6. türkischen Armee. In beiden, zeitlich auseinanderliegenden Stellungen war er in der Lage, die Fehler der deutschen Orientpolitik, die nicht unwesentlich zu dem späteren Zusammenbruch Deutschlands beigetragen haben, vollkommen klar zu erkennen. Die hochinteressanten und in packender Form dargebotenen Erinnerungen enthalten daher ein auf langjährige eigene Erfahrung gegründetes Urteil über die Anschauungen des Orientalen, das berufen erscheint, die hierzulande bestehende unberechtigt günstige Meinung über den nahen Orient richtigzustellen. Die deutsche Handelswelt wird die aus dem vorliegenden Werk sich ergebenden Ratschläge beherzigen müssen.

Geheftet 20 M., in Halbleinenband 30 M.

Durch jede Buchhandlung oder vom Verlag zu beziehen.

Die Bücher der Deutschen Meister

sind

Meisterwerke deutscher Buchkunst!

Die gesamte Ausstattung überwacht Professor F. H. Ehmcke, München-Zürich, der Meister des guten deutschen Buches. Mit einem Wort: Vorkriegsbücher! „Deutsche Landeszeitung" schreibt: „Buchtechnisch das schlechthin Vollkommenste und Beste, was uns an deutschen Büchern seit Jahren zu Gesicht gekommen ist."

Beachten Sie die niedrigen Preise:

	Halbleinen	Halbleder		Halbleinen	Halbleder
Bürger, Münchhausen	14,—	28,—	Anzengruber, Sternsteinhof	24,—	42,—
Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts	16,—	30,—	Postl, Prärie am Jacinto (Krieg)	22,—	38,—
			Mörike, Hutzelmännlein	18,—	34,—
Zschokke, Humoresken	18,—	34,—	Büchner, Dantons Tod	18,—	34,—
Hauff, Lichtenstein	24,—	40,—	Des Knaben Wunderhorn	20,—	36,—
Hoffmann, Brambilla	20,—	38,—	Brentano, Märchen	18,—	30,—
Arnim, Invalide Philander	14,—	28,—	Storm, Gedichte	24,—	40,—
Kleist, Der zerbrochene Krug	14,—	28,—	Droste, Judenbuche	14,—	28,—
Hebbel, Mutter und Kind	20,—	36,—	Hebbel, Tagebücher	26,—	40,—
Stifter, Hochwald	14,—	28,—	Pocci, Puppenspiele mit unveröffentlichten Zeichnungen	40,—	64,—
Gerstäcker, Regulatoren	28,—	48,—			
Goethe, Götz	18,—	32,—	Kettelbeck, Lebensbeschreibungen	32,—	50,—
Reuter, Franzosentid	20,—	36,—	Kleist, Kohlhaas	16,—	30,—

Demnächst erscheinen in unserem Verlage:

Gottfried Kellers gesammelte Werke:

In 10 Bänden Halbleinen 240,— Mark, Halbleder 400,— Mark. In 5 Bänden Halbleinen 220,— Mark, Halbleder 440,— Mark.

Eine Höchstleistung des deutschen Buchgewerbes. Wie aus einem Guß von Professor F. H. Ehmcke, München-Zürich, gestaltet. Er schuf die Schrift, überwachte den gesamten Satz und Druck, zeichnete selbst das Überzugspapier. Die wundervoll gediegenen Bände stehen keinem der sogenannten Luxusdrucke an innerem Werte nach, der wahre Bücherfreund wird sie sogar höher schätzen.

Deutsch-Meister-Verlag, München.

DIE

GEGENWART

ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, WIRTSCHAFTSLEBEN UND KUNST

HERAUSGEBER: HEINRICH JLGENSTEIN

VERLAG: GEGENWART · G·M·B·H · BERLIN · W 57 · BÜLOWSTRAßE 56

50. Jahrgang.

Aus dem Inhalt des Juli-Heftes:

Die neue Perspektive. Von Jlle. Reichstagsferien. Von Georg Gothein. Das Branntweinmonopol. Von Wilhelm Dusche. Schauen, Denken und Naturphilosophie. Von Paul Engelen. Um Hölz. Von Gustav Erényi. Die Ueberschätzung des Regisseurs. Von C. F. W. Behl. Das dadaistische Gedicht. Von Hans Benzmann. Die Bedeutung der Arbeitsbildung für den wirtschaftlichen Wiederaufbau. Von Willy Roß. Aufstieg. Von Hugo Marcus. Glücksucher. Von Viktor Noack. Börsenspiegel.

Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 8,— M., Einzelhefte 1,50 M., Doppelhefte 3,— M. Zu beziehen durch jede Buchhandlung, Postanstalt oder vom Verlag.

Gewissen

Für den Ring heraus- gegeben von E. Stadtler

Wochenzeitung für politische Bildung

Die Zeitschrift der Jungen in der Politik
steht jenseits der Parteien.

Am 9. April 1919 begründet, erscheint das jetzt im **„Gewissen"** **3. Jahrgang.**

Die Freunde des „Gewissen" schließen den
Deutschen Ring
der nationalen Volksgemeinschaft.

Der Ring ist Bewegung, er kämpft für deutsche Freiheit und Unabhängigkeit, gegen öffentliche Schäden und Schädlinge, gegen Fremdherrschaft und Schiebertum. Der Ring vertritt den Selbstschutz Deutschlands.

Herausgeber: Eduard Stadtler

Aus dem Kreise der Mitarbeiter:
Moeller van den Bruck, Albert Dietrich, Heinrich von Gleichen, Max Hildebert Boehm, Paul Ernst, Martin Spahn, Georg Escherich, Hermann Albrecht, Ernst Krieck, Rudolf Pechel, Hans Roeseler, Fritz Ehrenforth, Willy Schlüter, Hans Grimm, Rudolf Böhmer, Paul Fechter, Heinz Brauweiler, Franz Röhr, Karl Hoffmann, Carl Georg Bruns, Paul Lejeune-Jung, Karl C. von Loesch, Fritz Weth, Karl Müller-Franken, Kurt Woermann, Albert Vögler, Reinhold Georg Quaatz, Georg von Tschurtschenthaler, Wilhelm von Kries, Walther de Laporte, Hermann Ullmann, Heinrich Herrfahrdt, Walter Croll, Hermann Zickert, Hans Gerber.

Schriftleiter: Werner Wirths.

Das „Gewissen" erscheint wöchentlich zum jährlichen Bezugspreis von M. 28,— durch den Verlag, im Postbezug M. 9,— vierteljährlich, Einzelnummer 70 Pfg. Die Jahresbezieher gehören zum Ring und haben Anspruch auf Werbeprämien aus der Ringbücherei.

Probenummern unentgeltlich durch:

Verlag „Gewissen" Berlin W30
Motzstraße 22

Bestellungen mittels Zahlkarte auf Postscheckkonto Berlin Nr. 81654

Nicolaische Buchhandlung

Begr. 1713

Borstell & Reimarus, Berlin
NW 7, Dorotheenstr. 62 W 9, Königgrätzer Str. 123

Reichhaltiges Lager von Werken der schönen u. wissenschaftlichen Literatur, Reisehandbücher, Karten u. Pläne. Verzeichnis auf Wunsch kostenfrei. — — Ankauf von Bibliotheken und einzelnen Werken von Wert.

Abteilung:
Fritz Borstells Lesezirkel:
Größtes deutsches Bücher-Leihinstitut.
Gründungsjahr 1864.

Alle namhaften Erscheinungen von Unterhaltungsschriften und Werken wissenschaftlicher Richtung stehen unseren Abonnenten stets in sauberen, zum großen Teil neuen Exemplaren leihweise zur Verfügung. Umtausch beliebig.

Zeitungs-Ausschnitte

liefern über jedes Gebiet
für Gelehrte, Künstler,
Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanziers,
Großindustrielle
Behörden
usw.

Klose & Seidel

Bureau für Zeitungs-Ausschnitte
Berlin NO 43
Georgenkirchplatz 21

Mäßige Preise!
Sachgemäße Bedienung!

Der getreue Eckart

Halbmonatsschrift für das ganze deutsche Volk

Wir wollen:

Das deutsche Volk über den Parteien sammeln!
Die Besten dazu aufrufen!
Woher sie kommen, ob von links oder rechts, gilt uns gleich.

Wir wollen nicht:

Gegensätze schaffen!
Wir wollen sie überbrücken!

Bezugspreis vierteljährlich Mark 11,—

Helingsche Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin-Treptow
Karpfenteichstraße 15/16.

Vom Organisator der Orgesch

Soeben erschien in zweiter, vermehrter Auflage:

Im Lande des Negus

von

Georg Escherich

Mit 40 Abbildungen auf 24 Tafeln. Lex.-8°. **Broschiert 30 M., gebunden 35 M.**

Inhalt:

Auf der äthiopischen Eisenbahn — Der Bilenweg — In der Hauptstadt — In der deutschen Gesandtschaft — Auf dem heiligen Soquala — Auf dem Marsche nach dem Süden — Auf unbekannten Wegen — Bei Detjas Pyrrhu — Versäumte Gelegenheit — Im Bako-Lande — Ins Tiefland — Am Omofluss — Zum Rudolfsee — Schlimme Tage — Löwenjagd — Jagdlager — Auf Büffel — Der Heimmarsch.

„Das, was ich 1911 in noch frischer Erinnerung an meine Reise niedergeschrieben," sagt der Verfasser in seiner Einleitung, „das soll möglichst unverändert wiedergegeben und nur erweitert durch einige Jagdskizzen werden, die in der ersten Auflage keine Aufnahme mehr finden konnten. Sie führen mich zurück in die wildeste Zeit meines Lebens, in der die Lust an Strapazen und Gefahren mit Leistungsfähigkeiten vereint war."

Berlin NW 7, Dorotheenstr. 66/67 **Georg Stilke Verlag**

Wichtig für
Politiker, Sozialpolitiker,
Schriftsteller, Gelehrte,
Künstler usw.

★

Das älteste Zeitungsnachrichten-Bureau Argus, G. m. b. H.
(Redakteur P. Schmidt)
BERLIN SW 48, Wilhelmstraße 118
(Lützow 6797)

liest außer zirka 800 Zeitungen des In- und Auslandes die wichtigeren Zeitschriften jeder Art und liefert daher für jedes Interessengebiet zahlreiches Material.

★

Infolge langjähriger journalistischer Tätigkeit des Leiters wird zuverlässigste Lieferung gewährleistet.

Ein Däne und Deutschland

Essays von
Karl Larsen

9 Bogen. Geheftet M. 11,—, gebunden M. 15,—

Wenn Prof. Karl Larsen, der bekannte dänische Forscher und Publizist von europäischem Rang, dessen Vater als dänischer Offizier im Kriege gegen Preußen 1864 fiel, über Deutschland sich äußert, so geschieht es sicherlich ohne prodeutsche Voreingenommenheit. Umso wertvoller ist es, wenn seine sehr kritischen Untersuchungen ihn zu einem aufrichtigen Freund Deutschlands gemacht haben. So ist dieses Buch, unser Wesen in unbefangenem neutralen Spiegel wiedergebend, ein wertvolles Mittel zur Selbstbesinnung und eine tatkräftige Hilfe gegen Selbstbesudelung.

Zu beziehen
durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag

Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel), Berlin W 35.

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Blätter der „Zunft", der „Deutschen Gesellschaften für Kunst u. Wissenschaft in Polen" und des „Deutschen Heimatbundes, Danzig"

Schriftleitung: Carl Lange, Oliva (Freie Stadt Danzig). — Fernsprecher Oliva Nr. 148. — Drahtanschrift: Aurub-Danzig. — Jährlich 12 reich illustrierte Hefte. — Jedes Heft für sich abgeschlossen. — Mit dem April 1921 beginnt der neue Jahrgang.

Bisher erschienene Sonderhefte: „Freie Stadt Danzig", „Königsberg", „Weichsel", „Marienburg" (vergriffen!), „Dichter des Ostens", und „Schlesien", „Heimathefte". — In Vorbereitung befindliche Sonderausgaben: „Memel", „Zweites Schlesienheft", „Baltenheft", „Thorn – Graudenz – Culm", „Gefallene Künstler" (Nov.), „Ostdeutsche Frauen" u. a.

Zu unsern Mitarbeitern gehören u. a.:
Dr. Hans Benzmann, Hans Bethge, Katharina Botsch, Luise von Brandt, Lovis Corinth, Dr. Hanns Martin Elster, Paul Enderling, Paul Feldkeller, Ludwig Finckh, Paul Friedrich, Hans Franck, Ludwig Goldstein, Alfred Heim, Arno Holz, Prof. Kaemmerer, Eberhard König, Prof. Wilhelm Kosch, Robert Kurpiun, Carl Meißner, Walter von Molo, Prof. Wilh. Ostwald, Paul Rohrbach, Arnold Ulitz, Johannes Schlaf, Richard von Schaukal, Waldemar von Seidlitz, Leonhard Schrickel, Dr. Ernst Schultze, Elisabeth Stewert, Artur Silbergleit, Ewald Silvester, Hermann Stehr, Will Vesper, Geheimrat Volz, Emil Waldmann, Paul Zech u. a.

Bezug durch alle Buchhandlungen, durch die Post und direkt vom Verlag

Ostdeutsche Monatshefte G. m. b. H., Danzig, Langgasse 39.

Prospekte kostenlos vom Verlag.

Der neue Jahrgang

VIVOS VOCO

Zeitschrift für neues Deutschtum

Herausgeber: Fr. C. Endres, H. Hesse, R. Woltereck

Der neue Attentusartikel:

Das kommende Reich.

Eine Auseinandersetzung mit der alten Generation, dem Menschheitswillen der neuen Jugend gewidmet.

Bezugsbedingungen:

Bei portofreier Zusendung Heft 1 bis 6 Mark 16,—, Heft 1 bis 12 Mark 30,—. Einzahlung auf Postscheckkonto (III 66300 Leipzig).

Zu beziehen:

Vivos-Voco-Verlag, Leipzig, Roßstr. 14

Im vierten Jahre erscheint:

Die Flöte

Monatsschrift für neue Dichtung. Zeitschrift des Künstlerdanks (Clauß-Rochs-Stiftung) — Herausgeber: Hanns Martin Elster

4. Jahrgang (April 1921 bis März 1922)

Der Wegbereitung des Neuen in der Dichtung der Gegenwart auf Grund vertieften inneren Erlebens und hochkultivierten literarischen Geschmacks zu dienen, sieht „Die Flöte" als ihre vornehmste Aufgabe an. Beseeltes, vergeistigtes, künstlerisch reines Menschentum zu fördern und zur Wirkung zu bringen, ist ihr gelungen. Auch im vierten Jahre hält sie unbeirrbar fest an dem Willen zur Kunst und zur Vergeistigung des Alltags, unterworfen der Sehnsucht nach Schönheit und Klarheit. Der bisherige Erfolg und das weitere Programm geben der Flöte die Bedeutung einer

führenden literarischen Zeitschrift

Prospekt und Probeheft unberechnet und portofrei

Bezugspreise:

Halbjährlich (6 Hefte) M. 15,—, Einzelheft M. 3,—

Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Ein neuer

Henny-Porten-Film

Ab Anfang September
beginnt auf allen größeren Lichtbildbühnen der Afa in Berlin und den größeren Städten Deutschlands

der große Schlager der Wintersaison 1921/22

zu laufen:

Die Geier-Wally

nach dem gleichnamigen Roman von

Wilhelmine von Hillern.

Die Titelrolle gibt die berühmte und beliebte Filmschauspielerin

Henny Porten.

Mit ihren Partnern Eugen Klöpfer, Wilhelm Dieterle, Gerd Fricke, Grete Dierks und Wilhelm Diegelmann erscheint die Künstlerin in einer Charakterrolle und zeigt sich uns in ihren besten Leistungen.

Rechtzeitig erscheint hierzu der Roman in

9. Auflage

15 Bogen stark, in buchtechnisch vollendeter Ausgabe mit einer Titelzeichnung des bekannten Münchner Künstlers

Zeno Diemer.

*

Geheftet 16 M. Halbleinenband 22,50 M. Leinenband 26 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag

Gebrüder Paetel

(Dr. Georg Paetel) Berlin W 35, Lützowstraße 7.

Allgemeine Zeitung

Wochenschrift für Politik und Wissenschaft, Kunst und Literatur, Volkswirtschaft und Technik. / 124. Jahrgang.

✶

Die Allgemeine Zeitung
ist treu ihrer Tradition das Familienblatt
der gebildeten Welt.

Preis durch die Post vierteljährlich 6,— M. Probenummern kostenlos durch den Verlag München, Müllerstraße 27—29. / Bestellungen durch jede Postanstalt, jede Buchhandlung oder die Geschäftsstelle der Allgemeinen Zeitung, München, Müllerstraße 27.

Die Neue Landhausbücherei

Dritter Band:

Skizzen und Novellen des letzten Jahres

Preis fein kartoniert 6 Mark

Band III der Neuen Landhausbücherei wird durch seine feine Ausstattung und den reichen Inhalt als eine schöne und preiswerte Buchausgabe gelten dürfen, und kann als solche allen Literaturfreunden aufs wärmste empfohlen sein.

Inhalt von Band III

L. Andro: Schwester Lukana / Lothar Brieger: Der Snob / Elisabeth Joest-Krüger: Der Läufer / Renée Keller: Maman / Klabund: Im neunten Monat / Margarete Marasse: War es ein Weibchen? / Hugo Marcus: Ein Buch, das ich geliebt hatte / Richard Messerschmied: Die Fahrt mit dem westöstlichen Diwan / Adelbert Muhr: Ungarische Reise / Martin Roehl: Gerichtstag / Erich Singer: Der Dichter / Gertrud Soeder-Christaller: Liebesring der Rehe / Judith Stamm: Der blühende Gott.

Band I und II sind noch broschiert zum Preise von 3 Mark zu beziehen.

Presseurteile:

Bremer Nachrichten: „Die Novellen des ersten Bandes sind gut gewählt und fesselnd. Sie geben eine Einführung von literarischem Rang. Dieses neueste Unternehmen des Verlages ist aufs wärmste zu beglückwünschen."

Freiheit: „Der zweite Band reiht sich würdig an den ersten. In unsern unruhigen Tagen sind diese feinsinnigen Bücher erfrischendes Labsal. In ihrer Schlichtheit und mit ihrem vornehmen geistigen Inhalt werden sich die Landhausbücher einen wachsenden Kreis von verständnisvollen Lesern und Freunden sichern. Die Ausgabe ist sehr hübsch und wohlfeil. Alle guten Bücher finden den Weg zum Menschen."

Rheinisch-Westfälische Zeitung: „Eine feine Auswahl künstlerisch vollwertiger Skizzen."

Darmstädter Zeitung: „Novellen, die sich über den Alltag erheben, von klarstem Aufbau und schöner Stilistik."

Ein Teuerungszuschlag von 25% wird auf sämtliche Preise erhoben.

Landhausverlag / Jena.

Neue Herder-Bücher

Hagen, J. G., S. J., u. J. Stein S. J., Die veränderlichen Sterne. 2 Bde. 4°.

I. Band: **Geschichtlich-technischer Teil.** Von J. G. Hagen S. J. 4. (Schluß-) Lfg.: Die Elemente des Lichtwechsels. (IV u. S. 519—812) M. 142,—.

I. Band: **Geschichtlich-technischer Teil.** Von J. G. Hagen S. J. (XX u. 812 S.) M. 210,—.

„. . . Das Werk ist gleich wertvoll für den Fachmann wie für den Liebhaberastronomen, der sich mit der systematischen Beobachtung der Veränderlichen beschäftigt . . . Es wird dereinst wohl zu den „klassischen" gerechnet werden müssen." (Kölnische Volkszeitung 1920, Nr. 799.)

„. . . Der Verfasser hat sich durch die mühevolle Bearbeitung dieses wirklich monumentalen Werkes ein bedeutendes Verdienst um die astronomische Wissenschaft erworben. . . ." (Frankfurter Zeitung 1920, Beil. Nr. 15 [Prof. Dr. Ferd. Meisel].)

Noppel, C., S. J., Jugendzeit. Ein Beitrag zum Wiederaufbau Deutschlands. M. 6,80.

Die Schrift bringt zum erstenmal eine Übersicht über die Gedanken, die dem Begriff der Jugendzeit zugrundeliegen. Sie zeigt Ziel und Grenze der Jugendzeit, die Durchführung der Jugendzeit auf den einzelnen Gebieten des normalen Jugendlebens wie deren Anwendung auf die gefährdete und verwahrloste Jugend. Keiner, der sich mit unserer heranwachsenden Jugend befaßt, kann an der Schrift vorbeigehen.

Muckermann, Hermann, S. J., Neues Leben. Ethisch-religiöse Darlegungen. I. Buch: **Der Urgrund unsrer Lebensanschauung.** Mit 1 Titelbild. 6.—10. Taus. M. 7,50, geb. M. 12,50.

„. . . Das Buch verbindet wissenschaftlichen Ernst mit literarischem und künstlerischem Feingefühl und erfüllt darum nicht bloß eine wertvolle apologetische und religiös-erzieherische Aufgabe, sondern vermittelt zugleich einen hohen ästhetischen Genuß." (Augsburger Postzeitung 1920, Beil. Nr. 24.)

Oer, Sebastian v., O. S. B., Ich. Selbstbetrachtungen. M. 4,50, geb. M. 8,50.

Im tastenden Nachdenken über sich selbst sucht der Verfasser durch kurze Erwägungen der Beziehungen seines Ich zur Außenwelt sich bis zur Erkenntnis seiner eignen Lebensaufgaben und Ziele durchzuringen, die erst in der Ewigkeit ihren Abschluß finden.

Schillers Werke für Schule und Haus. Mit Lebensbeschr., Einleitungen u. Anmerkungen herausgegeben von **Dr. Otto Hellinghaus.** 4. durchgesehene Auflage. 3 Bände. Geb. in Pappe je M. 25,—, geb. in Leinw. je M. 30,—.

Zimmermann, O., S. J., Vom Vielen zum Einen. Das Dasein Gottes. III. Bdchen. M. 10,—, geb. M. 13,50.

Da Vielheit niemals das letzte Wort der Welterklärung sein kann, wird hier das Weltviele zum Ausgangspunkt eines Gottesbeweises genommen. Die angebliche Alleinheitslehre des Monismus bringt durch ihren Widerspruch mit den Tatsachen nur eine neue Zweiheit in die Schöpfung hinein.

Die Preise erhöhen sich um die im Ladenbuchhandel üblichen Zuschläge.

Herder & Co. G. m. b. H. Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Br.

Die Halbmonatsschrift

„BÜCHERPOST"

unterrichtet über die Neuerscheinungen des deutschen Buchhandels aus allen Wissensgebieten und der Unterhaltungsliteratur. Vierteljährlich 2,50 Mark. Probenummern sendet der

Verlag der „Bücherpost", Frankfurt a. Main
Niddastraße 74

gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken.

Die besten Kreise suchen Lehr- und Wirtschafts-Personal durch die

Vossische Zeitung

Berlin SW 68, Alte Jakobstraße

Hanseatische Verlagsanstalt Aktiengesellschaft Hamburg 36

Deutsches Volkstum

Monatsschrift für das deutsche Geistesleben

Herausgeber: Dr. Wilhelm Stapel

Preis 9 Mark vierteljährlich, Einzelheft 3,75 M., für Ausland doppelter Preis.

Jeder Band bringt eine Reihe grundlegender großer Aufsätze, eine größere Anzahl kleinerer Betrachtungen und Arbeiten. Der Beobachter rückt Ereignisse, die für die Zeit bezeichnend sind, in das rechte Licht. Die Zwiesprache gibt einen Überblick über das, was jedes Heft will. Die Stimmen der Meister bringen Gaben deutscher Dichter und Denker. Jedes Heft ist ein geschlossenes Ganzes. Vier gute Kunstbeilagen schmücken jedes Heft.

„Wenn ich dieser Zeitschrift einen Untertitel geben müßte, wäre es dieser: Zeitschrift für die Würde des deutschen Volkes. Unter den vielen Zeitschriften unserer Tage ist sie diejenige, der ich das größte eigene Gepräge zuschreiben möchte. Ihr Name ist keine Anmaßung, sondern Wahrheit . . . Die Ausstattung ist ausgezeichnet . . ." „Der Aufbau."

Probebände, bestehend aus vier neueren Heften der letzten Jahrgänge, einschl. Porto und Verpackung M. 5,—.

Wertvolle Neuerscheinungen!

Admiral von Reuter

Scapa Flow

Das Grab der deutschen Flotte

Mit zahlreichen Abbildungen auf Kunstdruckpapier.

Halbleinenband 30 Mark

Mit heißem Herzen wird jeder Deutsche Entstehen und Ausführung des Versenkungsgedankens lesen, dessen Durchführung seinerzeit von weiten Kreisen des Volkes als Ehrenrettung begrüßt wurde. Zur rechten Zeit erscheint das Buch, das den dienstlichen Bericht über die Ermordung wehrloser Schiffbrüchiger enthält, anläßlich der Kriegsbeschuldigtenprozesse eine ernste Mahnung an unsre Feinde.

Geschichte der Abstimmung in Ostpreußen

Der Kampf in Ermland und Masuren

von Max Worgitzki

Halbleinenband 25 Mark

Das Buch gibt einen ausgezeichneten Überblick über die Abstimmungsvorbereitungen, das Wirken nationaler Verbände, die Tätigkeit der Ententekommission und den endlichen, überwältigenden Sieg. Dem unermüdlichen Werben des „Ostdeutschen Heimatdienstes" und des „Masuren- u. Ermländerbundes" ist in diesem Buche ein Denkmal gesetzt worden. Für spätere Zeiten bildet das Werk ein interessantes Dokument deutscher Kulturgeschichte, von den Teilnehmern an der Abstimmung aus dem Reiche aber wird es als liebe Erinnerung an die Heimat begrüßt werden.

K. F. Koehler, Verlag, Leipzig.

Ich verdanke meine staatsbürgerliche u. politische Schulung Dr. Sachers **Bürger im Volksstaat.** (6.—17. Tausend. Geb. M. 21,— und Zuschlag. Verlag Herder / Freiburg i. Br.)

Soeben erschien:

Worte von Friedr. Wilh. Foerster

gesammelt u. herausgegeb. von **H. Peine.** Fein geb. M. 7,50.

Dies Büchlein stellt sich die Aufgabe, die Suchenden unseres Volkes auf die Überlieferung deutscher Innerlichkeit hinzuweisen. Es möchte Lebenskräfte wecken und Lesern, die mit leichter Last und ruhiger Seele freudig die Lebensbahn ziehen wollen, ein Freund und Wegweiser zur Heimat sein.

Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin SW 68 (Postscheck 145).

Die literarische Feinkost

Spezialverzeichnis von über 200 anerkannt besten u interessanten Büchern der Neuzeit liefert kostenlos

Verlag u. Versand für deutsche Literatur

Berlin SW 19
Grünstraße 25/26, Abteilg. 46.

Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten-Bureau

Berlin SO 16
Rungestraße 22-24

Größtes Nachrichtenbureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neb. Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften Fach-, illustrierte usw. Blätter.

*

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. Prospekte gratis.

Die Ferienreise

in ferne Lande

ist für die meisten zum „frommen Wunsch" geworden. Die Möglichkeit, im Geiste fremde Länder zu durchziehen, ist uns geblieben. Greifen wir zu nachstehenden Herder-Büchern:

Alexander Baumgartner, Im hohen Norden. Geb. M. 13,20
— Island und die Färöer. 3. Aufl. Geb. M. 34,—
— Durch Skandinavien nach St. Petersburg. 3. Aufl. Geb. M. 36,—
— Reisebilder aus Schottland. 3. Aufl. Geb. M. 22,50
Franz Xaver Geyer, Durch Sand, Sumpf und Wald. Missionsreisen in Zentralafrika. Geb. M. 24,—
Michael Huber, Im Reiche der Pharaonen. 2. Aufl. Geb. M. 19,50
Johannes Jörgensen, Vom Vesuv nach Skagen. Geb. M. 10.—
Bischof v. Keppler, Im Morgenland. 11.—15. Tsd. Geb. M. 19,—
Petrus Klotz, Mit Stab und Stift. Reisebilder. 2. u. 3. Auflage. Geb. M. 7,20.
— Was ich unter Palmen fand. 2. u. 3. Aufl. Geb. M. 7,80
Friedrich Ritter v. Lama, Eskimo- und Indianermissionen auf den Eis- und Schneefeldern Alaskas. Geb. M. 11,80
Joseph Lauterer, Australien und Tasmanien. Geb. M. 30,—
Robert v. Lendenfeld, Die Hochgebirge der Erde. Geb. M. 30,—
Johannes Mayrhofer, Spanien. 8.—12. Tsd. Geb. M. 21,50
Franz v. Schwarz, Turkestan. Geb. M. 30,—
Karl Christoph Strecker, Südafrika. Geb. M. 25,—
Eugen Werner, Kaiser-Wilhelms-Land. Erlebnisse in den Urwäldern Neuguineas. Geb. M. 30,—
Johannes Wronka, Kurland und Litauen. Geb. M. 10,80

und wir haben reichen Genuß und reisen

am billigsten!

Die Preise erhöhen sich um die im Ladenbuchhandel üblichen Zuschläge.

Herder & Co. G. m. b. H. Verlagsbuchhandlung zu Freiburg i. Breisg.

DIE STUDENTENSCHAFT

WOCHENSCHRIFT FÜR AKADEMISCHES LEBEN
UND STUDENTISCHE ARBEIT

Anerkannt führende deutsche Studentenwochenschrift mit den amtlichen Nachrichten des Kreises 3 (Niedersachsen) und 5 (Westdeutschland) sowie der diesen Kreisen angeschlossenen Hochschulen der Deutschen Studentenschaft. Mit amtlichen Nachrichten des Deutschen Hochschulringes. Jeder, der die studentische Einheitsbewegung und Selbstverwaltung verfolgen will, der an den Nöten und Forderungen der Studentenschaft Anteil nimmt und jeder, der sich mit Hochschulfragen beschäftigt, sollte Bezieher der „Studentenschaft" sein. **Probenummern kostenlos durch den Verlag. Bezugspreis im Semester unter Kreuzband M. 9,50, durch die Post bezogen vierteljährlich ohne Bestellgeld M. 4,—.** Erscheint 12mal im Semester.

Man verlange Anzeigenpreistafel durch den

VERLAG
DIE STUDENTENSCHAFT
GÖTTINGEN • G. M. B. H. • JÜDENSTR. 21

Der Zusammenbruch der österr.-ung. Wehrmacht

dargestellt an Hand von Akten des k. und k. Armeeoberkommandos.

Herausgegeben von
Gen.-Maj. d. R. Hugo Kerchnawe, Wien

Das Buch bringt rein sachlich und unparteiisch die in den Akten der österreichisch-ungarischen Heeresleitung enthaltenen amtlichen Meldungen, Berichte und Befehle. Es ergänzt sie durch die diplomatischen Aktenstücke, die wichtigsten Pressestimmen und die Parlamentsberichte, und gibt so ein ungeschminktes Bild dieser dunkelsten Stunde einer alten und ruhmreichen Armee.

Besonderes Aufsehen erregen wird der hier zum ersten Male abgedruckte Bericht der italienischen Heeresleitung über ihre Schlußoffensive.

Preis: geheftet Mark 20,—, gebunden Mark 26,—.

Vier Jahre in russischen Ketten

Eigene Erlebnisse
von Helene Hörschelmann

Deutsches Leid — deutsche Treue — deutsche Liebe — deutscher Mut, diese vier Dinge bestimmen den Inhalt des hinreißend geschriebenen Buches.

Die stillen Leiden der armen deutschen Kriegsgefangenen, wie die aufopfernde Liebe der baltischen Helferinnen ergreifen jedes deutsche Herz in gleicher Weise.

In atemloser Spannung verfolgen wir den Weg der Verfasserin durch Moskaus Spitäler und Amtsstuben, ins Gefängnis und auf der Flucht zu den deutschen Stellungen. Durch all diese abenteuerlichen Schilderungen aber leuchtet immer die erhebende und begeisternde, alles hintansetzende Liebe der Verfasserin zu den deutschen Brüdern und der alten Heimat.

Preis: geheftet Mark 12,—.

J. F. Lehmanns Verlag, München SW 2.

AP 30 D4 Bd.188-89 Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY